201
46 H
1

Digitized by Google

C. 15.

John Dunlop's

Geschichte der Prosadichtungen.

Aus dem Englischen

von

Felix Liebrecht
Professor am Athénée Royal zu Lüttich.

Berlin.
Verlag von G. W. F. Müller.

1851.

201
46 H
1

John Dunlop's

Geſchichte der Proſadichtungen

oder

Geſchichte der Romane, Novellen, Märchen u. ſ. w.

Aus dem Engliſchen übertragen und vielfach vermehrt und berichtigt

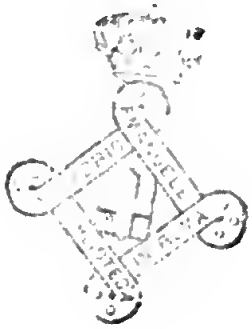
ſo wie

mit einleitender Vorrede, ausführlichen Anmerkungen und einem vollſtändigen Regiſter verſehen

von

Felix Liebrecht

Profeſſor am Athénée Royal zu Lüttich.



Berlin.

Verlag von G. W. F. Müller.

1851.

Sr. Wohlgeboren

Herrn Professor Dr. Josef Fiesz

Oberbibliothekar der Universitäts-Bibliothek zu Lüttich

als Zeichen ganz besonderer Hochachtung und Freundschaft

gewidmet

vom Uebersetzer.

Vorrede.

Unter denjenigen Zweigen der europäiſchen Nationalliteraturen, die in der neueſten Zeit mit beſonderem Erfolge bearbeitet worden ſind, nimmt die Romanliteratur unläugbar eine der erſten Stellen ein und hat in mehr als einer Beziehung einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt. Kenntniſſe mancherlei Art ſind durch dieſelbe verbreitet, Zuſtände offen gelegt, Gebrechen an's Licht gezogen, ſchädliche und nützliche Ideeen geweckt worden und alles dieß meiſt in um ſo weiteren Kreiſen, als Werke dieſer Gattung eine ſehr ausgedehnte Leſerzahl beſitzen. Die Richtigkeit des Geſagten iſt einleuchtend für Jeden, der ſich die hierhergehörenden Erzeugniſſe in's Gedächtniß ruft, in ſo weit ſie hiſtoriſche und ſoziale Gegenſtände behandeln. Wie tief eingreifend haben nicht die derartigen Erzeugniſſe unter Anderm in Deutſchland und England, mehr aber noch in Frankreich gewirkt? Genügt es nicht, nur beiſpielsweiſe aus dem Schriftthume des letztern Landes die Namen Sand, Souveſtre, Sue, Luchet zu nennen? Was haben ſie nicht dem denkenden Leſer offenbart? Was lernt man ferner nicht aus den Werken von Dickens, Ainsworth, Bulwer, der Gräfin Bleſſington und Lady Bury über engliſche Zuſtände nach oben und unten? Sie bieten Unerwartetes. — In anderer Richtung zeigt ſich uns nicht minder Anziehendes und, um bei letzterer Literatur ſtehen zu bleiben, darf ich unter vielen neben Bulwer nur den Namen Walter Scott's nennen, um die wohlthuendſten Erinnerungen hervorzurufen. Welch' tiefes geſchichtliches Studium, welch' umfaſſende Kenntniß der Sitten und Denkweiſen verſchiedener Zeiträume und Länder und kurz der Geſchichte in ihrem umfaſſendſten Sinne thun die Schriftſteller nicht kund? Wer, der nicht auf die Quellen zurückgehen will, könnte das alte und mittelalterliche Rom, das mittelalterliche und neuere Brittanien auf anziehendere Weiſe kennen lernen als bei jenen? Wo das Morgenland als bei Morier? — Auch bei anderen Ländern darf ich nur einzelne Namen anführen und auf Italien blickend deute ich, außer Manzoni, nur auf den edlen Azeglio hin. Wie erſchütternd und (man fühlt es!) wie wahr hat er, aus den Quellen ſchöpfend und ihnen erneueten Geiſt und Leben einhauchend, den Fall der florentiniſchen Freiheit geſchildert, den Fall der letzten italieniſchen Freiheit! — Ich übergehe andere Literaturen, um nur einen Schriftſteller aus einem theilweis noch ziemlich zurückgebliebenen Lande zu erwähnen, als Beweis wie ſich auch dort der Einfluß dieſer

Dichtgattung bemerkbar macht; ich meine den Portugiesen Alexandro Erculano, der, auf gründliche, geschichtliche Forschungen von bedeutendem Umfange gestützt, sie nicht nur zu ernsteren Arbeiten, sondern auch zu einer trefflichen romantischen Schilderung des Sturzes der Gothenherrschaft in Spanien benutzt hat.

All' das bisher Gesagte soll nur dazu dienen, um größere Leserkreise daran zu erinnern, wie anziehend es sei, den Ursprung und Verlauf eines Literaturzweiges kennen zu lernen, der zu so hoher Vollkommenheit und Wichtigkeit gediehen ist. Gleichwohl entbehrt das deutsche Schriftthum bis jetzt noch eines diesem Gegenstande ausschließend gewidmeten Werkes; wie zahlreich auch, wie gelehrt die anderweitigen Forschungen auf diesem Gebiete sind. Zwar hat ein gründlicher Kenner desselben*) eine Arbeit im großartigsten Maaßstabe beabsichtigt, jedoch ist er leider vor der Ausführung verstorben, vielleicht auch hatte er sie aufgegeben, und noch immer ist die Arbeit des Schotten John Dunlop die einzige in ihrer Art**).

Indem ich nun diese in einem deutschen Gewande erscheinen laße, erfülle ich gewissermaßen eine Pflicht der Dankbarkeit, da ich selbst ihr eine genauere und zusammenhängende Kenntniß des darin behandelten Gegenstandes schulde, auf welche gestützt ich dann leichter meine Studien ausdehnen konnte. Allerdings habe ich bei der jahrelangen Beschäftigung mit diesem Werke die mehrfachen und oft bedeutenden Mängel desselben wohl erkannt, so daß sich mir zuletzt der Wunsch aufdrängte, lieber selbständig aufgetreten zu sein, wenngleich ich nicht hoffen konnte, die Val. Schmidt vorschwebende Idee zu verwirklichen. Indeß mußte ich diesen Gedanken an meinem jetzigen Aufenthaltsorte, wo mir alle und jede Hilfsmittel zu einer so umfassenden Unternehmung fehlen, gänzlich aufgeben und mich damit begnügen, sie in ihrer jetzigen Gestalt an's Licht treten zu laßen, wobei ich mir recht wohl bewußt bin, wie unvollkommen und lückenhaft sie ist, an wie vielen Gebrechen sie leidet. Zur theilweisen Entschuldigung dieses letztern Umstandes darf ich jedoch anführen, daß ich mir selbst über nachträgliche Notizen aus in Deutschland überall zu findenden Werken dieser Literatur in der letzten Zeit fast immer aus weiter Ferne habe Rath erholen müßen. Wie hemmend dieß war, brauche ich nicht weiter darzuthun, um so mehr als das in Rede stehende Gebiet ein so ausgedehntes und jetzt so vielfach bearbeitetes ist; welcher letztere Umstand mir jedoch hier nicht zu gut kam.

Zu den Mängeln der History of Fiction zurückkehrend muß ich vor Allem als einen solchen des Verfassers ganze Anschauungsweise betrachten, welche keineswegs eine durchweg richtige oder mindestens mit der jetzigen übereinstimmende ist, wenn sie auch durch seine Eigenthümlichkeit, seine Stellung im Leben, so wie in Betracht des Standes derartiger Forschungen in seiner Zeit zu erklären und zu entschuldigen sein möchte. Zuvörderst nämlich scheint Dunlop seinen literarhistorischen Studien und Arbeiten (er hat auch eine Geschichte der römischen Literatur geschrieben) nur als Nebenbeschäftigung obgelegen zu haben (vergl. unten S. 453.) und er summiert seine Betrachtungsweise, wie anzunehmen steht, in den folgenden Worten: „Alles dieß (d. h. die Wunder der

*) Volentin Schmidt; s. dessen Beiträge zur Gesch. der romant. Poesie. Vorr. S. V ff.

**) The History of Fiction, being a critical Account of the most celebrated Prose Works of Fiction from the earliest Greek Romances to the Novels of the present Age by John Dunlop. Edinburgh 1814. III 8. — Second edition. Edinburgh 1816. III. 8. — Third edition. London 1813. I vol. 4. — Letztere Ausgabe ist nur ein unveränderter Abdruck der zweiten. — Eine andere Ausgabe, Philadelphia 1842, kenne ich nur aus Anführungen.

Romanwelt) mag nun zwar sehr albern sein, jedoch bietet das Leben vielleicht nur wenige Dinge, welche besser sind, als an einem Winterabende nach einem in der Erfüllung seiner Pflichten zugebrachten Tage am Kamine zu sitzen und solche Albernheiten zu lesen." (S. 450b.). Fügt man noch hinzu, daß er, wie aus seiner ganzen Darstellungsart erhellt, mehr ein Mann von nüchternem Verstande und trockenem Humor, oft aber auch zu kaustischem Spotte geneigt gewesen sein muß, so wird es, wie gesagt, erklärlich, wie er die von ihm besprochenen Erzeugnisse der Phantasie meist nur als Gegenstände einer zeitvertreibenden Unterhaltung betrachten und dabei seinem Hange zur Satyre freien Lauf laßen konnte*), ohne darin ein tieferliegendes Element zu erkennen, welches als eigenthümliches Ergebniß des bei aller Einheit im allgemein Menschlichen dennoch verschiedenen und daher verschieden schaffenden Volksgeistes erscheint, deshalb auch eine entgegenkommende, sich hingebende Stimmung, eine volle, ungehinderte Einwirkung auf die Einbildungskraft, so wie ein völliges Eingehen auf die jedesmal herrschende Denk- und Gefühlsweise verlangt. Daher kommt es denn, daß Dunlop nur von seinem individuellen Charakter ausgehend, einerseits nicht selten schiefe Urtheile fällt (vgl. Anm. 56.) und andererseits bloß zufällige Aehnlichkeiten in's Auge fassend, eine zu große Neigung zu äußerer Ableitung besitzt, die fast überall eine von Hand zu Hand gehende Ueberlieferung annimmt und die uns jetzt als Oberflächlichkeit erscheint; weshalb ich nicht selten Gelegenheit hatte, seine Ansichten zu berichtigen, dabei aber noch immer manches derartige mag übergangen haben. Daher also kommt es z. B., wenn er an den italienischen Dichtern des 15ten und 16ten Jahrhunderts lobt, „daß sie die Feeen, diese Geschöpfe der Phantasie, mit allem Schmucke der dichterischen Erfindung ausstatteten," daß Perrault „von der Maschienerie des Wunderbaren nur dann Gebrauch macht, wenn die Moral, die immer hauptsächlich im Auge behalten wird, auf diese Weise nachdrücklicher eingeprägt werden kann," und tadelnd bemerkt, daß in den Märchen der Gräfin d'Aulnoy „sich nur wenig Erfindungsgabe zeigt." — Es wäre überflüßig jetzt noch auf das Unrichtige dieser Ansicht hinzuweisen, denn Straparola's und Basile's Feeen sind so wie sie im Volke stets lebten und noch leben; die ächten Volksmärchen wollen nicht mit Bewußtsein Moral lehren und die Gräfin d'Aulnoy hätte besser gethan, in der Wiedererzählung der „auf allen Wiesen und Gründen der abgelegensten Volkspoesie, duftigen Kräutern und Blumen gleich, sprießenden Märchen" noch viel weniger Erfindungsgabe zu zeigen (Vgl. Jakob Grimm's Vorrede zu meiner Verdeutschung des Basile S. IX und Kindermärchen 3, 380.). Daß Dunlop also die innerste Natur des Märchens gänzlich verkannt hat, daß es nämlich das ächteste Erzeugniß des geheimsten Volksgeistes, Volkslebens und Volksglaubens ist, und kaum geahnt hat, welch' reiche Schätze zugleich für die Geschichte dieser und somit für die Wissenschaft aus denselben gewonnen werden können, liegt klar am Tage.

Aehnliches läßt sich mit Bezug auf Dunlop's Beurtheilung der großen Romane des Mittelalters sagen. Denn abgesehen davon, daß er auch oft willkürlicher Erdichtung zuschreibt, was in jenen Volksanschauungen und besonders hier in der Sage wurzelt, ist ihm überhaupt das eigentliche Wesen dieser und somit der sich darauf gründenden Schöpfungen gleichfalls verschlossen geblieben, und daher bei diesen entgangen, welche Ausbeute auch sie der Wissenschaft gewähren können.

*) Es ist bemerkenswerth, daß unter allen Werken, die er behandelt, die Princesse de Clèves der Gräfin Lafayette fast allein ihn gezwungen hat, ernst zu werden.

Diese und ähnliche Ansichten Dunlop's, die ihn an einer richtigen Einsicht in die wahre Natur eines bedeutenden Theiles der romantischen Dichtungen hinderten und ihn auch, wie schon angeführt, einem Systeme äußerer Ueberlieferung huldigen ließen, das er viel zu weit getrieben hat, sind bereits theilweise vor längerer Zeit von Valentin Schmidt wiederlegt worden*), und es ist Zeit, daß ich auch die hierhergehörigen Ver-

*) „Der Verfasser bemüht sich, nach Art seiner nächsten Vorgänger unter Engländern und Franzosen, die europäischen Dichtungen aus früheren, bald orientalischen, bald antiken abzuleiten. Aber bei allem diesem Anlehnen an ein Früheres muß man doch zuletzt einmal an ein Frühestes, Ursprüngliches und Unabhängiges kommen. Wir in Deutschland sind daher seit der Zeit, wo eine großartigere Kritik unter uns Wurzel faßte, überzeugt, daß die Poesie natürliches Erzeugniß und Bedürfniß eines jeden sich entwickelnden Theiles der Menschheit oder eines jeden Volkes ist, daß sie überall entstehen kann [vgl. Jakob Grimm in der bereits angeführten Vorrede zum Basile a. a. O.], aber nur da wirklich gedeiht und reift, wo zu den nothwendigen Bedingungen des Wachsthumes jedes echten Volksproduktes auch noch ein höherer Segen, ein Funke von oben hinzukommt, welcher, das Wilde und Rohe durchdringend, es vernichtet und so die gemeine Naturnachahmung als edle Kunstgestalt wiedergebiert. Millionen Märchen, Fabeln und Erzählungen sind gewiß bei Griechen, Romern und Orientalen gewesen, die sich mündlich fortgepflanzt haben und von denen uns keine Spue in Schriften zugekommen. Aber was war die Ursache, daß Erzählungen, sonst theils schnode Leckerbissen für Müssiggauger und Wollustlinge, theils von den Besseen wenig geachtet und gewürdigt (man sehe die Zeugnisse über die Marchen der alten Geiechen bei den Br. Grimm, Kindermarchen I, XXVIII und III S. 435.) allmalich seit Zerstorung des westromischen Kaiserthumes an Ausdehnung, Gehalt und Einfluß wunderbar zunehmen? Es war der Geist des Christenthumes. Er durchdrang im vorzüglichen Grade die Ritterromane, aber auch mehr oder weniger die übrigen in die Phantasie der Nationen lebendig eingreifenden Produktionen. Der Christ sah das Leben auf der Erde und was ihm hier die Wirklichkeit bietet, nur als einen Durchgangspunkt an; eine andere höhere Welt war seine Heimat, auf die er gewiesen war. Die Liebe sollte Grundtrieb seines Lebens sein und Leiden und Kampfe ihn lautern. Natürlich bot ihm also das unermeßliche Reich dee Phantasie einen ergiebigen Boden, wo die Helden, mit potenzierter Menschenkraft ausgestattet und von den Ideeen christlicher Tugend degeistiet, übernatürliche Gefahren mit hoherer Hulfe leicht besiegen konnten. Der sinnliche Geschlechtstrieb ward (in mehr oder minder echter Weise und Meinung) zur idealischen Liebe verklärt. So erweiterte sich die Legende, so entstand der Ritterroman. Jene suchte sich unmittelbar an die christliche Glaubensgeschichte zu knupfen, dieser veredelte frei, was aus dem Geiste des neuen Glaubens in seine Sphare gehorte." Val. Schmidt in seinee Recension des vorliegenden Werkes, Wiener Jahrbucher Bd. 26 S. 21 ff. und vgl. hier Anm. 65.

So richtig und wohl begründet diese Urtheile Schmidts nun auch sind, so ist jedoch seinerseits dieser Gelehrte selbst zuweilen in einen andern Fehler verfallen und hat unendliche Tiefe, Große und Schonheit oft da gesehen, wo nur er sie sah. Es wurde zu weit führen, wollte ich auf eine ausfuhrliche Beweisfuhrung des Gesagten eingehen und die einzelnen Stellen der verschiedenen Schriftsteller namhaft machen, bei denen wahrscheinlich nur er in Entzucken gerieth †). Es genugt beispielsweise auf seine Beurtheilung einiger Ritterbucher, namentlich des Perceforest hinzuweisen††). Dieß, meine ich, heißt zu weit gegangen und auf diese Weise ließe sich Alles in Alles hineinlegen. Dee Verfasser des Perceforest hat muthmaßlich meist ebensowenig an all' die ihm beigelegten tiefen Dinge gedacht wie Ariost an das, was manche Moralisatoren in dem Rasenden Roland entdeckt, die ihm so gewissermaßen die Langweiligkeit Spensee's haben in den Schuh gießen wollen. — Ich will damit jedoch dem trefflichen Schmidt, dem grundlichen und gelehrten Foescher auf dem Gebiete

†) In dem mir von Jakob Grimm geliehenen Exemplare von Rolands Abenteuer fand ich bei einer solchen Stelle (3, 114.) die handschriftliche Bemerkung desselben, daß er darin nichts Besonderes sähe; ein Urtheil, das vollkommen dem meinen entsprach.

††) „Uns ergreift, indem wir von dem Romane reden wollen, ein Gefühl der Bewunderung und Ehrfurcht, ähnlich dem, was wir bei dem Anblicke jener ungeheuren Kirchen hegen, die aus dem frühen Mittelalter bis zu uns sich herüber gerettet haben. Nicht leicht wird Jemand sich rühmen konnen, die Gesammtheit der festen Theile, Thürme, Spitzen, Knöpfe, Bilder so in sich aufgenommen zu haben, daß er bei dem Eindrucke des Ganzen zugleich jene alle lebendig vor sich hätte. Eben dieß gilt von dem gigantischen Gedichte, womit die Reihe der Romane dieser Klasse geschlossen ist u. s. w." Val. Schmidt a. a. O. Bd. 29. S. 108.

dienste Dunlop's hervorhebe. Abgesehen davon nämlich, daß er, wie ich schon oben erwähnt, der einzige auf diesem Gebiete der Literatur ist, der eine zusammenhängende Darstellung der wichtigsten Erzeugnisse derselben gegeben, ein Verdienst, das man gewiß nicht gering anschlagen darf, hat Dunlop dieß mit so umfassender Gelehrsamkeit gethan, daß ihm von competenten Richtern gebührendes Lob und Anerkennung zu Theil geworden. „Wenn man den ungeheuren Umfang des Gebietes erwägt, dessen Beschreibung der Verfasser übernommen, sagt Val. Schmidt zu Anfange der mehrerwähnten Recension von Dunlop's Werk, so kann man ihm, ohne ungerecht zu sein, den innigsten Dank für das Geleistete nicht versagen;" und eine auf dem Gebiete des klassischen Alterthumes gleich gewichtige Stimme äußert sich in Betreff des griechischen Romanes dahin: „Si qui sunt qui pluribus de amatoriarum apud Graecos fabularum origine, indole ac natura, deque singularum scriptorum ingenio edoceri cupiant, adeant isti *imprimis doctissimum Joh. Dunlopii* opus: the History of Fiction." (S. Franz Passow Corp. Script. Graec. Erot. vol. I p. IV). Jeder Kenner des Werkes wird gewiß gern diesen Urtheilen beistimmen und dieß steht daher auch nicht nur in England in so großem Ansehen, daß die dritte Ausgabe stereotypiert worden ist, sondern daß es auch in fast allen deutschen, französischen und anderen hierher gehörigen Arbeiten vielfach benutzt und angeführt wird. Wer ferner von Dunlop's meist satyrischer Darstellungsweise absieht (obzwar auch diese nur zu oft an rechtem Orte und jedenfalls nicht selten vortrefflich ist), wird die richtige Auswahl bei größtmöglichster Vollständigkeit, die gebührende Behandlung des mehr oder minder wichtigen, die lichtvolle Darstellung und da, wo er nicht von vorgefaßten Meinungen befangen ist, das treffende Urtheil anerkennen, so daß seiner Arbeit eine hohe Stelle unter den literarhistorischen Werken nicht versagt und es besonders zur Einführung in das Studium der Prosadichtung in ihrem weitesten Umfange nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Ich sage Prosadichtung, denn nur diese wird hier behandelt, aus Gründen, welche Dunlop in der Einleitung (s. S. 2.) dargelegt, obzwar man allerdings gestehen muß, daß sich eine solche Trennung der prosaischen Dichtungen von den poetischen wegen ihrer innern vielfältigen Verbindung nur schwer durchführen läßt und Dunlop selbst sich auch oft genug genöthigt gesehen hat, auf letztere als die ursprünglichen zurückzukommen. Es ist ferner einleuchtend, daß, da das Werk nur bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts reicht, hier Literaturen nicht behandelt sind, die bis dahin keine bedeutenden, hierhergehörigen Erzeugnisse besaßen, wie z. B. die nordischen. Bei dieser Gelegenheit könnte die Frage entstehen, ob die Sagas, soweit sie nämlich die eigentliche Heldensage betreffen, in diesen Kreis gehören und daher hier hätten besprochen werden sollen. Nun

---

der romanischen Poesie†), dem dieses Studium so viel schuldet, keinen ungeziemenden Vorwurf machen. Wer die Geschichte seines innern Lebens kennt, wird es erklärlich finden und gern entschuldigen, daß er, der sich in die Dichtungen des Mittelalters so sehr eingelebt, sein ganzes Leben ihnen zugewandt hatte, in ihnen oft zu viel erblickte. Die richtige Mitte zu beobachten, ist ja stets so schwierig und die Mängel anderer zu erkennen dafür um so leichter. Valentin Schmidt war, ich wiederhole es, ein grundlicher Gelehrter, der Wissenschaft mit Leib und Seele ergeben, der sie foederte, wo und wie er konnte, und dessen Andenken ich um so mehr Pietät schulde, als ich ihm in dieser Beziehung zu persönlichem Danke verpflichtet bin. Sit ei terra levis!

†) qui in romanensi literatura regnat, sagte von ihm Boissonade in seinen Anecd. Graec. vol. IV praefat.

hat zwar Dunlop, wie er an dem angeführten Orte ſagt, eigentlich nur die Romane und Novellen behandeln wollen, jedoch auch die Märchen (und zwar mit vollem Rechte, wenn auch nur in ſehr beſchränkter Ausdehnung und Auffaſſung) mit hineingezogen, ſo daß alſo wegen der mannigfachen Verwandtſchaft von Sage und Märchen allerdings auch die proſaiſchen Sagas der obengenannten Art hier ihre Stelle hätten finden müßen. Demgemäß war es auch meine Abſicht ihnen dieſelbe hier anzuweiſen; leider bin ich jedoch hieran durch die Veränderung meines Wohnortes gehindert worden, indem hier in Lüttich von den dazu erforderlichen Hülfsmitteln auch nicht das Mindeſte zu finden iſt*). Gleiches muß ich auch in Bezug auf den ältern deutſchen Roman bedauern;

*) Einen kleinen Erſatz für dieſe und manche andere derartige Entbehrung gewährt mir jedoch der Aufenthalt in der hieſigen ſagenreichen Gegend; ich ſage ſagenreich und brauche nur an Landen, Herſtal, Tongern, die Burgen der Haimonskinder an der Amblève und bei Monſort, an Ogier den Ardenner (deſſen Name an und in Lüttich ſelbſt feſt haftet) u. ſ. w. zu erinnern, um dieß ſogleich als richtig erkennen zu laßen. Und hier möchte ich Gelegenheit nehmen, mein tiefes Bedauern darüber auszudrücken, daß der überreiche Schatz von Sagen, Sitten und Gebräuchen, der in der hieſigen nächſten Umgebung allein ſchon (wieviel mehr im ganzen walloniſchen Belgien) zu heben wäre, zur Zeit noch unberührt geblieben iſt, weil bis jetzt der wahre Sinn dafür mit wenigen Ausnahmen hier zu Lande fehlt. Jedoch hoffe ich, ſpäter eine derartige Sammlung zu geben; einige dazu gehörige Vorarbeiten habe ich bereits unternommen.

Zum Beweiſe, welch' wichtige Belege und Stoff zu weiteren Forſchungen von einer ſolchen zu erwarten wären, will ich hier nur ein oder zwei Beiſpiele beibringen und zwar aus einer verhältnißmäßig nur ſehr kleinen Zahl Sagen u. ſ. w., die mir bisher näher bekannt geworden ſind. — In den Promenades Historiques dans le Pays de Liége par le Docteur B..y [Bovy]. Liége 1838. II. 8. wird (2, 215ff.) erzählt, daß auf dem linken Maasufer nicht weit von Lüttich in der Nähe des Dorfes Grâce in Hesbaye ein Haus ſteht, das jetzt Dereiu-Palar heißt, früher aber den Namen Stabatiaz führte, ein walloniſches Wort, zuſammengeſetzt aus sta (halt an) und batiaz (i. e. bateau, Kahn, in der Mundart von Huy). Zur Erklärung des Urſprunges dieſer Benennung berichtet der (jetzt ſchon verſtorbene) Verfaſſer nach einer alten nicht näher bezeichneten Handſchrift (deren er viele beſeſſen oder doch benutzt haben muß), daß im Jahre 1113 der Lütticher Biſchof Obert (Otbert), um durch den Luftwechſel von einer ſchweren Krankheit zu geneſen, eine Waſſerfahrt nach Huy (oberhalb Lüttich an der Maas) unternahm. Dort erwarteten ihn die Einwohner mit dreißig Pferden, die ſie an den Kahn ſpannten, und ſo durch die Straßen nach dem Marktplatze zogen. Der Pralat kehrte alsbald über die ihm angethane Beleidigung im höchſten Grade erzürnt nach Lüttich zurück, ließ ſich indeß durch die Bitten der Schuldigen beſänftigen, da ſie ihr Vergehen nur der Abſicht den Biſchof zu ergötzen zuſchrieben. Sie erhielten alſo Verzeihung, jedoch nur unter der Bedingung, daß ſie den Kahn von dem Marktplatze zu Huy bis nach dem biſchöflichen Pallaſte in Lüttich zu Lande zurückſchleppen ſollten, und zwar ſollte dieß nicht etwa geradeswegs, ſondern quer durch die Gefilde Hesbaye's †) geſchehen. Dieß thaten ſie denn auch und die Orte, wo ſie um auszuruhen Halt machten, erhielten den Namen Stabatiaz. Eine andere, gleichfalls nicht näher bezeichnete Handſchrift, verlegt dieſen Vorfall auf 1118, das Todesjahr Otberts, und ſtimmt hierin mit Foullon (Hist. Popul. Leod. I, 254.) überein, der auch nach einer histoire inédite de Huy noch hinzufügt, daß die Einwohner dieſes Städtchens dem Biſchofe durch dieſe Landſchifffahrt eine Ehre zu erweiſen dachten, weil er auf beiden Seiten hinkte. Melart (Hist. de Huy p. 85.) erzählt dieſelbe Geſchichte, führt dieſelbe Anzahl Pferde an und ſagt, es ſeien 37 junge Leute, meiſt Schiffer und Sackträger, geweſen, die entweder (wie manche ſagen) um den Biſchof, oder (wie andere behaupten) um ſich ſelbſt zu beluſtigen, ihn die unfreiwillige Fahrt nach dem Brunnen des Marktplatzes machen ließen, „en la cuve de laquelle (fontaine) ils abreuvèrent leurs dits chevaux, *tout le peuple y appleurant et courant après*, de quoy il fut extremement faché et estomaqué, reputant ceste action à une affrouterie et inexpiable injure

†) Hasbania, Hasbanium, Hasbaniensis pagus, vlämiſch Hespengow, walloniſch Hasbain oder Hesbaye umfaßte ehedem das ganze Gebiet zwiſchen Lüttich und Tirlement, welches theilweis von der Maas, der Mehagne und dem Demer begränzt wurde. Man zählte darin ſechs Städte: St. Trond, die Hauptſtadt, ferner Tongern, Waremme, Landen, Hannut und Huy.

gern hätte ich das Wichtigſte davon bis zu dem oben genannten Zeitpunkte beſprochen,

---

et de fait retourna de ce moment en Liége etc. Er erzählt weiter, daß der Biſchof die Schuldigſten beſtrafte, und fügt hinzu: „Au reste pour leur faire payer la folle enchère de ceste insolence les condamna de traîner et tirer ceste nef, sans chevaux, à force de bras et l'amener depuis ladite fontaine par le chemin de la Hesbain jusques au palais de Liége, lequel ils devirent, en outre, refaire et reparer a leurs frais es en droits plus necessaires et deschus, qu'aucuns originaux disent qu'ils firent à leur grande dérision et infamie, et pour exemple aux autres et suivans de ne se jouer des princes, ne faire le compagnon avec eux, et *que la nef fut rentrée et ensevelie dans les fondements d'une nouvelle muraille y dressée*, depuis laquelle on avait tiré et conduit le petit canal, dit la Rivelette. — Ich habe alle dieſe Umſtände mit Abſicht ausführlich mitgetheilt, um nichts Weſentliches zu übergehen, und nun vergleiche man mit dieſen Berichten die von Jak. Grimm D. Mythol. 2. Aufl. S. 237 ff. aus Radulfi Chronicon Abbatiae S. Trudonis mitgetheilte Stelle und man wird das in derſelben Erzählte auf überraſchende Weiſe beſtätigt finden, daß nämlich dergleichen Umzüge mit Schiffen in jenen Zeiten und in jener Gegend wirklich Statt fanden; ja man konnte glauben, es ſei bei Boon und in dem Chronicon von demſelben Umzuge die Rede (denn die Zeit weicht nicht ſehr ab: 1118 und 1133), und annehmen, es ſei dieß vielleicht der letzte der Art geweſen, fernere aber durch Einſchreiten der Geiſtlichkeit (die wir an beiden Stellen gegen dieſes Volksfeſt feindlich geſtimmt ſehen) gehindert worden; allein ich finde, daß noch ſpäter, im Jahre 1202 unter dem Biſchofe Hugo von Pierrepont, die damals aufgeſtandenen Einwohner von Huy ſich eines mit Kriegsgeräth beladenen Kahnes bemächtigten, den Hugo hatte von Namur kommen laßen und ihn nachdem ſie jenes zerſtört, nach dem Markte ſchleppten. Auch diesmal mußten ſie baarfuß nach Lüttich ziehen und den Biſchof für ihr Vergehen um Verzeihung bitten. (S. Aegidius Aureae Vallis c. 98, bei Chapeaville 2, 198). Man konnte indeß den letztgenannten Vorfall nur für einen in der Erinnerung der Einwohner von Huy ſchon verdunkelten Nachklang an das ehemalige Volksfeſt halten, deſſen eigentliche Feier bereits untergegangen war, oder für eine unbewußt aus der alten Sitte herſtammende Verhöhnung des Clerus, ſo wie es natürlich auch einleuchtet, daß die unfreiwillige Landſchifffahrt des Biſchofs Otbert nach dem Marktplatze von Huy ſpäterer Zuſatz und unbeholfene Erklärung der Feindſeligkeit ſein ſoll, welche die Geiſtlichkeit gegen jene Umzüge gehegt hatte, deren wahre Bedeutung man in ſpäterer Zeit nicht mehr kannte. Hier erfahren wir übrigens auch, was aus der terrea navis wurde (vergl. Grimm S. 242.), wobei ſich an das Vergraben desſelben unter die neue Mauer im biſchöflichen Palaſte zu Lüttich mancherlei Vermuthungen knüpfen laßen. — Noch will ich bemerken, daß Leugues und die Durachienses Domini (in der Stelle des Chronicon bei Grimm) Léau und die Grafen von Duras meinen; erſteres ein Städtchen, letzteres ein Dorf, beide in der Nähe von St. Trond.

Ich gehe zu einem andern, noch wichtigern Gegenſtande über. Boon (a. a. O. p. 187 ff.) erzählt, daß ſich zwiſchen den Dörfern Ruſſon und Herſtappe in Hesbaye ſüdlich von Tongern und nicht weit davon eine heilige Kapelle befinde, wohin alljährlich am Frohnleichnamsfeſte die Einwohner von Ruſſon eine Prozeſſion halten, zur Erinnerung an den Mord des heiligen Goermarus, der gegen Ende des ſiebenten Jahrhunderts zur Zeit Pipins von Herſtal von einem berüchtigten Räuberer, Namens Hacco, der in Herſtappe hauſte, ermordet wurde. Goermarus nämlich, ein Prieſter von Geburt, hatte eine Wallfahrt zu den Gräbern der in jener Gegend verſtorbenen heiligen Männer und unter Anderm des heiligen Servatius (Servais) in Maſtricht unternommen und von der Nacht überraſcht, kehrte er in Herſtappe ein, wo ihn und ſeine Begleiter in Hacco's Abweſenheit deſſen Gemahlin die Nacht über beherbergte, dann aber am frühen Morgen vor Rückkehr ihres Mannes entließ. Dieſer jedoch, nach Hauſe gekommen, erfährt das Stattgehabte, ſetzt den Fremden nach und ermordet ſie ſämmtlich im Walde. Leute vom Hofſtaate Pipins entdeckten ſpäter auf der Jagd die Körper und beerdigten dieſelben, wobei der des heiligen Goermarus, welcher ſich durch einen beſondern Glanz auszeichnete, eine eigene Grabſtätte erhielt. Im Jahre 969 wurde ſein Körper nach der Kirche von Ruſſon gebracht und im Jahre 1073 bei dieſem Dorfe eine Kapelle zu Ehren der heiligen Jungfrau und zur Aufnahme der irdiſchen Ueberreſte des Heiligen gegründet. In dieſer befindet ſich unter Anderm eine Bildſäule desſelben, die wie ſein Repräſentant in der bald zu erwähnenden Prozeſſion ausgeſchmückt iſt. Ich laße hier die Beſchreibung derſelben mit Boon's Worten folgen, welcher a. a. O. p. 189 ff. alſo berichtet: „Cette procession se distingue de toutes les autres en quelques points assez dignes de remarque. Les deux bedeaux de la paroisse, dans le plus bizarre accoutrement, courent en avant et sur les deux cotés, faisant ranger la foule *avec d'énormes massues qu'ils tiennent à la main. Ils sont censés représenter deux sauvages. Leur vêtement, collant au corps, est recouvert, depuis les pieds jusqu'au cou, de feuilles de lierre fixées sur l'étoffe, comme les ardoises le sont sur un toit. Il en est de même de leur bonnet terminé en pointe comme celui des sorciers.* Leur allure et leurs

wenn auch nur in gedrängter Kürze; allein auch hier kann ich mich nur auf meinen

gestes provoquent le gros rire des paysaos. C'est dans ce bel équipage qu'ils remplissent leurs fonctions même à l'autel.

Le dais est suivi par sept hommes portant aussi le coutume le plus étrange. Ils représentent Saint Evermaire et sa suite. Celui qui fait le personnage du saint est vêtu d'uoe tuniqoe de bure de couleur brune, serrée à la taille par une ceinture de cuir d'où pendent un long chapelet et une gourde. Le haut du corps est couvert d'un camail en peau, sur lequel sont attachés des coquillages. Sur sa tête est un chapeau rond; il tient à la main un bourdon blanc. Les autres n'ont de ce costume que le camail et le bourdon; ils portent habits et culottes noires, gilets et bas blancs. *Ils sont escortés par cinquant-deux jeunes gens à cheval, ayant à leur tête un homme à figure patibulaire....* La procession a terminé la moitié de sa tournée, elle arrive à la chapelle; on y chante la grand' messe, après laquelle le pieux cortège parcourt l'autre moitié de la commune, puis rentre dans l'église paroissiale. La derniére bénédiction étant donnée, hommes, femmes, vieux et jeunes, se portent en foule dans la prairie. Les pélérins les précedent et vont se placer en cercle prés de la fontaine (die sich daselbst befindet). Ils entonnent un cantique dont le chant, bien qu'un peu agreste, n'est pas dépourvu de mélodie. Pendant ce temps, les cavaliers figurant Hacco et sa bande galoppent jusqu'à trois fois en dehors de la prairie, puis, franchissant la barrière, en font aussi trois fois le tour à l'intérieur. Alors les pélérins se rapprochent de la chapelle et chantent une légende commençant par: Je suis un pauvre pélerin qui volontiers fait un pélerinage.

Ce dernier chaot terminé, *Hacco arrive, il brandit son épée; son aspect est terrible! sa voix foudroyante annonce aux étrangers qu'ils doivent mourir.* Il s'établit un dialogue entre lui et Evermaire. Celui-ci le supplie de le laisser vivre. Il n'a pas encore accompli, lui dit-il, l'oeuvre que lui a suggérée le ciel. C'est le moment pathétique de la cérémonie; le langage du saint homme devient si touchant que les assistants se mettent à pleurer ou en font le semblant. *Le plus jeune des pélérins, qui probablement n'ambitionne pas la couronne du martyre, saisit cet instant pour se sauver à toutes jambes. Hacco et sa troupe se mettent à ses trousses à travers les ronces et les buissons, mais le jeune gars n'est point facile à atteindre; il saute les fossés comme un cabri.* Le Hacco moderne, qui n'est pas à un anachronisme prés, lui tire un coup de pistolet, il en tire deux: il manque le fugitif. Au troisiéme coup pourtant, *celui-ci est renversé. Un des bandits arrive; plus fidéle aux usages du temps que son maître, il bande son arc, et en décoche une fleche qui achéve le pélérin, dont le corps est relevé de terre pour être placé en travers comme un sac de bled sur le devant de la selle de l'un des cavaliers.* Pendant l'action du Jeu, Evermaire et ses compagnons se sont laissé choir sur le gazon; on fait mine de les tuer à coups de dagues; mais bientôt, ils ressuscitent et suivent Hacco au cabaret. Là, pélérins et brigands se gorgeot de bière grasse et de genièvre, etc"

Zuvörderſt will ich hierzu bemerken und man wird mir gewiß leicht hierin beiſtimmen, daß die chriſtlichen Elemente in dieſem Umzuge, ſobald erſt die heidniſchen Beſtandtheile desſelben nachgewieſen ſind, ſich von ſelbſt ablöſen und als ſpätere, ſei es nun auf thatſächlicher oder legendenartiger Grundlage beruhende Zuthat der Heidniſches in Chriſtliches verwandeln wollenden Geiſtlichkeit betrachtet werden mußen. Nun aber ſcheint mir die eigentliche Haupthandlung zu beſtehen in dem Verfolgen des Jungſten der Geſellſchaft (ſtellte wahrſcheinlich urſprünglich ein weibliches Weſen vor) durch einen Haufen Reiter, an deren Spitze ſich ein Anführer von furchtbarem Ausſehen befindet, welcher ein Schwert ſchwingt; dieſe alle jagen jenem querfeldein über Feld und Graben durch Strauch und Buſch (in jener Gegend war aber in alten Zeiten der bereits erwähnte weitausgedehnte Wald von Ruth, ſpäter Ruſſon genannt) ſo lange nach, bis er erreicht, getödtet und endlich von einem der Reiter (urſprünglich gewiß von dem Anführer) vor ſich quer über das Pferd geworfen und ſo mit ihm davongeritten wird. — Nun aber wird von Helinand bei Vincentius Bellovacenſis Spec. hist. l. 29 c. 30 gerade faſt dasſelbe erzählt, daß nämlich ein Kohler mehremal des Nachts im Walde einen geſpenſtiſchen Reiter mit gezogenem Schwerte einem vor ihm herfliehenden nackten Weibe nachjagt, es erreicht und durchbohrt, es darauf vor ſich übers Pferd wirft und davonreitet. — Bei Cäſar von Heiſterbach 12, 10 wird gleichfalls ganz dasſelbe erzählt; der infernalis *venator* hält auch ein gezogenes Schwert in den Händen und wirft die getödtete Frau quer vor ſich über's Pferd †). In der däniſchen Sage vom

†) Grimm a. a. O. S. 1230, Zuſatz zu S. 881 bemerkt zu einer daſelbſt aus Bebelii Facetiae

guten Willen berufen, denn von Anderen Gesagtes mit anderen Worten wiederholen mochte ich nicht. — Was ich Einzelnes über hierhergehörige orientalische Erzeugnisse hinzugefügt, hatte ich mir schon früher in Berlin zu einer spätern vollständigern Darstellung ausgezogen und angemerkt; auch diese ist gehindert worden und ich mußte es bei den Bruchstücken bewenden laßen*). Endlich will ich auch noch bemerken, daß

Grönjette (Grimm a. a. O. S. 896.) jagt dieser im Grünewald mit einem Spieße in den Händen (und dieser ist vielleicht älter als das Schwert) zu Pferde der Meerfrau nach und bringt sie todt quer vor sich liegend zurück. — In den norddeutschen Sagen von Kuhn und Schwarz Nr. 115. hat der wilde Jäger gleichfalls die getödtete nackte Frau quer vor sich auf dem Pferde liegen; hier jedoch wird die Waffe nicht näher bezeichnet, so wie wiederum bei Boccaccio V, 8. der gespenstische Reiter mit gezogenem Schwerte dem nackten Weibe im Walde nachjagt, der Zug mit dem über's Pferd werfen jedoch, wahrscheinlich als nicht recht in die Erzählung passend oder sonst verloren gegangen, ausgelaßen ist.

Ich habe hier das allen diesen Versionen Gemeinsame erwähnt, abweichende Einzelheiten bei Seite gelaßen; offenbar aber wurde bei allen ursprünglich ein an der Spitze eines Gefolges daherstürmender Reiter gemeint, wenn dieß auch bei einigen nicht mehr ausdrücklich erwähnt wird oder später ausgefallen ist, wie denn überhaupt diese und ähnliche Sagen sämmtlich in den Kreis der von dem wuthenden Heere gehören (s. Grimm a. a. O. 870—902.).

Erwägt man nun all' die eben angedeuteten Umstände genauer, so scheint es, als ob in uralten Heidenzeiten (man berücksichtige hierbei auch die als Wilde gekleideten Kirchendiener bei der oben erwähnten Prozession, die aber noch einer besondern Erörterung bedürfen; ob ihre grüne Ausstaffierung mit dem Grönjette in Verbindung steht?) weithin durch Europa Aufzüge oder Umzüge oder Festspiele zu Ehren eines Gottes (wahrscheinlich Wuotans: s. Grimm S 871 ff) gefeiert wurden, wobei jene eben naher bestimmten Einzelheiten religiose Vorstellungen zur sinnlichen Anschauung bringen sollten und wovon wir in jener Prozession noch den vielleicht einzigen und letzten Rest übrig haben.

Diese Aufzüge, oder wie man sie sonst nennen will, scheinen mir endlich auch nächste Veranlaßung zu den noch vorhandenen Vorstellungen von dem tobenden Umherstürmen des wüthenden Heeres einerseits oder der Verfolgung und Tödtung des Waldweibes durch den Wilden Jäger andererseits gegeben zu haben, wobei auch noch zu bedenken, ob die zuweilen im wüthenden Heere erscheinende Herodias nicht ursprünglich in das vom Reiter gejagte Weib hineingedeutet wurde, wobei sein gezücktes Schwert sehr passend die vom Täufer erlittene Todesart auch der Anstifterin desselben drohen sollte. Späterer Volksglaube und Deutungen mögen ihre Stelle im Zuge verändert haben.

Bemerkenswerth ist endlich, daß von diesem und dem obenerwähnten Schiffsaufzuge sich gerade in derselben Gegend deutliche Spuren nachweisen laßen. Man scheint hier ganz besonders lang an dergleichen Dingen fest gehalten zu haben, bis der Schiffsumzug endlich der Geistlichkeit unterlag, der wilde Jäger aber die Gestalt einer Prozession annahm und so bis auf unsere Zeit fortdauern konnte; denn, wie Grimm (a. a. O. Vorrede S. XXXI) bemerkt, „in Festen des Volks liegt ein so zäher Stoff, sie sind mit seiner Lebensart so eng verwachsen, daß sie sich fremden Zusatz gefallen laßen, um doch ein Stück der bewährten und geliebten Feier zu sichern."

Eine weitere Ausführung und genauere Erörterung der Einzelheiten (so weit sie Grimm a. a. O. nicht gegeben), wobei sich bei fast jedem Umstande ein sehr weites Feld für Muthmaßungen aufthut, muß ich mir jedoch, als hier zu weit führend, für einen andern Ort vorbehalten.

*) Namentlich thut mir dieß in Bezug auf den arabischen Roman Antar leid, weil ich ihn ausführlicher erwähnen wollte, obgleich er nach Dunlop's Plan, als nicht in Prosa geschrieben, eigentlich hätte ausgeschlossen bleiben müßen. Da indeß auch Dunlop zuweilen bei gegebener Veranlaßung von seinem Verfahren abweicht, so konnte ich dieß um so mehr, als der Antar nach Meinung einiger Literatoren auf die Ritterromane des Mittelalters einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt haben soll. Ich begann daher in Berlin die vier ziemlich starken Bände der englischen Uebersetzung genau durchzugehen und mir einen Auszug und andere Notizen daraus zu machen, wobei ich denn das, was bei einer spätern Verarbeitung derselben ausführlicher anzuführen und zu be-

---

angeführten Stelle: „Die Holzweiblein werden hier durch die Pfaffenfrauen vertreten; das kann aber in der Volkssage schon des 13ten Jahrhunderts geschehen sein." — Dieß ist ganz richtig; denn in der auch von Grimm selbst S. 872 angedeuteten Erzählung des Cäsarius Heisterb. ist von einer concubina sacerdotis cujusdam die Rede.

ich gern noch den Abschnitt über die Märchen vervollständigt (vgl. Anm. 487a.) und

sprechen war, nur kurz andeutete, da ich das Buch stets zur Hand zu haben hoffte. Indeß auch dieß ist jetzt nicht mehr der Fall und ich muß mich daher, um doch etwas zu geben, auf die, wie sie jetzt ausfallt, ziemlich magere Uebersicht der ersten 26 Capitel beschränken†).

Im ersten Capitel also wird erzählt, daß Antar der Sohn eines vornehmen Arabers aus der Familie Carad vom Stamme Abs, Namens Schedad, und einer Mohrensklavin Namens Zebibba ist. Bei seiner Geburt wird er beschrieben als „von tief schwarzer Farbe (black and swarthy) wie ein Elephant; flachnasig, triefaugig, mit harten Gesichtszügen, mit zottigen Haaren, mit herabhängenden Mundwinkeln, mit geschwollenen inneren Augenwinkeln, mit starkem Knochenbau und langen Füßen; er war wie ein Bruchstück einer Wolke (like a fragment of a cloud), seine Ohren unermeßlich lang und aus seinen Augen blitzten Feuerfunken." Schon als Knabe zeichnet er sich durch tapfere Thaten aus und faßt bald auch Zuneigung zu Ibla, der Tochter seines Oheims Malik.

Capitel 3. Antar erwirbt das edle Roß Abjer durch Tausch und besiegt allein fünftausend Araber, von denen er neunhundert tödtet. Er erhält deshalb den Beinamen Abulfawaris (d. h. Heldenvater; p. 126.).

Capitel 4. Antar findet das aus einem Donnerkeile verfertigte Schwert Dhami und zeigt sich von nun an als besonderer Vertheidiger bedrangter Frauen. Er wird demnächst von seinem Vater als rechtmäßiger Sohn anerkannt und vom Könige Zoheir in den Stamm Abs aufgenommen und hochgeehrt, weil er allein den bereits siegreichen Stamm Tey zurückschlagt.

Capitel 5. In Begleitung seines Bruders Schibub zieht er aus auf die Erbeutung der tausend Asasihr-Kamele, die Malik von ihm als Preis für Ibla verlangte und welche sich im Besitze Monzars befanden, den der persische König Chosroes Nuschirwan zum Könige der Araber und seinem Statthalter ernannt hatte. In diesem Kampfe „empfängt er die Krieger, wie die ausgedörrte Erde den ersten Regen empfängt" (ein in diesem Werke oft gebrauchtes Bild), wird jedoch gefangen genommen und besiegt nun mit gefesselten Füßen einen furchtbaren Löwen, worauf er auch in dem Kampfe Monzars mit dem wegen seiner Empörung gegen ihn gesandten persischen Heere jenem den Sieg erringt und den Anführer dieses tödtet.

Capitel 6. Antar wird hierauf zur Aussöhnung an Chosroes abgefertigt und erlegt im Zweikampfe den an denselben geschickten Abgesandten des griechischen Kaisers; der bereits die tapfersten Perser überwunden hatte. Nachdem er dann auch den Ringer Rostam besiegt, kehrt er mit herrlichen Geschenken und den tausend Asasihr-Kamelen in seine Heimath zurück.

Capitel 7. Antar befreit Ibla aus der Gewalt ihres Raubers und vertheilt unter seine Stammgenossen reiche Gaben.

Capitel 9. Demnächst wird Ibla von Amarah (einem ihrer Liebhaber von der Familie Ziad, aus dem mit dem Stamme Abs verbundenen Stamm Fazarah) auf's Neue entführt und fällt nebst diesem in die Gewalt des Mufridsch (vom Stamme Tey).

Capitel 9. Zwar befreit Antar beide nach hartem Kampfe, indeß widersetzt sich Malik, Ibla's Vater, fortwährend ihrer Vermählung mit jenem, der nun, um den steten Anfeindungen Maliks und anderer Vornehmer auszuweichen und keinen Anlaß zur Zwietracht zu geben, mit seinem Bruder Schibub den Stamm Abs verläßt und sich nach Mekka begiebt, woselbst er seine Zeit mit Jagen und in süßen Erinnerungen zubringt.

Capitel 10. Schas, König Zoheirs Sohn, geräth in Gefangenschaft, aus der Antar ihn befreit, worauf er mit ihm zu seinem Stamme zurückkehrt.

Capitel 11. Durch eine neue List Maliks wird Antar veranlaßt auf die Besiegung Chalids auszuziehen. Episode von Chalid (einem Vornehmen vom Stamme Zebibb) und seiner geliebten Dschaida. Kampf Antars und Dschaida's, welche besiegt wird, aber entkommt.

Capitel 12. Zoheir zieht dem Antar zu Hülfe. Malik, Ibla's Vater, wird bestraft und wandert mit den Seinigen aus. Dschaida wird umringt und ergiebt sich Antar. Chalid nimmt Malik und alle seine Begleiter gefangen. Kampf Antars und Chalids, in welchem letzterer fällt. Dschaida jedoch entflieht, ebenso Malik, der seine Tochter Ibla mitnimmt, worauf Antar und Zoheir in ihre Heimat zurückkehren.

Capitel 13. Malik begiebt sich zu dem Stamme Schiban und verlobt Ibla mit Bostam, dem Sohne des Königs, der nun auszieht um Antar zu tödten. Dieser eilt ihm entgegen, besiegt

†) Der erste Band nämlich reicht bis Capitel VIII, der zweite bis Capitel XVII, der dritte bis Capitel XXVIII und der vierte enthält den Schluß der Uebersetzung, jedoch nicht des Werkes selbst, welches vollständig übertragen eine doppelte Bändezahl gefüllt haben würde.

einen andern über die Thierfabel hinzugefügt hätte, allein auch hiervon, da ich dieß

---

ihn und nimmt ihn gefangen, läßt ihn jedoch auf sein Bitten frei und wird sein Freund. Demnächst überfällt Keschab, Haupt des Stammes Kahtan, Bostams Lager, wird jedoch von Antar zurückgeschlagen und getödtet, worauf letzterer in Begleitung Maliks und Ibla's sich auf den Rückweg begiebt und auf Maliks Ansuchen voranzieht.

Capitel 14. Malik flieht zu dem Stamme Kendeh, wohin Antar ihn verfolgt; dort erschlägt er Ibla's neuen Verlobten Mas-hil, den Neffen Amru's, des Königs der Kendeher. Hierauf kehrt Malik zu dem Stamme Abs zurück, nachdem er Antar versprochen, daß er Ibla wenigstens keinem Andern vermählen wurde, und Antar zieht mit Bostam.

Capitel 15. Sich in die Nähe des Stammes Abs begebend, um etwas von Ibla zu hören, findet Antar ihren Vater fast todt und hört von ihm, daß Ibla in die Hände des Chitamiten Anis gefallen ist. Er besiegt letztern und befreit Ibla, die indeß bald darauf auf Anstiften Amarah's durch den Schibaniten Muserridsch geraubt wird.

Capitel 16. Im Begriffe auf Befehl desselben ermordet zu werden, wird Ibla durch Antars Bruder Schibub vom Tode gerettet und später durch Antar selbst befreit.

Capitel 17. Auf Bitten des Königs Zoheir, der den steten Zwistigkeiten der Familien Karad (Antars) und Ziad (Amarah's) ein Ende zu machen wünscht, verläßt Antar und die Seinen nebst Ibla's Vater Malik, mit dem er sich schon früher ausgesöhnt, den Stamm Abs und begiebt sich nach dem Berge Radm und dem Thale Raml, woselbst sie sich festsetzen. Antar zieht gegen den Schibaniten Muserridsch, welcher bei seinem Könige Numan und dessen Bruder Mosihd, mit dem Beinamen Prinz Aswad (d. h. der schwarze Prinz) Hulfe sucht, worauf Letzterer gegen Zoheir aufbricht.

Capitel 18. Nachdem Antar das Lager der Schibaniten erbeutet, findet er bei seiner Rückkehr, daß Amarah und dessen Bruder Rebia in seiner Abwesenheit sein eigenes Lager überfallen und die Seinen gefangen genommen haben und zwar unter Beistand des Zalim, eines berühmten Helden vom Stamme Marah. Antar befreit jedoch die Seinigen nach einem furchtbaren Kampfe, nimmt Zalim und Muserridsch nebst Rebia und Amarah gefangen und zieht dann dem Könige Zoheir zu Hülfe. Hierauf wird Aswad's Heer, da Schibub, Antars Bruder, ihnen bei Nacht die Schläuche aufschneidet, durch Durst aufgerieben, Aswad selbst von Antar gefangen genommen, König Zoheir und die Absier aber aus der Gefangenschaft errettet. Da jedoch Antar nun ihnen nach dem Berge Radm zurückkehrt, findet er sein Lager verlaßen und Ibla geraubt.

Capitel 19. Ibla's Vater Malik und sein Sohn Amru hatten nämlich in Antars Abwesenheit die zurückgebliebenen Gefangenen (Zalim, Muserridsch, Rebia und Amarah) in Freiheit gesetzt und waren mit ihnen davongezogen. Sie stoßen dabei auf Dschaida und Moadi Kereb, den Freund ihres Gemahls Chalid (s. oben Cap. 11.), in deren Hände Malek und Ibla fallen, während die anderen zu Numan, König des Stammes Zebihd, entfliehen. Auf Befehl des Letztern schickt Maadi Kereb durch Dschaida, welche Malek und Ibla in ihrer Gewalt behält, dem Muserridsch sein Eigenthum zurück und zieht gegen Antar, wird aber von demselben besiegt und gefangen. Aber auch König Numans Heer wird von Antar geschlagen; Dschaida indeß überliefert Malek und Ibla dem Numan.

Capitel 20. Antar erhält jedoch von Numan beide zurück und läßt dafür Prinz Aswad und Maadi Kereb frei. Inzwischen sendet König Chosroes, erbittert über Antars Verfahren gegen seine Unterthanen Numan und Aswad, seinen Feldherrn Wirdischan mit vierzigtausend Mann gegen Antar, zu welchen auch noch Numan mit siebzigtausend Mann stoßt, denen allen Antar nur viertausend entgegenzustellen hat. Es erfolgt hierauf der furchtbare Nachtkampf im Thale der Ströme, in welchem Wirdischan von Antar getödtet und sein Heer besiegt wird.

Capitel 21. Ghasik, ein berühmter Häuptling, kommt nun dem Numan zu Hülfe und fordert die Absier einzeln oder sämmtlich zum Kampfe gegen ihn allein heraus, wobei er ohne alle Rüstung ist. Nachdem er so nach einander zwanzig Reiter getödtet, wird er endlich selbst von Antar im Zweikampfe erschlagen. — Aswad wird von Chosroes statt seines Bruders Numan zum Könige ernannt.

Capitel 22. Antar besiegt nun den Stamm Kendeh und nimmt den Häuptling desselben, Hidschar, gefangen, mit welchem er sich jedoch später befreundet und auf dessen Veranlaßung sich auch Maadi Kereb dem Antar anschließt, worauf Letzterer den Sohn des Chosroes, Chodawend, Anführer des von seinem Vater gegen Numan gesandten Heeres, angreift.

Capitel 23. Nach einem furchtbaren siebentägigen Kampfe, worin Aswad von Antar gefangen genommen wird, schließt dieser nach Numans Ankunft mit Chodawend Frieden.

Capitel 26. König Zoheir wird von Chalid, dem Haupte des Stammes Aamir erschlagen. — Hiermit schließt meine Uebersicht und indem ich die folgenden Bemerkungen an dieselbe

alles bis nach völliger Beendigung der ganzen Arbeit aufgeſchoben, durch das oft erwähnte Hinderniß abgehalten worden bin. Ich hatte Mühe genug, um ſie hier ſelbſt nur ſo weit abſchließen zu können, als das bereits Beendigte, wo ich noch Mängel entdeckte, der Berichtigung bedurfte.

---

knüpfe, thut es mir zwar leid, daß ich die Recenſionen der engliſchen Ueberſetzung von Eichhorn (in den Gott. Gel. Anz. 11. Dezbr. 1820) und von Hammer (Wien. Jahrb. 1819. Bd. VI S. 229ff.) nicht zur Hand habe, vielleicht jedoch läßt mich eben dieſer Umſtand um ſo unbefangener urtheilen.

Zuvörderſt alſo werden ſich allerdings auch ſchon aus dem obigen Auszuge Analogieen mit den alten Ritterbuchern darbieten, ſo gleich der Umſtand, daß der Held ein Kind der Liebe iſt und endlich durch Verrath fällt (vgl. hierzu unten S. 56a und 93a), ferner ſeine Liebesgeſchichte mit Ibla, der Umſtand daß er ſich beſondees hilfsbedürftiger Frauen annimmt, ſein Schlachtroß Abjer, ſein Schwert Dhami, ſein Kampf mit dem Lowen, die Schlacht, in welcher er funftauſend Feinde beſiegt und deren neunhundert todtet†), ſeine Freundſchaft mit Boſtam und Hidſchar, die Verrather-familie Ziad (Amarah, Rebia und die Ihrigen), den Madchenrauber Nacmeh (vol. III p. 325.), der Berſerker Ghaſik, — alles dieß und noch einzelnes mehr zeigt allerdings mancherlei Aehnlichkeit mit den obengenannten Romanen und man wird leicht die entſprechenden Zuge aus denſelben dazu finden. Bei allem dem jedoch, betrachtet man das Ganze ſeinem Geiſte und Inhalte nach in ſeiner Totalität, ſo zeigt ſich nur wenig dem Geiſte und Inhalte der Ritterbücher Entſprechendes, und wenn dieſe einen Theil ihrer romantiſchen Ausſchmuckung aus dem Oſten erhalten haben, ſo geſchah dieß jedenfalls aus anderen Quellen als dem Antar (ogl unten S. 53.). Was aber jene, beiden gemeinſamen Zuge betrifft, ſo mogen ſie theils zufallig, theils aus Ideeen, Vorſtellungen und Sitten entſprungen ſein, welche, weil aus gleichen Lagen und Umſtanden entſtanden, mehren Volkern gemeinſam ſein konnen, ohne daß man deshalb ein Verpflanzen und Uebergehen derſelben von einem auf das andere anzunehmen braucht (ogl. unten S. 56.).

Was nun aber das Werk in anderer Beziehung anlangt, ſo iſt es zwar im Allgemeinen in mehr als einer Hinſicht anziehend, indem es einen tiefen Blick in die Lebensweiſen, Sitten und Ideeenkreiſe des darin geſchilderten Volkes thun läßt, theils auch in dichteriſcher Rückſicht nicht des Intereſſes ermangelt (ſo findet ſich darin namentlich eine ſcharfe Charakterzeichnung, wie z. B. außer dem Haupthelden und vielen andern die edle Geſtalt des Zoheir, Konigs der Stamme Adnan und Abs, und Antars Bruder Schibub, ſein ſteter treuer Gefahrte, einen lebendigen Gegenſatz zu den beiden hinterliſtigen Verrathern Malik und Amarah bilden); die ſtete Wiederkehr faſt ahnlicher Ereigniſſe und Abenteuer jedoch ermudet eben ſo ſehr wie in den meiſten alten Ritterbüchern (und dieß bildet eine der großten Aehnlichkeiten beider mit einander), daher es auch nicht zu verwundern iſt, daß der engliſche Ueberſetzer bei der Hälfte ſtehen blieb, entweder ſelbſt ermattend oder weil er auf keine der ſeinigen entſprechende Geduld der Leſer rechnen konnte.

Hier will ich noch einzelne Notizen folgen laßen, die ich mir bei Leſung des Buches machte, ohne ſie jedoch aus oben angeführten Grunden weiter ausfuhren zu konnen. — Peächtige Beſchreibungen finden ſich z. B. von einem Palaſte und Garten (vol. I p. 285ff.), von dem Feuertempel (ebend. p. 299ff), von den Schätzen Nuſchirwans (ebend p. 302ff.; ſ. auch noch p. 51 und 285.); ſehr lebendige Schlachtgemalde (I, 114, 162 III, 125, 220.). — Auch mehrfache lyriſche und andere Poeſieen, beſonders Antars ſelbſt, ſind oft eingemiſcht (ich habe bereits bemerkt, daß eigentlich das ganze Werk in einer Art von Verſen iſt); ſo z. B. ein Liebeslied Antars (I, 122ff), ein Schlachtgeſang desſelben (I, 84ff. vgl. 150ff.). — Eine Epiſode (die von Chalid und Dſchaida) findet ſich, wie wir geſehen, im eilften Capitel. — Daß Wein oft als Getränk erwähnt wird, zeigt auf eine frühe Abfaſſung wenigſtens eines Theiles des Werkes.

Noch will ich anfuhren, daß ſich in der engliſchen Ueberſetzung außer der Einleitung vor dem erſten Bande auch noch eine Vorrede in der Mitte des zweiten Bandes (nach p. 356.) befindet (ob aber gerade nur in dem Exemplare der Berlinee Königl. Bibliothek, kann ich jetzt nicht mehr genau beſtimmen) und aus dieſer habe ich mir als beſonders zu beachten bemerkt p. XI. XIII Anm. XVII. XX. XXIV. XXIX—XXXVII.

---

†) wie Arthur in der Schlacht bei Mountbadden allein deren achthundertvierzig erlegt: „Duodecimum fuit bellum, in quo corruerunt uno die DCCCXL. viri de uno impetu Arturi et nemo eus prostravit nisi ipse solus.“ S. Nennius c. 63.

Aber selbst in dieser unvollkommenen Gestalt des vorliegenden Werkes werden für den, der sich durch dasselbe mit der Geschichte des Zweiges der Literatur, den es behandelt, bekannt macht, mehre Resultate hervortreten, die sich auch sonst bestätigt finden. Zunächst nämlich wird man einerseits bemerken, wie beschränkt und in wie enge Gränzen eingeschlossen im Ganzen der menschliche Geist ist, dann hinwiederum welchen Reichthum, welche endlose Abwechslung derselbe trotzdem offenbart. Jenes bekundet sich darin, daß in allen Produkten er sich fast immer in dem nämlichen Ideenkreise bewegt und daher auch die nämlichen Vorstellungen, Gedanken und Ereignisse wiederkehren. — Liebe und Abenteuer in dem antiken wie in dem modernen Romane, Liebe und Abenteuer in den Ritterbüchern wie in der Novellistik und der Märchenwelt, Liebe und Abenteuer in dem geistlichen wie in dem komischen, in dem politischen wie in dem pastoralen Romane. Dieß sind die Hauptangelpunkte, um welche sich fast alle jene Schöpfungen drehen, und selbst was darüber hinausgeht, läßt sich dennoch zuweilen darauf zurückführen. Aber auch die Geschichte der wandernden Sagen und Erzählungen, die in dem vorliegenden Werke behandelt worden ist, gewährt einen deutlichen Beweis von der unendlichen Reproduktion und Umgestaltung des einmal Vorhandenen. Darf man auch nicht überall eine direkte Ueberlieferung annehmen, wo eine äußere Uebereinstimmung einzelner Züge in verschiedenen Stoffen anzutreffen ist, eine Annahme, deren zu häufige Anwendung ich selbst oben in Dunlop's und Anderer Auffassungsart zurückgewiesen, indem nicht nur ähnliche Verhältnisse, sondern auch das Allgemeinmenschliche und dessen Anschauungsweise in den von einander entferntesten Gegenden der Erde Aehnliches und dennoch Unentliehenes erzeugen müßen, so giebt es doch auch, abgesehen von der Urverwandtschaft und Urmittheilung verschiedener jetzt durch weite Strecken getrennter Völker, wiederum noch Anderes, bei dem jene äußere spätere Mittheilung nicht zurückgewiesen werden kann, wenn wir auch die Mittel und Wege derselben nicht immer nachzuweisen oder auch nur zu erklären oder zu muthmaßen im Stande sind. So wie nämlich der Same gewisser Pflanzen oft durch die Natur selbst ohne menschliches Zuthun an ferne Orte getragen wird und dort Wurzel schlägt, ebenso zeigt sich oft auch gegenseitige geistige Einwirkung da, wo sie äußerlich nicht nachgewiesen werden kann. Sehr wahr sagt in dieser Beziehung Bulwer in seinem Leben Schillers hinsichtlich dieses Dichters: „Einen wie großen, wenn auch indirekten Einfluß er auf den Geist unsrer neuern Poesie ausgeübt hat, muß denen, die mit seinen Schriften vertraut sind, offenbar sein, ohne daß jedoch vielleicht Alle, in denen man ihn erkennt, selbst nur mit der Sprache, in der Schiller schrieb, bekannt waren. Der Einfluß des Geistes nämlich eireulirt unmerklich durch tausend Kanäle, die wahrzunehmen unmöglich ist.“*) Eine nähere Ausführung und Beweisführung in Betreff des eben Gesagten wäre hier jedoch überflüßig, da sie sich in dem Werke selbst und den Anmerkungen vielfach gegeben findet**). — Kurz, es scheint als ob das alte Wort „es giebt nichts Neues

*) An unserm großen Dichter bewahrheitet sich also sein eigener Ausspruch: „Und Alles ist Frucht und Alles ist Samen.“ Vgl. auch noch Val. Schmidt zu Straparola S. 284 ff. u. Grimm D. Myth. S. XXX ff.

**) Auch Walter Scott (Lady of the Lake Anm. zu C. IV st. 15.), von den wandernden Sagen sprechend, bemerkt mit dem Obigen übereinstimmend: „A work of great interest might be compiled upon the origin of popular fiction and the transmission of similar tales from age

unter der Sonne," ſich auch in dem vorliegenden Zweige der Literatur bewahrheiten müße; denn eigentlich Neues bietet nur der philoſophiſche Roman (unter welchem ich hier Werke wie Ebn Yokhdan, die Utopia, Cyrano Bergerac's Mondreiſe, die Lettres Persannes und ähnliche verſtehen) und zum Theile der geiſtliche.

Andererſeits hingegen, bei aller Beſchränktheit des eigentlichen Grundſtoffes, welcher Wechſel, welche Mannigfaltigkeit, welche Fülle der Vorſtellungen! — Paley hat überaus treffend bemerkt *), daß wenn man die ſich überall offenbarende Künſtlichkeit der Werke Gottes betrachtet, man nicht nur über dieſelbe in das höchſte Staunen und Bewunderung gerathen muß, ſondern ſich uns auch der Gedanke aufdringt, daß, da es doch der göttlichen Allmacht ein Leichtes geweſen ſein müßte, ihre Zwecke durch einfache Mittel zu erreichen, ſie gleichwohl nur ein gewiſſes Maaß von Kräften dazu beſtimmt zu haben ſcheine, innerhalb deſſen jene ausgeführt werden ſollten, ſo daß hieraus die Nothwendigkeit jener künſtlichen Einrichtungen zu erklären ſei. Es iſt ferner ſchon von einem ältern Schriftſteller **) mit gleicher Wahrheit und mit dem eben Angeführten zuſammenhängend darauf aufmerkſam gemacht worden, wie eine der wunderbarſten Aeußerungen der göttlichen Schöpferkraft in dem menſchlichen Antlitze zu ſchauen ſei, welches in einem ſo kleinen Raume mit der Zahl nach ſo wenigen Theilen immer dasſelbe und doch die unendlichſte Abwechslung und Verſchiedenheit zeige, ſo daß unter den vielen Millionen Menſchen, die da leben, faſt nie zwei durchaus gleiche Geſichter angetroffen würden.

Eine gleiche Erſcheinung bietet uns der menſchliche Geiſt in der Dichtung. — Der Stoff, wie wir geſehen, iſt faſt immer der nämliche und ſcheint dennoch ſo oft neu zu ſein, und zwar um ſo mehr, wenn zu jenen oben genannten Grundelementen der Dichtung, die an und für ſich ſchon eine unendliche Reihe von mannigfaltigen Phantasmagorieen bieten, auch noch die Darſtellung der übrigen Leidenſchaften und Gefühle des menſchlichen Herzens hinzutreten, des Herzens, von dem der Prophet fragt: „Wer kann es ergründen?"

Endlich aber nehmen wir wahr, wie gering hinwiederum die Zahl hervorragender Schöpfungen ſei und wie lange Zeiträume verfließen, ehe dergleichen zum Vorſchein kommen. Ueberblicken wir nämlich das ganze Gebiet der Proſadichtung bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts, ſo zeigen ſich eigentlich nur wenige große Geiſter, die einen weit ausgedehnten und nachhaltigen Ruhm und Einfluß gewonnen haben; ja es möchten, ſtreng genommen, nur zwei ſein, Boccaccio und Cervantes.

Letzterer, ein Schriftſteller voller Urſprünglichkeit, der, wenn auch nachgeahmt, doch unerreicht geblieben iſt, hat ein, allerdings ſchon wankendes Gebäude dergeſtalt umgeſtürzt,

---

to age and from country to country †). The mythology of one period would then appear to pass into the romance of the next century and that into the nursery tale of the subsequent ages. *Such an investigation*, while it *went greatly to diminish our ideas of the richness of human invention* would also show etc."

*) In ſeiner Natural Theology (wenn ich mich recht erinnere, gleich in einem der erſten Capitel, da wo er von der Bildung der Gehörsorgane im Schädel des Roſſes ſpricht).

**) Don Franciſco Manuel zu Anfang des Prologo zu ſeinem Conde Lucanor.

---

†) Dem hier von Walter Scott ausgeſprochenen Wunſche iſt von dem durch ähnliche Arbeiten auf dieſem Felde rühmlich bekannten Keightley entſprochen worden in ſeinem Tales and popular fictions, their resemblance and transmission from country to country. London 1834.

daß an deſſen Wiederaufbau nie wieder zu denken iſt, und wer (wie freilich auch heutzutage und nicht bloß auf dem Gebiete der Poeſie verſucht wird) dieß oder Aehnliches dennoch unternimmt, mit dem Namen des letzten irrenden Ritters belegt wird, ſo daß er zwar gleich dieſem ſich zuweilen Unſterblichkeit erwirbt, aber freilich nur die eines Ritters von der traurigen Geſtalt.

Bei allem dem ſcheint es jedoch, als ob Cervantes einen Grundfehler begangen habe, welcher bei dem Leſer, der ſich nicht bloß ergötzen will, ſondern auch fühlt und denkt, oft Empfindungen des Mitleids, nicht ſelten aber auch des Unwillens über die dem Helden der Erzählung zugefügte Unbill hervorruft; Empfindungen, wie ſie der Dichter in dieſer Art wahrſcheinlich nicht beabſichtet hat und auch nicht beabſichten konnte. — Jener (ganz anders als viele ſeiner Namensvettern der Vergangenheit und Jetztzeit) beſitzt ſo tiefe Gefühle für Hohes und Edles, für Wahrheit und Recht, kurz für Alles was das ächte Ritterthum beſaß oder doch beſitzen ſollte, daß er trotz aller ſeiner Verkennung der Verhältniſſe und Zeiten, in denen er lebt, gleichwohl in der Meinung des Mitanſchauers ſeiner Schickſale bei Weitem höher ſtehen muß, als alle die, ſo ſich ihm überlegen und berechtigt dünken, ihm dieſe Ueberlegenheit handgreiflich bemerkbar zu machen.

Das hier Geſagte iſt ſchon mehrfach (zum Theil auch von Dunlop; ſieh unten S. 333a.), von Niemand aber ſchöner und gefühlvoller ausgedrückt worden als von einem Schriftſteller, der, ſelbſt begabt mit einem hochpoetiſchen Sinne und den zarteſten Herzensregungen *), um ſo befähigter erſcheint, über das in Rede ſtehende Werk zu urtheilen; ich meine Charles Lamb. Denn gieugen deſſen Anſchauungsweiſen auch zuweilen in das Empfindſame (und leider gegen Ende ſeines Lebens in das Krankhafte) über und kann man ihnen deshalb nicht durchaus unbedingt beipflichten, ſo iſt das Tiefe und Wahre doch ſo überwiegend, daß man es mir vielleicht Dank wiſſen wird, wenn ich ſeine Aeußerungen über das vorliegende Werk hier mit ſeinen eigenen Worten wiederhole: **)

„Deeply corporealized, and enchained hopelesly in the grovelling fetters of externality, must be the mind, to which, in its better moments, the image of the high-souled, high-intelligenced Quixote — the errant Star of Knighthood, made more tender by eclipse — has never presented itself, divested from the unhallowed accompaniment of a Sancho or a rabblement at the heels of Rosinante. That man has read his book by halves; he has laughed, mistaking his author's purport, which was — *tears*. The artist, that pictures Quixote (and it is in this degrading point that he is every season held up at our Exhibitions) in the shallow hope of exciting mirth, would have joind the rabble at the heels of his starved steed. We wish not to see *that* counterfeited, which we would not have wished to see in the reality. Conscious of the heroic inside of the noble Quixote, who, on hearing that his withered person was passing, would have stepped over his threshold to gaze on his forlorn habiliments and the „strange bed-fellows which misery brings a man

*) Wer erinnert ſich nicht an Old China (in den überall vortrefflichen Essays) und an Rosamund Gray?

**) Zu Anm. 410a habe ich bereits auf dieſen Aufſatz Lamb's hingewieſen.

aequainted with?“ Shade of Cervantes! who in thy second part could put into the mouth of thy Quixote those high aspirations of a superchivalrous gallantry, where he replies to one of the shepherdesses, apprehensive that he would spoil their pretty net-works, and inviting him to be a guest with them, in accents like these: „Truly, fairest Lady, Actæon was not more astonished, whe he saw Diana bathing herself at the fountain, than I have been in beholding your beauty: I commend the manner of your pastime, and thank you for your kind offers; and if I may serve you, so I may be sure you will be obeyed, you may command me: for my profession is this, To shew myself thankful, and a doer of good to all sorts of people, especially of the rank that your person shows you to be; and if those nets, as they take up but a little piece of ground, should take up the whole world, I would seek out new worlds to pass through, rather than break them; and (he adds) that you may give credit to this my exaggeration, behold at least, he that promiseth you this, is Don Quixote de la Mancha, if haply this name hath come to your hearing.“ Illustrious Romancer! were the „fine frenzies,“ which possessed the brain of thy own Quixote, a fit subject, as in this Second Part, to be exposed to the jeers of Duennas and Serving Men? to be mustered, and shown up at the heartless banquets of great men? Was that pitiable infirmity, which in the First Part misleads him *always from within*, into half-ludicrous, but more than half-compassionable and admirable errors, not infliction enough from heaven, that men by studied artifices must devise and practise upon the humour, to inflame where they should soothe it? Why, Goneril would have blushed to practise upon the abdicated king at this rate, and the she-wolf Regan not have endured to play the pranks upon his fled wits, which thou hast made thy Quixote suffer in Dutchesses' halls, and at the hands of that unworthy nobleman.

In the First Adventures, even, it needed all the art of the most consummate artist in the Book-way that the world hath yet seen, to keep up in the mind of the reader the heroic attributes of the character without relaxing, so absolutely that they shall suffer no alloy from the debasing fellowship of the clown. If it ever obtrudes itself as a disharmony, we are inclined to laugh; or not, rather, to indulge a contrary emotion? — Cervantes, stung perchance by the relish with which his Reading Public had received the fooleries of the man, more to their palates than the generosities of the master, in the sequel let his pen run riot, lost the harmony and the balance, and sacrificed a great idea to the taste of his contemporaries. We know that in the present day the knight has fewer admirers than the Squire. Anticipating, what did actually happen to him — as afterwards it did to his scarce inferior follower, the Author of „Guzman de Alfarache“ — that some less knowing hand would prevent him by a spurious Second Part, and judging, that it would be easier for his competitor to out-bid him in the comicalities, than in the romance, of his work, he abandoned his knight, and has fairly set up the Squire for his Hero. For what else has he unsealed the eyes of Sancho; and instead of the twilight state of semiinsanity — the madness at second-hand — the contagion, caught from a stronger mind infected — war between native cunning, and hereditary deference, with which he has hitherto accompanied his master — two for a pair almost — does he substitute a downright Knave, with open eyes, for his own ends only following a confessed Madman; and offering at one time to lay, if not actually

laying, hands upon him! From the moment that Sancho loses his reverence, Don Quixote is become a treatable lunatic. Our artists handle him accordingly.“

So weit Charles Lamb. Ich füge nur noch hinzu (wenn es nicht vermeſſen ſcheint, Verbeſſerungsvorſchläge für ein ſolches Werk machen zu wollen), daß wenn der Charakter des Helden bei ſeinem ſonſtigen verkehrten Streben als minder an und für ſich hochherzig dargeſtellt wurde und dem entſprechend die Abenteuer theilweiſe in anderer Geſtalt, obwohl immer noch im Geſchmacke der ſpaniſchen Ritterbücher, auftraten, die gerügten Mängel fortfielen. Solcher niedrigdenkender, zugleich rohgewaltſamer, dabei aber dennoch ritterlich ſein wollender Don Quijotes zeigte aber gewiß Cervantes' Zeit eben ſo, wie ſie leider auch die jetzige Zeit zeigt, und die ſelbſt handgreifliche Züchtigung dieſer bemitleidete dann Niemand, hielt vielmehr Jeder für verdient. — Jedenfalls ſcheint es, als ob das Heldenalter der Söhne Don Pelayo's für immer entſchwunden ſein mußte, ehe der Ritter von La Mancha in dieſer Geſtalt geboren werden konnte.

Aber auch in ſeinem Einfluß auf die Literatur iſt Cervantes bei Weitem nicht ſo bedeutend und nachhaltend geweſen und konnte es auch nicht ſein, wie jener andere Schriftſteller, den ich ihm an die Seite geſtellt. Jedoch war dieß freilich nur eine Folge der verſchiedenen Umſtände. Cervantes hatte das Glück, unter Verhältniſſen aufzutreten, die nicht oft ſo günſtig wiederkehren und daher eine literariſche That verrichten zu können, zu deren Ausführung ihm Jahrhunderte den Stoff in der ganzen europäiſchen Welt herangebildet hatten, weshalb die Zahl ſeiner Nachahmer verhältnißmäßig immer nur gering blieb und bleiben mußte, wobei auch dieſe wenigen die Gegenſtände ihrer Dichtungen nicht ſelten herbeizuziehen gezwungen waren, weil ſie ſich ihnen nicht wie ihrem großen Vorbilde von ſelbſt boten, noch auch der Kreis ihrer „wiſſenden“ Zuſchauer ſo ausgedehnt war wie der ſeinige. An dieſen Schwierigkeiten ſcheiterte z. B. Butler. Die Wahrheit und beißende Satyre, mit welcher letzterer die beſonderen Zuſtände eines Zeitabſchnittes, eines einzelnen Landes dem Spott und Lachen Preis gegeben hat, trifft jetzt nicht mehr ſo wie früher.

Aber auch auf Cervantes findet dieß theilweiſe Anwendung. Denn beſitzt auch ſeine unſterbliche Schöpfung Vortreffliches im reichſten Maße (was aber meiſt nur in der Schilderung des ſtets und allgemein Wahren beruht), ſo daß dieß jeden Leſer feſſeln muß, ſo bedarf es bei ihm, um ihn in ſeinem ganzen Umfange zu würdigen und zu genießen, doch immer (wie Dunlop richtig bemerkt hat; ſieh unten S. 332b.) einer Kenntniß derjenigen Werke, deren Sturz er vollendete; aber wer hat dieſe jetzt noch ſo leicht? und Kommentare, aus ausgehobenen Stellen der Ritterbücher beſtehend, erſetzen die mangelnde genauere Bekanntſchaft mit jenen nur ſehr dürftig und ungenügend.

Wie ganz anders dagegen iſt es bei Boccaccio. Dieſer, obzwar kein eigentlich origineller Geiſt, war jedoch ein tiefer Kenner des menſchlichen Herzens, verſtand die geheimſten Falten desſelben offen zu legen und wurde ſo der zweite Schöpfer eines Literaturzweiges, welcher, vor ihm ohne bedeutende Erzeugniſſe und ohne große Einwirkung auf das Schriftthum, ſpäter durch ihn und ſeine durch ihn gebildeten Nachfolger nicht nur ſelbſt Ausgezeichnetes hervorbrachte, ſondern auch zu den ſchönſten Meiſterwerken der dramatiſchen Kunſt Stoff und Anſtoß hergeliehen hat. — Weil nämlich dieſe Dichtgattung ganz beſonders auf allgemein menſchlichen Verhältniſſen und Triebfedern fußte, war auch ein um ſo reicherer nie verſiegender Zufluß von Stoff gegeben, an dem die Novelliſten ſich mit mehr oder minderm Erfolge verſuchen konnten, wobei ihnen Boccaccio ein treffliches Vorbild gewährte, ſo daß er ſich einer zahlreichen, wenn

auch sehr verschiedenen Nachkommenschaft rühmen kann. Sie versteht jedermann zu jeder Zeit ihrem ganzen Inhalte nach, und für wie leichte Waare ihre Erzeugnisse auch von Vielen gehalten werden und es in der That auch oft sind, welche reiche wechselvolle Schaubühne gewähren sie gleichwohl, wie schließt sich das ganze Leben mit seiner Liebe und seinem Hasse, seiner Freude und seinem Leide, mit seiner Erhabenheit und seiner Niedrigkeit, mit seiner Schönheit und seiner Häßlichkeit, kurz in allen seinen Höhen und Tiefen dem Blicke der denkenden Leser in ihnen auf! — Dieß hat Shakespeare „der Herzenskündiger" sehr wohl erkannt und darum aus ihnen tief geschöpft! —

Doch es ist Zeit, daß ich noch einmal zu Dunlop's Arbeit selbst zurückkehre und dann den Leser auf diese selbst verweise. Aus dem bisher Gesagten erhellt gewiß schon im Allgemeinen das Interesse und die Wichtigkeit derselben; hier will ich nur noch einiges Einzelne hinzufügen.

Da Dunlop, wie bereits bemerkt, sich die Geschichte der Prosadichtung, mit Ausscheidung der poetischen Literatur im engern Sinne, zum besondern Vorwurf genommen, so konnte er deshalb nicht nur auf eine zusammenhängende Darstellung und Beurtheilung der Erzeugnisse dieses Gebietes auf einem nicht gar großen Raume in umfassender Weise eingehen, sondern auch eine meist sehr vollständige, fast immer aber genügende Uebersicht ihres Inhaltes hinzufügen, welche desto eher ein lebendiges Bild desselben zu geben vermag, als er neben einer gründlichen Kenntniß des von ihm behandelten Gegenstandes auch einen sehr richtigen Takt in der Auffassung des Wichtigsten und Anziehendsten und im Ausscheiden des minder Wichtigen besitzt. Dazu kommt ferner der Umstand, daß er häufig Werke behandelt, welche wie z. B. die alten Ritterromane, in Folge ihrer Seltenheit dem größern Publikum sehr schwer zugänglich sind, deren Bedeutung aber theils vermöge ihres innern Werthes, theils wegen der Einwirkung, die sie auf ihre Zeit und die Literatur ausgeübt oder von diesen erlitten haben, nicht gering anzuschlagen ist. Andrerseits finden sich Erscheinungen vorgeführt, die gleich den französischen Romanen aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert, wenn auch nicht gerade selten anzutreffen, jedoch (und zwar in vielen Fällen schon wegen ihres bändereichen Umfanges) in verdiente oder unverdiente Vergessenheit gesunken sind, deren Kenntniß gleichwohl aus den eben angeführten Gründen von mannigfachem Interesse sein muß. Ferner ist auch noch zu beachten, daß nicht wenige bedeutende Werke von Dunlop ausführlicher besprochen worden, die in fremden Sprachen geschrieben und daher dem Nichtkenner derselben, wo nicht dem Titel, aber doch ihrem genauern Inhalte nach unbekannt bleiben, da sehr viele von ihnen nicht in's Deutsche übertragen sind; so wie es endlich auch nicht unerwähnt bleiben darf, daß, abgesehen von dem bisher Gesagten, durch eine genauere Kenntniß des Inhaltes des einen oder des andern Geistesproduktes die Aufmerksamkeit in einem höhern Grade als sonst wohl der Fall wäre, auf dieses selbst hingelenkt wird, wie ich dieß aus eigener Erfahrung weiß.

Aus allem bisher Angeführten dürfte es wohl zur Genüge erhellen, daß das vorliegende Werk nicht nur für den Gelehrten von Fach, sondern auch für einen größern Leserkreis eben so belehrend als anziehend und unterhaltend erscheinen muß. Ich meine aber hier nicht nur den Gelehrten, der dieses Gebiet der Literatur sich besonders zur Bearbeitung erwählt hat, sondern auch ganz vorzüglich den, dessen Feld ein verschiedenes ist, der sich aber auch mit den Prosaschöpfungen vergangener Jahrhunderte im Allgemeinen bekannt machen und sich nicht mit denen einer Periode begnügen will. Denn auf die Arbeit Dunlop's gerade läßt sich fast wörtlich anwenden, was Photius von

ſeiner ähnlichen gegen den Schluß bemerkt: „Der Nutzen meiner Arbeit, ſagt er nämlich, beſteht darin, daß ſie nicht nur einen ſummariſchen Ueberblick desjenigen, was man ſelbſt geleſen, und eine leichte Auffindung deſſen, was man ſucht, ſondern auch eine gedrängte Ueberſicht der Werke, die man noch nicht kennen gelernt, gewähren ſoll;" und dieſer letzte Punkt iſt um ſo mehr zu berückſichtigen, je wahrer die Bemerkung eines bald näher anzuführenden Gelehrten iſt, welche, auf die deutſche Literatur ſich beziehend, auf die der fremden Sprachen um ſo mehr Anwendung findet: „unde factum est, ut non modo optimi libri de omni literarum bonarumque artium genere scripti exstent quam plurimi, sed etiam optimorum poetarum et eorum scriptorum, qui in elegantioribus literis versantur tanta sit copia ut si optimos quosque legere velis, ne vita quidem otii plena sufficiat."

Dieſer letzterwähnte Umſtand bringt mich auf die Gründe, welche mich zur Uebertragung dieſes Werkes veranlaßten. Eine geläufige Kenntniß der engliſchen Sprache iſt nämlich nicht bei allen denen vorauszuſetzen, welchen dasſelbe von Intereſſe ſein möchte, ſelbſt nicht einmal bei allen den Gelehrten, deren eigentliche Studien auf einem andern Gebiete liegen. Ich kann mich in dieſer Beziehung auf die vor nicht zu langer Zeit ausgeſprochenen Worte eines derſelben, den ich eben angeführt, berufen, welcher nämlich ſagt: „Utinam tam felices essemus ut omnes, quos legere magni nostra interest, possemus libros intelligere! Sed non omnibus contigit ut praeter Gallorum possent etiam *Anglorum* et Italorum sermones discere." *)

Daß aber ein ſo wichtiges Werk wie das vorliegende, welches zugleich in dem darin behandelten Zweige der Literaturgeſchichte alleinſteht, bisher noch nicht in's Deutſche übertragen worden, mag wohl hauptſächlich darin ſeinen Grund haben, daß es mit einer bloßen Ueberſetzung nicht gethan war, indem es trotz ſeiner zahlreichen Vorzüge dennoch auch nicht wenige Mängel beſitzt, deren Ergänzung und Berichtigung nicht immer auf der Hand lag. Ich ſelbſt bin jedoch weit entfernt daran zu glauben, daß ich allen Anſprüchen genügt habe, die man an meine Arbeit zu machen berechtigt iſt; ja ich bin mir ſelbſt der Mangelhaftigkeit derſelben vollkommen bewußt; ein Bewußtſein, welches aus dem oben früher Geſagten hinlänglich erhellt; indeß habe ich geleiſtet, was ich vermochte und zwar in Verhältniſſen, die namentlich zuletzt in literariſcher Beziehung ſehr ungünſtig waren und mich die Veränderung meines Wohnortes in dieſer Beziehung oft ſchmerzlich empfinden ließen.

Die Anmerkungen enthalten, wie man bemerken wird, nicht Alles was ich zur Vervollſtändigung des vorliegenden Werkes gethan; auch der Text zeigt mannigfache kennbar gemachte Zuſätze **); die ſehr zahlreichen größern und kleinern mehr oder minder bedeutenden Berichtigungen des Textes ſelbſt konnte ich indeß nur höchſt ſelten andeuten, wollte ich die Anmerkungen nicht unnütz anſchwellen, ſo daß ſich jene bloß bei einer genauen Vergleichung der Ueberſetzung mit dem Originale zeigen würden. Sie finden ſich aber ganz beſonders in den Analyſen der behandelten Werke, welche letztere ich beinahe ſämmtlich, wo ſie mir irgend erreichbar waren, mit dieſen Auszügen verglichen

*) Abhandlung des Profeſſors und Prorectors Guiard: De ea quae nunc est Latine scribendi artis conditione. Schulprogramm des Gymnaſiums zu Konigsberg i. d. Neumark. 1843.

**) Sie ſind mit eckigen Klammern bezeichnet. Es war urſprünglich meine Abſicht, nur kürzere Zuſätze in den Text einzurücken, die längeren in die Anmerkungen zu verweiſen; jedoch erſtere wuchſen oft zu letztern an.

habe, wobei ich dann das Unrichtige verbesserte und diese Gelegenheit zugleich auch dazu benutzte, um bei fast allen Analysen eine genaue Angabe sämmtlicher Stellen derselben, wo sie sich in dem Originalwerke finden, nach Buch, Capitel u. s. w. hinzuzufügen, so daß jetzt das Auffinden derselben bedeutend erleichtert ist. Der Nutzen, aber auch die oft große Schwierigkeit dieser Arbeit leuchtet ein.

Ferner habe ich, der Worte Val. Schmidts eingedenk (vgl. hier Anm. 119.) fast alle Verweisungen mit den betreffenden Werken verglichen, dieselben, wo es nöthig war, berichtigt, bei den meisten genauere Citate hinzugefügt und wo die Quelle gar nicht genannt war, diese, wenn sie mir zugänglich war, beinahe immer angeführt. Daß Letzteres dennoch nicht überall geschah, wird Jeder, der die Schwierigkeit einer solchen Ergänzung kennt, gewiß entschuldigen. Ferner sind aus den oben angeführten Gründen sämmtliche angezogene Stellen aus Werken fremder Sprachen, zwar wo es nöthig schien auch in der Ursprache, stets aber in deutscher Uebersetzung mitgetheilt*) und für den, der etwa durch die Auszüge angeregt sich mit den vollständigen Werken bekannt machen will, von den vorhandenen deutschen Uebersetzungen die vorzüglichsten namhaft gemacht worden.

In Betreff der Novellistik will ich noch anführen, daß ich mich mit wenigen Ausnahmen fast immer darauf beschränkt, die von Dunlop bei den angeführten Novellen der einzelnen Autoren dieser Art gegebenen näheren Nachweise zu vervollständigen, wo ich dieß konnte**), ohne selbst neue zu diesem Zwecke auszuheben, weil dieß sonst eine sich zu weit ausdehnende Arbeit geworden sein würde; ein Verfahren, das mir jedoch einigermaßen Leid thut, indem ich manches Neue zu bieten vermocht hätte, und nur Einzelnes konnte ich während des Druckes nachholen. Dahingegen habe ich einige von Dunlop ganz übergangene Novellisten behandelt.

---

*) Ein Verfahren, das um des größern Leserkreises willen z. B. auch K. J. Weber in seiner Geschichte der Päpste u. s. w. selbst in Bezug auf das Lateinische beobachtet hat, und nur die Kenntniß des Französischen glaubte ich allgemeiner voraussetzen zu dürfen.

**) Zwei Werke hätte ich bei meiner Arbeit noch gerne zu Rathe gezogen, die von der Gelehrtenwelt mit so großem Verlangen erwartet werden, sie sind aber leider noch nicht vollendet; Adalbert Kellers Untersuchungen über die Gesta Romanorum nämlich und der noch in Rückstand befindliche 3te Band von Maßmann's Ausgabe der Kaiserchronik, der sich auch über einen großen Theil der mittelalterlichen Sagen verbreiten wird (zuweilen jedoch konnte ich bereits in den Anmerkungen auf denselben hindeuten). — Dahingegen war es mir vor gänzlicher Beendigung des Druckes noch vergönnt v. d. Hagens Gesammtabenteuer zu benützen und oft auf dieß in jeder Beziehung reiche Werk verweisen zu können, so daß ich in dem letzten Theile meiner Arbeit alles strich, was dort und häufig vollständiger als bei mir der Fall war, behandelt ist.

Was Le Grand's Fabliaux betrifft, so hielt ich es aus mehrfachen Gründen für überflüßig seine Nachweisungen jedesmal an den betreffenden Stellen zu wiederholen (theils schon deswegen, weil sie sich oft bei v. d. Hagen wiederfinden), was ich hier ein- für allemal bemerke. Dunlop hat sich der zweiten Ausgabe Le Grand's bedient (welche 1781. V. 12 erschien) und etwas vollständiger ist als die erste (1779. IV. 8.), namentlich enthält sie außer einem Sachregister auch ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher darin ausgezogener Fabliaux; da ein solches in der ersten Ausgabe fehlt und ich es in der zweiten erst später (bei Behandlung der Contes devots bemerkte, so habe ich, ziemlich überflüßig, zu den einzelnen Fabliaux die von Dunlop übergangene Angabe der Theile und Seiten hinzugefügt, die sich also immer auf die zweite Ausgabe beziehen. Die dritte von Antoine-Auguste Renouard (Paris 1829. V. 8.) besorgte ist zwar sehr schön, auch mit Kupfern ausgestattet, jedoch fast nur ein unveränderter Abdruck der zweiten und hat also Le Grand's mehrfache Mängel, namentlich die literarischen Nachweise nicht berichigt, obwohl sie dessen oft bedurft hätten. Indeß enthält sie Nachweise darüber, wo die (bis 1829 erschienenen) Originalerte der darin analysierten Fabliaux zu finden sind, und hat selbst einige derselben gegeben, deren Abdruck aber höchst jämmerlich ausgefallen ist.

Die Bibliographie habe ich nicht besonders berücksichtigt; einerseits ist dieß von Anderen, namentlich von Gräße, in seinem Lehrbuche sowohl als in seinem Handbuche hinreichend geschehen, und schon Gegebenes lediglich wiederholen hielt ich, wie immer, so auch hier für überflüßig; andererseits fehlte es nie an den betreffenden Werken, um die etwaigen Mängel Anderer zu berichtigen und Uebergangenes zu vervollständigen.

Dahingegen wird das sorgfältige und vollständige Register, welches sich über Namen, Büchertitel und Sachen erstreckt (das im Original befindliche ist höchst unbedeutend und läßt alle Augenblicke im Stich), eine willkommene Zugabe sein, die Brauchbarkeit des Werkes in seiner jetzigen Gestalt erhöhen und so dem Hauptzwecke desselben, Laien in die Geschichte der romantischen Prosaliteratur, einzuführen, um so mehr entsprechen.

Auslaßen glaubte ich nichts zu dürfen; wo ich dieß aber dennoch gethan (wie ich z. B. den etwas breiten Eingang in's Kurze gezogen), findet sich dieß in den Anmerkungen angegeben; sonst aber habe ich die im Original hin und wieder vorkommenden Wiederholungen vermieden und zu einander Gehöriges zusammengestellt. Breite des Stiles und der Darstellung ist überhaupt einer der Mängel Dunlop's, dem ich jedoch nicht immer abhelfen konnte.

Wenn endlich Dunlop aus sehr gewichtigen Gründen *) den neuesten Roman nur sehr cursorisch behandelt hat, so haben diese nämlichen jetzt noch viel triftiger gewordenen Motive und noch mehrere andere mich veranlaßt, sein Werk gleichfalls nicht weiter fortzuführen; eine Arbeit, die ich indeß als eine selbständige vielleicht später einmal unternehmen werde; vorausgesetzt daß das Haupthinderniß schwindet, der Mangel nämlich an den dazu nöthigen Hilfsmitteln. —

Nachdem ich so einen hinreichend ausführlichen Bericht auch über meine eigene Arbeit erstattet und hierbei mehr Gelegenheit hatte von ihren größeren und kleineren Unvollkommenheiten zu sprechen als von dem Gegentheile, bleibt mir nur noch eine angenehme Pflicht, — nämlich die, meinen herzlichsten Dank für die mannigfache Unterstützung abzustatten, die mir dabei zu Theil geworden ist.

Vor Allem habe ich hier unsern Altmeister auf diesem Gebiete der Dichtung, Ludwig Tieck zu nennen, der mir zur Zeit meines Aufenthaltes in Berlin die reichen Schätze seiner damals noch vollständigen Büchersammlung **) und die noch viel reichern seines Geistes mit der ihm innewohnenden liebenswürdigen Zuvorkommenheit auf das bereitwilligste öffnete, wodurch mir theils manches sonst seltene, ja fast unfindbare Werk zugänglich wurde, theils sich rasch Schwierigkeiten lösten, die mir lange im Wege gestanden. Möge er meiner auch in der Ferne noch lange Jahre hindurch eben so freundlich gedenken, wie er mich immer, wenn auch leider nicht selten von Kränklichkeit befallen, in Berlin und Potsdam in seinem Musensitze empfieng ***). Unvergeßlich werden mir die Stunden sein, wo es mir vergönnt war, die noch immer mit jugendlicher Frische strömende Quelle seines herrlichen Geistes zu bewundern.

---

*) S. den Anfang des XIV Kap. S. 430.

**) Sie war es im eigentlichsten Sinne des Woetes; er hatte, wie bekannt, lange Jahre daran gesammelt.

***) Trotzdem er mich einst wegen meiner Ansicht über den Don Quijote einen Ketzer schalt; leider giebt es sehr verstockte Ketzer.

Demnächſt fühle ich mich dem gründlichen Kenner der ſüdlichen Literaturen V. A. Huber in Berlin innig verpflichtet, der mir Jahre lang die uneingeſchränkteſte Benützung ſeiner umfangreichen, viele ſeltene und koſtbare Werke enthaltenden Bibliothek geſtattete und dieſe ihn im höchſten Grade ehrende Liberalität gegen mich ſo weit ſelbſt äußerte, daß er auch während mancher längeren Abweſenheit von Berlin jene ganz meinem beliebigen Gebrauche überließ. Ich hätte ohne ihn meine Arbeit nicht unternehmen können, da meine Bücherbrettere ſtets mehr von ſeinen als meinen Büchern beſchwert waren und ich ſogar theure und bändereiche Werke zum Nachſchlagen, die er wohl oft ſelbſt bedurfte, mehrere Jahre hindurch in meinem Hauſe hatte; ja auch hierher nach Lüttich hat er mir manche bis zur Beendigung meiner Arbeit geliehen und es gewähret mir einige Genugthuung, ihm wenigſtens an dieſer Stelle meine ſtete Erkenntlichkeit zu beweiſen.

Gegen Maßmann in Berlin, deſſen rückhaltloſe Bereitwilligkeit zu helfen Jeder kennt, der ſich an ihn gewandt, hege auch ich mehr als eine Art von Verpflichtungen und es iſt nicht die größte, daß er ſich bei meinem Fortgange von Berlin auf das Zuvorkommendſte zu der erſten Korrektur des vorliegenden Buches erbot*). Es mag ihm dieſe manche Stunde gekoſtet haben, die er angenehmer und erſpießlicher hätte verwenden können; indeß er hat auch ein ſo großes Opfer für einen ihn wahrlich ſehr hochachtenden und dankbaren Freund nicht geſcheut und ſich dieſer beſchwerlichen Arbeit ſelbſt dann nicht entzogen, als ihn die härteſten Schickſalsſchläge trafen.

Daß ich von Maßmann an Büchern alles erhielt was ich bedurfte und er für meine Zwecke beſaß, wäre überflüßig zu erwähnen; gleiches bezieht ſich auch auf meinen alten Freund und Gönner von der Hagen, dem ich ebenfalls in mehr als einer Beziehung ſtets verpflichtet bleiben werde.

Die Sammlung italieniſcher Novelliſten, die einen Theil der reichen Bibliothek des gelehrten Bibliophilen S. H. Spikker in Berlin ausmacht und in ihrer Vollſtändigkeit nur wenige ihres Gleichen hat, habe ich durch die Zuvorkommenheit des Beſitzers derſelben benützen dürfen und namentlich verdanke ich es ihm, daß ich die genaue Mittheilung über die ſo ſeltenen Novellae Morlini geben konnte, ſo wie er mir auch mit manchem bibliographiſchen Rathe an die Hand gieng.

Außer dieſen und manchen anderen Privatbibliotheken benutzte ich natürlich die große Königliche Bibliothek und da war es beſonders der Cuſtos Herr Dr. Siebel, welcher der Abtheilung der romaniſchen Literaturen vorſteht, der mir gar lange Zeit hindurch mit mehr als amtsmäßiger Bereitwilligkeit und Unverdroſſenheit die gewünſchten Werke zur Benützung zukommen ließ, obwohl ich ihm oft gewiß mannigfache Beſchwerlichkeit bereitete. Ich ſage ihm hiermit meinen herzlichſten Dank.

Den Mangel aller dieſer Schätze fühle ich nun hier in Lüttich auf das allerempfindlichſte, da Privatſammlungen der Art, wie ich ſie bedarf, hieſigen Orts nicht vor-

*) Wenn trotz ſeiner und meiner Sorgfalt dennoch und manchmal gar ſeltſame Druckfehler ſtehen geblieben ſind, ſo kann ich mich bloß damit tröſten, daß dieß nicht das erſte Mal iſt, daß dergleichen Statt findet, und deshalb nur um Nachſicht bitten, ſo wie auf das Verzeichniß der ſtörendſten derſelben unter den Nachträgen und Berichtigungen verweiſen. So iſt es mir z. B. faſt unerklärlich wie S. 237a Z. 8 u. 11 v. o. dreimal ſtatt and hat er ſtehen bleiben können u. ſ. w. Doch iſt dieſer Druckfehler lange nicht ſo arg wie der, von dem Menken in ſeiner Schrift de Charlataneria eruditorum ſpricht.

handen oder doch mir nicht bekannt sind*), die Bedürfnisse der hiesigen Universitätsbibliothek aber auf ganz anderm und daher zunächst zu versehendem Felde liegen. Gleichwohl hat der Oberbibliothekar derselben, Herr Professor Fieß, der mir seit meiner Ankunft hier das größtmöglichste Entgegenkommen und Dienste jeder Art erwiesen, so weit es irgend angieng auch in literarischer Beziehung mir beigestanden und mir zur Benützung verschafft, was ihm nur irgend möglich war. Ein kleines Zeichen davon, wie sehr ich mich ihm verpflichtet fühle, möge er daher in der Widmung dieser Arbeit erkennen.

In dieser Lage sah ich mich also oftmals gezwungen in der Ferne das zu suchen, was mir die Nähe nicht bot, in welcher Beziehung ich theils während einer kurzen Anwesenheit in Tübingen die Universitätsbibliothek und die meines gelehrten Freundes Adalbert Keller daselbst benutzte, theils mir schriftlichen Rath bei Letzterm und bei Maßmann erholte, den sie mir dann auch stets mit größter Bereitwilligkeit ertheilten, obwohl ich ihre Hülfsleistung nicht selten in Anspruch nehmen mußte.

Man wird bemerken, daß ich in diesem letzten Theile meines Vorwortes die Worte Dank und Verpflichtung von meiner, so wie Bereitwilligkeit und Zuvorkommenheit von anderer Seite nicht selten in Anwendung zu bringen hatte, so daß meine Erfahrung in dieser Beziehung eine sehr erfreuliche gewesen. Wenn ich bei allem dem nicht das geleistet, was ich hätte leisten sollen und können, so ist dieß freilich meine Schuld allein. Indeß hoffe ich wenigstens ein wichtiges und anziehendes Werk einem größern Kreise in verbesserter Gestalt zugänglich gemacht zu haben.

Jedenfalls darf ich hier die Schlußworte der Vorrede zu der letzten größern Arbeit meines verewigten Freundes und Lehrers, des trefflichen Franz Passow, wiederholen, die auch jetzt wieder und auf mich fast buchstäblich Anwendung finden:

„Die Zeit liegt in einer so furchtbaren Krisis, daß Niemand weiß, ob und wie er sie überstehen wird; daher geziemt es, von dem nicht engen Kreise, dessen Gunst man Jahre hindurch genossen hat, nur mit Worten heiterer Vorbedeutung den ungewissen Abschied zu nehmen: Vorwärts! Aufwärts!“

Lüttich, im Wonnemonat 1851.

Felix Liebrecht.

*) Die einzige Ausnahme hiervon macht, wenigstens meines Wissens, die Bibliothek meines hiesigen Freundes Charles Grandgagnage, welcher, mit der deutschen Sprache und Gelehrsamkeit auf deutschen Universitäten vertraut geworden, die genaueste Kenntniß derselben in seinem vortrefflichen, von gründlichen und umfassenden Studien zeugenden Dictionnaire Etymologique de la Langue Wallonne (vol. I. Liége 1847. vol. II. Première Livraison. Bruxelles et Leipsick 1850), das ihn auch der deutschen Gelehrtenwelt auf ehrenvolle Weise bekannt gemacht, bekundet hat und noch ferner bekunden wird.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung 1

Erſtes Capitel. Urſprung der Proſadichtung. — Früheſte griechiſche Romane. — Heliodor. — Achilles Tatius. — Longus. — Chariton. — Johannes Damaſcenus. — Euſtathius. — Apollonius von Tyrus u. ſ. w. — Allgemeine Bemerkungen über dieſe Romane. — (Anmerkung 1—83.) 3

Zweites Capitel. Einführung der mileſiſchen Erzählungen in Italien. — Lateiniſche Romane. — Petronius Arbiter. — Apuleius. — (Anmerkung 84—99.) 39

Drittes Capitel. Urſprung der romantiſchen Dichtungen in Europa. — Ritterbücher aus dem Sagenkreiſe der fabelhaften Geſchichte Britanniens, beſonders Arthur's und der Tafelrunde. — Merlin. — Saogreal. — Perceval. — Laocelot do Lac. — Meliadus. — Tristan. — Ysaie le Triste. — Artus. — Perceforest. — Artus de la Bretagne. — Cleriadus u. ſ. w. — (Anm. 100—187. — Triumphe des neuf Preux) 50

Viertes Capitel. Ritterbücher aus dem Sagenkreiſe Karls des Großen und ſeiner Paladine. — Chronik des Turpin. — Huon de Bourdeaux. — Gocrin de Monglave. — Gallien Rhetoré. — Milles et Ami. — Jourdain de Blaves. — Ogier le Daoois u. ſ. w. — (Anm. 188—220.) 115

Fünftes Capitel. Ritterbücher der pyrenäiſchen Halbinſel über Amadis von Gallien und ſeine Nachkommenſchaft. — Ritterbücher von den Palmerinen. — Kataloniſche Ritterbücher. — Tirant der Weiße. — Partenopex de Blois. — (Anm. 220a.—238.) 146

Sechstes Capitel. Ritterbücher von klaſſiſchen und mythologiſchen Helden. — Livre de Jason. — Vie de Hercule. — Alexandre. — Zauberer Virgilius u. ſ. w. — (Anmerkung 239—258.) 178

Siebentes Capitel. Urſprung der italieniſchen Novellen. — Bidpai. — Sieben Weiſe Meiſter. — Gesta Romanorum. — Disciplina clericalis. — Fabliaux. — Cento Novelle Antiche. — Boccaccio. — (Anm. 259—328.) 192

Seite

Achtes Capitel. Italieniſche Nachahmer des Boccaccio. — Sacchetti. — Ser Giovanni. — Maſſuccio. — Sabadino delli Arienti. — Cintio. — Straparola. — Bandello. — Maleſpini u. ſ. w. — Franzöſiſche und ſpaniſche Novelliſten. — (Anm. 329—385. — Sercambi. — Cavicco. — Merlini. — Conde Lucanor. — Timoneda) 255

Neuntes Capitel. Urſprung der geiſtlichen Romane. — Legenda aurea. — Cootes Devota. — Guerioo Meschioo. — Lycidas et Cléorithe. — Romane des Camus u. ſ. w. — Pilgrim's Progress. — (Anm. 386—403.) 302

Zehntes Capitel. Komiſche Romane. — Rabelais. — Vita di Bertoldo. — Don Qoijote. Guzman de Alfarache. — Marcos de Obregon u. ſ. w. — Roman Comique. — Politiſche Romane. — Utopia. — Argenis. — Séthos. — (Anm. 404—439.) 324

Elftes Capitel. Schäferromane. — Sannazaro. — Montemayor. — Urſé. — Sir Philip Sidney u. ſ. w. — (Anm. 440—450. — Fernão d'Alvares do Oriente) 350

Zwölftes Capitel. Heroiſcher Roman. — Poléxaodre. — Cleopatra. — Cassandra. — Ibrahim. — Clélie u. ſ. w. — (Anm. 451—460. — Buſone da Gubbio's Fortonatus Siculus. — Cervantes' Persiles y Sigismuoda) 369

Dreizehntes Capitel. Moderner franzöſiſcher Roman. — Feerenmärchen. — Voyages Imaginaires. — Songes et Visions. — Kabaliſtiſche Romane u. ſ. w. — (Anmerkung 461—504. — Hatim-Tay. — Chineſiſche Romane) 387

Vierzehntes Capitel. Kurze Geſchichte des Urſprunges und des Fortganges der neueren engliſchen Proſadichtungen — der ernſten — der komiſchen — der romantiſchen. — Schluß. — (Anm. 505—515.) 430

Anmerkungen 455

Anhang (Bruchſtücke altfranzöſiſcher Ritterbücher) 527

Nachträge 537

Regiſter 547

John Dunlop's

Geſchichte der Proſadichtungen.

Einleitung.

Die Kunst der erdichteten Erzählung scheint ihren Ursprung in demselben Prinzip der Auswahl gehabt zu haben, durch welches die schonen Künste im Allgemeinen geschaffen und vervollkommnet worden sind. Unter der zahllosen Menge verschiedenartiger Bäume und Sträuche, die sich dem Andlick des Wilden darbieten, findet er bei seinen Wanderungen einige, die durch ihre Schönheit und ihren Wohlgeruch seine Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehen, und diese wählt er daher endlich, um sie rings um seine Wohnstätte zu pflanzen. Gleicherweise stoßen ihm unter den mannigfachen Ereignissen des menschlichen Lebens einige zu, welche besonders angenehm sind und deren Erzählung nicht nur ihm selbst gefällt, sondern auch in seinen Zuhörern ein ähnliches Gefühl erweckt. Dazu gehören unerwartete Vorfälle, glückliche Unternehmungen oder schwierige und unverhoffte Errettung aus ungewöhnlicher Gefahr und Bedrängniß. Sowie er nun seine Wohnung mit denjenigen Gegenständen umgiebt, die ihm gefallen, damit sie ihm einen desto häufigern Genuß gewähren, ebenso wird seine Phantasie besonders von den Ereignissen gefesselt, die früher in ihm die mächtigsten Gefühle erregten und deren Erinnerung seine Zärtlichkeit, seinen Stolz oder seine Dankbarkeit erweckt.

Auf diese Weise sammelt sich im Verlaufe der Zeit eine Masse interessanter Erzählungen, die von einem Individuum dem andern mitgetheilt werden. Fast jeder Vorfall des menschlichen Lebens jedoch enthält, wie fast jede Scene der Natur, etwas von gemischter oder gleichgiltiger Beschaffenheit, das die angenehme Empfindung, welche sonst reiner oder stärker wäre, schwächen muß. Ebenso findet der Sammler anziehender Thatsachen, daß die Sympathie, welche sie hervorrufen, erhöht werden müßte, wenn alles Gleichgiltige oder was das Hauptgefühl, das er erregen will, zu schwächen vermöchte, ausgeschieden würde. Auf diese Weise macht er die Ereignisse unerwarteter, die Unternehmungen erfolgreicher, die Errettung aus Gefahr und Bedrängniß wunderbarer. „So wie die Welt der Erscheinungen, sagt Bacon, der vernünftigen Seele nachsteht, ebenso verleiht die Dichtung den Menschen das, was die Geschichte ihnen versagt und ersetzt einigermaßen dem Gemüthe durch Schattenbilder dasjenige, dessen Substanz es nicht genießen kann. Denn genau genommen, zeigt die Dichtung auf eindringliche Weise, daß das Herz an einer größern und schönern Mannigfaltigkeit der Dinge, an einer vollkommeneren Harmonie, als sie irgendwo in der Natur anzutreffen ist, Gefallen findet und während die wirkliche Geschichte uns nicht den Verlauf der Dinge nach dem Verdienste der Tugend oder der Strafbarkeit des Lasters giebt, leistet die Dichtung dafür Ersatz und zeigt uns die Schicksale und Ereignisse von Menschen, die nach Verdienst belohnt oder bestraft wurden. Während ferner die wirkliche Geschichte durch eine zu bekannte und stete Aehnlichkeit der Dinge in uns Ueberdruß erweckt, erfreut uns die Dichtung durch unerwartete Wendungen und Wechselfalle und erzeugt auf diese Weise nicht nur Ergötzen, sondern prägt uns auch Sittlichkeit und Seelenadel ein. Sie erhebt den Geist dadurch, daß sie die Schilderung der Dinge unsern Wünschen entsprechen läßt und nicht wie die Geschichte und der Verstand den Geist den Dingen unterwirft." (De Augm. Scient. L. II. p. 1.).

Dieser Ansicht gemäß, leuchtet es ein, daß die

Dichtungen oder Erzählungen, an denen die Menschen Gefallen finden, sich mit ihren Gefühlen und dem gesellschaftlichen Zustand ändern müßen. Da man sie nämlich als ausgewählte und stark gefärbte Geschichtsdarstellungen betrachten kann, so pflegen diejenigen Ereignisse die Basis derselben zu bilden, die sich bereits zugetragen haben oder sich doch wahrscheinlicher Weise zutragen konnen. Sie beschäftigten sich daher in einem kriegerischen Zeitalter besonders mit der Erzählung von Abenteuern und Ritterfahrten, und in Zeiten der Galanterie mit ausfuhrlichen Liebesabentenern.

Die Geschichte der Dichtung ist also für den Philosophen in einem hohen Grade anziehend und nimmt in der Geschichte des menschlichen Fortschritts eine wichtige Stelle ein. Indem wir nämlich die Erzählungen eines Volkes betrachten, haben wir eine fortlaufende Darstellung der jedesmal unter demselben herrschenden Denkart, eine Schilderung seiner jedesmaligen Gefühlsweise, seiner Gewohnheiten, seines Geschmackes. In dieser Beziehung scheint aber die Prosa-Dichtung der Geschichte sowohl, als der Poesie bedeutend überlegen zu sein; denn in der Geschichte herrscht zu wenig Individualität und in der Poesie zu viel Anstrengung, als daß der Historiker und der Dichter auf eine genauere Schilderung der jedesmaligen Sitten sollten eingehen können. Die Geschichte behandelt das Menschengeschlecht gleichsam im Großen und betrachtet die Individualität, welche sie heraushebt, lediglich oder doch hauptsächlich von einem öffentlichen Gesichtspunkt aus, ohne ihre eigenthumlichen Gefühle, Gewohnheiten und Neigungen in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen. Die Poesie aber gestattet im Allgemeinen zu wenig Detail, während zugleich ihre Gemälde gewöhnlich zu gezwungen und übertrieben sind. In der Prosadichtung hingegen konnen wir ohne Unstatthaftigkeit einzelne Individuen vorführen und auf Details eingehen, ohne in Niedrigkeit zu verfallen. Daher hat man auch die Bemerkung gemacht, daß wir besonders in den Prosadichtungen einer Periode die Lebensweise, Tracht und Sitten derselben entdecken konnen. „Endlich, sagt Boeromeo in der Vorrede zu seiner Notizia dei Novellieri Italiani, ist noch das Licht in Erwägung zu ziehen, welche die Novellen über die Zeitgeschichte verbreiten ... Wer daran zweifelt, lese das Eulogium des Bandello und er wird sich überzeugen, daß sein Werk für einen magischen Spiegel gehalten werden kann, der die Sitten und Gebräuche des 16ten Jahrhunderts, einer an großen Ereignissen so fruchtbaren Zeit, auf das Deutlichste zurückstrahlt und außerdem viele literarische und politische Kenntnisse mittheilt, so wie uns mit Einzelheiten bekannt macht, welche die Geschichtschreiber den großen Staatsumwälzungen der Nachwelt nicht überliefert haben. Was mich betrifft, so kann ich behaupten, daß ich in diesen Erzählungen unbekannte Thatsachen aus dem Privatleben der Fürsten verzeichnet gefunden habe, die man in gewöhnlichen Geschichtswerken vergebens suchen würde."

Aber auch abgesehen von dem aus den Prosa-Dichtungen entspringenden Nutzen, wieviel verdanken wir ihnen nicht außerdem auch noch an Vergnügen und Genuß! — In dem vorliegenden Werke habe ich daher versucht, eine gedrungene Uebersicht des Ursprungs und Fortschrittes der Prosadichtung, der mannigfachen Formen, die sie zu verschiedenen Zeiten angenommen hat, und der Autoren, durch welche die Schöpfungen dieses Zweiges der Literatur am erfolgreichsten gepflegt und befördert worden sind, dem Leser darzubieten. Ich sage Prosa-Dichtung, denn nur diese macht den eigenthümlichen Gegenstand meines Unternehmens aus. Man hat es der ersten Auflage dieses Werkes zum Vorwurfe gemacht, daß ich die Geschichte der Dichtung nur beim Verfalle der Literatur begonnen und die erhabensten und großartigsten Erzeugnisse der Poesie und Mythologie vernachläßigt habe. Es war jedoch nicht meine Absicht, die Dichtungen in ihrer Verbindung mit letztern zu betrachten, sondern nur die verschiedenen Prosa-Dichtungen in Erwägung zu ziehen, die unter dem Namen Roman oder Novelle der Welt übergeben worden sind. Daß ich also bei einer späteren Periode angefangen, kommt daher, daß die Werke, die ich zu besprechen unternommen habe, erst später erschienen; und ich fühle mich um so mehr veranlaßt, meine Untersuchungen auf diesen Gegenstand zu richten, als mir nicht bewußt ist, daß bisher irgend ein Schriftsteller eine vollständige und zusammenhängende Uebersicht desselben geliefert hat, obwohl einzelne Theile mit vieler Gelehrsamkeit und großem Scharfsinne behandelt worden sind [1]).

Erſtes Capitel.

Urſprung der proſaiſchen Dichtungen. — Früheſte Verfaſſer Griechiſcher Romane. — Heliodor. — Achilles Tatius. — Longus. — Chariton. — Johannes Damascenus. — Euſtathius. — Bemerkungen über dieſe Dichtungsart. —

Nachdem in den einleitenden Bemerkungen auf die Natur und den Nutzen der Proſadichtung hingewieſen und der Plan des Werkes dargelegt worden, müßen wir nun unſere Aufmerkſamkeit auf den eigentlichen Gegenſtand unſeres Unternehmens wenden, auf den Urſprung nämlich und den Fortſchritt jener Dichtungsart, ſo wie auf die Analyſe und Beurtheilung der berühmteſten Erzeugniſſe deeſelben, die zu verſchiedenen Zeiten der Welt geboten woeden ſind. Wie haben bereits geſehen, daß Dichtung zu allen Zeiten die roheſten ſowohl als die gebildeteſten Nationen erfeeut und ergötzt hat. Jedoch erſt ſpät und nach dem Verfalle der edlern Liteeatur wuede das Gebiet dee Proſadichtungen gepflegt. Denn in den früheſten Zeiten war ſelbſt die bloße Kunſt des Scheeibens etwas zu Schwieriges und Ungewöhnliches, als daß man ſich desſelben füe Gegenſtände der Proſa hätte bedienen ſollen und ſelbſt die Gefeße der vornehmſten Geſetzgeber wurden damals in Verſen bekannt gemacht. In den beſſern Zeiten Griechenlands ſcheieben alle diejenigen, welche die mens divinior [2]) in ſich fühlten und ſich mit dem Gebiete der Dichtung beſchäftigten, natürlich auch in Verſen, und wüeden es verſchmäht haben, ſich mit einer einfachen Erzählung des gewöhnlichen Lebens in Proſa zu befaſſen. Dieſer Zweig der Liteeatur war einer ſpätern Periode vorbehalten, nachdem die Reihen der Poeſie ſich mit großen Namen gefüllt hatten und gerade die reiche Zahl ausgezeichneter Vorbilder ſelbſt ſchon Ueberdruß erzeugte. Auch müſſen Schöpfungen der Poeſie, wenn man Gefallen an ihnen finden ſoll, mit einem Anfluge desſelben Geiſtes, mit dem ſie geſchaffen, geleſen werden und erfordern unter einem üppigen Volke zu viel Anſtrengung von dem Hörer oder Leſer, als daß ſie im Allgemeinen populär werden könnten. Eine einfache Erzählung hingegen, eine Geſchichte voll ſcheezhafter odee ſeltſamer Abenteuer gewähet alsdann eine Lieblingsunteehaltung, und demgemäß ſehen wir auch, daß beſonders die indolenten, vergnügungsſüchtigen Nationen des Oſtens einen hohen Grad von Luſt daran finden, der Erzählung ſolchee Geſchichten zuzuhören. Daher ſcheint in Perſien und andern Theilen Aſiens, wo die Beſchaffenheit des Klimas und die Verweichlichung der Einwohner dazu beitrugen, die Pflege dieſer Art von mündlichen und ſchriftlichen Erzählungen zu befördern, der Geſchmack an denſelben am früheſten und weiteſten ausgebreitet geweſen zu ſein [3]).

Die Völkee Kleinaſiens, welche den ſchönſten Theil der Eede inne hatten, waren jeder Art von Ueppigkeit und Peacht im höchſten Gead ergeben und eigneten ſich, nachdem ſie unter die Oberherrſchaft der Perſer gekommen, die unteehaltenden Fabeln iheer neuen Gebieter mit der äußer-

ſten Begierde an. Die Mileſier, eine ioniſch redende griechiſche Kolonie, übertrafen alle benachbarten Nationen an erfinderiſchem Geiſte, und wurden zuerſt durch die Perſer mit dieſer Märchenſucht angeſteckt; die Erzählungen jedoch, die ſie ſchufen und deren Namen ſo berühmt geworden, ſind alle verloren gegangen. Man weiß von ihnen nicht viel mehr, als daß ſie meiſt keine ſehr moraliſche Tendenz hatten, und beſonders von einem Schriftſteller Ariſtides [4]) verfaßt, dann aber zur Zeit der Bürgerkriege des Marius und Sulla (um 90 v. Chr.) von Siſenna ins Lateiniſche überſetzt wurden (ſ. weiter hinten). Huet, Vossius (de Historicis Graecis s. v. Aristides) und die übrigen Gelehrten, welche der Erzählungen des Ariſtides Erwähnung gethan, halten ſie einmüthig für kurze Liebesgeſchichten in Proſa; und doch möchte es nach folgender Stelle der Tristia des Ovid faſt ſcheinen, daß wenigſtens einige derſelben in Verſen abgefaßt waren:

Iunxit Aristides Milesia *carmina* [5]) secum:
Pulsus Aristides nec tamen urbe sua est.

Obgleich nun, wie geſagt, die Mileſiſchen Erzählungen verloren gegangen ſind, ſo kann man ſich doch durch die Erzählungen [6]) des Parthenius aus Nicäa (um 20 v. Chr.) eine Vorſtellung von ihnen machen, da viele derſelben, wie mit Grund zu glauben ſteht, aus jenen alten Geſchichten entlehnt oder doch wenigſtens im Geiſte derſelben geſchrieben worden ſind. Parthenius enthält 36 Erzählungen, die aber nur bloße Skizzen zu ſein ſcheinen. Sie beſtehen hauptſächlich aus allerlei Arten von Verführungsgeſchichten und den verbrecheriſchen Leidenſchaften der nächſten Verwandten. Die Hauptcharaktere haben gewöhnlich ein klägliches Ende, obgleich es nur ſelten mit dem, was ihre Laſter verdienten, in Verhältniß ſteht. Parthenius ſcheint die Mileſiſchen Erzählungen mit den mythologiſchen Fabeln des Apollodor und ähnlicher Schriftſteller verwebt und auch frühern Hiſtorikern und Dichtern, deren Werke uns nicht erhalten worden, ſeinen Stoff entnommen zu haben [7]). Dies Werk iſt dem lat. Dichter Cornelius Gallus gewidmet, dem Zeitgenoſſen und Freunde Virgil's (Ecl. 10). Der Verfaſſer ſagt ſogar, daß es zum beſondern Gebrauche desſelben verfaßt worden, um ihn mit Stoffen zu Elegien und andern Gedichten zu verſehen [8]).

Die Einwohner Kleinaſiens und beſonders die Mileſier ſtanden in vielfachem Verkehre mit den Griechen Attika's und des Peloponnes, deren natürlicher Hang ſie gleichfalls zur Dichtung hinzog; ſie fanden an den Erzählungen der öſtlichen Nationen nicht minder Gefallen und dieſes erzeugte Nachahmung.

Vor der Zeit Alexander's des Großen ſcheinen jedoch von den europäiſchen Griechen nur geringe Verſuche auf dieſem Gebiete gemacht worden zu ſein; der häufigere Verkehr jedoch, der in Folge ſeiner Eroberungen zwiſchen den Griechen und Aſiaten eintrat, eröffnete mit einem Mal alle Quellen der Proſadichtung.

Klearchus (um 300 v. Chr.), ein Schüler des Ariſtoteles, ſchrieb eine Geſchichte von erdichteten Liebesabenteuern [9]) und ſcheint der erſte Schriftſteller geweſen zu ſein, der durch ein Werk dieſer Gattung einen gewiſſen Grad von Berühmtheit erlangte. Jedoch kann ich von den Romanen, die den Aethiopica des Heliodorus vorangiengen, nur ſehr magere Notizen mittheilen, da die Werke ſelbſt verloren gegangen ſind und unſere Kenntniß derſelben hauptſächlich auf die Auszüge des Photius beſchränkt iſt.

Einige Jahre [10]) nach dem Erſcheinen des Klearchiſchen Romans ſchrieb Antonius Diogenes einen vollkommenern Roman als bisher verfaßt worden, der ſich auf die an Abenteuern reichen Irrfahrten und Liebeshändel des Dinias und der Derkyllis gründete und betitelt war: „Von den unglaublichen Dingen jenſeits Thule.“ [11]) Dieſe Inſel, deren Lage eine der zweifelhafteſten Punkte der alten Geographie iſt, war nämlich nach Diogenes' Meinung nicht der fernſte Punkt der Erde, da er von verſchiedenen andern über die Inſel hinausliegenden ſpricht [C. 9.]; Thule iſt ihm nur ein einzelner Ruhepunkt für ſeine Abenteurer [C. 2.] und viele von den unglaublichſten Dingen werden in andern Theilen der Welt geſchaut. Die Idee des Werkes ſoll der Odyſſee entlehnt ſein und viele der erzählten Ereigniſſe ſcheinen in der That dieſe Meinung zu beſtätigen [12]). Der Autor erwähnt auch eine Anzahl früherer Schriftſteller, beſonders den Antiphanes [13]), denen er dieſe wunderbaren Erzählungen entnommen. Gellius [9, 4] führt an, daß als er einmal von Griechenland nach Italien reiſte, er in Brundiſium gelandet und daſelbſt durch Kauf in den Beſitz einer Sammlung fabelhafter Geſchichten gekommen ſei, die unter dem Namen des Ariſteas, Kteſias und Oneſikritus,

vielerlei Nachrichten von Völkern, die des Tages blind waren, bei Nacht aber sähen, und verschiedene andere Fabeln enthielten, welche, wie wir gleich wahrnehmen werden, Diogenes in seinen Roman aufnahm. Photius lobt letztern wegen der Reinheit seines Stils und der angenehmen Abwechslung der Abenteuer; der Auszug jedoch, den er uns giebt, bietet uns nur eine Reihe der unwahrscheinlichsten Ereignisse. Indeß verdient dies Werk, obgleich voll der nichtssagendsten und unglaublichsten Dinge, dennoch einige Aufmerksamkeit, da Achilles Tatius und die folgenden Romanschreiber demselben den Stoff zu weniger mangelhaften Erzeugnissen entnommen zu haben scheinen [14]).

Dinias, ein Arkadier, geht auf Reisen und gelangt an die Mündung des Flusses Tanais. Durch die Heftigkeit der Kälte getrieben, zieht er gegen Osten und gelangt um die Erde herum nach Thule [C. 2.]. Hier knüpft er mit Derkyllis, der Heldin der Erzählung, ein Liebesverhältniß an, welche nebst ihrem Bruder Mantinias durch die Intriguen des Paapis, eines ägyptischen Priesters, aus Tyrus vertrieben worden ist. Sie erzählt dem Dinias, wie sie auf Rhodus und Kreta und auch unter den Kimmeriern, woselbst ihr durch die Begünstigung ihrer verstorbenen Dienerin Myrto der Anblick der höllischen Regionen zu Theil wurde, umherwanderte [C. 3.]; wie sie, von ihrem Bruder getrennt, mit einem gewissen Kerylus bei dem Grabe der Syenen und später in einer Stadt in Spanien anlangte, deren Bewohner bei Nacht sähen, — eine zwar herrliche Eigenschaft, die jedoch durch gänzliche Blindheit während des Tages neutralisiert wurde; wie sie ferner unter den Kelten und einem Amazonenvolke umherreiste [C. 4.] und daß sie in Sicilien wiederum mit ihrem Bruder Mantinias zusammentraf, der ihr noch viel wunderbarere Abenteuer erzählte, indem er nämlich alle Merkwürdigkeiten der Sonne, des Mondes und der fernsten Inseln der Erde in Augenschein genommen hatte [C. 5.]. Endlich sei sie mit demselben nach vielen andern Erlebnissen nach Thule gekommen [C. 6.], wohin ihr alter Feind Paapis ihnen folgte und sie durch Zauberkünste alle Abend sterben und des Morgens wieder lebendig werden ließ. Das Geheimniß dieser Zaubereien, die hauptsächlich darin bestehen, daß Paapis den eben nicht sehr zu beklagenden Opfern derselben ins Gesicht speit, wird von Azulis, dem Begleiter des Dinias, entdeckt und, nachdem durch die Hülfe desselben der Bann des mächtigen Zauberers, der vorher einen gewaltsamen Tod gefunden, gebrochen worden, kehren Derkyllis und Mantinias in ihre Heimat zurück [C. 7. 8.]. Nach der Abreise seiner Freunde unternimmt Dinias mannigfache Fahrten über Thule hinaus, unter andern auch eine Nordpolexpedition. In diesen Gegenden, sagt er, dauert die Finsterniß zuweilen einen Monat, zuweilen 6 Monate, an gewissen Stellen jedoch ein ganzes Jahr und die Länge der Nacht stehe in Verhältniß zu der des Tages. Zuletzt findet er sich eines Morgens beim Erwachen in Tyrus und trifft daselbst mit seinen alten Freunden Mantinias und Derkyllis zusammen, mit denen er den Rest seines Lebens zubringt [C. 9.].

Außer dem allgemeinen Umrisse dieses Romans, wie ihn uns Photius aufbewahrt hat, giebt uns Porphyrius in seinem Leben des Pythagoras [§. 10—13.] eine lange märchenhafte Erzählung hinsichtlich dieses Philosophen, die, wie er bemerkt, eine Episode der „Unglaublichen Dinge jenseit Thule" bildete und der Derkyllis von Aristäus, einem ihrer Begleiter auf ihrer Flucht von Tyrus und ausgezeichnetem Schüler des Pythagoras, mitgetheilt wurde. Ein gewisser Mnesarchus fand nämlich eines Tages unter einer hohen Pappel ein kleines Kind liegen, welches ohne gebindet zu werden, in die Sonne schaute, während es ein Schilfrohr im Munde hielt und den Thau, der von der Pappel auf dasselbe herabtropfte, einschlürfte. Mnesarchus trug das Kind nach Hause, gab ihm den Namen Aristäus und erzog es mit seinem Sohne Pythagoras. Späterhin wurde Aristäus zugleich mit Zamolxis, dem Gesetzgeber der Geten, einer der Schüler dieses Philosophen, nachdem er sich vorher einer inspectio corporis [15]), die der Samische Weise unabänderlich mit seinen Schülern vornahm, unterworfen, da nämlich letzterer bei der Beurtheilung der geistigen Fähigkeiten die äußere Gestalt genau in Betracht zu ziehen pflegte. Auf diese Weise war Aristäus befähigt, über die Reisen seines Meisters, so wie über die mystische Gelehrsamkeit, die er sich unter den Aegyptern und Babyloniern erworben, genaue Nachrichten mitzutheilen; so wie nicht minder über das ruhige Leben, das derselbe in Italien führte, und über die Art und Weise, wie er durch Zaubereien und magische Gesänge Krankheiten heilte; denn er wußte Gesänge von solcher Kraft, daß sie Vergessenheit des Schmerzes

erzeugten, Kummer beſchwichtigten und alle böſen Begierden unterdrückten.

Die Erzählung von den „Unglaublichen Dingen jenſeits Thule" beſtand aus 24 Büchern, in denen Dinias ſeine eigenen Abenteuer und die, ſo er von Derkyllis gehört, dem Kymbas berichtete, welchen letztern die Arkadier nach Tyrus geſandt hatten, um Dinias zur Rückkehr in ſein Vaterland zu vermögen [C. 4.]. Im Eingange des Werkes wurde geſagt, daß einer der Begleiter des Kymbas die Erzählung dieſer Abenteuer in zwei Exemplaren in Tafeln von Cypreſſenholz eingegraben hätte, von denen eins auf Bitten des Dinias nach ſeinem Tode ihm mit ins Grab gegeben und ſo vorgeblich von Alexander dem Großen während der Belagerung von Tyrus entdeckt worden ſei [C. 12.].

Nach dieſem Romane des Diogenes ſcheint eine bedeutende Reihe von Jahren verfloſſen zu ſein, ohne daß irgend ein dieſen Namen verdienendes Werk verfaßt worden wäre.

Lucius Patrenſis und Lucian lebten beinahe zu gleicher Zeit unter der Regierung des Kaiſers Marc Aurel [161—180]. Lucius ſammelte Erzählungen von Verwandlungen [16]) durch Zauberei, und Photius bemerkt, ſein Stil ſei durch Deutlichkeit, Reinheit und Lieblichkeit anziehend; da aber ſein Werk einen Bericht über eingeräumter Maßen unglaubliche Dinge umfaßt, ohne irgend einen Verſuch von Seiten des Autors, denſelben den Schein der Wirklichkeit zu geben [17]), ſo kann daſſelbe vielleicht nicht zur Klaſſe der Romane gezählt werden.

Ein beträchtlicher Theil der Metamorphoſen des Lucius wurde von Lucian in ſeinen „Eſel" verwebt, dem er auch den Namen Lucius gab; ein Werk, das wir vielleicht wieder erwähnen, wann wir von dem „Goldnen Eſel des Apulejus", einer umfangreichen und berühmten Schöpfung derſelben Art, handeln werden.

Um dieſelbe Zeit, da dieſe Autoren lebten, ſchrieb Jamblichus [18]) ſeine Babylonica [19]). Das Werk ſelbſt iſt verloren; der Auszug bei Photius (Cod. 94.) jedoch zeigt, daß während der Zeit, die ſeit der Abfaſſung des Romans Dinias und Derkyllis verfloſſen war, dieſe Gattung der Literatur keine bedeutenden Fortſchritte gemacht hatte.

Garmus, König von Babylon, verliebt ſich in die Sinonis; da er aber dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaft keine Erwiederung ſeiner Gefühle abzugewinnen vermag, ſo entflieht Sinonis mit ihrem Gemahle Rhodanes. Weil man jedoch die Wahrſcheinlichkeit dieſes Ereigniſſes vorhergeſehen, ſo werden zwei Eunuchen, Damas und Sakas, die das Amt erhalten hatten ſie zu bewachen, zuvörderſt durch den Verluſt von Naſe und Ohren für ihre Nachläßigkeit beſtraft, alsdann aber den Fliehenden nachgeſandt, um ſie wieder aufzufangen [C. 2.]. Die Erzählung enthält nun hauptſächlich die Abenteuer der Liebenden, während ſie oft mit größter Noth und Gefahr ihren Verfolgern zu entkommen bemüht ſind. Zuerſt ſuchen ſie auf einer Wieſe bei einigen Schäfern Zuflucht; da aber ein Dämon oder Geſpenſt, das in der Geſtalt eines Bockes (τράγου τι φάσμα) dort umherſpukte, ſich in die Sinonis verliebt, ſo ſieht ſie ſich gezwungen dieſen Zufluchtsort zu verlaßen, um ſeinen ſeltſamen Anträgen zu entgehen. Hierauf verbergen die Liebenden ſich in einer Höhle, in der ſie Damas belagert; letzterer und ſeine Truppen jedoch werden von einem Schwarme vergifteter Bienen in die Flucht geſchlagen. Durch dieſen rechtzeitigen Succurs entkommen nun zwar die Flüchtlinge aus der Höhle; da ſie jedoch etwas von dem Honig ihrer Befreier genoſſen, ſo fallen ſie unterwegs in Ohnmacht, und werden während derſelben von den vorüberziehenden Truppen des Damas als todt liegen gelaßen. Nachdem ſie ſich endlich erholt, ſetzen ſie ihre Flucht fort [C. 4.] und kehren bei einem Manne ein, der ſeinen Bruder vergiftet und alsdann ſeine Gäſte des Mordes beſchuldigt; aus dieſer Gefahr indeß rettet ſie der Selbſtmord des Klägers. Ihr ſeltenes Glück in Auffindung guter Geſellſchaft führt ſie zuletzt in die Behauſung eines Räubers. Dieſe wird aber, während ihres Aufenthaltes daſelbſt, von den Truppen des Damas in Brand geſteckt; die Liebenden entkommen gleichwohl der Gewalt des Eunuchen dadurch, daß ſie ſich für Geſpenſter der von dem Räuber ermordeten Perſonen ausgeben [C. 5]. Indem ſie nun ihre Flucht fortſetzen, ſtoßen ſie auf das Leichenbegängniß eines jungen Mädchens, die ſich jedoch in dem Augenblick, da ſie in die Erde geſenkt werden ſoll, als noch lebendig erweiſt. Da nun auf dieſe Weiſe das Grab leer bleibt, ſo ſchlafen Sinonis und Rhodanes darin während der darauf folgenden Nacht, und werden wiederum von den vorüber ziehenden Verfolgern für todt gehalten [C. 6.]. Sinonis aber, welche ſich die Todtenkleider [20])zueignet, wird beim Verkaufe derſelben von Sorächus, dem Ge-

richtsbeamten des Bezirks, festgenommen und erfährt von ihm, daß es seine Absicht sei, sie gefangen nach Babylon zu schicken. In einem der respektabeln Aufenthaltsorte nun, in denen sie auf ihrer Flucht eingekehrt waren, hatten unsere Liebenden eine günstige Gelegenheit, sich für unvorhergesehene Fälle mit Gift zu versehen, wahrgenommen. Da indeß ihre Absicht ihren Wächtern nicht unverborgen bleibt, so wird von diesen ein Schlaftrunk untergeschoben, den unser Held nebst Begleiterin auch wirklich zu sich nehmen und zu ihrem großen Erstaunen aus der Betäubung, in der sie versenkt gewesen, erst in der Nähe von Babylon erwachen. Sinonis ersticht sich vor Verzweiflung, jedoch ist die Wunde nicht tödtlich und da auf diese Weise das Mitleid des Sorächus erregt wird, so läßt er seine Gefangenen entkommen [C. 7.], die nun eine neue Reihe von Abenteuern durchmachen, welche mit den bisher erzählten an Wahrscheinlichkeit wetteifern. Sie kommen zuerst zu einem Tempel der Venus auf einer Insel im Euphrat, woselbst die Wunde der Sinonis geheilt wird [C. 11.]. Alsdann suchen sie bei einem Landmanne Zuflucht, dessen Tochter, eine junge Wittwe, beauftragt wird, einige der Sinonis gehörige Kostbarkeiten zu verkaufen, aber für unsere Heldin gehalten wird, weswegen man König Garmus stracks davon in Kenntniß setzt, daß dieselbe in der Gegend sei gesehen worden. Da indeß jene den Verdacht des Käufers wahrgenommen, so flieht sie in möglichster Schnelle. Auf dem Wege nach Hause kommt sie zufällig in ein Haus, wo sich ihr das schreckliche Schauspiel eines Liebenden, der erst seine Geliebte ermordet und dann Hand an sich selbst legt, darbietet; und mit dem Blute dieser unglücklichen Opfer besprißt, kehrt sie in die väterliche Wohnung zurück. Sinonis, die aus dem Berichte der jungen Frau ersieht, daß sie nicht länger mit Sicherheit in ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte verbleiben kann, macht sich zur Flucht bereit [C. 13.]. Rhodanes nimmt, ehe er sich mit seiner Geliebten auf den Weg begiebt, von der Bäuerin mit einem Kuß Abschied; Sinonis aber, die auf seinen Lippen Blut sieht und vermuthet, woher dies komme, wird von wüthender Eifersucht ergriffen, nur mit großer Mühe daran gehindert, daß sie nicht ihre imaginäre Nebenbuhlerin ersteche [C. 14.], und flieht hierauf in das Haus des Setapus, eines reichen aber lasterhaften Babyloniers. Dieser macht ihr ohne Weiteres Anträge; sie geht scheinbar darauf ein, findet jedoch Mittel ihn im Laufe des Abends zu berauschen und ermordet ihn während der Nacht. Bei Tagesanbruch wird sie von den Sklaven des Setapus zu dem Könige geführt, um für ihr Verbrechen zu büßen [C. 15.]. Diesem war jedoch die falsche Botschaft von der Entdeckung der Sinonis bereits zu Ohren gekommen, weshalb er diese freudige Nachricht durch eine allgemeine Losgebung aller Gefangenen in seinem Reiche feiert, welcher Wohlthat die wirkliche Sinonis auf dem Wege zum Könige natürlich auch theilhaft wird [C. 16.]. Während unsere Heldin so vielfachen Glückwechsel erfährt, macht der Hund [21]) des Rhodanes (denn auch dieser hat seine Abenteuer) den Ort ausfindig, wo, wie man sich erinnern wird, ein Geliebter sein Mädchen ermordet hatte. Der Vater der Sinonis kommt zufällig dorthin, während das Thier die Ueberreste der Unglücklichen verzehrt und da er den Leichnam für den seiner Tochter hält, so begräbt er ihn und setzt darüber ein Grabesdenkmal mit der Inschrift: „Hier liegt die schöne Sinonis." — Rhodanes, der bald nachher gleichfalls dorthin gelangt und die Inschrift wahrnimmt, fügt hinzu: „und auch der schöne Rhodanes", wird aber durch das Herannahen der jungen Wittwe, welche zur Eifersucht der Sinonis Anlaß gegeben, daran gehindert, sich, wie er beabsichtet, zu erstechen und vernimmt nun von ihr, daß es nicht seine Geliebte gewesen, die an diesem Orte ihren Tod gefunden hätte [C. 18.]. Jedoch wird er eingeholt [C. 20.], dem Könige Garmus überliefert und auf das schleunigste an's Kreuz genagelt. Während er sich nun in dieser unangenehmen Lage befindet und der Monarch auf der Richtstätte ein Gastmahl veranstaltet und umhertanzt, kommt ein Bote mit der Nachricht an, daß der König von Syrien, in dessen Gebiet Sinonis geflohen war, im Begriff stände, sich mit ihr zu vermählen. Rhodanes wird vom Kreuze herab genommen und zum General einer Babylonischen Armee ernannt, welche gegen den syrischen König geschickt wird. Dies ist ein gewaltiger jedoch trügerischer Glückswechsel, da die untern Befehlshaber von Garmus den Befehl erhalten, Rhodanes im Falle er siege zu tödten, die Sinonis aber lebendig nach Babylon zu bringen. Der König wird nun zwar wirklich total geschlagen und Rhodanes kommt wieder in den Besitz der Sinonis; anstatt aber von den Offizieren seiner Armee getödtet zu werden, er-

wählen ſie ihn zum Könige von Babylonien. Alles dies war freilich durch den Vorfall mit der Schwalbe dem König Garmus auf das klarſte vorher angedeutet worden, welche Schwalbe[23]) er nämlich von einem Adler und einer Weihe verfolgt und nachdem ſie den Klauen des erſtern entkommen, das Opfer eines dem Anſcheine nach weniger mächtigen Feindes werden ſah [C. 21. 22.].

Der Roman, dem vorſtehender Auszug entnommen, war in 16 Bücher getheilt[23]). Wenn wir das Original nach dieſem von Photius überlieferten Abriſſe beurtheilen dürfen, ſo war der Stoff der Erzählung ſehr günſtig gewählt, indem die eifrige Verfolgung der Liebenden durch die Eunuchen Anlaß giebt zu beſchreiben, auf wie wunderbare Weiſe die erſtern ſtets entkommen, welches durch geſchickte Handhabung der Ereigniſſe wohl hätte anziehend gemacht werden können. Aber die einzelnen Abenteuer ſind unnatürlich und monoton. Die Helden der Erzählung entkommen der Verfolgung ihrer Dränger gewöhnlich dadurch, daß ſie für Todte oder Geſpenſter gelten, wodurch in einem Stoffe, der vieler Abwechſelung fähig war, eine unangenehme Einförmigkeit erzeugt wird. Außerdem zeigt ſich in dem Charakter der Sinonis eine widerliche Unbändigkeit, ſo wie auch der Schauplatz zu oft unter Gräber, Höhlen und Mördergruben verlegt iſt. Die meiſten Vorfälle ſind daher, obzwar oft ſehr poſſierlich erzählt, dennoch von düſterer, trübſeliger Art, ein Charakter, der den Ereigniſſen der ſpätern Romanſchreiber Heliodor, Chariton oder Tatius keineswegen eigen iſt.

Außer dieſen Mängeln der Haupterzählung ſcheinen die Epiſoden von der Königin von Aegypten Bereniee [C. 17.] und des Tempels der Venus, welcher ſich auf einer durch den Zuſammenfluß des Euphrat und Tigris gebildeten Inſel befand, im höchſten Grade langweilig und übel angebracht geweſen zu ſein. Ein Theil der letztern Epiſode jedoch iſt dadurch anziehend, daß ſie uns eine den Tenſons oder Wettkämpfen vor den Liebeshöfen des Mittelalters ähnliche Erörterung vorführt. Meſopotamia, die jüngſte Tochter der Prieſterin der Venus, hatte drei Liebhaber, deren einem ſie einen Becher, aus dem ſie gewöhnlich trank, ſchenkte; dem zweiten ſetzte ſie einen Blumenkranz, der ihre Stirne geſchmückt hatte, auf das Haupt und der dritte empfängt einen Kuß; die Liebhaber nun ſtreiten darüber, wer das ſchlagendſte Zeichen von Gunſt erhalten habe, und zwar in Gegenwart des Borochus, eines hochberühmten Richters in Liebesangelegenheiten, der ſich denn auch endlich für den Kuß ausſpricht [C. 8.].

Huet (De l'Orig. des Rom. p. 51.) tadelt den Jamblichus wegen der ungeſchickten Weiſe, wie er ſeine Epiſoden anbringt, und wegen der unkünſtleriſchen Dispoſition des ganzen Werkes. Nach der Meinung dieſes Gelehrten ſcheint er für den Rath des Horaz hinſichtlich des in medias res rapere[24]) eine totale Verachtung gehegt zu haben, da er ſich nie von der Zeitfolge entfernt und mit der Genauigkeit eines Chronikenſchreibers ſich der Reihe der Data nach fortplackt.

Zwei Jahrhunderte ungefähr vergiengen vom Tode des Jamblichus bis zum Erſcheinen der Aethiopica des Heliodorus[25]), Biſchofs von Trikka, eines Autors, der in jeder Beziehung, beſonders aber in der Anordnung des Stoffes ſeine Vorgänger bei weitem übertraf.

Drei Punkte beſonders ſind nun aber bei einer Novelle oder einem Romane in Erwägung zu ziehen: der Stoff, die Dispoſition und die Ausſchmückung. Durch dieſe Eintheilung wird man am beſten befähigt, die Schönheit und Mängel jeder erdichteten Erzählung zu beurtheilen.

Trotz dieſer Prinzipien kritiſcher Prüfung will ich jedoch keineswegs behaupten, daß ein gutes Werk nach Vorſchrift geſchrieben werden kann, oder daß ein Roman um deſto vortrefflicher ſei, je mehr er ſich gewiſſen Regeln der Kritik anſchließt. Nichts kann zum Beiſpiel regelloſer ſein, als Triſtram Shandy und nichts regelrechter als einige der Novellen Cumberlands; jedoch zieht Niemand dieſe dem Werke Sterne's vor. Ein geiſtreicher Schriftſteller kann allen Geſetzen der Kritik zum Trotz ein intereſſantes Werk hervorbringen, während ein anderer, dem es an Talent mangelt, wohl in ſeinem Erzeugniß allen jenen Geſetzen genügt, ſo wie auch ein Steinmetz eine Bildſaule nach den richtigſten Verhältniſſen fertigen kann, ſo jedoch daß beide Schöpfungen ohne Leben und Bedeutung ſind. Obgleich es nun nicht die Aufgabe der Kritik iſt, das Genie auf einen einzigen engen und abgenutzten Pfad zu beſchränken, ſo folgt jedoch daraus nicht, daß die Regeln der Kritik deswegen ganz außer Acht zu laſſen ſind. Das Werk des geiſtreichen Schriftſtellers wäre noch beſſer geweſen, hätte er dieſelben nicht muthwilliger Weiſe über-

treten, so wie das Erzeugniß eines geringern Talentes noch schlechter gewesen sein würde, hätte er sich nicht streng an dieselben gehalten. Wir sind bei der Beurtheilung aller Schöpfungen der schonen Künste genöthigt, sie zu analysieren und sie in ihren gröbern Theilen zu beschreiben, während das Aetherische derselben oder das was das Herz und Gefühl durchdringt, nicht veranschaulicht werden kann. So beurtheilen wir die Gemälde Raphaels in Bezug auf Zeichnung, Erfindung und Colorit, können aber die Gefuhle, die sie erwecken, ebenso wenig schildern, als wir die Düfte der Rose zu malen vermögen, wenn wir auch die Gestalt und Farbe derselben dem Auge zur Anschauung zu bringen im Stande sind.

Die Geschichte oder der Stoff der Aethiopica [26]) des Heliodor nun, besitzt keine besondere Vortrefflichkeit, wie aus der folgenden Skizze erhellen wird.

Die Zeit der Handlung muß vor Alexander dem Großen, da Aegypten noch der persischen Monarchie zinsbar war, gedacht werden. Um diese Zeit nämlich trug es sich einmal zu, daß eine Konigin von Aethiopien, die wahrend eines zärtlichen Augenblickes in den Armen ihres Gemahls ein Gemälde, welches die Geschichte der Andromeda darstellte, betrachtet hatte, von einer Tochter entbunden wurde, die eine weiße Hautfarbe zur Welt brachte. Aus Furcht nun, daß ihr Gemahl die Wirkung fur nicht hinlanglich der Ursache entsprechend erachten möchte, setzt sie das Kind aus, nebst einem Ring und einer Binde, auf welche die Umstände der Geburt desselben geschrieben waren [B. 4. C. 8. B. 2. C. 31.]. Das Kind wird von Sisimithres, einem äthiopischen Gymnosophisten, gefunden und bleibt sieben Jahre lang im Hause desselben [10, 11.]. Nach Verlauf dieser Zeit fängt er an, die Möglichkeit zu bezweifeln, daß die Jungfrau ihre Keuschheit in ihrem Geburtslande langer zu bewahren vermöchte. Er beschließt daher, sie auf einer Gesandschaftsreise zu Oroondates, dem Satrapen von Aegypten, mitzunehmen [2, 31.]. In diesem Lande begegnet er zufällig dem Charikles, einem delphischen Priester [2, 30.], der sich wegen häuslicher Trubsale auf Reisen begeben hatte [2, 29.], und diesem überträgt er die Sorge für sein bisheriges Pflegekind [2, 31.]. Charikles bringt sie nun nach Delphi, hält sie wie seine eigene Tochter, indem er sie auch nach seinem Namen nennt (nämlich Chariklea) [2, 32.] und bestimmt sie seinem Neffen, Alkamenes, zum Weibe. Um ihr diese Verbindung annehmbar zu machen, bittet er, da es ihm selbst nicht gelingt, den Kalasiris, einen ägyptischen Priester, der sich zu jener Zeit in Delphi aufhielt [2, 26], ihm durch seine Ueberredungskunst beizustehen, und dieser verspricht auch alles in seinen Kräften Stehende zu thun [2, 33]. Um dieselbe Zeit jedoch kommt Theagenes, ein Thessalier und Abkömmling des Achilles, nach Delphi, um daselbst einen religiösen Ritus zu vollziehen [2, 34]; er und Chariklea sehen sich im Tempel und verlieben sich in einander [3, 5.]. Dieses Ereigniß scheint der Hero und Leander des Musäus entlehnt zu sein, wo die Liebenden sich auch zum ersten Mal in dem Heiligthume der Venus zu Sestos begegnen [26a]). Gottesdienstliche Orte waren jedoch in jenen Tagen gewöhnlich die Plätze des ersten Zusammentreffens Liebender, da die Frauen zu andern Zeiten sehr zurückgezogen lebten und für Bewunderer fast unzuganglich waren. Auch in späterer Zeit noch, sahen Orte der genannten Art die romantischesten Liebesverhältnisse entspringen. In der Capelle der heiligen Clara zu Avignon sah Petrarca Laura zum ersten Mal, und zum ersten Mal auch fühlte sich Boccaccio in der Barfüßerkirche zu Neapel von Maria, der Tochter Roberts von Neapel, entzückt.

Kalasiris, der es sich hatte angelegen sein lassen, auf das Gemüth der Chariklea zu Gunsten des ihr bestimmten Gatten einzuwirken, wird von Apollo und Artemis in einem Traumgesicht aufgefordert, in seine Heimat zurückzukehren und Theagenes und Chariklea mit sich zu nehmen [3, 12.]. Von Stund an wendet er daher sein ganzes Bestreben darauf, Charikles zu täuschen und aus Delphi zu entkommen. Da er endlich einige phönicische Kaufleute antrifft [4, 16.], so unterrichtet er die Liebenden von seiner Absicht [4, 17.] und geht mit ihnen nach Sizilien, wohin das phönizische Schiff bestimmt ist [4, 16.], unter Segel [5, 1.]; bald nachher aber wird dasselbe nach einigem Aufenthalt in dem Hafen von Zakynthos [5, 17.] von Seeräubern überfallen [5, 24.], welche Kalasiris und dessen Schützlinge nach der ägyptischen Kuste fuhren [5, 27.]. Trachinus, der Anführer der Piraten, bereitet an den Ufern des Nils ein Fest, um seine Vermählung mit Chariklea zu feiern [5, 29.]. Kalasiris aber, der mit vieler Schlauheit dem Unterbefehlshaber Pelorus den Glauben beigebracht,

daß Chariklea in ihn verliebt ſei [5, 30.], erweckt dadurch während des Feſtes einen Streit zwiſchen dieſem und Trachinus [5, 31.] und die andern Seeräuber, die auf beiden Seiten Partei nehmen, fallen alle in dem darauf folgenden Kampfe, mit Ausnahme des Pelorus, der von Theagenes angegriffen und in die Flucht gejagt wird [5, 32.] Die Liſt des Kalaſiris nützt jedoch nur wenig, ausgenommen ihm ſelbſt, denn während er unmittelbar nach dem Kampf in einiger Entfernung auf einem Hügel ſitzt [5, 33.], werden Theagenes und Chariklea von ägyptiſchen Räubern überfallen [5, 33. u. 1, 1—5.] und von denſelben nach einer Niederlaßung gebracht, die von ihnen auf einer Inſel in einem entfernten See war begründet worden [1, 7.]. Thyamis, der Hauptmann dieſer Räuberſchaar, verliebt ſich in die Chariklea und legt ihr ſeine Abſicht, ſie zu heirathen, an den Tag [1, 19ff.] Chariklea giebt vor, ſie ſei die Schweſter des Theagenes, damit die Eiferſucht des Räubers nicht erweckt und die Sicherheit ihres Geliebten nicht gefährdet werde [1, 21.]. Dieſes Vorgeben finden wir auch noch in andern Theilen des Romans in Anwendung gebracht, beſonders da, wo Arſake ſich zu Memphis in Theagenes verliebt; auch begegnen wir demſelben in vielen ſpätern griechiſchen Romanen und in der Erzählung Ismenias und Ismene von Euſtathius, welche ſich bei der Veranlaßung, da ſie in dem Hauſe des Soſtratus als Sklaven zuſammentreffen, für Geſchwiſter ausgeben [C. 9. 11.]. Auf dieſe Idee wurde der Verfaſſer der Aethiopica vielleicht durch einige Stellen des alten Teſtaments hingeleitet. Heliodor war bekanntlich Biſchof, und obgleich er dieſe Würde erſt, nachdem er den Roman geſchrieben, erlangte, muß er jedoch auch ſchon vorher in Verfolg ſeiner Studien gefunden haben, daß Sarah und Abraham [1 Moſ. 12, 13 20, 2.] aus ähnlichen Gründen ſich für Geſchwiſter ausgaben nnd daß Iſaak und Rebekka das Volk zu Gerar [1 Moſ. 26, 7.] durch das Vorſchützen gleicher Verwandtſchaft täuſchten, welche Liſt von dem heiligen Chryſoſtomus, dem heiligen Ambroſius und andern Kirchenvätern in hohem Grade geprieſen wird.

Chariklea jedoch ſieht ſich bald von dem Zwange befreit, für eine Schweſter des Theagenes zu gelten, denn die Kolonie wird von den Truppen des Satrapen von Aegypten zerſtört [1, 27.], welcher durch eine Beſchwerde des Nauſikles, eines griechiſchen Kaufmanns, daß die Räuber ſeine Geliebte geraubt hätten, zu dieſer Ausübung ſeiner Autorität war veranlaßt worden [2, 24.]. Thyamis, der Hauptmann der Räuber, wird gefangen genommen [1, 32.]; Knemon aber, ein junger Athener, der ſich gleich Theagenes in der Niederlaſſung als Gefangener aufgehalten [1, 8.] und mit demſelben während dieſer Zeit Freundſchaftsbande angeknüpft hatte, entkommt [2, 1.]. Theagenes und Chariklea begeben ſich bald nachher auf den Weg nach einem kleinen Dorfe, woſelbſt ſie mit Knemon zuſammenzutreffen verabredet hatten [2, 18.], werden jedoch unterwegs durch die Truppen des Satrapen angehalten [5, 7.]. Theagenes wird dem Könige von Perſien als Geſchenk überſendet und Chariklea, die Nauſikles fälſchlich als ſeine geraubte Geliebte in Anſpruch nimmt, zu letztrem ins Haus gebracht [5, 8. 9.]. Hier hatte Kalaſiris zufälligerweiſe ſeit ſeiner Trennung von Theagenes und Chariklea ſeine Wohnung aufgeſchlagen [2, 21. 5, 33.] und auch in Abweſenheit des eigentlichen Hausherrn Knemon gaſtfreundlich empfangen [2, 22.]. Sobald Chariklea von Kalaſiris wiedererkannt wird, giebt Nauſikles alle ferneren Anſprüche auf dieſelbe auf [5, 11. 12.], und ſegelt mit Knemon nach Griechenland ab [6, 8.], während Kalaſiris und Chariklea ſich auf den Weg machen um Theagenes aufzuſuchen [6, 11.]. Bei ihrer Ankunft in Memphis vernehmen ſie, daß er, ſeinem gewöhnlichen Glücke gemäß, aufs neue in die Gewalt des durch ſeine Freunde befreiten [6, 13.] Thyamis gefallen war [6, 9.], welcher eben damals jene Stadt belagerte [7, 1 ff.]. Man kommt jedoch raſch zu einem Friedensſchluß; es zeigt ſich, daß Thyamis, der Sohn des Kalaſiris ſei und er wird demgemäß zum Oberprieſter von Memphis erwählt [2, 25. 7, 6—9.]. Arſake, welche in Abweſenheit ihres Gemahls in dieſer Stadt den Oberbefehl hat [7, 1.], verliebt ſich in Theagenes, verſucht jedoch, da er allen ihren Anträgen Widerſtand leiſtet, dieſen durch Einkerkerung und grauſame Mishandlungen zu brechen [8, 5. 6.]; auch beauftragt ſie ihre Amme, die gewöhnliche Vertraute ihrer Liebeshändel und das Werkzeug ihrer Grauſamkeit, Chariklea zu vergiften; da aber der Mundſchenk den für Chariklea beſtimmten Becher der Amme giebt, ſo verſcheidet dieſe unter heftigen Zuckungen [8, 7. 8.]. Dies jedoch dient als Vorwand, um Chariklea als Giftmiſcherin zu verdammen, welche daher

auch auf dem Scheiterhaufen ſterben ſoll. Nachdem ſie denſelben beſtiegen und er eben angezündet worden, wird ſie durch die wunderbare Wirkung des Steines Pantarbe, den ſie am Finger trägt und der ſie gegen die Gewalt der Flammen ſchützt, für dieſen Tag gerettet [8, 9. 11.]. Während der darauf folgenden Nacht langt ein Bote von Oroondates, dem Gemahl der Arſake [8, 12.], welcher zu der Zeit mit den Aethiopiern Krieg führt, [7, 29.] in Memphis an; er hatte nämlich von der üblen Aufführung ſeines Weibes Nachricht erhalten [8, 1.] und einen ſeiner Befehlshaber nach Memphis geſandt [8, 2.] mit dem Befehle, Theagenes und Charikleа zu ihm ins Lager zu bringen [8, 3.]. Arſace erhangt ſich [8, 15.], die Liebenden werden auf dem Wege zu Oroondates von den Streiftruppen des äthiopiſchen Heeres gefangen genommen [8, 16.] und zu Hydaspes geführt, der zu dieſer Zeit den Oroondates in Syene belagert [9, 1.]. Nachdem dieſe Stadt erobert [9, 13.] und Oroondates in einer großen Schlacht beſiegt worden iſt [9, 17 ff.], kehrt Hydaspes in ſeine Hauptſtadt Meroë zurück [10, 1 ff.], woſelbſt er, der Landesſitte gemäß [9, 1.], den Theagenes und die Charikleа der Sonne und dem Monde, den Gottheiten der Aethiopier, zu opfern Anſtalt trifft [10, 6.]. Da jedoch nur Jungfrauen allein den Vorzug genoſſen, als Opfer angenommen zu werden [10, 7.], ſo unterwirft man vorher Charikleа einer Keuſchheitsprobe [10, 8. 9.] und giebt dadurch eine unglückliche Präcendenz für Romanenſchreiber, wie wir dies ſpäter finden werden. Indem nun die beiden Liebenden nahe daran ſind geopfert zu werden, entdeckt man endlich durch den Ring und die Binde, die der Charikleа bei ihrer Geburt waren beigegeben und ſorgfältig aufbewahrt worden, daß ſie die Tochter des Hydaspes iſt [10, 12. 13.], und dies wird durch das Zeugniß des Siſimithres, ihres einſtigen Pflegevaters, noch weiter beſtätigt [10, 14.]. Theagenes ſchwebt indeß noch immer in Gefahr, in welcher Lage er gleichwohl mehre Beweiſe ſeiner Stärke und Geſchicklichkeit giebt. So zum Beiſpiel reißt ſich ein Stier, der ſein Unglücksgefährte iſt, von dem Altare los und Theagenes verfolgt ihn zu Pferde, bezwingt ihn und kehrt auf ſeinem Rücken zurück [10, 28. 30.][27]). Jetzt langt plötzlich Charikles, der delphiſche Prieſter und Pflegevater Charikleа's an [10, 34.], der die Welt durchzogen hatte, um Charikleа aufzuſuchen [10, 36], und da nun endlich auch Letztere ihrer Mutter ihre Liebe zu Theagenes geſtanden hat [10, 33. 38.] und Siſimithres gleichfalls zu ſeinen Gunſten ſpricht [10, 39], ſo erlangt Charikleа ihre eigene Befreiung ſowohl, als auch die des Charikles, vermählt ſich mit dieſem und wird als Erbin des äthiopiſchen Reiches anerkannt. — Dies iſt der Umriß der Geſchichte des Theagenes und der Charikleа.

Die Hauptverdienſte der Erzählung oder nuda materia eines Romans ſind nun Neuheit, Wahrſcheinlichkeit und Mannichfaltigkeit der Ereigniſſe; und dürfte daher paſſend ſein das Werk des Heliodor in dieſer dreifachen Beziehung genauer zu betrachten.

Die Anſprüche des Verfaſſers auf Originalität der Erfindung können wir nicht gehörig beurtheilen, da die der Aethiopica vorausgehenden Romane meiſtentheils verloren gegangen ſind. Viele der Abenteuer jedoch ſind wahrſcheinlich dem Diogenes und Jamblichus entlehnt und man vermuthet ſogar, daß die Grundzüge der Erzählung ſich auf eine Tragödie des Sophokles, die den Titel „die Gefangenen" (αἰχμάλωτοι) trug und nicht mehr vorhanden iſt, gründeten (ſ. Bourdelotii Animadv. p. 3. ſeiner Ausgabe des Heliodor)[28]). Einige Punkte ſcheinen ferner der heiligen Schrift entnommen zu ſein. Der Liſt der Sarah und des Abraham iſt bereits Erwähnung geſchehen. Dem häufigen Leſen der Bibel mag der Biſchof ſeine Vorliebe für Traumgeſichte verdanken und die gewaltigen Wirkungen des Gemäldes der Andromeda auf die Geſichtsfarbe ſeiner Heldin mochte ihm, der den glücklichen Erfolg der Liſt kannte, durch welche Jakob einen ſo großen Antheil an den Lämmern Laban's erhielt [1 Moſ. 30, 37 ff.], nicht unmöglich ſcheinen.

Was die Wahrſcheinlichkeit der Ereigniſſe betrifft, ſo verſtößt Heliodor gegen dieſelbe auf mannigfache Weiſe; ſo zum Beiſpiel durch das außerordentliche Zuſammentreffen von Perſonen und die ſummariſche Weiſe, mit der er Jeden der Handelnden beſeitigt, der überzählig geworden iſt. Wenn es ihm gerade ſo paßt, daß zwei Perſonen ſich begegnen ſollen, ſo kommt die eine auf einer Reiſe in ein Land, wo ſie offenbar nichts zu thun hat; und wenn einer der Auftretenden überflüſſig wird, ſo findet der Autor kein beſſeres Auskunftsmittel, als daß er ihn von

einer Natter beißen oder plötzlich in der Nacht verscheiden läßt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Erzählung durch unvermuthete Vorfälle belebt wird; wenn sie aber der Ordnung und dem Laufe der Natur zu sehr entgegen sind, so wird der zum Wohlgefallen oder Interesse so wesentliche Glaube an eine ideelle Gegenwart gänzlich vernichtet, und ist erst dieser Glaube an die Wirklichkeit geschwunden, so kann der Traum des Wachens dann nicht wieder erneut werden, noch auch der Leser sich selbst nur die wahrscheinlichen Ereignisse als vor ihm sich zutragend denken.

In dem Romane des Heliodor sind die Glückswechsel auch zu häufig und einander zu ähnlich, da alle Abenteuer und Bedrangnisse ihren Ursprung darin haben, daß der Held oder die Heldin Räubern in die Hände fallen. Dies bringt zwar viele romantische Ereignisse zu Wege, verursacht aber auch eine eintonige und ermudende Wiederkehr ähnlicher Unglücksfalle. In den Werken der Kunst wünschen wir dieselbe Mannigfaltigkeit zu finden, die sich in den Erscheinungen der Natur zeigt, und fordern, daß jeder Schritt irgend einen neuen Gegenstand oder Vorfall vor Augen bringe.

Das Werk des Bischofs von Trikka erhält jedoch einen hohen Grad von Reiz durch die Disposition des Ganzen und die kunstreiche Weise, mit der die Erzählung eingeführt wird. Tasso, welcher den Heliodor außerordentlich bewunderte und ihm vieles verdankte, lobt im hochsten Grade die stufenweise Entwicklung der Geschichte des Theagenes und der Chariklea, die Ungewißheit, in welcher das Gemuth des Lesers gehalten wird, und die nachherige Entwirrung dessen, was so sehr in einander verflochten scheint, indem er nämlich sagt: „Den Horer bei dem Fortschreiten vom Verwickelten zum Klaren, vom Allgemeinen zum Einzelnen stets in gespannter Erwartung zu halten, ist eine von Virgil beständig in Anwendung gebrachte Kunst und eine der Ursachen, warum wir den Heliodor mit so großem Interesse lesen." (s. Opere vol. X. p. 103. ed. Venez.). Auch sind die Ereignisse nicht nach der chronologischen Reihenfolge der fruhern und modernen Romane geordnet. Das Werk beginnt, die epischen Gedichte der Griechen und Römer nachahmend, in der Mitte der Geschichte und zwar auf eine hochst romantische Weise, welche die Neugier am besten zu erregen vermag. Indem sie, bald nachdem der Kampf um den Besitz der Chariklea nah der Mündung des Nils zwischen den Piraten stattgefunden, anfängt, stellt sie eine Schaar ägyptischer Räuber dar, die bei Tagesanbruch auf dem Gipfel eines Vorgebirges versammelt ist und nach der See zu schaut. Ein mit Beute beladenes Schiff liegt vor Anker. Die Ufer des Nils sind mit Leichen und den Resten eines Mahls bedeckt. Indem die Räuber herannahen um sich des Schiffes zu bemachtigen, wird ein junges Mädchen von seltener Schonheit, welche sich uns nachher als Chariklea zeigt, als auf einem Felsen sitzend geschildert, während ein Jungling verwundet neben ihr liegt. Die Erzahlung schreitet hierauf in der Person des Autors fort, bis nach dem Zusammentreffen des Knemon und Kalasiris in dem Hause des Nausilles, Kalasiris die frühere Geschichte der Chariklea, den Ursprung ihrer Zuneigung zu Theagenes und ihre Gefangennahme durch die Seeräuber dem Knemon erzählt. Man muß jedoch gestehen, daß der Autor darin, daß er eine der handelnden Personen des Romans die Abenteuer eines Helden und seiner Geliebten berichten läßt, nicht viel Scharfsinn verräth. Dies ist die ungewöhnlichste und schlimmste Erzählungsweise, die man irgend annehmen kann, besonders wo eine beginnende Leidenschaft zu schildern ist. Der Held oder die Heldin konnen, indem sie ihre Geschichte mittheilen, ihre Gefühle auf eine natürliche Weise beschreiben, so wie hinwiederum ein Autor in dem Besitze des Vorrechtes gedacht wird, den handelnden Personen in's Herz zu schauen; man kann es sich aber auf keine Weise vorstellen, daß eine dritte Person in einem Roman im Stande sein soll, alle Empfindungen und Gemüthsbewegungen der Hauptpersonen zu wissen und zu schildern.

Die Fehler in dem Plane des Werkes enden jedoch nicht mit der Erzählung des Kalasiris. Während der Autor die Geschichte wieder in seiner eigenen Person aufgenommen, vernichtet er unser Interesse an jedem Ereignisse dadurch, daß er uns immer vorher mittheilt, die dabei betroffenen Personen hatten geträumt, daß es stattfinden solle. Auch wird die Wirkung einer der effektvollsten Situationen in dem ganzen Werke durch einen Fehler in der Disposition geschwächt. In dem Augenblicke nämlich, da Chariklea in Aethiopien geopfert werden soll, fühlen wir keinen Schrecken für ihr Schicksal, noch auch die unerwartete Freude bei ihrer Befreiung, die Huet so

ſehr preiſt [29]), da wir ja wiſſen, daß ſie die Tochter des Hydaspes iſt und ihre Beglaubigung als ſolche bei ſich führt. Dies Bewußtſein erhöht zwar das aus Mitgefühl für Hydaspes und durch Eingehen auf ſeine Gemüthsbewegungen entſpringende Vergnügen; das Intereſſe der Erzählung würde jedoch größer geweſen ſein, wären die Umſtände der Geburt der Chariklea bis zum Schluſſe verborgen geblieben. Dies hätte durch unbedeutende Veränderungen bewerkſtelligt werden können und würde, wenn ich mich eines techniſchen Ausdruckes bedienen darf, eine ἀναγνώρισις [30]) nicht nur für die handelnden Perſonen, ſondern auch hinſichtlich des Leſers erzeugt haben.

Auch die Dispoſition der Epiſoden iſt nicht ſehr zu loben. Die Abenteuer des Knemon [1, 9—18. 2, 8—11. 6, 2], die der Geſchichte des Hippolyt entnommen zu ſein ſcheinen, haben einerſeits keine eigenthümliche, beſondere Schönheit, noch ſtehen ſie in irgend einer natürlichen Verbindung mit dem Hauptgegenſtande und werden auch zu früh eingeflochten. Die einzige Epiſode von großer Länge, außer der obengenannten, iſt die Beſchreibung der Belagerung von Syene und die Schlacht zwiſchen Oroondates und Hydaspes, die das ganze neunte Buch anfüllen und unſer Intereſſe an dem Schickſale der Chariklea gänzlich verwiſchen, wie anziehend auch immer dieſe Vorgänge an ſich geſchildert ſeien, ja man kann ſagen, um ſo mehr verwiſchen, je höher die Vortrefflichkeit der Schilderung iſt; und zwar geſchieht dies gerade in dem Augenblicke, wo die Erzählung ſich der Entſcheidung nähert und unſer Intereſſe im höchſten Grade geſpannt geweſen wäre, wenn unſere Eindrücke keine Unterbrechung erfahren hätten.

Nachdem wir die Natur des Stoffes und die Anordnung der Ereigniſſe in Erwägung gezogen, müſſen wir unſere Aufmerkſamkeit auf die Ausſchmückung des Stoffes wenden. Die wichtigſten Punkte desſelben aber ſind der Stil, die Charaktere, die Gefühle und die Beſchreibungen.

Der Stil des Heliodor iſt als zu bilderreich und poetiſch getadelt worden. Dieſer Tadel ſcheint aber beſonders auf diejenigen Stellen anwendbar, wo er Verſe griechiſcher Dichter, die er häufig benützt, eingeflochten hat. Alle ſeine Vergleiche ſollen dem Homer entlehnt ſein; allein Sophokles, den er oft nachahmt und zuweilen ausſchreibt, ſcheint ſein eigentlicher Lieblingsautor geweſen zu ſein. Wie dem auch ſei, der Stil des Heliodor iſt im Betracht der Periode, in der er lebte, merkwürdig durch ſeine Eleganz und Deutlichkeit und würde ſelbſt einer frühern Zeit keine Schande gemacht haben. „Sein Ausdruck, ſagt Photius (cod. 73), iſt von der Art, wie er ſich für den Stoff ziemt; er beſitzt große Lieblichkeit und Einfachheit und iſt frei von Affectation; die Worte, deren er ſich bedient, ſind ausdrucksvoll und wenn auch zuweilen, wie zu erwarten ſteht, bildlich, dennoch immer bezeichnend und von ſolcher Beſchaffenheit, daß ſie den zu ſchildernden Gegenſtand deutlich vor Augen ſtellen. Die Perioden auch ſind ſchön gebaut und präcis, und endlich iſt die ganze Compoſition von der Art, daß ſie ſich der Erzählung genau anpaßt." In der Charakterſchilderung iſt Heliodor im höchſten Grade mangelhaft und beſonders Theagenes gewährt das Bild eines ſchwachen abgeſchmackten Menſchen. Zwar beſitzt der Autor eine wunderbare Gewandheit Diejenigen, die in der Erzählung irgend eine Rolle ſpielen ſollen, in Situationen einzuführen, die darauf berechnet ſind, Sympathie zu erwecken; je näher wir ſie aber kennen lernen, deſto mehr verlieren wir durch ihre Schalheit alle Theilnahme an ihrem Schickſale; ja man kann ſagen, daß Chariklea ſich als der einzige intereſſante Charakter in dem ganzen Werke zeigt; denn dieſe wird als mit großer Stärke der Seele, Zartheit des Gefühles und einer Gewandheit des Geiſtes begabt dargeſtellt, die jede Lage auf das beſte zu nützen weiß. Und in der That iſt auch in allen Romanen des Alterthums die Heldin beſtändig der anziehendſte und lebendigſte Charakter; ein Umſtand, der wahrlich überraſchen muß, wenn wir bedenken, welche untergeordnete Rolle die Weiber in Griechenland hinſichtlich ihrer geſellſchaftlichen Stellung ſpielten und wie wenig ſie ſich in die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens miſchten.

Der Verfaſſer des „reformirten Parnaß [31])" hat Heliodor deswegen lächerlich zu machen geſucht, weil er ſeinem Helden eine ſo übertriebene Beſcheidenheit beilege, daß er ſeiner Geliebten, die ſich ihm nähert um ihn zu umarmen, eine Ohrfeige giebt. Dieſe Spöttereien beruhen jedoch nur auf falſchen Darſtellungen. Theagenes begegnet allerdings der Chariklea in Memphis; da er aber, durch ihre ärmliche Kleidung und elendes Ausſehen verleitet, ſich in ihrer Perſönlichkeit und ihrem Stande irrt, ſo giebt er ihr

in der That einen Backenſtreich, um ihre Zudringlichkeit los zu werden [B. 7. C. 7.]; ohne Zweifel kein ſehr ſchöner Empfang, für welches Frauenzimmer auch immer es ſein mag; doch beweiſt dies nichts in Bezug auf ſeine Gefühle für Chariklea.

Der Leſer wird vielleicht beim weitern Fortſchreiten bemerken, daß Piraten und Räuber in den nachfolgenden griechiſchen Romanen ſowohl, wie in den äthiopiſchen Abenteuern eine bedeutende Rolle ſpielen. Die Anführer derſelben ſind oft die zweiten Hauptperſonen und machen gewöhnlich die unglücklichen Liebhaber der Heldin; jedoch werden ſie nicht immer als mit beſonders ſchlechten Eigenſchaften ausgeſtattete oder in den übrigen Perſonen der Erzählung Schrecken erregende Charaktere dargeſtellt. Auch weicht dieſe Darſtellungsweiſe von den Sitten der Periode, wo die Handlung dieſer Romane vorgeblich Statt findet, keineswegs ab; denn Seeräuberei wurde in den früheſten Zeiten Griechenlands, wie allgemein bekannt, für keine entehrende Beſchäftigung gehalten. Bei den alten Dichtern werden gewöhnlich die das Ufer entlang ſegelnden Schiffer mit der Frage angeredet, ob ſie Piraten ſeien, gleich als könnte die Frage nicht als ein Schimpf von Seiten derer, welche ſie thun, betrachtet werden, und als wenn die, an welche ſie gerichtet wird, keinen Anſtand nehmen würden, ihre Beſchäftigung, wäre ſie von der erwähnten Beſchaffenheit, offen als ſolche anzuerkennen. Sogar zur Zeit des Peloponeſiſchen Krieges noch lebten die Aetolier, Akarnaner und noch einige andere Nationen vom Seeraube, und in der älteſten Zeit war er die Beſchäftigung aller derer, die in der Nähe der Küſten wohnten. „Die Griechen", ſagt Thukydides gleich am Anfange ſeiner Geſchichte [I, 5.], „beſchäftigten ſich in alten Zeiten mit der Seeräuberei unter dem Befehl angeſehener Männer, ſowohl um ihres eigenen Gewinnes willen, als auch um die Armen unter ihnen zu erhalten; ſie überfielen plötzlich unbefeſtigte oder zerſtreut liegende Städte und plünderten ſie. Auch gereichte dieſe Beſchäftigung keineswegs zur Schande, ſondern vielmehr zu einem gewiſſen Ruhme. Einige Völker des Feſtlandes beweiſen das Geſagte ſogar noch heutzutage, da ſie ſolchen Thaten noch immer Ehre erweiſen."

Heliodor beſitzt ferner eine Fülle von Beſchreibungen, von denen einige im höchſten Grade anziehend ſind. Seine Nachrichten von vielen Sitten der Aegypter ſollen ſehr genau ſein und er beſchreibt einzelne Orte mit einer Umſtändlichkeit, die ſeiner Erzählung einen Schein von Wirklichkeit verleiht. Er ſchildert jedoch nur ſelten die großartigen Züge der Natur und berührt gleichfalls nur ſelten diejenigen Erſcheinungen, welche die Scenerie erhaben oder ſchön machen; vielmehr ergeht er ſich gern in ausführlichen Beſchreibungen von Geſandſchaftsaufzügen [z. B. 10, 23—28] und Proceſſionen [z. B. 3, 1—4] und, wie von einem Prieſter zu erwarten iſt, von Opfern und religiöſen Gebräuchen [z. B. 3, 4—6]. Dieſe möchten in einem modernen Roman ermüdend oder ſogar widerlich erſcheinen; die Beſchreibung von Sitten, Gewohnheiten und Ceremonien iſt jedoch in der alten Romanliteratur von unendlich höherem Werthe, als allgemeine Schilderungen der Natur [32]).

Es iſt nicht daran zu zweifeln, daß Heliodor's Werk viele der ältern Romanſchriftſteller mit Materialien verſehen hat. Es wurde nicht nur von Achilles Tatius und den ſpätern Autoren dieſer Gattung nachgeahmt, ſondern war auch, wenngleich ich die Aehnlichkeit, die zwiſchen Heliodor und der zuerſt von Richardſon eingeführten Gattung des modernen Romans beſtehen ſoll, nicht entdecken kann [33]), unzweifelhaft das Vorbild der heroiſchen Romane, welche durch die Erzeugniſſe des Gomberville und der Scuderi eine ſehr lange Zeit hindurch in Frankreich ſo beliebt und vorherrſchend wurden [34]). Die neuern italieniſchen Dichter haben ſich gleichfalls der in dem Romane Heliodors vorkommenden Ereigniſſe bedient; ſo ſind die von Arſete im 12ten Geſ. St. 21 ff. [35]) des befreiten Jeruſ. geſchilderten Umſtände faſt ohne alle Veränderung der Jugendgeſchichte der Chariklea entlehnt. Das beabſichtigte Opfer und die darauf folgende Entdeckung der Herkunft der Chariklea ſind nicht minder in dem Pastor fido des Guarini und aus dieſem in der Astrée des Urſé nachgeahmt worden [36]).

Racine hatte auch einmal die Abſicht, die Aethiopica zum Stoff eines Dramas zu machen, ein Plan, der von Dorat in ſeiner Tragödie Theagenes und Charillea, die im Jahre 1762 in Paris auf der Bühne erſchien, ausgeführt wurde. Der nämliche Stoff liegt einer alten engliſchen Tragikomödie von unbekanntem Verfaſſer zum Grunde, welche den Titel führt: „Die ſeltſame Entdeckung" (The strange Discovery).

Der franzöſiſche Dichter Hardy ſchrieb über denſelben Gegenſtand acht Trauerſpiele in Verſen, ohne den Plan des Romanes weſentlich zu ändern; ein vielleicht alleinſtehendes Beiſpiel literariſcher Verſchwendung. Der Stoff der Aethiopica jedoch iſt, wenn auch zur Erzählung im höchſten Grade paſſend, doch zur Tragödie höchſt ungeeignet und Dorat geſteht dieſes auch in ſeiner Einleitung ſelbſt ein. „Ich wurde, bemerkt er, von Begeiſterung ergriffen, ich errichtete ein ſchwankendes Gebäude mit romantiſchen Verhältniſſen und ſchrieb mit unglaublicher Wärme ein kaltes, mattes Drama."

Wenn wir nach dem thatſächlichen Erfolge urtheilen dürfen, ſo ſind die Ereigniſſe des Romans mehr geeignet dem Künſtler, als dem tragiſchen Dichter Stoff an die Hand zu geben. Zwei der ergreifendſten Scenen, die in dem Werke des Heliodor anzutreffen, ſind von Raphael in beſonders herrlichen Gemälden, in deren Ausführung ihm Giulio Romano Beiſtand leiſtete, dargeſtellt worden. In dem einen hat er den Augenblick aufgefaßt, wo Theagenes und Chariklea in dem Tempel zu Delphi zuſammentreffen und letztere dem Theagenes eine Fackel überreicht um damit das Opfer anzuzünden [3, 5.]; im zweiten hat er die Eroberung des tyriſchen Schiffes, in welchem Kalaſiris den Theagenes nach der Küſte von Sicilien fuhrt, zum Vorwurfe genommen. Das Schiff hat ſich bereits den Piraten ergeben und Chariklea zeigt ſich beim Mondlicht in jammervoller Stellung vor Trachinus, als flehe ſie ihn an, ſie nicht von ihrem Geliebten und Kalaſiris zu trennen [5, 26.].

Das Erzeugniß des Heliodor wurde bei ſeinem Erſcheinen mit vielem Beifall empfangen. Die Beliebtheit eines Werkes hat zu jeder Zeit Nachahmung erzeugt; daher auch verſchiedene Autoren ſich die durch dasſelbe eingeführte Darſtellungsweiſe aneigneten.

Von dieſen folgt **Achilles Tatius**[37]) dem Heliodor als der nächſte an Zeit, vielleicht auch an Verdienſt. Obgleich er ſeinen Vorgänger in vielen Punkten nachahmt, ſo muß doch zuvörderſt bemerkt werden, daß die Art und Weiſe der Erzählung ganz verſchieden iſt. Der Autor ſtellt ſich als das in dem Tempel zu Sidon befindliche Gemälde der Venus betrachtend dar. Während nun ſeine Aufmerkſamkeit auf dasſelbe gerichtet iſt, wird er von Klitophon angeredet, welcher, ohne vorher mit ihm bekannt geweſen zu ſein, ihm ſeine ganzen Abenteuer, die acht Bücher umfaſſen, ausführlich mittheilt. Dieſe Manier, eine Geſchichte einzuführen, hat ohne Zweifel viel Ungereimtes; jedoch iſt ſie, wenn erſt einmal angenommen, dem Theile der Aethiopica vorzuziehen, der von einer untergeordneten Perſon d e s Romans erzählt wird.

Der Stoff der Erotika[38]) iſt nun aber folgender:

Klitophon hält ſich in dem Hauſe ſeines Vaters zu Tyrus auf [1, 3.], woſelbſt ſeine Baſe, Leukippe während eines Krieges, der zu dieſer Zeit gegen ihre Vaterſtadt geführt wird, Zuflucht ſucht [1, 4]. Dieſe jungen Verwandten verlieben ſich in einander und da die Mutter der Leukippe den Klitophon während einer Nacht im Zimmer ihrer Tochter entdeckt hat [2, 22.], ſo beſchließen die Liebenden, ſich den Wirkungen ihres Zornes durch die Flucht zu entziehen [2, 30.]. Von Klinias, einem Freunde des Klitophon, begleitet, ſegeln ſie zuvörderſt nach Berytus [2, 31.]. Eine Unterhaltung, die während der Fahrt von dieſer Stadt nach Alexandria zwiſchen Klitophon und Klinias ſtattfindet [2, 35 ff.], ſcheint durch die in den *Ἔρωτες*, die man dem Lucian zuſchreibt, enthaltene ſeltſame Unterſuchung hervorgerufen. Das Schiff erleidet nun aber am dritten Tage Schiffbruch [3, 1 ff], jedoch die Liebenden, die ſich mit großer Geiſtesgegenwart an dasſelbe Brett anklammern, werden in der Nähe von Peluſium ans Land getrieben [3, 5.]. Hier miethen ſie wiederum ein Schiff, um ſie nach Alexandrien zu bringen, werden aber auf der Fahrt den Nil hinauf von einer Räuberbande, welche den Fluß unſicher macht, gefangen genommen [3, 9.]. Die Räuber werden bald darauf von ägyptiſchen Truppen unter dem Befehle des Charmides angegriffen, zu welchem letzteren Klitophon in der Hitze des Gefechts entkommt [3, 13.]; Leukippe jedoch bleibt in der Gewalt des Feindes, welcher der Heroine ganz nahe bei der Armee des Charmides und vor den Augen ihres Geliebten unter mannigfachen Opfergebräuchen den Bauch aufſchlitzt, während letzterer durch einen tiefen Graben, der beide Heere trennt, gehindert wird ihr Beiſtand zu leiſten [3, 15.]. Nachdem der Graben ausgefüllt iſt, begiebt ſich Klitophon bei Nacht auf den Fleck, wo Leukippe begraben worden, um ſich ihr daſelbſt zum Opfer zu bringen. Auf ihrem Grabe angelangt [3, 16.], wird er

durch das plötzliche Erscheinen seines Dieners Sanrus und des Menelaus, eines Jünglings, der mit ihm von Berytus abgesegelt war, in der Ausführung seines Vorsatzes gehindert. Diese beiden waren gleichfalls dem Schiffbruch entronnen und nachher in die Gewalt der Räuber gefallen. Durch sie auch hatte Leukippe einen falschen Uterus [39]) aus Schafsleder erhalten, welcher die obige deceptio visus [40]) veranlaßte [3, 19—23.]. Auf Befehl des Menelaus entsteigt Leukippe dem Grabe [3, 17.] und begiebt sich mit ihm und Klitophon in das Lager des Charmides [3, 23.]. Bald nachher verliebt dieser Krieger sich in Leukippe [4, 6.], worin ihm Gorgias, einer seiner Soldaten nachahmt. Letzterer bringt ihr einen Trank bei, der ihr eine der seinigen entsprechende Leidenschaft einflößen soll, ihr indeß, da er zu stark gerathen ist, eine Art Wahnsinn von sehr unanständigem Charakter beibringt [41]).

Sie wird jedoch endlich von einem gewissen Chäreas geheilt, der sich gleichfalls in sie verliebt [5, 13.] und von dem Diener des Gorgias das Geheimniß des Trankes entdeckt hatte [4, 15.]. Klitophon und Leukippe segeln hierauf in Begleitung des Chäreas nach Alexandreien [4, 18.]. Bald nachher wird Leukippe aus der Umgegend dieser Stadt entführt und von einer Schaar Banditen, die sich im Solde des Chäreas befinden, in größter Eile an Bord eines Schiffes gebracht. Klitophon verfolgt letzteres, aber indem er dasselbe eben erreicht, sieht er, wie einem Frauenzimmer, das er für Leukippe hält, von den Räubern der Kopf abgeschlagen wird [5, 7.]. Darüber von Verzweiflung ergriffen, giebt er die Verfolgung auf und kehrt nach Alexandreien zurück. Dort vernimmt er, daß Melite, eine reiche ephesische Wittwe, die sich zur Zeit in Alexandrien aufhält, sich in ihn verliebt hat. Dies wird ihm im Beisein seines alten Freundes Klinias mitgetheilt [5, 11.], der sich nach dem Schiffbruche, auf der Fahrt von Berytus nach Alexandrien auf dem gewöhnlichen Rettungsmittel, nämlich einem Brette, so lang flott erhält, bis ihn ein Schiff aufnimmt [5, 9. 10.], und der nun jetzt seinem Freunde räth, sich die Vorliebe der Melite für ihn zu Nutze zu machen [5, 12.]. Diesem Rathe gemäß geht er mit ihm und der Wittwe nach Ephesus unter Segel, beharrt aber, trotz des heftigen Dringens von Seiten der letztern [5, 15.] darauf, die Hochzeit bis zu ihrer Ankunft in Ephesus aufzuschieben [5, 16.]. An diesem Orte angelangt, findet denn auch die Vermählung Statt; jedoch ehe Melite ihren Zweck bei derselben vollkommen erreicht, entdeckt Klitophon Leukippen unter den Sklaven seiner Gemahlin [5, 17. 18.]. Thersander, der Ehegatte derselben, der für ertrunken gehalten wurde, langt in Ephesus an. Klitophon wird von dem wüthenden Ehemanne sogleich eingekerkert [5, 23.], entkommt aber durch die Vermittelung der Melite, jedoch nur unter der Bedingung, daß er der jetzt ungültigen Ehe das letzte Siegel aufdrücke [5, 27.]. Er ist indeß noch nicht weit entfernt, so wird er von Thersander eingeholt und ins öffentliche Gefängniß gebracht [6, 5.]. Letzterer, wie sich von selbst versteht, verliebt sich in Leukippe [6, 6.]; da es ihm aber nicht gelingt, sich ihre Zuneigung zu erwerben, so macht er einen zweifachen Prozeß anhängig; den einen um Leukippe als seine Sklavin zurückzufordern und den andern gegen Klitophon, wegen Ehebruches [6, 5.]. Die Debatten auf beiden Seiten sind im höchsten Grade ermüdend [7, 7—12. 8, 8—16.]. Der Priester der Diana, in deren Tempel Leukippe als Jungfrau Zuflucht gefunden [7, 13.], überhäuft Thersander mit Schmähungen, die dieser mit gleicher Zungenfertigkeit erwidert [8, 1 ff.]. Endlich wird Leukippe in der Grotte der Diana einer Keuschheitsprüfung unterworfen. Aus dieser Grotte nämlich ertönte eine ungemein liebliche Musik, wenn sie von Personen, die der Göttin in jener Beziehung glichen, betreten wurde [8, 6.], und nie hatte man so melodische Klänge vernommen als diejenigen, welche die Jungfräulichkeit der Leukippe bewiesen. Thersander wird mit seiner Klage natürlich abgewiesen, und muß wegen falscher Anklagen und mehrfacher Vergehen aus der Stadt fliehen [8, 14.]. Leukippe erzählt hierauf, daß es eine mit ihren Gewändern bekleidete Frau gewesen, welche die Räuber den Kopf abschlugen, um Klitophon von weiterem Verfolgen abzuschrecken, daß sich aber wegen ihrer unter den Piraten ein Streit erhoben, in welchem Chäreas fiel, sie selbst aber von andern Räubern dem Sosthenes verkauft wurde. Dieser hatte sie nämlich für Thersander erstanden, in dessen Dienst sie sich denn auch befand, als Klitophon sie entdeckte [8, 16.].

In diesem Romane sind viele Beschreibungen dem Philostratus und dem Musäus entlehnt, einige der Ereignisse aus dem Heliodor ent-

Digitized by Google

nommen [42]). Wie von dieſem Autor werden auch von Tatius ſehr häufig Räuber, Piraten und Träume eingeführt. Die ganze Haltung des Werkes jedoch iſt weſentlich verſchieden. Wenn dasſelbe auch weniger Lieblichkeit und Anziehungskraft beſitzt als die Aethiopica, ſo iſt gleichwohl die Handlung lebendiger als in dieſen. Auch ſind ſehr viele von den Liebesliſten originell und gut erfunden, wie zum Beiſpiel Klitophon's Unterhaltung mit Satyrus über das Weſen der Liebe, welche Leukippe, die ſich unbemerkt glaubt, mit anhört [1, 16—20] und der ſchöne Vorfall mit der Biene [2, 7.], welchen D'Urſé und Taſſo, letzterer in ſeinem Amint, Akt 1. Sc. 2., nachgeahmt haben, woſelbſt Silvia die von einer Biene geſtochene Phyllis durch einen Kuß zu heilen verſpricht, und Amint, der dies wahrnimmt, gleichfalls vorgiebt, er wäre geſtochen worden, damit Silvia ſeinen Schmerz durch ein gleiches Heilmittel ſtille [43]). Gut erdacht iſt auch die Bitte, welche Melite an Leukippe richtet, die ſie für eine Theſſalierin hält, ihr Kräuter zu einem Zaubertranke zu verſchaffen, der ihr die Liebe des Klitophon gewinnen möge [5, 22.]. Auch das Opfern der Leukippe durch die Räuber in Gegenwart ihres Geliebten iſt glücklich erſunden, wenn die Löſung des Räthſels nicht ſo kläglich wäre. Je mehr das Werk jedoch fortſchreitet, deſto mehr, man muß es geſtehen, nimmt das Intereſſe ab, und deſto ſeltener ſind jene anziehenden Zwiſchenfälle eingeſtreut. Gegen Ende wird es auf unerträgliche Weiſe langweilig und der Autor nimmt keinen Anſtand jede Wahrſcheinlichkeit der erzählten Ereigniſſe zu verletzen. Ja man kann ſagen, dieſer Mangel an Wahrſcheinlichkeit in dem ganzen Werke ſcheint der Hauptfehler desſelben zu ſein. Nichts kann ungereimter oder unnatürlicher ſein, als der falſche Uterus, nichts ſchlechter erdacht, als die Keuſchheitsprobe der Heldin in der Höhle der Diana, die den Schluß des Romans bildet. Da, wo es für die Erzählung nothwendig erſcheint, daß Theriſander erfahre wer Leukippe iſt, läßt ihn der Autor ein Selbſtgeſpräch belauſchen, in welchem ſie ſich ſelbſt einen langen Bericht über ihre Genealogie und eine Skizze ihrer ſämmtlichen Abenteuer giebt [6, 15 ff.]. Ein Selbſtgeſpräch iſt aber nie an ſeiner rechten Stelle, wenn der Redende ſich nicht in der Aufregung heftiger Leidenſchaft befindet. So wie nun aber Heliodor von Sophokles entlehnt, ebenſo ſoll Tatius den Euripides nachgeahmt haben, und dieſer mag auch wirklich bei dieſer unnatürlichen Art von Selbſtgeſpräch ſein Vorbild geweſen ſein, da dieſe mangelhafte Darſtellungsweiſe in den Eingängen faſt aller Tragödien dieſes Dichters anzutreffen iſt.

Tatius hat wegen der Moralität ſeines Romanes vielen Tadel erdulden müßen und man muß geſtehen, daß einige Stellen dieſen Tadel auch wirklich in hohem Grade verdienen. Wie verwerflich dieſe nun auch immer ſein mögen, im Allgemeinen iſt die Tendenz der Erzählung gut, und dieſe Bemerkung kann man auf alle griechiſchen Romane ausdehnen. Tatius ſtraft ſeinen Helden und deſſen Gefährtin dafür, daß ſie aus dem Hauſe ihrer Eltern fliehen und belohnt ſie nachher wegen ihrer ausdauernden Treue.

Der Roman des Tatius gewährt nicht wie die Aethiopica des Heliodor den Eindruck einer in allen ihren Theilen gleich intereſſanten und ſorgfältig geſchriebenen Erzählung, ſondern vielmehr den einer Art von Flickwerk, in welchem der Autor an verſchiedenen Stellen ſeine mannigfachen Talente zur Schau ſtellen konnte. Bald bemüht er ſich ſeinen Geſchmack in Malerei und Skulptur, bald wieder ſeine Bekanntſchaft mit der Naturgeſchichte und gegen den Schluß der Erzählung ſeine Geſchicklichkeit in rhetoriſcher Ausſchmückung an den Tag zu legen. Sein Hauptvorzug beſteht in den Beſchreibungen und wenn auch in dieſen eine zu große Ueberfülle herrſcht, ſo ſind ſie doch im Allgemeinen ſchon zu nennen, da die Gegenſtände nicht nur gut gewählt, ſondern auch ſo geſchildert ſind, daß ſie in der Phantaſie des Leſers ein deutliches und lebendiges Bild erzeugen. Als Beiſpiel möge ſeine Beſchreibung eines Gartens (B. 1. C. 15.) und eines Seeſturmes und Schiffbruches (C. 3, 2. 3. 4.) dienen. Auch verdient ſeine Schilderung des Gemäldes der Europa (1, 1.), der Andromeda (3, 7.) und des Prometheus (3, 8.) angeführt zu werden. Ja man kann ſagen, daß ſeine Bemerkungen über dieſe Gemälde auf den vorgerückten Stand der Kunſt zu der Zeit, da Tatius ſchrieb, oder doch wenigſtens auf die Achtung, die ſie genoß, ſchließen laßen und Kennern und Künſtlern vielen Stoff zur Spekulation bieten.

Es pflegen ſich nun aber Schriftſteller gern auf dem Gebiete zu ergehen, auf dem ſie beſonders glänzen; daher ſind die Schilderungen und Beſchreibungen des Tatius zahlreich und zuweilen auf recht ungereimte Weiſe herbeigezogen. So

beſchenkt Klitophon, indem er die Vorbereitungen zur Vermählung mit einer Frau, die ihm zuwider iſt, erwähnt, den Leſer mit einer langen Beſchreibung eines Halsbandes, das er für ſie gekauft und vertieft ſich in eine lange Unterſuchung über den Urſprung der Purpurfärberei (2, 11.); auch bringt er ganz zur Unzeit einen ausführlichen Bericht über verſchiedene zoologiſche Curioſitäten an (2, 14.). Er ſcheint wirklich ein großer Freund der Naturgeſchichte geweſen zu ſein und giebt ſehr lebendige und genaue Beſchreibungen des Nilpferdes (4, 2 ff.) des Elephanten (4, 4.) und des Krokodils (4, 19.).

Die Schilderung des Entſtehens und der Zunahme der Leidenſchaft Klitophon's für Leukippe, iſt ſehr treffend. In dem Roman Heliodors befindet ſich nichts der Art; denn Theagenes und Chariklea verlieben ſich gleich beim erſten Anblick in einander auf das Heftigſte; im Tatius bieten ſich mehr die ruheloſe Aufregung der Liebe und die Künſte des Bewerbers dar. Dies iſt auch wirklich der ſchönſte Theil der Erzählung des Tatius, da der Autor eine ſehr genaue Kenntniß des menſchlichen Herzens an den Tag legt. Dieſe Kenntniß erhellt ebenſo aus den in das ganze Werk eingeſtreuten Gefühlsäußerungen, wenn man auch gleich bekennen muß, daß in ſeinen Bemerkungen ſich oft eine zu große Subtilität und übertriebene Feinheit zeigt.

Was den Stil anlangt, ſo übertrifft hierin Tatius nach der Meinung Huet's und anderer Kritiker [Huet pag 57. Boden, praef. pag. 15.] Heliodor und alle andern griechiſchen Romanſchriftſteller. Seine Sprache wird beſonders gelobt wegen ihrer Präciſion, Leichtigkeit und Einfachheit. Photius, der ſelbſt ziemlich gut griechiſch ſchrieb, und hierin ein competenteres Urtheil als irgend ein anderer Kritiker gehabt haben muß, bemerkt (cod. 87.): „Hinſichtlich der Sprache und der Compoſition ſcheint mir Tatius den Vorrang zu verdienen, denn ſie iſt treffend und in ihren figürlichen Ausdrücken natürlich; ſeine Perioden ſind meiſt präcis, angenehm und leicht verſtändlich, und ergötzen durch ihre Lieblichkeit das Ohr“ [44]).

In der Charakterſchilderung iſt Tatius noch mangelhafter als Heliodor. — Klitophon, die Hauptperſon des Romans, iſt ein jämmerlich ſchwaches und kleinmüthiges Weſen, er läßt ſich zweimal von Theriander durchprügeln, ohne irgend Widerſtand zu leiſten [5, 23. 8, 1.]; er hat weder Verſtand, noch Muth, noch überhaupt irgend eine andere Eigenſchaft als eine ungewöhnliche Treue für ſeine Geliebte. Dieſe hingegen beſitzt einen viel intereſſanteren und ſogar einen heroiſchen Charakter [44a]).

Wir ſchreiten nun weiter zur Analyſe eines ſeiner Natur nach von den bisher erwähnten Werken verſchiedenen Romanes, der zu einer Gattung gehört, die man Hirtenroman nennen kann.

Man dürfte mit vieler Wahrſcheinlichkeit muthmaßen, daß Erzeugniſſe dieſer Art zuweilen aus dem religiöſen Sinne der erſten Generationen des Menſchengeſchlechtes hervorgiengen und zuweilen zur Unterhaltung derſelben dienten. Die heilige Schrift bietet hinlängliche Beweiſe, daß dieſe Dichtart unter den Volkern des Oſtens in den früheſten Zeiten gepflegt wurde. Bilder des ländlichen Lebens findet man überall im alten Teſtament und beſonders das Hohelied giebt eine liebliche Schilderung der Reize des Landlebens ſowohl, als der Empfindungen des Herzens, und der anmuthigſten Scenerie der Natur. Nicht wenige Stellen des Theokrit haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Schilderungen in dem heiligen Paſtoralgedichte, und viele Kritiker haben angenommen, daß er die Schönheiten desſelben ſtudirt und in ſeine Idyllen übertragen habe. Bion und Moſchus ahmten Theokrit in ſeiner eigenen Sprache nach und Virgil, ſich mit Glück eines verſchiedenen Idioms bedienend, nahm ihn zwar auch zum Vorbilde, wetteiferte jedoch mit ihm an Schönheiten jeder Art. Die bukoliſchen Gedichte des römiſchen Dichters ſcheinen durch ihre Vollkommenheit alle andern Verſuche dieſer Dichtart gehindert zu haben; denn wenn wir die ſchwachen Erzeugniſſe des Calpuenius und ſeines Zeitgenoſſen Nemeſianus, die im dritten Jahrhundert lebten, etwa ausnehmen, ſo iſt meines Wiſſens auf dem Gebiete der Hirtenpoeſie bis zur Wiederbelebung der Wiſſenſchaften nichts mehr geſchaffen worden.

In dieſem Zwiſchenraum ſchrieb Longus [45]), ein griechiſcher Sophiſt, der bald nach der Zeit des Achilles Tatius gelebt haben ſoll, ſeinen Hirtenroman „Daphnis und Chloe“ [46]), welcher das früheſte und bei weitem ſchönſte Erzeugniß dieſer Dichtart iſt. Indem er ſich der Schönheiten der frühern Hirtendichter bedient, verbindet er mit ihrem einfachen Stile und ihren reizenden Naturſchilderungen auch noch eine Erzählung,

die ein hohes Intereſſe erregt, und deren Hauptinhalt folgender iſt.

In der Nachbarſchaft von Mitylene, der Hauptſtadt von Lesbos, bemerkt Lamon, ein Ziegenhirte, indem er eines Tages ſeine Heerde weidet, ein neugebornes Kind, das mit überraſchender Fertigkeit an den Zitzen einer ſeiner Ziegen ſaugt. Er trägt das Kind nach Hauſe und überreicht es ſeiner Frau Myrtale nebſt einem Purpurmantel, in welchen der Knabe gehullt war und ein kleines Schwert mit einem Griffe aus Elfenbein, das neben ihm gelegen hatte. Da Lamon ſelbſt keine Kinder hat, ſo beſchließt er den Findling aufzuziehen, und giebt ihm den Hirtennamen Daphnis [B. 1. C. 1.].

Ungefähr zwei Jahre nach dieſem Vorfalle findet der alte Dryas, ein Hirt der Nachbarſchaft, in der Grotte der Nymphen, von der die Erzählung eine treffliche Beſchreibung giebt, ein neugebornes Mädchen, das von einer ſeiner Schafmütter geſäugt wird. Dryas trägt das Kind in ſeine Hütte, giebt ihm den Namen Chloe und erweiſt demſelben ſo viel Zärtlichkeit und Liebe, als wäre es ſeine eigene Tochter [C. 2.].

Nachdem nun Daphnis das Alter von fünfzehn und Chloe das von dreizehn Jahren erreicht hat, bieten ſich dem Lamon und Dryas, den Pflegeeltern derſelben, in ein und derſelben Nacht entſprechende Traumgeſichte dar. Die Nymphen der Grotte, in welcher Chloe war gefunden worden, erſcheinen nämlich jedem dieſer zwei alten Hirten und überliefern Daphnis und Chloe einem geflügelten Knaben, der Bogen und Pfeile führt und befiehlt, daß Daphnis Ziegen und Chloe Schafe weiden ſoll. Dies geſchieht denn auch und ſie haben noch nicht lange ihrer neuen Beſchäftigung obgelegen, der ſie ſich mit um ſo größerer Sorgfalt für ihre Heerde hingeben, da ſie die Umſtände ihrer früheſten Kindheit in Erfahrung gebracht, als der Zufall ſie auf einem Weideplatze zuſammenführt [C. 3.]. Es war gerade, ſagt die Erzählung, der Anfang des Frühlings und alle Arten Blumen ſproßten in den Wäldern, Fluren und Bergen empor. Die Heerden ſprangen ſpielend umher, die Lämmer hüpften auf den Hügeln, die Bienen ſummten in den Wäldern und die Vögel füllten die Haine mit ihren Geſängen. Daphnis treibt die zerſtreuten Schafe der Chloe zuſammen und Chloe ſcheucht die Ziegen des Daphnis von den Felſen. Sie machen zuſammen Hirtenpfeifen und theilen ihre Milch und ihren Wein; ihre Jugend, ihre Schönheit, die Jahreszeit, alles trägt dazu bei ihnen eine gegenſeitige Leidenſchaft einzuflößen [C. 4.] und endlich bekommt Daphnis, der eines Tages einen Nebenbuhler im Wettſtreit über ihre beiderſeitige Schönheit beſiegt, von Chloe als feſtgeſetzten Preis einen Kuß, der zur erſten Nahrung der Liebesflamme wird [C. 6.][47]).

Chloe hat nämlich noch einen andern Bewunderer, den Kuhhirten Dorko [C. 6.], der vergeblich bei ihrem Pflegevater Dryas um ſie angehalten hat [C. 8] und daher beſchließt, ſie mit Gewalt zu entführen. Zu dieſem Behufe verkleidet er ſich als Wolf und verſteckt ſich in einem Gebüſch in der Nähe des Ortes, wo Chloe ihre Heerde zu weiden pflegt. In dieſer Tracht wird er von den Hunden, die mit unerwarteter Lebendigkeit auf den Scherz eingehen, entdeckt und angegriffen, durch die rechtzeitige Ankunft des Daphnis jedoch aus den Zähnen der Hunde errettet [C. 9.]. Dieſe Liſt des Dorko iſt späterhin in Hirtengedichten mit beſonderer Vorliebe nachgeahmt worden. So verkleidet Dorinda ſich im Pastor fido (Act. IV. Sc. 2.) gleichfalls als Wolf und der Troubadour Peire Vidal gerieth in Folge eines ähnlichen Experimentes in die Gewalt der Hunde[48]).

Der Frühling geht zu Ende, der Sommer ſtrahlt in aller Pracht und die Natur blüht aufs Herrlichſte; die Bäume ſind mit Früchten beladen, die Felder mit Saaten bedeckt und die Wälder von Muſik erfüllt; das liebliche Zirpen der Cicade, der Duft des reifenden Obſtes, das Blöken der Lämmer — alles trägt dazu bei hohe Wonne einzuflößen. Die raſch hingleitenden Ströme ſcheinen den Geſängen der Hirten als Begleitung zu dienen und die Lüftchen, die zwiſchen den Fichten leiſe rauſchen, das Tönen der Flöte nachzuahmen [C. 11.].

Im Anfange des Herbſtes landen tyriſche Piraten auf der Inſel, rauben die Rinderheerde des Dorko und führen Daphnis, der ſorglos am Ufer hinzieht, mit Gewalt fort. Chloe, die ihn vom Schiff aus um Hülfe rufen hört, fliegt zu Dorko um dieſe bei ihm zu ſuchen, findet ihn jedoch an den Wunden verſcheidend, welche die Seeräuber ihm beigebracht [C. 14.]. Vor ſeinem Tode giebt er ihr eine Pfeife, auf welcher ſie, nachdem er die Augen geſchloſſen, ſeiner Anweiſung gemäß eine gewiſſe Melodie ſpielt (wahrſcheinlich einen Kuhreigen), worauf die Rinder in dem ty-

riſchen Schiffe, ſobald ſie die Töne vernehmen, alle über Bord ſpeingen und das Schiff umſtürzen. Die Räuber, welche mit ſchwerer Rüſtung belaſtet ſind, ertrinken, Daphnis aber ſchwimmt wohlbehalten ans Ufer [C. 15. 16.].

Hier ſchließt das erſte Buch. — Im zweiten erzählt der Autor ferner, daß während des Herbſtes Daphnis und Chloe mit den Arbeiten oder vielmehr Ergötzungen der Weinleſe beſchäftigt waren [49]) [C. 1.]. Nachdem nun die Trauben waren eingeſammelt und gekeltert und der neue Wein in Fäſſer gegoſſen worden, kehren ſie zu ihren Heerden zurück [C. 2] und werden eines Tages von einem bejahrten Manne Namens Philetas angeredet, welcher ihnen eine lange Erzählung mittheilt, wie er nämlich Eros in einem Garten geſehen und dafür hielte, daß Daphnis und Chloe ſich dem Dienſte desſelben weihen ſollten [C. 3]. Natürlich fragen die Liebenden wer Eros ſei; denn obgleich ſeinen Einfluß fühlend, kannten ſie doch noch nicht ſeinen Namen. Philetas beſchreibt nun die Macht und Attribute desſelben und weiſt ſie auch auf das Heilmittel der Schmerzen hin, welche er verurſacht [C. 4.] [50]).

Die Lehren, welche dieſer würdige Greis den Liebenden ertheilt, ſind zwar hinlänglich deutlich, dennoch ſcheinen letztere nur geringe Fortſchritte gemacht zu haben. Dieſe werden auch übrigens einmal durch die Ankunft einiger Jünglinge von Methymne unterbrochen [C. 8.], welche nämlich in der Nähe desjenigen Theiles der Inſel, wo Daphnis ſeine Heerde weidet, landen, um während der Weinleſe ſich der Jagdvergnügungen zu erfreuen. Die Weidenruthen jedoch, mit denen dieſe Jäger ihr Schiff an das Ufer befeſtigt hatten, werden von einigen Ziegen durchgefreſſen und das Fahrzeug von der Fluth und dem Landwinde fortgetrieben. Die Herren desſelben begeben ſich tiefer ins Land um den Beſitzer jener Ziegen aufzuſuchen, und da ſie ihn nicht finden, ergreifen ſie ſtatt ſeiner den Daphnis und peitſchen ihn ſehr heftig, bis andere Hirten ihm zu Hilfe kommen. Philetas wird hierauf zum Schiedsrichter zwiſchen Daphnis und den Methymnäern erwählt [C. 9.]; letztere jedoch weigern ſich, ſeine Entſcheidung, die ihnen ungünſtig ausfällt, anzuerkennen und werden daher fortgejagt [C. 12.]. Indeß kehren ſie den darauf folgenden Tag wieder und führen Chloe nebſt einer großen Menge Beute mit Gewalt fort [C. 13. 14.]. Nachdem ſie an einem ſichern Orte, der auf dem Wege ihrer Seereiſe liegt, gelandet, bringen ſie die Nacht in Schmauſereien [C. 18.] hin, werden aber bei Tagesanbruch durch die unerwartete Erſcheinung des Pan erſchreckt [C. 19.], der ihnen droht, ſie müßten, ehe ſie an ihr Ziel gelangten, ſämmtlich ertrinken, wenn ſie nicht die Chloe in Freiheit ſetzten [C. 20.]. In Folge dieſer gewichtigen Fürſprache erhält Chloe Erlaubniß nach Hauſe zurückzukehren und wird ſo den Armen des Daphnis wiedergegeben. Die dankbaren Liebenden ſingen hierauf den Nymphen Hymnen, opfern den andern Tag dem Pan und hängen neben ſeiner Bildſäule ein Ziegenfell an eine Fichte [C. 22.]. Das Feſt, das auf dieſe Ceremonie folgt, verſammelt alle bejahrten Hirten der Nachbarſchaft, welche die Abenteuer ihrer Jugend erzählen und den Tanz ihrer Kinder mit ihren Flöten begleiten [C. 23 ff.].

Das dritte Buch beginnt mit der Annäherung des Winters, und der Beſchreibung nach, welche in dem Romane von dieſer Jahreszeit gegeben wird, möchte man glauben, daß zur Zeit der Abfaſſung desſelben das Lesbiſche Klima kälter war, als neuere Reiſende es ſchildern. Wir hören nämlich, daß bereits im Anfange des Winters ein plötzlicher Schneefall alle Heerſtraßen unwegſam macht, daß die Landleute auf ihre Hütten beſchränkt ſind und der Erdboden nirgends ſichtbar iſt, außer an den Ufern der Flüſſe und am Rande der Quellen. Niemand führt ſeine Heerde zur Weide, ſondern bei helllodernem Feuer drehen Einige Stricke zu Netzen, Andre flechten Ziegenhaare und noch Andre Vogelnetze; die Schweine werden in den Koben mit Eicheln, die Schafe in den Hürden mit Blättern und die Rinder in den Ställen mit Spreu gefüttert.

Die Strenge dieſer Jahreszeit hindert die Liebenden ſich zu ſehen; denn auf den Fluren können ſie nicht zuſammentreffen und Daphnis fürchtet Verdacht zu erwecken, wenn er den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft in der Hütte des Dryas aufſucht [C. 2.]. Jedoch wagt er es ſich derſelben zu nähern, als wolle er in der Nachbarſchaft Vogelnetze aufſtellen [C. 3.]. Indem er ſich nun hiermit beſchäftigt, wartet er lange vergebens, ohne daß irgend Jemand aus dem Hauſe tritt [C. 4.]. Endlich als er unverrichteter Dinge wieder zurückkehren will, erſcheint Dryas, ſeinen Hund verfolgend, welcher mit dem Mittagsgericht der ganzen Familie davongelaufen iſt. Er er-

blickt Daphnis mit dem Ergebniß seines Vogelfanges und ladet ihn daher ein, in die Hütte zu treten, indem er dabei stark sein Absehen auf die Vögel hat. Letztere werden nun zum Abendbrote zubereitet, die Becher wieder gefüllt, das Feuer frisch angeschürt und Daphnis aufgefordert, auch den folgenden Tag da zu bleiben, um bei einem Opfer, das dem Bacchus dargebracht werden soll, gegenwärtig zu sein [C. 5.]. Er nimmt die Einladung an und genießt so noch einige Zeit die Gesellschaft der Chloe. Endlich scheiden die Liebenden, indem sie um Rückkehr des Frühlings flehen; während des Winters jedoch besucht Daphnis nun häufiger die Behausung des Dryas [C. 7.].

Sobald der Frühling erscheint, sind Daphnis und Chloe die ersten, welche ihre Heerden auf die Weide führen [C. 8.]. Ihre Glut wird bei ihrem erneuten Zusammentreffen auf den Fluren durch die lange Abwesenheit und die Jahreszeit noch mehr erhöht, jedoch ihre Herzen bleiben unschuldig, eine Reinheit, welche der Autor noch immer nicht der Tugend, sondern der Unwissenheit zuschreibt [C. 9.].

Nun aber hatte Chromis, ein in der Umgegend wohnender schon bejahrter Mann, eine junge Frau Namens Lycänium geheirathet. Diese verliebt sich in Daphnis, und da sie von der Verlegenheit, in welcher dieser sich hinsichtlich Chloe's befindet, Kenntniß erhält, so beschließt sie zu gleicher Zeit ihrer eigenen Leidenschaft Genüge zu leisten und Daphnis von seiner Unwissenheit zu befreien [C. 10. 11.]. Daphnis nimmt jedoch noch immer Anstand mit Chloe den von Lycänium erhaltenen Unterricht zu üben und der Leser wird wiederum durch die Wiederholung von Präludien ermüdet, für die er nicht länger eine Entschuldigung finden kann [C. 13ff.].

In dem vierten Buche vernehmen wir, daß gegen Ende des Sommers ein Diener des Herren, welchem die Grundstücke angehören, auf denen die Pflegeeltern des Daphnis und der Chloe ihre Heerden weiden, von Mitylene anlangt und dem Lamon die Nachricht bringt, daß sein Gebieter beim Anfang der Weinlese auf das Land zu kommen beabsichtige.

Lamon bereitet mit vieler Emsigkeit alles zu seinem Empfange vor, verwendet aber ganz besondere Sorgfalt auf die Verschönerung eines bei seiner Hütte befindlichen geräumigen Gartens, dessen verschiedene Theile der Beschreibung nach so angelegt waren, daß sie alle diejenigen angenehmen Gefühle einflößen mußten, welche die Gartenkunst nur irgend hervorbringen kann. „Er war, sagt der Autor, hochgelegen, ein Stadium lang und vier Plethra breit, so daß man ihn mit einer weiten Ebene vergleichen konnte. Es befanden sich in demselben alle Arten Bäume, als Aepfel-, Birn-, Feigen-, Oliven-, Granatäpfel- und Myrthenbäume, nebst dem schlanken Weinstocke, welcher, sich um die Aepfel- und Birnbäume windend, mit ihnen an Reichthum und Schönheit der Früchte zu wetteifern schien. Auch die Bäume des Waldes, als Platanen, Pinien und Cypressen, waren nicht minder zahlreich, und um diese schlangen sich nicht Weinstöcke, sondern Epheu, dessen große reifende Bluthenbüschel den Weintrauben gleich kamen. Diese Abkömmlinge des Waldes umringten die Fruchtträger, als wären sie durch Kunst zum Schutze derselben bestimmt worden, und das Ganze war von einem leichten Gehege umgeben. Der Garten war ferner von Gängen durchkreuzt, und die Baumstämme standen von einander getrennt, die Zweige aber, von obenher in einander verflochten, bildeten eine fortlaufende Laube, so daß man auch hier die Natur für Kunst hätte halten mögen. Auch Blumenbeete waren in dem Garten zu schauen, deren Sprößlinge theils die Erde freiwillig erzeugte, theils die pflanzende Hand des Gärtners hervorbrachte; da prangten Rosen und Hyacinten sorgfältig gepflanzt und gewartet; und Veilchen und Narcissen entsprossten von selbst dem Schoße der Erde. Hier fand man Schatten im Sommer, lieblichen Blumenduft im Frühling, die Ergötzungen der Weinlese im Herbste und Früchte zu jeder Jahreszeit. Von dort auch konnte man die Fluren und weidenden Heerden, so wie die See und die darüber hineilenden Schiffe überschauen, so daß alle diese Augenweiden mit zu den Ergötzungen des Gartens gezählt werden konnten. In dem Mittelpunkte desselben befand sich ein Tempel des Bacchus nebst einem Altar; dieser war von Epheu, der Tempel selbst von Reben umschlungen und innerhalb desselben sah man die Triumphzüge und Liebeshändel des Gottes dargestellt." [C. 1.].

Auf diesen Garten nun hatte Daphnis besonders seine Hoffnung gesetzt, sich die Zuneigung seines Gebieters zu erwerben, und dessen Erlaubniß zu seiner Verbindung mit Chloe zu erlangen, denn es scheint, daß in Griechenland, wie noch

BIBLIOTECA NAZIONALE VE ROMA

jetzt unter den Leibeigenen in Rußland, die Erfüllung der ſchönſten Wünſche des Herzens von dem Belieben eines Gebieters abhieng [C. 2.] Lampis, ein Rinderhirt, der bei Dryas um Chloe angehalten, aber eine abſchlägige Antwort erhalten hatte, beſchließt nun den Garten zu zerſtören. Er reißt daher bei Nacht die Blumen theils mit den Wurzeln aus und tritt die übrigen mit den Füßen nieder [C. 5.]. Die Beſtürzung des Lamon, der am folgenden Tage die angerichtete Verwüſtung ſieht, iſt ungemein groß [C. 6. 7.] und gegen Abend wird ſein Entſetzen noch durch das Erſcheinen des Eudeomus, eines der Diener ſeines Gebieters, erhöht, welchee die Nachricht überbringt, daß letzterer nach drei Tagen eintreffen wolle.

Aſtylus, der Sohn des Gutsherrn Dionyſophanes, langt zuerſt an und verſpricht von ſeinem Vater Vergebung für das dem Garten zugeſtoßene Unheil zu erlangen. In ſeiner Begleitung kommt auch ein Paraſit Namens Gnatho [C. 8.], der für Daphnis eine Freundſchaft à la Grecque faßt, und da dies zur Kenntniß des Lamon gelangt, welcher zugleich erfährt, daß Gnatho von Aſtylus den Daphnis zum Geſchenke verlangt und ihn auch erhalten hat [C. 14.], ſo ſieht er ſich gedrungen, dem Dionyſophanes, der unterdeß angekommen iſt [C. 10.], das die Kindheit des Daphnis betreffende Geheimniß zu offenbaren [C. 15.]. Zugleich zeigt er ihm die bei dem Kinde gefundenen Zieraten, durch welche Dionyſophanes ſogleich in Daphnis ſeinen Sohn erkennt [C. 17.]. Er hatte nämlich früh geheirathet und zwei Söhne und eine Tochter bekommen; da er aber ein kluger Mann und mit dieſer Kinderzahl zufrieden war, ſo hatte er ſein viertes Kind, Daphnis, ausgeſetzt; ein Verfahren, das jedoch nicht ganz zweckentſprechend war, da ſeine Tochter und einer der Söhne bald nachher an einem und demſelben Tage ſtarben und nur Aſinius am Leben blieb [C. 18.].

Der Wechſel in der äußeren Lage des Daphnis verändert jedoch ſeine Zuneigung für Chloe nicht. Er bittet ſeinen Vater um die Erlaubniß, ſie zu heirathen, und dieſer, von den Umſtänden ihrer Kindheit unterrichtet [C. 22. 23.], kehrt nach der Stadt zurück [C. 24.], ladet die angeſehenſten Einwohner derſelben zu einem Feſte ein, bei welchem die bei Chloe gefundenen Kleidungsſtücke vorgelegt werden. Dies Verfahren war freilich nicht ſeine eigene Erfindung, ſondern war ihm von den Nymphen in einem Traume eingegeben worden; denn in den Paſtoralia des Longus ſind, wie in den meiſten übrigen griechiſchen Romanen, die handelnden Perſonen nur

tunc recta scientes, cum nil scire valent [51]).

Das Ergebniß dieſer Veranſtaltung entſpricht der Erwartung vollkommen, denn Chloe wird von Megakles, einem der Gäſte, der ſich jetzt in günſtiger Lage befindet, mit ſeinem Freunde Dionyſophanes aber an väterlicher Zärtlichkeit wetteifernd, ſie früher in bedrängten Umſtänden ausgeſetzt hatte, als Tochter erkannt [C. 25. 26.]. Da nun kein weiteres Hinderniß der Verbindung der Liebenden entgegenſteht, ſo wird dieſelbe, nachdem die Familien wieder auf's Land zurückgekehrt ſind [25. 26.], mit einem heerlichen Gaſtmahle gefeiert und während ihres übrigen Lebens führen ſie ein glückliches und idylliſches Leben [C. 27.].

In verſchiedenen Beziehungen iſt eine Erzählung in Proſa zur Hirtendichtung geeigneter, als die Ekloge und das Drama. Erſtere iſt auf zu enge Grenzen beſchränkt und endet, ehe ein eigentliches Intereſſe erweckt iſt. Eine Reihe bukoliſcher Gedichte, wo zwei oder mehr Hirten ſich in einen Wettſtreit einlaßen, deſſen Preis ein Stab oder eine Ziege iſt, und die im beſten Falle ſich eine kurze Zeit hindurch über ähnliche Gegenſtände ausſaßen, gleicht einer Sammlung von erſten Scenen einer Anzahl Komödien, deren Anfang jedoch nur als Eingang der darauf folgenden Handlung erträglich iſt. Das Drama hingegen bietet zwar ohne Zweifel eine beſſere Form der Hirtendichtung als unzuſammenhängende Eklogen, ſtimmt aber andrerſeits nicht recht mit den Sitten des Landlebens und geſtattet keine gehörige Beſchreibung desſelben. In dramatiſchen Ergebniſſen ſind es beſonders heftige Leidenſchaften, welche Intereſſe und Mitgefühl erwecken; die Empfindungen des ländlichen Lebens ſollten doch aber als ruhig und leidenſchaftlos geſchildert werden. Daher hat Longus, indem er ſeine idylliſche Erzählung in Proſa verfaßte, allerdings eine Form gewählt, welche alle diejenigen Schönheiten entfalten kann, die aus der Beſchreibung ländlicher Sitten oder der Scenerie der Natur entſpringen und, ſoweit die Ereigniſſe des Hirtenlebens es geſtatten, durch eine angenehme Handlung Intereſſe zu erwecken ſo wie durch eine geſchickte Abwechslung der er-

zählenden und dialogischen Formen zu ergötzen vermögen.

Longus hat auch viele von denjenigen Fehlern vermieden, in welche seine neuern Nachahmer verfallen sind und die daher diesen Zweig der Literatur in einen so übeln Ruf gebracht haben; die handelnden Personen ergehen sich bei ihm nie in den Spitzfindigkeiten affectierter Galanterie oder in abstracten Raisonnements; auch hat er seinen Roman nicht mit den langen und immer wiederkehrenden Episoden angefüllt, die in der Diana des Montemayor und der Astrea des Urfé die Aufmerksamkeit ermüden und uns für die eigentliche Erzählung gleichgültig machen. Auch schildert er nicht jenen chimärischen Zustand der Gesellschaft, in welchem die eigentlichen charakteristischen Züge des ländlichen Lebens verwischt sind, sondern sucht durch eine ächte Nachahmung der Natur und durch die Beschreibung der Sitten und ländlichen Beschäftigungen oder Spiele der Einwohner desjenigen Landes zu ergötzen, in welches der Schauplatz seiner Erzählung verlegt ist.

Huet, der das Hauptverdienst eines Romanes nur darin zu suchen scheint, daß er in der Mitte der Erzählung anfange [52]), hat, wie ich glaube, mit Unrecht bemerkt, daß es ein großer Fehler in dem Plane der Pastoralia des Longus sei, daß sie mit der Kindheit der Hauptpersonen beginnen und die Erzählung über den Zeitpunkt ihrer Vermählung hinaus fortführen [53]) Der Autor wäre vielleicht zu tadeln, hätte er sich lange bei diesen Ereignissen aufgehalten; der Roman schließt jedoch wirklich mit der Vereinigung des Daphnis und der Chloe und dem Leser wird nur mit einigen Worten zu wissen gethan, daß sie nachher ein ländliches Leben führten und einen Sohn und eine Tochter bekamen; auch ist es dem Leser, wenn er für die Personen der Erzählung ein wirkliches Interesse gefühlt hat, keineswegs unangenehm, am Schluß derselben im Allgemeinen zu hören, wie es ihnen späterhin ergangen und ob ihr Lebensglück dauerhaft war. Ich sehe gar nicht ein, ob in einem Hirtenromane selbst eine ausführlichere Beschreibung ähnlichen Glückes so widerlich gewesen wäre, wie der genannte Kritiker zu glauben scheint; eine Schilderung der Kindheit der Hauptpersonen aber ist noch weit weniger zu tadeln, selbst da nicht, wo sie noch umständlicher ausfällt, als es bei Longus geschieht.

Die Erzählung dieses Autors ist im Allgemeinen sehr schön geschrieben. Der Styl ist zwar wegen der Wiederholung derselben Ausdrucksweisen und weil er an einigen Stellen durch Wortspiele und affectierte Antithesen den Sophisten verräth, getadelt worden, doch wird er als das reinste Produkt der griechischen Sprache aus jener späten Zeit betrachtet [54]); die Schilderungen ländlicher Scenen und ländlicher Beschäftigungen sind im höchsten Grade anziehend und über die ganze Erzählung ist, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, eine gewisse Lieblichkeit und Ruhe ausgegossen, und dies kann in einem Hirtenromane wohl als die vorzüglichste Schönheit gelten, da wir uns nicht sowohl durch das Weiden der Schafe, als durch die Stille des Landes angezogen fühlen. Das Ziel, welches uns bei unsern thätigsten Beschäftigungen vorschwebt, ist doch immer die Ruhe und sogar wenn wir die Hoffnung des Glückes verlieren, werden wir doch durch die der Ruhe angezogen; daher fühlen wir uns durch die Schilderung derselben erfreut und entzückt und glauben gleichsam an dem Genusse derselben Theil zu nehmen.

In mehrfacher Beziehung ist jedoch der Roman des Longus, wenn seiner Vorzüge auch viele sind, in einem hohen Grade mangelhaft; er zeigt wenig Abwechselung, außer etwa die, welche aus den verschiedenen Jahreszeiten entspringt. Die Erzählung, wie Daphnis sich um die Gunst der Chloe bewirbt, ist ausnehmend eintönig und die Unterhaltung der Liebenden äußerst abgeschmackt. Auch die mythologischen Erzählungen sind ganz ohne Interesse und zuweilen nicht sehr glücklich angebracht [55]).

Obgleich die Moral, welche der Roman zu entwickeln strebt, im Allgemeinen nicht geradezu schlecht ist, so sind gewisse Stellen dennoch so tadelnswerth, daß fast in keinem andern Werke etwas Aehnliches anzutreffen sein möchte. Und diese Immoralität ist um so weniger zu entschuldigen, als der Autor die Absicht zu erkennen giebt, einen Zustand der vollkommensten Unschuld zu schildern [56]).

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Erzählung des Longus auf den Styl der späteren griechischen Romane, besonders der des Eustathius und Theodorus Prodromus, und auf die in denselben geschilderten Ereignisse bedeutenden Einfluß gehabt hat; die Einwirkung derselben aber auf die neueren Schöpfungen dieser Art und besonders

auf die während des ſechszehnten Jahrhunderts in Italien erſchienenen iſt ein Gegenſtand von größerer Schwierigkeit. Huet iſt der Meinung, daß ſie nicht nur das Vorbild der Aſtrea des Urfé und der Diana des Montemayor war, ſondern auch zur Schöpfung des italieniſchen Hirtengedichtes Anlaß gab. Dieſe Meinung wird von Villoiſon bekämpft und zwar ſtützt er ſich darauf, daß die erſte Ausgabe erſt im Jahre 1598 erſchien und Taſſo im Jahre 1595 ſtarb. Allerdings erſchien nun zwar die erſte griechiſche Ausgabe des Longus nicht vor 1598, es exiſtierte aber eine franzöſiſche Ueberſetzung von Amyot, die im Jahre 1559, und eine andere in lateiniſchen Verſen von Gambara, die 1569 herauskam, welche Taſſo wohl geſehen haben kann. Wenn nun zwar dieſer von Villoiſon angeführte Grund nicht von großem Gewicht iſt, ſo iſt doch wahrſcheinlich ſeine Meinung im Allgemeinen richtig, daß nämlich die Paſtoralia des Longus nicht für den Urſprung der Hirtendichtung zu halten ſind. Das „Sacrificio“ des Agoſtino Beccari, welches das früheſte Erzeugniß dieſer Gattung der Dichtkunſt war und im Jahre 1554 zu Ferrara aufgeführt wurde, erſchien, ehe irgend eine Ausgabe oder Ueberſetzung des Longus an's Licht trat. Auch findet nicht die mindeſte Aehnlichkeit zwiſchen dem Stoff und den Ereigniſſen des Amint und denen der Paſtoralia des Longus Statt, die uns etwa berechtigen könnte, Taſſo's Dichtung für eine Nachahmung des griechiſchen Romanes zu halten.

Eine größere Aehnlichkeit iſt jedoch zwiſchen dem letztern und den neuern dramatiſchen Hirtengedichten Italiens zu bemerken. Dieſe gründen ſich ſehr häufig auf die Ausſetzung von Kindern, die von Pflegeeltern als Schäfer auferzogen und dann von den wirklichen Eltern vermittelſt Erkennungszeichen, die man ihnen bei der Ausſetzung mitgegeben, wiedererkannt werden. Auch findet zwiſchen der Erzählung des Longus und dem „Gentle Shepherd“ eine bedeutende Aehnlichkeit Statt; der Stoff wurde Ramſay von einem ſeiner Freunde an die Hand gegeben, der ihn dem griechiſchen Romane entlehnt zu haben ſcheint. Auch Marmontel hat in ſeiner Erzählung „Annette und Lubin“, die Schlichtheit und Einfalt der Liebenden des Longus zum Vorbild genommen [57]. Von allen neuern Schriftſtellern hat jedoch Geßner dieſen Autor am genaueſten nachgeahmt. In ſeinen Idyllen findet ſich dieſelbe poetiſche Proſa wieder, dieſelben ſchönen ländlichen Schilderungen und dieſelbe Unſchuld und Einfachheit der ländlichen Charaktere. In ſeiner Idylle „Daphnis“, deren Schauplatz nach Griechenland verlegt iſt, hat er, wie Longus, die frühzeitige und unſchuldige Zuneigung eines Schäfers und einer Schäferin geſchildert und ſein Gemälde nur mit Ereigniſſen ausgeſchmückt, die aus den ländlichen Beſchäftigungen und dem Wechſel der Jahreszeiten hervorgehen.

Wir wollen dieſe Skizze mit der Bemerkung ſchließen, daß die Geſchichte des Daphnis und der Chloe in der Perſon des Autors erzählt iſt. Er giebt vor, daß er einſt während einer Jagd auf Lesbos, in einem den Nymphen geweihten Haine, ein vorzüglich ſchönes Gemälde erblickt, auf welchem ausgeſetzte Kinder, Liebende, die ſich Treue ſchwören und Angriffe von Seeräubern zu ſehen waren; daß er, nachdem man ihm die Gegenſtände dieſes Gemäldes erklärt, den Inhalt desſelben niedergeſchrieben und ſo eine Gabe für Eros, Pan und die Nymphen hervorgebracht habe, die aber auch allen Menſchen willkommen, für Kranke ein Heilmittel, für Betrübte ein Troſt ſein, denjenigen, der die Gewalt der Liebe gefühlt, an die ſüßeſten Genüſſe derſelben erinnern und die Unerfahrenen über die Natur derſelben belehren würde [L. 1. prooem.].

Obgleich das Werk des Longus von ſeinen Zeitgenoſſen ſehr bewundert wurde und viele darin vorkommende Ereigniſſe in die ſpäteren Proſadichtungen übergiengen, ſo verſuchte dennoch keiner der folgenden griechiſchen Romanſchriftſteller Hirtenerzählungen zu ſchreiben, ſondern ſie wählten den Heliodor oder vielmehr den Tatius zum Vorbilde.

Chariton [58]), der früheſte dieſer Nachahmer, wird dem Tatius in Hinſicht des Styles, aus welchem der Sophiſt ziemlich deutlich hervorblickt, nachgeſetzt; in der Wahrſcheinlichkeit und Einfachheit der Ereigniſſe aber übertrifft er ihn bei Weitem, iſt ihm auch in der Compoſition der Erzählung überlegen, da je weiter dieſelbe fortſchreitet, das Intereſſe um ſo mehr ſteigt und das Schickſal der handelnden Perſonen dem Leſer bis zum Schluſſe ſorgfältig verborgen wird; auch iſt ſie nicht mit den Epiſoden und ausgedehnten Beſchreibungen überladen, welche den Roman des Tatius anfüllen. Der Autor trägt auch größere Sorgfalt als ſeine Vorganger, der Wahr-

ſcheinlichkeit nicht zu nahe zu treten und einen Schein hiſtoriſcher Treue zu bewahren.

Ein bedeutender Theil des Anfanges der Erzählung [59]) des Chariton iſt verloren gegangen, und das erſte Ereigniß, mit dem ſie nun beginnt, iſt die Heirath des Heiden und ſeiner Geliebten [1, 1.]. Die andern Bewerber der Kalirrhoe voll Wuth über den Chäreas gegebenen Vorzug, finden jedoch Mittel, ihm Verdacht gegen ſeine Frau einzuflößen, und in einem Anfalle von Eiferſucht giebt er ihr einen ſo heftigen Fußtritt, daß ſie in Ohnmacht ſinkt und für todt gehalten wird [1, 5.]. Dieſer Vorfall iſt ſo ſchlecht erfunden, wie faſt kein anderer in irgend einem andern griechiſchen Romane. Er läßt einen ſo widerlichen Eindruck von der Rohheit der Hauptperſon zurück, daß wir mit demſelben, trotz all' ſeines ſpätern Kummers und eifrigen Suchens nach Kalirrhoe, nicht wieder ausgeſöhnt werden; unſer Widerwille wäre vielleicht nicht ſo ſtark, hätte der Autor ihn einen Dolch oder Gift brauchen laßen.

Kalirrhoe wird, da man ſie für todt hält, mit einer großen Menge Koſtbarkeiten begraben [1, 6.], denn es war in Griechenland Sitte dergleichen Dinge, deren Werth ſich nach dem Range des Verſtorbenen richtete, dem letztern mit in's Grab zu geben.

Strabo [B. 8. K. 6. S. 216. ed. Tauchn.] erzählt, daß die Koloniſten, welche Cäſar nach Korinth ſandte, kein Grab undurchſucht ließen (οὐδεὶς τάφον ἀσκεύωρητον), eine Notiz [60]), die das wirkliche Vorhandenſein derjenigen Art von Räuberei beweiſt, welche in dieſem und ſo vielen andern griechiſchen Romanen zu den hauptſächlichſten Ereigniſſen gehört. Kalirrhoe kommt bald nach ihrer Beiſetzung wieder zu ſich [1, 8.] und in dieſem kritiſchen Augenblick erbricht Theron, ein Seeräuber, welcher den mitbegrabenen Schatz wahrgenommen [1, 7.], die Gruft, die ſich in der Nähe des Seeſtrandes befindet, mit Gewalt [1, 9.] und geht mit der Beute und Kalirrhoe unter Segel [1, 11.]. In Milet verkauft er letztere dem Dionyſius, einem vornehmen Jonier [2, 4.], der ſich bald in ſeine Sklavin verliebt [2, 3.]. — Chariton iſt der erſte Romanſchriftſteller, der einen intereſſanten Männercharakter eingeführt hat. Er ſchildert den Dionyſius als edel, gelehrt, tapfer und zärtlich [2, 4.], und auch in ſeiner Zuneigung zu Kalirrhoe iſt nichts Unziemendes, da ſie ihn nur von ihrer edeln Geburt, nicht aber davon in Kenntniß ſetzt, daß ſie das Weib eines Anderen ſei [2, 5.]. Er zeigt in ſeiner Bewerbung um ihre Gunſt allen möglichen Zartſinn und thut ihren Neigungen auf keine Weiſe Gewalt an. Kalirrhoe, die bereits einen Gatten beſitzt, fühlt nun zwar einige Skrupel noch einen zweiten zu nehmen, willigt jedoch endlich darein, ſich mit ihm zu verbinden, um ſo dem Kinde, mit dem ſie ſich ſchwanger fühlt, wenigſtens einen nominellen Vater zu geben [2, 11.].

Der nun folgende Theil der Erzählung handelt von den Verſuchen des Satrapen von Karien, Mithridates, ſich in den Beſitz der Kalirrhoe zu ſetzen [4. 3 ff.], für die er eine heftige Leidenſchaft gefaßt hatte [4, 1.], — von der Nachforſchung des Chäreas nach ſeiner Gattin [3, 5.], nachdem er entdeckt, daß ſie unſchuldig [1, 5.] und noch am Leben iſt [3, 4.], — von ſeiner Ankunft in Aſien [3, 6.] und ſeinen Bemühungen, um ſie von Dionyſius zurück zu erlangen [4, 4 ff.].

Endlich werden die ſtreitenden Parteien nach Babylon gefordert, um vor Artaxerxes ihre Sache auszumachen [4, 6.]. Mithridates und Chäreas erſcheinen zuerſt [5, 2.] und nachher kommt Dionyſius in Begleitung der Kalirrhoe an [5, 3.]. Im ganzen Romane findet ſich nirgends etwas ſo Unnatürliches, als die Erzählung von den außerordentlichen Wirkungen, welche die Schönheit der Kalirrhoe auf die Einwohner Babylons und der von ihr durchreiſten Gegenden hervorbringt; die Schmeichelei aber, die, wie anzunehmen, von den Satrapen und Eunuchen, einem orientaliſchen Despoten erwieſen wird, berührt der Verfaſſer auf ſehr treffende Weiſe [6, 3.], ſo wie auch das Zuſammentreffen des Chäreas und der Kalirrhoe in dem königlichen Palaſte, während die Sache noch unentſchieden iſt [5, 8.], von einer glücklichen Erfindungsgabe zeugt. Da Artaxerxes, wie leicht zu erwarten, ſich in den Gegenſtand des Streites verliebt [6, 1.], ſo ſchiebt er die Entſcheidung desſelben auf, um ihren Aufenthalt in Babylon zu verlängern [6, 2.]. Inzwiſchen langt die Nachricht von einem Aufſtande der Aegypter und ihrem Einfalle in Syrien bei dem Könige an [6, 8.]. Dieſer begiebt ſich in Begleitung des Dionyſius auf den Marſch gegen die Empörer und nimmt, der perſiſchen Sitte gemäß, die Frauen ſeines Hofes, zu denen Kalirrhoe jetzt bereits gezählt wird, mit ſich ins Feld [6, 9.]. Da ſie aber den Marſch erſchweren, ſo werden ſie in

Arado, einer nicht weit vom Feſtlande entfernten Inſel, zurückgelaßen [7, 4.]. Chäreas voll Zorn uber ein falſches Gerücht, als ob der König Kalirrhoe dem Dionyſius zugeſprochen [7, 1.], ſchließt ſich den Aegyptern an [7, 2.], erobert Tyrus durch Liſt [7, 4.], und wird in Betracht ſeiner kriegeriſchen Talente, zum Befehlshaber der Flotte ernannt [7, 5.]. Nachdem er bald darauf in einer großen Schlacht in der Nähe von Arado die perſiſche Flotte vernichtet hat, bemächtigt er ſich der Inſel [7, 6.] und kommt wieder in den Beſitz der Kalirrhoe [8, 1.]. Im Laufe der Nacht desjenigen Tages, welcher der Liebe und dem Ruhm des Chareas ſo günſtig geweſen, langt in Arado ein Bote an mit der Nachricht von der gänzlichen Niederlage des ägyptiſchen Heeres [8, 2.], welche beſonders durch die Geſchicklichkeit und Tapferkeit des Dionyſius bewerkſtelligt worden war [7, 5.]. An Letztern ſchreibt Kalirrhoe einen ſehr ſchönen Brief [8, 4.] und kehrt mit Chäreas nach Syrakus zuruck [8, 6.]. —

Um die Zeit des Chariton lebten drei Schriftſteller, welche ſammtlich Xenophon[61]) hießen und von denen jeder einen Roman ſchrieb. Man unterſchied ſie durch die Beinamen Antiochenus, Cyprius und Epheſius. Erſterer nannte ſein Werk, Jamblichus nachahmend, Babylonica[62]); der zweite gab dem ſeinigen, welches ſich auf die Liebesgeſchichte des Kinyras, der Myrrha und des Adonis bezieht, den Titel Cypriaca.

Die Ephesiaca[63]), die allein auf uns gekommen ſind, beſtehen aus fünf[64]) Buchern und erzählen die Liebesgeſchichte des Habrokomas und der Anthia. Die Ereigniſſe derſelben ſind denen in den vorhergehenden Romanen ſehr ähnlich. Der Held und ſeine Schöne verlieben ſich in einander im Tempel der Diana [B. 1. C. 2. 3.]; ſie heirathen ſich ſchon in dem erſten Kapitel, werden aber in Gemäßheit eines Orakels des Apollo [1, 6.] von ihren Eltern gezwungen, ſich auf Reiſen zu begeben [1, 7. 10.], und haben nun während derſelben die herkommlichen Abenteuer mit Land- und Seeräubern zu beſtehen. So geſchieht es denn, daß Anthia, durch eine Reihe ſchwerer Ungluksfalle von ihrem Gatten getrennt [2, 6 ff.], in die Gewalt jener Räuberbande fallt [2, 11.], aus welcher ſie von einem vornehmen jungen Manne Namens Peritanus befreit wird, welcher ſich denn auch in ſie verliebt. Anthia ſtellt ſich aus Furcht vor Gewalt, als wolle ſie ſich mit ihm verbinden [2, 13.], nimmt aber zu der dazu beſtimmten Stunde einen Schlaftrunk [3, 6.], welchen ſie ſich von einem Arzte, einem Freund des Peritanus verſchafft, indem ſie ihm ihre Geſchichte anvertraut und von demſelben ſtatt des verlangten Giftes, ohne ihr Wiſſen, jenen Trank erhalten hat [3, 5.]. Ihr Tod wird auf das Bitterlichſte beſammert und ſie ſelbſt mit großer Pracht in einer Gruft beigeſetzt [3, 7.]. Dort erwacht ſie bald nachher aus ihrem Schlafe, worauf das Gradgewölbe von Seeräubern wegen der darin verborgenen Koſtbarkeiten geplündert wird [3, 8.].

Douce hat in ſeinen „Illustrations of Shakespeare“ auf die Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Abenteuer und dem Haupterigniß in Romeo und Julia hingewieſen. Zwar räumt er ein, daß zur Zeit, da Luigi da Porto die Novelle ſchrieb, welche muthmaßlich dem Dichter als Grundlage ſeiner Tragedie diente, die Epheſiaca noch nicht herausgegeben waren, jedoch halt er es für ſehr wahrſcheinlich, daß Luigi das griechiſche Manuſcript in Handen hatte[65]).

Von Anfang bis zu Ende hält der Verfaſſer der Epheſiaca es für unumgänglich nothwendig, daß jede Frau, welche den Helden des Romanes ſieht, ſich in denſelben verliebe, und daß das nämliche hinſichtlich der Anthia von Seiten aller Männer ſtattfinde. Auch iſt die Erzählung äußerſt verwickelt und eine oben in Bezug auf Heliodor gemachte Bemerkung, daß die Glückswechſel in ſeinem Romane zu zahlreich und einander zu ähnlich ſind, findet mit doppelter Wahrheit auch auf Xenophon Anwendung. Jedoch haben ihm die Kritiker wegen der Eleganz ſeines Styles, der dem des Longus ſehr ähnlich und, nach der Meinung des Politianus [ſ. Anm. 64.], ſo lieblich, wie der ſeines berühmten Namensvetters ſein ſoll, hohes Lob zu Theil werden laßen (Sic utique Xenophon scribit, non quidem Atheniensis ille, sed alter eo *non insuavior* Ephesius.)[66]).

Nach der Zeit, in welcher Chariton und Xenophon muthmaßlich gelebt haben, vergiengen mehr als drei Jahrhunderte, ohne daß irgend ein nennenswerthes Erzeugniß der Proſadichtung erſchienen wäre. Der erſte Roman, der zu Ende dieſes langen Zeitraumes ans Licht trat, war von einer ganz verſchiedenen Beſchaffenheit, als die demſelben vorangegangenen. Die Liebe, welche er athmet, iſt von keiner irdiſchen, ſondern von himmliſcher Natur und die Ergüſſe deſſelben de-

stehen nicht aus Abenteuern von Helden, sondern aus den Leiden von Märtyrern [67]).

In den Zeiten, welche auf die ersten Jahrhunderte des Christenthumes folgten, scheint der Geist der neuen Religion von vielen ihrer eifrigsten Diener nur unvollkommen verstanden worden zu sein, und der leidenschaftlosen Untersuchung der neueren Zeit erst verdanken wir die Wiederherstellung ihrer ursprünglichen Einfachheit und Reinheit.

So wie die erste Entstellung der Lehren des Christenthumes von den Gnostikern herrührte, ebenso forderten die Therapeuten und andere ähnliche Sekten den der Ausübung ächter Religion so verderblichen Lehrbegriff zu Tage, daß die Verschmähung der zeitlichen Gaben des Schöpfers die beste Berechtigung auf unermeßliche Seligkeit in jener Welt verleihe.

In der Absicht nun, den Gefallen an asketischer Einsamkeit zu befördern, scheint der h. Johannes von Damaskus [68]) sein Leben des Barlaam und Josaphat [69]) geschrieben zu haben. Er giebt dabei vor, daß die Ereignisse desselben von einigen Aethiopiern, die man gewöhnlich Indier nannte, aus Schriften von unverdächtiger Glaubwürdigkeit übersetzt und ihm mitgetheilt worden wären.

Man behauptet, und zwar mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß diese Geschichte, welche für das Vorbild unserer geistlichen Romane gehalten wird, sich auf wirkliche Vorfälle gründe, wenn gleich die prophetische Orthodoxie des Johannes Damascenus theologische Erörterungen eingemischt hat, die erst mehrere Jahrhunderte nach der Aera seiner Heiligen die Welt mit Zänkereien erfüllten.

Für ein weltlich gesinntes Gemüth ist die Erzählung leer von Interesse. Märtyrer und Zauberer, theologische Streitigkeiten und Triumphe über den Unglauben beschäftigen abwechselnd den Autor, während der Teufel und seine Helfer jede Gelegenheit ablauern, um die unvorsichtigen Neophyten in ihre Schlingen zu locken.

Der Styl des Werkes ist nach dem der heiligen Schrift gebildet, und nicht ganz ohne Grund hat man den Ursprung des geistlichen Romanes in den apokryphischen Büchern derselben aufzufinden geglaubt. Die langen Reden des Barlaam sind voll parabolischer Anspielungen, voll schöner und scharfsinniger Gleichnisse. Es ist wirklich überraschend, daß in einem Werke von solcher Ausdehnung und Beschaffenheit der Autor es so gut verstanden hat, den Dialog in dem Maße zu beleben und so wenig ermüdend zu machen, als es geschehen ist.

Als die christliche Religion sich in Aegypten auszubreiten angefangen und der Ruf der Heiligkeit ihrer Lehren sogar bis nach Indien drang, woselbst viele Bekenner derselben, ihre zeitliche Habe verlassend, sich gänzlich der Einsamkeit und Verehrung Gottes widmeten, herrschte in Osten ein gewisser König Namens Abenner. Dieser Monarch war ausgezeichnet durch die Zierlichkeit seiner Gestalt und seinen Kriegesruhm, verdunkelte jedoch seine glänzenden Eigenschaften durch abergläubische Anhänglichkeit an seine Götzen. Was er auch unternahm, gedieh unter seinen Händen, und nur der Mangel an Nachkommenschaft allein schien ihn daran zu erinnern, wie unzulänglich seine Macht wäre, ihm ein dauerndes Glück zu sichern.

In der Mitte seiner übrigen kriegerischen Erfolge wurde Abenner gleichwohl durch die Schaaren von Einsiedlern und andere Christen sehr belästigt, die durch ihren Eifer im Predigen viele der Vornehmsten des Landes der Anbetung der Götzen abwendig machten. Wüthend über diesen Abfall und unbekannt mit der Wahrheit der ausgestreuten Lehren, gebot der König eine heftige Verfolgung Aller, die sich zu der neuen Religion bekannten. Viele von dem großen Haufen der Neubekehrten, wankten nun zwar in ihrem Glauben, die Anhänger der asketischen Lebensweise jedoch fanden eine herrliche Gelegenheit, durch Erduldung des Märtyrthums ihren Eifer zu zeigen [C. 1.] Ein vornehmer Satrap sogar, nicht abgeschreckt durch die Leiden der Christen, ergreift diese Veranlaßung, seine Bekehrung offen zu bekennen, und bemüht sich in einer wohlgesetzten Rede selbst den König zu verführen. Der Monarch entläßt ihn jedoch mit seltener Nachsicht, ohne ihm die Krone des Märtyrthums zu verleihen, verschärft aber, zum Beweise der Wirkungslosigkeit seines Predigens, die Strenge der Verfolgung und erweist den Anhängern des Götzendienstes neue Ehrenbezeugungen [C. 2.].

Nach diesem unlöblichen Betragen wird dem Abenner ein Sohn von ungewöhnlicher Schönheit geboren. Ueber diese Erfüllung seines heißesten Wunsches im höchsten Grade erfreut, veranstaltet er eine große Festlichkeit und beruft zu derselben fünfzig der ausgezeichnetsten Sterndeu-

ter. Dieſe weiſen Männer nun verkündigen, daß der junge Prinz alle ſeine Vorfahren an Reichthum, Macht und Ruhm übertreffen würde. Nur Daniel [70]) iſt der einzige unter ihnen, der auch ſeinen glühenden Eifer für die chriſtliche Religion vorherſagt und zugleich erklärt, daß der ihm beſtimmte Ruhm in einer anderen und beſſeren Welt für ihn aufbewahrt würde.

Der König, über dieſe Weiſſagung beſtürzt, ſinnt auf menſchliche Mittel die Erfüllung derſelben zu hindern. Zu dieſem Behufe baut er einen prächtigen Palaſt, in welchem ſein Sohn erzogen werden ſoll, indem er zugleich Sorge dafür trägt, daß derſelbe nur von Lehrern und Dienern von dem geſundeſten und ſchönſten Ausſehen umgeben ſei und auf dieſe Weiſe kein Symptom von Tod, Krankheit, Armuth oder ſonſt irgend etwas, das den Prinzen unangenehm berühren könnte, demſelben vor Augen käme.

Nachdem nun Abennee dieſe zur Erziehung eines jungen Königsſohnes ſo wohlgetroffenen Veranſtaltungen ins Werk gerichtet und vernommen hat, daß einige von den Einſiedlern noch immer nicht getödtet ſind, erneut er die Verfolgung [C. 3.] und verleiht zweien derſelben die Krone des Märtyrthums, nach der ſie auch wirklich geſtrebt zu haben ſcheinen [C. 4.].

Unterdeſſen wächſt Prinz Joſaphat heran, und da er großen Scharfſinn und ungewöhnliche Lernbegierde beſitzt, ſo macht er ſeinen Lehrern ſehr viel Unruhe, da er ſie oft durch ſeine Fragen in Verlegenheit ſetzt.

Ungeachtet aller Bemühungen des Königs, um jedes Schmerz erweckende Gefühl von ſeinem Sohne entfernt zu halten, martert und quält dieſen dennoch Langeweile in ſeiner Einſamkeit und das Verlangen, die Urſache derſelben kennen zu lernen.

Nachdem er alſo einen ſeiner Diener überredet, ihm die Vorherſagung des Sterndeuters mitzutheilen, erhält er von dem Könige die Erlaubniß, ſeinen kerkergleichen Palaſt zu verlaßen, indem ſeine Begleiter angewieſen werden, ihn, wohin er auch immer gienge, mit allen nur denkbaren Ergötzungen zu umringen. Trotz der Wachſamkeit der ihn Umgebenden jedoch, die alle das Auge unangenehm berührenden Gegenſtände von ihm entfernt halten, wirft er eines Tages einen Blick auf einen Ausſätzigen, und bald nachher tritt ihm ein Greis auf der äußerſten Stufe der Abgelebtheit vor das Geſicht, wodurch er denn nach und nach Vorſtellungen von Krankheit und Tod erlangt [C. 5.].

Um dieſe Zeit kam zu Barlaam, einem gottesfürchtigen Einſiedler, der ſich in der Wüſte Sennaar aufhielt, das Wort Gottes, und trieb ihn an, die Bekehrung des Joſaphat zu verſuchen. Nachdem er ſich mit weltlicher Kleidung angethan, reiſte er in der Tracht eines Kaufmannes nach Indien, bis er zu der Reſidenz des jungen Prinzen gelangte. Hier gewann er das Zutrauen desjenigen Dieners, welcher Joſaphat von der Weiſſagung des Sterndeuters in Kenntniß geſetzt hatte. Er theilt dieſem mit, daß er wünſche dem Prinzen einen Edelſtein zu ſchenken, der einen hohen Werth und viele verborgene Kräfte beſäße. Unter dieſem Bilde eines irdiſchen Juwels ſchildert er aber die Schönheiten des Evangeliums und der Prinz befiehlt, ſobald er die Gegenwart des Kaufmannes vernommen, daß er ſogleich herbeigeführt werde [C. 6.]. Nachdem Barlaam auf dieſe Weiſe Zutritt erlangt hat, eröffnet er ſeine religiöſen Belehrungen mit einer kurzen Darſtellung der bibliſchen Geſchichte von dem Falle Adams bis zur Auferſtehung Chriſti und, ſobald er auf dieſe Weiſe die Wißbegier des Joſaphat gereizt, welcher ſchon zu vermuthen beginnt, daß dies der Juwel des Kaufmannes ſei [C. 7. 8], fängt er an, ihm nach und nach alle Myſterien und Glaubenspunkte des Chriſtenthumes zu entwickeln.

Das Sakrament der Taufe [C. 8.] und des Abendmahles unter beiderlei Geſtalt [C. 19.], die Lehre von dem Glauben und den Werken [C. 8. 9.] nebſt all' den mannigfachen Gegenſtänden, welche dieſe Dinge in ſich faſſen, werden der Reihe nach dargelegt und erklärt. Joſaphat ſtimmt blindlings und unbedingt den Lehren Barlaams bei und erhält eine genaue Kenntniß all' der ſtreitigen Punkte, welche die Kirche zu jener Zeit in Athem erhielten.

Die Entwickelung der Vortheile der Zurückgezogenheit und Einſamkeit, welche das Gemüth auf ſo wirkſame Weiſe von dieſer Welt abziehen, nebſt einer warmen Lobrede auf dieſe Art von Märtyrthum [C. 12.], bahnt für Barlaam den Weg, die irdiſche Tracht eines Kaufmannes abwerfen und vor ſeinem Zögling in all der Herrlichkeit geiſtiger Reinheit erſcheinen zu können. Ein altes Ziegenfell, das durch die Wirkung der Sonnenhitze mit ſeinen fleiſchloſen Knochen faſt eins geworden iſt, dient ihm als Hemde und ein

rauhes, zerlumptes, härenes Gewand, das ihm von den Hüften auf die Knie herabhängt, nebst einem Mantel aus demselben Stoffe, welchen er um die Schultern geschlagen trägt, machen die oberen Gewande dieses Jüngers des heiligen Antonius aus.

Unerschreckt durch diesen schauerlichen Anblick bittet Josaphat den Einsiedler, ihn von dem ihn umgebenden Zwange zu befreien und als Genossen mit sich in die Wüsten zu nehmen, wird jedoch durch die Klugheit des Barlaam von diesem Schritt abgehalten, da letzterer befürchtet, daß er durch das Misglücken solch eines vorelligen Schrittes an der Vollendung seines frommen Werkes gehindert werden möchte [C. 18.].

Nachdem er also Josaphat getauft [C. 19.] und ihm sein ledernes Wamms und härenes Gewand als Andenken an seine Bekehrung, um damit die Angriffe des Satans abzuwehren, hinterlaßen hat, begiebt er sich zurück in die Wüste, nachdem er sich in einen überreichen Strom des Gebetes für die Beharrlichkeit des Prinzen im Gutesthun längere Zeit ergossen [C. 21.].

Während seiner Abwesenheit legt Josaphat durch jede Art von Kasteiung und Gebet seinen Eifer ununterbrochen an den Tag. Unglücklicherweise jedoch wird der König von Zardan, einem der Diener des Prinzen, welcher die Bekehrung des Letzteren erfahren und sich wegen dieser Vernachläßigung des ihm übertragenen Amtes unbehaglich fühlt, von den Besuchen Barlaam's in Kenntniß gesetzt.

Unverzüglich begiebt sich Abenner voller Zorn und Unruhe zu Araches, einem berühmten Sterndeuter, welchem er die beklagenswerthe Lage seines Sohnes mittheilt.

Araches giebt dem Könige alsobald seine frühere Ruhe wieder, indem er ihm nämlich zwei Mittel zur Befreiung seines Kummers vorschlägt. Das erste derselben besteht darin, den Barlaam festzunehmen und ihm durch die Androhung der Folter dazu zu zwingen, daß er die Falschheit seiner Lehren bekenne. Sollte Barlaam jedoch entkommen, so schlägt er zweitens vor, den Nachor, einen bejahrten Mathematikus, zu überreden, daß er sich in einer zu veranstaltenden Disputation über die Wahrheit der christlichen Religion möge besiegen laßen, worauf dann, wie sie vermuthen, Josaphat ohne weitere Schwierigkeit zur triumphierenden Partei übertreten würde.

Ihre Bemühungen, um Barlaam einzuholen, sind vergeblich, der König aber läßt sich trotz seiner sonstigen Menschlichkeit, von seiner Wuth gegen die Einsiedler hinreißen und siebzehn dieser Asketiker, die sich mit vielen verächtlichen Schmähungen den Aufenthalt Barlaam's zu entdecken weigern, werden auf das grausamste verstümmelt und so getödtet [C. 22. 23.].

Hierauf nimmt der König seine Zuflucht zu dem zweiten Mittel des Arachis, welcher nach einer mit Nachor getroffenen Verabredung vorgiebt, daß Barlaam in die Gewalt des Königs gefallen sei [C. 24]; worauf Letzterer eine Amnestie erläßt und die Christen nebst den Gelehrtesten der Heiden einladet, sich bei einer öffentlich mit dem Einsiedler abzuhaltenden Disputation über den inneren Werth des neuen Glaubens zahlreich einzufinden.

Diese Einladung scheint jedoch nicht von den Christen angenommen worden zu sein, denn mit Ausnahme des Barachias, der später in einer erhabenern Stellung erscheinen wird, tritt Niemand zur Hülfe und Unterstützung des vorgeblichen Barlaam auf [C. 26.]. Trotz dieses ungünstigen Umstandes nimmt Letzterer an seinem berühmten Namensvetter des alten Testamentes [4 Mos. C. 22.], ein gutes Beispiel und, statt des Königs Feinde zu fürchten, segnet er sie allzumal [C. 27.]. Die Drohungen Josaphat's, der den Betrug Nachors entdeckt und ihm, im Fall er in der Disputation besiegt wurde, Augen und Zunge mit seinen eigenen Händen auszureißen droht, scheinen freilich auf ihn eben so gewirkt zu haben, wie das Flammenschwert des Engels auf den klugen und geduldigen Ermahner des Bileam [C. 26.]. Wie dem nun aber auch sein mag, Nachor beweist zum höchsten Erstaunen und Misvergnügen Abenners in seiner Antwort an die Götzendiener die Irrthümer ihrer Religion und die göttliche Natur des Christenthums.

Indem er nämlich die verschiedenen Religionen in drei Klassen theilt, in Götzendiener, Anhänger des Judenthums und Bekenner Christi, zeigt er die Ungereimtheit der beiden erstern und schließt seinen Vortrag damit, daß er die Vorzüge der neuen Religion demonstriert. Alles dies nun können die Magier nicht widerlegen und der König sieht sich, nach mehrfachen vergeblichen Versuchen Nachors an die Verabredung zu erinnern, in die Nothwendigkeit versetzt die Versammlung auf-

zulöſen, mit der Abſicht jedoch die Konferenz den nächſten Tag fortzuſetzen [C. 27.]. Joſaphat vollendet indeſſen während der darauf folgenden Nacht die Bekehrung Nachors, der ſich den nächſten Tag in die Wüſte begiebt, um für ſich allein den Weg des Heils zu wandeln.

Sobald dieſe Dinge zu den Ohren des Königs gelangen, geräth er wie gewöhnlich in große Wuth und da die weiſen Aſketiker derſelben nicht länger ausgeſetzt ſind, ſo läßt er ſeine Weiſen und Sterndeuter auspeitſchen und verjagt ſie in Ungnade von ſeinem Angeſicht. Trotz dieſer Zeichen von Unparteilichkeit war ſeine Zeit gleichwohl noch nicht gekommen, wennſchon er den Götzen nicht mehr opfert und deren Prieſtern keine Ehre mehr erweiſt [C. 28.].

Da die Letzteren die Entfremdung des Königs wahrnehmen und den gänzlichen Verluſt der Opfergaben, die er früher den Göttern darbrachte, befürchten, ſo ziehen ſie Theudas, einen berühmten Zauberer, in ihr Komplot, durch deſſen Worte Abenner wiederum gereizt wird, die Ruhe ſeines Sohnes zu unterbrechen.

Indem er dieſes Mal den Einfluß des Geſchlechtstriebes zu Hülfe ruft [C. 29.], entfernt er auf den Rath des Theudas ſämmtliche Diener des Prinzen und umgiebt ihn ſtatt ihrer mit Jungfrauen von der lockendſten Schönheit. Der junge Königsſohn ſcheint ihren Angriffen mit wunderſamer Ausdauer Widerſtand geleiſtet zu haben, obgleich das Verfahren einer jener Verführerinnen ſo gewaltſam war, daß der fromme Damascenus daſſelbe den Wirkungen der Dämonen zuſchreibt, welche von den Chriſten der erſten Jahrhunderte für die Urheber und Beſchützer des Götzendienſtes gehalten wurden [71]).

Jedoch erwartet Joſaphat eine noch viel gefährlichere Verſuchung. Die ſchönſte ſeiner Zofen nämlich war eine gefangene junge Prinzeſſin; an dieſer Jungfrau nimmt der Königsſohn ein ganz beſonderes Intereſſe und in Erwägung ihrer traurigen Lage bemüht er ſich auf jede mögliche Weiſe, ſie durch Bekehrung zum Chriſtenthume zu tröſten. Durch die Dämonen angetrieben, verſpricht ſie ihre Religion unter der Bedingung zu verlaßen, wenn er ſich alsdann mit ihr vermähle; und da er dieſe mit ſeinem Gelübde der Eheloſigkeit unverträgliche Verbindung ablehnt, ſo bemüht ſie ſich, ihn von der Unſchuld derſelben zu überzeugen, indem ſie ihre Beweiſe durch das Beiſpiel der Erzväter und anderer durch ihre Frömmigkeit ausgezeichneter Perſonen zu unterſtützen ſucht. Joſaphat aber will von ſolch einem förmlichen Bruche ſeiner Verpflichtungen nichts wiſſen, und die Prinzeſſin ſieht ſich endlich zu dem Verſprechen gezwungen, daß ſie ſich dem Chriſtenthume unter mäßigern Bedingungen zuwenden wolle. Solch zuvorkommendem Benehmen konnte die Frömmigkeit Joſaphat's nicht widerſtehen und der Ruhm, die Seele der Jungfrau gerettet zu haben, ſchien ihm die körperliche Verunreinigung, auf welche ſie als ein sine qua non beharrte, hinlänglich zu ſühnen.

In dieſer gefährlichen Kriſis, wo auch die Prinzeſſin ihrer Bekehrung ganz nahe zu ſein ſchien, kommt dem Prinzen der ſchöne Gedanken ein, ſeine Zuflucht im Gebete zu ſuchen. Nachdem er nun einige Stunden in Thränen und Flehen zugebracht, fällt er in einen tiefen Schlaf, in welchem es ihm vorkommt, als würde er nach einer unermeßlich großen Flur getragen, die mit ſchönen und duftreichen Blumen und mit allen Arten von Fruchtbäumen geſchmückt war, deren vom Winde bewegte Blätter eine himmliſche Muſik und lieblichen Duft verbreiteten. Das Auge wurde von Strömen erquickt, welche dahin glitten reiner als Kryſtall, während üppig bereitete Lager überall zur Ruhe einluden. Von dort ſah er ſich in eine Stadt verſetzt, in welcher unausſprechlicher Glanz und Herrlichkeit zu ſchauen war. Die Mauern beſtanden aus blitzendem Gold und die Zinnen, die ſich hoch empor hoben, aus Edelſteinen, die weit köſtlicher waren, als die in den Schachten dieſer Welt gefundenen. Ein übernatürliches, von oben aus ſtrömendes Licht erhellte die Straßen. Aetheriſche in glänzende Gewande gekleidete Schaaren ließen Geſänge ertönen, wie ſie das Ohr eines Sterblichen noch nimmer vernommen und eine Stimme rief aus: „Dies iſt die Ruhe der Gerechten, dies die Wonne derer, die Gott gefielen.“ Da Joſaphat's Führer die Bitte desſelben, in einem Winkel dieſer herrlichen Stadt zurückzubleiben, nicht erfüllen mögen, ſo ſieht er ſich wieder über die Flur hinweggetragen und betritt auf der gegenüberliegenden Seite derſelben dunkle, düſtere Klüfte, welche Wirbelwinde mit unaufhörlicher Heftigkeit durchſtürmten, und woſelbſt Gewürm und Schlangen ſich an den Seelen der Sünder gütlich thaten, welche in einem durch den Athem der Dämonen glühroth geblaſenen Ofen gehörig durchgebraten wurden.

Josaphat erwacht aus dieser Vision tief erschöpft, jedoch gestärkt durch den allerdings sehr eindringlichen Kontrast, der sich ihm dargeboten. Zu gleicher Zeit waren auch die bösen Geister, wie späterhin aus ihrem eigenen Bekenntniß erhellt, durch das Zeichen des Kreuzes, das der Prinz zufällig machte, in die Flucht getrieben worden, wodurch er es denn nun noch mit seinen irdischen Widersachern zu thun hat [S. 30].

Da die Absicht der Götzendiener auf diese Weise zu Schanden gemacht und die gefangene Prinzessin bei ihrer Jungfräulichkeit und Sundhaftigkeit belaßen wird, versucht Theudas in einer Konferenz mit Josaphat den Glauben desselben zu erschüttern; Letzterer bekehrt aber siegreicher Weise den Magier und sendet ihn wie Nachor in die Wüste, woselbst er die Taufe empfangt und den Rest seines Lebens damit zubringt, Thränen zu vergießen, Seufzer auszustoßen und andere Früchte der Buße zu Tage zu fördern [S. 31. 32.].

Endlich beschließt der König, seinen Sohn hinsichtlich der Religion nicht mehr zu behelligen, vielmehr theilt er auf den Rath des Araches sein Reich mit ihm, indem er hofft, daß die Regierungssorgen ihn vielleicht seiner asketischen Lebensweise entziehen würden. Der erste Gebrauch, den Josaphat von seiner neu erlangten Gewalt macht, besteht darin, daß er auf jedem Thurme der Stadt, in der er residiert, ein Kreuz errichtet, die Tempel und Altäre der Götzen hingegen dem Erdboden gleich macht; auch erbaut er dem Heiland eine prächtige Kathedrale, in welcher er selbst seinen Unterthanen das Evangelium predigt, viele derselben der Finsterniß entreißt und seine Schätze unter die Armen vertheilt. „Gott aber (sagt der fromme Autor dieser Geschichte) war mit ihm, wo er auch immer wandelte, und alles, was er that, gedieh unter seinen Händen; jedoch ganz anders war es in dem Haushalte Abennee's, welcher täglich schwächer und schwächer wurde." [S. 33.].

Der König nun, welcher nicht ohne Grund muthmaßt, daß jener Unterschied wohl seinen guten Grund haben müße, läßt sich endlich von Josaphat bekehren [S. 34.], dessen geistlicher Sohn er zur unsäglichen Erbauung und Freude der Bekenner Christi auf diese Weise wird, legt die Regierung nieder und zieht sich dann in die Einsamkeit zurück, woselbst er sich besonders damit beschäftigt, sich Staub auf's Haupt zu schütten, und nach lange fortgesetzter Buße und Kasteiung endlich seinen Geist aufgiebt [S. 35].

Da Josaphat nun von allen Hindernissen befreit ist, so faßt er den Beschluß, sich von der Welt zurückzuziehen und den Rest seiner Tage bei Barlaam in der Wüste zuzubringen. Nachdem er das Volk also öffentlich angeredet und Barachias, der Mann, welcher einst zur Vertheidigung des falschen Baelaam aufgetreten war, obzwar ganz gegen den Willen desselben den Thron zu besteigen gezwungen hat, entkommt er endlich glücklich seinen Unterthanen [S. 36.].

Nach einer mühseligen Wanderung von einigen Jahren, in deren Lauf er zahllosen bösen Geistern begegnet, die ihn zuweilen in der Form von Quellen und zuweilen in der weniger reizenden Gestalt von wilden Thieren und Schlangen versuchen [S. 37], gelangt er endlich zur Klause Barlaam's [S. 38].

Nach gehöriger Vorbereitung durch fortgesetzte fromme Bußübungen, stirbt endlich der letztgenannte alte Mann und wird von Josaphat begraben, welcher 35 Jahre damit zubringt, den Himmel um eine rasche Hinwegnahme aus diesem Leben anzuflehen. Die heiligen Männer jener Zeit scheinen wirklich ihr irdisches Dasein so zugebracht zu haben, als wenn sie dasselbe nur zu dem Zweck erhalten hätten, um Befreiung von dessen Sklaverei zu erflehen [S. 39].

Josaphat sieht endlich seine Gebete erhört und wird von einem benachbarten Einsiedler in dem Grabe Baelaam's bestattet.

Sobald die Nachricht von seinem Hinscheiden seinen Nachfolger erreicht, kommt Letzterer mit einem zahlreichen Gefolge in die Wüste und nachdem er die Leiber Barlaam's und Josaphat's entdeckt, welche sich in ganz unverseheltem Zustande befinden, und, was während des Lebens der Heiligen kaum zu erwarten stand, einen ungemein lieblichen Duft aushauchen, bringt er dieselben im feierlichen Aufzuge nach seiner Hauptstadt. Dort werden sie in einer prächtigen Kirche beigesetzt, woselbst sie fortwährend Wunder vollbringen, wie sie dies auch schon auf ihrer Reise, und ehe sie wieder beerdigt wurden, gethan hatten [S. 40.]. —

Dies ist der ungefähre Inhalt des Barlaam und Josaphat; jedoch befinden sich in der Erzählung viele schöne Parabeln und Apologe, von denen der größte Theil offenbare Spuren orientalischen Ursprunges an sich trägt. Die meisten

derſelben werden von Barlaam, dem jungen Königsſohne erzählt, um ſo die heiligen Lehren, die er ihm vorträgt, beſſer zu erläutern und auszuſchmücken.

Ein Mann, der von einem Einhorne verfolgt wird, ſtürzt beinahe auf der Flucht in einen tiefen Abgrund, rettet ſich aber dadurch, daß er die Zweige eines ſchwachen, am Rande desſelben wachſenden Strauches erfaßt. Während er an dieſem ſchwankenden Anhalt über dem jähen Schlunde hängt, ſieht er zwei Mäuſe, eine weiße und eine ſchwarze, welche die Wurzel der ihm Rettung gewährenden Pflanze benagen. In der Tiefe des Abgrundes erblickt er einen ungeheuren Drachen, der Feuerflammen aushaucht und bereit iſt ihn zu verſchlingen, während zugleich das Einhorn über dem Rande der Kluft ihn anſtarrt. In dieſer Lage ſieht er von den Zweigen, an die er ſich klammert, Honig tropfen, und unbekümmert um das ihn umgebende mannigfache Grauen ſättigt er ſich an der dem Geſträuch entſtrömenden Süßigkeit. — Hier ſtellt das Einhorn den Tod dar, von welchem alle Sterblichen verfolgt werden; der Abgrund iſt die mit Uebeln angefüllte Welt; der von der weißen und ſchwarzen Maus benagte Strauch iſt das durch die Stunden des Tages und der Nacht verminderte und endlich ganz verzehrte Leben; der Drache iſt die Hölle und der Honig die irdiſchen Genüſſe, denen wir, unbekümmert um die Schlingen, die uns vernichtungsvoll umgeben, eifrig nachjagen [C. 12.][72]).

Um uns zu verſinnlichen, wie weiſe es ſei Schätze zu ſammeln, erzählt der Autor uns, daß in einem gewiſſen Staate die Gewohnheit herrſchte, einen Fremden zum König zu wählen, und nachdem man ihn eine Zeit lang in allen nur denkbaren Genüſſen hatte ſchwelgen laßen, wurde er durch eine allgemeine Empörung auf eine ferne wüſte Inſel verbannt. Da nun einer dieſer Monarchen erfuhr, auf wie ſchwachen Füßen ſeine hohe Würde ruhe, ſo ließ er es ſich angelegen ſein, ſtatt, wie ſeine Vorgänger, ſeine Zeit mit Feſtlichkeiten und Trinkgelagen hinzubringen, dafür Maſſen von Gold, Silber und Edelſteinen aufzuhäufen und nach der Inſel, nach der er gebracht zu werden erwartete, ſchaffen zu laßen. Dorthin nun begab er ſich, als die Zeit ſeiner Verbannung da war, ohne Sorge und Widerſtreben und brachte den Reſt ſeiner Tage in Freude und Ueberfluß zu, während er ſeine thörichten Vorgänger in Noth und Elend umkommen ſah [C. 14.][73]).

Ein mächtiger und prachtliebender König bemerkt, während er eines Abends die Straßen ſeiner Hauptſtadt durchzieht, ein Licht, und indem er durch einen Riß in der Thür ſieht, durch welche es ſchimmert, nimmt er eine unterirdiſche Wohnung wahr, in welcher ein in Lumpen gehüllter und dem Anſcheine nach in größter Dürftigkeit befindlicher Mann ſitzt. Neben ihm befindet ſich die Frau desſelben, die ein irdenes Trinkgefäß in der Hand hält, dabei aber ſingt und ihren Gatten durch alle Art von Fröhlichkeit erheitert. Als nun der König großes Erſtaunen über die Sorgloſigkeit dieſer Leute, die bei ſo großem Mangel dennoch wohlgemuth zu ſein vermögen, an den Tag legt, nimmt der Miniſter, welcher ihn begleitet, dieſe Gelegenheit wahr, ihn daraus zu belehren, daß Fürſten, die an herrlichen Paläſten und prächtigen Gewändern Gefallen finden, den ſeligen Bewohnern der ewigen Wohnung noch unbedachtſamer erſcheinen [C. 16.].

Es befindet ſich in dem Werk des Johannes Damascenus auch eine oft nachgeahmte Erzählung von einem Manne, welcher wegen einer Forderung, die der Kronſchatz an ihn hatte, vor Gerichte gefordert und, als er ſich an einige Freunde, denen er früher beigeſtanden, um Hülfe wandte, von dieſen hart abgewieſen, endlich aber von einem Freunde, den er ehemals gering geſchätzt und vernachläßigt hatte, aus ſeiner bedrängten Lage geriſſen wurde [C. 13.][74]).

Wahrſcheinlich in Folge der großen Menge und Schönheit dieſer Parabeln wurde die Erzählung Barlaam und Joſaphat im Mittelalter ſo ſehr beliebt und ſo häufig nachgeahmt. In einer ſpäteren Zeit gab ſie den Stoff zu mehr als einer Novelle des Boccaccio, wie ſich, wenn wir von den italieniſchen Novellenſchreibern handeln, zeigen wird; und ſie war ohne Zweifel das Vorbild derjenigen Gattung geiſtlicher Dichtungen, die während des 16ten und 17ten Jahrhunderts in Frankreich eine ſo große Herrſchaft behaupteten.

Dieſes Werk war jedoch das letzte Erzeugniß dieſer Art, das während der Dauer des orientaliſchen Kaiſerthumes an's Licht trat, da der einzige griechiſche Roman, der ſpäter noch erſchien, ſich den Heliodor oder vielmehr den Achilles Tatius zum Muſter nahm. Wir begegnen in dieſer letzten und ſchwachen Schöpfung griechiſcher Pro-

fadichtung wirklich nur selten einem Ereigniß, wovon sich nicht in den genannten Autoren ein Vorbild fände. Die Erzählung führt den Titel „Ismenias und Ismene“ [75]) und war das Werk des Eustathius [76]), der, auch zuweilen Eumathius genannt, im zwölften Jahrhundert unter der Regierung des Kaisers Emanuel Komnenus blühte, wie Huetius sich ausdrückt. Der Anfang der Erzählung und die Art und Weise, wie die Hauptpersonen mit einander bekannt weeden, ist augenscheinlich dem Heliodor entlehnt. Ismenias wird von seiner Vaterstadt Eurykomis nach Anlykomis geschickt, um dort einen gewissen jährlichen Gebrauch in Ausführung zu bringen, und woselbst er von Sosthenes, dem Vater der Ismene, gastfreundlich aufgenommen wird. Diese junge Dame faßt für den Herold, indem sie ihn bei einer Gasterei zum ersten Male sieht, eine heftige Leidenschaft; sie drückt ihm die Hand, giebt ihm bei Tisch auch noch einige andere Zeichen ihrer Liebe und geht endlich so weit, daß Ismenias in ein lautes Gelächter ausbricht [B. 1.]. Zwar hat auch Heliodor seine Arsake und Tatius seine Meliie als Frauen dieser Art geschildert; aber Eustathius ist der erste, der seine Heldin ohne Bescheidenheit und Zartgefühl ihre Liebe gestehen läßt. Ihrem Entgegenkommen zeigt Ismenias sich endlich einigermaßen geneigt [B. 4.] und da die Zeit seiner Gesandtschaft zu Ende geht, so kehrt er in Begleitung des Sosthenes und seiner Tochter Ismene in seine Heimath zurück, woselbst er dieselben gastfreundlich in seinem väterlichen Hause aufnimmt [B. 5.]. Dort erwähnt Sosthenes zufällig, daß er im Begriffe stände, seine Töchter zu vermählen. Ismene, die bis dahin mit dieser beabsichtigten Veränderung ihrer Lage unbekannt gewesen zu sein scheint, dringt in der darauf folgenden Nacht darauf, daß Ismenias sie stehenden Fußes entführe. „Sie zog mich fort (sagt Ismenias, der die Geschichte erzählt) und wollte mich nicht loslaßen, obgleich ich ihr versicherte, daß die zu unserer Flucht nothwendigen Anstalten noch nicht getroffen wären. Mit großer Mühe und indem ich alle Götter zu Zeugen anrief, entwand ich mich endlich ihren Händen.“ — Ismenias macht sich, nachdem er sie verlaßen, jedoch nicht an die Vorbereitungen zur Flucht, sondern sucht, obwohl dieses Mal vergeblich, die Arme des Schlafes [B. 6.], der übrigens in allen anderen Bedrängnissen des Helden dieses Romanes sein beständiger Freund in der Noth zu sein scheint. In dem ganzen Werke nimmt er zu seinem Kissen unter Umständen Zuflucht, die jeden der Ephesischen Schläfer [77]) in einen Argus verwandelt haben würden. Endlich wird durch die Bemühung des Kratisthenes, des Freundes des Ismenias, ein Schiff ausfindig gemacht, das die Liebenden aufnimmt. Da sich jedoch ein heftiger Sturm erhebt und die Seeleute ein Opfer für nöthig halten, um den Zorn des Neptun zu besänftigen, so fällt das Loos auf Ismene, die demgemäß über Bord geworfen wird. Der Wind legt sich natürlich; da aber der unglückliche Liebhaber das Schiffsvolk mit seinen Wehklagen belästigt, so wird er an der äthiopischen Küste an's Land gesetzt [B. 7.]. Nachdem er so das Ufer gewonnen, hat er die gewöhnlichen Abenteuer mit Seeräubern und wird endlich in Daphnipolis einem griechischen Herrn als Sklave verkauft, welcher Letztere sich als Herold nach Artykomis, einer andern Stadt Griechenlands begiebt und Ismenias mit sich führt [B 8.]. Beide werden von Sostratus in dessen Haus aufgenommen, wo Ismenias seine Geliebte als Sklavin wieder findet. Sie war nämlich, nachdem man sie dem Meere übergeben, durch die Bemühungen eines Delphins gerettet, und später von Seeräubern dem Sostratus verkauft worden [B. 9. 11.]. Dieser Ehrenmann begleitet nebst seiner den Ismenias mit unerwiederter Liebe verfolgenden Tochter und Ismene den Heren des Ismenias nach Daphnipolis. Mitten in der Nacht nach ihrer Ankunft in letztgenannter Stadt begiebt die ganze Reisegesellschafe sich in den Tempel des Apollo, um dort ihre Andacht zu verrichten, sie finden daselbst die Eltern des Ismenias und der Ismene, die sich die Haare ausraufen und im vollen Chore wehklagen. Die Liebenden werden von ihren Angehörigen erkannt und werden frei [C. 10.], worauf man die Heldin der gewöhnlichen Keuschheitsprobe unterwirft [C. 11.]

In diesem Romane, der eilf Bücher umfaßt, begegnet, von dem sechsten Buche, wo der Vater Ismene's zum ersten Mal auf die beabsichtigte Verheirathung seiner Tochter anspielt, Niemand (ausgenommen etwa dem Leser) ein widerwärtiges Ereigniß. Die fünf ersten Bücher gewähren eine Scene fortwährender Fröhlichkeit und die langen Beschreibungen von Festlichkeiten werden selten anders unterbrochen, als durch noch längere Berichte über Träume, die viel angeneh-

mer ausfallen, als man wegen des überfüllten Magens der Schlafenden erwarten kann. Im weiteren Verlaufe dieſes Werkes werden dieſe Träume duech ihre übertriebene Genauigkeit und die darin vorkommenden langen Raiſonnements von Perſonen, deren Vorrath von Logik ſelbſt im wachen Zuſtande nicht eben ſehr bedeutend geweſen zu ſein ſcheint, wirklich in hohem Grade lächeelich.

Die Geſchichte des Ismenias und der Ismene iſt an und für ſich keineswegs verwickelt, wird aber durch die Aehnlichkeit der Namen nicht wenig verwirrt. Der Leſer muß ſich in das Werk ſchon gehörig eingeleſen haben, ehe er den Helden von ſeiner Schönen unterſcheiden kann, um ſo mehr, als die Letztere eine Rolle ſpielt, die ſonſt der Erſtere zugewieſen erhält. Eurykomis iſt die Stadt, von welcher Ismenias als Herold abgeſandt wird; in Aulykomis wird er von Soſthenes, dem Vater Ismene's, gaſtlich aufgenommen und ſpäterhin einem griechiſchen Herrn in Daphnipolis verkauft, welcher Letztere als Herold nach Aetykomis geht und daſelbſt von Soſtratus beherbergt wird. Euſtathius hat ſich dieſes Verſehen vielleicht durch eine zu weit getriebene Nachahmung Heliodors zu Schulden kommen laßen, in deſſen Roman Chäreas, Kalaſiris und Knemon die Namen der Hauptperſonen ſind.

Euſtathius gleicht Achilles Tatius in ſeiner Vorliebe für Schilderungen von Gemälden. Das zweite und vierte Buch ſind voll Beſchreibungen allegoriſcher Gegenſtände in den Tempeln und dem Sommerhauſe, die ſich in dem Garten des Soſthenes befanden und mit Darſtellungen der Kardinaltugenden und Embleme eines jeden der zwölf Monate des Jahres ausgeſchmückt waren. Ein Mäher ſtellt den Juli vor, eine badende Perſon den Auguſt und ein am Feuer Sitzender den Februar. Einige von dieſen Allegorien ſind jedoch weit hergeholt; ſo iſt es zum Beiſpiel nicht ſehr paſſend, einen Soldaten deswegen zum Sinnbilde des Märzes zu machen, weil dieſer Monat zu kriegeriſchen Unternehmungen am günſtigſten ſei [B. 4.]. Dem Tatius entlehnt Euſtathius auch das kitzliche Experiment, welches ſo viele griechiſche Romane zu ſo großer Ehre der Heldinnen und zu ſo hoher Genugthuung ihrer Geliebten ſchließt. Aus dem Longus [3, 5.] hat er nach der Meinung des Huetius jenen berühmten Zug von Galanterie (elegans urbanitatis genus) entlehnt, der darin beſteht, beim Trinken den Theil des Bechers an den Mund zu bringen, den die Lippen der Geliebten berührt haben [B. 5.]. Dieſes ſchlaue Verfahren, das in ſo vielen anderen Liebesgeſchichten geſchildert worden (z. B. von Achilles Tatius [2, 9.]), findet man jedoch in viel früheren Werken als das des Longus angeführt. Es iſt einer der Rathſchläge, welche Ovid (Ars Amat. 1, 575.) ertheilt:

> Raube den Becher zuerſt, den ſie mit den Lippen berühret;
> Da, wo getrunken ſie hat, da auch trinke dann du.

Auch Lucian läßt den Jupiter in einem ſeiner Dialoge (Dialog. Deor. 5. §. 2) dem Ganymed dieſes Kompliment erweiſen, und derſelbe Gedanke findet ſich auch in einer Sammlung Briefe des Sophiſten Philoſtratus, der im zweiten Jahrhundert ſchrieb: „Trinke mir bloß mit den Augen zu, ſagte er; oder wenn du willſt, ſo ſetze den Becher an die Lippen, fülle ihn mit Küſſen und alsdann reiche ihn mir dar.“ [78])

Wegen ſeiner zahlreichen Plagiate wird unſer Autor von Huetius ſehr heftig angegriffen, welcher ſagt, daß er das Werk des Achilles Tatius nicht ſowohl nachahmt, als ausſchreibt. „Es kann in der That, ſagt er [p. 91.], nichts Geiſtloſeres, nichts Abgeſchmackteres, nichts Langweiligeres geben, als dieſen Roman. In der ganzen Erzählung iſt weder Decenz, noch Wahrſcheinlichkeit, noch Erfindung, noch glückliche Anordnung der Ereigniſſe. Der Autor läßt den Helden ſeine eigenen Abenteuer erzählen, aber man kann es gar nicht herausbringen, wann oder bei welcher Veranlaßung er ſie mittheilt. Ismene verliebt ſich zuerſt, geſteht auch ihre Liebe zuerſt und kommt dem Ismenias ohne Zurückhaltung, ohne Scham, ohne Geſchicklichkeit entgegen. Dieſer merkt nicht das Geringſte davon, noch auch erwiedert er irgendwie ihre Liebe, was moraliſch lobenswürdig erſcheinen mag, den Regeln eines Romanes aber nicht entſpricht. — Mit einem Worte, das ganze Werk iſt das Erzeugniß irgend eines Schuljungen oder armſeligen Sophiſten, der es verdiente ſein ganzes Leben hindurch Schüler zu bleiben.“

Dieſe Bemerkungen des Huetius mögen im Allgemeinen begründet ſein, ſein Tadel des Euſtathius aber dafür, daß dieſer Niemand einführt, dem der Held ſeine Geſchichte erzählt, wiede,

wenn er gerecht wäre, nicht bloß das Werk, das er kritisiert, sondern viele unserer besseren neueren Novellen und Romane treffen; denn das von Achilles Tatius befolgte Verfahren, einen Zuhörer einzuführen, scheint jetzt nicht mehr in Anwendung gebracht zu werden; und wenn wir uns vorstellen, daß der Held oder die Heldin spricht, so muß freilich die Erzählung von Anfang bis zu Ende für ein Selbstgespräch gehalten werden. In den neueren Novellen jedoch ebenso wie in dem Romane des Eustathius muß man sich nicht vorstellen, daß diejenigen Personen, die ihre Geschichte mittheilen, einen Freund anreden, noch auch auch ihre Abenteuer sich selbst erzählen, sondern daß sie das, was wir lesen, niedergeschrieben haben.

Ungeachtet seiner Mängel ist das Werk des Eustathius von spätern Dichtern und Romanschreibern nachgeahmt worden. D'Urfé besonders hat die in seiner Astrea befindliche Beschreibung der Quelle der Liebe (s. unten), der der Dianaquelle in Artykomis [B. 8.] nachgebildet, und viele der Ereignisse und Namen in der Erzählung des Eustathius sind von Montemayor in seinen Hirtenroman übertragen worden.

Außer den bereits angeführten griechischen Romanen ist noch ein anderer vorhanden, der den Titel führt: Dosikles und Rhodanthe. Der Verfasser, Theodorus Prodromus, schrieb ihn um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, und lebte ungefähr zu gleicher Zeit mit Eustathius. Wir wollen dieses Erzeugniß nicht weiter erwähnen, da es, abgesehen von seinem nur sehr mittelmäßigen Werthe, auch in jambischen Versen geschrieben und nicht sowohl ein Roman, als ein Gedicht ist [79]). Auf dieses Werk folgten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert noch viele andere von ähnlicher Art, die alle in Jamben verfaßt sind und eine Reihe von Abenteuern enthalten, die mit wenig Kunst oder Erfindungsgabe an einander gereiht erscheinen; so zum Beispiel die Liebesgeschichte des Charikles und der Drosilla [80]).

Von allen diesen hat Fabricius in seiner Bibl. Gr. [B. 5. C. 6.] Bericht erstattet; das einzige von allen diesen Werken jedoch, welches Bemerkung oder Aufmerksamkeit verdient, ist die Geschichte des Apollonius von Tyrus [81]), die in so barbarischen Versen geschrieben ist, daß ich die Grenzen, die ich mir gesteckt, nicht zu überschreiten glaube, wenn ich einen kurzen Auszug daraus gebe. Das griechische Original ist, wie ich glaube, erst vor Kurzem herausgegeben worden; eine bereits im eilften Jahrhundert angefertigte lateinische Uebersetzung in Prosa erschien bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst unter dem Titel: „Apollonii Tyrii Historia." In diesem Romane wird erzählt, daß Antiochus, König von Syrien, für seine Tochter wärmere Gefühle als väterliche Zuneigung hegte und, um sie bei sich zu behalten, ihren zahlreichen Bewerbern ein Räthsel aufgab, dessen Lösung durch ihre Hand belohnt werden sollte. Apollonius, König von Tyrus, der sich durch das Gerücht von ihrer Schönheit, ohne sie zu sehen, in sie verliebt hat, langt in der Hauptstadt des Antiochus an und löst das Räthsel, welches eine Anspielung auf die verbrecherische Leidenschaft ihres Vaters enthielt. Letzterer sinnt auf den Untergang des Apollonius, der jedoch entkommt und nach verschiedenen Abenteuern durch einen Sturm in das Gebiet eines Monarchen verschlagen wird, dessen Tochter, nachdem die hohe Geburt des Apollonius durch sein majestätisches Aeußere und seine vielfachen Talente und Kenntnisse entdeckt worden, sich in denselben verliebt und, um seinen Aufenthalt zu verlängern, ihren Vater bittet, ihn zu ihrem Lehrer in denjenigen Dingen zu ernennen, in denen er sich so geschickt erwiesen hatte. Im Laufe des sonach ertheilten Unterrichtes vergißt Apollonius die Prinzessin von Syrien und bewirbt sich um die Hand seiner schönen Schülerin. Einige Monate nach ihrer Vermählung erhalten sie die Nachricht, daß Antiochus und dessen Tochter vom Blitz erschlagen worden wären und das Erscheinen des Apollonius in Syrien, das Zeichen einer allgemeinen Erklärung zu seinen Gunsten sein würde. In der Absicht diesen vakanten Thron einzunehmen, geht er mit seiner Gemahlin unter Segel, welche Letztere auf der Fahrt eine Tochter gebiert; während einer Ohnmacht aber, in die sie bald nachher fällt, wird sie für todt gehalten und vermöge des Aberglaubens des Schiffsvolkes, in Bezug auf den bösen Einfluß von Leichnamen zur See, alsobald in einem Kasten ins Meer geworfen. Apollonius landet, der Verzweiflung nah, an der Küste von Syrien, wo er seine neugeborene Tochter der Sorgfalt einiger Personen, auf deren Treue er sich verlaßen konnte, anvertraut, und zieht dann weiter, unstät und flüchtig auf Erden. Sobald seine Tochter erwachsen ist

wird ſie von Seeräubern entführt und in einer griechiſchen Stadt feil geboten, woſelbſt ſie durch das Mitleid und die Enthaltſamkeit eines jungen Mannes Namens Athenagoras vor Schande bewahrt wird, bis ihr Vater, im Laufe ſeines unſtäten Umherirrens in jener Stadt anlangt. Mit dieſem trifft ſie bei einer gewiſſen Veranlaßung zuſammen und erzählt ihm die unglückliche Geſchichte ihrer Kindheit, wodurch denn Apollonius in ihr ſeine Tochter entdeckt. Er verlobt ſie hierauf mit Athenagoras, dem ſie noch mehr als ihr Leben verdankte, und begiebt ſich alsdann, von einer himmliſchen Erſcheinung veranlaßt, nach Epheſus. Dort findet er ſeine ſo lange Jahre bejammerte Gemahlin, welche, als man ſie über Bord geworfen, an jene Küſte getrieben und daſelbſt von einem Arzte entdeckt worden war, dem es auch endlich gelang, die faſt ganz geſchwundenen Lebensgeiſter wieder zu erwecken.

Außer der bereits erwähnten lateiniſchen Ueberſetzung in Proſa wurde der Roman oder die Geſchichte des Apollonius von Tyrus gegen Ende des zwölften Jahrhunderts von Gottfried von Viterbo in lateiniſche Verſe überſetzt und von demſelben ſeinem „Pantheon" oder allgemeinen Chronik [P. XI. p. 242 sqq. in Pistorius Script. Rer. German. vol. II.], als Theil der Geſchichte Antiochus des dritten von Syrien einverleibt. Auch in die im vierzehnten Jahrhunderte verfaßten Gesta Romanorum wurde er aufgenommen [Nr. 153.] und gab bald darauf den Stoff zu einem franzöſiſchen Romane, aus welchem die von Wynkin de Worde im Jahre 1510 gedruckte English Chronicle of Apollyn of Tyre entſtand. Gower, der dieſe Geſchichte mit geringen Veränderungen in ſeiner Confessio Amantis [C. 8.] erzählt, hat ſie jedoch nicht der engliſchen Bearbeitung, ſondern der metriſchen Verſion des Gotfried von Viterbo entlehnt. Da Gower den Prolog eines jeden der fünf Acte des Perikles, Prinzen von Tyrus ſpricht, ſo vermuthet man, daß der Verfaſſer dieſer Tragödie den Stoff zu derſelben aus dem engliſchen Dichter entlehnte. Dieſes Trauerſpiel hat, wie bekannt, Anlaß zu großem Streite gegeben, da Shakeſpeare von einigen ſeiner Erklärer, beſonders auf die Autorität Dryden's, für den Verfaſſer des ganzen Stückes oder doch des größten Theiles desſelben gehalten worden iſt. Dryden ſagt nämlich:

„Auch Ben's und Fletſcher's erſtes Geiſteslicht
Schuf Arbaces und den Volpone nicht;
Selbſt Shakeſpeare bracht' erſt „Perikles" hervor,
Der Tyr'ſche Fürſt iſt älter als der Mohr." [81a])

Außer den erwähnten Romanen erſchien während des Beſtehens des byzantiniſchen Kaiſerthumes eine Anzahl griechiſcher Erzählungen, die mythologiſchen Gegenſtänden entlehnt und denen des Parthenius Nicenus ähnlich waren, zuweilen aber auch lange Unterſuchungen über die Natur der Liebe enthielten. Da dieſe jedoch nicht nach den Geſetzen des Romanes geſchrieben ſind, ſondern ihren Stoff der heidniſchen Fabelwelt entnehmen, ſo gehören ſie nicht in den Kreis derjenigen Erzeugniſſe, welche das vorliegende Werk zu behandeln unternommen.

Huetius [p. 61.], giebt einen intereſſanten Bericht über einen Roman von beſtrittener [82]) Authentie, welcher, von Athenagoras verfaßt, unter dem Titel: „Von der wahren und vollkommenen Liebe" (Du vrai et parfait Amour), das Licht der Welt erblickte. Eine franzöſiſche Ueberſetzung dieſes Werkes wurde im Jahre 1569 von Martin Fumée, der bloß der Verfaſſer dieſer Ueberſetzung ſein will, dem Protonotar des Kardinals von Armagnac, Namens Lamané, überſandt. Er ſagt in der Vorrede, daß er das griechiſche Original von genanntem Lamané erhalten, auch nie ein anderes Manuſkript des Werkes geſehen habe, und fügt hinzu, daß letzteres das Erzeugniß jenes Athenagoras ſei, der an die Kaiſer Marc Aurel und Commodus eine Apologie der chriſtlichen Religion richtete. Im Jahre 1599, dreißig Jahre nachdem dieſer Roman von Martin Fumée war verfaßt oder überſetzt worden, wurde er von Bernhard von Sanjorry herausgegeben, welcher in der Vorrede ſagt, daß er unter ſeinen Papieren eine Abſchrift des Werkes gefunden, welche von dem Manuſkript, das Fumée an Herrn von Lamané geſandt, genommen worden ſei.

Huetius ſpricht in ſeiner oft angeführten Abhandlung von dieſem Romane ſehr ausführlich. Zuvörderſt rühmt er die glänzende und anziehende Weiſe, wie derſelbe beginnt. „Wie in einem Gemälde, ſagt er [p. 78.], bietet ſich uns der erhabene Siegeszug des Paulus Aemilius dar, wo unter ſo vielen merkwürdigen Gegenſtänden, welche die Schönheit dieſes Schauſpieles beleben, der König von Macedonien mit Ketten beladen erſcheint,

wie er ſich nebſt ſeinen Kindern vor dem Triumphwagen ſeines Beſiegers einherſchleppt. Dort auch ſehen wir, wie die liebende Charis ſich tief bekümmert, daß ſie in die Gewalt der Römer gefallen und den Umarmungen des Theagenes, ihres Geliebten, entriſſen worden ſei, unſägliches Entzücken empfindet, da ſie ihn unerwartet wieder ſieht, zugleich aber auch von dem heftigſten Schmerz ergriffen wird, weil ſie ihn unter den Gefangenen erblickt." Von dem Hauſe des Octavius, eines römiſchen Befehlshabers, in deſſen Beſitz ſie gekommen, ſieht nämlich Charis den Siegeszug mit an, der ſolch widerſprechende Gefühle in ihr erweckt. Melangenia, die eine ältliche Frau von vornehmer Geburt aus Karthago, zu jener Zeit aber die Sklavin des Octavius war, erhält den Auftrag ſie zu tröſten. Dieſe beiden Frauen nun erzählen einander ihre Liebesgeſchichten und Unglücksfälle, welche die erſten ſechs Bücher des Romanes anfüllen; die anderen vier enthalten die Abenteuer der Charis, nachdem ſie von Octavius ihre Freiheit erlangt hat und zwar ſind dieſe von der gewöhnlichen Beſchaffenheit der in allen griechiſchen Romanen erzählten Ereigniſſe.

Was die Frage der Authentie dieſes Werkes betrifft, ſo ſcheinen die Herausgeber der Bibliothèque des Romans daſſelbe für ächt zu halten, gehen jedoch auf keine genauere Unterſuchung dieſes Gegenſtandes ein. Huetius bemerkt [p. 66.], daß die von dem Verfaſſer an den Tag gelegte Kenntniß aller, ſowohl Kunſt als Natur betreffenden Entdeckungen der Alten, ſeine erſtaunliche Bekanntſchaft mit der Geſchichte der Vorzeit und der den Alten eigenthümlichen Irrthümer, in die ein neuerer Schriftſteller kaum verfallen ſein würde, — die griechiſche Phraſeologie, die ſogar durch den Nebel der Ueberſetzung durchſcheint, — und vor allen Dingen die nicht leicht nachzuahmende Würde und Grazie des Alterthums, in die das ganze Werk gehüllt iſt, daß alſo alles dies dazu beitrage, daſſelbe keineswegs als ein untergeſchobenes erſcheinen zu laßen. Der ehrwürdige Biſchof entwickelt alsdann [p. 68] ſeine Gründe gegen die Aechtheit des Werkes, von denen viele nicht viel mehr beweiſen, als die zu Gunſten der Authentie deſſelben angeführten. Das erſte Argument in dieſer Beziehung alſo iſt der Umſtand, daß der Roman nicht von Photius erwähnt worden iſt; wenn dies aber als ein Beweis der Unächtheit gelten ſoll, ſo müßten auch die Romane des Longus, Chariton und der drei Xenophon untergeſchoben ſcheinen. Ebenſo iſt auch das aus der angenommenen Nachahmung des Heliodor hergenommene Argument nicht ganz ſchlagend, da, wenn man das in Rede ſtehende Werk für ächt hält, die Benennungen Theagenes und Chaeiklea ebenſo gut von den Namen des Charis und Theagenes, als dieſe von jenen hergenommen ſein können. Das Nichtvorhandenſein eines griechiſchen Originales des Romanes: „Du vrai et parfait Amour" wirft jedoch das onus probandi ſeiner Authentie nothwendiger Weiſe auf die Vertheidiger desſelben, und bis jenes nicht ans Licht kommt, bleibt immer eine ſtarke Vermuthung zurück, daß jener Roman nichts mehr ſei, als eine Umarbeitung der Erzählung des Heliodor.

Auch iſt der Betrug durch die Beſchreibung von Sitten und Gebräuchen, die in dem Zeitalter des Athenagoras unbekannt waren, ſehr leicht und deutlich zu entdecken. So führt der Autor einen Kriminalprozeß im Herzen Griechenlands nach den vor dem Parlamente zu Paris gebrauchten Gerichtsformen, und die in dem Romane auftretenden, dem Dienſte des Hammon geweiheten Prieſter und Jungfrauen leben nach der Weiſe der Mönche und Nonnen des funfzehnten Jahrhundertes, nicht aber wie diejenigen, welche ſich in den erſten Zeiten des Chriſtenthumes dieſem Stande weiheten.

Huetius [p. 80.] hat es als Hauptfehler des Romanes erwähnt, daß er mit Beſchreibungen von Gebäuden überladen iſt und die Paläſte nicht Schöpfungen der Phantaſie, ſondern von einem jüdiſchen Architekten gebaut zu ſein ſcheinen. Aus dieſem Mangel hat er ſeinen Haupteinwurf gegen die Authentie des Werkes hergenommen. „Es iſt allgemein bekannt, ſagt er [p. 83.], daß der Kardinal Armagnac dem Studium der Baukunſt ſehr ergeben war. Philander, der Commentator des Vitruv und einer der eifrigſten Anhänger des Kardinales, war der wiſſenſchaftlichſte Architekt ſeiner Zeit, und außerdem in dem ganzen Gebiete der Literatur im höchſten Grade bewandert. Da nun die Beſchreibungen dieſes Athenagoras den von Philander in ſeinen Anmerkungen zum Vitruv dargelegten Grundſätzen der Baukunſt genau angepaßt ſind, darf man alſo nicht billiger Weiſe vermuthen, daß Letzterer dieſen literariſchen Betrug in der Abſicht ausführte, um ſeine eigenen Meinungen

durch die Autorität des Alterthumes zu unterſtützen? Indem derſelbe jedoch leicht zu entdecken war, wenn das Werk aus den Händen Philander's oder dem Palaſte des Kardinales hervorgieng, ſo ſchrieb er, um jeden Verdacht von ſich zu entfernen und den Leſer gleichſam auf einen andeeen Boden zu verſetzen, einen Liebesroman, nahm gleichſam gelegentlich die Regeln ſeiner Kunſt baeein auf und, indem er ſeinrn eigenen Namen oerhehlte, ſchob er klüglicher Weiſe den des Lamané, als Beſitzers der Handſcheiſt, und den des Fumée, als franzöſiſchen Ueberſetzers vor. Wie bem nun auch immer ſein mag, fährt Huetius fort, der Stoff des Romanes iſt mit großem Scharfſinne erdacht, mit oorzüglicher Gewandtheit bearbeitet, mit einee Fülle herrlicher, kunſtreich geordneter Bilder ausgeſchmückt und entfaltet die edelſten Geſinnungen und Tugendlehren. Die Ereigniſſe ſind wahrſcheinlich, die Epiſoben hängen mit der Haupterzählung genau zuſammen, die Sprache iſt deutlich und Zucht und Sitte ſtreng beobachtet. Man findet in dieſer Erzählung nichts Niedriges, nichts Unnatürliches oder Affektiertes, Nichts, das irgendwie kindiſch oder ſophiſtiſch eeſchiene." Huetius beklagt es jedoch, daß der Schluß des Werkes der Vortreſflichkeit des Einganges bei weitem nicht entſpreche [83]). —

Ich habe nun die griechiſchen Romane der Reihe nach dem Leſer oorübergeführt, und mich bemüht eine ſolche Analyſe derſelben zu geben, die ihn in Stand ſetze, ſich von ihrer Natur und Beſchaffenheit eine möglichſt richtige Vorſtellung zu machen.

Eine Eigenſchaft nun iſt ihnen offenbar allen gemein und nicht nur das charakteriſtiſche Merkmal der griechiſchen Romane, ſondern jedes erſten Verſuches in der Proſadichtung, welches auch das Land ſei, wo er gemacht wird. Das Anziehende jedes Werkes beſteht nämlich faſt ganz in einer ununterbrochenen Aufeinanderfolge ſeltſamer und oft unwahrſcheinlicher Abenteuer; ja, da die Hauptabſicht des Erzählers darauf hingerichtet war, durch die Ereigniſſe, die er mittheilte, in Eeſtaunen zu ſetzen, ſo richtete ee natürlich auch auf das Ueberraſchende derſelben ſeine Aufmerkſamkeit ganz beſonders. Nun aber hatte er für die Schöpfung dieſer Wunderdinge einen hinlänglich großen Spielraum, da vermöge der geringen Beziehungen der einzelnen Länder unter einander die Grenzen der Wahrſcheinlichkeit noch nicht genau feſtgeſtellt waren. Die Zurückgrzogenheit des weiblichen Geſchlechtes in jenen Zeiten gab dem Leben auch eine gewiſſe Einförmigkeit, und hinderte den Romanſchriftſteller, jene ſeinen und faſt unmerklichen Züge des Gefühles und Charaktees, jene Entwickelung der Empfindungen zu ſchildern, die eine gut geſchriebene Erzählung der neueren Zeit ſo angenehm und anziehend machen. Dennoch ſind die griechiſchen Romane, troß aller Mängel, in einem hohen Grade anziehend, da man ſie beinahe als die erſten ſchriftlichen Erzeugniſſe betrachten kann, in denen das Weib die ihr von der Vorſehung beſtimmte Stellung als Freundin und Gefährtin des Mannes, wenigſtens in einem gewiſſen Grade einnimmt. Bis dahin hatte man ſie faſt nur als Sklavin betrachtet, die ihre Zuneigung auf jeden ſich ihr darbietenden Beſitzer nach Belieben übertragen könne; bei Heliodor und ſeinen Nachfolgeen aber ſehen wir ſie als liebevolle Führerin und Rathgeberin, ſehen eine Vereinigung der Herzen als eine der Haupttriebfedern unſeeer Handlungsweiſen im Leben dargeſtellt, werden durch Schilderungen oon Treue, Beſtändigkeit und Keuſchheit angezogen und durch die glücklichen Folgen eines tugendhaften Lebens ermuthigt, einem ſolchen auch unſererſeits nachzuſtreben und darin auszuhaeren. Die griechiſchen Romane aber verlieren dadurch an Werth, daß ſie den Abenteuern zu viel, der Sitten- und Charakterſchilderung hingegen zu wenig Aufmerkſamkeit widmen; letztere iſt jedoch nicht ganz oernachläßiget, und es werden uns in jenen Erzählungen mancherlei anziehende Gemälde von den Gebräuchrn und der Denkweiſe des Alterthumes geboten. Dieſe erſten Schöpfungen der Proſa-Dichtung ſind, um es kurz zu ſagen, oon ſolcher Beſchaffenheit, wie man oon allen erſten Erzeugniſſen erwarten kann, und nicht ſowohl durch ihren eigentlichen inneren Gehalt werthvoll, ſondern weil ſie auf die Aet und Weiſe hindeuten, wie man in jenen frühen Zeiten die angenehmſten Gefühle des Herzens und eine erhöhte Thätigkeit der Phantaſie zu erwecken oerſuchte.

Zweites Capitel.

Einführung der mileſiſchen Erzählungen in Italien. — Lateiniſche Romane. — Petronius Arbiter. — Apulejus ꝛc.

Die mileſiſchen Erzählungen hatten ſogar, noch ehe ſie in dem eigentlichen Griechenland zu Anſehen gelangten, ſchon ihren Weg nach Italien gefunden. Sie waren von den Sybariten, dem üppigſten Volke im Weſten Europa's mit großem Eifer aufgenommen und nachgeahmt worden, und dieſe Nachahmungen erwarben ſich in Rom dieſelbe Berühmtheit, welche die mileſiſchen Vorbilder in Griechenland und Aſien erlangt hatten. Es iſt nicht leicht, die Beſchaffenheit jener weſtlichen Nachbildungen genau anzugeben; wenn aber eine alleinſtehende Probe, die uns Aelian (Varia Hist. 14, 20.) überliefert hat, unſer Urtheil leiten darf, ſo waren ſie von ſcherzhafter Natur und man beabſichtigte durch dieſelben eine fröhliche Stimmung zu erwecken. Ein ſybaritiſcher Hofmeiſter nämlich, wie dort erzählt wird, führte einmal ſeinen Zögling durch die Straßen einer Stadt. Der Knabe fand zufällig eine Feige und wollte ſie eben verſpeiſen, als ſein Mentor ihn durch eine lange Deklamation gegen die Leckerhaftigkeit unterbrach und ihm dann den lüſternen Biſſen aus der Hand riß, um ihn ſelbſt mit der größten Gier zu verſchlingen. Dieſe Erzählung, ſagt Aelian, habe er in den ſybaritiſchen Geſchichten (ἱστορίαις Συβαριτικαῖς) geleſen und ſo viel Gefallen daran gefunden, daß er ſie im Gedächtniß behielt und ſeiner Sammlung einverleibte, da er den Menſchen ein herzliches Lachen nicht misgönne. Viele von den Römern, möchte es ſcheinen, wurden eben ſo leicht zur Luſtigkeit geſtimmt als Aelian, indem die ſybaritiſchen Geſchichten ſich lange Zeit großer Beliebtheit erfreuten und endlich auch zur Zeit des Sulla die mileſiſchen Erzählungen des Ariſtides von Siſenna, welcher Prätor von Sicilien und Verfaſſer einer römiſchen Geſchichte war, ins Lateiniſche übeſetzt wurden [ſ. Ovid Tristia 2, 443.]. Plutarch erzählt in ſeinem Leben des Craſſus [C. 32.], daß als die Parther dieſen Feldherrn beſiegt hatten, ſie in den Zelten der römiſchen Soldaten mileſiſche Erzählungen fanden; weswegen auch Surena ſeine Verachtung der Verweichlichung und Ueppigkeit ſeiner Feinde an den Tag legte, welche ſelbſt im Kriege nicht unterlaßen konnten ſolche Geſchichtchen zu leſen.

Das Gefallen an den ſybaritiſchen und mileſiſchen Erzählungen nahm unter der Regierung der Kaiſer noch immer mehr zu. Es traten viele Nachahmer des Ariſtides auf, beſonders Clodius Albinus, des Kaiſers Severus Nebenbuhler, deſſen Geſchichten nicht auf die Nachwelt gekommen ſind, aber eine ziemliche, wenn auch nicht ſehr verdiente Berühmtheit genoſſen haben ſollen [94]). Es ſcheint ſeltſam, daß Severus in einem Schreiben an den Senat, worin er dieſer Verſammlung wegen der Ehrenbezeu-

gungen, womit ſie ſeinen Gegner überhäuft, und der Unterſtützung, die ſie den Anſprüchen desſelben geliehen, heftige Vorwürfe macht, ſich dahin äußert, ſein größter Schmerz ſei beſondees dadurch erzeugt worden, daß ſie einen Mann wegen ſeiner Gelehrſamkeit geprieſen, der ſeine alten Tage mit dem Studium von Alteweibermährchen, wie die mileſiſch-puniſchen Erzählungen des Apulejus, zugebracht hatte. (Major fuit dolor, quod illum pro literato laudandum plerique duxistis, cum ille naeniis quibusdam anilibus occupatus inter Milesias Punicas Apuleji sui et ludicra literaria consenesceret. ib. c. 12.).

Die berühmteſte Erzählung dieſer Gattung aber iſt das Werk des Petronius Arbiter[86]), das merkwürdigſte Erzeugniß vielleicht, das die Literärgeſchichte irgend eines Volkes entehrt hat. Es iſt die einzige auf uns gekommene Erzählung jener Periode, zugleich aber ein ſtarker Beweis der monſtroſen Verderbtheit einer Zeit, die ſolch ein Geiſtesprodukt duldete, obgleich allerdings vor Erfindung der Buchdruckerkunſt Schriften von unſittlicher Art umlaufen konnten, ohne gerade den Gead von Entſittlichung zu beweiſen, von dem ſie, wären ſie der Welt nach jener Erfindung geboten worden, gezeugt haben würden.

Das Werk des Petronius [86]) iſt ſatyriſch gehalten und nach der Meinung einiger Erklärer gegen die Laſter des Nero und ſeines Hofes gerichtet, indem dieſer Kaiſer daein unter den Na-Trimalchio und Agamemnon geſchildert ſein ſoll, welche Meinung jedoch Voltaire [Ecrivains franç. du Siècle de Louis XIV. s. v. Nodot] mit Recht lächerlich gemacht hat. Das Satyricon iſt in der zuerſt von Varro [87]) eingeführten Weiſe geſchrieben; es ſind Verſe mit Proſa und Späße mit ernſthaften Bemerkungen untermiſcht. Sowohl in den Ereigniſſen, als in der Anordnung derſelben, ſieht das Werk einem Romane ſehr ähnlich; doch iſt es zu bekannt und zu anſtößig, um hier auf eine genaue Darlegung desſelben einzugehen. Die Scene iſt nach Griechenland verlegt, Encolpius aber [C. 91.], die Hauptperſon des Werkes und Derjenige, der die Ereigniſſe erzählt. Er fängt mit einer Klage über den Verfall der Beredſamkeit an [C. 2.], und während er der Erwiederung des Agamemnon, eines Lehrers der Rhetorik zuhört, verliert er ſeinen Genoſſen Aſcyltos. Indem er nun denſelben aufſuchend die Straßen der Stadt durchirrt [C. 6.], wird er zuletzt von einer alten Frau nach einem abgelegenen Winkel geführt, wo die Ereigniſſe dem Schauplatze entſprechen [C. 7—11.]. Die darauf folgenden Abenteuer [C. 11—29.], das Gaſtmahl des Trimalchio [C. 29—78.], die Untreue und Rückkehr des Giton [80. 91.] die Liedeshändel des Eumolpus in Pergamus [C. 85—88.], die Seerelſe in dem Schiffe des Lycus [C. 91—116.], die Leidenſchaft und getäuſchte Hoffnung der Circe [C. 126—133] ſind ſämmtlich ohne viel Kunſt aneinander gereiht, welchee Fehler jedoch aus der verſtümmelten Form, in der das Satyricon auf uns gekommen iſt, entſpringen mag.

Der Styl des Petronius iſt wegen ſeiner Eleganz ſehe gelobt worden; er beſitzt auch allerdings ſehr viel Natürlichkeit und Anmuth nnd iſt ein viel zu ſchöner Schleier für einen ſo häßlichen Körper, ſo wie nicht minder einige von den Verſen einen ſehr hohen Grad von Schönheit tragen. Der beſte Theil der Proſa jedoch iſt die wohlbekannte Epiſode [C. 111. 112.] von der Wittwe zu Epheſus, welche ich faſt ohne Zweifel für eine urſprünglich mileſiſche oder ſybaritiſche Erzählung halte. Eine vornehme Epheſierin nämlich iſt, wie es in derſelbeit heißt, bei dem Tode ihres Gatten, mit den gewöhnlichen Zeichen von Kummer nicht zufrieden, ſondern ſteigt auch noch mit dem Leichnam in das Grabgewölbe hinunter, in welchem er beigeſetzt wurde, um ſich daſelbſt ihrem heftigen Grame ſo lange hinzugeben, bis er ſie aufriede, und weder ihre eigenen Freundr noch die ihres verſtorbenen Gemahls vermögen ſie von dieſem Vorſatz abzubringen. Endlich begiebt ſich ein gemeiner Soldat, der bei den Leichnamen einiger in der Nahe ans Kreuz geſchlagener Verbrecher Wache ſteht, damit dieſelben nicht von iheen Verwandten herabgenommen würden, und der in der Gruft ein Licht ſchimmern ſieht, in dieſelbe hinunter, woſelbſt er die Schönheit der trauernden Wittwe voll Bewunderung anſtaunt und letztere endlich dazu beredet, zu eſſen, zu trinken und ſich dem Leben wieder zu ſchenken. In der nämlichen Nacht auch, noch in der allererſten Zeit ihres Kummers, noch gehüllt in die Trauergewänder und ſogar in dem Grade ihres hingeſchiedenen Gatten, ergiebt ſie ſich dieſem neuen und unbekannten Liebhaber. Sobald der Soldat aus dem unterirdiſchen Beautgemache in die Oberwelt emporſteigt, ſieht er daß inzwiſchen der Leichnam eines der Verbeecher fortgeſchafft worden iſt. Er kehrt hierauf zu ſeiner

Geliebten zurück, um mit ihr im Voraus die Strafe zu beklagen, die ihn wegen der Vernachläßigung seiner Pflicht erwartete; sie befreit ihn jedoch alsobald von seiner Unruhe, indem sie ihm vorschlägt den Leichnam des von ihr so schwer bejammerten Gemahls statt des Verbrechers ans Kreuz zu nagein.

Eine der vorstehenden fast ganz gleiche Erzählung findet sich unter dem Titel: „Von der getrösteten Wittib" in dem unter dem Namen der „sieben weisen Meister" bekannten Buche, welches eine der ältesten Sammlungen morgenländischer Erzählungen enthält. Dort wird der Leichtsinn der Wittwe jedoch noch durch den Umstand erschwert, daß der Ehemann derselben in Folge eines heftigen Schreckens über eine Gefahr stirbt, der seine Frau ausgesetzt war, und daß sie darein willigt seinen Leichnam zu verstümmeln, um ihn dem des vom Kreuze gestohlenen Missethäters vollkommen ähnlich zu machen.

Diese Erzählung weiblichen Leichtsinnes ist sowohl in ihrer klassischen als orientalischen Fassung häufig nachgeahmt woeden, z. B. im Italienischen in den Ceoto novello antiche No. 56., ferner [von Sercambi nov. 16.], von Annibale Campeggi (s. weiter unten) und Eustazio Manfredi; im Französischen von St. Evremont [Oeuvres Meslées vol. I. p. 236. London. 1705. 4., ist nur eine Uebersetzung des Petronius], La Fontaine (La Matrone d'Ephése) und Voltaire (in seinem Zadig C. 2. Le Nez coupé); so wie es auch den Stoff eines englischen Lustspieles aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts bildet, welches betitelt ist „Wittwenthränen" (the Widow's Tears: s. Dodsley's Collectioo vol. 6.). Die Geschichte ist auch von Johannes von Salisbury in sein Buch de Nugis Curialium (L. 8. C. 11.) aufgenommen worden, woselbst er sie als ein wirklich zu Ephesus vorgefallenes Ereigniß anführt und einen gewissen Flavianus als Gewährsmann dafur nennt. Es ist auch das Fabliau de la femme, qui se fist putaio sur la fosse de soo mari und der Pater Du Halde erzählt in s. Gesch. von China [Description de la Chine III., p. 405.], daß es in jenem Lande gleichfalls eine bekannte Geschichte sei. Der sonderbarste Ort zur Einflechtung einer solchen Erzähiung war gewiß aber Jeremy Taylor's „Regel und Vorschrift zu einem gottseligen Tode (Rule and Exercise of Holy Dying), wo sie einen Theil des 5ten Capiteis ausmacht, welches den Titel führt: „Von den mannigfachen Todesumständen und den Behandlungen der Todten" (Of the Contiogeocies of Death and Treating our Dead) [88]). —

Die lateinischen Prosadichtungen scheinen in ihren Episoden glücklicher gewesen zu sein, als in den Haupterzahiungen. Diese Bemerkung ist besonders auf den Esel des Apuiejus anwendbar, dem seine Leser, wie man gewöhnlich glaubt, wegen seiner Trefflichkeit den Beinamen „der goldene" gaben [89]). Warburton jedoch vermuthet auf Grund einer Stelle in des Plinius Briefen, daß aureae die gewöhnliche Benennung der milesischen und aller solchen Erzählungen war, welche Gaukler dem gemeinen Volke auf offener Straße zu erzählen pflegten. [90]). Diese milesischen Erzählungen waren zur Zeit des Apuiejus sehr im Schwange, und daher giebt er seinen Lesern gleich im Anfange des Werkes auch die Versicherung, daß er ihnen eine derartige Produktion bieten werde (At ego tibi sermone isto Milesio varias fabulas conseram auresque tuas beoevolas lepido susurro permulceam) [91]), obgleich er nicht minder bald nachher darauf anspielt, daß er tiefere Absichten hege als ihre bloße Unterhaltung.

Die Erzählung wird in der Person des Autors mitgetheilt, welcher damit anfängt, daß er sich als einen jungen Mann schildert, der für die Schönheit der Tugend zwar nicht unempfänglich, jedoch dem Vergnügen unmäßig ergeben sei und gern einige Kenntnisse der Magie erlangen möchte. Er berichtet ferner, daß er sich wegen einiger häuslichen Angelegenheiten nach Thessalien, aus welchem Lande seine Familie stammte, zu reisen genöthigt sah. Sobald er nun eine Stadt Namens Hypata betrat, fragte er nach einem Manne, der Milo hieß; und nachdem er dessen Wohnung erfahren, klopft er an die Thür desselben. „Auf was für ein Pfand willst Du boegen?" sagt ein Diener, der sie vorsichtig entriegelt; „wir leihen bloß auf Goid und Silber." Endlich zu dem Hausherrn geführt, überreicht Apulejus diesem Empfehiungsbriefe von Demeas, einem Freunde des Wucherers und wird daher aufgefordert bei ihm zu bleiben. Milo schickt hierauf zuerst seine Frau weg und bittet dann seinen Gast sich statt ihrer auf das Lager niederzulaßen, indem er sich wegen Mangels an Sitzen von einer mehr tragbaren Beschaffenheit mit seiner Furcht vor Räubern entschuldigt. Apuiejus nimmt die Einla-

dung des Wucherers, bei ihm zu wohnen, an, begiebt ſich dann in ein öffentliches Bad und, indem er unterweges über die Sparſamkeit ſeines Wirthes nachdenkt, kauft er ſich einige Fiſche zum Abendbeot. Hierauf begegnet er dem Pythias, der ſein Studiengenoſſe in Athen geweſen, damals aber Aedil zu Hypata war und die Aufſicht über die Lebensmittel hatte. Er unterſucht die von ſeinem Freunde gekauften Fiſche, erklärt ſie für ſchlecht, befiehlt ſie zu vernichten und, nachdem er dem Verkäufer derſelben bloß einen Verweis gegeben, verläßt ee ſeinen alten Bekannten, der über den Verluſt ſeines Geldes und Abendbrotes ganz beſtürzt und keinesweges mit der Handhabung der Gerechtigkeit in Theſſalien zufrieden iſt.

Nachdem er das Bad beſucht hat, kehrt Apulejus nach Hauſe zuenck [B. 1.] und erhebt ſich den nächſten Morgen in der Abſicht alle Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenſchein zu nehmen. Theſſalien war nämlich das Heimatland der Magie und auf ſeiner Reiſe von Rom nach Hypata hatte er von der Natur dieſer Kunſt bereits einiges gehört und ſogar auch geſehen. Daher ſtellte er ſich nun vor, daß Alles, was er erblickt, durch Zauberei ſeine natürliche Geſtalt verloren habe; er erwaetet die Statuen gehen zu ſehen und die Ochſen weiſſagen zu hören. Während er ſo die Stadt durchſtreift, begegnet er einer Dame Namens Byrrhena, die als Freundin ſeiner Mutter ihn auffordert, ſeine Wohnung in ihrem Hauſe zu nehmen. Er muß dies Anerbieten ablehnen, da er bereits bei Milo eingekehrt iſt, nimmt jedoch eine Einladung zum Abendbrot an. Die Beſchreibung des großen Saales in dem Hauſe dieſer Dame iſt prächtig; auch die Schilderung einer Statue dee Victoria und eines anderen Bildwerkes, das die Diana von iheen Hunden umgeben vorſtellt, ſehr lebendig. Apulejus erhält von Byrrhena die Warnnng, ſich vor Pamphile, der Frau des Milo, einer ber gefährlichſten Zauberinnen in Theſſalien, in Acht zu nehmen. Sie ſagt ihm, daß bieſe Unholdin kein Zaubermittel ſpare um junge Leute, in bie ſie ſich etwa verliebt, anzulocken und ſich kein Gewiſſen daraus mache, diejenigen, die ſich ihrer Neigung widerſetzen, in Thiere zu verwandeln. Apulejus kehrt hierauf nach Hauſe zurück, unentſchloſſen, ob er ſich Fotis, der Dienerin der Pamphile, oder dieſer Letzteren anſchließen ſolle, um ſich von derſelben in den Zauberkünſten unterrichten zu laßen. Die vorzügliche Schönheit der Fotis beſtimmt jedoch bald ſeinen Entſchluß und er tröſtet ſich für die mannigfachen Entbehrungen, die er in dem Hauſe des Milo zu erdulden hat, durch ein Liebesverhältniß mit der Dienerin, welche das doppelte Amt einer Zofe bei ihrer Gebieterin und eines Kammerdieners bei dem ſparſamen Ehemanne derſelben bekleidet.

Indem nun Apulejus eines Abends bei Byrrhena zu Abend ſpeiſt, hört er, daß den folgenden Tag das Feſt des Momus gefeiert würde, und man fordert ihn auf dieſen Gott durch irgend eine ſcherzhafte Erfindung zu ehren. Er kehrt hierauf etwas berauſcht nach Hauſe zurück und ſieht im Dunkeln deei ſtarke Figuren, welche auf die Hausthür des Milo mit großem Ungeſtüm einſtürmen. Da er ſie für Räuber hält, welche einzubrechen ſuchen, ſo durchbohrt er ſie mit ſeinem Schwerte der Reihe nach und ſie für todt zurücklaßend, entkommt er in das Haus [B. 2.]. Den nächſten Morgen wird er wegen des dreifachen Mordes gefänglich eingezogen, in einem öffentlichen dicht gedrängten Geeichtshofe verhört, und der Kläger von einem Herolde aufgerufen. Ein alter Mann, der als ſolcher auftritt, hält eine Rede, deren Dauer, dem Gebrauche der Alten gemäß, nach einer Waſſeruhr beſtimmt wird. Hierauf erſcheinen zwei Feauen in tiefer Trauer, von denen eine den Tod ihres Ehemannes, die andere den ihres Sohnes beklagt, indem beide mit lauter Stimme um Rache an dem Mörder flehen. Apulejus wird des Todes der drei Bürger ſchuldig befunden, ſoll aber vor ſeiner Hineichtung, um ihn zur Angabe ſeiner Mitſchuldigen zu zwingen, auf die Folter geſpannt werden, wozu man auch demgemäß die nöthigen Vordereitungen trifft. Was aber Apulejus während dieſes ganzen Verfahrens beſonders in Erſtaunen ſetzt, iſt der Umſtand, daß bie ſämmtlichen Beiſitzer und Zuhörer des Geeichtshofes und unter Andern auch ſein Wirth Milo in einem fort in das heftigſte Lachen ausbrechen. Eine von den Frauen in Trauer fordert nun, daß man die Leichname, welche ſich im Gerichtshofe befinden, aufdecke, damit durch den Andlick derſelben das Mitleid der Richter erregt und die Martern deſto mehr erhöht würden. Man giebt dieſem Verlangen Folge und Apulejus ſelbſt ſoll die Leichname aufdecken. Da erklärt ſich nun die Lachluſt der Verſammlung auf das Deutlichſte, denn zum höchſten Er-

ſtaunen des Apulejus ſieht er drei aufgeblaſene Lederſchläuche, die er in der vorhergehenden Nacht für Räuber gehalten und als ſolche durchbohrt hatte. Der vermeinte Verbrecher wird hierauf entlaßen, nachdem man ihm mitgetheilt, daß dieſes ſpaßhafte Verhör zu Ehren des Gottes Momus Statt gefunden habe.

Bei ſeiner Rückkehr nach Hauſe wird ihm die Sache von Fotis noch deutlicher erklärt, indem ſie ihm mittheilt, daß ſie auf Befehl ihrer Gebieterin ſich das Haar eines jungen Böotiers, in den dieſe verliebt wäre, hätte verſchaffen ſollen, um ihn vermittelſt desſelben und eines damit bereiteten Zaubers in ihr Haus zu bringen, daß es ihr aber nicht gelungen jenes Ingredienz in ihre Gewalt zu bekommen und ſie aus Furcht vor Strafe ihr einige Ziegenhaare, die der Scheere eines Schlauchſcheerers entfallen, gebracht hatte. Dieſe Haare habe die Zauberin mit den gewöhnlichen Beſchwörungsformeln verbrannt und anſtatt den jungen Böotier in ihr Haus zu ziehen, den Häuten, zu denen ſie vormals gehört, Leben gegeben; dieſe nun, welche damals gerade die Geſtalt von Schläuchen hatten, ſchienen dem Apulejus die Hausthür Milo's zu beſtürmen.

Dieſe Schlauchgeſchichte gab wahrſcheinlich dem Cervantes die Idee zu dem furchtbaren Kampfe, der zwiſchen Don Quixote und den Weinſchläuchen Statt findet und damit endet, daß er in dem Glauben Rieſen zu ſpalten, dieſelben in Stücke haut (B. IV. C. 4.).

Apulejus vergiebt der Fotis den ihm verurſachten Schrecken unter der Bedingung, daß ſie ihm einmal ihre Gebieterin zeige, während dieſe mit ihren magiſchen Operationen beſchäftigt wäre. Den darauf folgenden Abend kommt Fotis daher in großer Eile mit der Nachricht zu ihm, daß ihre Herrin im Begriffe ſei ſich in einen Vogel zu verwandeln, um zu irgend einem Gegenſtande ihrer Zuneigung zu fliegen. Indem er nun durch einen Riß in der Thür guckt, ſieht er Pamphile verſchiedene Flaſchen aus einem Schranke nehmen und ſich mit einer darin enthaltenen Salbe einreiben. Während ſie hierauf einige Worte murmelt, wird ihr Körper mit Federn bedeckt, ihre Nägel verlängern ſich zu Klauen und ſie fliegt alſobald in der Geſtalt einer Eule aus dem Zimmer. Da nun bittet Apulejus ſeine ſchöne Führerin, ſie möchte ihm doch etwas Salbe zukommen laßen, damit er ihrer Gebieterin in derſelben Geſtalt folgen könne, da Fotis ihm geſagt, daß er um ſeine frühere Geſtalt wieder zu erlangen nur eines Schluckes Quellwaſſer mit Anis und Lorbeerblättern vermiſcht bedürfe. Fotis jedoch giebt ihm aus Verſehen eine andere Salbe, ſo daß er, ſtatt in einen Vogel, in einen Eſel verwandelt wird. In dieſer Geſtalt behält er indeß ſeine früheren Gefühle und Verſtandeskräfte, hört aber von Fotis, daß er nur durch den Genuß von Roſenblättern die menſchliche Form wieder erlangen könne.

Der Reſt der Erzählung handelt nun von den Bemühungen des Apulejus in den Beſitz dieſer koſtbaren Speiſe zu gelangen und von den Leiden, die er in ſeiner dermaligen herabwürdigenden Geſtalt zu erdulden hat. Dieſer Theil des Werkes ſcheint in ſeinem Grundſtoffe die Idee zu den Adventures of a Lap-dog, Perambulations of a Mouse (Abenteuer eines Schoßhundes, Wanderungen einer Maus) und ähnlichen Erzeugniſſen gegeben zu haben.

Apulejus ſteigt nun zuvörderſt in den Stall hinunter, wo er von ſeinem eigenen Pferde und dem Eſel des Milo ſehr übel behandelt wird. In einem Winkel ſeiner neuen Wohnung ſieht er zwar den mit friſchen Roſen geſchmückten Schrein der Epona, der Göttin der Ställe, jedoch wird er, indem er ſich einige derſelben abzufreſſen bemüht, von ſeinem eigenen Reitknechte, den das beabſichtigte Sacrilegium in heftigen Zorn ſetzt, mit Schlägen zurückgetrieben.

In dieſem Augenblicke brechen Räuber in die Wohnung des Milo, welche erſt das Haus ausplündern und dann das Pferd und die beiden Eſel, die ſie im Stalle finden, mit der Beute beladen. Apulejus bemerkt nun in einem Garten, den ſie auf ihrem Rückwege zur Räuberhöhle durchziehen, verſchiedene Roſenbüſche, jedoch unterläßt er es von den Blumen derſelben zu genießen, damit er nach Wiederannahme der menſchlichen Geſtalt nicht von ſeinen neuen Herren ermordet würde [B. 3]. Nach einem langen beſchwerlichen Marſche und nahe daran unter der Laſt ſeiner Bürde zu erliegen, kommt er bei dem Aufenthaltsorte der Räuber an. Die Beſchreibung desſelben gleicht der der Räuberhöhlen aller neuern Romane in einem hohen Grade. Wir begegnen da dem rauhen Berggeklüfte, dem undurchdringlichen Walde, dem unzugänglichen Felſen und ſogar dem hohen feſten Thurme und der unterirdiſchen Höhle. An dieſem ſchauerlichen Orte nun wird das Abendbrot

von einer alten Frau, der einzigen Dienerin, welche die Räuber hatten, aufgetragen, und während des Mahles langt noch eine Schaar mit reicher Beute an.

Bei Tagesanbruch zieht die Bande auf einen neuen Raubzug aus und kehrt nach einigen Stunden mit einer jungen Dame zurück, welche der Sorgfalt der alten Frau übergeben wird. Sie erzählt nun der alten Hexe, daß sie gerade an dem Tage ihrer Vermählung mit einem jungen Manne, welchen sie sehr liebe, geraubt worden sei, worauf jene, um ihren Kummer einigermaßen zu zerstreuen, ihr eine milesische Geschichte erzählt, und zwar ist dieß die berühmte Fabel von Amor und Psyche [B. 4 ff.].

Apulejus macht hierauf mit den Räubern verschiedene Züge mit und versucht auch mehrere Male aus ihrer Gewalt zu entkommen, was ihm jedoch jedes Mal misglückt [B. 6.]. Endlich kehrt einer von der Bande, der in Hypata zurückgelaßen worden war, zu ihnen zurück und berichtet, daß man nicht sie wegen des Einbruches in Verdacht hätte, sondern einen gewissen Apulejus, der dem Milo falsche Briefe von einem Freunde überreicht und nach dem Raube sich aus dem Staube gemacht habe. Auch bringt der neuangekommene Räuber einen Fremden mit, der sich ihnen als der berühmte Bandit Hämus, den Schrecken ganz Thessaliens, vorstellt und natürlich mit großer Freude von ihnen zum Hauptmanne erwählt wird. Apulejus entdeckt, indem er eine Unterhaltung dieses vorgeblichen Hämus mit der jungen Dame mit anhört, daß es der Bräutigam derselben ist, der, um ihre Flucht zu bewerkstelligen, diese Rolle und Verkleidung übernommen hatte. Hämus führt auch eines Abends seine Absicht dadurch aus, daß er die Räuber berauscht und, nachdem er sie mit Stricken gebunden, seine Braut auf den Rücken des Apulejus setzt, mit welchem er dann in größter Eile in seinen Wohnort zurück kehrt.

Zwischen diesen Vorfällen in der Wohnung der Räuber und einigen der ersten Abenteuer des Gil Blas findet eine ganz auffallende Aehnlichkeit Statt. Die düstere Behausung der Räuber, die Weise wie sie gesichert ist, die Lage der Bewohner derselben, die alte Frau, welche sie bedient, die Ankunft einer neuen Schaar während des Mahles, die Gefangenschaft und endliche Flucht der jungen Dame, Alles dies bietet eine zu große Uebereinstimmung dar, als daß man sie für bloß zufällig halten könnte.

Der neue Herr des Apulejus beschließt, zum Danke für den von demselben geleisteten Dienst, ihn auf's Land zu schicken, damit er bei der Maulthierzucht fungiere. Unglücklicher Weise hat der Aufseher, dessen Pflege Apulejus übergeben wird, ein Weib, die alle Liebesgedanken des letzteren dadurch zu Schanden macht, daß sie ihn in einer Mühle arbeiten läßt. Seine Lage bessert sich auch dann noch nicht, als der Aufseher endlich, jener Befehle sich erinnernd, ihn seiner ursprünglichen Bestimmung widmet, da er unter den Hengsten, die seine Nebenbuhler sind, eine höchst ungastliche Aufnahme findet.

Nach diesen Unannehmlichkeiten soll Apulejus von den Bergen Holz herbeischaffen und zwar unter der Aufsicht eines Knaben, der ihn mit der größten Grausamkeit behandelt und ein solch nachtheiliges Gerücht von seiner boshaften halsstarrigen Natur verbreitet, daß er in der größten Gefahr ist zur Vermehrung von Maulthieren für immer unfähig gemacht zu werden [B. 7.]. Jedoch kommt noch zur rechten Zeit die Nachricht an, daß sein Herr von einem früheren Nebenbuhler ermordet worden sei und die Gemahlin desselben sich nach einer schrecklichen Rache an ihrem verrätherischen Bewunderer das Leben genommen habe. Sobald der Wärter des Apulejus diese Nachricht vernimmt, plündert er das Landhaus seines verstorbenen Herrn, beladet Apulejus mit dem gestohlenen Gute und flieht mit einigen Bauern, die ihm bei der Beraubung geholfen. Im Verlaufe ihres Weges durch eine wilde öde Gegend erleben sie mancherlei Abenteuer und langen endlich in einer volkreichen Stadt an, wo der nunmehrige Herr des Apulejus seinen Wohnsitz aufschlägt. Hier wird letzterer von einem alten Eunuchen, einem Priester der syrischen Göttin gekauft. Während er sich im Besitze desselben befindet, ist er Zeuge der gräulichen Ausschweifungen der Diener dieser Gottheit, und da er unvorsichtigerweise vor Erstaunen über das, was er sieht, zu yahen anfängt, so bringt einer der Nachbarn, der einen Esel verloren hatte, in das Haus und veröffentlicht alsdann die Schandthaten jener Elenden.

In Folge dieses Vorfalles sehen die Halbmänner sich genöthigt nach einer anderen Stadt zu ziehen, wohin Apulejus die Statue der syrischen Göttin auf dem Rücken tragend sie begleitet.

Hier kehren ſie in dem Hauſe eines Bewohners jener Stadt ein, welcher für die in Rede ſtehende Gottheit eine beſonders große Verehrung hegt. Da nun ein Hund mit dem Wildbraten, der zur Bewirthung dee Gäſte dienen ſoll, davonläuft, ſo iſt der Koch vor Verzweiflung nahe daran ſich zu hängen; ſeine Frau jedoch räth ihm dieſes Experiment nur als letztes Auskunftsmittel in Anwendung zu bringen und unterdeß ſtatt der verlorenen Keule einen Eſelsſchenkel auf die Tafel zu bringen. Apulejus hört alſo, daß er das dem Tode geweihte Opfer ſein ſolle [B. 8.], ſtürzt in den Saal, wo der Hausherr ſeine Gäſte bewirthet und wirft die Tiſche um. Da man nun einen tollen Hund im Stalle geſehen haben wollte, ſo ſchreibt man dies Benehmen des Apulejus der Waſſerſcheu zu und er würde in Folge dieſes Verdachtes mit dem Tode beſtraft worden ſein, hätte er nicht alſobald etwas Waſſer aus einem Glaſe getrunken.

Die Prieſter ziehen bald nachher weiter und auf dieſer Reiſe hört Apulejus die Erzählung von dem Faſſe, welche die zweite Novelle des ſiebenten Tages des Decamerone iſt. Endlich wird er auf dem Markte einer Stadt, durch welche ſie ziehen, einem Bäcker verkauft, dem das von Boccaccio in der zehnten Novelle des fünften Tages erzählte Abenteuer zuſtößt [B. 9.]. Hierauf kommt er in den Beſitz eines Gärtners, dem er von einem römiſchen Soldaten entführt und hierauf zweien Brüdern, welche zuſammen wohnen, verkauft wird, von denen der eine der Koch und der andere der Zuckerbäcker eines reichen und angeſehenen Mannes iſt. Dieſe nun pflegten, wenn ſie ausgiengen, die Thür ihrer Wohnung, in der ſie ihre Torten und andere Gerichte zubereiteten, feſt zu verſchließen und nur ihren Eſel darin zurückzulaßen. Stets jedoch, wenn ſie nach Hauſe kehren, finden ſie daß die Backwaaren und andere Lebensmittel verſchwunden ſind und da der Eſel ſein Korn und Heu immer unberührt läßt, geräth er in Verdacht, der ſich denn auch dadurch beſtätigt, daß ſeine Herren ihn eines Tages belauſchen und bei ſeiner leckeren Mahlzeit ertappen. Die beiden Brüder ſind durch dieſen Anblick ſehr beluſtigt und da das Gerücht von dieſem ſeltſamen Epikureismus ihrem Gebieter Thyaſus zu Ohren kommt, ſo kauft er ihnen den Eſel ab, dem dann durch einen ſeiner Freigelaßenen eine Menge Kunſtſtücke gelehrt werden. Der Beſitz dieſes ſeltenen Thieres verbreitet über den Beſitzer desſelben in der Meinung ſeiner Mitbürger einen großen Glanz und er wird in Folge deſſen in fünf hintereinander folgenden Jahren zur höchſten Magiſtratsperſon in Korinth ernannt.

Apulejus iſt auch dem Freigelaßenen, in deſſen Pflege er ſich befindet, von ſehr großem Nutzen, da derſelbe ihn für Geld ſehen läßt. Außerdem empfangt Apulejus auch von Damen ſehr häufige Beſuche, die ihn ſein Wärter auf Bitten derſelben erwiedern läßt [92]).

Hierauf giebt ſein Herr ein glänzendes Feſt, als Feier ſeiner Wahl zu der oben genannten Würde. Bei dieſer Gelegenheit wird das Urtheil des Paris vorgeſtellt und Apulejus dazu beſtimmt in einer Art von Nachſpiel eine Hauptrolle zu übernehmen, die ihm jedoch keineswegs in ſolcher Oeffentlichkeit zuſagte.

Er flieht daher unbemerkt ins Freie, und, nachdem er drei Meilen weit getrabt iſt, gelangt er zu einem einſamen Flecke am Seeufer [B. 10]. Der Mond, der ſeinen vollen Glanz ausgießt, und die feierliche Stille der Nacht flößen ihm andächtige Gefuhle ein, er reinigt ſich auf die von Pythagoras vorgeſchriebene Weiſe und richtet ein langes Gebet an die große Göttin Iſis. Im Laufe der Nacht erſcheint ſie ihm im Traume und nachdem ſie ihm eine ſeltſame Mittheilung über ſich ſelbſt gemacht hat, verkündet ſie ihm das Ende ſeiner Leiden, fordert dafür aber, daß er ſein ganzes Leben ihrem Dienſte weihe. Bei ſeinem Erwachen fuhlt er ſich in ſeinem Entſchluße, einem tugendhaften Leben nachzuſtreben, wunderbar geſtärkt. Bei dieſem Wechſel ſeiner Geſinnung und dieſem Siege über ſeine Leidenſchaften ſcheint ihm, wie er es ſehr ſchön ſchildert, die ganze Natur ein neues Anſehen der Freude und Frohlichkeit zu bekommen (Tanta hilaritudine, praeter peculiarem meam, gestire mihi cuncta videbantur, ut pecua etiam cujuscemodi, et totas domos, et ipsam diem serena facie gaudere sentirem) [93]).

Während er ſich in dieſer Stimmung befindet, erblickt Apulejus eine zahlloſe Menge Menſchen, welche ſich dem Ufer naht, um das Feſt der Iſis feierlich zu begehen. Unter der Schaar von Prieſtern bemerkt er den Oberprieſter mit einem Roſenkranze auf dem Haupte und nähert ſich demſelben, um einige von den Blumen abzupflücken. Der Oberprieſter, einer geheimen Eingebung folgend, bietet ihm den Kranz dar, Apulejus nimmt

ſeine frühere Geſtalt wieder an und das Verſprechen der Göttin iſt erfüllt. Er wird alsdann in ihre Gebräuche eingeweiht, kehrt nach Rom zurück und giebt ſich nun ganz ihrem Dienſte hin. „Dieſe Mittheilung wird, ſagt er, Diejenigen nicht überraſchen, welche wiſſen, daß er Decurio des Oſiristempels iſt und daß Oſiris und Iſis ein und dieſelbe Gottheit ſind.“ [B. 11.][94]).

Endlich wird Apulejus zu einer noch myſtiſcheren und feierlicheren Einweihung von der Göttin ſelbſt eingeladen, die ihn für ſeine hohe Frömmigkeit mit einem großen Ueberfluße an zeitlichen Gütern belohnt. —

Dies iſt der allgemeine Umriß des „Goldenen Eſels“, welchen die Zeitgenoſſen des Autors und die Kritiker des folgenden Jahrhunderts für eine triviale Erzählung hielten, die bloß in der Abſicht, das gemeine Volk zu beluſtigen, geſchrieben worden ſei. „Quibus fabulis, ſagt Macrobius, Apulejum nonnunquam lusisse miramur.“[95]). Später jedoch änderte ſich die Meinung. Man zweifelte nicht länger daran, daß Apulejus eine tiefere Abſicht hatte, doch war man nicht darüber einig, welche dies geweſen ſei. Der heilige Auguſtin erlaubt ſich die Vermuthung, ob die von Apulejus mitgetheilte Erzählung von ſeiner Verwandlung in einen Eſel nicht wahr ſein möchte. „Aut indicavit, ſagt er, aut finxit“[96]). Die gewöhnliche Meinung ging dahin, daß das Werk eine Satyre auf die Laſter der Landsleute des Autors enthalten ſollte, und daß er einen berühmten Vorgänger[97]) zu ängſtlich nachahmend die Uebel, welche er zu heilen wünſchte, mit zu großer Genauigkeit geſchildert habe. Beroaldus, der gelehrte Erklärer des Apulejus, glaubt, die Verwandlung desſelben in einen Eſel bedeute, daß der Menſch, wenn er ſich den ſinnlichen Lüſten ergebe, zum Thiere werde, daß er aber, wenn er Roſen, womit Wiſſenſchaften und Weisheit gemeint ſeien, koſte, zur Religion und Tugend zurückkehre, eine Veränderung, welche durch die Wiederannahme der menſchlichen Geſtalt angedeutet werde.

In ſeinem Werke „The divine Legation of Moses“ [B. 4. Abſchn. 4. Bd. 2. S. 182 ff. Anm. w. der deutſch. Ueberſ. von Schmidt], iſt der Biſchof Warburton auf viele gelehrte und ſcharfſinnige, wenn auch oft weit hergeholte, Betrachtungen über dieſen Gegenſtand eingegangen. Er kommt auf denſelben (welcher auf den erſten Anblick nur in einer ſehr fernen Beziehung zur Sendung des Geſetzgebers der Juden zu ſtehen ſcheint) an der Stelle, wo er zu beweiſen ſucht, daß bei allen Völkern der Glaube an eine Vorſehung und einen zukünftigen Zuſtand der Belohnung und Strafe auf eine ceremonienreiche und beliebte Weiſe, z. B. durch die Einführung von Myſterien, dem Volke eingeprägt wurde. Der gelehrte Prälat behauptet, daß Apulejus eine tiefe Abneigung gegen die chriſtliche Religion gehegt habe. Er beweiſt durch verſchiedene Stellen in der Apologie, einer andern Schrift desſelben Verfaſſers, daß ſein Schwager, der ihn der Zauberei anklagte, jenem Glauben angehörte, ſowie auch in dem „Goldenen Eſel“ die Laſter der Bäckerfrau darin zuſammengefaßt werden, daß er uns ſchließlich ſagt, daß ſie eine Chriſtin war [L. IX. p. 620 Oud.]. Daher ſei ſeine Vorliebe für das Heidenthum erhöht und er veranlaßt worden, ein Werk in der ausdrücklichen Abſicht zu ſchreiben, dieſen Irrglauben zu verherrlichen und die Einweihung in die Myſterien desſelben als ein Heilmittel jeglicher Laſter zu empfehlen. Indem der Verfaſſer der „Divine Legation“ nun von dieſer Meinung ausgeht, erklärt er auch derſelben gemäß die wichtigſten Ereigniſſe des „Goldenen Eſels.“ Die Alten glaubten nämlich, wie geſagt, daß man durch die Einweihung in die Myſterien von dem geiſtigen Tode des thieriſchen Lebens und Laſters befreit und zu einem neuen Daſein der Tugend und Glückſeligkeit zurückkehren könne, welches, wie wir wiſſen, den Hauptgegenſtand des „Goldenen Eſels“ bildet. Byrrhena nun ſtelle die Tugend vor; Apulejus lehnt die Einladung derſelben ab und ergiebt ſich ſeinem Hange zu ſinnlichen Genüſſen und Zauberkünſten, bis die Thorheiten und Verbrechen, zu denen ſie ihn verleiten, ihn am Ende in ein Thier verwandeln, in welcher Geſtalt jeder Wechſel ſeiner Lage ihn noch immer elender und verächtlicher macht. Die Beſchreibung der von den Prieſtern der Cybele verübten Abſcheulichkeiten ſoll ein Kontraſt gegen die reinen Gebräuche des Iſisdienſtes ſein; die Roſen ferner, durch welche die Rückkehr zur menſchlichen Geſtalt bewirkt wird, galten bei den Alten als Symbol des Schweigens, welches beſonders bei den Aegyptern, die den Harpokrates, den erſtgeborenen Sohn der Iſis, verehrten, ein nothwendiges Erforderniß war; daher auch die Statuen der Iſis Roſenkränze trugen und die Redensart „unter der Roſe“ auch in neueren Zeiten ſprüchwört-

lich geworden ist; die feierliche Einweihung endlich, deren ausführliche Beschreibung das Werk beschließt, stimmt mit dem überein, was andere Autoren hinsichtlich jener Mysterien mitgetheilt haben.

Wenn, wie Waeburton glaubt, der Goldene Esel zur Unterstützung der heidnischen Religion geschrieben wurde, so scheint es vielleicht sonderbar, daß der Autor desselben den Esel des Lucian zum Vorbilde gewählt hat, der doch gerade, wie viele andere Werke dieses satyrischen Schriftstellers, die heidnische Mythologie lächerlich machen sollte. Beide „Esel" haben indeß ihren ersten Ursprung in den Erzählungen des Lucius Patrensis, die wir zwar nicht mehe besitzen, von welchen man jedoch glaubt, daß sie Verwandlungen nach dem Volksglauben schilderten. Eine von diesen Metamorphosen wuede nun um ihree Lächerlichkeit willen auch von Lucian in seinem „Esel" benutzt, welche Erzählung zwar die Hauptereignisse mit dem Goldenen Esel des Apulejus gemein hat, jedoch sonst nur eine Skizze desselben ist **). So hat Apulejus die Geschichte von der Ermordung dee Schläuche und dem darauf folgenden Scheinprozesse hinzugefügt, auch der Rückkehr zur menschlichen Gestalt ein ernstes und heiliges Ansehen gegeben, welche Lucian hingegen nur durch ein zufälliges Abfressen von Rosen, die ein Anwesendee trägt, in dem Augenblicke bewirkt, wo eben ein ähnliches Schauspiel Statt finden soll, wie dasjenige, dem Apulejus glücklich entflieht. Die lange Beschreibung der Einweihung in die Mysterien tritt bei letzterem an die Stelle des Ereignisses, welches die Abenteuer Lucian's beendet, der nach Annahme seiner ursprünglichen Gestalt bei einee Dame, vor deren Augen ee als Esel oftmals Gunst gefunden, Zuflucht sucht, von derselben aber wegen der Verminderung seinee Reize mit Schande und Spott weggejagt wied.

Dee Goldene Esel ist auch mit zahlreichen Episoden ausgeschmückt, welche der Erfindungsgabe des Apulejus angehören, oder doch wenigstens nicht in der Schrift des Lucian zu finden sind. Von diesen ist die bekannteste und bei weitem schönste die Erzählung von Amor und Psyche, welche von der alten Dienerin der Räubee der geraubten jungen Dame erzählt wird [B. 4. 5 6.].

Ein gewisser König hatte einst drei Töchter, von denen die jüngste und liebenswürdigste Psyche hieß. Ihre Reize waren so groß und wunderbar, daß die Unterthanen ihres Vaters ihr die nur der Göttin Venus schuldige Anbetung darzubringen begannen. Die erzürnte Göttin befiehlt ihrem Sohne, sie an dieser Nebenbuhlerin dadurch zu rächen, daß er derselben eine Leidenschaft füe irgend einen unwürdigen Gegenstand einflöße; während Amor jedoch auf die Ausführung dieses Planes sinnt, sieht er sich selbst von heftiger Liebe für die Königstochter ergeiffen. Unterdeß wird Psyche, einem ertheilten Oeakelspruche gemäß auf einen öden Felsen ausgesetzt, wo sie einem Ungeheuee zue Beute bestimmt ist. Zephyr erhält den Auftrag sie aus dieser traurigen Lage zu befreien und bringt sie durch die Lüfte nach einem herrlichen Thale [B. 4.]. Hier genießt sie einen erfrischenden Schlaf und erblickt bei ihrem Erwachen einen Hain, in dessen Mitte sich eine Quelle und in der Nähe derselben ein herrlicher Palast befindet. Das Dach des letzteren wird von goldenen Säulen getragen, die Mauern sind mit Silber bedeckt und alle Arten von Thieren auf denselben in herrlichen Bildwerken dargestellt. Psyche betritt dies Gebäude, wo sie ein herrliches Mahl aufgetragen findet und von einee unsichtbaren Stimme eingeladen wird davon zu genießen. Nachdem dies köstliche Bankett verschwunden ist, vernimmt sie eine herrliche, aber wiederum unsichtbare Musik. In diesem bezaubernden Aufenthalte vermählt sich Amor mit ihr und besucht sie allnächtlich, untersagt ihr jedoch, daß sie es jemals versuche ihn zu sehen, indem er hinzufügt, daß ihe Glück auf die strenge Befolgung seiner Forderung beruhe. Untee diesen Umständen willigt er auf ihr dringendes Bitten auch nur widerstrebend ein, ihre jüngeren Schwestern zu ihe in den Palast zu bringen. Diese indeß, neidisch auf das Glück ihrer Schwester, bemühen sich sie glauben zu machen, daß ihe Gemahl eine Schlange sei und sie zuletzt verschlingen würde. Obgleich nun Psyche bereits hinlänglich darübee hätte im Klaeen sein müssen, wie weit diesee Verdacht begründet sei, so beschließt sie gleichwohl sich duech den Augenschein von dee Wahrheit zu überzeugen. Mit einer Lampe in der einen und einem Dolche in der andern Hand nähert sie sich dem Lager ihees Gatten, während er schläft, in der Absicht ihn zu ermorden, im Falle er ein Ungeheuee wäre. In der durch den Anblick seiner reizenden Gestalt erzeugten Aufregung jedoch

läßt ſie ihm einen Tropfen heißen Oels auf die Schulter fallen; der erzürnte Gott entfliegt und überläßt ſie ihren Gewiſſensbiſſen und ihrer Verzweiflung zum Raube, während der Zaubergarten und der prächtige Palaſt zugleich mit ihm ſelbſt verſchwinden. Pſyche befindet ſich nun allein und einſam an dem Ufer eines Flußes. Sie irrt hierauf unter dem Schutze Pans umher und kommt endlich in die Reiche ihrer Schweſteen, die ſie ſämmtlich verſtoßen [B. 5.]. So nun der Wuth der Venus und ihres Sohnes preisgegeben, durchzieht ſie alle Länder der Erde, um den himmliſchen Gatten, deſſen Gunſt ſie verwirkt, wieder aufzuſuchen, wobei ihr von Venus mannigfache Prüfungen auferlegt werden und ſie unter anderm von einer Quelle, welche ein ſtets wachſamer Drache hütet, Waſſer holen muß. Endlich hat Jupiter mit ihrem Unglücke Erbarmen, verleiht ihr Unſterblichkeit und beſtätigt ihre Vereinigung mit dem endlich verſöhnten Gatten. Bei dieſer Veranlaßung bekleiden die Horen den ganzen Himmel durch Roſen, die ſie überall ausſtreuen, mit Purpurgluh, die Grazien erfüllen die himmliſchen Hallen mit duftreichen Wohlgerüchen, Apollo ſingt zur Leier, der Gott Arkadiens bläſt auf ſeiner Hirtenflöte und auch die Muſen ſchließen ſich dem übrigen Chore freundlich an [B. 6.].

Dieſe allegoriſche Erzählung ſoll ſich nach der Meinung Einiger auf eine dunkle Tradition von dem Sündenfalle des Menſchen beziehen und ein Sinnbild ſeiner Verſuchung, Uebertretung, Reue und Wiederaufnahme in die Gunſt Gottes bilden. Jedoch iſt der Sinn derſelben wahrſcheinlich beſchränkter und bedeutet nur den Fortſchritt der Seele zur Vollkommenheit und Erwerbung der göttlichen Liebe und Belohnung mit der Unſterblichkeit. Seit den früheſten Zeiten iſt der Einfluß religiöſer Gefühle unter der Furcht und Hoffnung eines Liebesbündniſſes dargeſtellt worden. Dieſe Auffaſſungsweiſe wurde auch von den Dichtern Indiens und Perſiens angenommen und bezauberte die üppige Einbildungskraft der Weiſeſten unter den Menſchen. Bryant in ſeiner Analysis of ancient Mythology (Vol. II., 388) ſagt, daß unter den Sinnbildern der Aegypter ſich auch Pſyche (Ψυχη) befand, die, obgleich als ein ſchönes weibliches Weſen dargeſtellt, doch urſprünglich nichts als die Aurelia oder der Schmetterling war, ein Inſekt, das während des Winters ſich in einem Zuſtande der Erſtarrung befindet, bei der Rückkehr des Frühlings aber wieder mit neuem Leben und in herrlichem Schmucke hervorkommt. Dies hielt man für ein Symbol der menſchlichen Seele und der Unſterblichkeit, nach der ſie ſtrebt, insbeſondere aber des Oſiris, der erſt in einen Sarg eingeſchloſſen war und dann eines erneueten Lebens genoß. Dieſe Wiedergeburt alſo wird unter dem Bilde der Pſyche dargeſtellt, und da jene eine Frucht der göttlichen Liebe iſt, als deren Symbol Eros galt, ſo finden wir letztern oft auch als Begleiter der Pſyche.

Was nun auch immer die tiefere Bedeutung der Allegorie ſein mag, ſo iſt die Erzählung von Amor und Pſyche ſicherlich eine herrliche Dichtung; auch die große Zahl der Ueberſetzungen und Nachahmungen zeugt davon. Roſe in den Noten zu ſeiner engliſchen Ueberſetzung des Parthenopex de Blois hat auf die auffallende Aehnlichkeit dieſes Romans ſo wie der Geſchichte der drei Kalender in 1001 Nacht [Nacht 32ff. Breslau], nicht minder auch einer andern in 1001 Tag mit unſerer Allegorie hingewieſen. Das Verbot Amor's und die Uebertretung der Pſyche haben der Madame d'Aulnoy die Idee zu dem „Serpent vert“ an die Hand gegeben; ja es ſcheint, daß die Leidensgeſchichte der Pſyche der Urſprung aller Feenprüfungen ſei und beſonders des Märchens Gracieuse et Percinet derſelben Verfaſſerin. Auch hat Marini in ſeinem Adone die ganze Erzählung in ſehr ſchöne Verſe gebracht. Amor erzählt ſie da im 4ten Geſange zur Unterhaltung des Adonis und zwar ſo, daß dies die lieblichſte Epiſode jenes herrlichen Gedichtes bildet. Ich brauche weder die wohlbekannte Nachahmung La Fontaine's [Les Amours de Psyché] noch das Drama „Psyché“ zu erwähnen, welches im Jahre 1670 mit der größten Pracht zu Paris aufgeführt wurde und ſich gewöhnlich unter den Werken Molière's befindet, in der That aber das Erzeugniß der vereinten genialen Bemühungen dieſes Schriftſtellers ſowie Corneille's, Quinault's und Lulli's war.

Auch die ſchönen Künſte haben nicht minder zur Verherrlichung dieſer Erzählung beigetragen; die Vermählung Amor's und Pſyche's hat Raphael den Stoff zu einer Reihe von Gemälden geliefert, die zu den ſchönſten Werken der Kunſt gehören und die Wände des Palaſtes Farneſina zu Rom ſchmücken. In einem derſelben führt er uns die über die Vermählung berath-

ſchlagende Verſammlung der Götter vor, in einem andern das Feſt der Wiederverſöhnung, das Geſimſe endlich enthält die Leiden der Pſyche ſowie die Triumphe Amor's über jeden einzelnen Gott.

Auch die Schöpfungen der alten Skulptur ſtellten Amor und Pſyche in den verſchiedenen Lagen ihrer Abenteuer dar. Nach einem antiken Intaglio, einem ſchönen Onyx, der ſich im Beſitze des Herzogs von Marlborough befindet, und nach einem andern, von dem Spenee's Polymetis eine Abbildung enthält, hat Darwin im vierten Geſange des „Botaniſchen Gartens" (Botanic Garden) ſeine ſchöne Schilderung gearbeitet:

„So knieet hold und ſanft, mit reinem Sinn
Am ew'gen Thron die ſchöne Pſyche hin,
Füllt züchtig lächelnd Jovis Hof mit Luſt,
Entflammt des unbeſiegten Eros Bruſt.
Sie ziehn von Frucht und Blüthen rings umdacht
Dorthin, wo Hymens heil'ger Wohnſitz lacht.
Die Fackel vor dem Feſtzug hoch er ſchwingt,
Den er mit goldner Feſſel ernſt umſchlingt,
Vereint das Liebespaar mit froher Fei'r
Und birgt ihr Schamerglüh'n mit myſt'ſchem Schlei'r.
Rund um den holden Leib ſchlingt ſich ihr Arm,
Der Flügel rauſcht, — Mund naht dem Munde warm [99]).

Drittes Capitel.

Urſprung der romantiſchen Dichtung in Europa. — Ritterbücher aus dem Sagenkreiſe der fabelhaften Geſchichte Britanniens, beſonders Arthur's und der Ritter der Tafelrunde. — Merlin. — Sangreal. Perceval. — Lancelot du Lac. — Meliadus. — Tristan. — Isaie le Triste. — Artus. — Gyron. Perceforest. — Artus de la Bretagne. — Cleriadus [100]).

Die erdichtete Erzählung, wie wir in der Einleitung geſehen, entſprang, wie faſt jede menſchliche Kunſt, aus dem Wunſche die Natur zu vervollkommnen und zu verſchönern, das Geoße noch erhabener, das Glänzende noch prächtiger, das Hübſche noch ſchöner zu machen. Sie nahm gleichſam das Geſchick der Menſchheit aus den Händen des Schickſals, belohnte Tugend und Tapferkeit durch Wohlergehen und glücklichen Erfolg, und überhäufte Verrath und niedrige Geſinnung mit Schmach. Man nahm ferner bald wahr, daß die Menſchen nicht mit Heeren oder Völkern, ſondern mit Individuen Mitgefühl empfinden, und der Dichter, welcher den Fall eines Reiches beſang, ſah ſich genöthigt einige Geſtalten in den Vordergrund zu ſchieben, deren günſtiges oder ungünſtiges Schickſal die Hörer ergreifen ſollte, da ſie bei den Niederlagen und Blutbädern der großen Heere, von denen jene begleitet waren, gleichgültig blieben. Endlich kam man auf den Gedanken, daß man ſolche Erzählungen verfaſſen könnte, in welchen das Intereſſe bloß für ein oder zwei Individuen in Anſpruch genommen würde, ſo daß nur deren Abenteuer, Freuden oder Leiden allein Unterhaltung und Ergötzen gewähren ſollten. Dieſer Verſuch gelang, und da die Menſchen das meiſte Intereſſe an ſolchen Ereigniſſen finden, die ihnen ſelbſt zuſtoßen können, oder an ſolchen Lagen, in denen ſie ſelbſt ſich befunden haben oder befinden könnten, ſo geſtaltete ſich der Charakter derartiger Erzeugniſſe nach den Sitten der Zeit, in denen ſie geſchaffen wurden. In einem vergnügungsſüchtigen üppigen Lande waren Liebeserzählungen willkommen und ſo entſtanden die griechiſchen Romane. Da es ferner bei der Erzählung der Abenteuer der Liebenden natürlich war dasjenige zu ſchildern, was möglicherweiſe hätte Statt finden können, ſo wurde das Bild jener Zeit in den Seeräubergeſchichten, religiöſen Gebräuchen u. ſ. w. wieder vorgeführt. Gleicherweiſe gaben die aſcetiſchen Gewohnheiten der Mönche den Gedanken zu geiſtlichen Romanen an die Hand und die friedliche Stille in den Feldern Griechenlands mag die ſchönen ländlichen Schilderungen in den Pastoralia des Longus hervorgerufen haben.

Wenn nun durch irgend eine große Erſchütterung eine bedeutende Umgeſtaltung der Sitten bewirkt wird, ſo pflegen die Ereigniſſe der Dichtungen, theils weil die frühern Vorfälle weniger natürlich erſcheinen, theils weil ſie weniger Intereſſe erregen, nothwendiger Weiſe gleichfalls zu wechſeln. Ihrer eigentlichſten Natur nach alſo muß die das Privatleben wiedergebende Dichtgattung ſich zugleich mit den Weiſen und Gewohnheiten der Geſellſchaft ändern, da ſie die-

ſelben den verſchiedenen Zeiten gemäß darzuſtellen hat, „die Sitten ſchildernd, die das Leben giebt.“

Es iſt aber in den Annalen des Menſchengeſchlechtes nie ein größerer Wechſel der Sitten eingetreten, als im Mittelalter, und daher müßen wir auch in dem Charakter der Dichtungen, die jene Zeit hervorgebracht hat, eine ungewöhnliche Veränderung zu finden erwarten. Dieſe Umgeſtaltung trat jedoch nicht nur in der Beſchaffenheit der handelnden Perſonen und ihrer Abenteuer ein, ſondern auch eine beſondere Weiſe der Ausſchmückung wurde befolgt, die mit den Perſonen und Ereigniſſen ſelbſt keine nothwendige Verbindung zu haben ſcheint und deren Erklärung daher den Forſchern der Literaturgeſchichte nicht wenig Mühe und Arbeit gekoſtet hat. Man hat nun diejenige Art von Maſchinerie, welche in den Ritterabenteuern in Anwendung gebracht wird, wie Rieſen, Drachen und Zauberſchlöſſer, mit der Benennung „Romaniſche Dichtung“ belegt, und wir werden jetzt die verſchiedenen Syſteme, die zur Erklärung ihres Urſprungs aufgeſtellt worden ſind, in nähere Betrachtung ziehen. Der Gegenſtand iſt intereſſant, aber in großes Dunkel und Ungewißheit gehüllt.

Man hat nämlich den Urſprung jener ſeltſamen Dichtungen, die „in den Ritterbüchern ſo phantaſtiſch entſtellt und von der italieniſchen Muſe ſo anmuthig ausgeſchmückt“ worden ſind, der Reihe nach den ſkandinaviſchen Skalden, den Arabern, den Bewohnern Armorika's oder der Bretagne und den Erzählungen des klaſſiſchen Alterthums zugeſchrieben.

Bei der Unterſuchung dieſes Gegenſtandes ſcheint jedoch eine ſehr große Verwierung aus dem Umſtande hervorgegangen zu ſein, daß die Vertheidiger der verſchiedenen Syſteme diejenigen Elemente der Romantik, die einem verſchiedenen Urſprunge zuzuweiſen ſind, mit einander vermiſcht haben. Drei Dinge beſonders, die in ihren Grundprinzipien wenigſtens in gar keiner Verbindung mit einander ſtehen möchten, hat man mit einander vermengt oder doch wenigſtens nicht gehörig von einander geſchieden. Erſtens die willkürlichen Ausſchmückungen der Romantik, worunter ich Drachen, Zauberei u. ſ. w. verſtehe; zweitens die Thatenluſt und den Hang zu Abenteuern, der in allen Ritterbüchern vorherrſcht; drittens das ſich auf Arthur und Karl den Großen beziehende hiſtoriſche Material, wenn es dieſe Benennung verdient, welches die Grundlage einer ſo großen Anzahl von Erzeugniſſen dieſer Klaſſe bildet.

Bei der Behandlung dieſes Gegenſtandes dürfte es daher erſprießlich ſein, folgende Dinge zu erwägen: Erſtens: Den Urſprung jener phantaſtiſchen und unwahrſcheinlichen Fiktionen, jener übernatürlichen Ausſchmückungen, welche die Maſchinerie der Ritterbücher ausmachen und nur allein den Namen „romantiſche Dichtung“ tragen ſollten; Zweitens: Das Entſtehen jenes Ritterſinnes, der jene Begierde nach Zweikämpfen, jene Luſt am Umherirren nach Abenteuern und die Verpflichtung zum Schutze und Beiſtande der Frauen in's Leben rief; Drittens endlich werden wir in Erwägung ziehen, wie jene fabelhaften Ausſchmückungen und jener Geiſt der Abenteuer bei der Geſchichte einzelner Ritter in Anwendung gebracht wurden, und nicht minder von den den erwähnten Arthur und die Tafelrunde ſowie die Pairs Karls des Großen betreffenden Materialien handeln, ſoweit nämlich die wirklichen oder erdichteten Thaten derſelben den Stoff zu Ritterbüchern geliefert haben.

1) Eine Theorie (welche, wie ich glaube, zuerſt Mallet in ſeiner Introduction à l'histoire de Danemarc aufſtellte) gründet ſich auf die Behauptung, daß die ſogenannten willkürlichen Ausſchmuckungen der Romantik lediglich und allein den nordiſchen Skalden ihren Urſprung verdanken. Dieſe Theorie iſt von ſpäteren Schriftſtellern und beſonders von Percy (Reliques of Ant. Engl. Poetry vol. III.)[101]) eifrig vertheidigt worden, welcher letztere bemerkt, daß die Skalden urſprünglich die Stelle der Geſchichtsſchreiber dadurch vertraten, daß ſie die Siege und Stammbäume ihrer Fürſten in einer Art erzählenden Geſanges ſchilderten und beſchrieben. Als ſpäter die Geſchichte durch die Darſtellung derſelben in Proſa eine feſtere und einfachere Geſtalt annahm und ihnen abgenommen wurde, ſo war es beſonders ihr Beruf zu unterhalten und zu ergötzen. Daher ſchmückten ſie ihre Erzeugniſſe mit wunderbaren Fiktionen, welche die rohen und unwiſſenden Geiſter ihrer Zuhörer anlocken ſollten. Lange vor der Zeit der Kreuzzüge glaubten ſie bereits an die Exiſtenz von Rieſen und Zwergen und an Zaubereien aller Art. Dieſe nun bildeten die Verzierungen der Werke ihrer Einbildungskraft, ſo wie ſie auch Kämpfe mit Drachen und Ungeheuern und Erzählungen von den Aben-

teuern der Ritter mit Riesen und Zauberern erfanden.

Außer dieser Theorie, behauptet Percy auch noch, daß der ritterliche Geist sowie die Lust an Abenteuern und die übertriebene „Courtoisie", welche die charakteristischesten Merkmale desselben sind, lange schon vor der Einführung des Feudalsystemes oder des Ritterstandes als eines Ordens, unter den nordischen Völkern vorhanden wären.

Diese Vorstellungen und Ideen wurden, wie er behauptet, von den Skalden, welche wahrscheinlich das Heer Rollo's in seinem Zuge vom Norden her begleiteten, nach der Normandie mitgebracht. Die Kunst dieser Barden ging auf ihre Nachfolger, die Minstrels, über, welche die Religion und die Meinungen der neuen Länder annahmen. Statt ihrer heidnischen Vorfahren führten sie christliche Helden ein, deren Thaten sie mit den skaldischen Fiktionen von Riesen und Zauberern ausschmückten. Solche Erzählungen verbreiteten sich dann rasch in ganz Frankreich und gelangten nach der normannischen Eroberung durch einen leichten Uebergang auch nach England. —

Eine zweite Hypothese, die zuerst von Salmasius [s. Huet de l'Orig. d. Rom p. 131.] aufgestellt und dann von Warton (Hist of Eng. Poetry vol. I. p. I sqq Lond. 1824.] weiter ausgeführt wurde, schreibt die Begründung der romantischen Dichtung den Saracenen zu. Es war nun aber zu einer gewissen Zeit in Europa eine allgemeine Meinung, daß zuerst die Kreuzzüge die Wunder arabischer Phantasie dem Occidente mitgetheilt hätten; Warton indeß glaubt, daß diese Unternehmungen allerdings in einem hohen Grade zur Verbreitung dieser Dichtungsart beigetragen, jedoch behauptet er, daß diese Fiktionen bereits viel früher und zwar durch die Araber, welche im Anfange des achten Jahrhunderts sich in Spanien niederließen, in Europa eingeführt worden seien. In letzterem Lande nun verbreiteten sie jene extravaganten, ihrer fruchtbaren Phantasie eigenthümlichen Schöpfungen. Diese, die natürlichen Erzeugnisse eines warmen und üppigen Klima's, fanden eifrige Aufnahme und selbst kälterer Gemüther fühlten sich durch diese belebenden Gäste erwärmt. Die verdichteten Erzählungen der Araber, die sich durch einen, der düsteren Phantasie der Bewohner des Westens bisher unbekannten Glanz der Beschreibungen und Schilderungen empfahlen, verbreiteten sich mit reißender Schnelligkeit über ganz Europa. Von Spanien kamen sie durch Handelsverbindungen über die Hafenstädte Toulon und Marseille nach Frankreich. In letzterem Lande fanden sie die früheste und willkommenste Aufnahme, in der Provinz Armorika oder Bretagne, deren Hauptbevölkerung von einer walisischen Kolonie abstammte, die im vierten Jahrhunderte dort eingewandert war, so daß viele Jahrhunderte lang eine enge Verbindung zwischen Wales und Bretagne bestand. Die in letzterem Lande verbreiteten fabelhaften Erzählungen nun wurden von Gualtier, Archidiakonus zu Oxford, gesammelt, der sie dem Geoffroy von Monmouth übergab; die lateinische Chronik Geoffroy's aber, welche aus diesen Materialien zusammengetragen ist, bildet eine der vorzüglichsten Quellen der Ritterbücher und besteht gänzlich aus arabischen Erfindungen.

Warton weist ferner [a. a. O. p. XVII ff.] auf die große Aehnlichkeit unbestreitbar arabischer Fiktionen und der Maschinerie der frühesten Ritterbücher hin und schließt mit der Behauptung, daß wenn Europa irgendwie den Skalden die extravaganten Geschichten von Riesen und Ungeheuern verdanke, diese Erdichtungen dennoch einen orientalischen Ursprung hätten und mit einer asiatischen Völkerschaft, die bald nach Mithridat's Sturze durch Pompejus vor den Römern floh und sich unter Odin in Skandinavien niederließ, ihren Weg nach Nordeuropa gefunden haben müßten.

Diese beiden Theorien, welche man die gothische und die arabische nennen könnte, haben die zahlreichsten Anhänger gefunden. Was nun die übernatürlichen Ausschmückungen der Romantik betrifft (denn nur von diesen handeln wir gegenwärtig), so sind beide Theorien, wenn auch sehr verschieden, dennoch keineswegs unverträglich. Wenn man nämlich den Charakter der arabischen und der gothischen Dichtung genauer betrachtet, so scheint es, daß weder die eine noch die andere auf die Ehre, die Wunder der Romantik geschaffen zu haben, ausschließlichen Anspruch machen kann. Die ersten Verfasser der Ritterbücher mögen den nordischen Skalden oder Barden jene phantastischen, grauenvollen Vorstellungen, wie sie in eisigen Regionen entspringen, verdanken, den Arabern hingegen jene Pracht und Herrlichkeit, jene glühenden Beschreibungen und üppigen Aus-

ſchmückungen, welche die bezaubernde Seenerie öſtlicher Himmelsſtriche darbietet:

„Arabiens phantaſt'ſche Wunder ſchließen
An goth'ſche Bilder ſich von dunklerm Schatten."

Jene Hypotheſe, welche den öſtlichen Völkern alle romantiſchen Fiktionen zuweiſt und die Flucht Odin's vor der römiſchen Uebermacht nach Skandinavien für wahr annimmt, ſcheint jedoch auf keinem ſichern Grunde zu ruhen. Richardſon behauptet ſogar in ſeiner Vorrede zu ſeinem perſiſchen Wörterbuche, daß das Ganze ein bloßes Mährchen ſei, welches die Skalden erfanden, um den Urſprung der Feindſchaft zwiſchen den Gothen und Römern aus einer beſtimmten Veranlaßung herzuleiten, ſowie die Erzählung von Aeneas und Dido den unverſöhnlichen Haß zwiſchen Rom und Karthago erklären ſollte [102]). Außerdem hätte kein Wechſel des Klima's und der Sitten, ſo ſtark auch die Wirkung eines ſolchen ſein mag, den ungemein großen Unterſchied, der ſich jetzt zwiſchen orientaliſchen und gothiſchen Fiktionen darbietet, hervorbringen können. Denn es iſt unläugbar und ſelbſt Warton [l. c. p. LVII.] hat es anerkannt, daß die Dichtungen der Araber und Skalden verſchiedener Natur ſind. Die Fabelwelt und der Ideenglaube der nordiſchen Dichter tragen einen dunklern Schatten und eine wildere Färbung als die der Araber. In ihren Dichtungen iſt etwas, was die Phantaſie erſtarren macht. Die furchtbaren Gegenſtände der Natur, mit denen ſie in ihrer nördlichen Einſamkeit vertraut wurden, die Abgründe, eisbedeckten Berge und düſtern Wälder wirkten auf ihre Einbildungskraft und gaben ihren Bildern eine grauenvolle Färbung. Geiſter, welche Stürme auf dem Meere entfeſſeln, ſich an dem Schrei des ertrinkenden Seefahrers ergötzen oder tödtliche Peſt verbreiten, Zauberſpeüche, welche vor Gift bewahren, die Waffen des Gegners ſtumpf machen, oder die Todten aus den Gräbern heraufbeſchwören — dies ſind die Ausſchmückungen der nordiſchen Dichtkunſt. Die arabiſchen Fiktionen hingegen ſind von einer glänzenderen Beſchaffenheit: ſie ſind zwar minder ſchauerlich, beſitzen jedoch mehr Abwechslung und Pracht; ſie führen uns durch herrliche Wälder und zaubern prächtige von Gold und Diamanten ſchimmernde Paläſte hervor.

Obwohl es nun unmöglich ſcheint, die furchtbaren Fiktionen des Nordens aus einer öſtlichen Quelle herzuleiten, ſo iſt jedoch auf der anderen Seite zu bemerken, daß wir, vorausgeſetzt die früheſten ſkaldiſchen Geſänge, die wir haben, ſeien wirklich ächt, in denſelben keine Drachen, Rieſen, Zaubereeinge und bezauberte Schlöſſer antreffen; dieſe Dinge finden ſich nur in den Erzeugniſſen derjenigen nordiſchen Sänger, die erſt nach der Zeit blüheten, in welcher der einheimiſche Strom runiſcher Dichtung durch die Erzählungen der Araber bereichert worden war [102a]). Wenn wir uns aber auch in der früheren gothiſchen Dichtung vergeblich nach vielen derjenigen dichteriſchen Erfindungen umſchauen, welche die Werke der romantiſchen Schöpfungen ſchmücken, ſo werden wir ſie leicht auf dem ausgedehnten Felde orientaliſcher Dichtung antreffen. So ſind z. B. die aſiatiſchen Erzählungen und die chemiſchen Werke der Araber voll Zaubereien, die denen in den ſpaniſchen und ſelbſt franzöſiſchen Ritterbüchern ganz ähnlich ſind; Zauberringe ferner ſpielten eine wichtige Rolle in der öſtlichen Philoſophie und ſcheinen die Idee zu denjenigen gegeben zu haben, welche den italieniſchen Dichtern von ſo großem Nutzen ſind. In den öſtlichen Peri's bietet ſich uns das Vorbild der europäiſchen Feeen hinſichtlich ihrer Attribute und vielleicht auch ihrer Benennung. Der Greif oder Hippogryph der italieniſchen Schriftſteller endlich ſcheint der berühmte Simurgh der Perſer zu ſein, der in den epiſchen Gedichten Sadi's und Ferduſi's eine ſo wichtige Rolle ſpielt.

Eine große Zahl dieſer romantiſchen Wundererzählungen wurde im Orient von jener herumſtreifenden Schaar lügneriſcher Pilger geſammelt, welche aus Neugier, Ruheloſigkeit oder Frömmigkeit das heilige Land beſuchten und aus ſo großer Ferne zurückkehrend ihren leichtgläubigen Zuhörern alle Arten von Märchen aufhefteten. Späterhin wurden ſie auch von den franzöſiſchen Jongleurs vernommen, welche ihren Baronen zur Eroberung von Jeruſalem folgten, bei ihrer Rückkehr nach Europa die vernommenen Wunder mitbrachten und die romantiſche Dichtung mit einer zahlloſen Menge orientaliſcher Fiktionen bereicherten [102b]).

Dieſe Art der Einführung öſtlicher Erzählungen in Europa ſcheint weit natürlicher, als die von Warton angenommene. Die Araber lebten nicht nur von den übrigen Bewohnern Spaniens ganz abgeſchloſſen, ſondern waren ſogar der Gegenſtand ihres tiefſten Haſſes und daher werden die Kaſtilier die Dichtungen ihrer Feinde ſich eben

nicht ſehr bereitwillig angeeignet haben. Auch iſt es ſchlimm, daß gerade Armorika, eine der von Granada am fernſten liegenden Provinzen, das Mittelglied der Verpflanzung ſein ſoll.

Wenn aber Armorika nicht ohne Schwierigkeit für einen Ruhepunkt romantiſcher Fiktion gehalten werden darf, ſo kann es noch viel weniger als das Vaterland derſelben gelten, wie von Leyden in ſeiner Einleitung zur „Klage von Schottland" (the Complaynt of Scotland) als dritte Hypotheſe behauptet woeden iſt. Er nimmt nämlich an, daß eine britaniſche Kolonie im ſechsten Jahehundert in Armorika vor der Tyrannei der Sachſen Schutz geſucht und die Aechive, welche der Wuth der Sieger entgangen, mit ſich gebracht hätte. Das Andenken an Arthur und ſeine Rittee eehielt ſich auf dieſe Weiſe in Armorika eben ſo friſch als in Wales oder Cornwall und die Einwohnee Armorika's waren, wie man weiß, die erſten, mit denen die Normänner in freundſchaftlichen Beziehungen ſtanden. Die auf Karl den Großen bezüglichen franzöſiſchen Ritterbücher ſchrieben außerdem dieſem die Thaten Karl Martell's, eines armorikaniſchen Anführeers zu und es iſt wahrſcheinlich, daß die Thaten desſelben von den Minſtrels ſeines eigenen Landes werden gefeiert worden ſein und nicht von Turpin und anderen Veefaſſern mähechenbaſtee Chroniken. Mit Einem Worte, alle franzöſiſchen Ritterbücher ſtammen urſprünglich aus der Bretagne unb alle Völker Europa's erhielten ihre romantiſchen Eezählungen von den Franzoſen.

Ich bin nun zwar weit entfernt davon läugnen zu wollen, daß in der Bretagne zahlreiche Materialien der Fiktion aufgehäuft waren und ſich von dort über Feankreich und England verbreiteten; jedoch darf man unmöglich annehmen, daß die Maſchienerie der romantiſchen Dichtung in einem Lande ihren Urſprung habe, welches der günſtigſten Annahme nach nur als Glied in dee Kette der Fiktion gelten kann; viel weniger aber iſt es denkbar, daß dies klägliche Reich die einzige Wiege jenes Ritterſinnes ſein ſoll, der einſt alle Volker Europa's durchdrang. Kurz, dieſes armorikaniſche Syſtem ſcheint aus dem Irrthume entſprungen zu ſein, daß bie Sammlung von Materialien für die Quelle, der ſie ihre Verſchonerung verdanken, gehalten worden iſt [103]).

Eine vierte Hypotheſe ſtellt die Maſchienerie und das Kolorit der romantiſchen Dichtung, die Zaubergärten, die Ungeheuer, die geflügelten Roſſe als von den Autoren des klaſſiſchen Alterthumes hergenommen dar, und als ſeien dieſe Dinge bloß die alten geiechiſchen Geſchichten, nur durch die Sitten der ſpäteren Zeit modificiert unb ſo dieſen angepaßt worden. Nun wären zwae die klaſſiſchen Autoeen im Mittelalter faſt gae nicht bekannt geweſen; die darin enthaltenen abergläubiſchen Vorſtellungen aber hätten zu lange geherrſcht und zu tiefe Wurzeln gefaßt, um ſich ſo leicht verwiſchen zu laßen. Die zurückgebliebenen mythologiſchen Ibeen wären daher in ſehr vielen populäeen Werken verbreitet geweſen. In den Reiſen des Sir John Mandeville beſänden ſich viele Anſpielungen auf klaſſiſche Fabeln [104]) und da, wie Middleton [A Letter from Rome, shewing an exact conformity between popery and paganism in den Miscellaneous Works vol. V.] gezeigt hat, eine große Anzahl katholiſcher Gebräuche von heidniſchen Ceeemonien abſtammen, ſo ſei faſt nicht zu bezweifeln, daß viele klaſſiſche Fiktionen in romantiſche oerwandelt worden ſeien. Das wenigſtens ſei gewiß, daß das klaſſiſche Syſtem die zahlreichſten unb ähnlichſten Vorbilder der romantiſchen Dichtungen enthalte. In vielen Rittergeſchichten erſchiene z. B. ein Ritter, ber duech die Anlockungen einer Zauberin auf ſeinem Wege aufgehalten weede, welches nichts anderes ſei als die Calypſo oder Ciece Homer's. Die Geſchichte der Andromache mochte den Gedanken an Jungfrauen eingeben, die, nahe daran von einem Seeungethüme verſchlungen zu werden, ſich von iheen Rittern befreit ſehen. Die Helden der Iliade ſowohl als der Aeneide ſeien mit gefeiten Rüſtungen verſehen und in dee Geſchichte von Polyphemus komme ein Rieſe und eine Höhle vor. Ferner ſpreche Herodot [4, 27.] von den Arimaspen, einem Kyklopengeſchlechte, welches den Noeden bewohne und mit den goldhütenden Greifen beſtändigen Krieg führee. Der Argonautenzug, die von einem Drachen bewachten heſperidiſchen Aepfel, die zauberkundige Königstochter, die ſich in den Ritter verliebt und ihn rettet, ſeien den Wundern romantiſcher Dichtung ſehr nahe verwandt, beſondees denen, die von den Aeabern abſtammen ſollen, ſo wie wiedeeum einige von ben weniger bekannten Fabeln der klaſſiſchen Mythologie, wie z. B. die in der heſtodiſchen Theogonie enthaltene Beſchreibung dee düſteren Kerker, in welchen die Titanen unter der Macht ſtark dewaffnetee Rieſen gefangen liegen, ſich der ſchrecklicheren Eehabenheit der

gothiſchen Fiktionen auffallend ähnlich erweiſen. Außerdem ſchienen eine große Menge jetzt für orientaliſch gehaltener Dichtungen urſprünglich griechiſche Traditionen zu ſein, welche zur Zeit Alexanders des Großen nach Perſien verpflanzt und ſpäter mit den durch öſtliche Vorſtellungen angenommenen Modifikationen nach Europa zurückgebracht worden wären.

Man kann es vielleicht für eine Beſtätigung der klaſſiſchen Theorie halten, daß im 13ten Jahrhundert ſowohl in Proſa als in Verſen viele klaſſiſche Geſchichten in der Tracht romantiſcher Fiktion erſchienen. Von dieſer Art ſind die lateiniſchen Werke des Dares Phrygius und Dictys Cretenſis über den trojaniſchen Krieg und die noch ausführlichere Chronik des Guido di Colonna, welche vermittelſt des franzöſiſchen metriſchen Werkes des Benoit de Saint More jenen Autoren nachgebildet iſt. Dieſe und ähnliche Erzeugniſſe jedoch müßen ſpäter ausführlicher erwähnt werden, wann wir die Romane von klaſſiſchen Helden behandeln, in denen Achilles, Jaſon und Herkules in den Ritterroeden aufgenommen und zugleich mit Lancelot, Roland und Amadis, denen ſie in ihren extravaganten Abenteuern in ſo hohem Grade gleichen, gefeiert worden ſind.

Ritſon [Ancient English Metrical Romance vol. I. p. XIX. sqq.] hat es verſucht, alle drei Theorien, die gothiſche und die arabiſche ſowohl, als die klaſſiſche der Reihe nach lächerlich zu machen, und behauptet, daß der Urſprung der Dichtungen jeder Periode und jedes Landes in den verſchiedenen Superſtitionen, die von Zeit zu Zeit herrſchen, zu ſuchen ſeien. Es iſt daher, wie er behauptet, ein eitles und thörichtes Bemühen den Urſprung derſelben irgendwo anders zu ſuchen. Beſonders ſeien die franzöſiſchen Ritterbücher zu alt, als daß ſie irgend einer barbariſchen Nation ihr Daſein ſchulden ſollten. Unter allen Himmelſtrichen, wo ein höherer Geiſt gedieh, habe ſich die Dichtung als das früheſte Produkt desſelben gezeigt und jedes Volk der Erde beſitze eine reiche Fülle von geiſtigen Erzeugniſſen eigener Erfindung, die es nur ſich ſelbſt verdanke.

Und in der That muß, wenn man Alles in Erwägung zieht, ein großer Theil der romantiſchen Wunder der Einbildungskraft der Autoren zugeſchrieben werden. In jeder Zeit und jedem Lande ſcheint der Glaube an übernatürliche Kräfte geherrſcht zu haben, und Ungeheuer aller Art ſind durch Uebertreibung oder Furcht geſchaffen worden. Es war dem gemeinen Volke in einem unwiſſenden Zeitalter, wie wir es noch heutigen Tages bei den Türken ſehen, daher ganz natürlich, einen ungewöhnlich herrlichen Palaſt für ein Werk der Zauberei zu halten. Dazu kommen noch die von einer abergläubiſchen Phantaſie heraufbeſchworenen Wunder, und ſelbſt die der Natur, wenn ſie ſich einem, mit ihrer eigentlichen Beſchaffenheit unbekanntem Gemüthe darboten. So kam den durch gewiſſe Stellungen des Lichtes und des Schattens hervorgebrachten Geſichtstäuſchungen ſo wie der reflektierenden und vergrößernden Gewalt, welche Nebel und Wolken beſitzen, das Vorhandenſein von Geiſter-, Rieſen- und anderen Geſchichten in hügligen oder wolkigen, von tiefen Thälern und Seen oder von Wäldern, Felſen und Flüßen durchſchnittenen Gegenden theilweiſe zugeſchrieben werden [105]). Zu Allem dieſem kamen noch die durch Hang zu phantaſtiſchen Schöpfungen der Einbildungskraft erzeugten Chimären. Von dieſer Art waren der ſymboliſche Cherub [106]) der Hebräer, die zuſammengeſetzten Bildungen der Aegypter und das Ungeheuer der Mythologie, das als

Prima leo, postrema draco, media inde capella [107])

beſchrieben wurde. Gleicherweiſe iſt der Greif aus Löwe und Adler zuſammengeſetzt, ſo wie Schlange und Eidechſe die Vorſtellung eines Drachen an die Hand gegeben haben mögen [cf. Walter Scott, Sir Tristrem Notr zu Fytte II. 27.] [108]). Sobald erſt ferner der Gedanke eines die gewöhnliche Größe überſchreitenden Weſens ſich erzeugt hatte, ſo war es auch leicht ſeine Dimenſionen noch weiter auszudehnen und die Geſtalt desſelben in die mannigfachſten, monſtröſeſten Formen zu bringen; es war auch natürlich, demſelben wie z. B. dem Goliath, eine dem ſchrecklichen Aeußern entſprechende Wildheit des Sinnes beizulegen. Hatte man ferner erſt nur die Vorſtellung von einem Zauberer erlangt, ſo konnte es nicht ſchwer ſein ihm noch größere Kräfte zuzuſchreiben, ſeine Zauberſprüche noch mächtiger und die Wirkungen derſelben noch glänzender oder furchtbarer zu machen. „Undurchdringlicher Rüſtungen, ſagt Hobbes, Zauberſchlöſſer, unverwundbare Körper, eiſerne Menſchen, fliegende Pferde und andere dergleichen Dinge werden von einem kühnen Geiſte ſehr leicht erdacht.“

2) Obgleich nun die eben behandelten Theorieen

einzeln oder alle insgesammt den Ursprung der übernatürlichen Ausschmückungen der Romantik zu erklären genügen mögen, so muß man diese doch nur als Verschönerungen der eigentlichen Ritterabenteuer betrachten, welche den bei weitem größten Theil derartiger Produktionen ausmachen.

Denn wenn wir auch die klassische Theorie hinsichtlich der Einführung von Riesen, Hippogryphen und Zauberern für wohlbegründet halten wollten, so kann dieselbe doch nicht den Unternehmungsgeist, die Galanterie und die romantische Tapferkeit erklären, die den Helden der Romantik zugeschrieben werden. Zwar besteht zweifelsohne eine sehr genaue Uebereinstimmung zwischen den Sitten des heroischen und gothischen Zeitalters. In beiden Perioden nämlich hielt man Räubereien für ehrenvoll, oder wenigstens waren sie nicht mit Schmach begleitet; uneheliche Geburt galt in beiden Zeiten als besonderer Ruhm und die berühmtesten Helden der Romantik waren eben so unächt wie die Heroen des Alterthumes die Sprößlinge von Halbgöttern und Nymphen. Auch die kriegerischen Spiele können ihrem Zwecke und ihren Wirkungen nach für die Turniere analog gehalten werden, so wie nicht minder den Dichtern Griechenlands und den Minstrels des Mittelalters gleiche Ermuthigung zu Theil wurde; während Herkules und Bacchus, die das Land durchstreifen, Räuber bestrafen und Ungeheuer vertilgen, für die irrenden Ritter des Alterthumes gelten können. Gleichwohl aber ist diese Aehnlichkeit nur die Folge eines gleichen Zustandes der Dinge, da unter den verschiedenen Völkern auf ähnlicher Stufe des socialen Fortschrittes ähnliche Ideen und Sitten herrschen müßen.

Noch viel weniger glaublich ist es jedoch, daß der chevalereske Geist durch die irrende Ritterschaft Arabiens seinen ersten Anstoß erhielt, und Warton hat diesen Theil seiner Theorie nur sehr wenig berührt. Die Natur des arabischen und des chevaleresken Unternehmungsgeistes nämlich war keineswegs dieselbe, so wie es auch gar nicht wahrscheinlich ist, daß die Europäer ihre wichtigsten Sitten und Einrichtungen von einem abgeschlossenen, feindlichen Volke entliehen haben sollten.

Percy hingegen und andere Vertheidiger der gothischen Theorie haben mit vielem Eifer behauptet, daß die chevaleresken Ideen, die Seele und Stoff der romantischen Fiktion, seit den frühesten Zeiten unter den nordischen Völkern vorhanden waren und von diesen in die Dichtungen einer späteren Zeit übergiengen. Wenngleich nun aber auch der Keim des chevaleresken Geistes dagewesen sein mag, so waren diese Ideen, meiner Meinung nach, dennoch nicht allgemein und nicht entwickelt genug, als daß sie ohne weitere Durchaebeitung der Hauptstoff der romantischen Dichtung werden konnten. Auch müßte man dann Beispiele chevalereskr Galanterie schon in den ersten Zeiten der französischen Geschichte finden; die Sitten während der Regierung der beiden ersten Königshäuser sind jedoch weit entfernt, irgend welche Spuren von Courtoisie sehen zu laßen.

Erst in Folge der später in Europa getroffenen feudalen Einrichtungen gewann das Ritterwesen seine eigentliche Kraft und erlangte die Privilegien eines eigenen Standes. — Dies in der romantischen Dichtung auftretende Ritterthum war also das Ergebniß wirklich bestehender Sitten und bloß eine übertriebene Schilderung des bestehenden Zustandes der Gesellschaft, als dessen Grundzüge Unterdrückung, Anarchie und ruheloser Muth erscheinen, der aber zuweilen Beispiele hoher Tugend und Begeisterung erzeugte.

Als nach Zerstörung des römischen Reiches die von den Barbaren eroberten Länder unter eine große Menge unabhängiger Fürsten und Barone getheilt wurden, deren Absichten und Interessen häufig mit einander in Kollision kamen, so ließ es sich jeder derselben eifrig angelegen sein, die größtmögliche Zahl junger Männer von Geburt und Muth um sich zu versammeln und dieselben durch die stärksten Bande an sich zu knüpfen. Der Ritter oder gemeine Krieger sah seinerseits gleichfalls, wie nützlich es für ihn war, sich einem Mächtigern anzuschließen, der ihm gegen die Unterdrückung und Gewalt anderer Großen Schutz angedeihen ließ.

Um aber diese Bande desto fester zu ziehen und damit der nach der Ritterwürde strebende in ritterlicher Höflichkeit und kriegerischer Gewandheit unterrichtet würde, pflegte man denselben schon früh aus seinem väterlichen Hause an den Hof oder in das Schloß seines zukünftigen Gebieters zu bringen. Dort dienten diese jungen Leute zuerst als Pagen oder Edelknaben und verrichteten als solche gewisse niedrige Dienste, die man zu jener Zeit nicht für ungeziemend hielt, wobei sie zugleich in dem Ceremoniel eines

Hofes unterrichtet und nicht minder in denjenigen körperlichen Uebungen, die man als die beſte Vorbereitung für ihre künftige Beſtimmung hielt, ſorgfältig unterwieſen wurden.

Das Schloß, in welchem der junge Ritterſohn ſeine Ausbildung erhielt, war gewöhnlich voll von Edeldamen jedes Alters. Der Umgang mit dieſen bot ihm nun die beſte Gelegenheit dar, ſich in ritterlicher Höflichkeit auf jede Weiſe zu vervollkommnen, und er wählte gewöhnlich irgend eine Dame zur Gebieterin ſeines Herzens, der alle ſeine Gefühle und Handlungen geweiht waren. Das Bild derſelben prägte ſich ihm unter den feenhaften Scenen früheſter Jugend ein und miſchte ſich ſpäter mit ſeinen Erinnerungen aus dieſer. Im Mittelalter befand ſich das geſellſchaftliche Leben in einem Zwiſchenzuſtande, der von den Extremen der Armuth und der Ueppigkeit gleichweit entfernt und für die Liebe daher ein günſtiger war; und dieſe Leidenſchaft wurde außerdem durch Hinderniſſe zuweilen bis zu einer Art von Anbetung geſteigert.

So nun machte der Dienſt einer Dame den zukünftigen Ruhm und Wirkungskreis des ſich um die Ritterwürde Bewerbenden aus, während zugleich ſein Streben nach kriegeriſcher Auszeichnung durch das Beiſpiel der Genoſſen und des Gebieters rege erhalten wurde. Sobald er alsdann Knappe geworden, begleitete er Letztern auf ſeinen Zügen, nahm jedoch in der Schlacht keinen Theil am Kampfe, ſondern blieb nur Zuſchauer und vervollkommnete ſich ſo durch genaue Beobachtung der verſchiedenen Bewegungen in kriegeriſcher Gewandheit und Erfahrung.

Ferner war ein großer Theil der Zeit denjenigen Vergnügungen gewidmet, die mit den Schlachten im offenen Felde verwandt ſind und deren Kenntniß man als weſentlich zur Erwerbung der Ritterwürde betrachtete.

Wenn man nun die Verleihung der letzteren bloß als eine Ceremonie betrachtet, durch welche die zum Kriegerſtande beſtimmten Jünglinge ihre Waffen empfiengen, ſo reicht dieſe Sitte, wie man behauptet, bis in die Zeit Karls des Großen hinauf; betrachtet man dieſe Würde aber als eine ſolche, welche unter Beobachtung gewiſſer Gebräuche den höchſten Rang des Kriegerſtandes verlieh, ſo kann man die Ertheilung derſelben nicht höher hinauf verfolgen, als bis in's elfte Jahrhundert. In den Wäldern Deutſchlands war die Aufnahme eines Jünglings in die Zahl der Krieger ſeines Volkes mit paſſenden Gebräuchen begleitet geweſen; das Oberhaupt desſelben nämlich, ſchmückte ihn in öffentlicher Verſammlung mit Schwert und Spieß [ſ. Tacit. Germ. C. 13.], welches einfache Verfahren in den ſpätern feudalen Zeiten ſich in ein geheimnißvolles und pomphaftes Ritual verwandelte.

Bei ſeiner Erlangung der Ritterwürde wurde ferner dem neuen Ritter Treue gegen ſeinen Obern, unpartheiſche Handhabung der Gerechtigkeit gegen ſeine Vaſallen, unverbrüchliches Halten ſeines Wortes und Beobachtung derjenigen ritterlichen Höflichkeit zur Pflicht gemacht, welche ſeinen übrigen Eigenſchaften zur höheren Zier gereichte und ſeine ſtrengern Pflichten milderte. Alle ungerechter Weiſe Unterdrückten, oder die ſich dafür hielten, waren befugt ſeinen Beiſtand und Schutz in Anſpruch zu nehmen, und beſonders genoß das weibliche Geſchlecht in dieſer Beziehung die ausgedehnteſten Anrechte. Hülflos und der Gewaltthätigkeit des Geizes und der Leidenſchaft preis gegeben, befanden ſie ſich unter ſeiner beſonderen Fürſorge und unter dem Schutze ſeines tapferen Armes.

Auf die Ertheilung der Ritterwürde, die zuweilen nach der Verrichtung großer Kriegesthaten, häufiger aber bei kirchlichen Feſtlichkeiten, Krönungen, Taufen, oder Friedensſchlüſſen geſchah, folgten dann gewöhnlich Turniere. Von dieſen kriegeriſchen Spielen, welche franzöſiſchen Urſprunges ſind und ungefähr zur Zeit des erſten Kreuzzuges aufkamen, gab es eine geringere, in einem kleineren Kreiſe Statt findende, und eine feierlichere, öffentlichere Art. Beide Arten jedoch hatten den Zweck, in Ermangelung wirklicher Kämpfe, das Gemüth zu erregen und zugleich die Pracht eines Fürſten oder ſonſtigen Großen zu entfalten [1088]).

Es würde indeß eine endloſe Arbeit ſein, alle diejenigen Gebräuche zu beſchreiben, die den Turnieren vorausgiengen, ſie begleiteten und auf dieſelben folgten, und die gewiß mehr als den vierten Theil der Ritterbücher anfüllen, welche in dieſer Beziehung ein nur etwas ausgeſchmücktes Bild deſſen darbieten, was ſich wirklich zutrug.

So wie nun aber der Geiſt des Ritterthums ſtets bemüht war in den Turnieren einen treuen Abdruck der Anſtrengungen und Gefahren des Krieges darzubieten, ſo bewahrte er auch hinwiederum im Kriege ein Bild der Courtoiſie, welche bei den Turnieren herrſchte. Der Wunſch

irgend einer Dame zu gefallen und ihrer würdig zu erscheinen, erwies sich in Schimpf und Ernst als eines der stärksten Motive, die zu tapfern Thaten antrieben. Der Ritter, welcher in den Kampf stürzend den Wunsch äußerte (wie man uns berichtet), daß seine Dame ihn sehen möchte, muß auch durch die Hoffnung, daß sie einst auch den Ruf seiner Tapferkeit vernehme, zu höherem Muthe angefeuert worden sein. In den wirklichen Schlachten war der Ritter häufig mit den Gunstzeichen der Gebieterin seines Herzens geschmückt und forderte wohl auch einen Gegner auf, über die höhere Schönheit ihrer Damen und die Stärke ihrer Liebe durch das Schwert zu entscheiden, was allerdings nicht den ersten Anlaß zum Kampfe zu geben pflegte, sondern nur bei sonstigen Gründen zur Feindseligkeit Statt fand. Da ferner ein einzelner Streiter sich oft ganz besonders durch seine Tapferkeit auszeichnete und dadurch auf die Entscheidung des Tages großen Einfluß übte, so wurden häufig die nämlichen Kämpen veranlaßt, sich gegenseitig aufzusuchen, wodurch jene eigenthümliche Kampfweise entstand, die in den alten Ritterromanen geschildert wird. —

Das nämliche Prinzip nun, welches durch die Vereinigung der Liebe, der Ehrfurcht vor den Frauen und des Ruhmdurstes, den Sinn für Tapferkeit und Ehre weckte, schlang andererseits auch um die Helden, welche es schuf, die festesten Bande der Freundschaft: sie schlossen sich zur gemeinschaftlichen Ausführung aller ihrer zukünftigen Thaten oder irgend einer einzelnen besonders wichtigen und schwierigen Unternehmung eng an einander, und daraus entstand jene Waffenbrüderschaft, welche in den alten Ritterromanen die Ritter so häufig gegenseitig verbindet.

Der ruhelose Geist der Feudalzeiten und des Ritterwesens trieb aber auch jene Kämpen an, blos zu ihrem Vergnügen Abenteuer aufzusuchen. Bei ihrer Rückkehr nun, mußten die Ritter den Wappenherolden mit einem Eide bekräftigen, daß sie genauen Bericht von ihren Thaten abstatten wollten, welche Verpflichtung es auch erklärt, daß sie keiner auch noch so gefährlichen That auswichen, wenn sie auch ohne Zeugen verrichtet wurde und ohne Gefahr hätte vermieden werden können.

Ich glaube so zur Erklärung jener Leidenschaft für das Kriegeshandwerk, jenes Hanges zu Abenteuern und jener extravaganten Galanterie, welche die unvermeidliche Folge der feudalen Prinzipien waren und die hervorstechendsten Züge der alten Ritterromane ausmachen, genug gesagt zu haben.

Nächst den aus Thatenlust oder aus Liebe für das schöne Geschlecht aufgesuchten Abenteuern, besteht ferner ein großer Theil der in den alten Romanen beschriebenen Kämpfe aus solchen, welche irgend eine Streitigkeit entscheiden sollen. Sie fanden nämlich Statt, wenn ein Ritter den andern herausforderte oder ein dritter angeklagt wurde, dessen Sache einer der zwei Kämpfenden aus einerlichem Sinne oder aus irgend einem andern Grunde verfocht. Die Idee zu solchen Kämpfen wurde durch die bekannten Gottesurtheile erzeugt, durch welche im Mittelalter Streitigkeiten vor Civilgerichtshöfen entschieden wurden. Da nämlich die Richter oder Magistratspersonen das gewaltthätige Benehmen der streitenden Parteien nicht zu bändigen vermochten, so begnügten sie sich die Gebräuche und Formen einer mit ihren eigenen Ansichten übrigens so sehr übereinstimmenden Entscheidungsweise zu bestimmen und zu beaufsichtigen. Diese schlagfertige Berufung auf das Schwert wurde übrigens durch den dem Menschen innewohnenden Glauben an Wiedervergeltung, vermöge dessen er die Schuld bestraft und die Unschuld beschützt zu sehen erwartet, noch mehr ermuthigt. Die menschliche Ungeduld läßt ihn hoffen, daß schon auf Erden eine göttliche Dazwischenkunft Statt finden und eine feierliche Berufung auf den Himmel die Entdeckung seines Willens zur Folge haben müße, welche Meinung in jenen Zeiten auch noch durch den Klerus verstärkt wurde, in dessen Interesse es lag, die göttliche Macht, als eine solche darzustellen, die bei der geringfügigsten Veranlaßung die Gesetze der Natur umgehe.

In Folge der allgemein bekannten Umstände, welche dazu beitrugen, den Einfluß der Kirche zu befördern, erscheint nun ferner der ächte Ritter häufig auch noch in dem wenigstens scheinbaren Lichte einer eifrigen, glühenden Frömmigkeit. Seine religiösen Pflichten bestanden in dem Besuche heiliger Orte, in dem Aufhängen seiner eigenen Waffen oder derer eines besiegten Feindes in Klöstern oder Kirchen, in der Feier verschiedener kirchlicher Feste und in mancherlei Bußübungen. Eine übertriebene Verehrung für das Mönchthum veranlaßte sogar viele Ritter und Fürsten, ihr Leben in klösterlicher Zurückgezogenheit zu enden; daher bieten die alten Ritterromane,

wie wie ſpätee ſehen weeden, Beiſpiele der aberglaubiſcheſten Frömmigkeit und endigen häufig damit, daß die Hauptperſon Mönch oder Einſiedler wied.

Auf die Luſt an Krieg und Abenteuern und auf die extravaganteſte Galanterie, die beide mit dem bliudeſten Aberglauben Hand in Hand giengen und in dieſer Vereinigung dem Geiſte des Ritterthumes eigen waren, gründet ſich nun bei weitem dee größte Theil der in den alten Ritterromanen geſchilderten Vorfälle. Wir werden kaum irgend ein Motio einer Handlung finden, das ſich nicht auf eines oder das andere der Prinzipien zurückführen ließe, von welchen die menſchliche Geſellſchaft in jenen Tagen geleitet wurde. Zu dieſer gunſtigen Baſis der Sitten und Ideeen fügte die Leichtgläubigkeit oder die Phantaſie des Zeitalters nun auch noch die übernaturlichen Wunder, welche ſie aus den Quellen, deren Urſprung wir bereits unterſucht, zu ſchopfen pflegte, und die durch ſolche neue Wunder noch mehr ausgeſchmückten Abenteuer wurden durch die Einbildungskraft der Verfaſſer jener Ritterromane bis in's Unendliche veroielfacht und erweitert.

Dies alſo ſind waheſcheinlich die Quellen, welche den Letztern im Allgemeinen die Abenteuer und deren romaniſche Verzierungen an die Hand gegeben haben.

3) Wir haben nun weiter zu ſehen, wie dieſe erwähnten Abenteuer und deren Ausſchmückungen bei der Geſchichte einzelner Ritter in Anwendung gebeacht wurden und die Materialien näher zu betrachten, welche den vornehmſten Stoff und die Hauptperſonen zu jenen Ritteebüchern geliefeet haben.

Zu einer Zeit, da das Weſen des Ritterthums ſo allgemeine Bewunderung erweckte und die Wiekungen desſelben ſich wenigſtens dem Anſcheine nach auf das allgemeine Beſte richteten, war es natürlich, daß Geſchichte und Fabel auf jede Weiſe in Anſpruch genommen wurden, um ihnen großaetige, die Nacheiferung erhöhende Vorbildee zu entlehnen.

Nun waren aber Arthur und Karl der Geoße nebſt ihren Paladinen diejenigen Helden, welche man am früheſten zu dieſem Zwecke auswählte. Die dieſen Sagenkreis betreffenden Erzahlungen ſind die allererſten Proben dieſes Zweiges der Literatur und wegen ihrer ſchnellen Beliedtheit, wegen der Schönheit der Fiktionen, mit welchen ſie anfangs ausgeſchmückt wurden und weil ſie der Eitelkelt der zwei mächtigſten Völker Europa's ſchmeichelten, blieben ſie lange, wenngleich durch ſpätere Zuthaten verändert und erweitert, die herrſchendſte und beliebteſte Unterhaltung.

Es dürfte hier der gehörige Ort ſein, die Ritterbüchee, mit denen wir es nachher zu thun haben, in verſchiedene Klaſſen zu theilen und zwar in vier: Erſtens in die ſich auf Aethur und die Ritter von der Taſelrunde deziehenden; zweitens in ſolche, die den Sagenkeeis Karls des Großen und ſeiner Paladine betreffen; drittens in die ſpaniſchen und poetugleſiſchen Ritterbucher, welche beſondees die Abenteuee dee ſabelhaften Familien des Amadis und Palmerin enthalten, und endlich viertens in die Ritterromane, die man die klaſſiſchen nennen konnte, da ſie die Heroen des Alterthums im Gewande romaniſcher Dichtung darſtellen.

Sobald wir die ſich auf Karl den Großen beziehenden Ritterbücher behandeln, werden wir auch den Einfluß der dem Biſchof Turpin zugeſchriebenen Chronik in Betracht ziehen; zuvörderſt aber müßen wir unſere Aufmerkſamkeit auf die Erzählungen von Arthur und der Tafelrunde wenden, da ſie die älteſte und zahleeichſte Klaſſe bilden, von der jetzt noch Spuren vorhanden ſind. Dieſe gründeten ſich nämlich urſprünglich auf die frühen nnd fabelhaften waliſiſchen und bretoniſchen Sagen, auf die alten lateiniſchen Chroniken Englands und die ſpäteren metriſchen Romane dee engliſchen und normänniſchen Minſtrels.

Die normänniſchen Eroberer nun ſollen unter der Regierung des Konigs Stephan (1135—1154) zuerſt begonnen haben, ſich für die Geſchichte und die Alterthümer Englands zu intereſſieren, da ſie zu dieſer Zeit anfiengen ſich als Eingeborene zu betrachten; aus den Schriften des Gildas oder Nennius jedoch können ſie keine übereinſtimmenden oder wahrſcheinlichen hiſtoriſchen Nachrichten kennen gelernt haben.

Gildas, oder wie Gibbon ihn genannt hat, der britniſche Jeremias, iſt der Veefaſſer von „Klageliedern uber die Vernichtung Beitanniens", welche eine weinerliche Elegie bilden, und einer Epiſtel, die rine wahnſinnige Satire auf die Laſter ſeiner Landsleute enthält; er bedient ſich übertreibender Ausdrücke und bietet verdrehte Thatſachen ſtatt eine glaubwürdige Erzählung unſerer ſo wichtigen frühern Geſchichte zu geben, was er ſehr

leicht hätte thun können, da er der Tradition nach der Sohn des Caw, eines britiſchen Fürſten war, welcher im ſechſten Jahrhunderte lebte und zugleich mit ſeinem Vater an den von ſeinen Landsleuten gegen die northumbriſchen Sachſen geführten Kriegen Theil nahm. Nach der Niederlage der Britten bei Catraith floh er nach Wales und lebte als Schulmeiſter zu Bangor[109]).

Nennius[110]) ſoll um die Mitte des neunten Jahrhunderts gelebt haben. Sein Werk iſt bloß ein dürrer Abriß und ſelbſt von dieſem iſt keine genaue und vollkommene Abſchrift mehr vorhanden. Er verabſäumt zwar nicht, ſeine Gewährsmänner anzuführen, jedoch ſind ſie unglücklicherweiſe nicht eben beſonders glaubwürdig, da ſie aus den Lebensbeſchreibungen von Heiligen und alten britiſchen Sagen beſtehen, denen er deſto mehr Glauben beimißt, je ungereimter ſie ſind. Unter anderen giebt er einen Abriß der Geſchichte des Brut, welcher mit der Erzählung des Geoffrey von Monmouth übereinſtimmt, und im vierten Capitel fängt er eine ſehr ausführliche Lebensbeſchreibung des Merlin an, welche in vielen Beziehungen mit den Ereigniſſen des von dem Letztern handelnden Romans zuſammentrifft. (ſ. Ellis's Early Metrical Romances vol. I).

Außer der thränenreichen Geſchichte des Gildas und der nüchternen Erzählung des Nennius waren noch viele waliſiſche Traditionen vorhanden, welche die Aufmerkſamkeit normänniſcher Alterthumsforſcher auf ſich gezogen zu haben ſcheinen.

Die waliſiſchen Chroniken und Dichtungen nämlich hatten ſich lange die Verherrlichung Arthurs angelegen ſein laßen. Gezwungen ihr Land ohne die Hoffnung, dasſelbe je wieder zu erlangen, den Siegern zu überlaßen, rächten die Waliſer ſich an den Sachſen dadurch, daß ſie in der Perſon Arthurs ein Phantom des Ruhmes ſchufen, das alle andern Helden hoch überragte[111]). Dieſe geiſterhafte Figur ſcheint in den Sagen und Legenden der Bretagne ein ganz beſonders hohes, Schrecken erregendes Anſehen erlangt zu haben. Walter Calenius oder Gualtier, wie er zuweilen heißt, Archidiakonus zu Oxford, ſammelte nun während einer Reiſe nach Bretagne oder Armorica, einer Provinz, aus welcher, wie man glaubte, die königlichen Ahnen Arthurs urſprünglich abſtammten, eine große Maſſe derartiger Materialien Bei ſeiner Rückkehr nach England übergab der Archidiakonus dieſes bunte Gemenge geſchichtlicher Lieder und Traditionen dem Geoffrey von Monmouth, der auf dasſelbe ſeine in lateiniſcher Proſa geſchriebene Chronik von Britannien gründete und dieſelbe um das Jahr 1140 beendet haben ſoll. Einige Schriftſteller haben geglaubt, daß Geoffrey den größten Theil der genannten Chronik, die er aus britiſchen Originalen zu überſetzen behauptet, ſelbſt erfand. Dieſe Meinung wurde zuerſt von Virgilius Polydorus [Historia Anglicana Lugd. Bat. 1649. C. I. p. 25 ff.] aufgeſtellt und auch von ſpätern Schriftſtellern angenommen [vgl. Graße Sagenkreiſe S. 98.]. Ellis [1, 89.] aber hat zur Genüge bewieſen, es ſei gar kein Grund vorhanden die wiederholten Verſicherungen Geoffrey's zu bezweifeln, daß er nämlich bloß ſeine bretoniſchen Originale in's Lateiniſche übertragen habe. Seine fabelhaften Erzählungen von Brut, Arthur und Merlin ſtimmen mit den in Nennius oder in den Lebensbeſchreibungen der Heiligen enthaltenen ganz überein, konnen daher auch nicht von Geoffrey erfunden ſein, und überdies trägt die Geſchichte eine innere Beglaubigung ihres armorikaniſchen Urſprunges an ſich, da ſie Hoel, einem Helden dieſes Landes, viele von denjenigen Siegen zuſchreibt, welche die Sage dem Arthur beilegt.

Sei es nun aber daß wir in dieſer berühmten Chronik nur eine Erfindung Geoffrey's beſitzen oder daß ſie ein treues Bild von den zu ſeiner Zeit als Geſchichte betrachteten Sagen und Fabeln gewähre, jedenfalls kann, wie Ellis, der einen Auszug daraus gegeben hat, ſich ausdrückt, kein Zweifel darüber Statt finden, daß ſie einer der Eckſteine der romantiſchen Dichtung ſei.

Das Werk beſteht nun aber aus 9 Büchern, von denen jedes in Capitel getheilt iſt, und beginnt mit der Geſchichte des Brutus, des Sohnes des Silvius und Enkels des Ascanius, der in Folge eines zufälligen Todſchlags ſeines Vaters, aus Italien verbannt wird und nach Griechenland flieht. Dort erhält er die Hand der Imogene, der Tochter eines Königs jenes Landes, und eine Flotte, mit welcher er nach dem damals nur von einigen wenigen Rieſen bewohnten Albion gelangt und das nach ſeinem Namen Britannien genannte Königreich gründet. Hierauf folgen Nachrichten über die fabelhafte Nachkommenſchaft des Brutus, beſonders über Arthur, und das Ganze ſchließt mit der Regierung Cadwallader's, eines der Deſcendenten jenes Helden.

Es würde in der That ſchwierig ſein, die hiſtoriſche Baſis der Chronik Geoffrey's ausfindig machen zu wollen; jedoch druckte ſie den Thaten der alten in der Romantik gefeierten Ritter das Gepräge der Wahrhaftigkeit auf und verlieh den Kompilationen der hinſichtlich dieſer imaginären Helden berichteten Fabeln eine Art von Autorität. In der Zeit, da dieſe Chronik erſchien, war es ſchwer die Wahrheit zu ergründen; der Irrthum hingegen wurde nicht leicht entdeckt, und indem von Kritik kaum ſchon etwas vorhanden war, um ſo eifriger hingenommen, je mehr er in der lockenden Tracht des Wunderbaren auftrat. Die Leſer waren außerdem unwiſſender als die Verfaſſer und das leichtgläubige Zeitalter fügte zu hiſtoriſch ſein ſollenden, aber offenbar unwahren Erzählungen auch noch phyſiſch unmögliche Ereigniſſe, welche den bereits angedeuteten Quellen entnommen wurden, wodurch jene Erzählungen in Romantik ausarteten oder manchmal dazu veredelt wurden.

Es findet ſich nun zwar in der Chronik Geoffrey's nichts, das ſich auf die Thaten Triſtan's und Lancelot's oder die Eroberung des heiligen Gral's bezöge, welche einen ſo großen Theil der die Tafelrunde betreffenden Ritterbücher ausmachen und erſt ſpätere Zuſätze ſind; jedoch ſtammen dieſe gleich der Chronik wahrſcheinlich [112]) von alten britiſchen Quellen, da die Namen der Helden und der Schauplatz ihrer Abenteuer noch immer britiſch ſind [113]).

Auf das Werk Geoffrey's von Monmouth und ähnliche fabelhafte Sagen [114]) gründeten ſich alſo diejenigen Erzählungen in metriſcher Geſtalt, in welcher anerkanntermaßen die alten Ritterromane zuerſt auftraten. Auch ſcheint es unbeſtreitbar, daß dieſe metriſchen Romane, obgleich in England verfaßt, zuerſt in franzöſiſcher Sprache erſchienen.

In ihrer früheſten Bedeutung wurde die Bezeichnung Romance (d. h. romaniſch) den in den verſchiedenen früher zum römiſchen Reiche gehörigen Provinzen geſprochenen Dialekten beigelegt, deren Grundlage das Lateiniſche war, obgleich andere Beſtandtheile damit vermiſcht ſein mochten. Das Romaniſche war daher eine Zeit lang die Sprache des gemeinen Lebens in Gallien. Späterhin kamen zwar in dieſem Lande verſchiedene abweichende Dialekte zum Vorſchein, das eigentliche Romaniſch blieb jedoch in der Normandie herrſchend und verbreitete ſich von dort wiederum durch die nördlich von der Loire belegenen Provinzen.

Die früheſten Proben der nordfranzöſiſchen Literatur beſtehen aus verſifizierten Lebensbeſchreibungen von Heiligen. Dieſe ſollen um die Mitte des elften Jahrhunderts aus lateiniſchen Originalen überſetzt worden ſein. Zu Anfange des darauf folgenden Jahrhunderts erſchienen verſchiedene didaktiſche Werke, wie der Beſtiarius, ein naturhiſtoriſches Gedicht von Philip de Thaun, das er der Gemahlin Heinrich's I. von England widmete, ſo wie eine verſifizierte Abhandlung über Chronologie von demſelben Verfaſſer. Jedoch glaubt man, daß vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts keine Spur eines eigentlichen Werkes der Phantaſie, nichts, was wir jetzt einen Roman nennen würden, zu finden iſt. Nach jener Zeit aber kamen eine große Menge von Schöpfungen der Minſtrels zum Vorſcheine, zu welchen das reiche Material, das ſie beſaßen, immer neuen Stoff herlieh.

Vor dieſem Zeitpunkte aber war bereits die Sprache, in der ſie ſchrieben, vermittelſt der normänniſchen Eroberung nach England hinübergedrungen, ja ſogar letzteres Land ſchon vor dieſem Ereigniſſe zur Aufnahme der franzöſiſchen Sprache vorbereitet worden. So hatte Eduard der Bekenner ſeine Erziehung in Frankreich erhalten und bei ſeiner Thronbeſteigung ſeine franzöſiſchen Günſtlinge zu den höchſten Würden befördert. Unter ihrem Einfluſſe fieng bereits auch das Volk an, ſeine engliſchen Sitten abzulegen und die Sprache und Gewohnheiten der Franzoſen nachzuahmen (Ingulph. Hist. Croyl. p. 62. ed. Gale bei Tyrwhitt zu Chaucer vol. IV. od. neue Ausg. London 1843. p. XVII. n. 5.). Dieſe, um der Laune des herrſchenden Monarchen zu willfahren angenommenen Moden wären nun zwar unter ſeinen Nachfolgern wahrſcheinlich wieder in Verfall gerathen; ehe dieß aber eintrat, wurde die franzöſiſche Sprache durch die normänniſche Eroberung mit dem neuen politiſchen Syſteme verflochten. Der König, die oberſten Staatsbeamten und ein großer Theil des Adels waren Normannen und verſtanden nur ihre Landesſprache, ſo daß auch die wenigen Sachſen, die noch bei Hofe Zutritt hatten, ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſahen, ſich mit der Sprache ihrer neuen Herren bekannt zu machen. Wilhelm der Erſte vertheilte auch einen Theil des eroberten Landes unter die großen Barone,

welche ihm gefolgt waren und ſich, ſobald ſie konnten, von Vaſallen aus ihren Landsleuten begleitet, auf ihre neuerworbenen feudalen Sitze begaben, wodurch die von ihnen im gewöhnlichen Leben und vor Gericht gebrauchte Sprache ſich bis in die fernſten Provinzen verbreitete. Auch alle geiſtlichen Stellen wurden normänniſchen Kaplänen verliehen und diejenigen, welche Abteien erhielten, ließen es ſich eifrig angelegen ſein, ihre Kloſter mit Fremden anzufüllen. Daher ſprachen die höhern Klaſſen des Klerus und der Laien franzöſiſch, während die niedern ſich fortwährend ihrer Mutterſprache bedienten, jedoch ſich auch häufig die ihnen neuen Herren aneigneten. Dieſer Zuſtand der Dinge währte mit geringer Veränderung während der ganzen Regierung der normänniſchen Könige und unter den erſten Herrſchern aus dem Hauſe Plantagenet fort.

Die normänniſchen Minſtrels nun, welche die Barone an den engliſchen Hof begleitet hatten, verfaßten ihre Dichtungen natürlich in derjenigen Sprache, welche ihnen ſelbſt am Geläufigſten war und als die unter den höchſten Ständen am meiſten herrſchende ihnen die größte Zahl der Leſer und Hörer unter denſelben verſchaffte.

Durch die frühzeitige Verbindung der Normannen mit den Bewohnern der Bretagne aber, hatten die Minſtrels die Sagen der Letztern kennen gelernt und nicht nur Ueberreſte derſelben nach England mit hinüber gebracht (ſieh Ellis Metrical Romances vol. I. p. 36.), ſondern dieſe ſogar unter den Waliſern in einem noch vollkommenern Zuſtand wieder gefunden. Die Zerſtörung der Sachſenherrſchaft und der Sieg der Normannen waren ferner Ereigniſſe, welche bei den Nachkommen der alten Britten die größte Freude erweckten, ſo daß dieſe ſich denen, die ſie an ihren grimmigſten Feinden gerächt hatten, ſehr gern anſchloſſen, während die waliſiſchen Sagen den Normannen willkommener ſein mußten, als die der Sachſen. Außerdem müßen während der politiſchen Intriguen, welche den ganzen Zeitraum zwiſchen der Eroberung von England [1066] und der endlichen Unterjochung [1282] von Wales ausfüllten, zwiſchen dieſen beiden Ländern Beziehungen Statt gefunden haben, welche den Austauſch jeglicher literariſchen Materialien hinlänglich erklären dürften. Da nun die den normänniſchen Minſtrels in England mitgetheilten brittiſchen Lieder (lays) nur ſelten niedergeſchrieben wurden, ſo wiederholte ſich derſelbe Stoff mit unzähligen Abweichungen und zu dieſen mündlichen Ueberlieferungen kamen nun außerdem noch die in der Chronik Geoffrey's von Monmouth enthaltenen ſtabilern Sagen.

Man ſcheint aber allgemein der Meinung zu ſein, daß die gereimten Romane in franzöſiſcher Sprache in England und der Normandie bereits zu einer Zeit erſchienen, wo an dem Hofe zu Paris noch kein Verſuch dieſer Art gemacht wurde. Dieſe Annahme gründet ſich auf den höhern Schutz durch die engliſchen Monarchen, auf den Styl und den Charakter der Romane ſelbſt und auf die Gönner, denen dieſe Dichtungen urſprünglich gewidmet waren.

Der älteſte nun von dieſen gereimten Romanen in franzöſiſcher Sprache heißt Roman de Brut und gründet ſich auf die Chronik Geoffrey's von Monmouth; er wurde im Jahre 1155 von Robert Wace, gebürtig aus der Inſel Jerſey, verfaßt, der ſein Werk von dem Zeitpunkte des imaginären Brutus bis auf den Tod Cadwallader's, mit welchem auch Geoffrey ſchließt, herabführte, ſpäter jedoch von Gaimar und andern bis zur Regierung des Wilhelm Rufus fortgeſetzt [115]). Wace iſt auch der Verfaſſer des Roman de Rou, einer fabelhaften gereimten Geſchichte der normänniſchen Herzöge von Rollo an. Dieſe Reimchroniken erzeugten bald nachher eigentliche Dichtungen, zu denen der unermüdliche Wace wiederum die Bahn brach. Sein Chevalier au Lion ſcheint einer der früheſten gereimten Romane dieſer Art zu ſein, die wir kennen [116]). Zu Ende des zwölften und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erſchien nun ſowohl in England als in der Normandie eine zahlloſe Menge verſifizierter Romane, welche von Arthur und den Rittern der Tafelrunde handelten, wie z. B. der Sangreal, der Perceval u. ſ. w., die von Chretien de Troyes, Meneſſier und Anderen verfaßt wurden.

Zu derſelben Zeit auch entliehen ſehr viele franzöſiſche Romane, in denen die Helden des Alterthums verherrlicht werden, ihren Stoff aus dem trojaniſchen Sagenkreiſe; jedoch nur wenige von dieſen wurden in Proſa übertragen, wenigſtens geſchah dieß nicht frühzeitig, während der größte Theil der ſich auf die Tafelrunde beziehenden gereimten Romane, ſei es nun durch Zufall oder um der Eitelkeit und den Vorurtheilen des Volkes durch die Verherrlichung ſeiner Helden zu ſchmeicheln, in proſaiſcher Bearbeitung erſchienen und in dieſer Verwandlung eine

durch ihren Umfang Schrecken erregende Bändereihe bildeten, welche im Laufe der Zeit die verfifizieeten Originale verdeängte.

Dieſe Romane in Peoſa, welche den eigentlichen Gegenſtand unſerer Unterhaltung ausmachen, wurden meiſt im Verlaufe des dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts geſchrieben, obwohl es ſchwierig iſt, den Zeitpunkt der Abfaſſung eines jeden odee die Verfaſſer derſelben genau anzugeben.

Die Data, die uns bei der Unterſuchung über den eeſtern Punkt leiten müßten und auf den erſten Anblick leicht erkennbae und ſicher zu ſein ſcheinen, ſind folgende:

1) das Alter der Sprache;

2) die geſchilderten Sitten, denn in den alten Ritterromanen werden nicht die Sitten, Gebeäuche und Teachten derjenigen Zeiten beſchrieben, in denen die imaginären Helden gelebt haben ſollen, ſondern die, welche zue Zeit der Abfaſſung des Werkes herrſchten, und beſonders müßten die Beſchreibungen der Turniere, womit alle Romane angefüllt ſind, bei einer derartigen Unterſuchung von Nutzen ſein. So z. B. turnieeten, als dieſe Kampfſpiele eingeführt wurden, die alten Ritter am erſten Tage und die neuen an den folgenden. Späterhin eröffneten die neuen Ritter das Tuenier und bie Knappen burften mitkämpfen; enblich abrr gerieth ber Unterſchied, dee ſpäteehin zwiſchen Rittern und Knappen beſtand, in große Verwirrung. Das Licht jedoch, das man von bieſen Einzelheiten der Sache gemäß erwarten könnte, iſt durch den Umſtand verdunkelt woeden, daß bie Verfaſſer dee Proſaromane ihee geeeimten Originale zuweilen knechtiſch nachahmten und auf dieſe Weiſe ohne weiteee Andeutung die Sitten einer frühern Zeit voefüheten. Größtentheils zwar wurden, wie ich glaube, die Proſaromane bem Jbeenkreiſe und den Gebräuchen, welche zue Zeit der Umarbeitung voehanden waeen, angepaßt; jeboch läßt es ſich unmöglich mit Gewißheit beſtimmen, was dem Originale entſprechend und was neu hinzugethan iſt.

3) Der Name desjenigen Gönners, dem der Roman gewidmet iſt, oder auf deſſen Veranlaßung er geſchrieben worden ſein ſoll, konnte bei der Feſtſtellung der Abfaſſungszeit gleichfalls von Nutzen ſein. Jedoch bezeichnen die Veefaſſer ihre Gönner auf ſo unbeſtimmte Weiſe, daß der daraus gezogene Schiuß nur unbeſtimmt und unſicher ausfallen kann. So ſind z. B. die Werke auf den Wunſch eines Königs Heinrich oder Eduaed von England geſchrieben, wodnech aber die Zeit ihree Abfaſſung nur der Regierung eines der zahlreichen Herrſcher dieſes Namens zugewieſen wied.

4) Das Datum des Erſcheinens kann bei der Beuetheilung des voeliegenden Punktes nicht minder Vortheil ſein, ſoweit es ſich nämiich um einige ſpäteee Ritterromane handelt. Aber ſelbſt dieſe kleine Hülfe fällt meiſtentheils fort, da die früheſten Drucke gewöhnlich ohne Angabe der Jahreszahl eeſchienen. Daher, fürchte ich, können dieſe Data in den meiſten Fällen einen nur ſehr ſchwachen unb unſichern Beiſtand leihen.

Was nun die Verfaſſer der Peoſaromane betrifft, ſo muß zuvörderſt bemerkt werden, daß dieſe ihee Werke nicht für bloße Schöpfungen der Phantaſie ausgaben, ſondern im Gegentheil heftig übee die lügenhaften geeeimten Romane loszogen und ſelbſt nur hiſtoriſche Thatſachen zu bieten behaupteten. Auch zweifelten ihre leichtgläubigen Leſer keineswegeſ an der Wahrheit dieſer Behauptungen und die Fabeln, denen man in ihrem metriſchen Gewande keinen Glauben geſchenkt hatte, wurden bei ihrer Umarbeitung in Proſa ohne Aeg als Wahrheit hingenommen. Es lag daher in dem Jnteresſe der eigentlichen Verfaſſer, wenn ſie ihren Werken das Gepräge der Glaubwürdigkeit verleihen wollten, die metriſchen Originale, denen jene eigentlich entliehen waren, zu verleugnen unb dagegen vorzugeben, daß ſie ihre Fabeleien entweder aus dem Lateiniſchen überſetzt oder nach alten franzöſiſchen Peoſawerken gearbeitet hätten, welchen Behauptungen man, wenn ſie ſich nicht ſonſt als wahr erweiſen, nie Glauben beimeſſen ſollte.

Einige Schriftſteller ſind ſogar der Meinung, daß dieſes lügenhafte Verfahren noch weiter ausgebehnt wurde und daß die eigentlichen Verfaſſer ſich gewöhnlich falſche Namen beilegten. „Diejenigen, ſagt Ritſon [a. a. O. vol. I. p. 45.], deren Namen als die dee Verfaſſer der alten Proſaromane erſcheinen, ſind meiſt nur Luftgebiide. Von dieſer Art ſind Robert de Borron, der vorgebliche Autor oder vielmehr Ueberſetzer des Lancelot; Lucas Sieur de Gaſt, dee Ueberſetzer des Triſtan aus dem Lateiniſchen in's Franzöſiſche; Gualter Map, welcher zwar wirkiich lebte und ein ziemlich bekannter Dichter war, jedoch keineswegeſ die Hiſtoire du Roi Artus

verfaßte; endlich Rusticien de Pise, welcher den Roman Gyron le Courtois überſetzt haben ſoll."

Die Vorreden ſind es nun alſo allein, wo man irgend welche Nachrichten über die alten Romane und deren Verfaſſer finden kann; jedoch erfordert es einigen Scharfſinn, um das was wahr iſt, zu entdecken und richtige Angaben von dem zu unterſcheiden, was als nur im Scherze hingeworfen erſcheint oder um dem Werke bei dem großen Haufen das Gepräge der Wahrheit aufzudrücken. Im Ganzen ſind die in den Vorreden enthaltenen Angaben der Verfaſſer hinſichtlich der Schriftſteller in demſelben Literaturzweige richtig; was ſich aber auf ſie ſelbſt oder ihre eigenen Werke bezieht, muß mit großer Vorſicht aufgenommen werden.

Alle andern Nachrichten hingegen ſind im höchſten Grade von einander abweichend. So z. B. wurde der gereimte Perceval wie die Herausgeber der Bibliothèque des Romans [Novemb. 1775. S. 37.] angeben, von Raoul de Beauvais verfaßt. Nach Tyrwhitt [zu Chaucer v. 13844.] ſchrieb dies Gedicht Chretien de Troyes in 60000 Verſen und zwar vor dem Jahre 1191, und danach wurde, wie Jener ſagt, der franzöſiſche Proſaroman gearbeitet, der im Jahre 1530 erſchien. Ritſon [a. a. O. III., S. 245.] giebt an, daß nach der Meinung Einiger Meneſſier der Verfaſſer des gereimten Perceval iſt, wogegen doch, wenn wir den Herausgebern der Bibliothèque d. R. Glauben ſchenken, eben dieſer Meneſſier der Proſabearbeiter war. Endlich behauptet der Abbé de la Rue, [Archaeol. Britanica Th. XII., S. 75.], daß der Perceval von Chretien de Troyes in Proſa übertragen wurde. Zu dieſen Aufklärungen kann ich noch hinzufügen, daß Warton [vol. I. p. 138 ff.] der Meinung iſt, der gereimte Perceval ſei von Chretien de Troyes verfaßt, derſelbe Stoff aber auch von Meneſſier und zwar gleichfalls in einer metriſchen Geſtalt bearbeitet, der Proſaroman aber endlich dem letztern Gedicht entlehnt worden. Neuere Schriftſteller haben oft von Warton's Ungenauigkeit geſprochen; ſeine Meinung über den Perceval iſt jedoch die einzige, die einen Anſpruch auf Richtigkeit machen kann. Im Ganzen bin ich indeß geneigt zu glauben, daß man der Bearbeitung der proſaiſchen Ritterromane und ihren Verfaſſern gewöhnlich einen zu frühen Zeitpunkt zugewieſen hat; ſo z. B. ſpricht Rusticien de Piſe, der Verfaſſer des Meliadus und des Gyron von dem einige Schriftſteller glauben, er habe unter der Regierung Heinrichs des Erſten [1100 — 1135] gelebt, in einer ſeiner Vorreden von dem Kreuzzuge Eduards des Erſten [1268—1272] und erwähnt Robert de Borron, den Verfaſſer des Merlin, und Helye de Borron, welcher einen Theil des Triſtan ſchrieb, als ſeine Genoſſen in den Waffen und der Feder [vgl. ſpäter].

Man wird ſich nun aber nicht darüber wundern, daß die älteſten franzöſiſchen Romane ſich die Verherrlichung eines britiſchen Herrſchers zum Vorwurfe genommen, wenn man bedenkt, daß ſie nicht zur Unterhaltung des franzöſiſchen, ſondern des engliſchen Volkes verfaßt wurden. Durch die genaue Bekanntſchaft der normänniſchen Minſtrels mit den britiſchen Ueberlieferungen erlangten ſie auch wie oben (S. 62.) gezeigt worden, eine frühzeitige und umfaſſende Kenntniß der Sagengeſchichte Arthurs. Er war daher der Gegenſtand ihrer metriſchen Erzeugniſſe und demgemäß auch der Lieblingsheld der proſaiſchen Ritterromane.

Der älteſte nun von dieſen, der ſich auf den genannten fabelhaften König bezieht, iſt der Roman oder das Buch vom

Merlin

[ſ. Gräße Sagenkreiſe S. 197 ff.].

Die böſen Geiſter, voller Zorn darüber, daß ſeit der Geburt des Heilands täglich eine ſo große Zahl von Seelen ihren Krallen entkäme, hielten einſt einen großen Kriegsrath, in welchem beſchloſſen wurde, daß einer von ihnen auf die Oberwelt mit dem Auftrage geſandt würde, mit einer Jungfrau ein Kind zu zeugen, welches als ihr Statthalter auf Erden fungieren und auf dieſe Weiſe der Heilsordnung Gottes entgegen wirken ſollte. In dieſer Abſicht nun nimmt der hölliſche Abgeſandte zuvörderſt eine menſchliche Geſtalt an und wird, nachdem er ſich in das Vertrauen eines reichen Britten eingeſchmeichelt, von demſelben in ſein Haus aufgenommen [1 fol. 1. Paris 1528.]. Der Teufel kann jedoch der Verſuchung nicht widerſtehen, den Sohn ſeines Wirthes bei der erſten Gelegenheit, die ſich ihm darbietet, zu erwürgen (obgleich dieß Verfahren freilich mit dem Zwecke ſeiner Miſſion nichts zu ſchaffen hatte) und macht ſich ſodann an die Verführung der drei Töchter ſeines vor Gram geſtorbenen Wirthes, was allerdings mit der Abſicht ſeines Aufenthalts auf Erden nun ſchon mehr in Verbindung ſteht. Nur die zweite der genannten Jungfrauen trotzt ſeinen

Künſten [1 fol. 4.], obwohl auch ſie endlich vom Schlafe befangen das Schickſal ihrer Schweſtern theilt. Als ſie nun erwacht, geräth ſie über das Vorgefallene in große Verlegenheit und theilt dasſelbe einem heiligen Manne Namens Blaſius mit, der bisher immer ihr Beſchützer geweſen, bei dieſer Gelegenheit jedoch ſich gänzlich unfähig bekennt, die Ereigniſſe der verfloſſenen Nacht zu erklären [1 f. 5.].

Die Gerichte des Landes, welche bald darauf die Schwangerſchaft des jungen Mädchens in Erfahrung bringen, wollen ſie nun dem Geſetze und Brauche des Landes gemäß [1 f. 2] zum Tode verurtheilen [1 f. 6.][117]). Blaſius jedoch ſtellt ihnen vor, ſie möchten die Hinrichtung wenigſtens bis zur Geburt des Kindes aufſchieben, da dieß ja an dem Vergehen der Mutter unſchuldig wäre. Die Verbrecherin wird daher in einen Thurm geſperrt, woſelbſt ſie den berühmten Merlin[118]) gebiert, welchen Blaſius in möglichſter Schnelle taufe und ſo die Hoffnungen der böſen Geiſter im Augenblicke ihrer Erfüllung zu Schanden macht [1 f. 7.]. Trotz ihres rechtzeitigen Verfahrens behält Merlin gleichwohl noch viele Spuren ſeiner unirdiſchen Abſtammung, von welcher ſeine frühzeitige Redegabe einen baldigen und unzweideutigen Beweis liefert. Unmittelbar nach der Taufe nämlich, nimmt die Mutter den Knaben in ihre Arme und klagt ihn als die Urſache des traurigen Todes an, den ſie nun bald erdulden ſoll. Das Kind jedoch erwiedert ihr lächelnd: „Sei ohne Furcht, liebe Mutter, du wirſt meinetwegen nicht ſterben" [1 f. 8.]. Da nun der Prozeß wieder aufgenommen und Merlin als Corpus delicti vor den Gerichtshof gebracht wird, redet er die Beiſitzer desſelben an und offenbart die unehrliche Geburt eines unter ihnen, welcher nicht der Sohn ſeines vorgeblichen Vaters, ſondern eines Priors war [1 f. 10.] und ſich daher aus Rückſicht für ſeine Mutter gezwungen ſieht, die Verurtheilung der Mutter Merlin's zu verhindern [1 f. 11.].

Zu jener Zeit nun herrſchte in Britannien ein König Namens Conſtans, welcher drei Söhne hatte, Moines, Pendragon und Uter. Moines wurde bald nach ſeiner Thronbeſteigung, die beim Tode ſeines Vaters Statt fand, in Folge der Treuloſigkeit ſeines Seneſchals Vortiger, der früher die Hauptſtütze ſeines Thrones geweſen war, von den Sachſen beſiegt [1 f. 13.], von ſeinen Unterthanen, bei denen er wegen ſeines Unglücks in Ungunſt gerieth, bald nachher erſchlagen und der Verräther Vortiger ſtatt ſeiner zum Könige gewählt [1 f. 14.].

Da jedoch der neue Herrſcher ſtets die wohlbegründeten Anſprüche Uter's und Pendragon's, der noch lebenden Söhne des Conſtans fürchtet, ſo fängt er an, einen feſten Thurm zu ſeiner Vertheidigung zu bauen. Dreimal jedoch ſtürzt derſelbe ſobald er bis zu einer gewiſſen Höhe gediehen iſt [1 f. 16.], ohne ſichtbare Veranlaßung zuſammen; weswegen der König ſieben Sternkundige über dieſes Phänomen in der Baukunſt um Rath fragt. Nachdem alſo dieſe weiſen Männer die Zeichen ſtudiert haben, geſtehen ſie einander, daß ſie die Aufgabe nicht zu löſen vermögen. Im Laufe ihrer Beobachtungen jedoch haben ſie gelegentlich entdeckt, daß ein Kind, welches unlängſt ohne Zuthun eines ſterblichen Vaters in die Welt gekommen wäre, ihr Leben bedrohe. Sie beſchließen daher den König, um ihrer eigenen Sicherheit willen, zu täuſchen und verkünden ihm als Ergebniß ihrer Berechnungen, daß der Bau ſich den gewöhnlichen Regeln der Baukunſt fügen würde, wenn man auf den erſten Grundſtein das Blut eines Kindes von obengenannter Abſtammung vergöſſe.

Obgleich nun der König die Wirkſamkeit eines ſolchen Mittels nicht bezweifeln kann, ſo ſieht er ſeine Abſichten durch einen derartigen Beſcheid dennoch nicht eben ſehr gefördert, denn die Schwierigkeit beſteht jetzt darin, ein Kind von ſo unerhörter Herkunft ausfindig zu machen. Damit er jedoch ſeinerſeits nichts unverſucht laße, ſchickt er Boten im ganzen Königreiche umher, um Nachforſchungen anzuſtellen [1 f. 17.]. Zwei von dieſen nun ſtoßen zufällig auf einige Kinder, welche Ball ſpielen und unter denen ſich auch Merlin befindet. Dieſer erräth alſobald die Urſache ihrer Anweſenheit und giebt ſich ihnen ohne Weiteres zu erkennen [1 f. 18.]. Vor den König gebracht, unterrichtet er denſelben von dem Betruge der Sterndeuter und theilt ihm mit, daß das wiederholte Zuſammenſtürzen des Thurmes von zweien ungeheuern Drachen herrühre, welche unter demſelben ihren Wohnſitz aufgeſchlagen und ſich einander befeindend ſeine Grundlagen durch ihre gewaltigen Kämpfe erſchütterten [1 f. 22.]. Der König ladet hierauf alle ſeine Barone zu einem von Merlin verkündeten neuen Streite der Ungethüme ein, und Arbeitsleute, die zu einer unermeßlichen Tiefe unter dem Thurme graben,

offenbaren den Blicken des verſammelten Hofes den grauſenhaften Aufenthaltsort der Ungeheuer, welche denn auch das erwartete Schauſpiel zum Beſten geben. Der rothe Deache wird hierauf von ſeinem weißen Gegner gänzlich beſiegt, aber auch dieſer überlebt die Wirkungen dieſes furchtbaren Kampfes nur drei Tage lang [1 f. 23—24.].

Dieſe Unthiere waren jedoch nicht bloß zur Unterhaltung des Hofes beſtimmt, ſondern ſtellten, wie Merlin ſpäterhin erklärt [1 f. 25], auf die unzweideutigſte Weiſe den bald nachher erfolgenden Angriff Uter's und Pendragon's vor, welche beide Prinzen bei der Uſurpation des Thrones durch Vortiger, nach der Bretagne entflohen waren und nun in England landen. Vortiger wird in einer großen Schlacht geſchlagen und alsdann in der Burg, die er mit ſo großer Mühe erbaut, lebendig verbrannt, worauf Pendragon den Theon beſteigt [1 f. 31.].

Dieſer nun ſetzt auf die Weisheit Merlin's großes Vertrauen und macht ihn zu ſeinem vornehmſten Rathgeber, wofür Merlin den König häufig durch ſeine Künſte unterhält, hingegen den Bruder desſelben, Uter, der mit den näheren ihn betreffenden Umſtänden nicht bekannt iſt, durch ſeine Kenntniſſe in der Nekromantie in Erſtaunen ſetzt [1 f. 34.].

Um dieſe Zeit aber bricht zwiſchen den Sachſen und Britten ein furchtbarer Krieg aus [1 f. 33.]. Merlin veranlaßt die zwei königlichen Brüder einander Treue zu ſchwören, verkündet ihnen jedoch voeher, daß einer von ihnen in der erſten Schlacht fallen müße [1 f. 36.]. Die Sachſen werden gänzlich geſchlagen, und da Penbragon, der Weiſſagung Merlin's gemäß, in dem Kampfe ſein Leben verliert, ſo folgt ihm Uter in der Regierung, der hierauf zu ſeinem eigenen Namen auch noch den Pendragon's hinzufügt [1 f. 38.].

Auch bei dieſem nun ſteht Merlin in hoher Gunſt und verſetzt auf die Bitte desſelben durch Zauberkunſt ungeheure Steine von Jelanb nach Beitannien, aus denen das Grabmal Pendragon's errichtet wird [1 f. 39.] und begiebt ſich alsdann nach Carbuel (Carliſle) um dort die runde Tafel [119]) anzufertigen, an welcher er fünfzig der vornehmſten Eblen des Landes ihren Platz anwies und außerdem noch ein leerer Raum für den heiligen Gral frei blieb [1 f. 40. 41. S. Grüße a. a. O. S. 146. vgl. S. 179.].

Bald nach dieſer Einrichtung ladet Uter-Pendragon alle Großen ſeines Reiches zur Feier eines großen Feſtes ein, welches er jährlich in Carbuel zu halten geſonnen war [1 f. 42.]. Da die Gäſte von dem Könige die Erlaubniß erhalten, ihre Frauen mitzubeingen, ſo begleitet die ſchone Yguerne iheen Gemahl, den Herzog von Tintabiel, zu einem bieſer jährlichen Feſte. Der König verliebt ſich heftig in Yguerne unb offenbart ſeine Leibenſchaft bem Ulfin [120]), einem ſeiner Räthe [1 f. 43. ſ. hier Anh. Nr. 1.]. Da jeboch bie Herzogin allen Lockungen wiberſteht, welche Ulfin, um ſie für ſeinen Herrn günſtig zu ſtimmen, in Anwendung bringt, unb endlich ſogar ihren Gemahl von der Leibenſchaft unb den Anträgen des Konigs in Kenntniß ſetzt, ſo verläßt letzterer, ſobald er dieß vernimmt, ohne Verzug nnd ohne Abſchieb von ſeinem Gebieter zu nehmen, mit ſeiner Gemahlin den Hof [1 f. 44]. Der König klagt ben Herzog wegen dieſer Verletzung der ſchulbigen Ehrfurcht vor ſeinem Rathe an, welcher entſcheibet, daß berſelbe vorgelaben unb, wenn er nicht erſchiene, als Empörer behanbelt werden ſolle. Da aber der Herzog ber Vorladung nicht gehorchen will [1 f. 45.], ſo überzieht ber König das Land ſeines Vaſallen mit Krieg unb belagert ihn in dem feſten Schloſſe Tintabiel [121]), in das er ſich geworfen; Yguerne hingegen befindet ſich in einer nicht weit davon entfernten, noch viel ſicherern Burg. Während der Belagerung theilt Ulfin ſeinem Gebieter mit, daß ein alter Mann ihm verſprochen, letztern zu Yguerne zu führen und ihn in bieſer Abſicht am folgenden Morgen an einem beſtimmten Orte zu erwarten [1 f. 46.]. Inbem ſie ſich nun zur feſtgeſetzten Zeit einfinden, erkennen ſie in dem alten blinden Manne den Zauberer Merlin, der jene Geſtalt angenommen [1 f 47.] unb nun dem Könige die des Herzogs von Tintadiel verleiht, während er ſich ſelbſt unb Ulfin dem Anſehen nach zweien Knappen des letztern ähnlich macht. Unter dem Schutze dieſer dreifachen Verwandlung begeben ſie ſich zu Yguerne, welche ohne alle Ahnung des Betruges den König empfängt, als wäre es ihr Gemahl [1 f. 48.].

Die Idee zu bieſer Liſt iſt offenbar der bekannten Geſchichte des Jupiter und der Alkmene entlehnt. Der Herzog ſpielt die Rolle Amphitryo's unb Merlin die des Merkur, während Arthur, der, wie wir ſehen werden, die Frucht dieſer Liebe war, in der Romanik einen eben ſo hohen Rang einnimmt, wie Herkules in der Mythologie.

Der Betrug Merlin's wird nicht entdeckt und der Krieg von Uter-Pendragon mit der größten Heftigkeit fortgesetzt. Der Herzog fällt endlich in einer Schlacht [1 f. 49.] und der König heirathet auf den Rath Merlin's die Wittwe desselben [1 f. 52.], welche bald nach der Vermählung den Arthur gebiert und diesen für den Sohn ihres ersten Gemahls hält, da Uter ihr niemals die Geschichte seiner Verwandlung mitgetheilt hatte [1 f. 57.].

Nach dem Tode Uter's [1 f. 57.], tritt nun in England ein Interregnum ein, da Arthur nicht für Jenes Sohn gilt. Da er jedoch aus einem wunderbaren Amboß ein Schwert herauszieht [1 f. 60.], welches zweihundert und einer der tapfersten Ritter des Reiches hinter einander loszumachen vergeblich versucht hatten [1 f. 58. 59.], so wird er in Folge dieser Wunderthat zum Könige gewählt [1 f. 61. 62.]. Im Anfange seiner Regierung hat jedoch Arthur einen Bürgerkrieg zu bestehen, da der Grund seiner Wahl, wie vernünftig er auch immer sein mochte, dennoch einigen der Großen des Reiches keineswegs so erscheint, und als er endlich seine einheimischen Feinde besiegt [1 f. 63—69.], muß er wiederum gegen die Galen und Sachsen lange Kämpfe führen [1 f. 79. 82 ꝛc.].

In allen diesen Kriegen aber ist die Zauberkunst Merlin's dem Könige Arthur von großem Nutzen, da er sich bald in ein kleines Kind [2 f. 106.], bald in einen Haasenspieler [2 f. 103.], bald wieder in einen Hirsch verwandelt, je nachdem der Dienst seines Herrn es erfordert, oder er bezaubert wenigstens die Augen von irgend welchen Zuschauern, so daß sie Dinge sehen, die in der That gar nicht da sind. Die Idee dieser Verwandlungen scheint aus den in der alten Mythologie dem Proteus und Vertumnus zugeschriebenen Zauberkräften entsprungen zu sein:

Nunc equa, nunc ales, modo bos, modo cervus abibat [122])

Bei einer gewissen Gelegenheit unternimmt Merlin auch eine Reise nach Rom, betritt den Palast des Kaisers Julius Cäsar in der Gestalt eines ungeheueen Hirsches und hält als solcher eine Rede in aller Form zum großen Entsetzen des Kaisers. Letzterer war jedoch nicht der Julius Cäsar, den Ritter Mars in Persien in seinem Zelte tödtete, sondern der, welchen Gawain wegen seiner gegen König Arthur bewiesenen Keckheit erschlug [2 f. 19.] [123]).

Endlich verschwand dieser berühmte Zauberer gänzlich und für immer, und nur seine Stimme ließ sich in einem Walde [124]) aus einem Hagedornbusch, in den er sich eingeschlossen befand, vernehmen [2 f. 127.]. Er war in diesen seltsamen und unbehaglichen Aufenthaltsort vermittelst eines Zauberspruches gerathen, welchen er seiner Geliebten Viviane mitgetheilt [2 f. 106.] und diese, um sich von der Kraft desselben zu überzeugen, an ihrem Liebhaber versucht hatte. Der fatale Ausgang dieses Experimentes that ihr zwar selbst sehr leid, jedoch war es nicht mehr möglich ihren Anbeter aus seiner dornigen Hülle zu befreien. —

Die älteste Ausgabe dieses Romanes wurde im Jahre 1498 in drei Bänden fol. zu Paris gedruckt, ist jedoch jetzt sehr selten geworden; auf diese folgte eine Quartausgabe, die viel geringer als die erstere geachtet, aber gleichfalls nicht häufig mehr angetroffen wird.

Dieser Roman de Merlin nun ist einer der lesenswerthesten Werke der Klasse, der er angehört. Er enthält alle das Leben des Zauberers betreffenden Ereignisse von seiner Geburt bis zu seinem seltsamen Verschwinden und umfaßt einen längern Zeitraum anziehender Sagengeschichte als die meisten Ritterromane. Einige der Ereignisse sind unterhaltend und die Erzählung nirgends verwickelt. Obgleich Yguerne nur eine kurze Zeit lang auftritt, so ist sie doch ein viel interessanterer weiblicher Charakter, als man deren gewöhnlich in den alten Ritterbüchern antrifft. Die Leidenschaft Uter's für sie ist schon geschildert und bei weitem der anziehendste Theil der Erzählung und, obgleich das Wunderbare in derselben durchgehends herrscht, so ist es dennoch nicht so sehr übertrieben, wie in den spätern die Tafelrunde betreffenden Erzeugnissen. Die Sprache ist ein sehr altes Französisch und bemerkenswerth wegen ihrer Schönheit und Einfachheit; so wie in der That der ganze Roman überall die Spuren eines sehr hohen Alterthumes an sich trägt. Als Verfasser desselben, wie noch vieler anderer Werke gleicher Art wird gewöhnlich Robert de Borron genannt, welcher zur Zeit Heinrich's III. und Eduard's I. gelebt haben muß, da Rusticien de Pise, der unter der Regierung dieser Könige schrieb, ihn in der Vorrede zu seinem Romane Meliadus seinen Waffenbruder nennt (vgl. S. 80.).

So hoch indeß das Alter dieses Werkes ohne Zweifel ist, so kann der Verfasser desselben gleich-

wohl nur wenig Anſpruch auf eigene Erfindung machen. Die meiſten Ereigniſſe finden ſich in der Chronik des Geoffrey von Monmouth, aus der ſie in den oben erwähnten Brut des Wace und aus dieſem in den Merlin aufgenommen wurden.

Die Vorſtellung von Dämonen, welche mit irdiſchen Frauen Kinder zeugen, worauf ſich nämlich der ganze Roman aufbaut, ſcheint der Vita Merlini, der Lebensbeſchreibung des ſchottiſchen [125]) Merlin von Gotfried von Monmouth entlehnt zu ſein, wo es heißt:

Et sibi multotiens ex aere corpore sumpto
Nobis apparent et plurima saepe sequuntur;
Quin etism coitu mulieres aggrediuntur
Et faciunt gravidas, generantes more profano.

Jocelin in ſeinem Leben des heiligen Kentegern giebt einen Bericht von der Geburt des letztern, welcher dem über die Geburt Merlins gleich kommt und glauben läßt, daß unſere Großmütter nächtlichen Angriffen von der in dem Romane beſchriebenen Art ziemlich häufig ausgeſetzt waren: audivimus, frequenter sumtis transfigiis puellarem pudicitiam expugnatam esse, ipsamque defloratam corruptorem sui minime nosse. Potuit aliquid hujusmodi huic puellae accidisse [126]). Man könnte jedoch die Spur der Erzählung von der ſeltſamen Geburt und der Jugend Merlin's bis zu einer ältern und ehrwürdigern Quelle hinauf verfolgen [127]).

Schon frühzeitig verbreitete ſich die Sage von Merlin in den meiſten Ländern Europa's. Der franzöſiſche Roman, von dem wir oben einen Auszug gegeben, wurde von dem Venetianer Antonio Tedeſchi in dem Schuldgefängniß zu Florenz in's Italieniſche übertragen. Die Geſchichte Merlin's erſchien auch in engliſcher Sprache und zwar in metriſcher Geſtalt und ſind die Ereigniſſe derſelben denen in dem franzöſiſchen Romane faſt ganz gleich [S. Ellis Specimens of Early M. R. vol. I. p 205 ff.].

Merlin erſcheint auch in den ſpätern Ritterbüchern, beſonders aber bei wichtigen Veranlaßungen und zwar nach ſeinem Tode oder zauberiſchem Verſchwinden. Auch in der engliſchen verſifizierten Bearbeitung der ſieben weiſen Meiſter begegnet man ihm [ſ. Weber Engl. Metr. Rom. vol. III. p. 91.]. Herodes, der Kaiſer von Rom nämlich, hatte ſieben Weiſe in ſeinem Rathe, die das Vertrauen, welches ihr Gebieter auf ſie ſetzte, misbrauchten. Indem nun aber dieſer eines Tages auf die Jagd geht, erblindet er plötzlich, und die weiſen Männer werden alſobald zuſammen berufen und ſollen die Urſache dieſes plötzlichen Verſchwindens der königlichen Sehkraft erklären. Sie müßen nun freilich geſtehen, daß ſie zur Zeit keine Antwort in Bereitſchaft haben, erhalten jedoch von einem alten Manne den Rath, den unſichtbaren Merlin um Rath zu fragen. Zwei aus ihrer Mitte werden daher von ihnen zu dieſem Zwecke abgeſchickt, welche den Zauberer mit großer Schwierigkeit ausfindig machen und ihn vor den König bringen. Merlin iſt auch wirklich mit einem Mittel verſehen und belehrt ſeine Majeſtät, wie zur vollſtändigen Wiederherſtellung ſeines Geſichts nichts nothwendiger ſei, als daß den ſieben weiſen Meiſtern die Köpfe abgeſchlagen würden. Herodes höchlich erfreut, daß er ſeine Heilung ſo wohlfeilen Kaufes erlangen konne, läßt die Räthe der Reihe nach enthaupten ;und ſo wie der letzte Kopf fällt, erlangt er auch den Gebrauch ſeiner Augen wieder. —

Die Merlin betreffenden Sagen haben ſich jedoch nicht bloß auf eitle Rittergeſchichten oder andere Erzählungen beſchränkt, ſondern zur Ausſchmückung der ſchönſten Schöpfungen der Dichtkunſt beigetragen. In den romantiſchen Dichtungen Italiens ſowohl wie in Spenſer erſcheint Merlin beſonders als in der Zauberkunſt hoch bewandert. Die Quelle der Liebe im Orlando Inamorato [Geſ. 3] [128]) iſt das Werk des Merlin und im 26ten Geſange [St. 30.] des raſenden Roland befindet ſich die Beſchreibung einer von vier Quellen, welche der Zauberer in Frankreich hervorbrachte. Die Einfaſſung derſelben war vom weißeſten Marmor und zukünftige Ereigniſſe befanden ſich darauf in herrlichſter Arbeit dargeſtellt. In demſelben Gedichte [Geſ. 32. St. 65 ff.] langt Bradamante einmal bei Nacht in dem Schloſſe des Triſtan (Rocca di Tristano) an und ſieht daſelbſt einen von Merlin mit prophetiſchen Gemälden ausgeſchmückten Saal [Geſ. 33. St. 5 ff.].

In dem dritten Geſange des Rinaldo von Taſſo gelangt der Ritter dieſes Namens in Begleitung des Iſolero zu zweien durch die Kunſt Merlin's [St. 61] gearbeiteten Reiterſtatuen, von denen die eine den Lancelot, die andere den Triſtan vorſtellt. Spenſer nennt Merlin als den Verfertiger des undurchdringlichen Schildes und der

übrigen Rüſtung Prinz Arthurs [Faery Queen Buch 1. Geſ. 7. St. 29 ff.] ſowie eines Spiegels [B. 3. Geſ. 2. St. 18 ff.], in welchem eine Jungfrau das Bild ihres Geliebten ſieht. Jedoch wäre Merlin faſt noch höhere Auszeichnung zu Theil geworden und er hätte beinahe den Gipfel romantiſcher Berühmtheit erreicht, da, wie bekannt der größte unſerer Dichter, bevor er einen ſeines hohen Geiſtes würdigeren Stoff erwählte, die fabelhafte Geſchichte Englands zum Gegenſtande eines epiſchen Gedichtes nehmen wollte, wie er ſelbſt es in ſeinem Epitaphium Damonis [v. 162 ff.] ausſpricht.

Ipse ego Dardanias Rutupina per aequora puppes
Dicam et Pandrasidos regnum vetus Inogeniae,
Brennumque Arviragumque duces priscumque Belinum,
Et tandem Armoricos Britonum sub lege colonos;
Tum gravidam Arturo fatali fraude Iogernen,
Mendaces vultus assumtaque Gorloïa arma,
Merlini dolus [129]).

In dem obigen Umriſſe des Romans von Merlin iſt S. 66 erwähnt worden, daß, als Merlin die runde Tafel zu Carduel verfertigte, er einen Platz für den heiligen Gral leer ließ, welches nämlich der Sage nach das Gefäß war, aus dem Chriſtus bei der Einſetzung des Abendmahles trank und worin nachher das Blut aufgefangen wurde, das ſeinen Wunden bei der Kreuzigung entſtrömte [ſ. S. 70. und Anh. Nr. 2.] Die frühere Geſchichte dieſer Reliquie, deren Aufſuchung für die Ritter von der Tafelrunde die fruchtbarſte Quelle von Abenteuern iſt, wird in dem Werke erzählt, welches den Titel führt:

L'Histoire du Saint Graal oder Greal
[Gräße a. a. O. S. 187 ff. 195 ff.]

ſo genannt von Graſal, welches im Altfranzöſiſchen einen Becher bedeutet, oder von Sanguis Realis, womit er angefüllt worden ſein ſoll [130]).

Dies Werk iſt eines der langweiligſten der Klaſſe, zu der es gehört; ſcheint auch in einer andern Abſicht und in anderer Weiſe als die andern Romane der Tafelrunde geſchrieben zu ſein und ſieht ganz ſo aus, als wäre es aus der Feder eines Geiſtlichen gefloſſen. Ueber den Namen des Verfaſſers und die Quellen, wonach er gearbeitet, herrſcht jedoch das nämliche Dunkel und dieſelbe Verſchiedenheit der Angaben, wie über den Urſprung ſo vieler ähnlicher Erzeugniſſe.

Warton [a. a. O. vol. I. p. 153 ff.] hat aus einem gereimten Sangreal unter der Regierung Heinrichs VI. von Henry Lonelich Skinner verfaßten aus 40,000 Verſen beſtehenden Bruchſtücke einen Auszug gegeben. Dieß iſt jedoch weder das Original noch eine Paraphraſe des franzöſiſchen Sangreal in Proſa, ſondern eine Bearbeitung desjenigen Theils des Lancelot du Lac, welcher die auf den heiligen Gral bezüglichen Abenteuer enthält. Hinſichtlich der vorzugsweiſe ſo genannten Geſchichte des heiligen Gral, heißt es darüber in der Bibliothèque des Romans [Auguſt 1775. p. 89.], daß ſie zuerſt gegen Ende des zwölften Jahrhunderts von Chrétien de Troyes in Verſen verfaßt [131]), hierauf im dreizehnten in lateiniſche Proſa und endlich im vierzehnten Jahrhundert von Gautier Map [132]) in franzöſiſche Proſa überſetzt wurde und zwar, wie Letzterer ſagt, auf Befehl ſeines Herrn Heinrich, unter welchem er nach der Vermuthung der Bibliothèque, weil er ein Engländer war, Heinrich den Dritten verſteht. Dieß würde jedoch die Abfaſſung nicht in das vierzehnte, ſondern in das vorhergehende Jahrhundert verſetzen, da jener König im Jahre 1272 ſtarb. Tyrwhitt [zu Chaucer p. XXXIII. n. 49. ed. London 1843.] ſagt, daß einer Tradition nach Gautier Map der Verfaſſer des franzöſiſchen Sangreal ſei, und eine in dem Romane vom Triſtan enthaltene Stelle ſtimmt mit dieſer Nachricht überein: „Quant Boort ot conte l'aventure del Saint Graal teles come eles etoient avenues, eles furent mises en escrit, gardees en lamere de Salibreres dont Mestre Galtier Map l'estrest a faist son livre du Saint Graal per l'amor du Roy Herri, son senger qui fist l'estoire traslater del Latin en Romanz." Eine andere Stelle im Lancelot du Lac läßt uns jedoch vermuthen, daß Map den lateiniſchen Sangreal verfaßt habe, während einige neuere Schriftſteller das franzöſiſche Werk dem Robert de Borron zuſchreiben. Ritſon hingegen hält dieſen Borron, wie bereits [S. 63.] erwähnt, für eine erdichtete fingirte Perſon und macht auch den Gedanken lächerlich, als hätte Map je einen Roman geſchrieben. Wann und von wem nun auch immer der Sangreal verfaßt worden, er wurde im Jahre 1516 in franzöſiſcher Proſa in zwei Bänden fol. von Gallyot du Pré und ſpäter im Jahre 1523 noch einmal

gleichfalls in fol. herausgegeben. Beide Ausgaben sind jedoch so schwer zu erlangen, daß der Roman vom heiligen Graal zu den seltensten der sich auf die Tafelrunde beziehenden Werke gehört.

Dem von Barbazan gegebenen Auszuge [133]) nach scheint der verfifizierte Sangreal mit dem Geschlechtsregister Christi anzufangen und die biblische Geschichte genau durchzugehen [134]). Der prosaische Roman geht jedoch nicht so weit zurück, sondern fängt mit Joseph von Aeimathia an, von dem man in England lange glaubte, er habe noch viele Jahrhunderte nach der Kreuzigung Christi gelebt. Mathäus Paris [z. J. 1238. s. f.] theilt uns mit, daß ein armenischer Bischof, der zu seiner Zeit nach England kam, erzählt habe, dieser jüdische Senator hätte noch kurz vor seiner Abreise aus dem Morgenlande an seinem Tische gespeist. Am Ende jedes Jahrhunderts fiel er in eine Art von Betäubung, und wann er sich aus derselben erholte, befand er sich wieder in demselben jugendlichen Alter, das er zur Zeit des Todes Christi hatte.

Der Verfasser des Romanes vom heiligen Gral hat sich in seinem Werke dieser Sage bedient und erzählt zuvörderst, daß Joseph am Tage der Kreuzigung in den Besitz des Hanap oder der Schüssel kam, aus welcher Christus am Abend vorher mit seinen Jüngern das Osterlamm gegessen hatte. Ehe er nun den Leib des Herrn begrub, fieng er in dem Gefäße das Blut auf, das aus den Wunden desselben floß [s. hier Anh. Nr. 2.], wurde jedoch von den erbitterten Juden bald nachher seiner heiligen Reliquie beraubt und in ein Gefängniß nahe bei Jerusalem geworfen. Hier erschien ihm sein verstorbener Herr und Meister und tröstete ihn in seiner Gefangenschaft, indem er ihm den heiligen Hanap wieder zustellte. Endlich wurde er im 42ten Jahre seiner Einkerkerung vom römischen Kaiser Titus aus dem Gefängnisse befreit, begab sich hierauf nach England, um daselbst das Evangelium zu predigen und bekehrte unterwegs den König von Sarraz Namens Enelach zum Christenthume, welcher auf diese Weise die Aegypter, mit denen er Krieg führte, zu besiegen in den Stand gesetzt wurde. Nach der Ankunft Josephs mit der heiligen Schüssel in England handelt der Roman besonders von den durch den Sangreal bewirkten Wundern, der Verfertigung der runden Tafel durch Arthur, welcher für jenes heilige Gefäß einen Platz leer ließ [s. oben S. 66 a.] und endlich von den Thaten, welche seine Ritter um den kostlichen Schatz wiederzuerlangen ausführten, da dieser nämlich in den Besitz des Königs Pecheur gefallen war, der diesen Namen entweder seiner Geschicklichkeit im Fischen oder seiner Sündhaftigkeit [135]) wegen führte. Der Verfasser des Romans hat denselben mit einigen unterhaltenden Abenteuern ausgeschmückt, welche den Rittern der Tafelrunde während ihrer Aufsuchung des heiligen Grals zustoßen; im Ganzen sind jedoch die Ereignisse weniger fesselnd als diejenigen, welche man in der vorliegenden Gattung von Dichtungen gewöhnlich antrifft.

Die Geschichte vom heiligen Gral eröffnet eine Reihe von Romanen, in denen die Aufsuchung und Erwerbung dieses kostbaren Gefäßes den Hauptgegenstand ausmacht. So in dem

Perceval
[Gräße a. a. O. S. 216 ff.] [136])

einem Romane des funfzehnten Jahrhunderts, in welchem über den Nutzen und das endliche Verschwinden des heiligen Grales sehr ausführlich gehandelt wird.

Die einzige Ausgabe des Perceval ist, wie ich glaube, die im J. 1530 zu Paris erschienene. Der Verfasser des Prosaromanes ist unbekannt [137]), sagt jedoch in der Vorrede, daß Philipp von Flandern seinem Chronikenschreiber befohlen habe die Geschichte des Perceval zusammenzutragen, daß aber Philipp und sein genannter Diener bald nachher starben und daher Johanne, Gräfin von Flandern, dem Menessier [auch Manessier geschrieben] ung sien familier orateur den Auftrag ertheilt habe, das von seinem Vorgänger bloß begonnene Werk fortzusetzen. Das gereimte Produkt des Letztern nun war der vornehmste Stoff des Prosaromanes, dessen Verfasser jedoch auch das von Chretien de Troyes im zwölften Jahrhunderte über denselben Gegenstand geschriebene Gedicht benutzte.

Obgleich die Erwerbung des heiligen Grals der Hauptgegenstand des letzten Theils des Perceval ist, so enthalten die ersten Kapitel doch nur die Geschichte eines unerfahrenen, natürlichen jungen Menschen, der zum ersten Male in die Welt tritt. Der Vater und die zwei ältern Brüder Perceval's waren in der Schlacht oder im Turniere gefallen und er selbst daher als die letzte Hoffnung der Familie von seiner Mutter,

welche in Wales wohnte, zu Hauſe gehalten worden, woſelbſt er in gänzlicher Unkenntniß des Waffenhandwerkes und Ritterthumes erzogen wurde [ſ. 2. Paris 1530.]. Endlich wird jedoch auch Perceval von Verlangen nach Kriegsruhm ergriffen, indem er einſt im Walde fünf Rittern in voller Rüſtung begegnet [ſ. 3.]. Er beſchließt hierauf das Mutterhaus zu verlaßen und erhält von ſeiner Mutter einige beachtungswürdige Lehren über die Pflichten eines Ritters, von denen er im Laufe verſchiedener Abenteuer, die ihm auf dem Wege nach Arthur's Hofe zuſtoßen, eine gar ſeltſame Anwendung macht [fol. 4. ſ. hier Anhang Nr. 3.].

Bei ſeiner Ankunft in Carduel, wo Arthur damals reſidiertr, begegnet er einem Ritter in rother Rüſtung, der im Begriffe iſt den Palaſt zu verlaßen und ihn fragt, wohin er gienge, woranf Perceval erwiedert: „Zum König Arthur, um Eure Rüſtung zu verlangen.“ In Folge dieſes billigen Vorhabens begiebt ſich Perceval ohne weitere Ceremonie zu Pferde in den Saal, wo Arthur mit ſeinen Rittern ſaß. Dieſe Art ſich vorzuſtellen war freilich in den Zeiten des Ritterthumes eben nicht ungewöhnlich. Stow [Survey of London 1633. p. 521. vgl. Percy Essay on the Ancient Minstrelsy Note Z. vor deſſen Reliques etc. London 1839.] erwähnt, daß als Eduard II. bei der Feier des Pfingſtfeſtes von königlichem Glanze umgeben in der Mitte der Großen ſeines Reiches daſaß, eine wir ein Minſtrel gekleidete Frau auf einem hohen, vollſtändig aufgezäumten Roſſe in den Saal kam, und wie zur Kurzweil um die Tafel ritt. In dem Gedicht vom König Eſtmere [Percy Reliques etc. Series I. B. I. No. 6.] führt ſich dieſer auf ähnliche Weiſe ein:

Und König Eſtmere an die Tafel
Band ſein ſo ſchönes Roß,
Von deſſen Maul der Schaum in den Bart
Des Königs Bremer floß [139]).

Arthur nun hielt damals gerade offenen Hof (cour plenière). Zur Zeit, da Perceval geſchrieben wurde, hielten nämlich die franzöſiſchen Könige, deren Sitten in dieſen Romanen häufig kopiert ſind, nicht wie ſpäter beſtändig einen offenen Hof, ſondern lebten zurückgezogen, bloß von ihrer Familie und ihren Hausbeamten umgeben, und entfalteten nur bei gewiſſen Gelegenheiten etwa drei oder vier Mal des Jahres ihrr königliche Pracht. Dieſe Feſtlichkeiten ſollen den Reichsverſammlungen ihren Urſprung verdankt haben, welche Karl der Große zuſammen berief, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathſchlagen, und die ſpäter Hugo Capet wieder einfuhrte. Sie wurden in der Stadt oder dem Schloſſe, wo ſie gehalten werden ſollten, von Herolden ausgerufen und dir Großen des Reiches und Fremde eingeladen; dir Beluſtigungen beſtanden aus Feſten und außrrdem zeigten auch Minſtrrls während derſelben ihre Geſchicklichkeit.

Bei einer ſolchen feierlichen Veranlaßung nun war es, daß ſich Perceval mit der oben erwähnten Ungeſchlachtheit benahm. Arthur verſpricht jedoch ihn zum Ritter zu ſchlagen, wenn er vom Pferde ſteigen und Gott und den Heiligen die ſchuldige Ehre erweiſen wolle. Perceval mag jedoch dir erwähnte Ehre nur zu Pferde annehmen, da, wie er ſagt, auch die Ritter, denen er im Walde begegnete, zu Roſſe waren und fügt ſogar vor Empfang des Ritterſchlages noch eine andere Bedingung hinzu, daß ihm nämlich der König erlauben ſollte, ſich die Waffen des rothen Ritters zu erwerben, welcher, wie es ſcheint, der Todfeind Arthurs war. Indem er nun ſeine Abſicht, ſie durch ſeine eigrne Tapferkeit zu erlangen, an den Tag legt, beginnt Keux [139]) des Königs Seneſchal, der in den meiſten Romanen der Tafelrunde erſcheint, ſich ſtets aber, gleich den Charakteren, die Shakeſpeare in ſo vielen ſeiner Stücke gezeichnet hat, als Läſterer und feiger Prahler erweiſt, ihn zu verſpotten. Hierauf nähert ſich dem Perceval ein Edelfräulein, von der geſagt wird, daß ſie ſeit zehn Jahren nicht gelächelt, und ſagt ihm lächelnd, daß wenn er am Leben bliebe, er einer der tapferſten und beſten Ritter werden würde. Der Seneſchal jedoch, erbittert über ihre gute Laune und die dem Perceval eröffnrten günſtigen Ausſichten, verſetzt dem Fräulein einen Backenſtreich, und indem er den Narren des Königs an dem Kamin ſitzen ſieht, wirft er ihn mit einem Fußtritt zwiſchen die Feuerböcke, weil er früher oft geſagt hatte, das Edelfräulein würde nicht eher lächeln, als bis ſir die dereinſtige Blume der Ritterſchaft geſehen [ſ. 64.]. Narren waren aber zur Zeit, da der vorliegende Roman geſchrieben wurde, ein gewöhnlicher Zubehör der Höfe und zwar leitete dieſe ſchöne Zierde ihren Urſprung von der Sittr der aſiatiſchen Fürſten her. In Europa war der Narr an Anſehen der zweitr nach dem Zwerge;

ee hatte einen kahlgeſchornen Kopf, eine weiße Tracht mit gelber Kappe und trug in der Hand eine Klingel oder einen ſogenannten Narrenkolben. Wenn jedoch die Scene, welche zwiſchen dem Narren, dem Seneſchal und dem Edelfräulein Statt fand, ein treues Gemälde der Sitten eines Hofes im dreizehnten und fünfzehnten Jahrhundert gewährt, ſo muß in jenen Tagen die Gegenwart eines Königs nur ſehr wenig Reſpekt eingeflößt haben.

Hierauf macht ſich Perceval ohne Ritterſchlag auf den Weg, um den rothen Ritter aufzuſuchen und erwiebt die Waffen desſelben, indem er ihn im Zweikampfe erſchlägt; da er jedoch weder einen Helm zu öffnen noch ihn zu ſchließen verſteht und auch ſonſt nicht mit den übrigen Theilen der Rüſtung Beſcheid weiß, ſo würde er ſich ohne den Beiſtand ſeines Knappen Guyon, der ihm endlich beim Wappnen hilft, in großer Verlegenheit befunden haben. Dieſer bemüht ſich auch ihn zu überreden, daß er ſeine Unterkleider mit denen des erſchlagenen Ritters vertauſche, worauf jedoch Perreval erwiedert: „Nie will ich das gute hänfene Hemde, das mir meine Mutter gemacht, ablegen.“ Peerval nimmt alſo nur die Rüſtung ſeines getödteten Feindes und der Knappe ſieht ſich genöthigt ihm die Sporen über die Gamaſchen anzulegen, von denen er ſich durchaus nicht trennen will. Hierauf lehrt Guyon ihn, den Fuß in den Steigbügel ſetzen, denn Perceval hatte nie weder von Steigbügel noch Sporen Gebrauch gemacht, ſondern ſein Roß ſtets ohne Sattel geritten und ſich, um es anzutreiben, eines Steckens bedient. Der Knappe überbringt alsdann die Nachricht von Perceval's glücklichem Erfolge an den Hof Arthurs, zur größten Freude des Narren und höchſten Beſtürzung des Seneſchals [f. 7 ff.].

Hierauf führt der Zufall, der in allen Ritterromanen eine ſehr bedeutende Rolle ſpielt, unſern Helden in das Haus eines Ritters, der ihn in den körperlichen Geſchicklichkeiten und Pflichten ſeines Standes unterrichtet, ihm den Ritterſchlag ertheilt und ihn auch, obgleich nicht ohne große Schwierigkeit überredet, ſeine gar zu ſchlichte Tracht mit einer prächtigern und kriegeriſchern zu vertauſchen [f. 9.]. —

Der vorliegende Roman iſt faſt der einzige, welcher uns erzählt, wie ein roher, unerfahrener Landjunker zum erſten Male in die Welt eintritt und ohne Weiteres die Ritterwürde erhält. In den andern Romanen lernen wir die Helden derſelben im vollen Glanze ihres Ruhmes kennen oder folgen ihnen, während ſie unter den Waffen aufwachſen und die regelmäßigen Grade bis zur endlichen Erlangung der Ritterwürde durchmachen. Auch ſind die erſten Scenen des Perreval bei Weitem die komiſchſten in allen Romanen der Tafelrunde und in keinem der übrigen Ritter Arthurs treffen wir dieſelbe Ungezwungenheit und Naivetät wie in dem jungen Waliſer.

Nachdem nun Perreval in den ritterlichen Künſten ſeines Standes ſich ausgebildet und in die kriegeriſche Tracht desſelben gekleidet hat, ſo gleicht der Roman in ſeinen nachfolgenden Ereigniſſen vollkommen den übrigen derjenigen Klaſſe, zu welcher er gehört.

Unſer Held nämlich gelangt, ſobald er ſeinen Lehrer verlaßen, nach der Burg Beaurepaire. Bald nachher merkt er, daß ſie vom Feinde belagert wird und nimmt im Laufe des Tages wahr, daß ſie ſich aus Mangel an Mundvorrathen in großer Noth befindet. Blanchefleur, die Gebieterin der Burg, entſchädigt ihn jedoch auf andere Weiſe für ſeine ſchlechte Bewirthung an der Tafel, wogegen er zum Danke ſie von der Belagerung befreit, indem er die Anführer der Feinde im Zweikampfe beſiegt und ſie alsdann an den Hof Arthurs ſendet, wobei er ihnen aufträgt dem lächelnden Edelfräulein mitzutheilen, daß er ſie für den erhaltenen Backenſtreich an dem Seneſchal rächen würde [f. 10 ff.].

Nachdem er nun Beaurepaire entſetzt hat, begiebt ſich Perreval nach der Reſidenz ſeines Oheims, des Königs Pecheur, an deſſen Hofe er den heiligen Gral und die heilige Lanze ſieht [f. 18]. Nun aber waren einige Wunden, die der König in ſeiner Jugend erhalten hatte [ſ. Anmerkung 135.], niemals zugeheilt, welches indeß jetzt der Fall geweſen wäre, wenn ſein Neffe es ſich hätte beifallen laßen, hinſichtlich jener Reliquien gewiſſe Fragen zu thun, wie z. B. „welches iſt der Nutzen des heiligen Grals?“ und „warum tropft Blut von der Lanze?“ [fol. 26.]. Dieſe erforderlichen Fragen fallen dem Neffen jedoch nicht ein und durch dieſen Mangel an Neugier zieht er ſich, wie wie nachher ſehen werden, den Unwillen der Dame Häßlich zu.

Indem ſo Perceval ſeinen Oheim ungefragt läßt, begiebt er ſich auf die Rückkehr zum Hofe des Königs Arthur [f. 19.]. Bei ſeiner Ankunft

rächt er ſich unbewußt an dem Seneſchal Keux [ſ. 24.] und begleitet Aethue nach Caelivn, wo-ſelbſt letzteree offenen Hof hält. Wäheend ſeines Aufenthaltes dvet ſieht Perceval eines Tages die Dame Häßlich vorübeegeben, die ihn mit Veewünſchungen überhäuft. Hals und Hände derſelben, ſagt der Roman, waren ſv beaun wie Eiſen und dvch nur der geringſte Theil ihrer Häßlichkeit, ihre Augen waren ſchwärzer als die eines Mvhren uñd ſo klein wie die einer Maus; ſie hatte eine Naſe wie eine Katze oder ein Affe und Lippen wie ein Rind oder Eſel, ihre Zähne waren gelbroth wie Eidotter, ihee Beine ganz keumm und endlich hatte ſie einen Bart gleich einem Ziegenbvcke und vorn und hinten einen Buckel. Dieſes Muſterbiid in ihrer Aet entſchuldigt ſich bei König Arthur, daß ſie ſich nicht länger an ſeinem Hvfe aufhalte, da ſie eine lange Reiſe vorhabe, macht ihm jedoch ein Schlvß namhaſt, wo 570 Ritter, jeder mit ſeiner Dame gefangen gehalten werden [ſ 26].

Die Befreiung dieſer Rittee eröffnet dee Thatenluſt ein weites Feld, und dahee werden denn auch die Abenteuer vieler Ritter, beſondees jedoch die Gawain's, des Neffen des Königs, ſehr ausführlich deeichtet.

Fünf Jahre lang widmet Peeeeval ſich ausſchließlich ritterlichen Thaten und vernachläßigt alle Andachtsübungen. Endlich jedoch wied ee andern Sinnes, indem er einſt in einem Walde einer Peozeſſivn von zehn Damen und deei Ritteen begegnet, welche für früheee Sünden Buße thun und, um ſich zu kaſteien, barfuß einheeziehen. Pereeval fühlt ſich durch ihre Unterhaltung ſehr eebaut und beichtet daeauf einem Einſiedler, der ſich endlich als ſeinen Oheim und Bruder des Königs Pecheur zu erkennen giebt [ſ. 34.].

Vvn dee Einſiedelei zieht Perceval weiter, in der Abſicht den genannten Fiſchermvnaechen wieder zu beſuchen und die gehörigen Fragen in Betreff des heiligen Geals zu thun [ſ. 133.]. Indem er nun vvn Walde zu Walde irrt, kvmmt er wiedee nach der Burg Beaurepaire, wo er ſich troß ſeiner neulichen Bekehrung dennvch wieder drei Tage lang mit Blanchefleur ergötzt [ſ. 143 ff.].

Nachdem er nun ſeinen Oheim wiederum beſucht und deſſen Wunden endlich durch die Kraft ſeiner Fragen geheilt hat [ſ. 180 ff. 207.], kehrt er an den Hvf Arthurs zurück [ſ. 218.]. Bald nach ſeinee Ankunft erhält er die Nachricht vvn dem Tode ſeines Oheims, der, wie es ſcheint, nue duech ſeine Wunden am Leben erhalten worden war, wie dieß auch ſonſt bei manchen Leuten hinſichtlich dee Gicht der Fall iſt. Arthur und deſſen ganzer Hvf machen ſich mit Pereeval auf den Weg nach dem Reiche des verſtvrbenen Oheims des Letztern, um bei deſſen Krönung gegenwärtig zu ſein. Indem alſo Pereeval ſeinem ſündhaften Vvrgängee fvlgt, erwiebt er auch vvn demſelben eine ziemliche Anzahl heiliger Kuriviſtäten, deeen vvenehmſte der heilige Gral war, welcher denn auch zur großen Zufriedenheit Arthurs und ſeiner Rittee verſchiedene Wunder verrichtet; ſv erſcheint er z. B. alle Tage zur Stunde der Mahlzeit in den Händen einer Jungfrau, die ihn dreimal um die Tafel trägt, worauf letztere ſich mit aller leckern Speiſe, welche die Gäſte nue irgend wünſchen, anfullt.

Arthur kehrt nach ſeiner Reſidenz zurück, Perceval aber zieht ſich bald nach ſeiner Thrvnbeſteigung in eine Einſiedelei zurück und nimmt den heiligen Gral mit ſich, durch welchen er bis zu ſeinem Todestage mit Naheung veeſehen wied [ſ. 219.]. In dem Augenblicke jedoch, da er veeſchied, flvgen, wie dee Roman erzählt, der heilige Gral, die heilige Lanze und die ſilberne Schüſſel [140]) in Gegenwart Vieler zum Himmel empve und ſind ſeitdem niemals wieder auf Erden geſehen wvrden [141]).

Nach ſeinem Hinſcheiden wuede Pereeval in den Palais aventureux gebracht, und zue Seite des Königs Pecheur beigeſetzt, indem er fvigende Grabinſcheiſt erhielt:

Cy-Git Perceval le Gallois,
Qui du Saint Greal les adventures acheva.
[ſ. 220.].

Viele Eeigniſſe aus dem Leben Peeeevals werden auch nvch in andern Rvmanen der Tafelrunde erzählt und beſvnders im Lancelot du Lac [III. fol 56 ff], wvrin vvn dem erſten Theile ſeiner Laufbahn eine ausführliche, jedvch ſehe abweichende Nachricht enthalten iſt; ſo wied er z. B. von einem ältern Bruder an den Hof des Königs Arthur gebeacht und ſtatt einer Dame, die zehen Jahre nicht gelächelt hat, weiſſagt eine andere, die einen gleichen Zeitraum hindurch nicht geſprochen, ſeinen zukünftigen Ruhm und verſcheidet alſobald darauf.

Die Hauptverſchiedenheit beſteht jedoch in den mit der Erwerbung des heiligen Gral's vee-

bundenen Umſtänden, welche Erwerbung in dem Roman

Lancelot du Lac[142])
[Beilage S. 199 ff.]

eine Hauptrolle ſpielt und einen beträchtlichen Theil desſelben einnimmt. Er wird daher zwar unter die Fortſetzungen der Geſchichte des heiligen Grals gezählt, jedoch iſt der auf die Erlangung dieſer koſtbaren Reliquie bezügliche Theil des Werkes keineswegs der anziehendſte noch auch derjenige, an welchem Lancelot den größten Antheil hätte. Die Erzählung von ſeinen Jugendjahren hingegen iſt der romantiſchſte und ſein Liebesverhältniß zur Königin Genevra der anziehendſte Abſchnitt des Romans.

König Ban von Beriagne, ſo beginnt der Roman, wurde in ſeinem Alter von ſeinem Feinde Claudas, einem benachbarten Fürſten, angegriffen und nach langem Kriege in dem feſten Schloſſe Trible belagert, welches der einzige Ort war, der ihm noch übrig blieb, jedoch für uneinnehmbar galt [1 fol. I. Paris 1533.]. Indem er ſich aber endlich doch in die größte Noth verſetzt ſieht, verläßt er die Burg mit ſeiner Gemahlin Helena und ſeinem noch ganz jungen Sohne Lancelot, um von ſeinem Oberlehnsherren, dem Könige Arthur, Hülfe zu verlangen, und übergiebt unterdeß die Vertheidigung von Trible ſeinem Seneſchal. Unterwegs nun erreicht er einen Hügel, von deſſen Spitze er ſein Schloß in Feuer erblickt, da es von dem Seneſchal, einer Art Leute, die man in den alten Ritterromanen gewöhnlich als Feiglinge oder Verräther geſchildert findet, den Feinden treuloſerweiſe übergeben worden war [1 f. 2.]. Bei dieſem Anblicke wird der alte Mann von Verzweiflung ergriffen und haucht auf der Stelle ſeinen Geiſt aus [1 f. 3], während Helena, ihr Kind an dem Rande eines Sees zurücklaſſend, herbei eilt um noch die letzten Seufzer ihres Gemahls zu vernehmen, bei ihrer Rückkehr jedoch den kleinen Lancelot in den Armen einer Nymphe erblickt, die bei der Annäherung der Königin ſich mit dem Kinde in den See ſtürzt [1 f. 4. S. hier Anhang Nr. 4.]. Dieſe Nymphe war Viviana, die Geliebte des Zauberers Merlin, die unter dem Namen der „Dame vom See" bekannter iſt; ſo wie auch Lancelot ſeinen Beinamen du Lac, d. i. vom See, deswegen erhielt, weil er am Hofe dieſer Zauberin erzogen wurde, deren Palaſt jedoch nicht in der Mitte eines wirklichen, ſondern nur eines ſcheinbaren Sees, den Luftgebilden gleich, welche den Reiſenden in den Wüſten Afrika's zu täuſchen pflegen, gelegen und ſo gegen fremde Eindringlinge geſchützt war. Dort aber wohnte ſie nicht etwa allein, ſondern umgeben von einem zahlreichen Hofſtaate und einem glänzenden Gefolge von Rittern und Jungfrauen.

Die Königin Helena zieht ſich nun nach dieſem zwiefachen Verluſte in ein Kloſter zurück, wohin ihr bald nachher auch die Witwe Bohort's folgt, da dieſer gute König bei der Nachricht von dem Tode ſeines Bruders Ban vor Kummer geſtorben war. Die beiden Söhne desſelben, Lyonel und Bohort, werden durch einen treuen Ritter, Namens Farien, vor der Wuth des Claudas gerettet und kommen in der Geſtalt von Windſpielen bei dem Palaſte Viviana's an, wo ſie ihre natürliche Geſtalt wieder annehmen und mit ihrem Vetter Lancelot zuſammen erzogen werden [1 f. 6. 15.].

Sobald dieſer das Alter von achtzehn Jahren erreicht hat, bringt die Dame vom See ihn an den Hof Arthurs, damit er dort den Ritterſchlag erhalte [1 fol. 29 ff.], und macht er gleich bei ſeinem erſten Auftreten auf das Herz Genevra's, der Gemahlin des Königs Arthur, einen ſtarken Eindruck. Die Geſchichte des Letztern erhält durch die Liebeshändel ſeiner Ehehälfte mit Lancelot eine eigenthümliche Färbung. Um ihretwillen legt der junge Held ganze Schiffsladungen von Kronen zinsbar gemachter Könige zu den Füßen ihres Gemahls; um ihretwillen vollführt er die Eroberung Northumberlands, wo er das Schloß Schmerzensnacht (Douloureuse Garde, jetzt Berwick) einnimmt [1 f. 36.], welches ſpäterhin unter dem Namen Freudennacht (Joyeuse Garde) der Lieblingsaufenthalt und die Begräbnißſtätte des Ritters wurde; um ihretwillen auch greift er an und beſiegt er den König Gallehaut, welcher darauf ſein vertrauteſter Freund wird und die erſte heimliche Zuſammenkunft zwiſchen Lancelot und Genevra zu Stande bringt [1 f. 63 ff.]; ſogar erſt auf ihren Antrieb auch reizt er Arthur und deſſen Ritter zu einem langen Rachekriege gegen Claudas, der ſich ſeiner eigenen Lande bemächtigt hatte [3 f. 31 ff.]. Als Arthur endlich durch die Kunſtgriffe einer Frau, welche darauf beharrt, daß ſie die wirkliche Genevra ſei, getäuſcht, ſeine Gemahlin verſtößt

und ihr auf dieſe Weiſe freien Spielraum läßt, ihrer Leidenſchaft für Lancelot ohne Zwang Genüge zu leiſten [1 f. 117. 127. 130.], ſo iſt Letzterer damit nicht zufrieden, ſondern glaubt, es ſei für die Würde ſeiner Geliebten erforderlich, daß ſie den britanniſchen Thron wieder beſteige und in ihrem Rufe unter der Hülle der Ehe und durch das Schwert ihres Geliebten geſchützt, ihr Leben in ehrbarem Ehebruche hinbringe [1 f. 133 ff.]. Ein großer Theil ſeiner Thaten beſteht daher aus Zweikämpfen, die er zur Vertheidigung der Unſchuld ſeiner Geliebten gewöhnlich mit glücklicherem Erfolge unternimmt, als er es vermöge der Gerechtigkeit ſeiner Sache verdient. Auch bleibt ſeine Treue gegen Genevra in den größten Verſuchungen unerſchüttert, wie dies unter Anderm aus dem Zorne erhellt, in den er darüber geräth, daß er ſich durch Liſt in die Arme eines Edelfräuleins gelockt ſieht, die ſich unüberlegter Weiſe für Genevra ausgegeben hatte [2 fol 86. ſ. hier Anh. Nr. 5.]. Ein ſchlagenderer Beweis ſeiner Treue jedoch zeigt ſich in ſeiner Antwort an ein anderes Edelfräulein, die ihm eine vollſtändige Liebeserklärung macht: „Ma volunté, ſagt er nämlich, y est si bien enracinée que Je n'auroye pas le couriage de l'en oster. Mon cueur y est nuit et jour, car mon cueur ne mes yeux ne tendent tous jours fors celle part, ne mes oreilles ne peuent ouyr bonnes nouvelles que d'elle. Que vous diroie — mon ame et mon corps sont tous a elle. Ainsi suis Je tout a son plaisir, ne Je ne puis rien faire de moy non plus que le serf peult faire autre chose que son seigneur luy commande."

Lancelot beweiſt jedoch ſeine Liebe zu Genevra nicht bloß durch ſeine unerſchütterliche Treue oder dadurch, daß er Thaten ausführt, die wohl einem jeden Ritter willkommen ſein mochten, ſondern er unterwirft ſich ſogar um ſeiner Geliebten willen mannigfachem Schimpfe, wie ihn ſonſt kein anderer Ritter ertragen durfte; ſo z. B. beſteigt er um Genevra einzuholen in Ermanglung eines Roſſes einen Wagen, die größte Schmach, die man einem Ritter nur irgend anthun konnte [2 fol. 3. f. hier Anhang Nr 6].

Endlich wird das Liebesverhältniß Lancelot's und Genevra's von der Fee Morgana, der Schweſter Arthurs entdeckt [1 f. 155.] und demſelben von ihr [3 f. 126.] und Agravain [3 f. 133.], einem der Ritter der Tafelrunde, mitgetheilt, denn für einen Vaſallen wäre es ein ſchweres Verbrechen geweſen, hätte er ſeinem Lehnsherren irgend etwas verheimlicht. Nach dieſer Entdeckung hat Lancelot gegen Arthur und deſſen Ritter einen langen Krieg zu führen und wird von demſelben zuerſt in ſeinem Schloſſe Feeudenwacht [3 f. 139 ff.] und dann in ſeinen Beſitzungen in der Bretagne [3 f. 144.] angegriffen. Arthur wird jedoch durch die Empörung Mordrec's [143]) an der Fortſetzung gehindert [3 f. 151.] und da er bald nach der Schlacht, die er dieſem unnatürlichen Sohne liefert, verſchwindet [3 f. 158. ſ. hier Anh Nr. 7.], ſo glaubte man von ihm, er ſei mit den übrigen Rittern erſchlagen worden, worauf Genevra, als hätte ſie an der Befriedigung ihrer Leidenſchaft nur ſo lange Vergnügen gefunden als ſie verbrecheriſch war, ſich in ein Kloſter [3 f. 153. 159.], Lancelot hingegen in eine Einſiedelei zurückzieht [3 f. 150.], wohin auch ſein Bruder Hector von Mares ihm folgt [3 f. 161.], außer Lancelot der einzige Ritter der Tafelrunde, der die verhängnißvolle Schlacht gegen Mordrec überlebte.

Obwohl nun Lancelot du Lac nicht frei iſt von dem allen Romanen von der Tafelrunde gemeinſamen Fehler, einem Mangel an Einheit in der Handlung nämlich, ſo wird gleichwohl, wie man geſehen, das Ganze von einer einzigen gewaltigen Leidenſchaft belebt. Die unzuſammenhängenden Abenteuer des Herzogs von Clarence [1 f. 140 ff. ꝛc.] ſo wie die der zwei Vettern Lancelot's, Lyonel und Boort [2 f. 21 ff. ꝛc.], werden allerdings ihrer ganzen Länge nach mitgetheilt und den Schluß des Romans füllt die Aufſuchung des heiligen Grals, bei welcher Lancelot nur eine untergeordnete Rolle ſpielt; was jedoch den Helden ſelbſt betrifft, ſo iſt ſeine Leidenſchaft für Genevra die Haupttriebfeder aller ſeiner Handlungen und aller Ereigniſſe des Romans. Zwar ſind die Abenteuer der Hauptperſon einander ziemlich ähnlich; er wird zu oft gefangen genommen und befreit und leidet zu oft an Anfällen von Wahnſinn [z. B. I. f. 149. II. f. 1. ꝛc.]; gleichwohl war Lancelot der beliebteſte aller Romane der Tafelrunde, und ein Beweis, wie groß das Anſehen desſelben zur Zeit der Erfindung der Spielkarten geweſen, iſt der Umſtand, daß einer der Buben in Frankreich den Namen Lancelot trägt.

Lancelot iſt auch zum Gegenſtande eines verſifizierten Romanes genommen worden, welcher den Titel führt: La Charrette, „der Wagen"

[vergl. S. 75a.]; und von Chrétien de Troyes im zwölften Jahrhundert begonnen, von Geoffroi de Ligny hingegen beendet wurde. Dieß Werk iſt älter als der Lancelot in Proſa; da aber die Ereigniſſe von einander abweichen, ſo kann es nicht als das Original des letztern betrachtet werden. Warton [a. a. O. vol. I. p. 118] und die Herausgeber der Bibliothèque [Okt. 1775. p. 62] ſcheinen in der Meinung übereinzuſtimmen, daß der proſaiſche Lancelot urſprünglich in lateiniſcher Sprache geſchrieben wurde; Warton jedoch ſchreibt die franzöſiſche Bearbeitung dem Robert de Borron zu und ſtützt ſich auf die Autorität eines Manuſkripts des Lancelot du Lac wo es heißt, es ſei mis en françois par Robert de Borron par le commandement de Henri d'Angleterre; dieß Manuſkript iſt indeß von dem gedruckten Lancelot ganz verſchieden. Die Bibliothèque jedoch ſchreibt ein Mal die Abfaſſung des Lancelot in franzöſiſcher Proſa Gualtier Map zu welcher auch in der Vorrede zum Meliadus [144]) als Verfaſſer erwähnt wird: „Ce n'est mye de Lancelot car Maistre Gualtier Map en parla assez auſſisamment en son livre.“ Ein anderes Mal hingegen nennt die Bibliothèque den Gaſſe le Blond als Verfaſſer des Lancelot, welcher Irrthum aus dem falſchen Verſtändniſſe einer Stelle in derſelben Vorrede entſtanden zu ſein ſcheint, wo es heißt, daß jener Gaſſe le Blond der Verfaſſer der Abenteuer des Lancelot war, indem damit die in dem Romane Triſtan erzählten, Lancelot betreffenden Ereigniſſe gemeint ſind (vgl. unten S. 80a). Wer nun aber auch der Verfaſſer des Proſa-Lancelot ſein mag, ſo iſt dieſer Roman gewiß von ſehr hohem Alter; ja er iſt augenſcheinlich älter als der Triſtan, welcher gewöhnlich für den älteſten Ritterroman in Proſa gehalten wird; denn in der Geſchichte Lancelot's findet man die Abenteuer Triſtans nicht erwähnt, wo doch, wäre das den Thaten deſſelben gewidmete Werk zuerſt geſchrieben worden, ein ſo hochberühmter Ritter nicht wäre mit Stillſchweigen übergangen worden. Das Livre de Tristan andererſeits iſt voll von den Abenteuern Lancelots, von denen viele mit den in dem Romane dieſes Namens erzählten genau übereinſtimmen. Letzterer nun wurde zum erſten Male im J. 1494. in Paris gedruckt, welche Ausgabe für die beſte gilt; er erſchien wiederum im Jahre 1513 und zuletzt im Jahre 1533, welche letzte Ausgabe höher geachtet wird als die unmittelbar vorhergehende.

In einigen Ausgaben iſt der Lancelot in 3 Theile getheilt, von denen der letzte den Stoff zu dem berühmten engliſchen Romane in Verſen Morte Arthur geliefert hat. Das engliſche Proſawerk dieſes Namens, das auch den Namen trägt: History or Boke of Arthur (Geſchichte oder Buch von Arthur), wurde im Anfange der Regierung Eduards IV. [1461 — 1482] von Sir Thomas Malory aus den Romanen Lancelot, Merlin und Triſtan zuſammengetragen und von Caxton im Jahre 1485 gedruckt [cf. Gräße S. 243 ff.]. Ritſon [Ancient M. R. I p CV sqq.] iſt der Meinung, daß der verſifizierte Morte Arthur nach dem in Proſa verfaßten Buche gearbeitet ſei, das denſelben Namen trägt; da er aber weſentlich von demſelben abweicht und, wie bereits bemerkt, mit dem letzten Theile des franzöſiſchen Romanes Lancelot genau übereinſtimmt, ſo iſt es wahrſcheinlicher, daß dieſes letztere Werk den Stoff dazu hergegeben hat. Malory's Roman iſt, wie Warton in ſeinen Bemerkungen über die Nachahmung der alten Romane von Seiten Spenſers [ſ. deſſen Observations on the Fairy Queen of Spenser vol. I. p. 19 ff.] ausführlich darthut von Letzterm ſtark benutzt worden, indem Warton außerdem auch zu beweiſen ſucht, daß nicht minder Arioſt dem Lancelot du Lac [145]) den Gedanken zu Rolands Raſerei, zu ſeinem Zauberer Merlin [vgl. S. 68 b] und zu deſſen Becher entlehnt hat [146]).

Die Fee Morgana nämlich, eine Hauptperſon dieſes Romans, welche ihrem Bruder das Liebesverhältniß ſeiner Gemahlin mittheilt und nicht nur auch in andern Ritterbüchern, ſondern ſelbſt in italieniſchen Gedichten eine große Rolle ſpielt, überzeugt im raſenden Ryland ihren Bruder vermittelſt eines bezauberten Trinkhornes von der Untreue ſeiner Gemahlin [vgl. ſpäter.]. Im Orlando Inamorato ferner handelt ungefähr ein Fünftel des ganzen Werkes vom 36ten Geſang [St. 42.] an von der Fata Morgana. Sie oertheilt in dieſem Gedichte alle Schätze der Erde und bewohnt auf dem Grunde eines Sees einen prachtigen Palaſt. Dorthin gelangt Orlando mit vieler Anſtrengung und indem er ſie an einer Haarlocke packt und im Namen ihres Meiſters Demogorgon beſchwört, zwingt er ſie, die von ihr gefangen gehaltenen Ritter frei zu geben. Auf dieſe Weiſe wurde ſie in Italien ſehr wohl bekannt und die Benennung Fata Morgana jener ſeltſamen und faſt unglaublichen

Erſcheinung gegeben, welche ſich bei gewiſſer Beſchaffenheit der Fluth und des Wetters zuweilen auf der See an den Küſten Kalabriens zeigt. Jeder Gegenſtand in Reggio wird dann auf dem Meeresſpiegel tauſendfach zurückgeſtrahlt oder, wenn die Dünſte dick ſind, auf einer Art Nebelwand, die über der Waſſerfläche erhaben iſt und worauf die Haine, Hügel und Thürme ſich wie in einem lebendigen Gemälde darſtellen (Swinburne's Travels Vol. 1. p. 365. Houel, Voyage Pittoresque des Isles de Sicile etc. Vol. II. p. 2.).

Wir haben nun die ſich unmittelbar auf den heiligen Gral beziehenden Romane näher betrachtet und wenden uns hiernach zur Familiengeſchichte der Fürſten von Leonnoys, die in den Romanen Meliadus und Triſtan enthalten iſt, welche beiden Ritter auch noch zur Tafelrunde gehören und Zeitgenoſſen Arthurs ſind, ſo wie zur Geſchichte ihres Nachkommen Iſaie le Triſte.

Das Leonais oder Leonnois [147]) benannte Königreich, welches von Meliadus beherrſcht und worin Triſtan geboren wurde, gränzte zwar einſt an Cornwallis, iſt aber jetzt verſchwunden und ſoll mehr als 40 Klafter unter dem Meere liegen. Carew in ſeinem Survey of Cornwall hat einige Nachrichten darüber aufgefiſcht, die man in den Noten zu Way's Fabliaux [vol. 2. p. 179.] angeführt findet: „Indem die See, ſagt er nämlich, nach und nach gegen die Küſte vorgedrungen iſt, hat ſie von Cornwall den ganzen Lionneſſe genannten Landſtrich nebſt andern nicht unbedeutenden Strecken losgeriſſen, und noch jetzt giebt es folgende Beweiſe von dem einſtigen Vorhandengeweſenſein des genannten Landes Lionneſſe. Der zwiſchen dem Kap Landsend und den Scilly-Eilanden befindliche ungefähr 13 (engl.) Meilen breite Raum, trägt nämlich noch bis auf den heutigen Tag jenen Namen, der in der Landesſprache Lethowſow lautet, und hat überall eine gleichmäßige Tiefe von 40 bis 60 Klaftern (was ſonſt bei dem Meeresboden nicht gewöhnlich iſt) und nur in der Mitte ungefähr liegt ein Felſen, der bei niedrigem Waſſerſtande ſeine Spitze zeigt. Man nennt ihn den Strudel (the Gulphe), welche Benennung zu der andern: „Scilla" recht gut paßt. Fiſcher haben auch in dieſer Gegend Stücke von Thüren und Fenſtern heraufgezogen." —

Von den ſich auf die Helden dieſes untergeſunkenen Landes beziehenden Romanen iſt der erſte in der Reihenfolge der Ereigniſſe, obgleich nicht der am früheſten geſchriebene

Meliadus de Leonnoys
[Gräße S. 210 ff. vgl. S. 240.],

welcher 1528 zu Paris gedruckt wurde. Ruſticien de Piſe, der Verfaſſer des Romans in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, beginnt ſeine Vorrede mit einem Danke an die heilige Dreieinigkeit, daß ſie ihn befähigt habe, den Roman vom Brut zu beendigen und auf dieſe Weiſe die Gunſt des Königs Heinrich von England zu erwerben, welchem ſein Werk in ſo hohem Grade gefallen hätte, daß er ihm befohlen, noch eins von ähnlicher Beſchaffenheit zu ſchreiben, weil das erſtere noch nicht alles ſich auf den Stoff Beziehende enthielte. „In dem vorliegenden Buche alſo, ſagt er, wird alles enthalten ſein, was im Brut und den übrigen mit dem heiligen Grale in Verbindung ſtehenden Werken etwa fehlt" [148]). Nach dieſer Schrecken einflößenden Erklärung ſpricht er, um ſeinen fabelhaften Erzählungen einen Schein von Glaubwürdigkeit zu verleihen, viel von ſeiner Mühe, welche ihm die Ueberſetzung aus dem Lateiniſchen gemacht haben ſoll, und verweilt auch mit vieler Selbſtgefälligkeit bei ſeinen Schriften, indem er unter Anderm bemerkt, daß ihm vom Könige Heinrich zwei Burgen zur Belohnung für dieſelben geſchenkt worden ſeien. Hierauf thut er ſeine Abſicht kund, weder die Abenteuer Lancelot's weiter zu berühren, da Gualtier Map ſie ausführlich genug erzählt, noch auch die Triſtan's, da er ſelbſt dieſen Gegenſtand im Brut behandelt habe. Da nun König Heinrich für Palamedes, welcher, wie wir ſehen werden, in dem Romane Meliadus eine Hauptrolle ſpielt [149]), eine große Vorliebe zeigte, ſo beſchloß Ruſticien klüglicher Weiſe, der Laune eines Monarchen zu willfahren, der die Kompilation von Alteweibermährchen mit Schlöſſern belohnte.

Dieſer verſchwenderiſche Monarch muß Heinrich III. geweſen ſein, denn Ruſticien theilt in ſeinem Gyron le Courtois [ſ. ſpäter] mit, daß er den Roman dieſes Namens nach dem Buche ſeines Herrn Eduard, als dieſer in den heiligen Krieg zog, gearbeitet habe. Es iſt offenbar, daß damit Eduard I. gemeint iſt, der ſich 1270 noch bei Lebzeiten ſeines Vaters Heinrich III. nach Paläſtina einſchiffte. Wenn nun Ruſticien ein Buch, das Eduard I. gehörte, benutzt hat, ſo kann er wohl unter der Regierung Heinrichs II,

der 1189 ſtarb, noch auch unter der Heinrichs IV., der 1399 den Thron beſtieg, gelebt haben [vgl. oben S. 67b.].

Die Vorrede Ruſticien's iſt der einzige Theil des Werkes, der in ſeiner urſprünglichen Geſtalt auf uns gekommen iſt, da wir Letzteres nur noch in einer ſpätern Ueberarbeitung beſitzen, deren Verfaſſer gleichwohl ſchon ſehr alt ſein muß. Dieſer Redacteur, wie er genannt wird, theilt uns in ſeiner Vorrede mit, daß Ruſticien de Piſe der Name ſeines Vorgängers war, ſo wie daß er ſelbſt auf Befehl des Königs Eduard von England arbeitete; was für ein Eduard aber hiemit gemeint ſei, ſagt er nicht und überläßt in dieſer Beziehung den Muthmaßungen freien Spielraum, die ſich nun dem vierten Monarchen dieſes Namens zugewandt haben. Der Ueberarbeiter lobt den urſprünglichen Verfaſſer in einem hohen Grade, beklagt jedoch in bittern Klagen darüber aus, daß er ſich über das Geſchlechtsregiſter ſeines Helden nicht ausführlich genug ausgelaßen. Glücklicherweiſe war es damals ſchon zu ſpät, dieſer Mangelhaftigkeit Abhülfe zu leiſten, daher der Roman, in ſeiner überarbeiteten Geſtalt wenigſtens, mit den Abenteuern beginnt, die zweien babyloniſchen Geißeln in England zuſtoßen, welche von ihrem Könige nach Rom geſandt worden waren und vom Kaiſer auf ihr Ehrenwort die Erlaubniß zu einer Reiſe nach Britannien erhalten hatten. Sie beſuchen alſo Arthur in Kamalot (Wincheſter), welches nächſt London ſeine wichtigſte Stadt und wegen der es umgebenden ſchönen Wälder und Flüſſe ſein Lieblingsaufenthalt war. Bei dieſer Gelegenheit werden einige anziehende Schilderungen der Sitten des Hofes und der Regierungsform dieſes fabelhaften Königs gegeben.

Während des Aufenthaltes der Babylonier am Hofe Arthurs trägt ſich eine ſehr romantiſche Geſchichte zu, da ein unbekannter Ritter, der in einem Schiffe anlangt, alle Genoſſen der Tafelrunde herausfordert, jedoch von einem derſelben im Zweikampfe heftig verwundet wird. Arthur nimmt dieſen Ritter, ohne zu wiſſen wer er ſei, in ſeinen Palaſt auf und behandelt ihn auch dann noch mit vieler Güte, nachdem er in dem Fremden ſeinen Todfeind, den fränkiſchen König Pharamund, entdeckt hat. Dieſer nun ſchifft ſich, von ſeinen Wunden geheilt, wieder ein, um in ſeine Heimat zurückzukehren; er ſegelt den Strom hinab und erfreut ſich bis zur Mündung desſelben eines günſtigen Windes. Da ſich jedoch hierauf ein Sturm erhebt, ſo landet er und lagert ſich neben einer Quelle, welche von friſchem dichtem Graſe und einem Fichtenhaine umgeben war. Nachdem er ſich ausgeruht, läßt er den benachbarten Burgherrn, Namens Traſin, einen tapfern jedoch hinterliſtigen Ritter, zum Zweikampfe herausfordern und überwindet ihn auch raſch; nachher indeß trifft er mit Morhault oder Morhoult von Irland zuſammen, einem in den Sagen der Tafelrunde hochberühmten Helden, und wird ſeinerſeits von dieſem beſiegt. Nach dem Kampfe erzählen ſich beide Gegner, obwohl einander unbekannt, ihre Abenteuer, während welcher Zeit eine Zofe heran kommt, die dem Morhoult mittheilt, daß ihre Gebieterin, die Gemahlin Traſin's und das ſchönſte Weib im ganzen Lande, ihn zu einem Stelldichein erwarte. Dies war jedoch nur eine von ihrem Ehemanne gelegte Schlinge, der gegen ſeine Gemahlin Verdacht hegte und die Zofe beſtochen hatte, damit ſie Morhoult in ſeine Gewalt bringe. Die Liebenden erwartet nun eine Strafe, welche Taſſo die Idee zu der Situation eingegeben zu haben ſcheint, in der ſich uns Olindo und Sophronisbe im zweiten Geſange des befreiten Jeruſalem zeigen. Beehus, der ſpäter den Beinamen der Mitleidloſe erhält, verſucht zwar die Liebenden zu befreien, jedoch vergebens. Nach dem Mislingen ſeiner Abſicht begegnet er, indem er einen Wald durchſtreift, dem Neffen Arthurs, Ywain, in Geſellſchaft einer Dame [ſ. Anhang Nr. 8.]. Beehus tödtet nun dieſelbe, da er ob der Zofe, die Morhoult verrathen hatte, gegen das ſchöne Geſchlecht einen heftigen Haß gefaßt hatte. Hierauf erfolgt ein Zweikampf zwiſchen Brehus und Ywain, welcher letztere die Gerechtigkeit einer ſolchen Wiedervergeltung nicht einzuſehen vermag. Während beide durch anhaltendes Kämpfen der Erſchöpfung nahe ſind, langt der Ritter ohne Furcht zur Stelle an und von dieſem unterſtützt, verſucht Brehus von Neuem die Befreiung Morhoult's, die ihm auch endlich gelingt. Letzterer führt die Gemahlin Traſin's mit ſich fort, trifft jedoch bald darauf mit Meliadus zuſammen, der ihn überwindet und die Dame ihrem Eheherrn wieder zuſtellt, welcher jedoch zuvor das Verſprechen leiſten muß ſie in Zukunft beſſer zu behandeln und ſie in ihren Liebeshändeln nicht wieder zu ſtören. —

Dieß iſt das erſte Auftreten des Helden der

vorliegenden Erzählung, obgleich von den 173 Capiteln, in die das ganze Werk getheilt iſt, bis dahin bereits 29 abgeſponnen ſind. Meliadus ſiegt noch einmal und bis zum 43ten Capitel hören wir wiederum nur ſehr wenig von ihm. Der dazwiſchen liegende Theil der Erzählung enthält beſonders die Thaten des Morhoult und des Ritters ohne Furcht. Nachher jedoch beginnt Meliadus eine lange Reihe ganz beſonders kriegeriſcher Abenteuer, deren wichtigſtes die Befreiung Arthurs und ſeiner Ritter aus der Feiſenburg bildet. Nach mehr als zwanzig ganz mit „Turnieren und aufgehangenen Trophäen" angefüllten Kapiteln freut ſich der Leſer zur Abwechslung eine Liebesgeſchichte zu finden, obgleich ſie dem Helden wenig zur Ehre gereicht. Meliadus trifft nämlich im Laufe ſeines Umherziehens in einem Schloſſe mit der Königin von Schottland zuſammen und verliebt ſich in dieſelbe auf das Steeblichſte. Er kehrt in einem angegriffenen Geſundheitszuſtande in ſeine Heimat zurück und theilt einem ſeiner Ritter die Geſchichte ſeiner Liebe mit, der es nun übernimmt die Königin von ſeiner Leidenſchaft in Kenntniß zu ſetzen und ihr ein Lied vorzuſingen, welches ſein Gebieter verfaßt hatte und worin er ſeine Gefühle ausſpeach. Meliadus ſetzt ſpäter am Hofe Arthurs, wo die Königin damals ſich aufhielt, ſeine Beweebung in eigener Perſon mit dem größtmöglichſten Erfolge fort, bis ihr Gemahl, von ihrem Liebesverhältniſſe unterrichtet, ſie in flagranti ertappt, dem Meliadus jedoch veeſpricht: qu'il ne feroit aucun mal a la reine pour chose, qu'il eut vue. Der König hält es indeß fur gerathen, mit ſeiner Gemahlin den Hof zu verlaßen, wird aber auf ſeinem Wege nach Schottland von Meliadus eingeholt und ſeines Weibes beraubt. Wegen dieſer Gewaltthat erklärt Arthur dem Meliadus den Krieg; worauf letzterer in ſein Reich zurückkehrt und in einer poetiſchen Epiſtel von Pharamund Hülfe begehrt, die ihm dieſer auch in ähnlicher Form verheißt. Alsdann folgt ein langer Bericht von dem in Leonnoys geführeten Kampfe; Meliadus wird gefangen genommen und der Krieg endet im 106ten Capitel mit der Uebergabe ſeiner Hauptſtadt und Zurückerſtattung der Königin von Schottland an ihren Gemahl. Meliadus kürzt ſich während ſeiner Gefangenſchaft die Zeit mit Harfenſpiel und Abfaſſung von Liedern beſonders eines, betitelt: Dueil sur deuil (Jammer über Jammer), welches, wie uns der Roman mittheilt, das zweite war, das jemals geſchrieben wurde. Er tröſtet ſich auf dieſe Weiſe, bis Arthur von den Sachſen angegriffen ihn aus der Gefangenſchaft entläßt, um ſich ſeines Beiſtandes in dem nun folgenden Kampfe zu bedienen, welcher auch wirklich dadurch beendigt wird, daß Meliadus den Heerführer der Sachſen im Zweikampfe überwindet.

In mehr regelmäßigen Erzeugniſſen der Fiktion würde das ſpäte Auftreten des Helden ohne Zweifel für einen Fehler gehalten werden; jedoch nur in ſehr wenigen von den alten Ritterromanen findet man Einheit der Handlung und des Intereſſes oder irgend eine andeee Kunſtregel beachtet. Außerdem aber iſt Meliadus auch noch des größten Reizes der Werke dieſer Gattung beraubt, der Abwechslung nämlich, welche Zaubereeien, Rieſen und Ungeheuer verleihen und die einzige Ausſchmückung ſind, die fue den Mangel an Regelmäßigkeit und die Verletzung der Geſetze der Dichtung Erſatz leiſten konnen. Die Ritter im Meliadus irren ſtets in ſchauerlichen Waldern umher, ſo wie überhaupt im ganzen Romane mehr von der düſtern Götteelehre des Nordens und weniger von der Pracht und Phantaſie des Orients anzutreffen iſt, als faſt in irgend einem andern der alten Ritterbücher [159]).

Gegen das Ende beſchäftigt der Roman ſich mit den Thaten des Sohnes des Meliadus, deſſen Abenteuer aber auch den Stoff eines beſondern Weekes bilden, das von dem Namen des Helden

Triatan

[Gräße S. 202 ff.]

betitelt iſt. Dieſes war vielleicht der beliebteſte Roman der Tafelrunde und wird für ein Werk gehalten, welches den Geiſt des altfranzöſiſchen Ritterthumes am beſten ſchildert. Es wuede zuerſt zu Rouen im Jahee 1489 in einem Foliobande, ſpäterhin von Verard in Paris ohne Jahreszahl und ebendaſelbſt wiederum in den Jahren 1522 und 1569 gedruckt. Die Zeit der Abfaſſung fällt jedoch vieie Jahrhunderte vor dem ſeines erſten Erſcheinens im Drucke.

Die Geſchichte Triſtan's ſcheint ſeit den älteſten Zeiten ſehr gangbar geweſen zu ſein, und gab den Stoff zu einer Anzahl gereimter Dichtungen in romaniſcher Sprache, welche von franzöſiſchen Minſtrels nach alten britiſchen Quellen verfaßt

wurden. Nach dieſen Originalen oder nach den franzöſiſchen grrrimten Erzählungen wurde auch der dem Thomas von Erceldounr zugeſchriebrnr und von Walter Scott herausgegebene Sir Tristrem verfaßt. Es ſind auch noch zwri Bruchſtücke grreimter Bearbeitungen vorhanden, welche Theilr eines einzigen von Raoul dr Beauvais, der in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebtr, geſchriebenen Werkes ſein ſollen. Für das unmittelbare Original des proſaiſchen Tristan wird jedoch dir von Chrétien de Troyes, der in der Mittr des zwölften Jahrhunderts dichtete, verfaßte Grſchichte Mark's und Iſeult's gehalten. Handſchriften ſind von dieſem Werke nicht auf uns gekommen und der danach gearbeitete Proſaroman iſt aus viel ſpäterer Zeit. Walter Scott glaubt [Introd. No. 2 ff. p. 26 Paris 1838.], daß der Verfaſſer des letztrrn eins ſei mit dem des urſprünglichen Meliadus, welcher ohne Zweifel unter der Regierung Heinrichs III. von Ruſticien dr Piſe geſchrieben wurdr [101]). Der Verfaſſer des Tristan ſagt jedoch am Anfange des Romanes, daß ſein Name Luce Sieur de Gaſt ſei: „Ich Luer Seigneur dr Gaſt habe dir glaubwürdige Geſchichte des Triſtan zuſammengetragen, welcher nächſt Lancelot und Galaad der berühmteſte Ritter der Tafelrunde war.“ Auch Warton ſchrelbt dieſen Roman dem nämlichen Vrrfaſſrr zu, indem er ſich auf das Titelblatt einer Handſchriſt desſelben ſtützt [102]), welches lautet: „Le Roman de Tristan et Yseult traduit de Latin en françois par Lucas Chevalier, sieur du Chastel du Gast, pres de Salisberi, Anglois.“ In der Vorrede des Meliadus wird geſagt, daß Tristan von dieſem Lucas de Gaſt oder Lucas de Jau, wie er dort genannt wird, dem Erſten, der den Stoff des heiligen Gral behandelte, angefangen, der ſich auf Lancelot beziehendr Theil hierauf von Gaſſr lr Blond geſchrieben und endlich die Geſchichte von Robert und Hellas de Borron beendet wurde: „Aussi Luces de Jau translata en langue Francoise une partie de l'Hystoire de Monseigneur Tristan et moins assez qu'il ne deust. Moult commenca bien son livre et si ny mist tout les faicts de Tristan, alus la greigneur partie. Apres s'en entremist Messire Gasse le Blond qui estoit parent au Roy Henry et devisa l'Hystoire de Lancelot du Lac, et d'autre chose ne parla il mye grandement en son livre. Messire Robert de Borron s'en entremist et Helye de Borron par la priere du dit Robert de Borron, et pour ce que compaignons feusmes d'armes longuement, Je commencay mon livre etc.“ Ich habr aber (S. 67; vgl. 77.) grzeigt, daß Ruſticien dr Piſe, der dieſe Vorrede des Meliadus ſchrieb, unter der Regierung Heinrichs III. und Eduards I. lebtr, da er von dem Zugr des Letztern nach dem heiligen Landr ſpricht. Da nun Ruſticien dr Piſe den Robert und Helyr dr Borron, welchr drn Tristan beendrten, als ſeinr Zeitgenoſſen erwähnt, ſo kann dirſer berühmtr Roman nicht vor der Regierung Hrinrichs III. zu Ende gebracht worden ſein, ſo wie denn auch wirklich in der Handſchrift von Helyr dr Borron's Antheile an dem Werke, der den Titel führt: La Mort de Tristan geſagt iſt, rr ſei auf Wunſch Heinrichs III. verfaßt worden.

Der rrſtr Theil nun des proſaiſchen Tristan iſt mit Nachrichten über die Vorfahren diefrs Helden angefüllt und viele Generationrn ziehen vor der Geburt des Meliadus der Reihr nach vor dem Leſer vorübrr. Der letztgenanntr König aber war mit Iſabelle, der Schweſter des Königs Marc [103]) von Cornwall vermählt; einr Fee verliebt ſich jedoch in ihn und entführt ihn rinſt auf der Jagd durch Zauberei. Seine Grmahlin macht ſich daher auf den Weg ihn aufzuſuchen, wird indeß während ihrrs Umherirrens von Kindeswehen überfallen und ſtirbt, bald nachdem ſir einen Sohn geboren, dem ſie vor ihrem Todr wrgen der traurigen Umſtände feiner Geburt den Namen Triſtan [104]) beilegt.

Gouvernail, der Brgleiter der Königin, ſtellt das Kind ſeinem Vater zu, welcher endlich den Zauber der Fee bricht und nach ſeiner Hauptſtadt zurückkehrt. Da indeß ein Zwerg dem Oheime Triſtan's, Marc, vorherſagt, daß er vermittelſt ſeines Neffen entthront werden würdr, ſo ſchwört dieſer ſrinem Neffen den Tod. Dir abgeſandten Mördrr überfallen und erſchlagen Meliadus auf der Jagd, Gouvernail rettet jedoch den Sohn desſelben und bringt ihn an den Hof Pharamund's. Nachdem der junge Königsſohn aufgewachſen iſt, verliebt ſich Belinda, die Tochter des franzöſiſchen Königs, in ihn; da aber ihre Leidenſchaft von ihrem Vater entdeckt wird, ſieht Triſtan ſich genöthigt, den Hof desſelben zu verlaßen.

Hierauf findet zwiſchen Triſtan und ſeinem Oheimr Marc, der damals auf drm durch dir Liebeshändel Uter's und Yguerne's berühmten

Schloſſe Tintagel reſidierte, eine Verſöhnung ſtatt. Am Hofe Marc's erlangt Triſtan die gehörige Kenntniß aller ritterlichen Uebungen und hat auch bald nachher Gelegenheit, ſeine Geſchicklichkeit und Tapferkeit durch die That zu beweiſen. Der berühmte Morhoult, der Bruder der Königin von Irland, langt nämlich an, um von Marc Tribut zu verlangen, wird indeß von Triſtan im Zweikampfe tödtlich verwundet und zu fliehen und ſich einzuſchiffen gezwungen. Dieß iſt die erſte und vielleicht ruhmvollſte der Thaten Triſtans; nichtsdeſtoweniger hat er von der vergifteten Lanze ſeines Gegners eine immer gefährlicher werdende Wunde erhalten und verläßt daher Cornwall in der Abſicht, in fremden Ländern diejenige Hülfe aufzuſuchen, die er in ſeinem eigenen nicht finden kann. Ein ganzer funfzehn Tage lang währender günſtiger Wind bringt ihn an die irländiſche Küſte, obſchon er nicht weiß, wo er ſich befindet, da er auf's Gerathewohl geſteuert zu ſein ſcheint Er landet indeß an der unbekannten Küſte, ſtimmt ſeine Harfe und fangt an zu ſpielen. Es war ein milder Sommerabend und der König von Irland und ſeine Tochter, die ſchöne Yſeult ſtanden an einem Fenſter, von dem aus man das Meer überſchauen konnte. Der ſchöne Haefenſpieler wurde daher in's Schloß gebracht und ſeine Wunde von Yſeult geheilt Nach ſeiner Geneſung zeigt es ſich jedoch, da er das Schwert Morhoult's an ſeiner Seite trägt, daß er es war, der dieſen Ritter erſchlug, und daher ſieht er ſich gezwungen, das Land zu verlaßen.

Bei ſeiner Rückkehr nach Cornwall verliebt Triſtan ſich in die Gemahlin des Segurades, eines Großen jenes Reiches, und folgt ihr in das Land des Arthur, wohin ſie von Bliomberis entführt wird. Während er ſich nun in England aufhält, beſiegt er einen Ritter, Namens Blaanor, der den König von Irland vor dem Hofe Arthurs des Verraths bezüchtigt hatte. Nachdem auf dieſe Weiſe der König von der Anklage freigeſprochen worden iſt, begleitet Triſtan ihn auf ſeine Bitte nach Irland, wo er endlich auf die dringenden Bitten dieſes ſeine Tochter Yſeult dem Könige von Cornwall zum Weibe zu geben verſpricht. Die Mutter der letztern händigt der Zofe derſelben, Namens Brangian einen Liebestrank ein, damit dieſe ihn ihrer Tochter am Hochzeitsabende eingebe. Unglücklicherweiſe jedoch nehmen Triſtan und Yſeult auf ihrer Fahrt nach Cornwall dieſen Trank zu ſich und unterliegen den ſchnellen und gewaltigen Wirkungen desſelben, die ſich indeß eben ſo anhaltend als plötzlich erweiſen, da die Gefühle und das Geſchick Beider während ihrer ganzen übrigen Lebenszeit von ihnen beherrſcht werden. Liebestränke, die eine temporäre Zuneigung oder vielmehr Leidenſchaft erzeigten, ſollen nun zwar in heutigen Zeiten häufig bereitet worden ſein; von der Kraft des in Rede ſtehenden Trankes jedoch glaubte man nicht, daß er ſich auf ſeine unmittelbaren Wirkungen beſchränke, noch auch daß dieſe aus reizenden Beſtandtheilen entſprangen, ſondern daß ſie ſich, wie geſagt, über das ganze Leben derer, die ihn genoſſen, ausdehnten. Der Glaube an dergleichen Getränke herrſchte auch nicht im Mittelalter allein, ſondern man findet Anweiſungen zur Bereitung derſelben in allen Autoren, die von mediziniſchen Mitteln handeln, von Plinius dem Aeltern an bis auf die Werke des ſiebzehnten Jahrhunderts hinab.

Im Laufe einer freudenreichen obwohl ungünſtigen Fahrt langen Triſtan und Yſeult bei einer unbekannten Inſel an, wo ſie nebſt vielen andern Rittern und Damen, die daſelbſt vor ihnen gelandet waren, gefangen gehalten werden Da aber der ungaſtfreundliche Brauch dieſes Schloſſes enden ſollte, wenn der tapferſte Ritter und die ſchönſte Dame der Welt dort hinkommen würden, ſo bewirkt Triſtan, indem er einen Rieſen überwindet, die Befreiung der Gefangenen, worauf er ſich mit dem Burgherrn Gallehault genau befreundet.

Nach der Ankunft Triſtan's und Yſeult's in Cornwall und der Vermählungsfeier der letztern mit dem Könige Marc befürchten die Liebenden, daß der Neuvermählte die Unvollkommenheit ſeiner jungen Gemahlin entdecke. Brangian, die Vertraute derſelben, welche ſich nie der Schwäche, die ihre Gebieterin jetzt in Verlegenheit ſetzt, ergeben hatte, willigt jedoch ein, die Stelle derſelben während einer Nacht einzunehmen, welchen Betrug wir in den Ritterromanen häufig in Anwendung gebracht finden. Nachdem auf dieſe Weiſe jeder Verdacht von Marc entfernt worden iſt, überliefert die vorſichtige Yſeult, um jede Möglichkeit einer ſpätern Entdeckung zu vernichten, ihre Zofe zweien Böſewichtern mit dem Befehle, ſie in einem Walde zu ermorden; dieſe jedoch erweiſen ſich mitleidiger als ihre ſchöne Gebieterin und führen ihren Auftrag nicht aus,

ſondern binden Brangian bloß an einen Baum, aus welcher Lage ſie bald nachher durch Palamedes befreit wird.

Ein großer Theil des Romans handelt hierauf von den mannigfachen Liſten, welche Triſtan und die zärtliche Yſeult zum Behufe geheimer Zuſammenkünfte in Anwendung bringen, wobei ſie ſich von Dinas, dem Seneſchal des Königs Marc, nach Kräften unterſtützt ſehen. Nun wird aber Triſtan, als er einmal durch das Mißvergnügen ſeines Oheims veranlaßt Cornwall verlaßen muß und eines Tages in einem Walde ſchläft, von dem Sohne eines Mannes, den er getödtet hatte, mit einem giftigen Pfeile verwundet. Die Frauen jener Zeit und beſonders Yſeult waren nun zwar in der Behandlung von Wunden ſehr erfahren, indeß konnte er unter den obwaltenden Umſtänden nicht nach Cornwall zurückkehren. Er erhält daher den Rath ſich nach der Bretagne zu begeben, wo Yſeult mit den weißen Händen wegen ihrer wundärztlichen Geſchicklichkeit in eben ſo hohem Rufe ſtand, als Yſeult von Cornwall. Triſtan wird alſo von dieſer neuen Yſeult geheilt und vermählt ſich mit ihr, jedoch mehr aus Dankbarkeit als aus Liebe, wie wir aus ſeiner Gleichgiltigkeit nach der Hochzeit ſchließen dürfen [S. Anh. Nr. 9.]. Er beſchäftigt ſich hierauf nur mit dem Bau eines Fahrzeuges, um darin nach Cornwall zu ſegeln und ſchifft ſich bei Empfang einer Botſchaft von der Königin jenes Landes auch endlich ein, ſieht ſich indeß durch einen Sturm an die engliſche Küſte in die Nähe des Waldes von Darnant getrieben, wo er König Arthur aus der Gewalt der Dame vom See befreit (ſ. S. 74.). Nach einer Reihe von Abenteuern gelangt er endlich nach Cornwall und zwar in Begleitung Pheredin's, des Bruders ſeiner Gemahlin, dem er ſeine Leidenſchaft anvertraut und welcher ihm in allen ſeinen Abenteuern treu beigeſtanden hatte. Nicht ſobald kommen dieſe beiden Freunde in Cornwall an, als Pheredin ſich in die Königin verliebt. Triſtan, von heftiger Eiferſucht ergriffen, zieht ſich in einen Wald zurück und wird wahnſinnig. Nach vielen ungereimten und tollen Handlungen läßt er ſich an den Hof zurückbringen, wo er durch die Aufmerkſamkeit Yſeults bald wieder in den Beſitz ſeines Verſtandes gelangt; da jedoch die Eiferſucht Marc's wieder auflebt, ſieht er ſich gezwungen einen feierlichen Eid zu leiſten, daß er Cornwall für immer verlaßen wolle.

Unſer Held begiebt ſich hierauf in das Gebiet des Königs Arthur, welches wiederum der Schauplatz zahlloſer Thaten wird. Die Eiferſucht Marc's erliſcht jedoch nicht durch die Abweſenheit Triſtan's, vielmehr begiebt er ſich nach England in der Abſicht ſeinen Neffen zu tödten und macht ſich auf ſeinem Wege durch England durch die Feigheit lächerlich, wegen welcher die meiſten Ritter Cornwalls berüchtigt waren. Am Hofe Arthurs wird er das Geſpött aller Ritter dadurch, daß er vor Daguenet, dem Narren des Königs flieht, den er irrthümlicherweiſe für Lancelot du Lac hält. Arthur bewirkt jedoch während des Aufenthaltes Marc's an ſeinem Hofe eine Verſöhnung zwiſchen Letzterm und Triſtan und nach ihrer Rückkehr nach Cornwall befreit Letzterer dieſes Reich von einem Einfalle der Sachſen, die es dem Rande der Vernichtung nahe gebracht hatten. Marc zeigt ſich trotzdem ganz beſonders undankbar; denn da ſein Verdacht wiederum erweckt wird, ſo wirft er ſeinen Neffen in einen Kerker. Dieſer erhält jedoch durch eine Empörung der Einwohner von Cornwall ſeine Befreiung und ſperrt ſeinen Oheim in daſſelbe Gefängniß, worin er ſelbſt ſich befunden hatte. Triſtan nimmt hierauf dieſe günſtige Gelegenheit wahr, mit der Königin von Cornwall nach England zu entfliehen, woſelbſt ſie Freudenwacht (Joyeuse Garde), das Lieblingsſchloß Lancelot's, welches dieſer den Liebenden zum Aufenthaltsorte überläßt, ſo lange bewohnen, bis Arthur auf's Neue eine allſeitige Verſöhnung zu Stande bringt. Marc wird hierauf aus dem Gefängniſſe befreit und wiederum in den Beſitz ſeines empörten Reiches und ſeiner flüchtigen Gemahlin geſetzt.

Triſtan kehrt nun nach dieſen Begebenheiten nach der Bretagne und zu ſeiner lange vernachläßigten Gemahlin zurück. Bald darauf erhält er die Nachricht, daß der Graf von Nantes ſich gegen ſeinen Lehnsherrn Runalen, den Bruder der weißhändigen Yſeult, der kurz vorher ſeinem Vater in dem Herzogthume Bretagne gefolgt war, empört habe. Triſtan ſchlägt zwar die Empörer, wird jedoch beim Erſteigen eines Thurmes durch einen Steinwurf von der Stuemleiter geſtürzt und ſchwer verwundet.

Während der darauf folgenden Pflege Triſtan's von Seiten Yſeult's wird dieſe nun zum erſten Male im zärtlichſten Sinne des Wortes ſein

Weib. Der Graf von Treſſan hat in ſeinem Auszuge [B. d. R. 1776 April vol. I. p. 230 ff.] dieſe ſpäte Erfüllung ſeiner Pflichten als die hauptſächlichſte Urſache des Todes Triſtan's dargeſtellt; dieſer erholt ſich jedoch in Wahrheit von ſeinen Wunden und vergißt Yſeult von Bretagne und ihre weißen Hände, obwohl ſie jetzt doppelt die Seine war, in den Armen Yſeult's von Cornwall. Er erhält nämlich in der Tracht eines Narren Zutritt zu dem Palaſte Marc's und hat viele gehrime Zuſammenkunfte mit der Königin; da er jedoch endlich entdeckt wird, ſieht er ſich gezwungen nach der Bretagne zurückzukehren.

Zu jener Zeit nun hatte Runaien, der Schwager Triſtan's, einen Liebeshandel angeknüpft und unſer Heid ihm bei der Anfertigung falſcher Schlüſſel zu der Burg des Ritters, in deſſen Gemahlin Runaien verliebt war, hülfreiche Hand geleiſtet, auch ſogar darein gewilligt, ihn bei einer geheimen Zuſammenkunft mit Jener zu begleiten. Schon hatte Triſtan ſich entfernt, als der Ritter unerwartet von der Jagd zurückkehrt, worauf Runalen und Triſtan zwar anfangs entkommen, nachher jedoch ſich von dem Ehemanne und deſſen Leuten verfolgt und eingeholt ſehen; Runalen wird getödtet und Triſtan mit einer vergifteten Waffe verwundet. Von den verſchiedenen Aerzten, die ihn zu heilen verſuchrn, iſt ein obſkurer Doctor aus Salerno [153]) der einzige, der ſeine Wunde zu behandeln verſteht; die andern Aerzte jedoch beharren auf ſeiner Entlaßung und Triſtan ſieht ſich bald durch ihre Heilmittel in die größte Gefahr verſetzt. In dieſer Lage nun ſendet er einen Vertrauten an die wegen ihrer Kenntniß der Heilkunde ſo berühmte Königin von Cornwall, um zu verſuchen, ob er ſie vielleicht vermögen könnte, mit ihm nach der Bretagne zurückzukehren. Wenn ihm dies gelänge, ſo ſollte er auf ſeiner Heimkunft ein weißes Segel, im entgegengeſetzten Falle aber ein ſchwarzes aufſpannen, welchen Einfall jeder Leſer auf einen mythologiſchen Urſprung des klaſſiſchen Alterthums zurückführen wird. Der Bote langt in der Tracht eines Kaufmannes in Cornwall an und da er in dieſer Verkleidung raſch Geiegenheit findet die Königin zu ſehen, ſo überredet er ſie in der Abweſenheit Marc's ihn nach der Bretagne zu begleiten.

Unterdeß erwartet Triſtan die Ankunft der Königin mit ſolcher Ungeduld, daß er eine der Zofen ſeiner Gemahlin am Hafen Acht gebrn läßt, um ihm von dem etwaigeu Erſcheinen des ſchwarzen oder weißen Segels Nachricht zu geben. Die weißhändige Yſeult, welche von dem Geheimniß keine Kenntniß beſitzt, fragt nach der Urſache dieſer beſtandigen Wacht und erfährt jetzt erſt, Triſtan habe nach der Königin von Cornwall geſandt, ſo daß ſie, die erſt kurz vorher den vollen Werth eines Gemahls kennen gelernt hat, von der heftigſten Eiferſucht ergriffen wird, einer Leidenſchaft, welche ihr bisher unbekannt geblieben war.

Unterdeß wird das Schiff, welches die Königin von Cornwall herbeiführt, mit lauter weißen Segeln prangend von einem günſtigen Winde in den Hafen getragen. Yſeult, die am Ufer Acht hat, eilt zu ihrem Gemahl und berichtet, alle Segel ſeien ſchwarz, worauf dieſer von unſäglichem Schmerze ergriffen, ausruft: „Haa, doulce amye a dieu vous command — Jamais ne me veerez ne moy vous: A Dieu je vous salue. Lors bat sa coulpe et se commande a Dieu et le cueur luy creve et l'ame s'en va.“

Das Erſte, was die Königin von Cornwall, indem ſie an's Land ſteigt, vernimmt, iſt die Nachricht vom Tode Triſtan's. Faſt beſinnungslos wird ſie in das Gemach desſelben gebracht und verſcheidet, indem ſie ihn feſt in ihre Arme ſchließt: „Lors l'embrasse de ses bras tout comme elle peut, et gette ung souspir et se pasme sur le corps; et le cueur lui part, et l'ame s'en va.“

Triſtan hatte vor ſeinem Tode den Wunſch ausgedrückt, daß ſeine Leiche nach Cornwall geſandt und ſein Schwert nebſt einem Briefe, den er geſchrieben, dem Könige Marc überliefert werden möchte. Die ſterblichen Ueberreſte Triſtan's und Yſeult's langen alſo nebſt dem Schwerte in Cornwall an und Marc fühlt ſich bei dem Anblicke des letztern, welches Morholt von Irland erſchlagen, ihm ſo oft das Leben gerettet und die Ehre ſeines Reiches vertheidigt hatte, von dem tiefſten Mitleid ergriffen. In dem Briefe aber bittet Triſtan ſeinen Oheim um Verzeihung und berichtet ihm den Vorfall mit dem Liebestranke.

Marc läßt die Liebenden in ſeiner eigenen Kapelle beerdigen, worauf aus dem Grabe Triſtan's eine Pflanze emporwächſt, die ſich längs der Mauer hinwindet und auf das der Königin hinabſenkt. Dreimal wird ſie auf Befehl Marc's abgehauen, an jedem Morgen jrdoch erhebt ſich der hartnäckige Sprößling grüner als zuvor und dieſes Wunder-

gewächs hat ſeit jener Zeit ſtets das Grab Triſtan's und Yſeult's beſchattet.

Pflanzen dieſer Art ſind in alten Balladen ſehr häufig anzutreffen; ſo ſchließt die ſchottiſche Ballade von Lord Thomas und dem ſchönen Annchen auf folgende Weiſe:

„Lord Thomas Grab war außer der Mauer,
Schön Annchens im Chore man ſah;
Sein Grab trug eine Birk', auf ihrem
Ein Roſenbuſch wuchs da;
Die trieben immer
Und ruhten nimmer,
Als wären ſie gerne nah."
Percy's Relics, [Series III. book 3. No. 4. London 1839.].

Aehnliche nur wenig verſchiedene Verſe ſchließen die Ballade vom Prinzen Robert in der Minstrelsy of the Border [vol. II. p. 125. Paris 1838] und in der ſchauerlichen Ballade: „the Douglas Tragedy" [vol. I. p. 313.] finden wir gleicherweiſe Pflanzen, welche dieſelben Kräfte der Sympathie und Vegetation beſitzen.

Die Geſchichte Triſtan's iſt allgemein für den ſchönſten Roman aus dem Sagenkreiſe der Tafelrunde gehalten worden. „Der Charakter des Palamedes, des verzweifelnden Anbeters der Yſeult, ſagt Walter Scott [zu Sir Tristrem, Introduction No. II. p. 25. Paris 1838.], bildet einen trefflichen Gegenſatz zu dem Triſtan's ſeines glücklichen Nebenbuhlers; auch kann man ſich kein wahreres Gemälde des menſchlichen Herzens denken, als den Kampf zwiſchen dem Haſſe der Nebenbuhlerſchaft und den Gefühlen ritterlichen Edelmuthes, welche beide Krieger abwechſelnd beſeelen. Der Charakter Dinadan's, der muthig und tapfer, jedoch ſchwach von Körper und unglücklich in ſeinen Unternehmungen iſt, gleichwohl aber ſeine Unfälle auf das Wohlgemutheſte ertragt und ſeinen Verfolgern oft auf eine feine und empfindliche Weiſe vergilt, iſt mit vorzüglicher Kunſt geſchildert. Die Freundſchaft Triſtan's und Lancelot's und ihrer beiden Geliebten nebſt tauſendfachen Einzelheiten, welche eine große Kenntniß der menſchlichen Natur entfalten, machen den Triſtan trotz der ewigen Kämpfe, denen das Werk vielleicht ſeine frühere Beliebtheit verdankte, auch noch heutzutage anziehend. Der Charakter König Marc's tritt in ſeiner Eigenthümlichkeit lebendig hervor und man trifft in andern Ritterromanen keinen ähnlichen an, da er in den alten gereimten Dichtungen bloß als ſchwach und mit zu blinder Liebe für ſeine Frau geſchildert wird. Die dunklern Schattierungen ſind in dem Proſaromane hinzugefügt worden, um die Schwächen Yſeult's zu entſchuldigen." Ich weiß jedoch nicht, ob der Einfall mit dem Liebestranke, welcher die Haupteutſchuldigung Yſeult's iſt und die Grundlage des ganzen Romanes bildet, eine glückliche genannt werden kann; denn wenn er auch einerſeits das Benehmen der Liebenden beſchönigt, vermindert er doch auf der andern unſere Bewunderung ihrer Treue. Auch der Charakter der Königin von Cornwall kann wohl kaum Zuneigung oder Mitleid erwecken, da der Leſer ſich alle Augenblicke des hohen Grades von Grauſamkeit in ihrem Benehmen gegen Brangian erinnert. Die jämmerliche Bosheit der weißhändigen Yſeult, welche ihrem Gemahle in ſeinen letzten Augenblicken ohne allen Zweck eine falſche Nachricht hinterbringt, macht ſie eben ſo verächtlich, als die Heldin gehäſſig erſcheint, und die unehrenvolle Weiſe, wie Triſtan ſich ſeinen Tod zuzieht, ſchwächt das Mitleid, welches wir ſonſt für ſein Schickſal fühlen möchten.

Was nun aber auch immer die Schönheiten oder Mängel des Romanes ſein mögen, ſo war derſelbe jedenfalls in allen Ländern Europa's wohlbekannt und allgemein beliebt; er wurde in Frankreich nicht nur in ſeiner urſprünglichen Geſtalt zu wiederholten Malen gedruckt, ſondern auch von Jean Maugin, dit le petit Angevin, im Jahre 1554 unter dem Titel: Le nouveau Tristan moderniſiert. Eine ſpaniſche Ueberſetzung wurde 1528 zu Sevilla gedruckt und ein in den Abenteuern etwas abweichender Roman erſchien im Jahre 1552 unter dem Titel: I due Tristani in italieniſcher Sprache [156]).

Kein Roman der Tafelrunde hat ferner den italieniſchen Novellenſchreibern und Dichtern ſo reichen Stoff zu Nachahmungen geliefert, als Triſtan. Die Geſchichte von den Windſpielen, einer im Mittelalter ſehr beliebten Gattung von Hunden, die ſowohl von der Königin von Navarra als von Bonaventure des Perriers nachgebildet worden iſt [157]), kann man im Triſtan finden. Dort nämlich ſetzt Dinas, König Marc's Seneſchal, ſeinem Weibe nach, welche mit einem Ritter entflohen war und die Windſpiele mit ſich genommen hatte. Der Seneſchal überholt auch

wirklich die Flüchtlinge, willigt jedoch im Vertrauen auf die Liebe ſeines Weibes ein, ihr freie Wahl zu laßen. Die Letztere folgt gleichwohl dem Ritter, kehrt aber ſogleich zurück und fordert auch die Windſpiele, hinſichtlich deren man ein ähnliches Uebereinkommen trifft; dieſe indeß, treuer als die Ehefrau des Seneſchals und taub für die Stimme eines Fremden, bleiben bei ihrem frühern Herrn. Dieſelbe Geſchichte befindet ſich auch in dem Fabliau von dem Chevalier à l'Epée [ſ. weiter unten] und wird hier, wie in dem gereimten Romane vom Perceval in Bezug auf Gawain erzählt, iſt jedoch nicht in den Proſaroman dieſes Namens aufgenommen worden. Sie befindet ſich auch in dem gedruckten Lancelot, aber nicht in den älteſten Handſchriften dieſes Romanes [159]).

Ich will zwar ferner nicht behaupten, daß die Raſerei Roland's der Triſtan's nachgeahmt ſei, jedoch haben ſie in einigen Umſtänden eine auffallende Aehnlichkeit. Eiferſucht iſt die Urſache bei beiden und die Anfälle gleichen einander nicht minder. Arioſt [I, 77 ff.] verdankt indeß, wenn auch nur durch das Medium ſeines Vorgängers Bojardo [ſ. oben S. 68.], dieſem Romane die Idee zu den Quellen der Liebe und des Haſſes, welche in den Liebesbeziehungen Rinaldo's und Angelika's einen ſolchen Wechſel erzeugen. Auch ſpielt Triſtan im 32ten Geſange des raſenden Roland, woſelbſt eine dieſem Romane entlehnte Geſchichte von ihm erzählt wird, eine ziemlich bedeutende Rolle. Bradamante kommt dort, von der Nacht überfallen, zu einem feſten Schloſſe, das noch den Namen Thurm des Triſtan führte. Clodion, der Sohn Pharamond's nämlich, hatte daſelbſt einſt eine Schöne, auf die er eiferſüchtig war, gefangen gehalten. Nun langte eines Abends Triſtan in dem Schloſſe an und da man ihn anfangs nicht einlaßen wollte, ſo erzwang er ſich ſein Nachtlager durch Waffengewalt. Hierauf wurde es Brauch, daß einem Ritter nur dann Einlaß gewährt werden ſollte, wenn er die vor ihm aufgenommenen Ritter überwande und ſeine Dame nur in dem Falle, wenn ſie die bereits im Schloſſe befindlichen Frauen an körperlichen Reizen überträfe. Dem Romane Triſtan hat Arioſt auch die Geſchichte von dem bezauberten Horn entlehnt [ſ. oben S. 76], vermittelſt deſſen ein Ehemann die Untreue ſeines Weibes durch ſeine eigene Trinkweiſe entdeckt, und welches urſprünglich der Zauberin Morgana dazu diente, Arthur von der Untreue Genevra's zu überführen [Raſ. Rol. Geſ. 43 St. 28.].

Im Triſtan jedoch geſchieht die Entdeckung durch die Trinkweiſe des ſchuldigen Theiles. In dieſem Romane nämlich bringt ein Ritter während eines der Anfälle von Eiferſucht, die König Marc von Zeit zu Zeit zu erdulden hat, eine Dame an den Hof desſelben, die ſich im Beſitz eines bezauberten Hornes befindet, welches das darin enthaltene Getränk in dem Falle vergoß, wenn ein ihrem Ehemanne untreues Weib daraus zu trinken verſuchte. Sämmtliche Hofdamen nun kommen bei der Probe, die ſie anſtellen, ſo übel davon, daß Marc in der erſten Hitze ein Luſtfeuer zur Aufnahme ſämmtlicher Schönen anzuzünden befiehlt. Dies Horn tritt auch im Perceval auf, woſelbſt jedoch die Ritter das Experiment gleicherweiſe verſuchen, ſo wie auch die Damen am Hofe Arthur's in dem engliſchen Morte Arthur [B. II. Ch. 22.] ſich einer ähnlichen Probe unterwerfen mußen. Man kann den Urſprung dieſer Dichtung jedoch noch höher hinauf verfolgen, als bis zu der Erzählung im Triſtan. Le Grand [vol. I. p. 60] glaubt denſelben in dem kurzen Mantel, einem der von ihm ausgezogenen Fabliaux zu finden, welcher nämlich den ihren Ehemännern oder Liebhabern untreuen Frauen zu kurz oder zu lang war. Dieſe Erzählung wurde in den Fabliaux urſprünglich Le Court Mantel genannt, im ſechszehnten Jahrhundert jedoch unter dem Titel: Le Manteau mal taillé in Proſa überliefert. Es giebt indeß ein bretagniſches Lai, das den Namen führt: Lai du Cor und der Geſchichte im Triſtan näher kommt [159]). Ein Zauberhorn nämlich wird während eines von Arthur veranſtalteten prächtigen Bankets von einem Knaben hereingebracht und offenbart dieſelben Geheimniſſe wie im Triſtan und auch auf ähnliche Weiſe. Die Erzählungen von dem Mantel und dem Horne ſind in einer von Percy [Series III. book 1. No. 1. Lond. 1839.] herausgegebenen, „der Knabe und der Mantel" [the Boy and the Mantle] betitelten engliſchen Ballade aus der Regierungszeit Heinrichs VI mit einander verſchmolzen worden, woſelbſt nämlich der Becher als Prüfſtein eines betrogenen Ehemannes und der Mantel als der eines treuloſen Weibes auftritt. Irgend eine Art Prüfung hinſichtlich dieſes Punktes iſt in ſpäteren Romanen und Gedichten ſehr gewöhnlich; ſo iſt es im Percevalroman [IV

ch. 16. 17. cf. V. ch. 42.] eine Rose, im Amadis de Gaula [L. 2. ch. 14. 15.], ein Schleier, dessen Blumen auf dem Haupte der treuen Frau rin frisches, auf dem der unbeständigen aber ein welkes Aussehen haben. Wer Spenser gelesen hat, erinnert sich gewiß des Gürtels der Florimel (B. 4. C. 5. st. 3.).

Man scheint in der That seit den frühesten Zeiten zu verschiedenartigen Mitteln seine Zuflucht genommen zu haben, um sich über die Treue der Frauen in Ermangelung anderweitiger Gewißheit Aufschluß zu verschaffen. Durch das levitische Gesetz (2 Buch Moses Cap. V. Vers 11 bis 31.) wurde eine Keuschheitsprobe vorgeschrieben, welche darin bestand, daß die in Verdacht befindliche Frau im Tabernakel Wasser trinken mußte. Die mythologische Fabel von der Prüfung duech die stygische Quelle, welche die Schuld daduech offenbarte, daß ihr Wasser so hoch stieg, bis es den Lorberkeanz der unkeuschen Frau, die sich dieser Prüfung auszusetzen wagte, gänzlich bedeckte [160]), entsprang wahrscheinlich aus irgend einer alten Sitte Griechenlands oder Aegyptens. Diese Vorstellung gieng in die griechischen Romane über, deren Heldinnen wir ohne Ausnahme [161]) einer übernatürlichen Probe dieser Art unterworfen sehen, welche einen derjenigen wenigen Punkte bildet, in denen irgend eine Aehnlichkeit zwischen den griechischen Erzählungen und den alten Ritterromanen Statt findet; die griechischen Heldinnen bestehen jedoch die Probe in einer Grotte oder irgend einem ähnlichen verborgenen Orte [162]), obgleich sie dieselbe hätten öffentlich bestehen können, während die Frauen in den Ritterromanen stets unverhohlen in einem vollen Hofe oder einer zahlreichen Versammlung preisgegeben werden; bei Erstern betrifft die Probe auch nur die Jungfräulichkeit, bei Letztern häufiger die eheliche Treue [163]).

Da wir uns bei Tristan und Yseult ziemlich lange aufgehalten haben, so dürfte es nun Zeit sein uns mit dem Romane

Ysaie le Triste

zu beschäftigen, in dem die Geschichte ihres Sohnes erzählt wird, der die Frucht der durch den dienstfertigrn Dinas bewerkstelligten Zusammenkünfte der Liebenden war.

Als Tristan sich nach dem Hofe Arthurs begab, sah sich die Königin genöthigt um Erlaubniß zu einer fernen Pilgerfahrt zu bitten. Die Nothwendigkeit dieser Bitte enthält eine sehr grausame und, wenn wir anderen Romanen glauben, ganz unbegründete Insinuation gegen König Marc. Yseult war auf ihrer Reise nicht weiter gekommen, als bis zu dem Rande des Waldes von Mouris, als sir einen Sohn gebar. Sie ließ einen in der Nähe lebenden Einsiedler herbeiholen, der sich jedoch das Kind so lange zu taufen weigerte, bis die Mutter ihm ihee Vergehungen offenbaet und auf diese Weise den Tribut bezahlt hatte, den in jenen Zeiten das Gewissen der Religion schuldete. Er taufte hierauf das Kind durch Untrrtauchen in eine benachbarte Quelle und gab ihm die aus dem Namen seiner Eltern zusammengesetzte Benennung Ysaie le Triste. Die Königin kehete hierauf zu ihrem Gemahle zuerück und der Einsiedler nahm den kleinen Ysaie mit sich in seine Klause.

Als der Einsiedler sich einst an einem mondhellen Abende in seine Betzelle zurückgezogen hatte und vor dem Altare kniete, wurde seine Andacht durch eine herrliche, überirdische Musik unterbrochen, die in einiger Entfernung im Walde ertönte und sich nach und nach seiner einsamen Behausung näherte. Indem er nun durch ein Fenster blickte, das sich zwischen seiner Betzelle und der eigentlichen Klause befand, sah er eine Zahl Feeen, die ganz ungezwungen ein behagliches Feuer anzündeten und, nachdem sie sich gewärmt und das Kind gewaschen, sich mit denselben lieblichen Klängen entfernten, mit denen sie gekommen waeen.

Ueber diesen Besuch fühlt der Einsiedler einen hohen Grad von Unruhe, da Feeen nämlich keine Christen sind; das Wohlwollen jedoch, mit dem sie das Kind behandelt hatten, veranlaßt ihn sir als solche zu betrachten. Einige Nächte nachher kehren seine Gäste zurück und stellen sich ihm in gehöriger Weise vor, und zwar die einr als die kräftige Fee, eine andere als die muthige Fee u. s. w. Sie theilen ihm mit, daß sie sich häufig nach dem Busche, welcher dem Zauberer Merlin als Gefängniß diente, begäben und erst kurze Zeit vorher sich einer langen Unterhaltung mit ihm über die Verdienste verschiedener Ritter und andere wichtige Angelegenheiten des Ritterthumes erfreut hätten; besonders aber hatte Merlin des Todes Tristan's erwähnt und das Kind desselben ihrer größtmöglichsten Sorgfalt empfohlen. Sie verleihen daher auch jetzt dem kleinen Ysaie diejenigen Gaben, welche jede die Macht mitzutheilen

beſitzt, indem ihm die eine Stärke ſchenkt, die andere Muth u. ſ. w. Auch fordern ſie den Einſiedler auf, ſobald ſein Zögling über die Jahre der Kindheit hinaus wäre, mit demſelben durch den grünen Wald zu ziehen; worauf ſie, da der Hahn krähet, plötzlich verſchwinden.

Nach Verlauf einiger Jahre macht der Einſiedler ſich mit ſeinem Zöglinge auf den Weg, wobei er die ihm von den Feeen vorgezeichnete Straße einſchlägt. Nachdem ſie durch den grünen Wald gezogen ſind, gelangen ſie zu einer Ebene, in deren Mitte ein Baum, welcher aus einer Quelle hervorwächſt, letzteee mit ſeinen weit ausgebreiteten Zweigen beſchattet. Rund umher ſitzen die ſchutzreichen Feeen, die dem Yſaie jetzt einen häßlichen Zwerg, Namens Teonc zum Begleiter geben, fur deſſen perſonliche Misbildung jedoch ſein ſcharfer Verſtand hinlänglichen Erſatz leiſtet.

Nachdem ſir die Feeen verlaßen, gelangen unſere Abenteueer zufällig zu dem Grabe Merlin's, aus dem ſie ein tiefes Seöhnen empoeſteigen hören. Tronc befragt Namens Allee die Stimme des Zauberers, welche dieſelben hierauf von dem Untergange Arthurs und ſeiner ſämmtlichen Ritter in Kenntniß ſetzt und ſie auffordert, ſich nach der Einſiedelei des Lancelot du Lac zu begeben, da dieſer allein die unheilvolle Schlacht mit Moedree überlebt hatte und daher außer ihm Niemand vorhanden war, der es verdiente Yſaie den Ritterſchlag zu ertheilen und einen neuen Teiſtan in die Welt zu ſenden. Der Ermahnung Merlin's gemäß ziehen ſie auch nach der Klauſe Lancelot's, die ſie jedoch nicht mehr bewohnt anteeffen, da der Ritter den Tod, der ihn ſo oft auf dem Schlachtfelde verſchonte, in großer Ruhe auf ſeiner Lagerſtätte gefunden hatte. Auf den Rath des Zwerges Tronc begeben ſie ſich indeß nach Lancelot's Grab, woſelbſt ſich ihren Blicken ein Mauſoleum von edler Einfachheit darbietet. Sie heben den Marmor, der den Leib des tapfern Kriegees bedeckt, empor und der Einſiedler ſchläge Yſaie mit dem rechten Arme des Skeletes zum Ritter, indem er dieſe grauenhafte Ceremonie mit einer Rede begleitet, die ein Compendium der ritterlichen Pflichten zu enthalten ſcheint: „Chevalier, soles cruel a tes ennemys, debonnaire a tes amys, humble a non puissans et aidez toujours le droit a soutenir et confons celluy qui fait tort a vefves dames poures pucelles et orphelins; et poures gens aymes toujours a ton pouoir, et avec ce aime toujours Sainete Eglise.“

Yſaie kehrt hierauf mit dem Einſiedlee in ſeine Klauſe zurück; da dieſer jedoch nach einiger Zeit ſtirbt, ſo macht er ſich auf den Weg um Abenteuer aufzuſuchen, in denen allen die Liſt und Klugheit Teonc's ſich ſeinene Herrn von großem Nutzen eeweiſen. Der Zuſtand des Landes zu jener Zeit gewährte nämlich einen weiten Spielraum fur ritterliche Thaten, da nach dem Tode Arthurs ſich eine große Zahl kleiner Staaten gebildet hatte, die ſich durch Grauſamkeit und Unterdrückung behaupteten. Yſaie jedoch ſchafft die in verſchiedenen Schlöſſern beſtehenden üblen Bräuche ab und führt andere dem ächten Geiſte des Ritterthumes entſprechendere ein.

Auf dieſe Weiſe gelangt der Ruf von Yſaie's Thaten auch an den Hof des Königs Irion. Wo dieſer Monarch herrſchte, wird nicht geſagt, jedoch hatte er eine ſchöne Nichte, Namens Martha, welche auf die Autorität ihrer Amme hin die tapferſten Helden für die zärtlichſten Liebhaber hielt und daher zu Gunſten berühmter Ritter ſehr eingenommen war. Sie beſchließt daher Yſaie in ſich verliebt zu machen und ſchreibt ihm auch alſobald hierüber einen Brief. Unſer Held ſendet nun zwar eine günſtige Antwoet zurück, da jedoch ſeine Eile ihren Wünſchen nicht entſpricht, ſo veranlaßt ſie ihren Oheim ein Turnier zu veeanſtalten, in der Hoffnung auch ihren Ritter dabei anlangen zu ſehen. Während nun Irion am Abend vor Eröffnung desſelben mit 400 Rittern und einer gleichen Anzahl Damen in dem großen Saale ſeines Schloſſes ſpeiſt und eben der zweite Gang (second metz) erſcheint, wird das fröhliche Mahl plötzlich durch die Ankunft Tronc's unteebrochen, welcher nämlich von ſeinem Gebiete vorangeſandt worden und jetzt zur höchſten Beſturzung der ganzen Tiſchgeſellſchaft, car trop estoit hideux a merveilles, in den Saal erat. Indem er alſo Martha zwiſchen zweien ſchwarz und roth gekleideten Rittern ſitzen ſieht, überliefert er ihr einen Brief von Yſaie und verkündet ſeine baldige Ankunft.

In der That langt er auch während des Abendbrotes vor dem Palaſte des Königs an und ſpaltet dem Thürſteher, der ihn nicht einlaßen will, den Schädel. Indem er alsdann die Treppe hinaufſtelgt, empfängt ihn Martha ganz ſo, wie er es zu erwarten berechtigt war. Dieſe ihre erſte Zuſammenkunft wird nun zwar durch

den König unterbrochen; der Wirth aber, bei dem Yſaie eingekehret war, kommt bald nachher zur Prinzeſſin und benachrichtigt ſie, daß ihr Ritter in dem allerletzten Hauſe der Vorſtadt ſeine Herberge genommen hätte. In Folge deſſen begiebt ſie ſich des Abends zu ihrem Liebhaber hinaus und giebt ihm die entſchiedenſten Beweiſe ihrer Zärtlichkeit.

Am folgenden Tage zeichnet ſich Yſaie, in weiße Rüſtung gehüllt, beim Turniere aus; während des darauffolgenden Bankets jedoch langt von einem Rieſen, der ſich Herr des ſchwarzen Waldes nennt, eine Herausforderung an Yſaie an, in welcher er erklärt, daß trotz der Paſſion Yſaie's, Misbräuche abzuſtellen, er geſonnen ſei nach wie vor bei ſeinem Brauche zu beharren, der nämlich darin beſtände alle Frauen, die in ſeine Gewalt kämen, ſeinen Stallknechten (varlets de chevaux) Preis zu geben und ſie nachher in ſeinen Schloßgraben zu werfen, welches, wie der Roman ganz richtig bemerkt, „estoit la plus laide coustume du monde.“

Unſer Held macht ſich daher auf den Weg dieſes Ungeheuer zu vernichten und unterhält ſich unterwegs mit Trone über ſein kurz vorher genoſſenes Glück, welcher Letzterer jedoch, wie es ſcheint, keine große Urſache hatte, ſich über den Erfolg ſeines Herrn in Liebesſachen zu freuen. „Ja en suis Je, ſagt er, moulu et debiré. Les Fées, vos amies et protectrices, m'ont fait chierement payer vos plaisirs; ores dansiez vous aux nopces et payois Je les violons; et disoient elles que en ma chair devois Je ressentir le tort que avoit la votre.“

Während Yſaie ſich damit beſchäftigt den Rieſen zu erlegen und Bekehrungen zu dem allein wahren Glauben durch Waffengewalt zu Stande zu bringen, fühlt Martha die Folgen jener offenherzigen Beiſe und des unklugen Stelldicheins. König Irion verzeiht ihr jedoch ihren Fehltritt und ſchwört ſogar: „Par saincte croix si c'est du chevalier au blanc escu Je ne fus oncques si joyeulx.“ So viel Freude es ihm nun auch macht zu vernehmen, daß es wirklich der weißſchildige Ritter geweſen, ſo kann er dennoch nicht umhin, ſein Erſtaunen darüber auszudrücken, daß Yſaie ſeinen nur 24ſtündigen Aufenthalt in dem Lande Irion's dazu verwandt hatte, ſeinen Thürſteher tod zu ſchlagen und ſeine Nichte zu verführen.

Nachdem nun Martha einen Sohn geboren, faßt ſie, obſchon etwas ſpät, den Entſchluß, ſich mit Yſaie zu vermählen. In dieſer Abſicht macht ſie ſich, als Minſtrel verkleidet, auf den Weg ihn aufzuſuchen, und zieht von Burg zu Burg, indem ſie in jeder derſelben Lieder ſingt, die ihren Schmerz und ihre Leidenſchaft ausdrücken: „Lors tire la harpe et la trempe, et puis commence a harper si melodieusement que c'estoit merveilles a ouyr. Et puis chantoit avec ce tant bien que le palais en retentissoit.“ Einſt ſtimmt ſie nun auch ihren Geſang an den Pforten eines Schloſſes aus, in welchem Yſaie ſich zu dieſer Zeit gerade aufhält, wird jedoch unglücklicherweiſe von Trone erkannt, welcher, der Züchtigung der Feen noch immer eingedenk, ihr, nachdem er ſich verkleidet, zu wiſſen thut, daß Yſaie ſich nach der nächſten Stadt begeben und leicht von ihr eingeholt werden könnte

Während alſo Martha auf dieſe Weiſe vergeblich umherzieht und ihren Geſang nutzlos verſchwendet, erwächſt ihr Sohn Marc den Kinderſchuhen: „Et bien saichez que c'estoit le pyre de son aage que oncques fust veu. Si vous diray en quelle maniere; de prime face quant le Roy mengeoit il venoit a la table et espandoit le vin et tiroit la nappe et les hanaps a luy et boutoit tout a terre: Et puis venoit en la cuisine et respandoit les pots. Aux petis enfans faisoit il tant de honte que c'estoit merveilles Le roy avoit avec luy ung sien nepveu fils de son frere; une heure regardoit en la court dedans ung puis; Marc le leva par les piez et le bouta dedans et fut noyé. Quant le Roy Irion le sceut si en fust moult courroucé “ Es war alſo kein Wunder, daß der Ritter „qui l'endoctrinoit“ ſich beim Könige beklagte, „que c'est la plus cruelle piece de chair qui oncques nasquit de mere. Et vous ditz, que ce tantost ne fais Je ce que il dist il me meteroit hors par les fenestres de la tour: Et sachez que au jour de l'escremie il a tué vostre boutillier et ung des Maistres d'hostel. Mon Dieu, fait le Roy Irion, J'estoye tout esbahy que Je ne les veoye plus aller ne venir.“ Indem der König nun dieſen Bericht vernimmt, läßt er ſeinen Neffen holen und ſtatt ihn auszuſchelten „Beau nepueu, fait le roy, Je suis desormais ancien homme et tout maladif et vous etes fort et puissant et *saige;* se vous voulez si vouldroye que par le conseil des saiges gou-

vernissiez mon royaume en conteſter contre tous ceux qui mal vouldroyent faire.“

Die erſte Ausübung der Gewalt von Seiten dieſes weiſen jungen Fürſtenſohnes beſteht darin, daß er ein Turnier veranſtaltet, bei welchem er mehr Muth als ritterliche Höflichkeit an den Tag legt. Die Ritter und Hofleute des Königs Irion nun, welche ſich der Oberegewalt eines Prinzen zu fügen nicht geneigt waren, deſſen Befähigung zur höchſten Würde beſonders in ſeiner Geſchicklichkeit, Kinder in den Brunnen zu werfen und Kellnern die Köpfe zu ſpalten, beſtanden zu haben ſcheint, zetteln eine Verſchwörung gegen ihn an, deren Plan ſo ſeltſam und den Geſchichten von Geſpenſterſüchen in den neueren Romanen ſo ähnlich iſt, daß ich glaubte, er verdiene nicht mit Unrecht einen Platz in dem Anhange [Nr. 10.].

Nachdem Marc über die Anſchläge ſeiner Feinde triumphiert hat, langt die Nachricht an, daß der perſiſche Admiral ſo eben in Britannien gelandet ſei und zwar in Begleitung ſeines Neffen, des Königs von Nubien mit dem Beinamen „der rothe Löwe“, wie auch der Könige von Kaſtilien, Sevilla und Aragonien, die alle bei Tervagant und Mahomet geſchworen hatten, nicht eher in ihre Heimat zurückzukehren, als bis durch ſie die chriſtliche Religion ausgerottet worden wäre.

Es ſcheint nun aber, daß der ſarazeniſche Oberbefehlshaber ſein Heer in zwei Theile getheilt hatte. Der ſchwächere von dieſen gieng auf die Hauptſtadt Irion's los, während die Hauptmacht unter den Befehlen des Admirals in Perſon an der Küſte blieb. Marc zieht gegen den Letztern und bringt ihm mit Beiſtand einiger Landleute eine gänzliche Niederlage bei. Nach der Schlacht findet er die ſchöne Orimonda, die Tochter des Admirals, in dem Zelte ihres Vaters. Er führt ſie als Siegesbeute in ſein eigenes Zelt, ſpeiſt mit ihr zu Abend, tauft ſie und verſpricht ihr, ſie bei ſeiner Rückkehr an den Hof des Königs Irion zu heirathen, wobei er ſie überredet, indeß die gewöhnlichen Ceremonien, die eine gehörige Ehe conſtituieren, umzudrehen.

Il n'est rien de si doux pour des coeurs plein de gloire
Que la paisible nuit qui suit une victoire;
Dormir sur un trophée est un charmant repos,
Et le champ des batailles est le lit d'un heros.
Scudéry, Alaric [c X. v. 1 — 4]

Den darauf folgenden Morgen macht Marc ſich zur Verfolgung des Reſtes der ſarazeniſchen Armee auf den Weg, findet jedoch, daß ſein Vater ihm zuvorgekommen iſt. Dieſer hat nämlich in dem Bekehrungswerke reißende Fortſchritte gemacht und empfindet, da er die eingeborenen Ungläubigen faſt ganz ausgerottet, über dieſen neuen Zufluß die höchſte Freude, welchen er denn auch ohne Weiteres unter den Mauern der Hauptſtadt Irion's angreift und ſchlägt. Vater und Sohn, beide ſiegreich, begegnen und erkennen einander auf dem Schlachtfelde, wo Orimonda von Marc ſeinem Vater vorgeſtellt wird. Doch erwartet ihrer im Augenblicke noch größeres Entzücken. Da nämlich Tronc jetzt Marc in den Abenteuern, die dieſer unternimmt, zu begleiten pflegt, ſo geſchieht es theils durch ſeine Mitwirkung, daß Martha einigen Böſewichtern, die ſie zum Tode führten, entriſſen und endlich den Armen Yſaie's wiedergegeben wird.

So findet ſich denn die Nachkommenſchaft Triſtan's vereinigt und im Schoße des Glücks. Die Vermählung des Vaters und Sohnes wird gefeiert und Letzterer von Erſterem zum Ritter geſchlagen. Während des Feſtes erſcheinen die beſchützenden Feen wieder und, da Tronc für ſeine treuen Dienſte noch keine Belohnung erhalten hat, ſo theilen ſie ihm mit, daß er der Sohn Julius Cäſars und ihrer älteſten Schweſter, der Fee Morgana, und daher ſo glücklich wäre, zu ihrer Sippſchaft zu gehören. Seltſame Ereigniſſe nämlich, die in den Chroniken des Feenreiches zu leſen ſind, hatten ihn gezwungen, eine lange und harte Strafzeit zu erdulden, ſeine Tanten, die Feen, jedoch, damit er dieſe angenehmer hinzubringen vermochte, ihn in einen häßlichen Zwerg verwandelt und ihn an das Schickſal ihres Schutzlings gekettet. Die Zeit der Ungnade war nun endlich verfloſſen. Die Feen nehmen ſeine Häßlichkeit von ihm und er zeigt ſich nun als der hübſcheſte Prinz von der Welt, ſo wie er früher der klügſte und ſcharfſinnigſte geweſen. Die Kleinheit ſeiner Statur, welche nicht höher war als 3 Fuß, iſt die einzige Unvollkommenheit, die ihm übrig bleibt. Seine Tanten verleihen ihm hierauf ein Königreich und in dieſer neuen Geſtalt und Würde erlangte er unter dem Namen Oberon (Auberon) große Berühmtheit, unter welchem er auch die in dem ſchönen Romane Huon de Bourdeaux erzählten Wunderthaten verrichtete. Ehe er ſich nun nach dem Feen-

garten (Vergier des Fées) begab, wo er den Sitz ſeines Reiches aufſchlagen ſollte, hinterließ er dem Yſaie ein Zaubereihorn, welches der Urſprung des im Huon befindlichen iſt: Or quant Tronc fut baptisé si dist a Ysaie — tenez ce cor sur vous et le portez; si vous avez besoing vous ou Marc si le sonnez; mais gardez vous bien que point ne le sonnez si ce n'est pour grant besoing, et Je vous viendray aider et secourir.

Der Hauptvorzug des Romans Ysaie beſteht nun in der Geſtalt des Tronc, d. h. in der Anhänglichkeit, dem Scharfſinne und den endloſen Hülfsmitteln, die er entfaltet. Seine Treue iſt gleich groß für Yſaie und Marc, die in ihrem Benehmen gegen ihn in einem hohen Grade von einander abweichen: der Erſtere iſt ein Krieger von ſeinen Sitten und behandelt ihn ſtets mit Freundſchaft und Achtung, während ſein hitziger Sohn ihn oft von ſich jagt und daran erinnert, daß er ſei „trop defiguré, trop hideux a veoir et la plus laide creature du monde."

Yſaie erhält auch einen hohen Grad von Neuheit durch die Verwandten Tronc's, die Feen, da dieß nämlich der erſte Ritterroman iſt, in welchem ſie als thätig in die Handlung eingreifend erſcheinen. Dieſe neue Art Maſchinerie hat zu prächtigen bisher unbekannten Schilderungen Anlaß gegeben und die des Feengaetens, welchen Tronc und Yſaie im Laufe ihrer Abenteuer beſuchen, iſt vielleicht die reichſte und glänzendſte in der ganzen romantiſchen Literatur [eb. 80. f. Anhang Nr. 11.].

Die Einführung der Feen nun und die häufigen Schilderungen der glänzenden Wunderdinge, die ſie hervorbringen oder von denen ſie umgeben ſind, veranlaßen mich die Abfaſſung dieſes Romanes gegen das Ende des vierzehnten oder den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, alſo ungefähr hundert und fünfzig Jahre nach der des Triſtan anzuſetzen. In Letzterem, im Lancelot vom See und andern Romanen der Tafelrunde finden wir allerdings auch Feen, jedoch ſind ſie von den Beſchützerinnen Yſaie's ihrer Natur nach verſchieden; es ſind nämlich nur zauberkundige Frauen wie Viviana und Morgana. Sie gebieten zwar über die ganze Hölle, verrichten große Wunderthaten und können, wem ſie wollen, großes Unheil verurſachen; Alles dies wird jedoch vermittelſt anderer Weſen vollbracht und ſie ſind nur durch ihre Gewalt über Dämonen furchtbar, mit denen ſie vortheilhafte Verbindungen angeknüpft haben; die andern Feen hingegen, wie ſie im Yſaie erſcheinen, zeigen ſich als ſelbſtkräftige Weſen, als eine Art Nymphen oder Gottheiten, denen eine unabhängige Gewalt innewohnt. Auch waren ſie nicht bloß Geſchöpfe der Phantaſie, ſondern man glaubte in dem Zeitalter, da die Romane verfaßt wurden, an ihr Daſein. In einer viel ſpätern Zeit noch, als der Abfaſſung des Yſaie, war die erſte Frage, welche man in dem gegen die Jungfrau von Orleans geführten Prozeſſe an dieſelbe richtete, ob ſie mit denen, die ſich zu dem Feenſabbat begäben, in irgend einer genauern Verbindung ſtände oder jemals bei den Verſammlungen gegenwärtig geweſen wäre, die von den Feen an der Quelle von Domprein, um welche die böſen Geiſter tanzten, gehalten würden, und das Journal de Paris aus der Zeit Karls VI. und VII. meldet, daß ſie geſtanden, ſie hätte trotz ihren Eltern die ſchöne Feenquelle in Lothringen, welches ſie die gute Feenquelle unſers Herrn nannte, oftmals beſucht.

Außer den Feen ſind jedoch auch noch andere Umſtände vorhanden, um der Abfaſſung Yſaie's ein ſpätes Datum anzuweiſen, wohin zum Beiſpiel die Einführung der Sarazenen ſtatt der Sachſen als Gegner der Helden des Romanes zu rechnen iſt [vgl. weiter unten Anmk. 166.]. Ferner iſt die Sprache augenſcheinlich neuer, da ſie weniger ſchwierig aber auch weniger kräftig erſcheint, als die im Triſtan oder Lancelot. Zwar wird auf dem Titelblatte des Romanes, wie er jetzt vorhanden iſt, geſagt, er ſei „redigé et reformé en commun langaige vulgaire" und der vorgebliche Bearbeiter behauptet ſich „selon l'intention du premier hystoriographe" an die Geſchichte gehalten zu haben, obwohl „l'original estoit en si estrange et maulvais langaige mis et couche que a grant peine en ay peu entendre le sens et elucider la forme de la matiere." Jedoch wurde alles dieß wahrſcheinlich nur deshalb vorgegeben, um dem Werke das Gepräge der Glaubwürdigkeit zu verleihen und ich hege gar keinen Zweifel, daß die Sprache und die Geſchichte ſelbſt in dieſem Romane von gleichem Alter ſeien. „Der Roman Ysaie, ſagen die Herausgeber der Bibliothèque des Romans [1776 Mai p. 58 ff.], ſteht zwar den frühern Werken dieſer Art [namentlich Triſtan] in den Charakteren, Gefühlen und Ereigniſſen nicht minder

nach, als in der Sprache; gleichwohl bietet die Geſchichte Yſaie's viele intereſſante Situationen, ſo zu ſagen einige wahre coups de théatre; was dieſelbe aber beſonders ſchätzbar macht, iſt der Umſtand, daß wir daraus den Unterſchied der Sitten zu Anfange des zwölften und zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts kennen lernen. Die Welt, welche man ſo gern der Verſchlechterung anklagt, war allerdings hinſichtlich des Ritterthumes während dieſer drei Jahrhunderte ausgeartet. Beim Schluſſe dieſes Zeitraumes hatte ſich ferner die tiefſte Nacht der Unwiſſenheit über die Geiſter gelagert und die Menſchen waren jeglichem Zartgefühle entfremdet. Zwar fochten die Ritter noch immer und daher ſchilderten die Romanſchreiber auch nach wie vor die furchtbarſten und blutigſten Kämpfe, ſowie auch noch das Prinzip der Ehre im Herzen der Ritter waltete; indeß war dies unter einer rauhen und dicken Rinde verborgen. Auch die Frömmigkeit war glühend und aufrichtig, jedoch übel verſtanden und noch übler angewandt. Alles dieſes nun tritt uns in der Geſchichte Yſaie's entgegen."

Dieſer Roman gehört zu den ſeltenſten ſeiner Art, welches ein ſtarker Beweis ſeiner vorgeblichen Mangelhaftigkeit ſein dürfte, und iſt ferner, ſo viel mir bekannt, einer der wenigen, die nie in metriſcher Geſtalt erſchienen. Es iſt von demſelben kein Manuſkript und auch ſonſt nur eine zweifache Ausgabe vorhanden, nämlich die eine im Jahre 1522 in klein Folio von Gallyot du Pré in Paris, die andere von Filippe le Noire, ohne Jahreszahl gedruckt. —

Der Roman

Arthur

[Gräße S. 242 ff. 245 ff.]

enthält wenig mehr als die Ereigniſſe, von denen wir bereits in den vorhergehenden fabelhaften Geſchichten der Tafelrunde Bericht erſtattet haben; jedoch ſind die Vorfälle beſſer geordnet und anſchaulicher dargeſtellt. Er umfaßt die Geſchichte der Tafelrunde, deren Gründer oder wenigſtens Wiederherſteller Arthur war [vgl. Anm. 119], und giebt eine Lebensbeſchreibung dieſes Königs von ſeiner Geburt an bis zu ſeinem tragiſchen Ende.

Die Herausgeber der Bibliothèque berichten mit der lächerlichſten Leichtgläubigkeit, daß dieſer Roman von einem der Sire Clercs oder Chronikenſchreiber der Tafelrunde verfaßt worden ſei; ſie beſtimmen ſogar den Verfaſſer des Arthur namentlich und behaupten, es ſei dies Arrodian de Cologne geweſen, welcher ſich, wie ſie ſagen, nach der Niederlage Arthurs mit Lancelot du Lac nach deſſen Einſiedelei zurückzog. Sie folgeen, daß es unmöglich ſei dem Romane eine frühere Abfaſſungszeit anzuweiſen, da er über den Tod faſt aller Ritter der Tafelrunde berichtet: „Selon toute apparence ces chroniqueurs sont les Sirs Clercs ou officiers historiens et annalistes do cette première chevaterio du monde. Nous avons même leurs noms et *l'on peut conjecturer*, que c'est ici l'ouvrage du premier d'entre eux, nommé Arrodian de Cologne. *On croit* qu'il se retira avec Lancelot du Lac dans un même hermitage aprés la terrible défaite où perirent le roi Artus et la plus grande partie de ses chevaliers. La preuve que cette chronique ne fut terminée qu'après cette catastrophe c'est qu'on y voit la fin do presque tous ces héros." [164])

In dem Werke ſelbſt findet ſich die Notiz, daß es von dem ſo ungewiſſen Gualtier Map verfaßt worden ſei [ſ. jedoch Gräße S. 243.]; es erſchien zu Paris im Jahre 1488 in Folio bei Jehan de Pré.

Nach der Erzählung der mit der Geburt und Thronbeſteigung Arthur's verknüpften Ereigniſſe, die bereits in dem Buche vom Merlin ausführlich erwähnt worden ſind, berichtet der Roman ferner, daß er die Sachſen aus ſeinem Reiche vertrieb und auf dieſe Weiſe den öffentlichen Frieden ſicherte, obwohl ihm die Glieder ſeiner eigenen Familie noch immer viel Unruhe bereiteten, indem nämlich ſeine vier Neffen, beſonders Gawain, ihn unter dem Vorwande ſeiner unehelichen Geburt nicht als König anerkennen wollten. Er beſiegte ſie indeß theils duech ſeine eigene Klugheit, theils durch die Schlauheit Merlin's, und erwarb ſich nachher durch ſeine Tapferkeit und edles Benehmen ihre Zuneigung in einem ſo hohen Grade, daß ſie die treueſten ſeiner Vaſallen wurden.

Hierauf macht ſich Arthur mit ſeinen Rittern auf, um dem Laodogant, König von Carmelide, in Schottland zu Hülfe zu ziehen. Dieſer war nämlich vom König Ryon, einem Manne von ſo böſem Charakter, feindlich angegriffen woeden, daß er den Plan faßte ſich einen mit den Bärten von ihm beſiegter Könige gefütterten Mantel anzuſchaffen [165]). Er hatte zu dieſem Zwecke

mit dem Oberaufseher seiner Garderobe berechnet, daß ein vollständiger königlicher Mantel vierzig Bärte erfordern würde; fünf waren bereits besiegt, und auf einen sechsten rechnete er von dem Kinne Laodogants. Arthur und seine Ritter machten jedoch durch diese Rechnung König Ryon's einen dicken Querstrich, indem sie den letztern überwanden, wogegen Laodogant zum Danke für den erhaltenen Beistand seine Tochter, die berühmte Genevra, dem Arthur zur Frau anbot. Merlin, der kein schmeichelnder Hofmann gewesen zu sein und die Erhaltung des Bartes Laodogant's nicht hoch genug angeschlagen zu haben scheint, erklärt jedoch, daß sein Gebieter die Prinzessin erst verdienen müße. Diesem Ausspruche seines Orakels, des Zauberers, sich unterwerfend unternimmt Arthur, um sich des einzugehenden Ehebündnisses würdig zu erweisen, einen Zug nach der Bretagne, wo er Claudas, den König von Berri, der einen Vasallen Arthur's ohne allen weitern Anlaß angegriffen hatte, gänzlich überwindet.

Nach dieser That kehrt Arthur an den Hof Laodogant's zurück, woselbst man nun zu seiner Vermählung mit Genevra große Anstalten trifft, welche letztere als das schönste Weib der Welt geschildert wird. Ihr Wuchs war edel und zierlich, ihre Gesichtsfarbe blendend weiß, die Augen vom schönsten Himmelblau, der Ausdruck ihrer Züge lebendig, jedoch würdevoll, ihr schon von Natur richtiger Verstand vorzüglich gut ausgebildet und endlich ihr Herz gefühlvoll, mitleidig und der erhabensten Gefuhle fahig.

An dem zweiten Tage des Turnieres (denn ohne ein solches wurde kein großes Fest gefeiert) erscheint ein unbekannter Ritter von furchterlichem Aussehen und fordert die Kämpfenden heraus. Er reitet demgemäß in die Schranken, wird aber alsbald von Arthur aus dem Sattel gehoben und darauf von demselben in einem Kampfe auf Leben und Tod (combat a outrauce) erschlagen. Nachdem er gefallen, entdeckt man, daß es der König Ryon war und zwar erkennt man ihn an dem mit den Trophäen der von ihm besiegten Könige halb gefütterten Mantel, den er unter der Rustung trug.

Sobald hierauf Arthur mit seiner jungen Gemahlin nach England zurückgekehrt war, richtete er die Tafelrunde von Neuem ein, da die dazu gehörige Tafel von Schottland, woselbst König Laodogant sie seit dem Tode Uter's, des Vaters Arthur's, in Verwahrung hatte, wieder nach England zurückgebracht worden war. Merlin verfaßte die Gesetze und sonstigen Anordnungen dieser hochgefeierten Rittergesellschaft, und die Könige von Schottland und Norwegen sowie die Fürsten von Armorika und Gallien verschmähten es sogar nicht dem Könige von England eine Art Tribut zu entrichten, um in jene viel gepriesene Verbindung aufgenommen zu werden. Der Ruhm derselben stieg aber auf den höchsten Gipfel, als Pharamund, der König der Franken und Eroberer Galliens unbekannterweise nach Britannien kam, um sich durch seine Tapferkeit und seine Thaten einen Sitz an jener berühmten Tafel zu erwerben.

Die Ritter derselben hatten jedoch kein äußeres und unterscheidendes Merkmahl ihrer Verbindung, sondern jeder führte ein eigenes besonderes Abzeichen und Sinnspruch. So bestand das Wappen Arthurs aus dreizehn goldenen Kronen mit der Devise: Moult de couronnes, plus de vertus. Lancelot vom See hatte sechs Streifen von Gold und Azur — Haut en naissance, en vaillance, en amour; sein Bruder Hektor von Mares einen goldenen Stern — Pour etre heureux un bel astre suffit. König Pharamund führte die Lilie — Que de beaux fruits de ces fleurs doivent naitre."

Nach der Einsetzung der Tafelrunde faßt König Arthur den Entschluß, sich in den Besitz des heiligen Grals zu setzen, welche kostbare Reliquie gewissen Weissagungen gemäß nur von einem Ritter, der eine sehr seltene Qualifikation besaß, erworben werden konnte und, wie es scheint, war Perceval der einzige, dessen Sittenreinheit ihn zu dieser Unternehmung befähigte.

Die Geschichte von der falschen Genevra, der Leichtgläubigkeit Arthurs und das endliche Triumphieren der Königin, welche sammtlich in dem Auszuge aus dem Lancelot erwähnt worden sind, werden in dem Romane Arthur ausfuhrlich erzählt.

Nachdem sich Genevra die Zuneigung ihres Gemahls wieder erworben, scheint der Ruhm und das häusliche Glück Arthurs seinen höchsten Gipfel erreicht zu haben, jedoch naherte der Zeitpunkt zur Vernichtung des berühmtesten Ritterordens sich jetzt sehr rasch. Mordret, der Sohn Arthurs von der Königin der Orkneyinseln, machte nämlich den Neffen desselben das Recht der Thronfolge streitig und, obwohl Arthur die

Ansprüche seines Neffen Gawain gegen diesen unwürdigen und illegitimen Sohn [vgl. Anm. 143.] vertheidigte, so sammelte dieser dennoch unter seinem Banner alle diejenigen, welchen man die Aufnahme in die Tafelrunde verweigert hatte. Einige von Arthurs Rittern waren mit Perceval noch auf die Eroberung des heiligen Grales aus und obgleich die übrigen mit beispielloser Tapferkeit kämpften, wurden Arthur und seine Ritterschaft dennoch endlich besiegt. Die Sarazenen [166]) nämlich, welche Mordret Beistand leisteten, erreichten die vom Könige befehligte Abtheilung; letzterer erlag der Uebermacht und wurde tödtlich verwundet; sein treuer Knappe Goifled jedoch, der ihn verscheiden sah, nahm sein berühmtes Schwert Escalibor mit sich und warf es in einen See. Lancelot indeß, der, wie man sich erinnern wird, in dem Romane seines Namens, erst nach der Schlacht in England anlangt, hat inzwischen die von Mordret befehligte Schaar angegriffen, sie in die Flucht geschlagen und ihn selbst bis an's Meeresufer verfolgt. Dort holt er ihn ein und durchbohrt ihn mit seinem Schwerte. Hierauf kehrt er, nachdem er das ganze Heer desselben zersprengt, triumphierend in das Lager Arthurs zurück, erfährt jedoch daselbst das Schicksal seines Gebieters. Nach diesen Ereignissen zieht die schöne Genevra sich in ein Kloster zurück und Lancelot beschließt sein Leben als Einsiedler.

Auf den ersten Anblick erscheint es nun seltsam, daß Arthur und seine Ritter eben so wie Karl der Große und dessen Paladine in der romanischen Sage sämmtlich in der Schlacht fallen zu einer Zeit, wo glücklicher Erfolg im Kriege für unumgänglich nöthig erachtet wurde, um dem Ideal eines vollkommnen Kriegers zu entsprechen. Gleichwohl ist allen fabelhaften Helden halbgebildeter Völker die nämliche Todesart zugeschrieben worden, indem sie dieselben durch einen verborgenen oder verrätherischen Feind umkommen laßen. Achilles fällt, wenigstens nach den Fabeln des Mittelalters, auf diese Weise durch Paris, und Rustan, der berühmte persische Nationalheld, erliegt den Nachstellungen Bahaman's, des Sohnes seines Todfeindes Isfendar. Der Grund hievon liegt aber wahrscheinlich darin, daß Dichter und Romanschreiber ihre Helden von dem Verdachte in ihrem Bette an einer Krankheit gestorben zu sein befreien wollten, welcher Todesart von barbarischen Nationen jeder andere noch so gewaltsame Tod vorgezogen wird. „Er wird wohl einmal an dem freundlichen Galgen zu Crieff daumeln, an welchem sein Vater und sein Großvater starben und, wie ich hoffe, er selbst auch einst sterben wird, wenn er nicht etwa in einem Streifzuge erschossen oder erschlagen wird." — „Wie, einen solchen Tod hofft Du für Deinen Freund, Goan?" — „Ei freilich wohl; oder soll ich etwa lieber wünschen, er stürbe in jener Höhle wie ein räudiger Hund?" (Waverley C. 18.)

Obgleich nun also Arthur der allgemeinen Annahme gemäß in der Schlacht gegen Mordret besiegt und, wie einige glaubten, in derselben auch erschlagen worden war, so wurde die Hoffnung auf seine Rückkehr, wo er dann wieder die Tafelrunde herstellen und über Britannien herrschen sollte, noch sehr lange mit großer Liebe in Wales gehegt [167]). Alanus ab Insulis, geboren im Jahre 1109, sagt, daß wenn in der Bretagne Jemand geläugnet hätte, daß Arthur noch lebe, man ihn gesteinigt haben würde [168]). Diese Tradition nun bildete einen Lieblingsstoff in den Sagen der Barden und auf seinem vorgeblichen Grabe befand sich die Inschrift:

Hic jacet Arthurus rex quondam rexque futurus [169]).

Der Glaube an Arthur's Rückkehr entsprang wahrscheinlich aus dem Romane Lancelot und andern dergleichen Ritterbüchern, in denen von seinem Verschwinden nach der Schlacht in Begleitung seiner Schwester die Rede ist, welches demjenigen, was Homer uns von Sarpedon erzählt, auffallend ähnlich ist, daß nämlich Apollo seine Wunden in einem Strome wusch und, nachdem er ihn in ambrosische Gewänder gehüllt, ihn der Sorgfalt des Schlafes übergab, damit ihn dieser nach Lycien trüge. Obschon indeß hinsichtlich des Wiedererscheinens des Königs Arthur kein Zweifel gehegt wurde, so herrschten gleichwohl in Betreff seines zeitweiligen Zustandes und Wesens verschiedene Meinungen. Einigen Traditionen nach fuhr er mit furchtbarem Getöse und Windesschnelligkeit in einem Wagen durch die Luft [170]), während er, wie andere glaubten, die Gestalt eines Raben angenommen hatte, welchen Vogel man daher in Wales bei Todesstrafe nicht tödten durfte. Indessen der gewöhnlichsten Meinung nach lebte er unter der

Sede fort, auf welchen Glauben auch Milton in folgendem Verſe anſpielt:

„Arthur auch, der unter der Erde zum Kampfe ſich rüſtet."
[Mansus v. 81.] [171])

Die verſchiedenen Sagen hinſichtlich des Verſchwindens und der Rückkehr dieſes fabelhaften Königs hat Warton in ſeinem „Grab des Königs Arthur" (Grave of King Arthur) zuſammengefaßt und läßt ſie dort von waliſiſchen Barden zur Unterhaltung Heinrichs II. herſingen, während dieſer Letztere auf einem Zuge nach Irland durch Wales kommt:

Und edle Barden, dichten Drangs,
Vom fernen Mona, Sitz des Sangs,
Von Teivi's dunklem Wälderſaal,
Von Cader's Höh' und Elvy's Thal,
Aus Radnor's tiefſtem Berggeklüft,
Wo nie der Sonne Strahl hintrifft,
Von mancher ſteilen Felſenwand,
Wo Jerne's Meer ſich bricht am Strand —
Sie flechten britt'ſchen Ruhmes Glanz
Zum Schluß des Feſt's in Sangeskranz.
„Der Sturm an Cornwall's Klippen heult,
Die ſchrei'nde Mew' hoch oben eilt,
Tintaggels höchſter Thurm ſelbſt ſtöhnt,
Von dichtem Hagelſchlag umdröhnt,
Als Arthur ſchart' das Rothkreuzheer
Um Camland's Purpurnſer her,
Wo er durch Mordret's Treubruch fand
So blut'ge Wund' von Sachſenhand.
Jedoch umſonſt der Heid' ihm dränt
Und mit dem Speer dem Tod ihn weiht,
Denn eine Elfenkönigin
Warf ungeſehen über ihn
Ihr lieblich duftend blau Gewand,
Als ſterbend ſie den Helden fand;
Merlin's agatner Wagen eilt
Weit fort mit ihm dann unverweilt
Nach ihren Inſeln grün und bunt,
Die nur den fernen Meeren kund.
Auf ſeine Wunden ſprengt ſie Thau
Geſammelt auf arab'ſcher Au;
Auf einem Lager zaubriſch reich
Ruht dann das edle Haupt gar weich;
Damit ihn ſüßer Schlummer lab',
Schwingt flüſternd ſie dreimal den Stab;
Der Zaubervorhang ſchließt ſich zu,
Und ſüßer Klang lullt ihn zur Ruh. —
So neubelebet herrſcht er dort
Als mächt'ger König fort und fort;
Und manches Land gar hold und ſchön,
Das Edens Lüfte ſtets durchwehn,
Mit ew'gem Frühling angethan,
Erkennt als höchſten Herrn ihn an;
Von wo zurück in's Brittenland
— Wenn Zukunftsſpruch mir wohlbekannt —
Er einſt kehrt und mit Sieg geziert
Das alte Zepter wieder führt;
Wo er mit früherm Heldenſinn
Zieht wieder hoch zu Roſſe hin,
Vereint der Tafelrunde Zier
Und fröhlich hält, wie einſt, Turnier."
Er ſchweigt; und würd'gem Bard' entklang
Im Sängerſtreit alſo der Sang:
„Nicht Fee in blauer Hülle raubt,
Als hinſank Arthur's ſtolzes Haupt,
Durch Zauberſpruch Merlin's ihn fort,
Nach jenen ſel'gen Hainen dort,
Woſelbſt gekrönt mit Miſtelkranz
Erſchlag'ne Kön'ge ziehn in Glanz;
Vielmehr trug ſeiner Kämpen Troß
Den Todten auf milchweißem Roß
Schnell hin aus jenes Kampfes Sturm,
Wo winkt der Joſephskirche Thurm,
Das Thal von Avalon entlang;
Dort mit Gebeten und Geſang
Und vieler Kerzen hellem Schein
Empfiengen ihn der Mönche Reih'n;
Durch düſtern Gang die Trauerſchaar
Geleitet hin ihn zum Altar;
Dort ſinkt an heil'ger Stätt' hinab
Des Helden Leib in's tiefe Grab,
Das dunkle Banner nicht umweh'n,
Nicht ſchmücken modernde Trophä'n!
— Doch, Heinrich, Du ſtell wieder her
Des Grabmals hingeſchwundne Ehr';
Dein Aug' wird dort mit tiefem Graun
Des Königs Rieſenglieder ſchaun;
Wird ſeh'n, wann auf das Grab ſich thut,
Wie er in Kriegerhülle ruht,
Wie Kron' und Helm ſein Haupt noch drückt
Und Heldenrüſtung ihn noch ſchmückt!
Ja, tapfrer Fürſt, entreiße Du
Der Nacht der Zeiten Arthur's Ruh'!"

Ich habe nun von den Romanen der fabelhaften Geſchichte Britanniens, ſoweit ſie ſich auf Arthur und deſſen Ritter beziehen und die bei Weitem den größten Theil derſelben ausmachen, ziemlich ausführlich Bericht erſtattet.

Außerdem aber giebt es noch zwei Romane, welche mit der imaginären Geſchichte jenes Landes in Verbindung ſtehen und in die Zeit vor Arthur fallen, ſo wie zwei andere, welch die fabelhaften Ereigniſſe nach der Regierung desſelben berichten.

Von jenen erſtern beiden, welche auch in Bezug auf die Zeit ihrer Abfaſſung die ältern ſind, enthält der eine [172]) die Abenteuer des

Gyron le Courtois,
[Gräße S. 239 ff.]

und handelt hauptſächlich von der uneigennützigen Freundſchaft Gyeon's für Danayn den Rothen ſo wie von der Undankbarkeit, mit der ihm gelohnt wird.

Der Verfaſſer dieſes Romanes war Ruſticien de Piſe, welcher auch den Meliadus ſchrieb und unter Heinrich III. und Eduard I. von England lebte [ſ. oben S. 133.]. Er theilt uns mit [fol. 1. Paris 1519.], daß er Gyron aus einem Buche Eduards I. überſetzte, als Letzterer zue Eroberung des heiligen Landes auszog: „et saichez tout vrayement quo cestuy livre fut translaté du livre du Monseigneur Edouart le roi d'Angleterre en celuy temps que il passa oultre la mer, au service de nostre seigneur pour conquester lo saint sepulchre. Et Maistre Rusticien de Pise compila ce Romant; car de cellui livre au roi Edouart d'Angleterre translata il toutes les merveilleuses advantures qui sont en cestuy livre.“ Wer der Originalautor war, nach welchem Ruſticien aebeitete, odrr was für ein Buch es war, das er benutzte, läßt ſich nicht einmal muthmaßen [173]). Der Roman Gyron, wie ihn Ruſticien verfaßte, wurde zurrſt im Jahre 1494 in Paris in Folio von Verard und dann noch einmal im Jahre 1519 gedruckt.

Wir erfahren alſo aus dieſem Werke, daß Brehus, mir dem Beinamen „dee Mitleidloſe“ (Sans Pitié) im Verlaufe ſeiner grauſamen Abenteuer eines Tages zu einer Höhle gelangt, die in prächtigen Gemächern einige Todte enthält [f. 122. 123.] und von zwei alten Rittern, die ſich als Vater und Geoßvater des Helden des vorliegenden Romanes erweiſen, bewohnt wird. Da ſie die zu ihrer Zeit von ihren Waffengenoſſen verrichtetrn Thaten im höchſten Grade preiſen, ſo brhauptet Brehus, daß dirſelben durch die eines Ritters übertroffen würden, der ſich oon allrn andern durch zierliches Benehmen und Tapferkeit auszeichnete und das Wunder des engliſchen Hofes wäre [f. 125.], obgleich man nicht wiſſe, woher er käme oder von welchem Geſchlecht er abſtamme. Grant Pere Gyron, wie er genannt wird, muthmaßt dieſer Beſchreibung nach, daß Brehus von ſeinem Enkel Gyron dem Adeligen (le Courtois) [174]) ſpreche. Dee Großoater und deſſen Sohn hatten nämlich den galliſchen Thron aufgegeben, um als irrende Ritter umher zu ziehen, jedoch dieſen Stand, um des ſtillen, ruhigen Lebens willen, das ſie eben damals grnoſſen, wiederum verlaßen. Sie halten es indeß für nothwendig, ſich wegen ihres abgemagerten, ſchmutzigen Ausſehens zu entſchuldigen, das ſie dem Mangel an Nahrungsmitteln zuſchreiben, „car nous mangeons si pourement eu cestuy lieu ou vous nous voyez que a grant peine en pouons nous soubstenir nostre vie [f. 126.].

Der Krone, welche die beiden Gyrons aufgegegebrn, hat ſich inzwiſchen Pharamund bemächtigt und ihr Nachkomme, Gyeon der Adelige, ſieht ſich daher genöthigt, das Leben eines irrenden Ritters zu führen [ib.]. Im Verlaufe ſeiner Abenteuee wird er der Waffengefährte Danayn's des Rothen, des Herrn der Burg Maloanc [f. 15.], deſſen Gemahlin, die Dame von Maloane, für die ſchönſte Frau in Britannien galt. Dieſe nun verliebt ſich in Gyron und nimmt auch wahr, daß ſie dem Ritter keineswegeſ gleichgiltig iſt; alle ihre Lockungen jedoch, um ihn zu einem Verrathe an ſeinem Freunde zu verführen, erweiſen ſich als wirkungslos.

Endlich begeben ſich Gyron und Danayn in Begleitung der Gemahlin des Letztern zu einem Turniee am engliſchen Hofe [f. 16 ff.]. Während desſelben wird Danayn unerwartet nach Hauſe gerufen, um den Tod eines verrätheriſch ermordeten Anoerwandten zu rächen. Indem er daher den Hof verläßt, überträgt er Gyron die Sorge für ſein Weib, welcher letztere durch dieſe neue Verſuchung und je mehe ſeine Ehre dabei im Spiele iſt, in große Bedeangniß geräth [f. 28.]. Während er nun eines Tages, oon dieſen widerſtreitenden Gefühlen bekämpft, einen Wald durchſtreift, hört er unbemerkt Meſſire Lae, wie er genannt wird, ſich in leidenſchaftliche Gefühle für die Dame oon Maloane ergießen; dieſer nimmt ihn endlich wahr und beginnt, nachdem er ihn angeredet, ihm eine lange und langweilige

Geſchichte zu erzählen [f. 29.], die er kaum beendet, als er ſchon wieder eine zweite anfangen will. Gyeon verbittet ſich dieſe zwar, Lac jedoch beharrt auf ſeinem Vorſatze, — „en nom Dieu, fait le Chevalier, Je vous en compteray ung autre. Je n'en vueil point ouyr, fait Gyron. Non Sire Vassal, fait le Chevalier, or saichez qu'il est mestier que vous l'escoutez, si vous voulez, vous lorrez et saichez que si vous ne le me laissez compter en telle maniere que Je soyes courrousse de votre escondissement Je le vous compteray donc en telle guyse qu'il ne sera jour de vostre vie qu'il ne vous en souviegne" [f. 32.]. — Meſſire Lac fängt alſo dieſe neue Geſchichte, im eigentlichſten Sinne mit gezücktem Schwerte vorzutragen an. Der Zweck dieſer weitſchweifigen Erzählungen nun war, Gyron ſo lange aufzuhalten, bis Lac's Anordnungen zur Entführung der Dame von Maloanc beendet waren. Gyron macht jedoch alle dieſe Pläne zu Schanden, beſiegt Lac im Zweikampfe und befreit die Dame von Maloanc, welche in die Gewalt desſelben gefallen war. — „Et quant la belle dame de Maloanc, qui ja avoit toute sa paour oublié, se voit toute seule avec le chevalier du monde quelle aymoit le plus et qui si preud homme des armes estoit quil avoit tout le monde passe et qui estoit plus beau et plus gracieulx que tous les autres en toutes choses elle ne scait a celuy point quelle en doit dire; tout le coeur luy va remuant. Orendroit luy veult elle parler d'amours et maintenant s'en retient [fol. 39.]. Endlich jedoch wagt ſie es, Gyeon zu fragen, ob er verliebt ſei. Der Ritter, der ſeine Gefühle nicht langer zu beherrſchen vermag, geſteht ihr, daß ſie ſchon ſeit langer Zeit der einzige Gegenſtand ſeiner Anbetung geweſen ſei. Das gegenſeitige Bekenntniß einer zwar geheimen jedoch bereits ſeit geraumer Zeit vorhandenen Leidenſchaft macht die Details eines ſich in die Länge ziehenden Liebesverhältniſſes überflüſſig und Gyron mit ſeiner Dame am Rande einer anmuthigen Quelle angelangt, ſcheint nahe daran geweſen zu ſein die gegen ſeinen Freund mit ſolcher Ausdauer bewahrte Treue zu verletzen, da wirft er glücklicherweiſe ſeine Augen auf den Griff ſeines Schwertes, auf dem ſich der Sinnſpruch befand, — „Loyaulté passe tout — faulseté honit tout" [175]). Dieſe Inſchrift erweckt in ihm das Gefühl ſeiner Unwürdigkeit und des Zorns über ſich ſelbſt in einem ſo hohen Grade, daß er ſich das Schwert in die Bruſt ſtoßt [f. 41]. Während er nun in dieſem Zuſtande an dem Rande der Quelle daliegt, langt Danayn, welcher ein falſches Gerücht über die Untreue ſeiner Gemahlin und ſeines Freundes vernommen, auf ſeiner Rückkehr an den engliſchen Hof bei der Quelle an. Gyeon verheimlicht ihm jedoch, wie weit die Dame von Maloanc bei dem Vorgefallenen betroffen iſt, und erzählt ihm bloß, daß er ſich die Wunde zur Strafe für ſeinen moraliſchen Treubruch beigebracht. Die Freundſchaft Danayn's wird jedoch, ſtatt ſich zu vermindern, dadurch vielmehr verdoppelt und der verwundete Ritter hierauf nach dem Schloſſe Maloanc geſchafft [f. 65 ff].

Sobald Letzterer wieder hergeſtellt iſt, knüpft er mit einem Edelfräulein, Namens Blove, ein neues Liebesverhältniß an und verliebt ſich in dieſelbe von Tag zu Tag immer mehr. Auch Danayn richtet ſeine Wünſche auf ſie und entführt ſie heimlich, ohne ſich um das Glück ſeines Freundes zu kümmern, noch auch des ungewöhnlichen Beiſpiels ſeiner Treue eingedenk zu ſein. Der Zorn Gyron's iſt daher eben ſo groß wie die ihm angethane Unbill und die Undankbarkeit deſſen, der ſie ihm zugefügt; er macht ſich daher alſobald auf den Weg um den Verräther aufzuſuchen und beſteht, während er ein ganzes Jahr lang umherirrt, viele gefährliche und romaniſche Abenteuer, die mit dem eigentlichen Zwecke ſeiner Fahrt ganz und gar nichts zu ſchaffen haben [f. 93 ff.].

„Eines Tages nun, erzählt der Roman [f. 161.], als die Jahreszeit, wie gewöhnlich zu Ende des Oktober, hell und ſchön war, geſchah es, daß Gyron am Fuße eines Hügels anlangte, welcher zwar (denn man befand ſich im Winter) weiß von Schnee, die ihn umgebende Ebene aber ſo grün war, wie ſie es nur im Mai hätte ſein können. Am Fuße des Hügels ſprudelte gerade unter einem Baume eine höchſt liebliche und anmuthige Quelle und unter jenem Baume ſaß ein nur mit Panzer und Schienen bewaffneter Ritter, deſſen übrige Waffen jedoch neben ihm lagen, während ſein Roß an einen Baum gebunden war; an ſeiner Seite aber ſaß eine wunderſchöne Dame, und wenn mich Jemand nach dem Namen des Ritters fragen ſollte, ſo würde ich antworten, es war Danayn der Rothe, der tapfere Ritter, ſo wie auch die neben ihm ſitzende Dame keine andere war, als die ſchöne Blove, welche

Gyron ſo ſehr liebte." [Das Original dieſer Stelle ſ. im Anhang Nr. 12.].

Ein verzweifelter Kampf erfolgt zwiſchen den Rittern, in welchem Danayn beſiegt wird; Gyron ſchenkt ihm jedoch das Leben, will ſich aber nicht wieder mit ihm ausſöhnen und zieht mit Bione fort, in die er mehr als jemals verliebt iſt [ſ. 162 ff.].

Einige Jahre nachher beſteht Gyron nebſt ſeiner Geliebten ein Abenteuer, das einen unglücklichen Ausgang hat, da ſie beide mitten im Winter an Bäume feſtgebunden und erſt durch die Tapferkeit Danayn's in Freiheit geſetzt werden [ſ. 204. 205.], welcher auf dieſe Weiſe für das ſeinem Freunde zugefügte Unrecht demſelben einigen Erſatz leiſtet. Gyron und Bione gerathen indeß durch den Verrath des Ritters vom Thurm wiederum in Gefangenſchaft, in welcher ſie ſich auch am Ende des Werkes noch befinden, welches mit den Thaten eines Sohnes Gyron's und der Bione ſo wie dem Tode der Letztern ſchließt und den Leſer hinſichtlich der Befreiung Gyron's auf den Roman Meliadus verweiſt: — „Mais quant ils [nämlich Gyron, Danayn und noch ein anderer Ritter] furent delivrez ne fais Je point de mention pour ce quo lo livre de Latin se finist en cest endroit quant a leurs faits: mais le Romant du Roy Meliadus de Leonnoys dit la maniére comment ils furent delivrez et par qui" [ſ. 219 sqq.].

Der Fehler des vorliegenden Romans beſteht jedoch nicht darin, daß er zu raſch endet, ſondern im Gegentheil darin, daß er zu ſehr in die Länge gezogen iſt. Er hätte mit der Beſiegung Danayn's und der Wiedervereinigung Gyron's mit Bione ſchließen ſollen, da die Abenteuer ihres Sohnes, welche einen beträchtlichen Theil des Romanes ausmachen, an die Haupterzählung auf eine elende Weiſe angeflickt ſind. Freilich leiden ſo ziemlich alle Ritterromane an dem Fehler, daß wir in denſelben keinen Ruhepunkt finden und der Leſer, nachdem das Hauptintereſſe erſchöpft iſt, dennoch von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgeſchleppt wird. Gleichwohl iſt der erſte Theil des Romanes Gyron le Courtois ungemein anziehend und der Styl vielleicht ſchöner als in allen übrigen Romanen dieſer Klaſſe; daher war er auch in England und Frankreich ungemein beliebt und frühzeitig in viele andere Sprachen überſetzt. Auch bildet er den Stoff des Girone il Cortese, eines Gedichtes aus dem ſechszehnten Jahrhunderte in 24 Geſängen Ottava rima, welches von Luigi Alamanni, dem berühmten Verfaſſer der Coltivazione geſchrieben wurde, aber wegen ſeiner unüberlegten Nachahmung der epiſchen Schöpfungen der Alten in einem romantiſchen Gegenſtande nie große Beliebtheit erlangt hat [vgl. Gräße S. 241 ff.]. Derjenige Theil des Romanes ferner, der ſich auf die Abenteuer Gyron's mit der Dame von Maioane bezieht, iſt von Wieland unter dem Titel: Giron der Adelige in ein dichteriſches Gewand gebracht worden

Der zweite Roman, der ſich, wie oben erwähnt, auf Ereigniſſe vor dem Könige Arthur bezieht und eine von den Rittern der Tafelrunde ganz verſchiedene Klaſſe von Helden behandelt, iſt

Perceforest
[Gräße S. 228 ff.],

welcher die fabelhafte Geſchichte Englands vor der Zeit Arthurs umfaßt. Er iſt der längſte und beſtbekannte Roman des Sagenkreiſes, zu dem er gehöret, und von St. Palaye und ähnlichen Schriftſtellern zur Erläuterung der Sitten jener Zeiten und der Gebräuche des Ritterthumes vorzugsweiſe benutzt worden.

Es iſt auffallend, daß Perceforest, welcher Roman doch aller Zeitrechnung, Geographie und Wahrſcheinlichkeit Trotz bietet, mit einer tiefen und keineswegs ungereimten Unterſuchung über die Topographie Britanniens und die älteſte Geſchichte desſelben beginnt, und Julius Cäſar, Plinius, Solinus und Beda werden mit großem Pomke der Gelehrſamkeit citirt.

Bald jedoch betritt der Verfaſſer die Regionen der Dichtung. Der Theil des Werkes nun, der unmittelbar auf die geographiſche Unterſuchung folgt, entſpricht ziemlich genau der fabelhaften Geſchichte Gottfrieds von Monmouth; es wird nämlich darin erzählt [B. 1. C. 3.], daß Brutus oder Beut der Sohn des Sylvius und Enkel des Aeneas, nachdem er durch einen unglücklichen Zufall ſeinen Vater getödtet, in das Reich eines griechiſchen Königs, Namens Pandraſus floh [1, 4.], deſſen Tochter Imogene er heirathete. Von dort ſegelte er mit einer Flotte nach Albion [1, 6.], welches ſpäter nach ihm Britannien genannt wurde [1, 9.], und eroberte das ganze Land mit Beiſtand des Corineus, gleichfalls eines trojaniſchen Anführers, der ſich während der Seefahrt zu ihm gefunden hatte [1, 6.].

Die meiſten europäiſchen Völker leiteten nun aber in frühern Zeiten ihre Abſtammung gern von den Trojanern ab. Da nämlich der größere Theil derſelben zu einer oder der andern Zeit den Römern unterworfen geweſen und zumal die Britannier, welche ſo lange ſich unter ihrer Oberherrſchaft befanden, eine allgemeine Kenntniß der trojaniſchen Geſchichte von ihren Gebietern erlangt haben mogen; da ferner Rom, der Sitz des Hauptes der Chriſtenheit, eine im höchſten Grade berühmte und verehrte Stadt war, für deren Gründer die Trojaner gehalten wurden, ſo entſtand nach und nach unter den europäiſchen Nationen ein Wetteifer, ihre Abſtammung von demſelben ehrwürdigen Urſprunge herzuleiten; auch ſahen die Mönche und ſonſtige Geiſtlichkeit, welche die einzigen Schriftſteller und Leſer jener Zeiten waren, ihren Vortheil dabei derartige Meinungen aufzuſtellen und zu vertheidigen. Was aber die Geſchichte des Brutus betrifft, welcher im Gottfried von Monmouth und Perceforest als der Gründer des Königreichs Britannien und in dem älteſten und berühmteſten aller gereimten Romane als Held desſelben erſcheint, ſo iſt ſie muthmaßlich nicht vor dem neunten Jahrhundert erfunden worden, da Nennius, der gegen das Ende desſelben lebte [ſ. jedoch oben Anm. 110.], ihn nur ganz beiläufig erwähnt und mit der vorgeblichen britiſchen Geſchichte vor Cäſars Einfall ganz unbekannt zu ſein ſcheint [vgl. Gräße S. 111 ff.].

Nach dem Tode des Brutus [1, 10.] ſchleppt der Verfaſſer des Perceforest uns durch die Geſchichte ſeiner zahlreichen Nachkommen, deren einer König Leyr iſt [1, 11.], deſſen Geſchichte zuerſt in der engliſchen Recenſion der Gesta Romanorum von einem römiſchen Kaiſer, ſpäterhin jedoch in der Chronik Gottfried's von Monmouth von dem engliſchen Könige dieſes Namens erzählt wurde [ſ. Gräße a. a. O. S. 99 ff.]. Dieſen Werken nun entlehnte Shakeſpeare den Stoff zu ſeinem berühmten Trauerſpiele König Lear, welches jedoch von denſelben in ſo weit abweicht, als in Gottfried von Monmouth ſowohl als im Perceforest die Ereigniſſe glücklich enden, indem Cordelia ihre Schweſtern beſiegt und ihren Vater wieder auf den Thron ſetzt. Aus dem Perceforest gieng die Geſchichte in Fabian's zur Zeit Heinrichs VII. geſchriebene Concordaunce of Stories und von da in verſchiedene „Klägliche Balladen von dem Tode des Königs Leyr und ſeiner drei Töchter" über, deren Schluß Shakeſpeare wahrſcheinlich die Idee zu der tragiſchen Kataſtrophe ſeines Trauerſpieles eingegeben hat. Die Geſchichte vom König Lear befindet ſich auch im fünfzehnten Capitel des dritten Buches von Warner's Albion's England und in Spenſer's Feenkönigin Buch II. Geſ. 10. St. 32., woſelbſt in Uebereinſtimmung mit dem Romane und der Chronik der Krieg gegen die Schweſtern ein glückliches Ende nimmt:

„Und ſo erwarb ſie ſeine Kron' ihm wieder,
Mit der er ſtarb zum Tod durch Alter reif."

Gorboduc, der bald nach dem Tode Lear's, dieſem in der Herrſchaft Britanniens folgte, wurde durch das Beiſpiel ſeines Vorgängers ſo wenig gewitzigt, daß er noch zu ſeinen Lebzeiten das Reich zwiſchen ſeinen zwei Söhnen Ferrex und Porrex theilte, deren blutige Geſchichte den Stoff zu dem erſten regelmäßigen Trauerſpiel in engliſcher Sprache lieferte, welches theilweiſe von Thomas Sackville Lord Buckhurſt geſchrieben, im Jahre 1561 aufgeführt und ſpäter im Jahre 1565 gedruckt wurde und den Titel Gorboduc führt [ſ. Gräße S. 100.]. Sie Philip Sidney [Defence of Poesie cf. Warton 4, 186. ed. 1824.] ſagt von dieſem Trauerſpiele, daß es die Höhe Seneca's erklimme, und Pope hat demſelben ein noch viel höheres Lob ertheilt, indem er ſagt, es beſitze „ungekünſtelte Deutlichkeit des Styls und leichten Fluß des Rhythmus, mit einem Worte, jene Reinheit und jenen Ernſt des Styls, die der Tragödie ſo nothwendig ſind, und welche die ſpätern tragiſchen Dichter, Shakeſpeare ſelbſt nicht ausgenommen, entweder nur wenig verſtanden oder doch beſtändig vernachläßigt haben." Sowohl in dem Trauerſpiele wie in dem Romane entzweien ſich die Prinzen, unter die das Reich war getheilt worden, bald nachher, und der jüngere erſticht den ältern [176]); da nun die Mutter, welche den Letztern innig geliebt hatte, ſeinen Bruder aus Rache tödtet, ſo empört das Volk ſich, über die grauſame That erzürnt, und Didimallo, der Sohn eines benachbarten Königs, wieſt ſich zum Herrſcher auf [1, 12.]. Ihm folgen ſeine beiden Söhne Belinus und Brennus [1, 13.], welches Fürſtenpaar, wie der Roman mit ſeltener hiſtoriſcher Verwirrung meldet, zur Zeit des griechiſchen Königs Artaxerxes regierte. Sie bezwangen erſt Gallien und belagerten und eroberten hierauf auch Rom unter dem Konſulat des Fabius und Porſenna [1, 15.].

Nach einer langen Reihe von Fürſten aus der Familie des Brutus, ſtarb das Geſchlecht desſelben mit dem König Pyr endlich aus [1, 17], und während des daraufolgenden Interregnums empfahl die Göttin Venus den Einwohnern eine gewiſſe Zeit lang am Seeufer Wache zu halten, wo ſie einen mit den gehörigen Eigenſchaften ausgerüſteten König finden würden [1, 20].

Um dieſe Zeit nun war Alexander der Große mit der Eroberung Aſiens beſchäftigt. Sein Unterfeldherr Parmenio erſchlug Gaddifer, den Herrſcher von Galdes, einer Stadt zwiſchen Indien und Babylon, welcher das griechiſche Heer wegen begangener Räubereien unüberlegter Weiſe angegriffen hatte [1, 18]. Alexander jedoch, der ein edles Herz beſaß, nahm die Kinder Gaddifer's in ſeinen Schutz und ſchlug den Claurus, der ſich ihres Gebietes bemächtigt hatte, in einer großen Schlacht. Letzterer wird in derſelben getödtet und ſein Sohn Porus gefangen genommen. Alexander giebt indeß dieſem das Reich ſeines Vaters unter der Bedingung wieder, daß er Feronas, die Tochter des alten Gaddifer, in welche, wie er wußte, Porus verliebt war, heirathe. Auch ihre beiden Brüder Betis, nachher Perceforeſt genannt, und Gaddifer den jüngern, verſorgt jener gütige Monarch mit Weibern.

Die Vermählung des Porus nun wird in der Stadt Glodofar gefeiert. Ungefähr eine Meile von dieſer Stadt aber befand ſich im Meere eine Inſel mit Namen Ciceron, auf welcher Venus verehrt wurde und wohin Alexander mit allen ſeinen Rittern eine Wallfahrt unternimmt [1, 19.]. Bei ihrer Rückkehr von dort erhebt ſich jedoch ein furchtbarer Sturm, der ihre Flotte an die engliſche Küſte treibt; und fürchterlich muß in der That der Sturm geweſen ſein, der eine Flotte von Oſtindien nach der engliſchen Küſte jagte. —

Alexander landet mit ſeinen Baronen in dem Augenblicke, wo die Einwohner, dem Orakel der Venus gehorſam, am Seeufer harrten, um einen König zu erhalten [1, 20.] und da jene ihn demgemäß bitten, ihnen einen König zu geben, ſo macht er Betis zum Könige von England und Gaddifer zum Könige von Schottland [1, 23.]. Der macedoniſche Held verherrlicht hierauf ihre Krönung durch Veranſtaltung von Turnieren, vermittelſt deren er die alte Tapferkeit der Britannier, die ſelbſt in jenen alten Zeiten ſchon in dem Verdacht der Entartung ſtanden, wieder zu erneuern beabſichtete. Dieſe Kampfſpiele nun, bei denen alle Ritter und Damen des umherliegenden Landes erſcheinen, werden in größter Ausführlichkeit beſchrieben [1, 29—34.].

Nach Beendigung der Turniere faßt König Betis den Plan, aus dem Bauholze des Waldes von Glae, welche durch die furchtbarſten Zauberеeien geſchützt war, einen Palaſt zu bauen. Er macht ſich alſo auf und dringt ziemlich tief in den Wald ein, ohne auf irgend welche Abenteuer zu ſtoßen. Endlich gelangt er zu einer Quelle, wo eine Bildſäule mit einem Horn aus Elfenbein ſtand, welches die Statue bei ſeiner Ankunft alſobald bläſt. Hierauf erſcheint der Zauberer Darnant, der Bewohner und Wächter des Waldes, in ritterlicher Rüſtung, wird jedoch im Zweikampfe beſiegt und entflieht [1, 34.]. Betis ſtößt bei der Verfolgung auf bezauberte Ströme und andere Hinderniſſe, die ihm durch Zauberei in den Weg geworfen werden. Endlich holt er Darnant an dem Eingange eines herrlichen Schloſſes ein, und will ihn eben tödten, da nimmt Letzterer die Geſtalt der ſchönen Idorus, der Ehefrau des Betis, an. Der König umarmt ihn hierauf voller Entzücken, erhält aber einen Stich zur Belohnung, worauf er dem Zauberer ſogleich den Kopf abhaut [ſiehe Anhang Nr. 13.]. Die Zaubereien ſind nun zu Ende und Betis erlangt den Namen Perceforeſt [1, 35. 36.]. Der Wald aber trug von jener Zeit an die Benennung „Wald von Darnant." Aus dem Romane Lancelot du Lac [1 fol. 6 vers. col. I. vgl. oben S. 67 b.] erſehen wir, daß Merlin in dem Walde von Darnant „qui marchoit a la mer de Cornouailles et a la mer de Sorelloys" von ſeiner Geliebten in den Doornenſtrauch gebannt wurde. Die Idee zu dieſem Walde mag wohl aus dem bei Maſſilia, der in den Pharſalia des Lucan [III. 399 ff.] vorkommt und den der Cäſar niederhauen läßt, entſtanden ſein und hinwiederum Taſſo den Gedanken zu ſeinem bezauberten Walde [Geſ. 13. u. 18.] eingegeben haben; denn Betis zerſtört ebenſo wie Rinaldo die Zaubereien, welche ſeiner Abſicht entgegentreten. So wie jener der italieniſche Held für kurze Zeit durch einen böſen Geiſt, der ſich in dem Baume aufhält und die Geſtalt Armida's annimmt, in ſeinem Entſchluſſe wankend gemacht wird [Geſ. 18. St. 30 ff], eben ſo will auch der König von England den Zauberer Darnant, der ſich in die ſchöne Idorus verwandelt hat, am Leben laßen.

Die Mühsale des Perceforeſt ſind jedoch durch den Tod Darnant's noch nicht zu Ende, da er mit den Söhnen und den Brüdern desſelben noch viele Kämpfe zu beſtehen hat [1, 37—41.]. Alexander, der ſich über ſein langes Ausbleiben wundert, macht ſich unterdeß auf, um ihn zu ſuchen und begegnet unterweges der Familie Darnant's, worauf er ſich mit Sibille, der damaligen Dame vom See, in weitläufige Liebeshändel einläßt [1, 41. 42. 50. 71. 133. 140 ꝛc.], aus denen der Ahne des berühmten Arthur entſprang.

Nach Beendigung eines langen Krieges gegen die Nachkommenſchaft Darnant's, in welchem die Belagerung von Malebeauche das Hauptereigniß bildet [1, 42—49.], werden von den Mitgliedern eines neuen von Perceforeſt [eigentlich erſt ſpäter: ſ. 2, 123 ff. a. a. O. 1, 122 ff.] errichteten Ritterordens bei Gelegenheit der Krönung Gaddifer's große Turniere gehalten [1, 146 ff.]. Bei dieſen erſcheint auch der Einſiedler Pergamon, der ein Gefährte Brut's geweſen war [1, 143. 144.] und die dazwiſchen liegenden Jahrhunderte zu keinem anderen Zwecke durchlebt zu haben ſcheint, als nur um bei dieſen ermüdenden Kampfſpielen gegenwärtig zu ſein, nach deren Beendigung Alexander, der bisher in dem Romane eine ſo bedeutende Rolle geſpielt hat, ſeinen Rückweg nach Babylon unternimmt [1, 162.].

Wir begegnen noch in vielen andern Ritterromanen dem macedoniſchen Helden, der dieſe romantiſche Ausſchmückung ſeiner Thaten einer fabelhaften Erzählung derſelben verdankt, welche von Simeon Seth aus öſtlichen Märchen zuſammengetragen wurde, aber den Namen des Kalliſthenes, als ihres Verfaſſers [vergl. jedoch weiter unten Anm. 246.] trug, und während des Mittelalters in faſt alle europäiſchen Sprachen überſetzt wurde.

Um dieſe Zeit ungefähr, da Alexander nach Aſien zurückkehrt, macht ſich Gaddifer, der Bruder des Perceforeſt, auf, um ſein Königreich Schottland in Beſitz zu nehmen [2, 1.], von welchem Lande in dieſem Werke ausführlicher gehandelt wird, als in irgend einem andern Ritterromane. Nachdem Gaddifer in Schonland angelangt iſt, zieht er überall in ſeinem Reiche umher, um Gerechtigkeit zu handhaben und die rohen Sitten ſeiner neuen Unterthanen etwas abzuſchleifen. Zwei Tage lang, erzählt der Roman, irrte der König nebſt ſeinen Hofleuten in den Einöden Schonlands umher, ohne irgend eine Stadt, eine Burg oder ein menſchliches Weſen zu ſehen und kommt endlich zu einer herrlichen Au, durch welche ein ſchöner Strom fließt. Der König bedauert dieſen Diſtrikt ſo ſchwach bevölkert zu ſehen, erblickt jedoch endlich einige Kühe ſo wie eine Anzahl Kinder von 10 oder 12 Jahren, die unter ihnen umher laufen. Der Ritter Eſtonne haſcht einen dieſer jungen Wilden, welcher gleich ſeinen Gefährten, mit einem Schafsfell bekleidet iſt, ſich jedoch als ein zwölfjähriges Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, wenngleich von minder feinen Sitten erweiſt; denn der Ritter bemerkt, indem er niederblickt, daß ſeine ſchöne Gefangene, ſei es nun aus Hunger oder aus Zorn den Hals ſeines Roſſes zerfleiſcht; auch ſprach ſie ein ſo ſchlechtes Griechiſch, daß es unmöglich war ihre Mittheilungen zu verſtehen, obwohl ſie dieſelben mit ungemein nachdrücklichen Gebärden begleitete [2, 2].

Nachdem nun Gaddifer alles, was in ſeiner Macht iſt, gethan hat, um die ungebildeten Sitten ſeines jungen Reiches zu civiliſieren, ſtehen die hierauffolgenden Ereigniſſe nur in einer ſehr geringen Beziehung auf ſeine eigene Geſchichte oder die ſeines Bruders Perceforeſt, des Titelhelden des Romanes. Einheit der Handlung wird in jeder Rückſicht vernachläßigt und der Reſt des Werkes iſt mit unzuſammenhängenden Abenteuern einzelner Ritter angefüllt, von denen ein großer Theil dem Eſtonne, dem Herrn der ſchottiſchen Einöden zugeſchrieben wird. Dieſer große Landeigenthümer beſaß die Gunſt eines Geiſtes Namens Zephyr, welcher unter mannigfachen Geſtalten ſeinen Liebling trug, wohin er nur irgend wünſchte [2, 13. 14. 32. 36. 55 ꝛc.]. Endlich wird jedoch Eſtonne, während er an einer bezauberten Quelle ſchlummert, von Bryant dem Treuloſen ermordet [4, 8.]. Seinen Tod rächt ſein Sohn Paſſelion [4, 14.], deſſen Abenteuer in dem letzten Theile des Romanes bei weitem die unterhaltendſten ſind, da er z. B. in einem Alter von nicht mehr als zwei Jahren [4, 13] ſich als ein Muſter des Ritterthumes zeigt und nicht lange nachher von einem Geiſte um den Tartarus herum getragen wird [4, 33.], woraus vielleicht die Idee zu einigen Scenen in Dante's Göttlicher Komödie entſprungen iſt.

In der Mitte des Romanes ungefähr befindet ſich eine Erzählung des Einfalls Julius Cäſars in England. Derſelbe war ſchon früher einmal gelandet [3, 21.], jedoch von dem britiſchen

Ritter Lyonnel im Zweikampfe beſiegt worden [3, 23.]; ſein zweiter Verſuch hatte jedoch vermöge der Verrätherei des Weibes des Bethides, eines Sohnes des Perceforeſt, die mit Luces, einem römiſchen Senator, ein Liebesverſtändniß anknüpft [4, 22], einen beſſern Erfolg und in der darauffolgenden großen Schlacht fallen ſämmtliche engliſche Ritter [4, 27—30.], deren Leiber dann bis auf unſere Zeit noch in Aran, einer irländiſchen Inſel, in welcher vermöge der Beſchaffenheit ihrer Luft nichts verderben kann, aufbewahrt werden. Die Thaten eines neuen Helbengeſchlechts füllen nun den Roman an, beſonders aber die des Gallafar, des Enkels des alten ſchottiſchen Königs Gaddifer, welcher, während er der Jungfrau mit den zwei Drachen nachſetzt, zahlloſe Abenteuer beſteht [5, 1—6. 31.]. Auch macht er den Zaubereien am Grabe Darnant's, das der Sammelplatz aller böſen Geiſter in Großbritannien geweſen zu ſein ſcheint [4, 51.], ein Ende [6, 2.]. Nachdem er ferner das Land von der Anarchie, in welche die Römer es geſtürzt, endlich befreit hat, wird er als Herrſcher Britanniens anerkannt [6, 27.], genießt aber dieſe hohe Stellung nicht lange, da Scapiol, ein deutſcher Ritter, ihn verjagt und ſich des Thrones bemächtigt [6, 57.] Oloſer, einer der Söhne des abgeſetzten Königs, erwirbt ſich jedoch die Gunſt des neuen Monarchen in einem hohen Grade [6, 58 ff.], während der andere, Namens Gallafar, ſich in einen fernen Theil des Landes zurückzieht und ſich zuerſt mit dem Studium der Sternkunde beſchäftigt [6, 62 ff.], nachher indeß ein neues Reich gründet.

In dieſem wird der königliche Aſtronom von Alain, einem Bekenner der chriſtlichen Religion, beſucht und bekehrt, ſo wie auch veranlaßt ſeinen heidniſchen Namen Gallafar abzulegen und ſich fortan Arfaran zu nennen. Bald darauf tritt er ſeine Krone dem Bruder Alain's, Joſua [6, 65.] ab und macht ſich in Begleitung eines Prieſters Namens Natael auf den Weg, um ſeinen Ahnen Perceforeſt und Gaddifer, welche zum Erſtaunen des Leſers noch nicht todt ſind und ſich in der Inſel des Lebens, l'isle de vie (vielleicht Wight) aufhalten, das Evangelium zu predigen [6, 66.]. Perceforeſt war es in den Kriegen mit den Römern ſehr übel ergangen, denn er hatte nicht nur zwölf tödtliche Wunden auf den Kopf erhalten, ſondern auch ſeine rechte Hand auf dem Schlachtfelde verloren, während die andere bloß noch an einer Fiber hieng; nicht minder war ihm der Leib viermal durchlöchert und das linke Bein gelähmt worden [4, 48.]. In dieſem zertrümmerten Zuſtande wurde er nebſt ſeinem Bruder Gaddifer auf wunderbare Weiſe nach der Inſel des Lebens verſetzt [4, 29.], wohin ihm ſpäter der abgeſetzte Gallafar folgte. Indem nun König Arfaran und Natael an dieſer Inſel landen, erblicken ſie einen Tempel und in demſelben eine Gruppe Betender vor dem Altare. Die Kleidung derſelben beſteht aus Schafsfellen; die Haare, weißer denn Schnee, reichen ihnen bis auf die Füße, ihre Bruſt iſt von dichten Bärten bedeckt, die von dort bis auf die Kniee niederwallen. Dieſe Antiken beſtanden aus Dardanon, der bald nach Bruts nach England gekommen war, aus Gaddifer nebſt ſeiner Gemahlin, Gallafar dem Aeltern und den Trümmern Perceforeſt's. Nachdem Natael ihnen einen kurzen Abriß der Lehren des alten und neuen Teſtaments mitgetheilt [6, 66.] und ſie ſämmtlich getauft hat, legen ſie eine tiefe Sehnſucht nach dem Tode an den Tag. In dieſer beſondern Abſicht verlaßen ſie die Inſel des Lebens und langen an einer unbekannten Küſte an, wo fünf Grabesdenkmäler von freien Stücken aus der Erde emporgeſtiegen waren, um ſie aufzunehmen. Dardanon erhält als der Aelteſte bei der Sterbenszeremonie den Vortritt und auch die Uebrigen folgen nach Maßgabe ihrer Jahre [6, 67.]. Dieſe Denkmäler mögen Taſſo die Idee zu ſeinem Grabmale, das ſich um den Leib Sueno's aufzunehmen, aus der Erde erhebt [Geſ. 8. St. 39] und zu demjenigen, welches in ſeinem Rinaldo [Geſ. 7. St. 50.] den Ritter des Grabes auf wunderbare Weiſe einſchließt, eingegeben haben.

In dem Romane iſt das Schlußereigniß zwar in einem hohen Grade poſſierlich, jedoch wird dieſer Eindruck durch treffliche Schilderungen ſehr gemildert. Man kann ſich nichts Ergreifenderes denken als die Fahrt der hochbejahrten Könige von der Inſel des Lebens nach ihrem Beſtimmungsort und ihre Ankunft an dem unbekannten einſamen Ufer, als die geheimnißvolle Stimme, welche ihnen kund thut, wohin ſie ſich begeben ſollen, als die ſich im Mondlichte erhebenden fünf Grabmale, das ſtufenweiſe Hinſcheiden der ehrwürdigen Schaar und das freiwillige Hingeben ihres Odems in die Hände ihres Schöpfers.

Poſſierliche Ereigniſſe und ſchöne Beſchreibun-

gen machen auch in der That die Haupteigenthümlichkeiten des Perceforeſt aus und ich kenne keinen Ritterroman, der die Schönheiten und Mängel dieſer Gattung in einem reicheren Maße beſitze als eben dieſer; alle Einheit der Handlung, alle Wahrſcheinlichkeit und chronologiſche Genauigkeit ſind vernachläßigt, aber wir finden darin einen unaufhörlichen Wechſel von Zaubereien und eine wunderbare Fülle von Schilderungen.

Unter den Romanen, die ſich auf die frühere Geſchichte Großbritanniens beziehen, findet überhaupt hinſichtlich der dem Reiche des Wunderbaren entnommenen Ausſchmückungen ein großer Unterſchied Statt. So kann man ſich unmöglich zwei Werke denken, die in dieſer Hinſicht verſchiedener ſeien, als Perceforeſt und Meliadus. Letzterer Roman iſt faſt ganz mit Beſchreibungen von Schlachten und Turnieren angefüllt, von übernatürlichen Ausſchmückungen hingegen findet ſich darin nichts. Perceforeſt hat andererſeits eine Fülle von böſen Geiſtern, Feeen, Zauberern und all' den anziehenden Wundern, welche die Seele der Romantik ausmachen. Auch Träume und Viſionen, von welchen, wie wir geſehen, Heliodor, Tatius u. ſ. w. ſo häufig, die andern Ritterromane hingegen einen ſo geringen Gebrauch machten, ſind im Perceforeſt ganz gewöhnlich.

Vermöge dieſer ſteten Abwechslung der Zauberwelt nun iſt der letztgenannte Roman vielleicht das unterhaltendſte Erzeugniß derjenigen Klaſſe, zu der er gehört, ſowie er auch die größte Verbreitung erlangt hat. In Folge der Nachrichten, die man daraus in Betreff der Sitten desjenigen Zeitabſchnittes, in dem es geſchrieben worden, und beſonders hinſichtlich der bei Turnieren beobachteten Feierlichkeiten [z. B. 1, 29 ff. 123 ff. 146 ff. 2, 126 ff. 4, 1 ff.], ſo wie der Tracht unſerer Vorfahren ſchöpfen kann, iſt es auch das belehrendſte Werk dieſer Art und von St. Palaye und andern Forſchern auf dem Gebiete der Geſchichte und der Sitten des Mittelalters ihren Unterſuchungen zu Grunde gelegt worden. Man ſagt auch, daß Perceforest eins derjenigen Bücher war, deſſen Studium Karl IX. in ſeinen jüngern Jahren ſich vorzüglich angelegen ſein ließ, und daß ſeine Mutter Katharina von Medicis ihn (ich kann nicht ausfindig machen, aus welchem Grunde) ganz beſonders dazu anhielt.

Wacton [l. c. vol II. p. 299 Anm. a.] theilt uns mit, daß Perceforest urſprünglich in Verſen verfaßt wurde [177]) und zwar gegen das Jahr 1220. Es iſt jedoch ſchwer zu beſtimmen, in welche Zeit die Proſabearbeitung fällt, wahrſcheinlich aber fand ſie erſt nach der Vereinigung der Dauphiné mit der franzöſiſchen Krone [im Jahre 1349] Statt, da in derſelben [z. B. 1, 149 ff.] der Sohn des Königs von Galles (Wales) Dauphin genannt wird, woraus auch, wie ich glaube, erhellt, daß der Verfaſſer ein Franzoſe war. Was nun den Namen des letztern betrifft, ſo kann ich nicht einmal ſolche Nachrichten in dieſer Beziehung mittheilen, wie ich ſie, wenn auch einander ſehr widerſprechend, über die andern Verfaſſer der Ritterromane geſammelt habe. In der Vorrede, welche bloß eine mit übertriebenen Schmeicheleien angefüllte Anrede an den franzöſiſchen Adel iſt und einen Abriß des ganzen Romanes enthält, befindet ſich nichts, das über den erwähnten Punkt irgend einen Aufſchluß geben könnte. Der Verfaſſer deutet eben nur an, daß er die im Perceforest erzählten Ereigniſſe einem älteren Werke entlehnt habe [178]), wohingegen im zweiten Capitel des eigentlichen Werkes die Geſchichte ſeines fabelhaften Urſprunges mitgetheilt wird. Wir erfahren nämlich daſelbſt, daß Philipp Graf von Hennegau die Tochter des Königs von Frankreich nach England begleitete, um bei ihrer Vermählung mit Eduard, die im Jahre 1286 gefeiert wurde, gegenwärtig zu ſein. Während des Aufenthalts des Grafen in England unternahm er eine Reiſe in die nördlichen Gegenden des Reiches und gelangte eines Tages zu einem an den Ufern des Humber gelegenen Kloſter. Der Abt empfieng ihn mit vieler Höflichkeit und führte ihn im Kloſter umher. Unter Andern betraten ſie auch einen alten Thurm, der damals gerade ausgebeſſert wurde, und in welchem der Abt ſeinem Gaſte ein Gewölbe zeigte, das die Arbeitsleute kurz vorher in den dicken Mauern entdeckt hatten. Er theilte dem Grafen ferner mit, daß in dem genannten Gewölbe eine alte Chronik gefunden worden wäre, die Niemand leſen konnte, bis ein griechiſcher Gelehrter, der um Philoſophie zu ſtudieren, nach England gekommen war, ſie aus dem Griechiſchen in's Lateiniſche übertrug. Der Graf bat, man möchte ihm die lateiniſche Ueberſetzung leihen und nahm ſie bei ſeiner Rückkehr in die Heimat mit ſich nach Hennegau, woſelbſt ſie abgeſchrieben wurde. Im Verlaufe des Werkes vernehmen wir ferner [1, 139.], daß Creſſus, ein clerc Alexanders des Großen, urſprünglich den

erſten Theil desſelben verfaßte, welchem Creſſus die Ritter ihre Thaten, nach vorheriger Ablegung eines Eides, nur Wahres berichten zu wollen, mittheilten. Auf dieſe Weiſe war er in den Stand geſetzt das erwähnte Werk zu ſchreiben, welches in der königlichen Schatzkammer aufbewahrt und bei der Krönung des Königs Gallaſer von Pouſſon, dem Sohne des Minſtrels und Wappenkönigs Pauſiounet vorgeleſen wurde. Der ganze Hof zeigte ſich bei Anhörung der Chronik ſo erfreut, daß Pouſſon von dem Könige den Befehl erhielt, auch die Abenteuer der Ritter ſeiner eigenen Zeit aufzuzeichnen, welche Arbeit denn auch den zweiten Theil des Romanes Perceforest bilden ſoll [6, 31].

Das ganze Werk füllt drei Foliobände, die zum erſten Mal im Jahre 1528 zu Paris von Gallyot du Pré und ſpäter im Jahre 1531 eben daſelbſt noch einmal gedruckt wurden. —

Wir haben oben bereits erwähnt, daß noch zwei andere Romane vorhanden ſind, deren Abenteuer in die Zeit nach Arthur und deſſen Ritter fallen; dies ſind Artus de la Bretagne und Cleriadus, welche man als Fortſetzungen der fabelhaften Geſchichte der Tafelrunde betrachten kann. Die Verfaſſer dieſer Werke beſtimmen die Zeit nicht, zu welcher jene Nachkommen des berühmten Arthur blühten, die Romane ſelbſt ſind indeß viel ſpäter als Lancelot oder Triſtan verfaßt worden.

Artus de la Bretagne
[Gräße S. 244 ff.],

welches, wie ich glaube, das älteſte dieſer beiden Werke iſt, ſoll nach der Meinung der Bibliothèque des Romans [Nov. 1776. S. 28.] unter der Regierung Karls VI. von Frankreich, der im Jahre 1422 ſtarb, verfaßt worden ſein, und zwar erſtens weil die den Rittern und Damen zugeſchriebenen Trachten dieſelben ſind wie die zur Zeit Karls gebräuchlichen; und zweitens weil die Sprache faſt eben ſo alt iſt als die Froiſſart's, welcher unter dieſem Könige lebte. Am Hofe ſeiner Gemahlin Iſabelle von Baiern herrſchten ferner Glanz und Galanterie trotz aller Unordnung und Parteienwuth; ſie veranſtaltete zahlreiche Feſte und Turniere, um dem umnachteten Geiſt ihres Gatten Zerſtreuung zu gewähren oder ſeine Aufmerkſamkeit abzuziehen, wenn er in lichten Augenblicken das tiefe Elend ſeines Reiches erkannte. Dieſe Feſtlichkeiten dienten dazu jenen romantiſchen Ritterſinn wieder zu beleben, welcher in den beſſern Zeiten Frankreichs mit ſo hohem Glanze geſtrahlt hatte und auch dem Charakter jenes unglücklichen Monarchen nicht fremd war.

Ich vermuthe jedoch, daß die Zeit der Abfaſſung dieſes wie faſt aller andern Ritterromane zu hoch hinauf gerückt worden iſt, und man kann mit gutem Grunde annehmen, daß er erſt einige Jahre nach der Thronbeſteigung Karl's VIII., welche im Jahre 1483 erfolgte, geſchrieben wurde. Den Stoff desſelben bilden nämlich die Abenteuer eines Herzogs der Bretagne und die Schmach der Peronne, einer öſterreichiſchen Prinzeſſin, um deren Hand der Erbe jenes Herzogthums ſich anfangs bewirbt, die er aber endlich wieder nach ihrer Ankunft bei Hofe verwirft und zwar unter Umſtänden, welche der Letztern keineswegs zur Ehre gereichen. Es iſt nun aber wohlbekannt, daß im Jahre 1489 der franzöſiſche Staatsrath beſchloß, die Prinzeſſin Margarethe von Oeſterreich, Tochter Maximilian's zurückzuſchicken, mit welcher der junge Monarch lange verlobt geweſen, und die in Paris, wo ſie den Titel Madame la Dauphine trug, angelangt war. Zur ſelben Zeit beſchloß der Rath ſtatt ihrer um Anna von Bretagne anzuhalten und die Vermählung, durch welche dieſes letzte große Lehen mit der franzöſiſchen Krone vereint wurde, fand im Jahre 1491 Statt. Der Roman Artus de la Bretagne erſchien aber im J. 1493 zum erſten Male im Druck, und ich zweifle nicht, daß er während jener wichtigen Vorgänge am franzöſiſchen Hofe unmittelbar vor ſeinem Erſcheinen in der Abſicht geſchrieben ward, der jungen Königin dadurch, daß man in demſelben die Thaten ihrer Ahnen feierte und die Schande der frühern Braut hervorhob, eine Schmeichelei zu beweiſen. Die Sprache des Romanes ſcheint allerdings etwas zu alt für den Schluß des funfzehnten Jahrhunderts, indeß dünkt es mir natürlich, daß der Verfaſſer eines romantiſchen Ritterbuches ſich lieber einer außer Gebrauch kommenden Ausdrucksweiſe bediente, als daß er ſich einen Styl aneignete, der erſt vor nicht langer Zeit zur Herrſchaft gelangt war [179]).

Die wichtige Rolle, welche Anna von Bretagne während der Regierung Karl's VIII. und Ludwig's XII., mit denen ſie hinter einander vermählt war, auf der politiſchen Schaubühne Frankreichs ſpielte, und die große Popularität ihres Cha-

rakters mag zu der Verbreitung des Artus de la Bretagne beigetragen haben, von dem nach der Ausgabe von 1493 noch drei andere erschienen; eine 1502 in Quarto, die zweite 1539 und die letzte 1584.

Dieser Roman umfaßt die Abenteuer Arthur's, des Sohnes von Johann, Herzog von Bretagne, welcher von dem gefeierten Lancelot du Lac abstammte [C. 1.]. Ein berühmter Ritter, der von seinem Amte den Namen Gouvernau führte, wurde zum Erzieher des jungen Prinzen ernannt [C. 2]. Eines Tages nun, während der Hofmeister und sein Zögling in einem Walde dem edlen Waidwerke obliegen, sehen sie sich von ihren Begleitern getrennt und gelangen zu einer Hütte, in welcher eine Dame von vorgerückten Jahren, deren Gemahl einst ein mächtiger Baron gewesen war, mit ihrer Tochter Jeannette lebte. Arthur wird von der Schönheit der letztern entzückt [C. 3], verleiht ihr die Einkünfte des Grundes und Bodens, auf dem sie wohnt [C. 4.], und wiederholt oft seine Besuche [C. 5. s. Anhang Nr. 14.].

Die Mutter Arthur's, welche wegen seiner häufigen Abwesenheit fürchtet, daß er sich zu einer nicht standesmäßigen Heirat verleiten laßen möchte, schlägt dem Herzoge vor, sich für ihren Sohn um die Hand der Peronne, der Tochter des Herzogs von Oesterreich, zu bewerben. Diese Prinzessin besitzt jedoch keinen ganz makellosen Ruf und der Herzog lehnt eine Zeit lang diese Verbindung ab, indeß sieht er sich zuletzt gemüßigt in die Wünsche seiner Gemahlin zu willigen. Der Seneschal wird daher als Heirathsbevollmächtigter abgesandt [C. 6.] und Peronne, welche dringende Gründe hat ihre Vermählung zu beschleunigen, langt bald nachher mit großem Pomp in Nantes an [C. 9].

Während der Vorbereitungen zum Beilager besucht aber Arthur die Hütte noch immer fort. Er findet indeß Jeannette bei der Nachricht von seiner herannahenden Vermählung ruhiger als er erwartete; sie theilt ihm bloß mit, daß auch sie im Begriff stände sich zu verbinden, daß ihr Bräutigam Arthur an Gestalt gliche und an hoher Geburt und Macht seines Gleichen nicht hätte [ebend.].

Diese dunkeln Andeutungen Jeannette's und ihre scheinbare Gleichgültigkeit finden nun aber auf folgende Weise ihre Erklärung. Während der Vorbereitungen zur Hochzeit nämlich war Lucca die Mutter Peronne's, sobald sie den Fehltritt ihrer Tochter wahrgenommen, in ziemlicher Sorge gewesen. Aneel, einer ihrer Ritter (denn auch er wußte um das Geheimniß) räth der österreichischen Herzogsfamilie zu einer ähnlichen List wie die, welche einst den Ruf Isold's von Coenwallis einige Zeit lang bewahrte. Er theilt ihnen zu diesem Behufe mit, daß ein junges Edelfräulein Namens Jeannette in der Nähe wohnte, deren Mutter wohl durch Geschenke dazu gebracht werden konnte, ihre Tochter die Stelle Peronne's einnehmen zu laßen, bis Arthur einschliefe, worauf die Prinzessin im Stande sein würde, ohne Gefahr der Entdeckung den ihr zukommenden Platz einzunehmen.

In Folge dieses Planes begiebt sich Aneel nach der Hutte und findet die Mutter nicht sehr geneigt auf diesen Handel einzugehen; jedoch Jeannette räumt alle Bedenklichkeiten durch einen Strom von Argumenten aus dem Wege, die in Betreff ihrer zukünftigen Absichten wohl für sie selbst genügend sein mochten, indeß zur Ueberzeugung Anderer gewiß nur wenig Wahrscheinlichkeit besaßen [C. 11.].

Die Vermählung Arthur's und Peronne's wird gefeiert und Jeannette spielt die übernommene Rolle. Es scheint nun aber in Bretagne der Gebrauch geherrscht zu haben, daß der Bräutigam in der Hochzeitsnacht seiner Braut einen Ring und die Verschreibung einer Morgengabe überreichte; Jeannette versäumt auch nicht die Erfüllung dieser Ceremonie zu foedren, in der Hoffnung Arthur als ihren Ehegemahl in rechtlichen Anspruch nehmen zu können, und im Besitze dieser Beglaubigungen tritt sie der Peronne, sobald die Gelegenheit sich günstig zeigt, ihren Platz ab [C. 12.].

Am darauf folgenden Morgen nun stattet Arthur der Jeannette einen Besuch ab, wobei diese ihm den Ring vorweist und ihm zugleich von dem Charakter Peronne's genauere Kenntniß gewährt. Letztere geräth auch in keine geringe Verlegenheit als ihr Schwiegervater, sie bittet ihm die Verschreibung der Morgengabe zu zeigen; und endlich macht Gouvernau, der Arthur bei seinem letzten Besuche in der Hütte begleitet hatte, bei seiner Rückkehr die ganze Geschichte bekannt. Jeannette wird der österreichischen Herzogsfamilie gegenüber gestellt und Peronne auf diese Weise zu Schande und Spott gebracht [C. 13.]. Hierauf verläßt Lucca mit ihrer Toch-

ter den Hof und als sie auf's freie Feld kommen, beginnt die Mutter zu jammern und Peronne stirbt vor Kummer [C. 14.], worüber, fährt die Erzählung fort, Arthur große Freude empfand, mehr als Alle jedoch Jeannette.

Hierauf bleibt Arthur nebst Jeannette vier Jahre lang am Hofe seines Vaters, nach Verlauf welcher Zeit er einen Traum hat, worin ihm Florence, seine ihm vom Schicksale bestimmte Gemahlin, erscheint und seine andern Abenteuer durch eine Vision von Adlern und Greifen sehr deutlich voraus verkündet werden. In Folge dieses Traumes bittet Arthur seinen Vater, ihn zur Aufsuchung seiner zukünftigen Gemahlin ausziehen zu laßen und da Letzterer ihm dies gewährt, so macht er sich auf den Weg, begleitet von seinem Vetter Hektor, Sohn des Grafen von Blois, von Gouvernau und von einem Knappen [C. 15.].

Zu jener Zeit aber herrschte ein König Namens Emendus in Soroiois, einem in der neuern Geographie nicht eben sehr bekannten Lande, von dem aber die Erzählung meldet, daß es im Herzen von Mesopotamien gelegen war. Dieser Monarch hatte vier Könige zu Vasallen, welche über die barbarischen Länder Normal, Valfondée u. s. w. herrschten und eine Gemahlin Namens Feniee, welche die angrenzenden Gebiete von Konstantinopel und Dänemark besaß. Bei einer gewissen Gelegenheit nun hielt das königliche Paar seinen Hof in Koeinth und gab seinen Pairs ein großes Fest, wobei die Königin zur Rechten ihres Gemahls saß. Es scheint aber als ob ihre Majestät sich die Freiheit nehmen wollte in Gegenwart des Hofes ihre Wochen zu halten; der König von Orquanien jedoch, der sie genauer ansah, erklärte, sie müßte sich ohne Aufschub nach dem ihr von dem Könige zu ihrer Entbindung bestimmten Orte begeben, worauf sich bei Tafel hinsichtlich der dazu passendsten Lokalität eine längere Diskussion entspinnt, bis man endlich dahin überein kommt [C. 16.], daß das Schloß Porte noire (das schwarze Thor), welches auf dem „Gefährlichen Berge" lag und von Ungethümen aller Art bewacht so wie von einem Fluß umgeben war und einen Ueberfluß von Gewürm aller Art besaß, der bequemste Ort für die erwartete Entbindung sein würde. Ein fernerer Vortheil dieses Schlosses lag darin, daß es einer Fee Namens Proserpina gehörte, die, wenn man sich ihre Gunst erwarb, dem erwarteten Kinde eine Reihe wünschenswerther Eigenschaften verleihen konnte. Die Königin gebiert nun dort eine Tochter, die den Namen Florence erhält [C. 17. 18.], worauf sie zusammen mit Stephan, dem Sohne des Königs von Valfondée erzogen wird und im Verlaufe der Jahre sich als ein Wunder von Schönheit erweist [C. 19.]

Die Lebensaufgabe Arthurs nun ist die Aufsuchung dieser Prinzessin, jedoch die Lockungen, die sich ihm in der Vernichtung von Ungeheuern [C. 41. 48.] und Riesen [C. 37. 47.] darbieten, ziehen ihn häufig von seiner Hauptabsicht ab. Seine Thaten bestehen indeß hauptsächlich in der Entzauberung von Schlössern, von denen eins Porte Noire ist, der Geburtsort der Florence [C. 37. 38.], woselbst eine Figur mit einem Hut in der Hand, den es laut Schicksalsspruch auf das Haupt des Florence bestimmten Gemahls setzen sollte, seit undenklichen Zeiten bereit gestanden hatte [C. 45.]. Allein der Zeitpunkt dieser Weihe war noch nicht gekommen; denn Arthur fand auf seinem Wege noch immer

„Manch grimmiges Gesicht, das Kämpfe droht,
Und Riesen mächt'gen Bau's, von kühnem Sinn."

Bei diesen Thaten hilft ihm weder Hektor von Blois, den er zu Anfang seiner kriegerischen Laufbahn mit der Gräfin von Bruell, welche durch ihn von ihren Feinden befreit worden, vermählt hatte [C. 30.], noch auch begleitet ihn Gouvernau auf vielen seiner Unternehmungen, der vielmehr besondere obschon ähnliche Abenteuer besteht [C. 36.], wiewohl er häufig Arthurs Pfad durch die Leichname entdeckt, die er auf den Heerstraßen findet; „und er gieng, berichtet die Erzählung, bis er zehn Räuber erschlagen liegen sah; da sprach Gouvernau zu Jaquet: „Unser Gebieter ist hier gewesen." [C. 57.].

Arthur findet jedoch gelegentlich, wie gesagt, ein besonderes Vergnügen in dem Zusammentreffen mit Riesen und Ungeheuern, während Proserpina, die Fee, welche Florence beschützt, um seine Treue gegen ihre protegée zu prüfen, ihre eigene Ehre auf's Spiel setzt, indem sie sich in einem Walde, den er durchkreuzt, am Fuße einer Eiche ihm in den Weg stellt [C. 53.]. Auch ist diese wachsame Fee nicht etwa mit einem Experimente zufrieden; denn sie entwirft einen Plan, vermöge dessen Arthur in ihrem Schlosse anlangt, woselbst sie, nachdem er wie-

derum ihren Lockungen wiederſtanden, ihn durch eine ihrer Zofen zu verführen ſucht, welche aber mit einer Gleichgültigkeit behandelt wird, die für Proſerpina ebenſo erfreulich iſt, wie ſie die Zofe verdrießt, welche an dieſem Triumphe ſeiner Beſtändigkeit kein ſo großes Intereſſe nimmt wie die Fee [C. 54.].

Florence befindet ſich inzwiſchen in ähnlichen Schwierigkeiten. Der Kaiſer von Indien hatte ſie nämlich zur Gemahlin begehrt und ſich unlängſt an den Hof ihres Vaters begeben um ſeine Bewerbung perſönlich zu unterſtützen. Dieſe nun war dem Könige Emendus ebenſo willkommen als Derjenigen unangenehm, die dabei hauptſächlich betroffen war. Da es jedoch zur Entſcheidung kommt, ſo ſieht ſich Florence gezwungen zu bitten, daß man ihre Vermählungsfeier bis zur Bekanntmachung eines glänzenden Turnieres aufſchiebe, da ſie hofft, daß das Gerücht von demſelben Arthur an den Hof bringen werde; denn ihr Vertrauter Stephan, der mit ihm in Porte Noire und andern Orten zuſammengetroffen war [C. 43. 45.], hatte ſie von ſeiner Treue und ſeinem Herannahen in Kenntniß geſetzt [C. 22.].

Dieſer Hoffnung gemäß erſcheint auch Arthur wirklich bei dem Turniere und Florence hat durch Vermittlung Stephan's oder des Meiſters, wie er gewöhnlich heißt, eine Zuſammenkunft mit ihm [C. 61.].

An dem erſten Tage des Turniers zeichnet ſich Arthur ganz beſonders aus [C. 62.] und damit ihr Geliebter nicht durch die Anſtrengung an zwei hintereinander folgenden Tagen zu ſehr erſchöpft werde, ſtellt ſich Florence am Morgen darauf krank und bittet um Aufſchub des Turniers. „Aura elle ce meschief, ſagt Emendus bei der Nachricht von dem Unwohlſein ſeiner Tochter, Je serois courroucé si elle se mouroit sans hoir de son corps.“ Der ſo väterlich geſinnte Monarch wird hierauf von Stephan nach dem Zimmer Florence's geführt [C. 63.] und dort beginnt Letzterer eine Rede, durch die wir uns eine Idee davon machen können, wie man in jenen Zeiten mit kranken Prinzeſſinnen umgieng. „Dame, ſagt er nämlich, Gott hat euch heute große Ehre erwieſen; denn man hat wohl nie ſo viele Leute durch die Krankheit einer Prinzeſſin verſammelt geſehen wie hier ſind um Euch zu beſuchen; denn es befinden ſich jetzt hier ein Kaiſer, zehn Könige, dreißig Herzöge und die ganze Ritterſchaft des Herrſchers von Indien.“

Jedoch befand ſich in jenem Zimmer etwas, was viel wichtiger war als aller Prunk hoher Geburt. In einem Winkel desſelben ſtand nämlich die Figur mit dem Hute, den Stephan, der ſich zuweilen mit der Magie abgab, unlängſt durch einen Zauberſtreich von Porte Noire her eingeſchmuggelt hatte. Die verſammelte Geſellſchaft wird nun in Kenntniß geſetzt, daß Derjenige, welchem dieſe Statue den Hut aufſetzen würde, als Gemahl der Florence anerkannt werden ſollte. Demgemäß tritt der Kaiſer von Indien zuerſt heran, jedoch die Bildſäule bleibt regungslos und zeigt ſich eben ſo ungünſtig gegen die Vaſallenkönige des Königs Emendus, bis ſich endlich auch Arthur nähert und das für ihn beſtimmte Zeichen erhält [C. 64.].

Trotz dieſes unzweifelhaften Verfahrens von Seiten der Bildſäule, beharrt Emendus noch immer auf der Abſicht, ſeine Tochter mit dem Kaiſer von Indien zu vermählen. Dieſer Entſchluß zwingt Florence in Begleitung der ihr befreundeten Könige und Ritter nach Porte Noire zu fliehen, während die Fee Proſerpina, welche ihr an Geſtalt vollkommen gleicht, ihre Stelle am Hofe einnimmt [C. 65.]. Da jedoch der Betrug endlich entdeckt wird [C. 67.], ſo wird Florence von ihrem Vater und dem Kaiſer von Indien mit ungeheuren Heeren in Porte Noire belagert [C. 70.]. Während deſſen bemerkt Letzterer, daß Proſerpina aus dem Schloſſe flieht; da ſie die Geſtalt der Florence angenommen hat, ſo holt er ſie ein und erpreßt von ihr ein Heirathsverſprechen. Hierauf verſichert er ſie ſeines Schutzes und geleitet ſie zu Emendus, welcher ſie bei ihrem Eintritte mit einem Fußſtoße begrüßt. Da aber dieſe Sinnesdarlegung ihres Vaters in Betreff ihrer Rückkehr zum Gehorſam dem Kaiſer nicht eben ſehr zuſagt, ſo erhebt ſich zwiſchen den zwei Monarchen ein Wortſtreit, während deſſen Proſerpina verſchwindet, worauf der Kaiſer bald nachher in ſein Land zurückkehrt [C. 71.].

In der darauf folgenden Nacht verſenkt Stephan das ganze Heer des Emendus in einen tiefen Schlaf und bringt mit Hülfe von fünf Rittern den König mitſammt dem Bette, in welchem er ſich befindet, nach Porte Noire[179*]). Durch dieſen Taſchenſpielerſtreich ſieht ſich Emendus bei

ſeinem Erwachen in die Nothwendigkeit verſetzt, in die Vermählung ſeiner Tochter mit Arthur zu willigen [C. 72.] Vor ſeiner Hochzeit jedoch beſucht Letzterer ſeine Heimat Bretagne, woſelbſt er eine ziemlich fatale Zuſammenkunft mit Jeannette hat [C. 76.]. Auf ſeinem Rückwege nach Porte Noire begleiten ihn die Pairs von Frankreich, der Herzog und die Herzogin und auch Jeannette, deren Gegenwart gewiß überflüßig ſcheint. Unterweges theilt Stephan dem Arthur mit, wie er durch ſeine Zauberbucher erfahren, daß Florence Porte Noire verlaßen habe und nun von dem Kaiſer von Indien, der den Krieg von Neuem begonnen, in dem weißen Thurme belagert wird. Arthur erhält nun den Rath, ſich mit ſeinem Heere dorthin zu begeben; jedoch faßt er einen Entſchluß, der ſeiner Ungeduld und ſeinem Vertrauen auf ſeine eigene Tapferkeit mehr entſpricht [C. 77.]. Er begiebt ſich nämlich verkleidet und in Begleitung dreier Ritter nach dem weißen Thurme, wo er bei ſeiner Ankunft ein ganzes Heer niederhaut, deren Wunden große anatomiſche Verſchiedenheit darbieten [C. 78.]. Da ſeine übrigen Freunde bald nachher anlangen [C. 79.], ſo werden die Thore des weißen Thurmes abſichtlich offen gelaßen, und der Kaiſer, der das Schloß für unvertheidigt hält, dringt mit dem Reſte ſeiner Armee, der ſich noch auf 50,000 Mann beläuft, hinein. Dieſen wird jedoch bald der Garaus gemacht; der Kaiſer wird gefangen genommen und ſtirbt bald darauf vor Kummer [C. 80.]. Da auf dieſe Weiſe der Vermählung Arthur's kein weiteres Hinderniß entgegenſteht, veranſtaltet König Emendus ein Turnier zur dreifachen Feier der Verbindung Arthur's mit Florence, Gouvernau's mit Jeannette und Meiſter Stephan's mit Margarethe [C. 84.], einer Prinzeſſin, die Arthur lange Zeit vorher wieder in den Beſitz ihres verlorenen Königreichs eingeſetzt hat [C. 50.].

Florence gebiert hierauf zu gehöriger Zeit einen Sohn [C. 86.], den ſie, wie der genaue Berichterſtatter uns mittheilt, in der Hochzeitsnacht empfangen hatte [C. 84.] und deſſen Geburt König Emendus dadurch feiert, daß er vor Freude ſtirbt [C. 87.]. Arthur wird, wie ſich von ſelbſt verſteht, zum Könige von Soroiois gekrönt [C. 88.], als welcher er, wie es weiter heißt, zweiunddreißig Jahre regiert und die Sorge für ſein Kind und ſein ganzes Beſitzthum dem Hektor, dem Gouvernau und dem Meiſter überträgt, — „et d'autre chose plus rien n'en dict l'histoire, ains elle se tait.“ [C. 89.].

Das Hauptverdienſt dieſes Ritterromanes nun beſteht darin, daß er mehr Einheit des Planes beſitzt als die demſelben vorangehenden Werke des nämlichen Kreiſes. Die Geſchichte der Jeannette im Anfange der Erzählung gehört zwar allerdings nicht recht zur Sache, jedoch iſt ſie in vierzehn Kapitein abgethan und in dem übrigen Theile der Erzählung beziehen die Abenteuer ſich auf einen einzigen Gegenſtand, nämlich den, der Arthur im Traume erſcheint, und gehen auf ein einziges Ziel hinaus, nämlich die Verbindung Arthur's mit Florence. Demgemäß iſt die Hauptabſicht des Letztern die Aufſuchung der Florence und die Befreiung derſelben aus der Gewalt des Kaiſers, und obgleich er dieſe Dinge gelegentlich vermöge der ihm durch Rieſen und Ungeheuer gebotenen Verſuchungen eine Zeit lang aus den Augen verliert, ſo giebt er ſie doch nie gänzlich auf. Dahingegen finden wir im Triſtan, Meliadus, Perceforeſt und den ältern Ritterbuchern keine ſich durchziehende Einheit der Handlung. In dieſen bilden die augenblickliche Befriedigung der Leidenſchaft, beiläufige Beweiſe von Tapferkeit und am Schluſſe ein Anfall von Frömmigkeit gewöhnlich die ſämmtlichen Ereigniſſe der Erzählung.

Auch giebt es keinen einzigen Roman aus dem Sagenkreiſe der Taſelrunde, in welchem um einer einzigen Frau willen ein ſo großer Krieg geführt wird wie in dem, der ſo eben analyſiert worden. Wir ſehen in demſelben nicht etwa zwei Ritter, die gelegentlich um des Herzens oder der Gunſt einer Dame willen eine Lanze brechen, ſondern hier kämpfen die ſämmtlichen Streitkräfte Indiens gegen die Ritterſchaft Frankreichs. Ein einziger Ritter ferner überwältigt hier das Heer eines ganzen Reichs und obgleich die Kämpfe gewöhnlich mit mehr Umſtändlichkeit als Genauigkeit beſchrieben werden, ſo findet das Gemetzel doch immer im großartigſten Maßſtabe ſtatt und iſt immer auf ein einziges Ziel gerichtet.

Obgleich nun alſo die Einheit des Planes in dieſem Romane löblich erſcheint, ſo verdient jedoch der Plan ſelbſt keineswegs Beifall. Nichts kann ungereimter ſein als daß Arthur in Folge eines dunkeln Traumes ſich in eine Frau verliebt, die er nie geſehen[180]), den Gegenſtand ſeiner bisherigen innigen Zuneigung verläßt und die unbekannte Schone aufſucht. Ferner liegt

etwas außerordentlich Kaltes und Hartherziges darin, daß er Jeannette auf dieſe Weiſe verläßt, was uns gleich Anfangs eine ſehr ungünſtige Meinung von dem Charakter des Helden beibringt, und auch im weitern Verlaufe der Erzählung finden wir ihn, Muth und Tapferkeit abgerechnet, im Beſitze keiner einzigen Eigenſchaft, welche Achtung oder Intereſſe für ihn zu erwecken vermöchte. Dieſe Bemerkung könnte man vielleicht nicht mit Unrecht auf alle andern Charaktere in dem Romane anwenden, indem nur Stephan oder der Meiſter, wie er gewöhnlich heißt, davon auszunehmen wäre. Dieſer jugendliche Aſtrolog von königlicher Geburt zeigt ſich uns als ausgeſtattet mit jeder perſönlichen Anmuth und ſchätzbaren Eigenſchaft, es fehlt ihm bei keiner Veranlaßung an unerſchöpflichen Hülfsquellen, er beſitzt eine bezaubernde Offenherzigkeit und Frohſinn nebſt einem unbeſiegbaren Heldenmuth und eine unerſchütterliche Treue für Florence. Auch ergötzt er den Leſer beſtändig dadurch, daß er entzückende Gärten, Quellen und ſingende Vögel hervorbringt und zwar alles vermittelſt der natürlichen Magie, deren Kenntniß in früherer Zeit für ganz gewöhnlich galt und die auch in Schottland unter dem Namen glamour bekannt war. Die Jongleurs galten als vorzugsweiſe im Beſitze dieſer geheimnißvollen Kunſt und Sir John Mandeville ſah auch im Oſten viele Künſtler dieſer Art. Beſonders giebt er uns eine Beſchreibung von den Wundern, die dem Chan der Tartarei vorgezaubert wurden und denen in dem Romane von Arthur ſo auffallend ähnlich ſind, daß man nicht ohne Grund vermuthen darf, ſolche Künſte ſeien im Mittelalter wirklich verſucht worden [191]) und nicht bloß der Phantaſie des Verfaſſers genannten Romanes entſprungen. „Und dann, erzählt nämlich Mandeville [S. 22.], kommen Jongleurs und Zauberer, welche viele Wunder thun, denn ſie machen daß die Sonne und der Mond, wie es ſcheint, in der Luft vor Jedermann zu ſehen ſind. Und dann machen ſie die Nacht ſo dunkel, daß Niemand etwas ſehen mag. Und dann machen ſie, daß der Tag wiederkommt, ſchön und lieblich mit heller Sonne vor Jedermanns Angeſicht. Und hierauf laßen ſie Tänze aufführen von den ſchönſten Mägdlein der Welt, die auf das prächtigſte gekleidet ſind. Und dann laßen ſie andere Mägdlein hereinkommen, welche goldene Becher mitbringen und dann Herren und Damen zu trinken geben. Und dann laßen ſie Ritter gar luſtig turnieren und ſie brechen ihre Lanzen ſo gewaltig, daß die Schäfte rings in dem Saale in Splittern umherfliegen. Und dann laßen ſie eine Hirſch- und Eberjagd herein kommen mit Hunden, die ihnen mit offenem Maule nachrennen; und viele andere Dinge noch thun ſie durch ihre Zauberkunſt, daß es ein Wunder iſt anzuſchauen." Und anderwärts bemerkt der Reiſende: „Und ob es durch Kunſt oder Zauberei geſchieht, weiß ich nicht."

Es iſt kaum daran zu zweifeln, daß das Hauptereigniß im Arthur von Bretagne dem Dichter Spenser den Plan und die Umriſſe zu ſeiner Faery Queen [B. I. C. IX. St. 13 ff.] geliefert hat, da nämlich Arthur, der Held derſelben, die Feenkönigin in einer Viſion ſieht und ſich in ſie verliebt, ſo daß dann die Aufſuchung derſelben in dieſem romantiſchen Gedichte durchaus den wichtigſten Gegenſtand bildet [ſ. jedoch hier Anmerkung 180.].

Cleriadus
[Gräße S. 249 c]

iſt die letzte Erzählung, die man unter die Romane von der Tafelrunde aufgenommen hat. Sie gehört zwar nicht genau zu dieſem Sagenkreiſe, doch wird ſie deswegen zu demſelben gezählt, weil ein großer Theil der Abenteuer ſich in England zutragt und der Held ſich mit einer von dem großen Arthur ſtammenden Prinzeſſin vermählt.

Philippon, König von England, einer der Nachfolger Arthur's, ſchickt, da er hoch bejahrt iſt, eine Botſchaft nach Spanien, welche den Grafen von Aſturien, der wegen ſeiner Weisheit hochberühmt iſt, erſuchen ſoll, daß er nach England komme, um dem Könige in der Regierung ſeines Reiches beizuſtehen. Der Graf folgt der Einladung und bringt ſeinen Sohn Cleriadus mit ſich, der ſich ſehr bald in die Tochter Philippon's, Namens Meliadice verliebt. Um ſich ihrer Zuneigung würdig zu machen, ſtürzt er ſich in viele gefahrliche Abenteuer, ſowohl in Britannien als in ſeinem Geburtslande. Unter Andern bezwingt er einen Löwen, der ganz England verheerte, ſich endlich aber als ein tapferer Ritter erweiſt, der durch eine doshafte Fee dieſe Verwandlung erduldet hat; und ein anderes Mal fordert er alle Helden des Hofes Philippon's heraus und beſiegt ſie. Nach dieſer That veranſtaltet der

König zu Ehren des Cleriadus ein Gastmahl, wozu dieser ein Picknick von Sperbern und zugerichteten Hunden beiträgt, die zu den Delikatessen jener Zeit gehört zu haben scheinen; auch tanzt Cleriadus zur Unterhaltung der Gesellschaft und singt auf Befehl des Königs ein Duett mit Meliadice.

Die endliche Glückseligkeit des Liebespaares scheint sich auf diese Weise schnell zu nähern, als plötzlich Gesandte von Cypern anlangen, welche gegen die dort eingefallenen Sarazenen um Hülfe bitten. Obgleich nun diese Unternehmung der Politik des englischen Monarchen etwas fern liegt, so schickt er gleichwohl, um seinen Eifer für die Sache der Christen an den Tag zu legen, achthundert Mann unter dem Befehle des Cleriadus nach Cypern, eine Expedition, zu der die Phantasie des Verfassers vielleicht durch den Umstand veranlaßt worden ist, daß sich unter der Regierung Eduards des Dritten ein König von Cypern [Peter I. 1361—1368] eine Zeit lang in England aufhielt.

Die Königin des letztern Landes hat nun aber einen Bruder, Namens Thomas, Graf von Langarde, ein Mann von schändlichem Charakter, der für seine Nichte eine blutschänderische Neigung hegt. Da er seine Anträge mit Abscheu verworfen sieht, so bedient er sich der Abwesenheit des Cleriadus als einer passenden Gelegenheit zur Rache. Er schiebt Briefe unter, von denen er vorgiebt, daß sie zwischen Cleriadus und Meliadice gewechselt worden und worin die Liebenden ihre Absicht an den Tag legen, den König zu vergiften und statt seiner den Thron zu besteigen. Der gute Monarch, der sich nicht oft die Mühe des Denkens gemacht zu haben scheint, ist dennoch anfangs geneigt die Sache genauer zu untersuchen; indeß bringt Langarde ihn von diesem Vorsatze ab und Meliadice wird ohne weitere Umstände in Begleitung von vier Mördern in einen Wald geschickt, um dort unter ihren Händen zu verbluten. Zwei derselben werden jedoch von Gewissensbissen ergriffen und überreden auch ihre andern beiden Genossen, der Prinzessin das Leben zu schenken, worauf denn auch diese unter der Bedingung, England zu verlaßen, entfliehen darf, vorher aber ganz entkleidet wird, um durch die Pracht ihrer Gewänder nicht aufzufallen. So nun irrt sie im Lande umher und zwar in einem Negligée, welches eben so große Aufmerksamkeit erwecken mußte, wie ihre königlichen Kleider. Sie sieht sich daher als eine Person von verdächtigem Charakter von gar vielen Thüren zurückgewiesen, findet jedoch endlich in der Hütte einer alten Frau Zuflucht, von welcher sie denn auch Kleidung und Empfehlungsbriefe an einen in der Nähe der Küste wohnenden Kaufmann erhält, mit dem sie bald darauf nach Spanien segelt. Nach einer glücklichen Reise landet sie in Villablanca, der Hauptstadt von Asturien, wo sie bei einer Muhme des Kaufmanns in Dienst tritt.

Inzwischen kehrt Cleriadus nach Besiegung der Sarazenen nach England zurück und erfährt daselbst den Tod der Meliadice. Auch vernimmt er, daß sein Vater nach Verlust alles seines Einflusses nach Asturien zurückgekehrt und der Verläumder seiner Geliebten Vicekönig geworden ist. Er stürmt daher gleich am nächsten Morgen auf Langarde ein und fordert ihn zum Zweikampfe heraus; dieser elende Verräther zieht indeß die Gewißheit des augenblicklichen Todes den Gefahren eines Kampfes vor und gesteht sein Verbrechen. Philippon ist nun zwar, wie leicht zu erachten, über den Verlust seiner Tochter untröstlich, Cleriadus aber will, trotz aller seiner Bitten, nicht länger in England bleiben, sondern schifft sich in Pilgertracht am Bord eines nach dem Tajo bestimmten Schiffes ein. Dies wird jedoch glücklicherweise an der Küste von Gascogne von einem Sturme befallen und durch denselben gezwungen in den Hafen von Villablanca einzulaufen.

Zwar hat Cleriadus bereits früher auf sein Heimatsland förmlich Verzicht geleistet, dennoch kann er sich nicht enthalten einen naheliegenden Hügel zu besteigen und die geographische Lage des Wohnsitzes seiner Eltern zum letzten Male in Augenschein zu nehmen. Während er nun so über sein Unglück nachsinnt, nähert sich ihm ein junges Mädchen mit einem Wasserkruge auf dem Kopfe, von welcher der Leser sogleich muthmaßt, daß es Meliadice ist. Da sie ihn in tiefe Trauer versenkt sieht, so versucht sie ihn zu trosten und bietet ihm endlich eine milde Gabe. Sie überredet ihn auch ihr die Ursache seines Kummers mitzutheilen und während er eben noch spricht, erkennt sie ihren Geliebten, zerbricht ihren Krug und stürzt in seine Arme. Das glückliche Paar begiebt sich nun in das Schloß des Grafen von Asturien, der sie einige Tage darauf nach England begleitet. Dort knüpfen sie endlich in aller

Form Rechtens ihr Ehebündniß unter Beistimmung des alten Königs Philippon, der denn auch bald nachher seine Krone dem Cleriadus abtritt.

Auf die so eben erwähnte Erzählung nun gründet sich ein schottischer Roman in Versen, der zur Zeit der Königin Maria Stuart verfaßt wurde und den Titel Clariodus führt. Ein Manuskript desselben befindet sich in der Advokatenbibliothek zu Edinburgh [und ist neuerlich herausgegeben worden s. Gräße S. 249, e]. —

Es giebt außerdem noch einen Prosaroman aus dem Sagenkreise der Tafelrunde, nämlich die Geschichte von Giglan, Sohn des Gawain, und von Gottfried von Mainz, welche von Claude Platin aus dem Spanischen übersetzt [s. jedoch Gräße S. 225.] und nach de Bure im Jahre 1530 gedruckt wurde. Ich habe dieses Buch nie gesehen, jedoch nach Auszügen zu urtheilen, verdient es so selten zu sein wie es ist. [152]).

Außer den versifizierten Romanen, auf welche die oben analysierten Prosawerke sich gründen, existiert aber auch noch eine Anzahl anderer, die sich handschriftlich in der Bibliothek des Herrn von Sainte Palaye befanden. Keiner derselben ist vollständig gedruckt [153]), jedoch von denen, welche die nordfranzösischen Trouveurs verfaßten, in der vortrefflichen Sammlung Le Grand's eine abgekürzte Uebersetzung gegeben worden. Ein großer Theil der versifizierten Romane von Arthur und seinen Rittern wurde im zwölften Jahrhundert von Chrestien de Troyes geschrieben und viele derselben später durch Huon de Mery fortgesetzt. Einige von ihnen berichten neue Abenteuer der Ritter von der Tafelrunde und andere führen neue Helden ein.

1) Eine der schönsten dieser metrischen Erzählungen ist Erec et Enide von Chrestien de Troyes. Erec besiegt einen Ritter, welcher bei einer großen Jagd einen Diener der Königin Gineora beschimpft hatte. Nach dem Kampfe entdeckt Erec auf den Besitzthümern des von ihm Besiegten die schöne Nichte desselben, Namens Enide, die in der Nähe der Burg ihres Oheims lebte, von ihm aber der größten Armut Preis gegeben worden war. Erec heirathet diese Jungfrau und vergißt bald in ihren Armen alle Pflichten der Ritterschaft, so daß seine Vasallen sich bitterlich über seine Trägheit beklagen und Enide selbst ihn zu neuen Thaten ermuntert. Nur von ihr allein begleitet zieht er auf Abenteuer aus, deren eine große Zahl berichtet wird. Einmal aber wird Erec aus Müdigkeit ohnmächtig und Enide hält ihn alsbald für todt. In gleicher Zeit kommt zufällig ein Baron, dessen Burg sich in der Nähe befindet, vorüber und Enide muß denselben während der Ohnmacht ihres Ehemannes heirathen. Das Hochzeitsfest findet nun in dem Zimmer, wo Erec liegt, Statt, jedoch erhebt sich zwischen dem Baron und seiner Braut wegen der Hartnäckigkeit, mit welcher sie sich zu essen weigert, ein Wortstreit, so daß Erec dadurch aufwacht, und da er sich, wie es scheint, durch seine Ohnmacht sehr gestärkt fühlt, so schlägt er seinem Nebenbuhler unverzüglich den Schädel ein und jagt die Diener desselben auseinander. Inzwischen sind aber die Speisen kalt geworden und er macht sich sogleich mit Enide auf den Weg, worauf er endlich wohlbehalten in seinem eigenen Schloß anlangt, nachdem er in einem unterirdischen Labyrinth, aus welchem er eine durch Zauberei festgehaltene Dame befreit, ein höchst seltsames Abenteuer bestanden hat [154]).

2) La Charrette, dessen erster Theil Chrestien de Troyes, den Schluß aber Geoffroy de Ligny verfaßt hat, erzählt die früheren Abenteuer des Lancelot und den Anfang seines Liebeshandels mit der Königin Ginevra [154a]).

3) Der Löwenritter (le Chevalier au Lion) ist gewöhnlich dem Chrestien de Troyes, von Andern aber dem Wace zugeschrieben worden [siehe Archaeol. Britanica vol. XII. p. 75.]; jedoch darf dieser Roman nicht mit einem andern eben so benannten verwechselt werden, dessen Held Perceval ist. In dem in Rede stehenden Werke ist Yoain die Hauptperson, und hat dasselbe zu einem altenglischen Gedichte, das Ritson herausgegeben, den Stoff geliefert. Ein Ritter von dem Hofe Arthur's erzählt darin, daß er veranlaßt worden an einer Quelle ein Abenteuer zu bestehen, wo man einen furchtbaren Sturm hervorrief, wenn man das Wasser auf einen Marmorstein spritzte, und wo auf diese Weise ein Ritter zur Stelle gebracht wurde, der ihn besiegte. Yoain beschließt dieses stürmische Experiment zu versuchen und der erwartete Kämpe erscheint auch wirklich. Unser Held nun tödtet denselben und heirathet seine Wittwe, welche in einem naheliegenden Schlosse wohnt und dafür hält, daß sie eines tapfern Ritters bedürfe, der ihre Besitzthümer vertheidige und den Aufforderungen von Seiten

der Wirbelwinde der Quelle entſpräche. Nachdem er einige Zeit lang bei ſeinem Weibe geblieben, zieht Yoain auf neue Abenteuer aus und verſpricht nach einem Jahre zurückzukehren. Da er die feſtgeſetzte Zeit überſchreitet, ſo erſcheint ein Fräulein ganz unerwartet an Arthur's Hof und wirft dem Yoain ſeine Untreue vor. Dieſer wird alſobald wahnſinnig und ſtreift im Lande umher und begeht manche Ungereimtheiten, von welchen man nicht umhin kann zu bemerken, daß ſie denen Orlando's viel mehr gleichen, als die Thaten Lancelot's oder Triſtan's. Nachdem er nun von dieſem Wahnſinne geheilt worden, errettet er einen Löwen, den er in einem gefährlichen Kampfe mit einem Drachen findet, ſo daß das dankbare Thier ihn nachher überall hin begleitet und ihm in allen ſeinen Abenteuern von großem Nutzen iſt. Endlich denkt Yoain daran ſich mit ſeinem Weibe wieder zu verſöhnen und beginnt die erſten Schritte des Entgegenkommens damit, daß er aus der Quelle Stürme hervorruft. Obwohl ſie nun zwar beſchloſſen hatte, ſich ihm nicht wieder zu nähern, ſo wird ihr Vornehmen endlich dennoch durch dieſe Art Beredſamkeit erſchüttert, da ſie einſieht, daß eine Ausſöhnung mit ihrem Gemahle Statt finden oder ſie ihr Leben in einem ewigen Orkane verbringen muß. —

Die Sage, daß ein Ritter einem Löwen hülfreich iſt und dann von ihm überallhin begleitet wird, welche in der obigen Erzählung den wichtigſten Umſtand bildet, ſcheint unter allen Völkern heimiſch zu ſein. Die Geſchichte des römiſchen Ritters [183]) iſt Jedermann bekannt und in dem deutſchen Heldenbuche aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts ſteht Wolfdietrich einem Löwen in deſſen Kampfe mit einem Drachen bei und wird dann von dem dankbaren Vierfüßler nicht wieder verlaßen [vgl. Gräße S. 215. und San Marte Arthurſage S. 153 ff.].

Es giebt ferner unter den Fabliaux, die ſich auf die Ritter Arthur's beziehen, eine große Anzahl, in denen gewöhnlich Gawain (Gauvain) der Held iſt, die aber auch viel von Keux, dem Seneſchal Arthurs enthalten.

4) In dem Schwertritter (le Chevalier à l'Epée), den einige irrthümlich dem Chreſtien de Troyes beilegen, wird Gawain in einem prächtigen Schloſſe aufgenommen, worin es Geſetz iſt, daß ein Jeder geröbtet werde, dem irgend etwas daſelbſt misfiele. In Folge eines Winkes, den er bei ſeinem Eintritte in dieſem Sitze konſervativer Geſinnung von einem Bauern bekommt, enthält er ſich nun zwar jeder Kritik, jedoch bleibt ihm einer weiterer Anordnung verborgen, vermöge deren ein bezaubertes Schwert Demjenigen den Kopf abhieb, der ſich gegen die Tochter des Burgvogts Freiheiten herausnahm. In der zweiten Nacht alſo ſchließt ihn Letzterer in eine und dieſelbe Stube mit ſeiner Tochter ein; dieſe indeß hat den Ritter lieb gewonnen und warnt ihn gegen die ihn bedrohende Gefahr, ſo daß er mit einer leichten Armwunde davon kommt. Später heirathet er dieſe junge Dame und von ihr wird nun auch das Beiſpiel von weiblicher Untreue im Gegenſatze zur Anhänglichkeit der Hunde erzählt, welches gleichfalls im Triſtan angeführt wird, wie wir oben geſehen [S. 84 ff. vergl. Gräße S. 250, 7]

5) Das Maulthier ohne Zaum (La Mule sans frein) iſt von Einigen dem Pauſans de Maiſieres und von Anderen dem Chreſtien de Troyes zugeſchrieben worden. Eine Dame, die auf einem zaumloſen Maulthiere reitet, erſcheint darin am Hofe Arthurs und bittet, daß einer ſeiner Ritter dieſen Zaum aufſuchen möchte, indem ſie zugleich ſagt, daß das Maulthier den Weg nach dem Orte wüßte, wo jener läge. Keux der Seneſchal bietet ſeine Dienſte an, kehrt jedoch, durch die angetroffenen Gefahren erſchreckt, bald wieder zurück. Hierauf zieht nun Gawain aus und nach mehrfachen Händeln mit Rieſen und Ungeheuern, nimmt er der ältern Schweſter, welche die jüngere deſſelben beraubt hat, dieſen Schatz wieder ab. In der Originalerzählung knüpft ſich an den Beſitz dieſes Zaumes auch nicht der geringſte Nutzen; in dem Auszuge in der Bibliothèque des Romans [Fevr. 1777 p. 98.] aber wird demſelben die Kraft beigelegt, dem Beſitzer ewige Jugend und unvergängliche Schönheit zu gewähren, wodurch dem Streit der beiden zankſüchtigen Schweſtern doch ein Grad von Wahrſcheinlichkeit verliehen wird. Dieſe Erzählung iſt im Engliſchen von Way in ſeiner Ueberſetzung von Le Grand's Fabliaux und im Deutſchen von Wieland (Des Maulthiers Zaum) verſifiziert worden [vergl. Gräße S. 250, 9].

6) Die wohlbekannte Geſchichte von dem kurzen Mantel (Le Court Mantel), die im ſechzehnten Jahrhundert unter dem Titel „der ſchlecht zugeſchnittene Mantel (Le Manteau mal taillé)

gedruckt und von Le Grand analysiert worden ist [vgl. oben S. 85 ff.].

7) Die Geschichte von den Abenteuern der vier Brüder Agravain, Gueret, Galheret und Gauvain [s. Bibl. d. Rom. Juillet 1777 p. 87ff.], welche in verschiedenen Richtungen ausziehen um Lancelot du Lac aufzusuchen. Agravain tödtet einen furchtbaren Riesen Namens Druas als coup d'essai, sieht sich jedoch seinerseits von Sornehan, dem Bruder Jenes, überwunden. Sein Leben wird indeß auf Bitten der Nichte des Siegers geschont, er selbst aber in einen Kerker geworfen, wohin seine Reiterin ihm heimlich Erquickungen bringt. Auch Gueret kämpft nach mannigfachen Abenteuern mit Sornehan, wird aber gleichfalls besiegt und in denselben Kerker geworfen, wo sich sein Bruder befindet. Galheret, der dritte Bruder, gelangt nach einem Schlosse, dessen Herrin ihn zu einem Spiele Schach einladet unter der Bedingung, daß, wenn er diese gewänne, er Herr des Schlosses und der Dame, andernfalls aber der Sklave der letztern sein solle. Die Schachfiguren werden demgemäß auf Feldern, die sich auf dem Fußboden eines schönen Saales befinden, aufgestellt. Sie besitzen nämlich Lebensgröße und glänzen von Gold und Silber; eigentlich sind es aber Elfen [fées] und sie bewegen sich, wenn man sie mit einem Talisman berührt. Galheret verliert das Spiel und wird zu einer Anzahl anderer matt gemachter Ritter gesperrt. Gawain jedoch langt bald nachher an und besiegt die Herrin des Schlosses mit ihren eigenen Waffen, bittet aber nur um die Freiheit der Gefangenen, unter denen er seinen Bruder findet. Da er von einem der Elfendiener der Schloßdame das Schicksal seiner beiden andern Verwandten erfährt, so legt er die Tracht des Schachkönigs an und kämpft so mit Sornehan, welcher, durch den Glanz seiner Kleidung geblendet, leicht besiegt wird, worauf Agravain und Gueret ihre Freiheit wieder erlangen.

Diese Geschichte befindet sich auch mit geringer Abweichung in dem Prosaromane von Lancelot du Lac [2, fol. 99.], in welchen sie wahrscheinlich aus der eben erwähnten versifizierten Erzählung aufgenommen worden ist [186]). —

Hiermit [187]) hätten wir denn von den Romanen der Tafelrunde, der ältesten Klasse der Ritterbücher, den erforderlichen Bericht erstattet und ich darf glauben, daß der Leser durch die bereits gegebenen Auszüge eine Idee von der Beschaffenheit dieser Werke gewonnen, sowie demgemäß erkannt haben wird, daß sie in denjenigen Punkten äußerst mangelhaft sind, welche wir als die wichtigsten in dem Material der erdichteten Erzählung erkannt haben. So ist die Neuheit der Ereignisse keineswegs groß, da die meisten derselben denjenigen versifizierten Romanen entnommen wurden, die den Prosadearbeitungen vorangiengen. Wenn wir jedoch die Originale und deren Nachahmungen zusammen betrachten, so finden wir, daß die darin enthaltenen Vorfälle in solcher Verbindung bis dahin noch nie dem Publikum waren geboten worden und in jeder Beziehung einen vollkommenen Gegensatz zu den griechischen Romanen bilden. Da ferner die Dichtungen aus dem Sagenkreise der Tafelrunde gleich allen andern Ritterbüchern voller Geschichten von Riesen und Zauberern sind, so haben sie natürlich auf eigentliche Wahrscheinlichkeit keinen Anspruch und selbst diejenige Art von Wahrscheinlichkeit, die wir in den Handlungen und dem Verfahren unirdischer Wesen erwarten, wird öfter verletzt als beobachtet. Auch nimmt der jetzige Leser an den offenbaren Anachronismen und geographischen Verstößen, welche die Ritterromane entstellen, nicht geringen Anstoß und Butler hat im Hudibras diese so wie ähnliche Absurditäten auf höchst treffende Weise lächerlich gemacht, indem er sagt [Part. II. C. I. v. 12sqq.]

„Geraubt sind da oft alle Frau'n,
Und Ritter, schnell wie Blitz, zu schau'n;
Und oft, wenn Eifersucht sie drückt,
Sind alle Ritter wie verrückt;
Oft der Geographie zum Tort
Fliegt ein ganz Land von seinem Ort;
Die Hand sich Vor- und Nachwelt reicht,
Und Früh'res oft dem Spätern weicht."

Die Geschichte wird ohne Ausnahme in der Person des Autors erzählt und die Romanschreiber haben vielleicht verständig gehandelt, diese Einrichtung zu treffen; denn da stets die Thaten so vieler Ritter zu berichten sind, so durften sie die Erzählung derselben nicht füglich der Hauptperson in den Mund legen, da diese mit Abenteuern, an denen sie meist gar keinen Theil nimmt, keineswegs genau bekannt sein kann. Die Geschichte wird ferner nie wie in den griechischen Romanen in der Form eines epischen Gedichtes fortgeführt und in der Mitte der Handlung an-

gefangen, ſondern beginnt ganz eigentlich mit dem Ei der Leda, d. h. mit den Abenteuern des Vaters oder Großvaters des Helden, und ſchließt, nachdem ſie durch einen Zeitraum von zwanzig oder dreißig Jahren ausgeſponnen worden mit dem Tode des Helden, oder damit, daß er ſich in eine Einſiedelei zurückzieht, oder ſchleppt uns auch wohl noch durch eine Reihe von Nachkommen. Auch wird das Intereſſe zu ſehr getheilt und die Titelrolle iſt nicht immer die bedeutendſte; denn der Held erſcheint und verſchwindet wie ein Geiſt, und wir verlieren ihn zu raſch, als daß wir ihn für die Hauptperſon der Erzählung ſollten halten können. In den griechiſchen Romanen beſchleunigen oder hemmen alle Ereigniſſe die Löſung der Fabel; in den Ritterbuchern hingegen herrſcht ein gänzlicher Mangel an Einheit des Plans, welcher den Leſer hindert, die Geſchichte im Geiſte weiter fortzuführen, und die Aufmerkſamkeit zerſtreut. Ja ich glaube, daß in den verſifizierten und den wenigen ſchon urſprünglich in Proſa verfaßten Romanen der Autor nie darüber im Klaren war, wo er ſtehen bleiben müßte; er hatte ſich weder einen Umriß der Geſchichte entworfen, noch ſich einen Schluß vorgeſetzt, zu welchem die iſolirten Abenteuer hinführen ſollten.

Was nun diejenigen Eigenſchaften betrifft, welche man die Zieraten der erdichteten Erzählung nennt, ſo ſind die Charaktere der Helden nicht gehörig ſchattirt, noch von einander unterſchieden. Der Held iſt jedoch ſtets intereſſanter als die Heldin; was allerdings ſonderbar erſcheinen muß, wenn wir bedenken, daß dieſe Romane zu einer Zeit geſchrieben wurden, wo gänzliche Ergebenheit gegen die Frauen das Weſen des Ritterthums ausmachte, und daß in den griechiſchen Romanen ganz das Gegentheil Statt findet, obgleich zur Zeit der Abfaſſung derſelben das weibliche Geſchlecht eine ſehr untergeordnete Rolle im geſellſchaftlichen Leben ſpielte. Im Perceval tritt dieſer Ritter ſehr häufig auf, dahingegen Blancheflur ſehr ſelten. Einige Romane, wie z. B. Meliadus, haben gar keine Heldin, und die Geliebte des Lancelot ſo wie die des Triſtan ſind Frauen von höchſt ausſchweifenden Sitten.

In all' dieſen Werken iſt feiner von ausgeſprochenen beſtimmten Geſinnungen nur ſehr wenig anzutreffen, und vielleicht wäre ein häufigerer Ausdruck derſelben in dieſer Art von Dichtungen nicht ganz am rechten Orte geweſen; denn, wie Frau von Staël ſehr richtig bemerkt: „l'honneur et l'amour agissaient sur le coeur de l'homme comme la fatalité chez les anciens, sans qu'on réfléchit aux motifs des actions, ni que l'incertitude y fut admise."

Der größte Reiz der Ritterromane beſteht alſo in dem Zauber des Styls und der Schönheit der Beſchreibungen. In der Einfachheit der altfranzöſiſchen Sprache liegt nämlich Etwas, was in keiner andern anzutreffen ſein möchte, und überdies iſt durch ein ſorgfältiges Leſen jener Werke, in denen ſich dieſelbe in ihrem größten Reichthume und ihrer größten Schönheit zeigt, ein genauerer Einblick in die Etymologie der engliſchen Sprache zu gewinnen.

Heer von Sainte Palaye [ſ. Hist. de l'acad. des Inscr. vol. XVII, p. 787 sqq] rühmt es ganz beſonders, daß dieſe Werke den Arbeiten des Genealogen viel Licht zu gewähren vermögen und auch hinſichtlich des Fortſchrittes der Künſte unter unſern Vorfahren nicht geringe Belehrung darbieten. Dieſer Schriftſteller war jedoch für dieſe Art von Büchern enthuſiaſtiſch eingenommen und gleich andern Enthuſiaſten geneigt die Wichtigkeit und den Werth derſelben zu übertreiben. Zwar kann man wohl zugeben, daß die Ritterromane als Sittengemälde und Erzeugniſſe der Einbildungskraft in einem gewiſſen Stadium des geiſtigen Fortſchrittes intereſſant ſind; mit Ausnahme dieſes Umſtandes jedoch und des durch die naive Sprache gelegentlich gewährten Vergnügens darf man wohl behaupten, daß der abgeſchmackteſte Roman der Gegenwart eben ſo viel Unterhaltung gewährt wie ſie, und ihnen, was den Punkt der Belehrung betrifft, nicht eben ſehr nachſteht.

Auch werden ſich diejenigen, welche ſich mit den Sitten des chevalereskен Zeitalters die höchſte Reinheit verbunden zu denken pflegen, beim Leſen jener Werke ſehr enttäuſcht finden; ja man kann ſagen, daß viele derſelben in ihrer ſittlichen Tendenz höchſt tadelnswerth erſcheinen. In einigen, wie z. B. Perceforest, ſind einzelne Stellen anſtößig, in andern hingegen, wo der Held unter Billigung Aller mit dem Weibe ſeines Freundes oder Königs ein Liebesverſtändniß unterhält, iſt die ganze Tendenz verwerflich. In einem von den beſten derſelben, dem Triſtan nämlich, füllt der Liebeshandel dieſes Ritters mit der Königin Iſolt, der Gemahlin ſeines Wohlthäters und Oheims, den ganzen Roman aus. Die Buhlereien des Lancelot und der Genevra aber, oder

dir kalte hartherzige Untreue des Artus von Brr-tagne brauche ich wohl nicht erſt zu rrwähnen, ſo daß Aſcham [in ſeinem Schoolmaster ed. 1589 fol. 25.] nicht ohne Wahrheit und Naivetät ſagt: „Das ganze Vergnügen dieſer Bücher beruht beſondrrs auf zweien Punkten, auf offenrm Mord und ſchamloſen Unfläterrien, da in dieſen Büchern diejrnigen für dir edelſten Ritter geltrn, welchr ohne irgend einen Anlaß dir meiſten Menſchen todt ſchlagen und durch die verſchmitzteſten Ränke den ſchändlichſten Ehebruch üben, wie Slr Lancelot mit dem Wribe des Königs Arthur, ſeines Herrn, Sir Triſtram mit dem Weibr des Königs Mark, ſeines Oheims, Sir Lamerock mit dem Weibe des Königs Lot, welche ſeine eigene Baſe war. Das iſt hübſches Zeug für verſtändige Leute, um darüber zu lachen, oder für ehrbare Leute, um daran Vergnügen zu finden."

Viertes Capitel.

Ritterbücher aus dem Sagenkreiſe Karl's des Großen und ſeiner Pairs. — Chronik des Turpin. — Huon de Bordeaux. — Guerin de Monglave. — Gallien Rhetoré. — Milles et Amys. — Jourdain de Blaves. — Ogier le Danois etc.

Wir haben oben geſehen, daß die Ritterromane aus dem Sagenkreiſe Arthur's und der Tafelrunde großentheils aus der Geſchichte Geoffrey's von Monmouth hervorgiengen. Jetzt nun liegt es uns ob, zu unterſuchen, was für einen Einfluß die dem Erzbiſchof von Rheims und Zeitgenoſſen Karls des Großen Turpin oder Tilpin fälſchlich zugeſchriebene Chronik auf die fabelhaften Erzählungen von dieſem Kaiſer und ſeinen Paladinen ausgeübt hat.

Die genannte Chronik giebt nämlich zwar vor, daß ſie von Viennes in der Dauphiné aus an einen Dechant von Aquisgranum (Aachen), Namens Leoprand, gerichtet worden ſei, ſie wurde jedoch in Wahrheit nicht vor dem Ende des elften oder Anfang des zwölften Jahrhunderts geſchrieben; den Verfaſſer derſelben ſcheint man nicht beſtimmt zu kennen, obſchon Einige muthmaßen, es ſei ein Kanonikus in Barcelona geweſen, der ſeine Arbeit dem Turpin unterſchob [ſ. Gräße 262 ff.].

Dies Werk nun handelt, wie allgemein bekannt, von dem Zuge Karls des Großen nach Spanien. Einige franzöſiſche Schriftſteller haben freilich in Abrede geſtellt, daß er je in dieſem Lande geweſen; indeß genügt die Autorität Eginhards, um dieſe Thatſache feſtzuſtellen. Es ſcheint daher gewiß, daß um das Jahr 777 einer der zahlreichen Fürſten, unter welche zu jener Zeit die ſpaniſchen Provinzen getheilt waren, Karl um Beiſtand anrief, daß dieſer, unter dem Vorwande ſeinen Bundesgenoſſen gegen die Angriffe ſeiner Nachbarn zu ſchützen, ſeine Eroberungen über einen großen Theil Navarra's und Arragons ausdehnte, und endlich daß Karl bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich durch den verrätheriſchen Angriff eines unerwarteten Feindes eine theilweiſe Niederlage erlitt. Dieſe einfachen Ereigniſſe nun haben zu der berühmten Schlacht bei Roncesvalles und den andern extravaganten Erdichtungen, welche Turpins Chronik enthält, Veranlaßung gegeben.

Karl der Große nämlich hatte, wie dieſelbe erzählt, nach der Eroberung Britanniens, Italiens, Deutſchlands und vieler anderer Länder, endlich beſchloſſen ſich einige Ruhe zu gönnen, wenn ſchon die Sarazenen noch nicht ausgerottet waren. Indem er jedoch glücklicherweiſe gern die Sterne anzuſchauen pflegte [199]), ſo nahm er einſt zur Zeit, wo er jene Abſicht hegte, in einer Nacht eine Sterngruppe wahr, welche ihren Pfad an dem ſeleſiſchen Meere begann und über Deutſchland und Frankreich nach Galizien fortzog. Da ſich dies Phänomen wiederholte, ſo erweckte es die Aufmerkſamkeit Karls, der indeß über die Bedeutung desſelben keine irgend vernünftige Vermuthung aufzuſtellen vermochte. Was ſich

ſich aber den Nachforſchungen des Kaiſers beim Wachen entzogen hatte, das wurde ihm in einer Viſion hinlänglich erklärt. Es erſchien ihm nämlich im Schlafe eine Geſtalt, die ſich ihm als der Apoſtel Jakobus voeſtellte und ihm mittheilte, daß die Wanderung der Planeten die Eroberung Spaniens bedeutr; außerdem fügte der Apoſtel noch hinzu, daß ihn ſelbſt einſt der Könlg Herodes getödtet, ſein Körpee aber lange in Galizien oerborgen gelegen hätte. „Dahee bin ich höchlich erſtaunt, fuhr dee hellige Jakobus fort, daß Du mein Land noch nicht oon dem Joche dee Sarazenen defeeit haſt.“ Dieſe Beſitzergreifung Spaniens von Seiten des Apoſtels war allerdings etwas wunderlich, gleichwohl machte ihm Kael ſein Anrecht darauf nicht ſtreitig. Letzterer ſcheint indeß hinſichtlich ſeines Gedächtniſſes in keinem beſondees guten Rufe geſtanden zu haben und dahee gebeaucht dee Apoſtel die Vorſicht, ſelne Aufſoederung in den zwei darauf folgenden Nächten zu erneuen.

In Folge dieſer wiedeeholten Ermahnungen zieht Karl mit einem geoßen Heere nach Spanien [C. 1.] und belagert Pampelona. Drei Monate lang liegt rr oor dieſer Stadt ohne ſie erobern zu können, „denn, ſagt die Chronik, ſir war uneinnehmbar“; nach Verlauf dieſer Zeit jedoch nimmt er ſeine Zuflucht zum Gebete, worauf die Maueen dem Beiſpielr ihrer ſchwankenden Voegänger zu Jericho folgen. Denjenlgen oon den Saeazenen, welche die chriſtliche Religion annehmen, wird das Leben geſchenkt, die Uebrigen aber, die in iheem Irrglauben verharren, werden getödtet. Karl deglebt ſich hieeauf nach dem Grade des Apoſtels Jakobus und bezeugt demſelben ſeinr Ehrfurcht, wäheend Turpin die Feeude hat einer großen Anzahl der umwohnenden Galizier das Bad der heiligen Taufe zu oerleihen [C. 2].

Die Hauptabſicht des letztgenannten Biſchofs und ſeines Gebieters war aber die Vernichtung aller Götzen, die ſie nue legend entdecken konnten: ein Beginnen, welches unter einem Volke, das Abgötterei im höchſten Gradr verabſcheut, eine ſehr große Geduld im Nachforſchen erfordert haben muß. Endlich waren alle dieſe Bildee ausgerottet, mit Ausnahme jedoch eines einzigen, welches ſich hartnäckig in Cadix behauptete und nicht zeebrochen werden konnte, weil rs oon einer ganzen Schaae Teufel bewohnt wurde [C. 4].

Demnächſt gründet Karl eine Anzahl Kirchen und verleiht ihnen geoßen Reichthum: welche Geſchenke dann ſpäter von rinem Nachfolger, der ihn als ſein Vorbild pries, ſehe nachdrücklich zurückgefoedert wurden [C. 5.].

Kaum iſt hierauf Karl nach Frankreich zurückgekommen, ſo bemächtigt ſich ein tapfeeer Heidr Namens Aigolandus wieder des ganzen Landes, ſo daß der franzöſiſche Monarch ſich genöthigt ſieht, mit einem großen Heeee umzukeheen, deſſen Oberbefehl er dem Milo, dem Vater Rolands überträgt [C. 6.]. Während alſo dieſr Schaaren bei Bayonne lagern, ſtirdt ein Soldat, Namens Romanieus, nachdem er einem ſeiner Verwandten aufgetragen, ſein Roß zu oerkaufen und das Geld dafür unter die Geiſtlichen und die Armen zu vertheilen. Jener oerkauft nun zwar alleedings das Pferd, jedoch verthut ee das Geld in Zechgelagen. Nach dreißig Tagen erſcheint ihm aber der Verſtorbene, der dieſe ganze Zeit über war im Fegefeuer feſtgehalten worden, macht dem treuloſen Teſtamentsvollſtrecker Vorwürfe wrgen der üblen Verwendung der Almoſengelder und theilt ihm mit, ee könne ſich daeauf verlaßen, im Laufe des folgenden Tages in dee Hölle zu ſein. Während nun der Soldat am nächſten Morgen dieſr unangenehmr Nachricht ſeinen Kameraden mittheilt, wird er von einee Schaar Dämonen duech die Lüfte geführt und gegen einen Frlſen geſchmettert als Vorſchmack der ſpätern Strafe [C. 7.].

Hieeauf folgt eine lange Erzählung oon dem Kriege mit Aigolandus, der anfangs nur aus Scharmützeln zwiſchen kleinern oder größern Haufen von jeder Partei beſteht, endlich jedoch erfolgt eine Hauptſchlacht, in welcher vierzig tauſend Chriſten nebſt dem Obeebefehlshaber Milo und dem Roſſe Kaels eeſchlagen weeden. Am nächſten Tage indeß ſehen ſich die Franzoſen durch vier taufend Krieger oon der italieniſchen Küſte verſtärkt, ſo daß Aigoland nach einer andern Gegend der Halbinſel flieht und Karl nach Feankeeich zurückkehrt [C. 8].

Aigoland ſpielt nun den Krieg nach Gascogne, an der Spitze eines Heeres von Moabitern, Aethlopeen, Parthern und Afrikanern [C. 9.]. Hierbei ereignet es ſich in der Nähe oon Sanetoua (Saintonge), wie dies auch ſchon in dem oorheegehenden Kriege grſchehen war, daß einlge Chriſten vor einer großen Schlacht ihee Speeee gegen Abend in den Boden ſtoßen und ſie den

nächſten Morgen mit Baumrinde und Laub geſchmückt finden: welches für die Beſitzer dieſer Waffen ein Vorzeichen war, daß ſie in Kurzem die Krone des Märtyrerthums erlangen würden [C. 10.]. Aigoland wird hierauf mit Verluſt von vier Tauſend ſeiner Krieger geſchlagen und flieht nach Pampelona. Karl folgt ihm mit einer Armee von 134,000 Mann [C. 11.], und bei dieſer Veranlaßung erhält der Leſer einen Nachweis der vornehmſten Krieger, unter denen ſich auch die Namen Roland, Reinhold (Rinaldo), Olivier und Ganalon befinden [189]). Vor Pampelona angelangt erhält Karl eine Botſchaft von Aigoland, der um einen Waffenſtillſtand anhält bis ſein Heer vollkommen kampffertig erſcheinen würde [C. 12.]. Da ihm dies gewährt wird, ſo ſtattet er Karl in der Zwiſchenzeit einen Beſuch ab und iſt ſehr erſtaunt ſich in arabiſcher Sprache, die nämlich Karl in Toletus (Toulouſe) erlernt hatte, als Uſurpator angegriffen zu hören. Er erwidert nun zwar, daß auch ſein Gegner weder ein perſönliches, noch ein von ſeinen Vorfahren abſtammendes Recht auf den ſpaniſchen Thron habe; indeß entgegnet Karl, daß er das Land zur Ausbreitung der chriſtlichen Religion erobern müſſe. Dieſe Antwort verurſacht eine theologiſche Disputation zwiſchen den beiden Monarchen, welche mit dem Entſchluß endet, an dem nächſtfolgenden Tage mit hundert Kriegern gegen hundert und mit tauſend gegen tauſend zu ſtreiten. Aigoland wird in dieſer ſeltſamen Kampfweiſe überwunden und willigt ein, ſich mit ſeinem Volke taufen zu laßen [C. 13.]. Zu dieſem Behufe kommt er den Tag darauf zu Karl und findet dieſen bei einem Trinkgelage, während dreizehn nackte Bettler, welche auf der Erde ſitzen, das Feſt mit anſehen. Der naſeweiſe Heide fragt, was für Leute dies wären, und Karl erwidert ziemlich unglücklich, ſie wären das Volk Gottes und ſtellten die Apoſtel vor: in Folge welchen Beſcheides Aigoland dem Kaiſer mittheilt, daß er mit einem ſolchen Glauben nichts zu thun haben wolle [190]) [C. 14.].

Am darauffolgenden Tage kommt es demgemäß zu einer offenen Feldſchlacht, in welcher Aigoland, der nur 100,000 Krieger hat, von ſeinem Gegner, der ihm um 34,000 Mann überlegen iſt, gänzlich geſchlagen und ſelbſt auch getödtet wird: woraus augenſcheinlich erhellte, daß Karl die Repräſentanten der Apoſtel auf die gehörige Weiſe bewirthet hatte [C. 15.].

Demnächſt führt der franzöſiſche Monarch einen Krieg gegen Furra, einen Fürſten von Navarra. Da es nun einſt zu einer Schlacht kommen ſoll, ſo fleht Karl, daß das Zeichen des Kreuzes auf der Schulter derer erſcheinen möchte, welche prädeſtinirt wären in dem Kampfe zu fallen. Um aber die Beſchlüſſe der Vorſehung zunichte zu machen, ſchließt Karl diejenigen Krieger, welche in Folge ſeines Gebetes, auf die genannte Weiſe waren bezeichnet worden, in ſein Betzimmer ein; indem er jedoch aus der Schlacht, in welcher er den Feind beſiegt hatte, zurückkehrt, findet er alle unter Verſchluß befindlichen Krieger todt, im Belaufe von einhundert und funfzig: woraus die Gottloſigkeit ſeiner Vorſicht deutlich erhellte [C. 17.].

Während ſeines Aufenthaltes in Navarra berichtet man ferner dem Kaiſer, daß ein ſyriſcher Rieſe von Prima-Qualität Namens Ferracutus (der Ferraù der Italiener) [191]) in Nagera erſchienen wäre. Dieſer Burſche beſaß, wie geſagt, ganz ungewöhnliche Dimenſionen, denn er war zwölf Ellen hoch, ſein Geſicht eine Elle lang und ſeine Naſe maß eine volle Spanne. Sobald nun Karl bei Nageea anlangte, ſchlug dieſer unbeholfene Patron einen Zweikampf vor; jedoch ſpürte Karl, nachdem er ihn perſönlich in Augenſchein genommen, ſo wenig Luſt dazu, daß er den Antrag ablehnte. Ogier der Däne wird daher als Kämpe für die Chriſten erwählt; allein der Rieſe ſchiebt ihn unter einen ſeiner Arme und trägt ihn fort nach der Stadt. Nachdem er es mit einer ganzen Reihe von Rittern ebenſo gemacht, tritt endlich Roland gegen ihn auf. Der Sarazene beginnt ſeinen Angriff wie gewöhnlich damit, daß er ſeinen Gegner vom Pferde zieht und mit ihm davon reitet, bis Roland ihn aus allen Kräften beim Kinne packt und beide zu Boden fallen. Sobald ſie wieder im Sattel ſind, ſchlägt der Ritter, während er den Heiden zu tödten gedenkt, jedoch nur dem Roſſe desſelben den Kopf ab. Da Ferraù nun zu Fuß kämpfen muß, ſo verſetzt ihm Roland einen Streich auf den Arm und ſchlägt ihm das Schweet aus der Hand; worauf der Rieſe das Pferd ſeines Gegners durch einen Fauſtſchlag tödtet. Alsdann kämpfen beide zu Fuß und mit den Schwertern bis gegen Abend, wo Feeeaù eine Unterbeechung des Streites bis zum nächſten Tage begehrt.

Am folgenden Morgen nimmt Roland Zuflucht

zu einer neuen Waffe, er bedient ſich nämlich gegen ſeinen Feind einer ungeheuren Keule, mit der er aber nicht mehr ausrichtet, als mit dem leichtern Schwerte. Die Kämpen greifen ſich demnächſt mit Steinen an; als jedoch dieſe Kampfart am hitzigſten iſt, wird Ferraù, da Rieſen von Natur gern ſchlafen, gleichfalls vom Schlafe überwältigt und begehrt wiederum einen Waffenſtillſtand. Sobald er ſich zur Ruhe niedergelegt, ſchiebt ihm ſein ritterlicher Gegner einen Stein unter den Kopf, damit er ſo ſanfter ſchlafe. Da er erwacht, nimmt Roland die Gelegenheit wahr ihn zu fragen, woher es komme, daß er weder Schwert noch Keule fürchte. Der Rieſe, der mehr Stärke als Klugheit beſeſſen haben muß, erklärt ihm das ganze Geheimniß, indem er ihm mittheilt, daß er überall unverwundbar ſei, ausgenommen am Nabel. Ferraù richtet ſeinerſeits an ihn einige weniger erſprießliche Fragen in Betreff ſeines Namens, Geſchlechts und Glaubens. Letzterer Gegenſtand weckt in Roland die Hoffnung einen Proſelyten machen zu können, und er beginnt ihm die Glaubensartikel auseinander zu ſetzen. Der Rieſe eröffnet die Disputation damit, daß er die Möglichkeit, Drei ſeien Eins, in Frage ſtellt; jedoch Roland beſiegt ſeine arithmetiſchen Skrupel durch eine Reihe ſchaefſinniger Erläuterungen, wie z. B. daß eine Mandel eine einzige Frucht iſt, jedoch aus drei Dingen beſteht, aus der Hülſe, der Schaale und dem Kerne. Der Gegner erwidert, daß es ihm jetzt zwar ganz klar ſei, wie Drei Eins ausmachten, daß er jedoch Anſtoß daran nehme, wie eine Jungfrau gebären könne. Roland macht ihn daher darauf aufmerkſam, daß ihm dies nicht auffälliger ſcheinen dürfe, als die urſprüngliche Schöpfung Adams. Der Rieſe giebt ſich auch hierin raſch zufrieden, vermag aber nicht zu begreifen, wie ein Gott ſterben könne; er ſcheint jedoch eben ſo wenig im Stande geweſen zu ſein die hierauf bezüglichen Argumente zu widerlegen, als er die frühern Punkte hatte anzugreifen vermocht, und verſchanzt ſich hinter einer Behauptung, die er für ſeine letzte Vertheidigungswehr hält, daß nämlich ein geſtorbener Gott nicht wieder lebendig werden könne. Roland entgegnet, er ſehe darin nichts Unmögliches, da Elias und Eliſa ohne Weiteres nach ihrem Tode wieder auflebten und die todten Jungen einer Löwin nach drei Tagen durch den Hauch ihrer Mutter wieder lebendig gemacht werden konnten. Roland durfte nun wohl ohne Zweifel erwarten, daß das Schlagende dieſer letzten Erklärung das Bekehrungswerk vollenden würde; wie ſehr mußte er ſich dabei getäuſcht ſehen, als der hartnäckige Saracene durch ſein Begehren, die Schwerter an der Beſprechung Theil nehmen zu laßen, bewies, daß ſein Kopf für Beweiſe ebenſo unzugänglich war, wie ſein Körper für die unvergleichliche Schneide Durindana's. In dem darauffolgenden Kampfe macht nun Roland von der Belehrung, die er in Betreff des verwundbaren Theils ſeines Gegners erhalten hat, den nöthigen Gebrauch, und da er dieſen in Folge deſſen erſchlägt, ſo unterwirft ſich demgemäß auch die Stadt Nagera den Waffen Karls [S. 18.].

Hierauf erhält der franzöſiſche Monarch Nachricht, daß Ebeim, König von Sibilia (Sevilla), welcher aus der Schlacht bei Pampeiona entkommen war, bei Cordova lagere und geſonnen ſei ihm Widerſtand zu leiſten. Karl marſchirt daher ohne Zeitverluſt nach dem Süden Spaniens. Als ſein Vortrab ſich den Feinden nähert, ſo zeigt es ſich, daß letztere Larven mit Bärten tragen und Hörner an ihre Köpfe befeſtigt haben, ſowie daß jeder von ihnen eine Trommel in den Händen hält, auf die er aus allen Kräften losſchlägt. Die Roſſe, an eine ſolche Maskerade ganz und gar nicht gewöhnt, werden daher ſogleich ſcheu und verurſachen in dem Heere der Chriſten große Verwirrung, ſo daß dieſes ſich nur mit großer Schwierigkeit nach einer nahen Anhöhe zurückziehen kann. Am Tage darauf jedoch läßt Karl vor dem Angriffe den Roſſen die Augen verbinden und die Ohren mit Wachs verſtopfen. Dieſe bewunderungswürdige Liſt oder ars mirabilis, wie ſie die Chronik nennt, raubt dem kriegeriſchen Präludium des Feindes ſeine Wirkung und verleiht Karl den Sieg. — Ein ähnliches Mittel wird bei gleicher Veranlaßung in dem verſifizierten Romane von Richard Löwenherz [Ellis Metr. Rom. vol. III. p. 267 sqq.] durch dieſen in Anwendung gebracht. —

Die Eroberung von Cordova iſt die unmittelbare Folge des Sieges Karls, und da nun Spanien gänzlich bezwungen iſt, ſo trifft Letzterer eine geziemende Eintheilung dieſes Landes. Er verleiht Navarra den Britten, Caſtilien den Franzoſen und Aragonien den Griechen, während er den Flamländern Andaluſien und Portugal zuweiſt [S. 19.].

Nach dem Berichte von dieſer Vertheilung bringt der Geſchichtſchreiber auf recht paſſende Weiſe eine Beſchreibung des Aeußern ſeines Helden und der Eigenſchaften ſeines Magens an. Was die Perſönlichkeit Karls betrifft, ſo beſaß er dunkles Haar, eine rothe Geſichtsfarbe, ein ſtrenges Anſehen, aber eine anmuthige, zierliche Geſtalt. Letzteres erhellt auch in der That aus den Dimenſionen ſeines Körpers, denn er hatte dicke Beine, acht Fuß Höhe und einen hervorragenden Bauch. Sein täglicher Bedarf an Speiſe, obgleich faſt unglaublich, übertraf jedoch kaum den Ludwigs XIV., von deſſen Lebensweiſe in den Walpoliana [192]) ein Bericht aufgetiſcht worden iſt. Bei Nacht wurde Karl von 120 Rechtgläubigen [orthodoxi] bewacht, welche, in drei Wachen abgetheilt, einander ablöſten, indem zehn zu Häupten, zehn zu den Füßen und eben ſo viele auf jeder Seite des ſchlafenden Monarchen ſtanden, wobei ein Jeder von ihnen ein gezogenes Schwert in der einen und eine brennende Fackel in der andern Hand hielt [C. 21.].

Als Karl auf ſeinem Rückwege nach Frankreich bis Pampelona gekommen war, fiel es ihm ein, daß er in Spanien noch zwei Sarazenenkönige gelaßen hatte, nämlich den Marſirius (den nämlichen, welcher im Arioſt bei der Belagerung von Paris durch Agramant gegenwärtig iſt) und ſeinen Bruder Beligandus, der gemeinſchaftlich mit ihm in Cäſarauguſta (Saragoſſa) herrſchte. Zu dieſen Ungläubigen ſchickt er daher den Ganalon (der Verräther Gano [193]) der italieniſchen Dichter), damit er ihnen die Nothwendigkeit, daß ſie Tribut bezahlten und die Taufe empfiengen, klar machen ſolle. Sie überſenden Karl eine Quantität ſüßen Weines und tauſend Houris, beſtechen aber zu gleicher Zeit den Geſandten, damit er ſeinen Herrn verrathe. Ganalon berichtet demgemäß bei ſeiner Rückkehr in's Lager, daß Marſirius geneigt ſei Chriſt zu werden und Tribut zu zahlen. Im Vertrauen hierauf trifft Karl auf ſeinem Rückmarſch nach Frankreich eine Dispoſition, durch welche er die Hälfte ſeiner Armee verliert. Er ſelbſt nämlich paſſirt die Pyrenäen wohlbehalten mit einem Theile ſeines Heeres. Die andere, zwanzig tauſend Mann ſtarke Abtheilung desſelben unter dem Befehle Rolands wird jedoch ganz unerwartet in den Engpäſſen von Roncesvalles durch eine Streifſchaar von funfzigtauſend Sarazenen angegriffen und mit Ausnahme Rolands und weniger Ritter in Stücke gehauen [194]) [C. 22.].

Nachdem ſich die Hauptarmee der Heiden zurückgezogen, entdeckt Roland einen einzelnen Sarazenen, den er an einen Baum bindet [C. 23.]. Nach dieſer That beſteigt er eine Anhöhe und bläſt ſein Elfenbeinhorn, wodurch er etwa hundert Chriſten, die Trümmer ſeines Heeres, um ſich ſammelt. Obſchon nun die Heiden mit geringem Verluſte ihrer ſelbſt ſeine Krieger von zwanzig tauſend auf hundert reduzirt hatten, ſo verzweifelt Roland gleichwohl nicht daran, das feindliche Heer zu beſiegen. Er kehrt mit ſeiner kleinen Schaar zu dem Sarazenen zurück, den er feſtgebunden, und droht ihn zu tödten, wenn er ihm nicht den König wieſe. Der Sarazene giebt einem ſo eindringlichen Zureden nach und zeigt ihm Marſirius, der ſich durch die Farbe ſeines Roſſes und ſeinen runden Schild auszeichnete. Roland ſtürzt unter die Heiden und erſchlägt ihren König; was Beligand veranlaßt, ſich mit ſeiner Armee nach Saragoſſa zurückzuziehen. In dieſem glänzenden Kampfe fallen die hundert Chriſten und ihr Anführer Roland erhält eine ſchwere Wunde. Indem dieſer nun in einem Walde umherirrt, kommt er allein an den Eingang des Paſſes von Ciſera, wo er von ſeinen Wunden erſchöpft und voll Kummer über den Verluſt ſeines Heeres ſich am Fuße eines Baumes niederwirft. Um ſich zu ſtärken beginnt er eine lange Anrede an ſein Schwert Durindana, welches er mit allen Superlativen der lateiniſchen Sprache begrüßt. „Fortitudine firmissime, capulo eburneo candidissime, cruce aurea splendidissime“ etc. [195]).

Der ſterbende Held bläſt hierauf ſein Horn mit ſolcher Macht, daß es berſtet [196]). Auch Karl, zu jener Zeit in Gascogne, vernimmt deutlich den Schall desſelben, und wünſcht ſeinem Neffen zu Hülfe zu eilen; jedoch Ganalon macht ihn glauben, daß Roland nicht in Gefahr ſein könne und ſich nur in den Wäldern mit Jagen beluſtige. Das Blaſen des Horns bringt indeß den Theodorich, den einzigen überlebenden Ritter zu Roland, welcher übrigens am Morgen jenes Tages von gewiſſen Prieſtern das Abendmahl empfangen und gebeichtet hatte; denn dies war, wie die gelehrte Chronik uns mittheilt, der ſtete Gebrauch der Ritter, ehe ſie in die Schlacht giengen. Der Held hat nun alſo nichts weiter zu thun, als vor ſeinem Hinſcheiden ein langes

Gebet zu verrichten [C. 24. — Ueber Roland überhaupt vgl. Gräße S. 293 ff].

In demſelben Augenblicke gerade ſtand Turpin vor König Karl und las Meſſen für die Seelen einiger unlängſt verſtorbenen Perſonen, wobei er, wie er dem Leſer mittheilt, den Geſang der Engel vernahm, welche Roland in den Himmel hinaufſtrugen. Zu gleicher Zeit zog eine Schaar von Dämonen vor dem Erzbiſchof vorüber und ließen ihn wiſſen, daß ſie mit der Seele eines gewiſſen Marſirius auf dem Wege nach Gehenna wären, daß aber Michael mit einer Schaar Engel den Trompeter (Roland nämlich) in die Höhe trügen. (Tubicinem virum cum multis Michael fert ad superna). Da Niemand an der Richtigkeit ſo glaubwürdiger Ausſagen zweifeln konnte, ſo verkündigte Turpin dem franzöſiſchen Monarchen den Tod ſeines Neffen; dieſer kehrt ſogleich nach Roncesvalles zurück und erhebt daſelbſt eine gelehrte Klage bei den irdiſchen Ueberreſten Rolands, indem er ihn mit Samſon, Saul, Jonathan und Judas Makkabäus vergleicht; worauf er den Leichnam mit Balſam, Myrrhen und Aloe einbalſamirt [C. 25].

Karl denkt nun zunächſt daran ſich an den Heiden zu rächen, und um ihn dazu noch mehr anzutreiben, bietet ihm die Sonne dieſelbe Ermuthigung, die ſie einſt dem Joſua gewährt. Auf dieſe Weiſe erreicht er die Sarazenen während ſie noch in der Nähe von Saragoſſa an den Ufern des Ebro ausruhen, und tödtet von ihnen tauſend, eine Lieblingszahl dieſes Schriftſtellers, worauf er nach Roncesvalles zurückkehrt. Dort zieht er das Benehmen Ganalon's in genaue Unterſuchung, und da der Kämpe dieſes Verräthers in dem veranſtalteten Zweikampfe fällt, ſo wird der Letztere an die vier wildeſten Roſſe des Heeres feſtgebunden und ſo in Stücke geriſſen [C. 26.].

Hierauf folgt ein Bericht, auf welche Weiſe die Chriſten die Leichname ihrer Freunde aufbewahrten und wie endlich jede Art von Mumien begraben wurde [C. 27.][197]).

Nach der Rückkehr des Kaiſers nach Paris theilt ihm der heilige Dionyſius in einem Traume mit, daß Allen, die in Spanien gefallen, ihre Sünden vergeben worden wären, und nimmt dieſe Gelegenheit wahr, beiläufig zu erwähnen, daß die, ſo Geld zum Bau ſeiner Kirche hergäben, gleicher Gnade würden theilhaft werden. Wer ferner freiwillig zu dieſem Zwecke beiſteuerte, ward von jeglicher Leibeigenſchaft frei; weswegen Gallien von der Zeit an „Frankreich" (Reich der Franken d. i. der Freien) hieß [C. 31.].

Da Karls Geſundheit bei dem Feldzuge in Spanien ſehr gelitten hatte, ſo begab er ſich zum Gebrauche der warmen Bäder nach Leodium (Lüttich), wo er einen Palaſt baute und denſelben mit Gemälden ſeiner Kriege in Spanien ausſchmücken ließ. Nun geſchah es eines Tages, daß während Turpin, der ſich in Vienne aufhielt, vor dem Altar das Hochamt feierte, eine Schaar von Dämonen, welche in dieſer Geſchichte die Neuigkeitsboten zu ſein ſcheinen, mit ungewöhnlicher Schnelligkeit vor ihm vorüberzogen. Auf Befragen erfährt er von einem derſelben, der einem Aethiopier glich und hinter den übrigen herflog, daß ſie ſämmtlich bei dem Tode Karls gegenwärtig ſein und ſeine Seele eiligſt nach dem Tartarus bringen wollten. Turpin bittet, daß ſie nach Verrichtung ihres Geſchäfts ihm alsbald Nachricht davon bringen möchten; was die Teufel ihrem Verſprechen getreu, auch wirklich thun, ſich jedoch zu dem kränkenden Geſtändniſſe gezwungen ſehen, daß ein kopfloſer Gallier [St. Dionyſius] nach gehöriger Abwägung der Sünden und Verdienſte Karls ſie der erwarteten Beute beraubt und die Seele in einer ganz andern Richtung, als ſie beabſichtet, fortgeführt hätte. Vierzehn Tage darauf langt ein beſonderer Bote oder Expreſſer in Vienne an und beſtätigt die Ausſage der Dämonen in Bezug auf den Tod Karls: ein Verluſt, der nicht unerwartet gekommen ſein kann, da Sonne und Mond vor ſeinem Hinſcheiden ſechs Tage lang eine ſchwarze Farbe angenommen und ſo ſeine Unterthanen auf dieſes Ereigniß vorbereitet hatten. Außerdem war ſein Name von ſelbſt aus einer Inſchrift in einer Kirche verſchwunden und eine hölzerne Brücke über den Rhein, deren Bau ſechs Jahre gedauert, kurz vorher durch innerliches Feuer verzehrt worden.

Turpin ſchließt mit einer Bemerkung, welche wahrſcheinlich die Moral des ganzen Werkes bilden ſoll, nämlich, daß es dem, welcher auf Erden eine Kirche baut, im Himmel nicht an einem Palaſt fehlen kann [C. 32. — Vergl. Gräße S. 268.].

Ich habe von der abſurden Chronik Turpins dieſe genaue Analyſe gegeben aus Rückſicht auf die gewöhnliche Meinung, daß ſie auf die Ritterbücher aus dem Sagenkreiſe Karls des Großen

und in Folge deſſen auf die glänzenden Denkmäler des menſchlichen Geiſtes, welche die italieniſchen Dichter errichtet, einen bedeutenden Einfluß ausgeübt habe [Vgl. Gräße S. 264 ff]

Man kann jedoch nicht umhin zu bemerken, daß in dieſem Werke wenige Ereigniſſe vorkommen, welche den Geiſt romantiſcher Dichtung athmen. Wir begegnen darin keinen Schloſſern, keinen Drachen, keinen verliebten Rittern und keinen bedrängten Fräulein. Die Chronik iſt angefüllt mit Kriegen im größten Maßſtabe und mit den theologiſchen Controverſen der Anführer der Sarazenen und Chriſten. Ja man kann wohl ſagen, der Feldzug Karls ſei beſonders nach den Kriegen Joſua's gemodelt worden. Jericho und Pampelona fallen auf gleiche Weiſe in die Hände der Belagerer, die Liſt des Marſirius gleicht der der Gibeoniten, und die Sieger vertheilen die eroberten Länder auf ähnliche Weiſe unter die Ihrigen. Zwar werden in dem Werke Turpin's viele Wunder erzählt, jedoch ähneln ſie mehr denen der Mönchslegenden als den ſchönen Dichtungen der Romantik. Letztere müſſen alſo den oben beſtimmten Prinzipien nach aus andern Quellen entſprungen ſein, obgleich der hiſtoriſche Stoff, der in einigen Romanen aus dem Sagenkreiſe Karls des Großen enthalten iſt, aus Turpins Chronik hergenommen ſein mag. Es iſt bezweifelt worden, daß die italieniſchen Dichter Turpin direkt benutzt haben; denn Arioſt z. B. zitirt ihn als Quelle bei Geſchichten, die er mit keinem einzigen Wort erwähnt und welche die ungereimteſten und unglaublichſten in ſeinem Werke ſind; ſowie auch Voltaire ſpäterhin in der Pucelle d'Orleans [Ch. 8 in.] das Onus probandi [196]) auf den Abt Trithemius wirft. So heißt es in dem Raſenden Roland:

„Es ſchreibt Turpin: Kaum kamen ſie zurück
Zum Atlas-Paß, ſo wurden dieſer Schaaren
Geſammte Roſſe Stein' im Augenblick" u. ſ. w.
Geſ. 44. St. 23.

Bojardo, deſſen verliebter Roland, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, das ernſthafteſte aller romantiſchen Gedichte Italiens iſt, nennt ſcherzhafterweiſe die Chronik Turpins ſeine wahre Geſchichte, wie auch Cervantes ſein vorgebliches Original bezeichnet:

„Turpins wahrhaftige Geſchichte ſagt,
Es herrſchte einſtens in dem fernen Oſten" u. ſ. w.
[Verliebter Roland Geſ. 1. St. 4.]

Die Ereigniſſe in dem Morgante Maggiore des Pulci nähern ſich noch am meiſten der Chronik Turpins, dennoch behauptet Creſcimbeni, daß jener Vater der romantiſchen Poeſie ſie nie geſehen [199]). Der Schluß des Morgante ſcheint jedoch faſt ganz aus Turpin abgeſchrieben; denn Gano wird daſelbſt als Geſandter an den König Marſilio geſchickt um einen Vertrag mit ihm abzuſchließen; er ſchreibt hierauf verrätheriſcherweiſe an den Kaiſer, daß Marſilio bereit ſei, Tribut zu zahlen und bittet Karl ſeine Paladine nach Roncesvalles zu ſchicken um denſelben in Empfang zu nehmen. Dort aber werden ſie von den Sarazenen angegriffen; Roland bläſt ſein Horn, allein Gano macht erſt Karl glauben, daß ſein Neffe jage; beim dritten Schalle des Horns begiebt ſich indeß Karl nach Spanien, findet aber Roland bereits todt. Hierauf belagert Karl Saragoſſa und nimmt es ein und Gano wird bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich von vier Pferden zerriſſen. Alle dieſe Umſtände gleichen der Chronik Turpins mehr als irgend einem aus derſelben geſchöpften Roman; denn offenbar iſt der franzöſiſche Roman Morgante [ſ. Gräße S. 364.] nicht das Original des italieniſchen Gedichtes, ſondern nur eine Ueberſetzung desſelben. —

Welchen Antheil aber auch immer Turpins Werk an den italieniſchen Gedichten haben mag, jedenfalls macht die große Bekanntheit und Beliebtheit desſelben wahrſcheinlich, daß es auf die Romane aus dem Sagenkreiſe Karls des Großen, oder doch wenigſtens auf die metriſchen Erzählungen, aus denen ſie unmittelbar hervorgiengen, einigen Einfluß ausübte. Denn Turpin wurde im vierzehnten Jahrhundert allgemein geleſen und mit Abänderungen und Zuſätzen verſchiedene Mal in's Franzöſiſche übertragen. Von dieſen Ueberſetzungen iſt die erſte von Michel de Harnes, welcher unter Philipp Auguſt lebte [200]), und die darauffolgende von Gaguin, der Bibliothekar Karls VIII. war [ſ. Hist. Litter. de la France 4. p. 209.]. Es gab auch eine Anzahl franzöſiſcher Bearbeitungen in Verſen, welche mit der Originalchronik faſt gleiches Alter beſaßen.

Unter der Regierung des heiligen Ludwig erſchien ein metriſcher Roman über die Thaten Karls des Großen von einem unbekannten Verfaſſer, der beſonders von den Kriegen des Letztern mit den Sachſen und ihrem berühmten

Herzog Guiteclin (Witekind) handelt [ſ. Gräße S. 291.].

Um die Zeit Phlipps des Kühnen verfaßte Girard oder Girardin von Amiens einen verſifizierten Roman von den Thaten Karls des Großen in drei Büchern. Das erſte derſelben erzählt eine frühere Flucht Karls unter dem angenommenen Namen Maine [201]) zu dem Könige von Toledo Galafre, deſſen Tochter er heirathet, nachdem er die Feinde ihres Vaters beſiegt: eine Geſchichte, welche in einem viel ſpätern Romane in Bezug auf Karl Martel berichtet wird. Das zweite Buch enthält ſeine Kriege in Italien gegen Didier (Deſiderius) den König der Lombarden und weicht von der beglaubigten Geſchichte Karls des Großen nicht eben bedeutend ab. Das dritte Buch iſt eine metriſche Uebertragung der Chronik Turpins [vergl. Gräße S. 311 cf. 334, a.].

Faſt zu derſelben Zeit berichtete ein anderer voluminöſer Roman in Verſen von den Vorbereitungen Karls zu ſeinem Zuge in's heilige Land und die Abenteuer einiger ſeiner Ritter, die vorausgezogen waren. Von der Eroberung Paläſtina's wird jedoch nichts geſagt, auch läugnen alle glaubwürdigen Geſchichtſchreibee, daß je ein ſolches Unternehmen Statt gefunden, obgleich viele von den abgeſchmackten fabelhaften Chroniken des dreizehnten und vierzehnten Jahehunderts davon ſprechen [202]).

Es giebt auch noch ein anderes Werk, welches der Chronik Turpins einigermaßen gleicht und nach der Histoire Literaire de la France im Jahre 1015 geſchrieben wurde, während der Graf Caylus die Abfaſſung desſelben unter die Regierung Ludwigs IX ſetzt. Es trägt den Titel Philumena, welcher Name von dem eines vorgeblichen Geheimſchreibers Karls des Großen herſtammt; in Wirklichkeit wurde es jedoch von einem Mönche der Abtei Graſſe geſchrieben. Es erzählt die Thaten des Kaiſers gegen die Mauren in Spanien, beſchäftigt ſich aber hauptſächlich mit der Geſchichte und den Wundern der Abtei, deren Grundung der Verfaſſer Karl dem Großen zuſchreibt [203]).

In den Reali di Francia, einer alten italieniſchen Chronik, finden wir einen fabelhaften Bericht von den erſten Perioden der franzöſiſchen Monarchie voe der Zeit Karls des Großen, von den erſten Thaten des Letztern und den Liebeshändeln Milo's, Rolands Vaters, mit Bertha, der Schweſter des Kaiſers [204]).

Es gab auch viele franzöſiſche Romane in Verſen über die Paladine Karls des Großen. Die nordiſchen Skalden nämlich, welche Rollo nach Frankreich folgten, brachten ihre heimatlichen Sagen mit, wie z. B. die auf Ogier den Dänen und andere Helden des Nordens bezüglichen, welche nachher in die Rittererzählungen aufgenommen wurden. Die früheſten franzöſiſchen Romane in Verſen bezogen ſich, wie wir geſehen, auf Arthur; als aber die Normandie unter die Herrſchaft der Könige von Frankreich gekommen war und letzteres Land anfieng England mit eiferſüchtigen Augen anzuſehen, welches nur das Vorſpiel zu offener Feindſeligkeit bildete, ſo vertauſchten die einheimiſchen Minſtrels ihr bisheriges Thema, nämlich das Lob der Ritter dee Tafelrunde mit einem willkommneren Gegenſtande, nämlich den Paladinen Karls des Großen. Im dreizehnten Jahrhunderte verfaßte Adenez, der eine Art von gekröntem Dichter Heinrichs III., Herzogs von Brabant war, den metriſchen Roman L'Enfance d'Ogier le Danois; und um die nämliche Zeit ungefähr ſchrieb Huon de Villeneuve die noch berühmtern Dichtungen Regnauld de Montanban, Doolin de Mayence, Maugis d'Aigremont und Quatre fils Aymon.

Die oben erwähnten alten Chroniken und verſifizierten Romane kann man als die Quellen betrachten, welche den früheſten Verfaſſern der Proſaromane aus dem Sagenkreiſe Karls des Großen den Stoff lieferten; jedoch wenn ſie auch die Idee zu ſeinem Zuge nach Spanien und in das heilige Land mögen hergegeben haben, ſo ſcheinen die Verfaſſer der genannten Proſaromane gleichwohl ihrer Phantaſie einen freiern Spielraum gelaſſen zu haben und den verſifizierten Erzählungen ihrer Vorgänger weniger ſklaviſch gefolgt zu ſein, als die Verfaſſer der Romane aus dem Sagenkreiſe Arthurs. Sie fügten Ereigniſſe hinzu, welche die Schöpfungen ihrer eigenen Phantaſie waren und ſchmückten ihre Träume mit den speciosa miracula [205]), die von den Märchen Arabiens oder aus der nordiſchen und klaſſiſchen Mythologie herſtammten. Ferner werden den Romanhelden häufig Dinge zugeſchrieben, welche eigentlich ihre Ahnen oder Nachkömmlinge betreffen, und daher haben viele von den Vorfällen, die in der romantiſchen Geſchichte von Karl dem Großen erzählt werden, hiſtoriſche Wahr-

heit mit Bezug auf Karl Martel. Als nämlich der Ruhm des Letztern durch den Namen Karls des Großen verdunkelt ward, übertrugen die Gesänge der Minstrels und die Legenden der Mönche die Thaten des armorikanischen Häuptlings auf seinen berühmtern Nachkommen [vergl. Gräße S. 270 ff.].

Aus den alten Chroniken und metrischen Romanen, aus den Thaten verschiedener einzelner Helden, die einem einzigen zugeschrieben wurden, und aus den Ausschmückungen, welche die Phantasie des Verfassers und der Zauber der romantischen Dichtung hinzuthaten, entsprangen also die furchtbaren Produktionen, mit denen wir im Begriff sind uns einzulassen und welche die zweite Abtheilung der Ritterromane ausmachen.

War es nun aber schon schwierig die Zeit der Abfassung der Ritterbücher aus dem Sagenkreise der Tafelrunde zu bestimmen, so ist dies bei denen, die sich auf Karl den Großen beziehen, noch weit mehr der Fall.

Huon de Bourdeaux
[Gräße S. 346.],

obgleich bereits im dreizehnten Jahrhundert von Huon de Villeneuve in Versen abgefaßt [206]) [s. jedoch Gräße S. 435 Anm. *)], soll gleichwohl in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht viel älter als die Erfindung der Buchdruckerkunst sein, da keine Handschriften von demselben vorhanden sind. Zwar heißt es am Schlusse des Romanes, daß er auf den Wunsch des Charles Seigneur de Rochfort geschrieben und am 29. Januar 1454 beendet worden sei, indeß vermuthet man, daß der Schluß des Romanes etwas jünger sei als der erste Theil desselben. Die älteste Ausgabe ist in Folio ohne Jahreszahl, und die zweite in Quart 1516. Außerdem giebt es auch noch verschiedene Ausgaben des Originalromans aus späterer Zeit. Huon de Bordeaux scheint aber nicht nur unter den Franzosen, sondern auch unter andern Nationen ein Lieblingsbuch gewesen zu sein, und die von Lord Berners unter der Regierung Heinrichs VIII. verfaßte Uebertragung in's Englische hat drei Auflagen erlebt; außerdem hat er den Stoff zu einem der schönsten Gedichte der deutschen Literatur geliefert.

Da die Ereignisse in Wielands Oberon mit denen in dem altfranzösischen Romane fast ganz übereinstimmen und ersterer (in England durch die vortreffliche Uebertragung Sotheby's) allgemein bekannt ist, so scheint es mir nicht nothwendig, von dem Romane eine so genaue Analyse zu geben, als er sonst wegen seines Alters, seiner Eigenthümlichkeit und seiner Schönheit wohl beanspruchen könnte.

Charlot, der Sohn des Kaisers Karl, welcher auf Antrieb böser Rathgeber den Plan entworfen hat, sich der Besitzungen Huons und seines Bruders Girard zu bemächtigen, legt diesen einen verrätherischen Hinterhalt, während sie sich aus ihrem Herzogthume Guyenne zum Kaiser begeben um ihm den Lehnseid zu leisten. Da nun Huon, wenngleich nur im Vertheidigungskampfe den Lieblingssohn seines Gebieters tödtet, so kann er die Verzeihung desselben bloß unter der wunderlichen Bedingung erlangen, daß er sich nach dem Hofe des sarazenischen Amirals oder Emirs Gaudisse, der in Bagdad herrschte, begebe, vor diesen Monarchen, während er sich bei Tische befinde, trete, den Kopf des Pascha's, der zu seiner Rechten sitze, abschlage, seine Tochter dreimal küsse und dem Kaiser Karl eine Locke aus dem weißen Barte des Sarazenen und vier seiner besten Backenzähne als Tribut desselben überbringe.

Bevor nun Huon diese Exkursion unternimmt, begiebt er sich erst nach Rom, wo sein Oheim, der Papst, ihm räth, zuvörderst eine Pilgerfahrt nach Palästina zu unternehmen und dann den übrigen Theil seines Zuges auszuführen.

Nachdem Huon diesen Rath befolgt und das heilige Grab besucht hat, macht er sich auf den Weg nach der Küste des rothen Meeres, irrt jedoch in einem Walde umher, woselbst er bis zu Ende des dritten Tages von Früchten und Honig lebt, dann aber einem Greis mit ganz weißem Barte begegnet, der eine riesige Statur besitzt und was Kleidung betrifft zwar nackt, übrigens aber mit langen Haaren bedeckt ist. Dieser ancien preudhomme, wie er genannt wird, redet Huon in einem besondern Dialekte der französischen Sprache an und theilt ihm mit, daß sein Name Gerasmes, er selbst aber Bruder des Bürgermeisters (Prevost) von Bourdeaux sei; er war nämlich in einer Schlacht mit den Sarazenen in Gefangenschaft gerathen, jedoch wieder aus der Sklaverei entkommen, und da er viel savoir vivre besaß, so hatte er als kluger Mann vorgezogen, in jenem Walde und in seiner damaligen behaglichen Lage dreißig Jahre zuzubringen.

Gerasmes theilt Huon mit, daß aus jener Wildniß zwei Straßen nach den Staaten des Emirs Gaudiſſe führen, die eine vierzig Tagereiſen lang, die andere weniger langweilig jedoch im höchſten Grade gefahrlich, da ſie durch den von Oberon bewohnten Wald fuhee, welchee die Nittee, ſo fein Gebiet zu betreten wagen, in Kobolde und Thiere mancherlei Art zu verwandeln pflege.

Da unſer Held ſich, wie ſich von ſelbſt verſteht, zu Gunſten des gefäbelichſten Weges entſcheidet, ſo deingt er und Gerasmes in den dichteſten Theil des beſagten Waldes ein. Nachdem ſie einen Pfad in demſelben ziemlich weit verfolgt haben, ſetzen ſie ſich faſt erſchöpft vor Hunger unter einer Eiche nieder, zu einer Zeit da gerade Obeeon, der dem Anſcheine nach, ein Kind von vier Jahren aber von wunderbaree Schonheit war, in einem von Edelſteinen blitzenden Gewande durch den Wald paradirt. Der Zwerg redet Huon und deſſen Begleiter an, erregt jedoch voll Zoen über ihr Stillſchweigen ein furchtbares Unweiter. Huon verſucht durch das Dickicht zu entkommen, wied aber bald von Obeeon eingeholt, der den Sturm beſchwichtigt und ein Zaubeehorn bläſt, was die Begleiter Huons in keampfhafte Fröhlichkeit und Tanzluſt verſetzt. Oberon, welcher endlich aufhört das Horn zu blaſen, knüpft mit dem Ritter eine Unierhaltung an und beginnt einen genauen Bericht von ſeinem Stammbaume, indem er ihm mitbeiit, daß er der Sohn des Julius Cäſar und einer Fee iſt, welche Gebieterin der verdorgenen Inſel (heutzutage Cefalonia) war, woſelbſt ſie den römiſchen Feldherrn, als er ſich nach Theſſalien begab um Pompejus anzugreifen, bei ſich aufnahm. Bei ſeiner Gebuet waren ihm viele feitene Eigenſchaften verliehen worden, eine boshafte Fee jedoch, beleidigt darüber, daß man ſie nicht eingeladen bei dieſem Ereigniſſe gegenwaetig zu ſein, hatte ausgeſprochen, daß ſeine Leibesgeſtalt nach ſeinem dritten Lebensjahre nicht mehr zunehmen ſolle [veegl S. 89, b.]. Oberon beiheuect feener für Huon und deſſen ganze Verwandſchaft einen hohen Grad von Achtung zu hegen, als Beweis wovon er fogleich einen prächtigen Palaſt zum Empfange Huon's heroorzaubert und dieſen daſelbſt mit einem herrlichen Bankett bewiethet, wobei er ſelbſt in vollſtem Prunke die Honneurs macht. Nach Beendigung des Mahles ſchenkt er dem Ritter einen Bechee, der ſich in den Händen eines ehrlichen Mannes von ſelbſt mit Wein füllte, ferner auch das Horn aus Elfenbein, welches, wenn man es ſanft blies, einen Jeden, deſſen Chaeakter nicht frei von allem Tadel war, zum Tanzen zwang, und wenn es ſtark geblaſen wuede, Oberon ſelbſt nebſt hunderttauſend Kriegern zur Hülfe herbei brachte.

Im Beſitze dieſer koſtbaren Gaben, macht ſich Huon nun wieder auf den Weg. Nachdem er einige Tageeeiſen weiter gezogen iſt, langt er in der Stadt Tourmont an, die, wie er findet, von einem ſeiner Obeime regiert wird. Dieſer hatte nämlich in ſeiner Jugend eine Bußfahrt nach Jeruſalem unternommen, war aber in die Sklaverei des Emirs Gaudiſſe gefallen und als Lohn für ſeine Abtrunnigkeit vom cheiſtlichen Glauben zum Statthalter einer ſarazeniſchen Stadt eenannt woeden. In dieſer Stadt erweckt Huon allgemeine Aufmerkſamkeit dadurch, daß er alle Arme der Stadt vermittelſt ſeines Zauberbechers bewirthet. Dieſer Umſtand verſchafft dem Ritter auch einen Beſuch von ſeinem abtrunnigen Obeime, welchem er ſich als ſein Neffe vorſtellt und ſeinen mit Wein gefüllten Becher überreicht; da jedoch ſein Verwandter einen laſterhaften Chaeakter beſitzt, ſo verſchwindet der Inhalt des Gefäßes alsbald. Der Renegat empfängt nun ſeinen Neffen mit anſcheinender Freundlichkeit, ſinnt aber insgeheim auf deſſen Tod. Demgemäß ladet er ihn und Gerasmes zu einem prächtigen Gaſtmahle ein, befiehlt indeß einem ſeiner Aga's in dem Vorzimmer Wachen aufzuſtellen, welche bereit ſein ſollen, über die Chriſten herzufallen. Der Aga war jedoch von Gedurt ein Franzoſe, und da der Vater Huon's ſich in ſeiner Jugend freundlich gegen ihn erwieſen, ſo füllt er das Vorzimmer mit chriſtiichen Gefangenen an, die er in Feeiheit geſetzt hat, ſo daß der Befehl des Verräthers zum Angriffe auf Huon das Zeichen zu einem allgemeinen Gemetzel der Heiden iſt. Der Emir entkommt gleichwohl, zieht Soldaten zuſammen und belagert ſeinen Neffen, der ſich in dem Palaſt befindet. Da Huon ſeine Lage hinlänglich kritiſch erachtet, um Oberon zum Beiſtande herbeizurufen, ſo bläſt er ſein Horn, und während die Belagerer mit wunderbarer Behendigkeit tanzen, werden die Cheiſten durch eine Armee von hunderttauſend Mann verſtärkt, als deren Generaliſſimus Oberon eeſcheint. Die Truppen des Apoſtaten werden ſogleich in Stücke gehauen

und er ſelbſt getödtet, worauf Huon ſich zur Weiterreiſe anſchicke. Oberon giebt ihm nun noch einige Rathſchläge in Betreff ſeiner Fahrt und warnt ihn beſonders, ſich nicht dem Thurme des Angoulaffre, zu nähern, eines grauſamen Rieſen, welcher nur dann beſiegt werden konnte, wenn ſein Gegner einen gewiſſen Panzer anhatte, der ſich aber unglücklicherweiſe in der Gewalt des Ungeheuers befand.

Huon nimmt jedoch ſeinen Weg gerade nach dieſem Thurme, und indem er ihn betritt, während der Rieſe eben ſchläft, legt er den ſo wichtigen Panzer an, weckt hierauf den Burgherrn und ödtet ihn mit Hülfe einer Dame, die ſich in dem Thueme in Gefangenſchaft befindet und in ihrem Befreier einen Verwandten entdeckt.

Huon benutzt dieſen Sieg dazu, ſich in den Beſitz eines Ringes zu ſetzen, welchen Gaudiſſe dem Rieſen als Tribut überſandt hatte. Hierauf entläße er Gerasmes nebſt ſeinen übrigen Begleitern und indem er auf dem Rücken Malebean's, eines der dienſtbaren Geiſter Oberon's, über einen Arm des rothen Meeres ſetzt, langt er endlich zu Babylon (Bagdad) in Arabien an, woſelbſt Gaudiſſe reſidiert.

Huon betritt den Palaſt des Emies, begiebt ſich in den Saal, woſelbſt Letzterer eben in Geſellſchaft einiger tributärer Sultane bankettirt, und unterbricht die Freuden der Tafel dadurch, daß er den König von Hyrkanien, welcher der Bräutigam Esclarmonde's, der Tochter des Emirs iſt, und damals gerade zur Rechten ſeines zukünftigen Schwiegervaters ſitzt, um einen Kopf kürzer macht. Demnächſt erfüllt Huon auf den Lippen der Prinzeſſin den zweiten Theil ſeiner Miſſion und verkündet ſchließlich ſeine Abſichten auf den Bart und die Backenzähne des Emies. Dieſer Potentat nun war bei einem ſo unerwarteten Antrage und bei einem an ſeiner Tafel ſo ungewöhnlichen Benehmen in ziemlicher Verlegenheit wegen einer Antwort. Huon jedoch, welcher den Ring des Angoulaffre vorzeigt, wird anfangs mit ziemlicher Geduld angehört; als er indeß erwähnt, wie er in den Beſitz desſelben gekommen, ſo befiehlt der Emir ſich ſeiner zu bemächtigen. Huon vertheidigt ſich anfangs mit großem Muthe und tödtet viele von den Angreifern, zuletzt aber unterliegt er der Uebermacht. Auch hilft es ihm nichts, daß er ſeine Zuflucht zu dem Horne nimmt, denn an dem erſten Thore hatte er ſich für einen Muſelmann ausgegeben, welche Lüge das Horn ſeiner Kraft beraubt, da der Ritter von dieſem Augenblicke an aufgehört hatte, untadelhaft zu ſein. Er wird alſo mit Ketten beladen und in einen Kerker geworfen, woſelbſt ihn der Emir erſt die Qualen des Hungers und der ſtrengſten Gefangenſchaft will erleiden laßen, um ihn ſo für den ihn erwartenden Feuertod gehörig vorzubereiten. Huon erhält jedoch von der ſchönen Esclarmonde Speiſe und Trank, ſowie viele tröſtende Beſuche, welche ihm um ſo angenehmer geweſen ſein mußten, da er ſich keiner anderen Anſprüche auf die Gunſt dieſer Prinzeſſin bewußt ſein konnte, als daß er ihrem Bräutigam den Kopf abgeſchlagen, ihren Vater beſchimpft und den Leibwächtern desſelben das Lebenslicht ausgeblaſen hatte.

Nach einigen zärtlichen Unterhaltungen nun, erklärt ſich Esclaemonde bereit den chriſtlichen Glauben anzunehmen: ſowie auch in vielen anderen Romanen aus dem Sagenkreiſe Karls des Großen der Beiſtand, welchen ſarazeniſche Prinzeſſinnen chriſtlichen Rittern angedeihen laßen und der Verrath, den ſie um ihrer Liebhaber willen gegen ihre Väter oder Brüder ausüben, den Hauptſtoff ausmachen; wobei man freilich bedenken muß, daß die muhamedaniſche Religion das ſchöne Geſchlecht ſehr ſtiefmütterlich bedacht hat.

In Folge dieſes Einverſtändniſſes alſo und um Huon gegen die ihn bedrohenden Gefahren ſicher zu ſtellen, meldet der Kerkermeiſter dem Emir, daß der Gefangene vor zwei Tagen geſtorben und in dem Gefängniſſe begraben worden wäre.

Um dieſe Zeit nun langt Gerasmes, den wir bei dem Thurme des Angoulaffre zurückgelaßen, in Bagdad an und entwirft im Vereine mit Esclarmonde einen Plan zur Befreiung Huon's. Die Prinzeſſin war bereits eine ſo wüthende Chriſtin geworden, daß ſie Huon erklärte, „que n'est homme que plus Je hais que l'amiral Gaudisse mon pere, pource qu'il ne croit en nostre seigneur Jhesu Christ.“ Ja, ihr Haß hatte eine ſolche Höhe erreicht, daß ſie darauf beharrte, ihr Vater ſolle im Schlafe ermordet werden. — „A l'heure de minuit Je vous meneray en la chambre de mon pere; vous le trouverez dormant, puis incontinent le occirez: Et quant a moy, Je vueil bien estre la premiere qui le premier coup lui baillera.“ Dieſe Pläne nun werden auch noch durch den Einfall des Bruders Angoulaffee's, Namens Agrapard,

unterſtützt, welcher an der Spitze einer furchtbaren Armee die Hauptſtadt betritt, dem Emir mehrfache und wie es ſcheint unbegründete Vorwürfe darüber macht, daß er den Tod jenes Rieſen nicht gerächt, und ihm die Alternative ſtellt, einen dreifachen Tribut zu zahlen oder ſeine Krone niederzulegen.

Da der Emir Niemand an ſeinem Hofe finden kann, der den Kampf mit Agrapard beſtehen will, ſo verwünſcht er ſeine Götter mit ziemlicher Ausführlichkeit; indeß hilft ihm dies nichts, und Esclaremonde benützt dieſe Gelegenheit zu dem Geſtändniſſe, daß Huon noch am Leben iſt. Der Ritter wird daher aus dem Kerker hervorgezogen und Gaudiſſe verſpricht, daß im Falle Huon ſeinen Gegner überwältige, er ſich nicht nur den Bart zerraufen laßen, ſondern ſich auch einer theilweiſen Ausziehung ſeiner Backenzähne unterwerfen wolle. —

Huon beſiegt hierauf den Rieſen, ſchlägt jedoch alsdann dem Emir vor, daß er ſtatt ſeinen Bart und ſeine Zähne plündern zu laßen, lieber Chriſt werden ſolle. Da aber Gaudiſſe dieſer Abänderung des Vertrages keinen Geſchmack abgewinnen kann, ſo befiehlt er Huon zu ergreifen, welcher nun im Vertrauen darauf, daß ſeine langen Leiden Oberon beſänftigt haben würden, das Horn mit der erforderlichen Vehemenz bläſt. Die Muthmaßung des Ritters wird durch den Erfolg gerechtfertigt; der Elfenkönig erſcheint mit einem furchtbaren Heere und der Kopf des Emirs wird von unſichtbarer Hand abgeſchlagen. Demgemäß werden Bart und Zähne eine leichte Beute des Siegers, und Oberon ſelbſt näht ſie dem zur Stelle befindlichen Gerasmes, ohne ihm irgend zu ſchaden, in die Seite. Huon beladet hierauf zwei Schiffe mit den Schätzen des Emirs und geht mit Esclaremonde nach Italien unter Segel, nachdem ihn Oberon mit den ſtärkſten Strafen bedroht hat, wenn er ſich etwa beifallen laßen ſollte die ehelichen Freuden zu genießen, ehe er den nöthigen Segen des Prieſters erhalten.

In den meiſten Romanen iſt es der Fall, daß wenn ein höheres Weſen einen Sterblichen in ſeinen Schutz nimmt, Letzterer irgend einen Beweis ſeines Gehorſams geben muß, dieſen aber gewöhnlich verletzt, und die daraus entſpringenden Unfälle eine endloſe Reihe von Ereigniſſen nach ſich ziehen. Was nun Huon betrifft, ſo ſcheint er von Oberon niemals einen Befehl erhalten zu haben, ohne demſelben gerade entgegen zu handeln. Gerasmes, welcher das Schickſal der Liebenden vorausſieht, fegelt in einem der Schiffe nach Frankreich, indem er in ſeiner Seite den koſtbaren Schatz des Bartes und der Backenzähne mit ſich nimmt. Kaum hat er daher das Schiff verlaßen, in welchem Huon und Esclarmonde ſich befinden, ſo verurſacht ihr Benehmen einen Sturm, welcher lärmender iſt, als die Beſchreibung des jüngſten Dichters. Das Schiff ſcheitert an einer wüſten Inſel, auf welcher die Liebenden eine Zeit lang umherirren, und ſich auf's Neue des Vergehens ſchuldig machen, welches den letzten Orkan verurſacht hatte. Obſchon ſie auf feſtem Lande ſind, dürfen ſie gleichwohl die Gebote Oberon's nicht ungeſtraft übertreten. Es langt nämlich eine Schaar Seeräuber auf der Inſel an und einer derſelben, ein ehemaliger Unterthan des Emirs Gaudiſſe, erkennt Esclarmonde auf der Stelle. Die Piraten binden nun Huon an einen Baum, laßen ihn auf der Inſel zurück, und fegeln alsdann mit der Prinzeſſin, in der Hoffnung einer großen Belohnung, nach der Hauptſtadt des Yvoirin, Emirs von Montbrant und Oheims der Esclarmonde. Obwohl nun Huon ſich nicht in dem Schiffe befindet, erhebt ſich gleichwohl wieder ein Sturm, der es an die Küſte von Anfalerne treibt. Der Kapitän legt in einem der Häfen dieſes Landes an, und Galafre, der König desſelben, kommt an Bord. Da Jener ſich weigert, ihm die Prinzeſſin zu überliefern, ſo läßt Galafre die ganze Schiffmannſchaft hinrichten, und nur Einem derſelben gelingt es nach Montbrant zu entkommen. Esclarmonde wird hierauf nach dem Serail geführt und erfährt daſelbſt, daß ſie ſich bereit halten müſſe, ihrem neuen Gebieter ihre Hand zu zu reichen. Sie giebt indeß vor, daß ſie erſt vor Kurzem gelobt, zwei Jahre lang keuſch zu bleiben, und der Emir verſpricht ihr, dies Gelübde zu reſpektieren.

Inzwiſchen wird Oberon von den Unglücksfällen Huon's gerühret und geſtattet dem bereits oben erwähnten Geiſte Malebron dem Ritter zu Hülfe zu eilen. Dieſer Abgeſandte nimmt Huon auf den Rücken und ſetzt ihn in dem Gebiete Yvoirin's ab, woſelbſt jedoch Huon, da die Gnade des Elfenkönigs ſich nicht ſo weit erſtreckt, daß er ihn mit Nahrung und Kleidung verſehen hätte, Lebensmittel ſuchend in dem Lande umherirrt, bis er endlich auf einer Wieſe einen alten Mann antrifft, der tüchtig darauf los ißt. Dieſer war

ehemals am Hofe des Emirs Gaudiſſe Spielmann geweſen, und kommt nun mit Huon überein, daß Letzterer ihm ſeine Harfe und Queeſack tragen, dafüe abee Nahrung und Kleidung erhalten ſolle. Gleich denſelben Abend langen ſie am Hofe Yvoirin's an, und der alte Spielmann giebt ſo glänzende Proben ſeiner Kunſt, daß alle Hofleute ihn mit Geſchenken überhäufen. Auch ſein Begleiter eeweckt große Aufmerkſamkeit nnd ſpielt auf Befehl Yvoirin's mit der Tochter desſelben eine Paetie Schach, unter Bedingungen, welche einen ſtaeken Beweis davon liefern, daß dee Emir auf die Geſchicklichkeit ſeiner Tochter das größte Vertrauen ſetzte, oder daß die Ehre ſeiner Familie ihm wenig am Herzen lag. Die Prinzeſſin nun, welche ſich während des Spieles in Huon verliebt, läßt ſich abſichtlich matt machen; wogegen Letzterer, deſſen feſter Entſchluß es iſt, ſeiner geliebten Esclarmonde treu zu bleiben, ſein erwordenes Recht gegen eine Summe Geldes aufgiebt. — „Et la pucelle sen alla moult dolente et courroucee et dist en elle mesme: ha maulvais cueur, failly de Mahom, soys confondu, car si J'eusse sceu que autre chose n'eusses voulu faire, Je te eusse matte, si en eusses eu le chief tranche.“

Unterdeß hatte Yvoirin beeeits lange vorher erfahren, daß ſeine Nichte ſich in der Gewalt Galafre's befände, und demgemäß die Auslieferung deeſelben verlangt. Da ihm dieſe verweigert wurde, ſo hatten die Feindſeligkeiten zwiſchen beiden Sultanen iheen Anfaug genommen. Der Tag nach dee Ankunft Huon's am Hofe Yvoirin's war zu einem Einfalle in das feindliche Gebiet beſtimmt woeden, und Huon, welcher den Anlaß zu dem Kriege eefährt, hat daher jeglichen Grund, Yvoirin aus allen Kräften beizuſtehen; er verſchafft ſich in Folge deſſen einige roſtige Waffen, beſteigt einen alten Klepper, und odgleich nur ſo übel ausgerüſtet, trägt er gleichwohl durch ſeine Tapferkeit hauptſächlich zu der Niederlage Galafre's bei.

Der beſiegte Monarch findet jedoch eine unerwartete Hülfe. Man wird ſich nämlich erinnern, daß Gerasmes den Ritter und ſeine Dame in ſehr bedenklichen Umſtänden zueückgelaßen, und die Liebenden ſich ſo raſch nach dee Abeeiſe Ihres Freundes veegeſſen hatten, daß das Schiff, in welchem Gerasmes ſich befand, die volle Wuth des Stuemes erfuhr, der das Fahrzeug Jener ſcheitern machte. Er wurde daher von ſeinem Wege verſchlagen und nachdem ihn der Sturm lange Zeit umhergeworfen, hatte er in dem Hafen von Anfalerne Zuflucht geſucht. Ihm alſo theilt der König die ungünſtige Lage ſeiner Angelegenheiten mit, und erſucht ihn einen Krieger der Aemee Yvoirin's zum Zweikampfe herauszufoedern. Gerasmes willigt ein, verläßt Anfaleene mit einigen beſeeundeten Chriſten, und findet ſich bald darauf im Kampfe mit Huon. Sie erkennen einander indeſſ im Verlaufe des Kampfes, und Gerasmes ſchlägt ihm mit raſcher Entſchloſſenheit vor, ihre Waffen zu vereinigen und über die Ungläubigen herzufallen. Die kleine Schaar der Chriſten richtet demgemäß in dem Heere der Sarazenen ein furchtbaees Gemetzel an, zieht hierauf mit geößter Schnelligkeit nach der Hauptſtadt Galafre's und bemächtigt ſich derſelben.

Letzterer ſcheint jedoch an nicht minder raſches Handeln gewöhnt geweſen zu ſein, als die Eheiſten; ee vereinigt daher die Trümmer ſeiner Armee mit denen Yooiein's, und bittet dieſen, ſie gegen Huon zu führen und ihm wieder zu dem Beſitze ſelner Hauptſtadt zu veehelfen. Allein Galafre iſt troß ſeines Bundesgenoſſen ebenſo unglücklich, wie er allein geweſen. Die vereinigte Aemee wird in ihrem Angeiffe auf die Stadt gänzlich zurückgeſchlagen, und nachdem auch Esclarmonde aus iheer Gefangenſchaft im Seeail befeeit worden, bemächtigen ſich die Chriſten der Schätze Galafre's und ſchiffen ſich am Bord eines Schiffes ein, in welchem dee ehemalige Bürgermeiſter von Bourdeaux mit mehr Glück als Wahrſcheinlichkeit während der Belagerung angelangt war. Huon landet hieeauf wohlbehalten in Italien, und ſieht ſich endlich zu Rom in aller Form mit Eselarmonde vereint. Sein Bruder Girard jedoch, der ſich in ſeiner Abweſenheit in den Beſitz des Herzogthums geſetzt hatte und dasſelbe mit beiſpielloſer Tyrannei eegierte, legt ihm einen Hinteehalt auf ſeinem Wege nach dem Hofe des Kaiſers. Girard macht nämlich ſeinem Bruder in der Abtei St. Maurice, wo dieſer ſich einige Tage unterwegs aufhält, einen ſcheindar freundlichen Beſuch. Da ee indeß von Huon das Geheimniß des in Gerasmes's Seite enthaltenen Schatzes eefährt, ſo überfällt er den Letztern auf ſeinem Wege nach Paris, öffnet ihm die Seite, nimmt Bart und Backenzähne heraus, und ſendet ihn nebſt ſeinem Gebieter und Esclarmonde in Feſſeln nach Bourdeaux. Hierauf

eilt der Verräther nach Paris, und theilt dem Kaiser mit, daß sein Bruder den Zweck seiner Fahrt nicht erfüllt hat, bei welcher Gelegenheit er um die Belehnung mit dem Herzogthume bittet. Der Kaiser begiebt sich nun nach Bourdeaux, worauf sich Huon daselbst vor den Gerichtshof der Pairs gestellt und nach langen Debatten endlich durch das Votum des Kaisers verurtheilt sieht. Er selbst und Gerasmes sollen geviertheilt, Esclarmonde aber lebendig verbrannt werden. Karl schiebt die Hinrichtung bis Mittag auf, damit er während der Tafel seine Augen daran weiden könne, den Mörder seines Sohnes bestraft zu sehen. Das Schauspiel soll nun eben beginnen, als plötzlich die Thüren des Saales, in welchem der Kaiser sitzt, von einer furchtbaren Armee besetzt werden; eine glänzende Tafel wird aufgerichtet und über die des Kaisers erhöht, worauf Oberon unter dem Schalle von Trompeten und Cymbeln in den Saal tritt, während zugleich die Fesseln den Gefangenen von den Händen und Füßen fallen und sie sich in prächtige Gewänder gekleidet sehen. Oberon wirft dem Kaiser seine Ungerechtigkeit vor, und droht ihm, seine geheimsten Verbrechen zu offenbaren; endlich schließt er damit, daß er die von dem Emir errungenen Trophäen produziert, und Girard der für Huon bestimmten Strafe überliefert. Hierauf zieht sich der Elfenkönig mit derselben Feierlichkeit zurück, mit welcher er erschienen war, nachdem er Huon und Esclarmonde aufgefordert, ihm in seinem Zauberreiche ihre Aufwartung zu machen. —

Hiermit endet die Geschichte Huon's von Bourdeaux vollständig; jedoch knüpft sich an dieselbe noch eine lange Fortsetzung, die von einem verschiedenen Verfasser zu sein scheint, offenbar aber viel später geschrieben ist, als das Hauptwerk, von dessen Inhalt wir so eben eine Uebersicht gegeben. In diesem nun beginnt Huon, wie wir gesehen, seine Thaten damit, daß er den Sohn des Kaisers Karl erschlägt; in der Fortsetzung eröffnet er seine neue Laufbahn auf ähnliche Weise, indem er dem Sohne Thiery's, des Kaisers von Deutschland, den Kopf abhaut. Dieser Monarch unternimmt daher einen Rachezug nach Guienne, und obgleich Huon sich einige Zeit lang glücklich vertheidigt, so macht er sich doch endlich auf den Weg nach dem Osten um den Bruder Esclarmonde's um Hilfe zu bitten, da er sich, trotzdem daß er den Vater desselben erschlagen und seine Schwester verführt hatte, gleichwohl glaubt an ihn wenden zu können. Während seiner Abwesenheit wird jedoch Bourdeaux erobert, Gerasmes getödtet und Esclarmonde als Gefangene nach dem Hofe des deutschen Kaisers geführt, woselbst Letzterer sie mit Liebesanträgen verfolgt.

Inzwischen sieht sich Huon auf seiner Fahrt nach Asien von einem furchtbaren Sturme überfallen, nach dessen Nachlaßen das Schiff von einem reißendschnellen und unwiderstehlichen Malstrom in einen gefahrlichen Strudel fortgerissen wird. In der Mitte der Wogen sieht Huon einen Menschen schwimmen, und da derselbe herzzerreißende Klagen ausstößt, so befiehlt der Ritter die Segel einzuziehen, um seine Neugier befriedigen zu können. Der Schwimmer thut ihm hierauf zu wissen, er sei Judas Ischariot und dazu verdammt, bis an's Ende aller Tage in diesem Strudel umhergeworfen zu werden, ohne irgend andern Schutz gegen die Wuth der Elemente als ein kleines Stück Tuch zu haben, welches er einst bei Lebzeiten einem Armen geschenkt [207]). Auch empfiehlt Judas dem Ritter sich alle erdenkliche Mühe zu geben, damit er aus dem Strudel herauskomme. Seiner Ermahnung gemäß werden auch alle Segel beigesetzt, das Schiff benützt einen günstigen Wind, und steuert auf eine ferne Küste los, woselbst man etwas erblickt, was ein kleines Haus in einem Walde zu sein scheint. Nachdem man nun vier Tage lang darauf zugesegelt ist, so zeigt es sich, daß die gesehenen Gegenstände ein Palast von wunderbarer Größe und Pracht sowie die Maste zahlloser Schiffe sind, die an dem Magnetberg [208]), worauf das Schloß stand, gescheitert waren. Da der Steuermann länger keine Gewalt über das Fahrzeug hat, so zerschmettert dasselbe an dem Felsen, der es mit unwiderstehlicher Kraft anzieht. Huon allein gelingt es, das Ufer zu erreichen und nachdem er einige Zeit lang zwischen furchtbaren Abgründen und wüsten Thälern umhergeirrt ist, klimmt er zu dem bezauberten Palaste empor, von welchem eine herrliche Beschreibung gegeben wird [siehe Anhang Nr. 15.]. Dort genießt er eine Zeit lang keine andere Gesellschaft, als die einer gräulichen Schlange, welcher er jedoch den Garaus macht, bis er endlich in einem fernen Gemache fünf Feeen entdeckt, die als Pasteetenbäckerinnen fungieren. Diese theilen ihm mit, daß der Palast von der Gebieterin der verborgenen Insel war

erbaut worden, um ihren Liebhaber Julius Cäsar gegen die Wuth der drei Könige von Aegypten zu beschützen [s. oben S. 124, a], deren Schiffe dann, während sie jenen verfolgten, an dem Magneifelsen gescheitert wären; die Schätze aber, die sie enthielten, hatten dazu gedient, den Palast so herrlich auszuschmücken. Nach längerem Aufenthalte in dieser Insel wird Huon endlich von einem Greife, welcher dieselbe gelegentlich heimzusuchen pflegt, fortgeführt und nach einer Luftreise von bedrutender Dauer auf dem Gipfel eines hohen Berges abgesetzt, welcher der Sammelplatz dieser Thiere gewesen zu sein scheint [209]). Unser Held nun tödtet vier von ihnen und erweist sich somit ziemlich undankbar für die sichere Fahrt, die ihr Genosse ihm gewährt. Bald nach seiner Ankunft an diesem Orte entdeckt er auch die Quelle der Jugend, in welcher er sich kaum gebadet hat, als auch die Spuren der in der letzten Zeit ausgestandenen Gefahren und Mühsale schwinden und er seine frühere Kraft wieder erlangt. Diese Fiktion von der Quelle der Jugend ist fast eben so überall anzutreffen wie das Verlangen nach später Gesundheit und langem Leben; so finden wir z. B. eine solche Quelle in dem griechischen Romane Ismenias und Ismene [210]), ferner in dem deutschen Heldenbuche und dem französischen Fabliau de Coquaigne [Méon Fabliaux et Contes IV, 180.]

— La Fontaine de Jovent,
Qui fit rajovenir la gent.

An dem Rande dieser Quelle, in welcher Huon sich restaurierte, wuchs ferner ein Baum, dessen Aepfel gleichfalls die verjüngenden Eigenschaften des Wassers besaßen, das seine Wurzeln bespülte [211]). Eine himmlische Stimme ertheilt hierauf Huon die Erlaubniß drei von diesen Aepfeln zu pflücken und weist ihn an, welchen Pfad er einschlagen soll. Er steigt daher den Hügel hinunter und, am Ufer eines Flusses angelangt, tritt er in ein mit Gold und Juwelen geschmücktes Fahrzeug, welches mit überraschender Schnelligkeit stromab und in einen unterirdischen Kanal einfährt [212]). Dieser wird durch den Glanz der Edelsteine, die das Bett des Gewässers bilden, erleuchtet und von letzterem schöpft Huon eine Hand voll. Er vernimmt inzwischen deutlich das Brausen der Wogen und des Sturmes über sich, gelangt jedoch nach einigen Tagen in ein ruhiges Meer, welches er für den persischen Meerbusen erkennt. Wohlbehalten landet er in dem Hafen von Tauris, wo ein geschickter Juwelenhändler nach Besichtigung der Edelsteine, welche Huon auf seiner unterirdischen Fahrt aufgenommen, erklärt, daß der eine vor Feuer und Gift schütze, ein zweiter alle Krankheiten heile, ein dritter Hunger und Durst beschwichtige und ein vierter unsichtbar mache. Der Besitz dieser allerdings werthvollen Dinge verschafft dem Ritter eine günstige Aufnahme bei dem alten Sultan jenes Landes, welcher von unserm Helden einen der Aepfel der Jugend zum Geschenke erhält und nicht sobald gekostet hat, als er auch schon die Stärke und das Aussehen eines Mannes von dreißig Jahren erlangt. Aus Dankbarkeit hierfür läßt der Sultan sich taufen und stellt eine Flotte und ein Heer zur Verfügung Huon's, welcher nun Esclarmonde zu Hülfe eilt. Unterwegs landet er Abenteuer suchend an der wüsten Insel Abillant und da ein Sturm alsbald seine Flotte zerstreut, so sieht er sich gezwungen zu bleiben. Nachdem er eine Zeit lang umher geirrt ist, ersteigt er einen Berg, dessen Spitze eine Ebene bildete, um welche ein Faß mit wunderbarem Getöse und Schnelligkeit herumrollte. Huon hemmt den Lauf desselben mit einem Hammer, worauf der Bewohner desselben sich ihm als Kain zu erkennen giebt und hinzufügt, daß das Faß voll Schlangen und scharfen Spitzen, er selbst aber dazu verdammt wäre, in dieser Behausung bis zum jüngsten Gerichte zu verbleiben. Der Ritter will sich daher nicht weiter in diese Sache mischen und läßt ihn in diesem unbehaglichen Fahrzeuge seine Fahrt fortsetzen.

Im Verlaufe seiner Unterhaltung mit Kain hatte Huon erfahren, daß der Dämon, der die besagte Maschiene zu liefern übernommen hatte, den Brudermörder in einem Boote nahe am Ufer erwartete. Er läßt diesen Wink nicht unbenutzt und begiebt sich an's Meer, woselbst der böse Geist ihn auch wirklich für Kain hält, für den er sich ausgiebt, ihn in das Fahrzeug aufnimmt und auf der entgegengesetzten Küste an's Land setzt, so daß man also sieht, der Ritter hat den Mangel an Wahrheitsliebe, der ihm zwar zu dem Saale des Emirs von Babylon Zutritt verschaffte, aber auch zur Zeit die Gnade Oberon's entzog, noch nicht ganz von sich gethan. In dem vorliegenden Falle ist seine Abweichung von dem Pfade der Aufrichtigkeit von keiner Strafe noch sonst einem Unfalle begleitet; er findet im Gegentheile seine Flotte am Ufer, wohin

ſie durch den Teufel getrieben worden war, und ſchifft ſich demgemäß nach Frankreich ein. Uebrigens ſcheint es, daß Huon ſich nicht eben ſehr übereilt habe Esclarmonde Hülfe zu bringen, denn er beſucht unterwegs Jeruſalem und unternimmt ohne irgend eine rechte Veranlaßung einen Krieg mit dem Sultan von Egypten.

Nachdem er bei ſeiner Ankunft in Marſeilles die aſiatiſche Flotte entlaßen, macht er ſich auf den Weg, ſeinem Oheime, dem Abte von Clugny einen Beſuch abzuſtatten und überreicht ihm einen der Aepfel der Jugend. Demnächſt langt er in Pilgertracht am Hofe des Kaiſers Thierry an, der ihm endlich ſein Weib wiedergiebt und dafür den dritten Apfel erhält. Huon und Esclarmonde begeben ſich nun auf kurze Zeit in ihr Herzogthum und hierauf der früheren Einladung gemäß nach dem bezauberten Walde Oberon's, der ſeinem Günſtlinge Huon das Elfenſcepter überträgt und bald nachher das Zeitliche ſegnet. Der übrige Theil des Romanes oder vielmehr Zaubermährchens erzählt die Regierung Huon's und ſeinen Disput mit Arthur wegen der Herrſchaft im Elfenlande, da Letzterer gehofft hatte Oberon zu ſuccedieren, ſo wie die Abenteuer der Herzogin Clairette, der Tochter Huon's und Esclarmonde's, von welcher die erlauchte Familie der Capetinger abſtammte.

Obwohl nun nur wenige Ritterromane ſchöner und intereſſanter ſind als Huon de Bourdeaux, ſo iſt gleichwohl die Erzählung zu weit ausgeſponnen und der erſte Theil ſcheint die Phantaſie des Autors erſchöpft zu haben. Wie dem aber auch ſei, Huon beſitzt einen weit intereſſanteren Charakter als die meiſten Ritter Karls des Großen. Sogar ſeine Schwächen und ſein Ungehorſam gegen Oberon entſpringen aus übermäßiger Liebe oder kriegeriſcher Thatenluſt und unſere Vorliebe für ihn wird durch ſeinen ſanften Charakter und ſein zartes Gefühl, die er in weit höherem Grade beſitzt als alle anderen Helden des Ritterthumes, noch weit mehr geſteigert. Die untergeordneten Perſonen der Erzählung ſind gleichfalls glücklich gezeichnet; ſo kann man ſich nichts beſſer geſchildert denken als die Anhänglichkeit und den Eifer Gerasmes, als die Kämpfe in der Bruſt der Mutter Huon's zwiſchen der Zärtlichkeit für ihren Sohn und der blinden Treue für ihren Kaiſer, als den ſchwankenden Charakter dieſes Letztern endlich, in welchem zwar Billigkeit und Mäßigung überwiegen, ſtets aber von ſeiner zu weit getriebenen Liebe für ſeine Kinder zurückgedrängt werden.

Der erſte Theil des Romanes iſt den Abenteuern des Otnit im Heldenbuche auffallend ähnlich. Ehe ſich nämlich Otnit, welches ein König der Lombardei iſt, auf den Weg nach Syrien begiebt um die Hand der Tochter des dortigen Herrſchers zu gewinnen, begegnet er dem Zwerge Elberich, der in eine mit Gold und Diamanten geſchmückte Rüſtung gehüllt iſt. Dieſer Zwerg macht Otnit verſchiedene Geſchenke, welche Zauberkraft beſitzen und ſich ihm bei ſeiner Ankunft in Syrien von großem Nutzen erweiſen. Elberich leiſtet ihm ſpäter auch perſönlichen Beiſtand in einem Streite mit dem heidniſchen Vater ſeiner zukünftigen Geliebten, reißt auch bei einer Gelegenheit unſichtbarerweiſe aus dem Barte des Heiden eine Hand voll Haare und zieht der Gemahlin desſelben verſchiedene Zähne aus. Die Prinzeſſin verliebt ſich endlich in den Ritter und läßt ſich freiwillig von dem Zwerge demſelben überliefern, welcher Letztere jedoch Otnit warnt, keine verliebte Indiskretion zu begehen bis ſeine Braut getauft wäre [vgl. Kelghtley Mythologie der Elfen und Feeen, deutſch von Wolf I. S. 68 ff. II. S. 6.].

Einige Analogie findet ſich ferner, wie bemerkt, zwiſchen dem zweiten Theile des Huon und der zweiten und ſechsten Reiſe des Sindbad; die Aehnlichkeit mit den Reiſen des Abulfauaris in 1001 Tag [Tag 157 ff.], iſt jedoch noch auffallender. Der in dem Strudel ſchwimmende Judas entſpricht dem Manne, welchen der perſiſche Abenteurer auf ſeiner erſten Reiſe auffiſcht, und der drei Jahre lang in dem Meere bei Java zur Buße herumgewirbelt worden war. Der berühmte Seemann entkommt auch aus einer Inſel, an welcher er Schiffbruch gelitten, auf einem unterirdiſchen Wege, den die See durch einen der Berge auf derſelben gebildet hatte, und wird endlich durch den Beiſtand eines benachbarten Königs in Stand geſetzt ſeinem Weibe Beiſtand zu leiſten, von deren Gefahr er im Traume Kenntniß erhält. Die Geſchichte Kain's und der wartende Teufel im Huon ſind das Vorbild und die Nachahmung der ehernen Inſel, nach welcher das Schiff Abulfauari's von einer unwiderſtehlichen Strömung getrieben wird und woſelbſt er die Beſtrafung des Afriten oder rebelliſchen Genius ſieht. Ueberhaupt iſt die Märchenwelt des Orients voller Sagen von den Strafen Kains,

von denen eine, wie irgendwo erzählt wird, darin beſtand, daß ihn Spitzen, die ſeinen Körper durchboheten, nicht tödten konnten. Ferner erzählt der Verfaſſer der arabiſchen Catena, einer Sammlung orientaliſcher Kommentare der heiligen Schrift, Kain ſei feſt geweſen gegen alle Elemente, ſo daß weder ein Schwert ihn durchſtechen, noch Feuer ihn verbrennen, noch Blitz ihn erſchlagen, noch auch endlich er im Waſſer ertrinken konnte [S. 8.], ein Fluch der dem ähnlich iſt, welchen Kehama [212*]) ausſtößt.

Der nächſte Roman aus dem Sagenkreiſe Karl des Großen iſt

Guerin de Montglave
[Gräße S. 345.].

„A l'issue de l'yver quo le joly temps d'este commence et qu'on voit les arbres florir et leurs fleurs espanyr, les oysillons chanter en tonte joye et doulceur tant que leurs tons et doulx chants retentissent si melodieusement que tonte joye et lyesse est de les ecouter et ouyr tant que cueurs tristes pensifs et dolens s'en esjouissent et esmeuvent a delaisser dueil et toute tristesse et so perforcent de valoir mieux — en celuy temps estoit a Monglave le noble duc Guerin qui tant fut en son temps preux et vaillant chevalier.“ Dieſer Gueein, welcher ein Bruder des Herzogs von Aquitanien war und in Montglave (Lyon) herrſchte, einer Stadt, die er durch eigene Tapferkeit erworben, beſaß viee Söhne. Nachdem ee ihnen bei einem großen Feſte wegen ihrer Bäeenhäuterei und übermäßigen Eßluſt heftige Vorwürfe gemacht, ſchickt er ſie von Hauſe fort, damit ſie ihr Glück in der Welt verſuchen. Arnaud, der älteſte, wird zu ſeinem Oheime Girard, Herzog von Aquitanien geſchickt; Millon, der zweite, macht ſich auf den Weg nach Pavia und Girard und Regnier ziehen nach dem Hoflager Karls des Großen. Der Roman enthält nun die verſchiedenen Abenteuer der vier Riter, von denen nur die Arnaud's einigermaßen anziehend ſind.

Letzterer findet nämlich bei ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt Aquitaniens, daß ſein Oheim todt iſt und ſein natürlicher Brudee Hunault ſich des Herzogthumes bemächtigt hat; jedoch wird der Uſurpator in ſo hohem Grade verabſcheut, daß die angeſehenſten Einwohner dem Arnaud, obwohl er nur von einem einzigen Knappen begleitet iſt, dennoch ſogleich die Herzogswüede übertragen. — Hunault, der dieſer allgemeinen Abneigung keinen offenen Widerſtand zu leiſten vermag, nimmt ſeine Zuflucht zur Liſt, indem er vorgiebt, daß es bloß ſeine Abſicht geweſen ſeinem Bruder das Herzogthum zu erhalten, und ſich dann ſo ſehr bei Letzterem einzuſchmeicheln weiß, daß er deſſen vornehmſter Rathgeber wied. Kurze Zeit darauf räth er ihm ſich mit der Prinzeſſin Fregonda, der Tochter des Sultans Florant, welcher in der Lombardei regiert, zu verbinden und überredet ihn demgemäß den Hof dieſes Monaechen zu beſuchen. In der Hoffnung alſo eine ſchöne Gemahlin zu bekommen und einen Ungläubigen zu bekehren, macht ſich Aenaud auf den Weg nach der Lombardei begleitet von Hunault, welcher den Sultan vorher in Kenntniß ſetzt, daß Arnaud komme um ſeine Tochter zur Gemahlin zu begehren und den chriſtlichen Glauben abzuſchwören. Der Herrſcher der Lombardei und Arnaud gerathen auf dieſe Weiſe in eine ziemlich ſchiefe Stellung zu einander; jedoch überläßt der Erſtere das Bekehrungswerk ſeiner Tochter, die ſich aber nicht ſobald in Arnaud verliebt hat, als ſie auch ohne Weiteres ihren Peopheten nicht länger ausſtehen kann. Hunault, welcher durch ſeinen Bruder von den Gefühlen in Kenntniß geſetzt wird, die Fregonda für ihn hegt, theilt alsbald dem Sultane Alles mit und räth ihm Arnauld einzukerkern, indem er ſich zugleich eebietet den Turban zu nehmen, falls Florant verſpräche, ihm bei der Wiedeeerobeeung Aquitaniens Beiſtand zu leiſten. Da der Sultan hieeauf eingeht, ſo wird Arnaud in den Kerker geworfen und Hunault zieht auf einer entlegenen Straße in die Heimat zurück. Unterweges wird er plötzlich wegen ſeines Abfalles und Verrathes von Gewiſſensbiſſen gepackt, ſo daß als ee mitten in einem Walde den Schall einee Glocke vernimmt, er ſich nach der Gegend, wo er ertönt, wendet und an der Thür einer Einſiedelei anlangt, die von einem fürchterlich ausſehenden Rieſen geöffnet wied. Dieſer ſeltſame Klausner war Robaſtre, der ehemalige Waffengefährte Guerin's von Monıglave, der ſich in dieſen Wald zurückgezogen hatte, um Buße zu thun. Hunault beſteht darauf ſeine Sünden zu beichten, und nachdem er das Regiſter derſelben beendigt hat, ſchlägt ihm Robaſtre alsbald den Schädel ein. Der Grund dieſes handgreiflichen Kommentares zur Beichte Hunault's iſt,

daß ſo Letzterer wenigſtens bußfertig ſtarb, hingegen, wenn er leben blieb, unfehlbar wieder in Ruchloſigkeit zurückgeſunken ſein würde; ein Räſonnement, das ſicherlich mehr rieſenmäßig als theologiſch erſcheint.

Robaſtre wendet zunächſt ſeine Aufmerkſamkeit darauf, wie er Arnaud auf die beſte Weiſe aus ſeinem Kerker befreie. Er berath ſich daher zuvörderſt mit Perdigon, welcher ehedem gleichfalls ein Gefahrte Guerin's geweſen war und eine ziemliche Kenntniß der ſchwarzen Kunſt beſeſſen, jedoch ſeit einiger Zeit all' ſein böſes Treiben aufgegeben und ſich in eine Klauſe in dem nämlichen Walde zurückgezogen hatte. Dieſer Zauberer alſo fühlt anfangs einige Skrupel darüber ſeine Verbindungen mit dem Teufel wieder anzuknüpfen, jedoch beſchwichtigt er endlich ſein Gewiſſen durch ſeine guten Abſichten.

Der Rieſe bewaffnet ſich nun mit einem alten Panzer, der unter ſeiner Einſiedelei vergraben lag und indem er ihn durch ein Obergewand verdeckt, gewinnt er in der Kapazität eines Bettelderwiſches am Hofe des Sultans Florant Zutritt. Er erlangt bald eine heimliche Zuſammenkunft mit der Prinzeſſin und ſtellt ſich ihr als einen Chriſten und Freund Arnaud's vor; wogegen ſie ihm mittheilt, daß ſie Letzterem im Geheimen häufige Beſuche abſtattet, und auch verſpricht, den Rieſen gleichfalls zu Arnaud zu bringen. In dieſer Abſicht theilt ſie ihrem Vater mit, daß Robaſtre der gelehrteſte Mollah ſei, den ſie je kennen gelernt und daß, wenn man ihn zu dem Gefangenen ließe, er ihn unfehlbar bekehren müſſe. Auf dieſe Weiſe gelangt Robaſtre in den Kerker und verabredet mit Arnaud die Art und Weiſe, wie Letzterer entfliehen ſolle. Nachdem nämlich die Prinzeſſin in der darauf folgenden Nacht mit Mundvorräthen angelangt iſt, mit denen die mahomedaniſchen Damen in der Romantik es ſich ſtets angelegen ſein laßen ihre Liebhaber auf das reichlichſte zu verſorgen, und Robaſtre die Prinzeſſin erſt mit einem Becher Waſſer getauft, dann aber ſie mit Arnaud verbunden hat, ſchlägt er dem Gefängnißmeiſter demnächſt den Schädel ein, erbricht dann die Fallthür des Gefängniſſes und ſetzt ſich ſo in den Beſitz des Thurmes, unter welchem der Kerker ſich befindet.

Arnaud entkommt hierauf und eilt nach Aquitanien, um dort ſeine Rechte aufrecht zu erhalten und dann zum Beiſtande Robaſtre's und der Prinzeſſin zurückzukehren, welche zuſammen in dem Thurme zurückbleiben. In dieſer Veſte werden ſie nun zwar von dem Sultane belagert, jedoch macht Robaſtre verſchiedene Ausfälle, in denen er ſtets glücklich iſt, da ihn ſein Freund Perdigon durch ſeine Zaubereien unterſtützt und bald die Sarazenen mit unaufhörlichem Hagel peinigt, bald ſie durch ſeltſame Ritter in ſchwarzen Rüſtungen niederhauen läßt. Robaſtre benützt endlich die Verwirrung, in welche die Sarazenen durch einen dieſer Angriffe verſetzt werden, indem es ihm gelingt, mit der Prinzeſſin wohlbehalten nach Aquitanien zu entkommen. Dort finden ſie zu ihrem großen Leidweſen, daß Arnaud durch die Mutterbrüder Hunaults eingekerkert worden iſt. Indeß werden Letztere von Robaſtre im Zweikampfe beſiegt, Arnaud gelangt wieder zum Beſitze ſeines Herzogthumes und ſucceediert bald nachher auch ſeinem Schwiegervater, welcher ſich bekehrt und hierauf abdankt. Auch ſämmtliche Lombarden nehmen ohne viel Umſchweiſe die chriſtliche Religion an, denn in jener Zeit folgten die Unterthanen blindlings dem Glauben ihres Fürſten, anſtatt daß ſie ihn zwangen den ihrigen anzunehmen.

Während dieſer intereſſanten Vorgänge hatte Millon, der zweite Sohn Guerin's von Montglave, ſeine Muhme, die Tochter und Erbin des Herzogs von Pavia geheirathet, Regnier hingegen nach der Beſiegung eines unwillkommenen Nebenbuhlers, eines gewaltigen Rieſen nämlich, ſich mit der Herzogin von Genua vermählt, ſo wie endlich Girard die Gräfin von Toulouſe geehelicht und zwar durch die Verwendung des Kaiſers Karl, der ſich für verpflichtet hielt, die Kinder Guerin's von Montglave zu verſorgen, da er einſt bei einer Partie Schach ſein ganzes Reich an Guerin verſpielt hatte.

Indeß ſcheinen die Anſprüche an den Kaiſer kein Ende genommen zu haben, denn ſobald Aimery, Arnaud's Sohn, herangewachſen iſt, will auch dieſer auf Grund der Schachpartie von dem Kaiſer verſorgt ſein. Da er jedoch während einer Audienz, bei welcher die Kaiſerin ſich gegenwärtig befindet, dieſelbe beim Fuße packt und ſie zu Boden wirft, ſo hält der Kaiſer es für nothwendig, dieſe Beſchimpfung zu rächen und Vienne, die Hauptſtadt Girard's zu belagern, welcher Letztere ſeine drei Brüder und Robaſtre zu Hülfe hat. Nachdem man ſich nun längere Zeit in Maſſe herumgeſchlagen, kommt man überein den

Streit durch einen Zweikampf zu entscheiden. Demgemäß wird Roland zum Verfechter des Kaisers und Olivier, der Sohn Regnier's, Herzogs von Genua zu dem Girard's erwählt (sieh Anhang Nr. 16.). Diese beiden Kämpen waren aber bereits früher während eines Waffenstillstandes mit einander befreundet geworden, und da sie sich in der Hitze des Kampfes erkennen, so laßen sie ihre Waffen sinken und umarmen sich mit großer Herzlichkeit. Durch ihre Vermittelung wird eine Aussöhnung zu Stande gebracht und die französischen Paladine beschließen ihre vereinten Waffen gegen die Sarazenen zu kehren.

Während des Kampfes mit Olivier war aber Roland einmal in dringender Gefahr gewesen und der Kaiser hatte eine Pilgerfahrt nach Jerusalem gelobt. Der Bericht von dieser Fahrt nun wird am Anfange des Romanes

Galyen Rhetoré
[Gräße S. 353.]

gegeben, welcher zu Paris zum ersten Male im Jahre 1500 gedruckt wurde. In dieser Erzählung begeben sich Karl der Große und seine Paladine, unter denen sich auch der oben genannte Olivier befand, incognito nach Jerusalem. Da sie sich jedoch in dieser Stadt durch ihr eifriges Aufsuchen von Reliquien verrathen, so hält der dasige Patriarch es für unerläßlich, daß sie dem Könige Hugo eine Staatsvisite machen. Sie finden diesen Monarchen auf einer großen Ebene lagernd mit allen seinen Großen, welche alle Rinderhirten oder Viehhändler waren; seine Majestät selbst aber war ein Fuhrmann. Roland wirft einen Blick in den Hof und zählt hundert tausend Schweine, welche mit Kaizen gemästet wurden. Die Paladine fragen, ob sie Herberge finden können und erhalten vom Thürsteher zur Antwort, daß Raum für vier tausend vorhanden sei. Am Tage ihrer Ankunft werden die französischen Pairs freundlich an der Tafel des Königs bewirthet, jedoch trotz der großen Räumlichkeiten sämmtlich in einem Gemache untergebracht. Der König aber, obgleich sonst ein sehr wackerer Mann, ist gleichwohl äußerst neuglerig zu wissen, was die Fremden von seiner Gastfreundschaft sagen würden und verbirgt demgemäß einen Horcher in einer Ecke des seinen Gästen zugewiesenen Zimmers. Da nun die Paladine nicht schlafen können, so fangen sie an sich in Großsprechereien zu ergehen (gaber) [vgl. Gräße S. 292. Anm.]. Roland rühmt sich, er könne sein Horn so stark blasen daß der Palast einstürze; Ogier der Däne behauptet er könne eine von den Hauptpfeilern desselben zu Staub zermalmen und die Großthuerei Olivier's des jungsten der Pairs beziehen sich auf die schöne Jacqueline, die Tochter des Königs Hugues[213]). Letzterer wird, kurz bevor er sich zur Ruhe begiebt, von dieser Unterhaltung in Kenntniß gesetzt, und da er sich in seinen Erwartungen so sehr getäuscht sieht, indem ee statt der Lobeserhebungen seiner Gastfreundschaft nur unwahrscheinliche Lügen vernimmt, so behandelt er am darauffolgenden Morgen seine Gäste mit weit weniger Höflichkeit als am vorigen Tage. Sobald die Paladine die Ursache seines Unwillens vernehmen, schicken sie nun zwar Roland ab, damit er dem Könige mittheile, ihre Prahlereien wären ein bloßer Scherz gewesen; Letzterer jedoch erklärt diesen für sehr schlecht und fügt hinzu, die Paladine müßten entweder seine Gefangene bleiben oder ihre Behauptungen wahr machen. Indeß konnte nur die bitterste Abneigung gegen Lügen jeder Art den König zu diesem übereilten Ausspruche verleiten, da er dabei die Ehre seiner Familie in einem sehr zarten Punkte Preis giebt. Die französischen Paladine gehen nämlich auf den zweiten Theil der Alternative ein und die Erfüllung der That, zu der Olivier sich anheischig gemacht, giebt dem Galyen, dem Helden des Romanes das Dasein, welcher von der Fee, die bei seiner Geburt gegenwärtig ist, den Beinamen Rhetoré oder Restauré erhält, weil durch ihn in Frankreich der alte ritterliche Geist wieder neu belebt werden sollte, der durch den Tod der Paladine, die später bei Roncesvalles fielen, sich in Gefahr befand unterzugehen.

Nachdem nun der junge Galyen das gehörige Alter erreicht hat, zieht er nach Europa, um seinen Vater aufzusuchen. In Genua angelangt erfährt er, daß Karl und seine Paladine sich auf einem Zuge gegen die Sarazenen in Spanien befänden. Er begiebt sich daher nach letzterem Lande, hat aber unterweges viele Abenteuer und verrichtet mancherlei Thaten, ehe er das Lager Karls erreicht. Von dort macht er sich auf zu der Heeresabtheilung, bei welcher sein Vater, wie er vernahm, sich zur Zeit befand. Er langt daselbst nach der Niederlage bei Roncesvalles an und wird von Olivier erst im Augenblicke des Todes erkannt [s. Anhang Nr. 17.]. Nachdem nun Galyen seinem Vater die letzte Ehre er-

wiesen, zeichnet er sich in dem darauffolgenden Kriege gegen Marsilius ganz besonders aus und entdeckt ferner den Verrath Gano's, so wie er auch auf dessen Bestrafung beharrt, wobei die Einzelnheiten der Erzählung vollkommen mit dem Berichte Turpins übereinstimmen. Bald darauf aber sieht er sich bei der Nachricht von dem Tode seines Großvaters genöthigt in seine Heimat zurück zu kehren, da die Brüder desselben sich der Hereschaft bemächtigt haben; er besiegt indeß diese im Zweikampfe, befreit seine Mutter, welche sie zu Tode verdammt hatten und besteigt später den Theon, vermöge der ihm durch Letztere zuständigen Rechte.

Die zwei Romane, welche nun folgen, sollen zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts verfaßt woeden sein, jedoch trägt die erste Ausgabe beider keine Jahreszahl. In der Voerede zu

Milles et Amys
[Gräße S. 348 ff.] [213a]),

den ich zuerst anführen will, ist gesagt, die Erzählung sei alten Chroniken entnommen: „J'ay voulu extraire leurs faicts et gestes et les fortunes a eux advenues ainsi comme Je les ay trouvees en histoires anciennes jadis trouvees et enregistrees en plusieurs livres faisant mention d'eux par maniere de croniques und in dem 58. Capitel: Il est assavoir que ceste hystoire icy a este extraicte de l'une des trois gestes du royaume de France et ne furent que trois gestes au dit pays qui ont eu honneur et renomme, dequoy le premier a este Doolin de Mayence l'autre Guerin, la tierce si a este de Pepin dequoy est issu le Roy Charlemagne." Diese genaue Angabe in Betreff der alten Geschichten und der drei Gesten ist wahrscheinlich nur ersonnen, um der vorliegenden Erzählung das Gepräge der Glaubwürdigkeit zu verleihen. Milles et Amys werden jedoch in der Chronik des Alberic de Troisfontaines aus dem dreizehnten Jahrhunderte [213b]) erwähnt, welcher nämlich [Leibniz Access. histor. II. s. 1. p. 108.] erzählt, sie seien auf einem Zuge Karls des Großen gegen Desiderius, König der Lombarden, im Jahre 774 gefallen. Außerdem wird ihre Geschichte auch in dem Speculum Historiale des Vincentius Bellovacensis [23 c. 162.] erzählt und gesagt, sie habe sich während der Regierung Pipin's zugetragen. Der erste Theil des Romanes, besonders das was sich auf die Aussätzigkeit des Amys und seine Heilung duech das Blut der getödteten Kinder seines Freundes Milles bezieht, bildet den Stoff des englischen versifizierten Amys and Amylion, von welchem Ellis in seinen Specimens of Metrical Romances [III. p. 396 ff.] das Nähere mittheilt.

Milles war der Sohn Anceaume's, Grafen von Clermont und Amys der seines Seneschals. Ersterer kam zur höchsten Bestürzung des Papstes, welcher ihn über die Taufe hielt, mit dem Zeichen eines Schwertes auf seiner Hand zur Welt [C. 2.]. Seine Eltern nun unternehmen aus Dankbarkeit für seine Geburt eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande [C. 3.], auf welcher sich jedoch der Graf von dem Sultane von Acre gefangen genommen [C. 4.] und demnächst nach einer Insel verbannt sieht, die vierzig Jahre lang von einem Greifen beherrscht worden war [C. 5.]. Statt aber von diesem Unthiere, wie man erwartete, verschlungen zu weeden, gelingt es ihm vielmehr, demselben mit Hülfe des heiligen Georg, der zu Rosse und in weißer, sonnenheller Rüstung vom Himmel herabsteigt, den Garaus zu machen [C. 7.].

Während der Abwesenheit des Anceaume bemächtigt sich nun dee Graf von Limoges seines Landes, so daß die Amme des Milles gezwungen ist mit iheem Pfleglinge zu fliehen und von Ort zu Ort um Almosen zu betteln [C. 9.]. Inzwischen wird Amys, der Sohn des Seneschals von seinem Oheime, Regnier von Langres, als Findling auferzogen, da dieser nicht wagt ihn öffentlich als seinen Neffen anzuerkennen, indem er selbst ein Vasall des Herzogs von Burgund, des Bundesgenossen des Grafen von Limoges [C. 10.], ist.

Milles beginnt seine ritterliche Laufbahn damit, daß er seiner Amme den auf der Flucht gesammelten Schatz stiehlt [C. 15.] und sich damit nach Burgund begiebt, wo er mit Amys eine enge Freundschaft schließt. Ihee vollkommene Aehnlichkeit macht Jedermann staunen [C. 16.] und veranlaßt viele komische Irrthümer [C. 17 ff. C. 47.].

Da endlich entdeckt wird, daß Milles der Sohn des rechtmäßigen Grafen von Clermont ist, so sieht er sich gezwungen Burgund zu verlaßen [C. 20.] und entkommt mit seinem Freunde Amys nach Konstantinopel [C. 21.]. Hier trifft Milles mit seiner Mutter zusammen [C. 29.],

welche der Gewalt des Sultanes von Akre entkommen war [C. 4.] und als Erzieherin der griechiſchen Prinzeſſin Sadoine fungirt [C. 8.]. Zu jener Zeit wurde Konſtantinopel gerade von dem Sultane belagert [C. 21.], jedoch erleidet dieſer eine gänzliche Niederlage [C. 28.], worauf Milles die Sadoine heirathet und bald nachher den griechiſchen Thron beſteigt [C. 29.].

Nach Verlauf einiger Zeit, die er den Regierungsgeſchäften widmet, begiebt ſich Milles mit ſeinem Freunde Amys nach Frankreich [C. 30.], ſetzt ſich wieder in den Beſitz ſeines väterlichen Erbtheiles [C. 31.] und verſchafft dem Amys ein Herzogthum [C. 32.]. In ſeiner Abweſenheit jedoch verbrennen die Sarazenen ſeine Hauptſtadt Konſtantinopel ſowie ſeine Gemahlin und deren Mutter, ſo daß Milles [C. 33.], der inzwiſchen ſeinen Vater wiedergefunden [C. 38.], ſich in Folge dieſes allgemeinen Brandes mit Belliſant, der Tochter des Kaiſers Karl verbindet [C. 47.], während Amys Lubias, die einzige Tochter und Erbin des Herzogs von Friesland, heirathet [C. 43.].

Nachdem nun einige Jahre in ungewöhnlicher Ruhe vergangen ſind, unternehmen die Freunde endlich eine Pilgerfahrt nach Jeruſalem [C. 48.]. Im Begriffe zurückzukehren wird Amys plötzlich vom Ausſatz befallen, ſo daß bei ihrer Heimkunft Milles von ſeiner Gemahlin voll Freude empfangen, ſein unglücklicher Freund hingegen von der ſeinigen, die den Werth eines ſolchen Gemahls nicht gekannt zu haben ſcheint, aus ſeinem eigenen Schloſſe verjagt [C. 50.]. Die Diener jedoch, welche ſie abſchickt ihn zu ertränken, empfinden Mitleid mit ihrem Herrn [C. 52.] und bringen ihn nach dem Schloſſe des Milles, welcher ihn mit der größten Gaſtfreundlichkeit empfängt [C. 53.].

Bald nach ſeiner Ankunft nun wird dem Amys in einem Traume offenbart, daß er von dem Ausſatze nur durch ein Bad in dem Blute der Kinder ſeines Freundes geheilt werden könne. Amys macht ſeinem Freunde Mittheilung von dieſem Rezepte, welches, wie ich glaube, für ein Spezificum dieſer Krankheit gehalten wurde, da Gower in dem zweiten Buche ſeiner Confessio Amantis eine Geſchichte erzählt, wie Konſtantin von Ausſatz befallen ſich ein ähnliches Bad beſtellte [214]). Den zwei Kindern werden alſo von ihrem Vater ſogleich die Köpfe abgeſchlagen und Amys erfreut ſich demgemäß des voegeſchriebenen Bades. Milles jedoch, der bald nachher zu den Körpern ſeiner beiden Kinder zurückkehrt, um dort ſeinem Schmerze Luft zu machen, findet ſie ganz ſo geſund wie ſie vor der Enthauptung geweſen; „et se jouoyent dedans le lict, l'un a l'autre, d'une pomme que nostre Seigneur leur avoit donne." [C. 54.].

Aus Dank für dieſe wunderbaren Kuren begeben ſich die beiden Freunde auf eine Pilgerfahrt nach Santiago di Compoſtella, werden jedoch auf ihrer Rückkehr von Ogier dem Dänen, der gerade damals gegen Kaiſer Karl in Empörung war, verrätheriſcher Weiſe getödtet [C. 58.].

Als Milles die Pilgerfahrt unternahm, ließ er zwei noch ganz junge Kinder, Namens Anceaume und Floriſſet, in der Wiege zurück, welche beſtändig von einem Affen bewacht wurden, der die Stelle einer Wärterin verſah und mit einem vortrefflichen Verſtande ſo wie einem ſanften Charaktee begabt war [C. 57.] (ſ. Anhang Nr. 18.). Dieſer Affe auch hatte die Hausgenoſſen des Milles auf die Nachricht von ſeinem Tode vorbereitet, indem er die Kindee desſelben in vollkommene Traueranzüge kleidete [C. 58.].

Da nun Lubias, die ruchloſe Wittwe des Amys, die beiden Kinder ohne den Schutz des Vaters ſieht, ſo beſchließt ſie in Gemeinſchaft mit ihrem Bruder ſie aus dem Wege zu räumen. Sie vergiftet die Mutter derſelben [C. 60.] und führt alsdann die Kinder zur größten Beſtürzung des Affen weg, der darauf beharrt ſie zu begleiten [C. 62.]. Nach dreimonatlichem Gefängniſſe in der Reſidenz der Lubias werden ſie auf ihren Befehl in die See geworfen und der Affe ſchwimmt ihnen nach [C. 63.], bis zwei Engel in der Geſtalt von Schwänen aus dem Paradieſe herabſteigen und die Kinder ſicher durch das Meer tragen und zwar den Anceaume nach der Küſte der Provence, wo er von einem Fürſten aufgenommen wird [C. 74.], und den andern an das genueſiſche Ufer, woſelbſt ihn ein Löwe in ſeinen Schutz nimmt, der ihn zugleich mit ſeinen Jungen erzieht, mit denen er ſich nach und nach auf die Jagd zu gehen gewöhnt [C. 76.]. Inzwiſchen ſchwimmt der Affe, nachdem er ſie aus den Augen verloren, noch ſo lange weiter bis ihn ein Kauffahrtheiſchiff aufnimmt, welches bald darauf im Hafen anlangt. Die Mannſchaft beſchließt nun ihn in ihre Heimat mitzunehmen, jedoch beurlaubt er ſich von ihnen in großer Eile. „Et pour le bien qu'ils luy avoient

fait no leur dist aultre grant mercy sinon qu'il leur fist la moue."

Vierzehn Tage lang bringt unſer Affe in einem Walde zu, woſelbſt er immerfort die Kinder ſucht und um ihretwillen dieſe ganze Zeit hindurch von Kräutern und Waſſer lebt, obgleich er ſonſt den Tafelfreuden ziemlich zugethan iſt. Da indeß ſeine Nachforſchungen vergeblich ſind, ſo begiebt er ſich auf den Weg nach Clermont, dem Erblande ſeiner Pflegebefohlenen, wo er vom Volke mit lauten Beifallsbezeugungen empfangen wird, jedoch dies unbeachtet läßt, da er ſich wegen des Verluſtes ſeiner Zöglinge ſehr niedergeſchlagen fühlt; auch ſcheint es, daß dieß einigen Einfluß auf ſein äußeres Benehmen hatte, car il mordait et esgratignoit tous, qui n'estoit pas sa coustume. Den erſten Beſuch ſtattet er dem Richer, dem alten Seneſchal Milles's ab [C. 77.], den er veranlaßt ſich nach dem Pallaſte der Lubias zu begeben, um über das Schickſal der Kinder etwas Näheres zu erfahren [C. 78.]. Der Seneſchal wird jedoch ſogleich in den Kerker geworfen [C. 79.] und Lubias begiebt ſich in Begleitung ihres Bruders an den Hof des Kaiſers Karl, um ſich von ihm unter dem Vorgeben, das Geſchlecht Milles's ſei ausgeſtorben, mit der Grafſchaft Clermont belehnen zu laßen. Inzwiſchen weiß der Affe das Zutrauen des Gefängnißmeiſters zu erwerben und Zutritt zu dem Seneſchal zu erlangen, welchen er gleich bei der erſten Zuſammenkunft von der Nothwendigkeit überzeugt an den Kaiſer zu ſchreiben und ihn von dem Charakter der Lubias und ihres Bruders in genaue Kenntniß zu ſetzen [C. 80. 81.] Der Affe ſelbſt übernimmt die Beförderung des Briefes, erreicht jedoch Paris erſt einige Tage ſpäter als jenes ruchloſe Paar. Er erſcheint bei Hofe während eines großen Feſtes, obwohl noch in ſeinem Reiſeanzuge, und bekundet ſogleich ſeine Ankunft durch einen Angriff auf die Naſe der Lubias. Hierauf überreicht er den Brief ehrfurchtsvoll dem Kaiſer [C. 82.], welcher die Angelegenheit für wichtig genug hält, ſeine Pairs darüber zu Rathe zu ziehen [C. 83.]. Die Schwierigkeit beſteht nun aber darin, einen Kämpen für den Ankläger zu finden; indeß tritt der Affe ſogleich ſelbſt als Gegner eines der Verwandten der Lubias auf, der ſich zur Vertheidigung ihrer Anſprüche erbietet. Kämpfe dieſer Art, ſo ſonderbar ſie auch ſcheinen mögen, waren gleichwohl zur Zeit der Abfaſſung des vorliegenden Werkes in Frankreich nicht unbekannt. Bei Montfaucon (Monumens de la Monarchie françoise vol. III. p. 68.) finden wir den Bericht von einem Kampfe, der im Jahre 1371 zwiſchen einem Jagdhunde und einem Ritter Namens Aubry, welcher den Herrn des Hundes ermordet hatte, Statt fand. Das treue Thier hatte nämlich den Mörder ſtäts, wo es ihm begegnete, mit ſolcher Wuth angefallen, daß man endlich Verdacht ſchöpfte und Karl der Weiſe [215]) einen feierlichen Kampf zwiſchen dem Ritter und dem Hunde anordnete. Erſterer war mit einem dicken Stocke bewaffnet, der Hund hingegen nur mit ſeinen natürlichen Waffen verſehen, jedoch hatte man ein offenes Faß auf den Kampfplatz hingelegt, damit das Thier darin Zuflucht ſuchen könne. Die gerechte Sache gewann den Sieg, der Mörder wurde gezwungen ſein Verbrechen zu bekennen und das Andenken an dieß Ereigniß durch ein Gemälde in dem Saale des Schloſſes Montargis erhalten. Auch in dem Romane triumphiert der Affe und mit ihm die gerechte Sache; der Kämpe Lubias's ſieht ſich bald gezwungen ſich für beſiegt zu erklären, um nicht in Stücke zerriſſen zu werden, und wird nach dem beſtehenden Brauche nach dem Kampfe gehängt, Lubias hingegen verbrannt [p. 86.]. Der Verfaſſer des Romanes erzählt uns ferner, daß ſich die Geſchichte des Affen und beſonders dieſes Gottesurtheiles zu ſeiner Zeit auf der Wand des großen Saales in dem Palais de Juſtice zu Paris, welcher wie ich glaube 1618 abbrannte, dargeſtellt befand [216]).

Während ſich ſo der Affe bei Hofe auszeichnet und für das Genie ſpäterer Künſtler Stoff vorbereitet, wird Floriſſet, der Sohn Milles's, welcher ſeinen Geſpielen, den jungen Löwen, im Verlaufe ihrer Jagdvergnügungen bis in das venetianiſche Gebiet gefolgt iſt, von Gloriant, dem ſarazeniſchen Könige dieſes Landes, gefangen, welcher an der Jagd wilder Thiere großes Vergnügen fand [C. 87.]. Nach einigen Tagen erſcheint der alte Löwe in Venedig, um Floriſſet aufzuſuchen, wird jedoch aus der Stadt gejagt; auch hatte ſich ſein Pflegling bereits in die Tochter des Königs verliebt „parquoy Florisset ne pensa plus aux lions, ne n'en tint plus conte" ſo daß jener ſich alſo genöthigt ſieht unverrichteter Dinge zurückzukehren, obwohl er aus Rache längere Zeit die ganze Umgegend verheert [C. 88.].

Inzwiſchen wird Anceaume, der andere Sohn Milles's, von dem Förſter, der eine Liebesintrigue

zwiſchen ihm und ſeiner Tochter entdeckt [C. 90.], aus dem Hauſe geſtoßen und ſucht in einem Kloſter zu Clermont Zuflucht [C. 91.], wohin dann auch Richer, der Seneſchal, kommt, der ihn wegen ſeiner großen Geſchicklichkeit in der Handhabung des Bogens in ſeine Dienſte nimmt [C. 92.] Anceaume folgt hierauf ſeinem Herrn auf einem Zuge gegen Venedig, den Kaiſer Karl in der Abſicht unternimmt den Körper des heiligen Markus in ſeine Gewalt zu bekommen, welcher ungefähr fünfhundert Jahre früher in jener Stadt war begraben worden [C. 93.]. In dieſem Kriege zeichnet ſich Floriſſet auf der Seite der Sarazenen und Anceaume auf der der Chriſten aus. Letzterer macht Gloriant den König von Venedig zum Gefangenen [C. 96.], wohingegen Floriſſet die tapferſten Paladine Karls beſiegt und ſie gleichfalls gefangen nach Venedig bringt [C. 101 bis 105.]. Endlich gerathen die beiden Brüder ſelbſt an einander und kämpfen mit großer Wuth, jedoch hören ſie endlich bei Sonnenuntergang voller Müdigkeit auf, um am folgenden Tage den Kampf fortzuſetzen. Floriſſet begleitet Anceaume in's Lager [C. 110.] und da der Affe beide mit Liebkoſungen überhäuft, ſo werden ſie hierdurch ſo wie durch verſchiedene andere Umſtände als die beiden Enkel Karls erkannt. „Les deux freres s'en allerent coucher ensemble et lo Cinge s'en alla avec eux et se mussa dessoubz leur lict ainsi qu'il avoit apprins. Et puis, quant lls furent couchez, les vint accoller et baiser tout a son ayse, tout ne plus ne moins quo fait ung amant qui baise s'amye. Si fut ce Cinge celle nuit si surprins d'amour, qu'il se couchs entre les deux enfans, la ou il mourut la nuict de joye [C. 111.]. Et quant il (i. o. le roy Charlemagne) le sceut si en jetta maint soupir et va dire — Haa Cinge moult avais le cueur saichant; Je scay de vray que tu es mort de joyo.“ [C. 112.].

Der nun folgende Roman

Jourdain de Blaves
[Gräße S. 353.]

kann in gewiſſer Beziehung als Fortſetzung des vorhergehenden Werkes betrachtet werden, da der Held desſelben, Jourdain der Sohn des Girard von Blaoes, eines der Kinder Amys's iſt. Der Verfaſſer ſagt, das Buch ſei „extraite d'ung viel livre moult ancien qu'estoit en Ryme et viel Picart“, in welcher Geſtalt es von Du Cange in ſeinem Glossarium oft citirt wird. Nachdem es nun in Proſa übertragen war, erſchien es in Quart ohne Jahreszahl und ebendaſelbſt 1520 in Folio.

Der Held des vorliegenden Romanes kam in die Welt mit einem ſeiner Beine weiß wie Schnee und dem andern ſchwarz wie Elfenbein, während der rechte Arm wie eine Roſe und der linke zitronenfarbig ausſah. Ein clerc erklärte, daß dieſe eigenthümliche Zuſammenſtellung von Farben ein wechſelvolles Leben bedeute und daß dieſes buntſcheckige Kind zu einer Zeit auf einem Throne und zu einer andern wieder arm und in Gefangenſchaft ſein würde.

Dieſe Vorherſagungen gehen auch vollſtändig in Erfüllung, denn Jourdain ſieht ſich bereits in ſeiner Jugend von einem Ritter, der ſeinen Vater ermordet hatte, ſo ſehr verfolgt, daß er aus ſeinen väterlichen Beſitzungen fliehen muß und zur See geht. Indem er nun unglücklicherweiſe Schiffbruch leidet, wird er gleichwohl gerettet, zwar nicht durch einen Delphin oder einen Schwan, ſondern durch einen Hirſch, welcher zu ſeinem Glücke zur Hand iſt und ihn nach der Küſte von Gardes trägt. Die näheren Umſtände des nun Folgenden haben eine große Aehnlichkeit mit der Landung des Ulyſſes an der Inſel des Alcinous und ſeinem erſten Zuſammentreffen mit Nauſikaa; denn Jourdain wird gleich dem griechiſchen Heros von Driabelle, der Tochter des Königs jenes Landes, entdeckt, während er unter einem Baume ausruht [Odyſſ. 6, 128. 129.], und obwohl er nicht die züchtige Vorſicht des Ulyſſes gebraucht, ſo redet ihn gleichwohl die Prinzeſſin an, worauf ſie ihn mit Kleidung verſieht und nach dem Palaſte ihres Vaters führt. Anfangs wird er für einen Menſchen von niedrigem Stande gehalten; nachdem er jedoch ein Heer von Heiden und Rieſen, welche das Königreich Gardes angreifen, beſiegt hat, erhält er als Lohn ſeiner Tapferkeit die Prinzeſſin Driabelle zur Gemahlin.

Bald nach ſeiner Vermählung nun ſchifft er ſich mit Driabelle nach Frankreich ein, um ſein väterliches Beſitzthum wiederzuerlangen. Da ſich auf der Fahrt ein Sturm erhebt, ſo ſoll Driabelle, die ſich bereits Mutter fühlt, in's Meer geworfen werden, um ſo das Unwetter durch ihren Tod zu beſchwichtigen. Anfangs ſchwankt ihr Gemahl, jedoch einer ſeiner Ritter beſeitigt ſeine

Skrupel dadurch, daß er den Rath giebt, ſie in ein großes Faß zu ſetzen und dieß mit einem bequemen Bette ſo wie mit einem gehörigen Vorrathe von Gold und Silber zu verſehen; vor Allem aber an der Seite des Faſſes ein Luftloch zu bohren. Nach Gardes zurückgekehrt, rühmt Jouedain ſein vortreffliches Auskunftsmittel gegen ſeinen Schwiegervater, und dieſer konnte natürlich über das Schickſal einer Tochter ganz ruhig ſein, welche zwar in einem Faſſe über Bord geworfen worden war, jedoch eine hinlängliche Menge Gold und Silber mitbekommen hatte und durch ein Luftloch die nöthige friſche Luft zugeführt erhielt.

Einige Jahre darauf macht ſich nun unſer Held, der bereits ſeinem Schwiegervater in der Regierung gefolgt iſt, endlich auf den Weg ſeine Gemahlin aufzuſuchen, und findet ſie auch, obwohl erſt nach langem Nachforſchen, bei einer Einſiedlerin an dem Saume eines Waldes auf dem Gebiete von Piſa. Das Faß nämlich, welches ihr zur Behauſung gedient hatte, war an dem Ufer, wohin es gleichſam ein Wunder trieb, von einem benachbarten Müller ans Land gezogen worden, welcher Driabelle in ſein Haus aufnahm, jedoch die Tochter, die ſie bald darauf gebar, ausſetzte. Um den Liebesanträgen, mit denen ihr nunmehriger Hauswirth ſie verfolgte, zu entgehen, hatte ſie bei der beſagten Klausnerin Zuflucht geſucht. Bald nach dirſer Wiederauffindung ſeiner Gemahlin, begegnet Jourdain eines Tages auf der Jagd in dem Walde ſeiner Tochter, in Grſellſchaft einer Hündin und ihrer beiden Jungen, von welchen ſie nach ihrer Ausſetzung durch den Müller auf das freundlichſte war behandelt worden. Glücklicherweiſe hat die Prinzeſſin von ihrem Vater einige körperliche Adzeichen geerbt, ſo daß die Königin durch dieſe die Identität derſelben mit iheer Tochter feſtzuſtellen vermag, und da ſie ſehr ſchön und, wie ſich von ſelbſt verſteht, wohlerzogen war, ſo wuede ſie mit Sadoine, dem ſarazeniſchen Könige von Schottland, verlobt, welchen Jourdain kurz zuvor nebſt ſeinem ganzen Volke zu dem wahren Glauden bekehrt hatte.

Dieſe Erzählung iſt in ihrem Hauptereigniſſe der Geſchichte des Apollonius von Tyrus auffallend ähnlich, deſſen Gemahlin, gleichfalls um einen Sturm zu beſchwichtigen, in einer Kiſte über Bord geworfen und an die Küſte von Epheſus geworfen wird [ſ. S. 35, b. ff.].

Der Roman

Doolin de Mayence

[Gräße S. 340α]

ſoll unter der Regierung Karls VIII. von Frankreich, d. h. alſo gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts geſchrieben worden ſein und zwar hat man dies theils aus der Sprache des Buches gefolgert, theils aus dem Charakter und den Handlungen, die darin Karl dem Großen zugeſcheieben werden. Die Romanciers nämlich, welche einige Jahrhunderte nach ſeinem Tode ſchrieben, ließen ſeinen rühmlichen Eigenſchaften und Tugenden gehörige Gerechtigkeit widerfahren; die ſpäteren Romanſchreiber jedoch haben ihn als einen unbilligen Monarchen und zuweilen ſogar als einen Feigling dargeſtellt. Wann nun aber auch immer das vorliegende Buch verfaßt woeden ſein mag, es erſchien zum erſten Male im Druck zu Paris 1501 bei Verard. Auf dieſe Ausgabe folgte ebendaſelbſt eine zweite im Jahre 1549. 4. und eine dritte zu Lyons 1604.

Doolin von Mainz, der Held der Erzählung, iſt der Sohn des Guyon von Mainz, welcher einſt auf der Jagd das Unglück hat, irrthümlicher Weiſe einen Eremiten zu erlegen, den er für einen Hirſch hält. Als geziemende Buße für dieſe Unbedachtſamkeit beſchließt er, den Reſt ſeiner Tage in der Klauſe des Verblichenen hinzubringen. In Folge deſſen bemächtigt ſich ſein Seneſchal der Stadt Mainz und verdammt die Gräfin zum Tode unter dem Vorwande, als habe ſie ihren Gemahl heimlich ermorden laßen, und Alles, was ſie erlangen kann, iſt ein Aufſchub in der Ausführung des Urtheils, in dem ſie hofft, daß vielleicht ein Kämpe zu ihrer Vertheidigung erſcheinen möchte. Auch ihre Kinder werden einem elenden Böſewichte überliefert, welcher ſie ermorden ſoll und dieſen Auftrag auch an den jüngern Geſchwiſtern ausführt; jedoch Doolin entkommt und wird, in der Nähe der Einſiedelei ſeines Vaters umherirrend, von dieſem aufgefunden. Dort nun wächſt er in vollkommener Abgeſchiedenheit auf, bis er das gehörige Alter erreicht, worauf Beide ſich aufmachen, um Mainz wiederzuerlangen und die Gräfin zu befreien. Unterweges aber wird Guyon von plötzlicher Blindheit befallen und dieß von ihnen als offenbares Anzeichen von dem Willen des Himmels aufgenommen, daß nämlich Guyon ſeinen bisherigen Wohnort nicht verlaßen ſolle. Doolin zieht daher

allein weiter, und nachdem er in einem Schloſſe, welches auf ſeinem Wege lag, ein ſeltſames Abenteuer beſtanden [ſ. Anhang Nr. 19], langt er in Mainz an. Dort befreit er ſeine Mutter von dem Tode, den ſie ſo lange ſchon erwartet, indem er ihren Ankläger beſiegt, welcher übrigens ſehr geduldig geweſen ſein muß. Doolin kommt alſo auf dieſe Weiſe wieder in den Beſitz ſeines väterlichen Erbgutes, hat aber bald darauf einen Krieg gegen Karl zu führen, der darüber, daß Doolin ihn bei einer gewiſſen Veranlaßung nicht mit gehöriger Ehrfuecht grüßt, im höchſten Grade erbittert iſt. Karl zeigt ſich nun im Verlaufe dieſes Krieges als einen ſchwachen und tyranniſchen Fürſten, verſucht jedoch zuletzt eine Ausſöhnung mit Doolin zu bewirken, indem er demſelben die Hand ſeiner Nichte, der Geäfin von Nioernois, anträgt. Doolin, der ganz eben ſo unbillig iſt wie Kael, verwirft jedoch dieſen Voeſchlag mit großer Verachtung. „Vrayment, bemerkt Karl hierauf, beau Sir Doolin, Je ne me puis assez esbahir de vous trouver si dur a appointer.“ Freilich hatte Doolin bereits ſein Herz der Tochter des Gebieters von Vauelere, einer Stadt jenſeits des Rheins, geſchenkt, aber nicht etwa wegen ihrer Schönheit oder ſonſtigen Eigenſchaften, ſondern weil ſie von dem Sultane der Türkei geliebt wurde, lequel est si beau damoyseau que merveille; auch ſtrebt Doolin nicht nach dem Beſitze von Vauelere wegen der Größe oder der Reichthümer dieſer Stadt, ſondern weil ein geauſamer Rieſe ſie beherrſcht, nämlich der Vater jener jungen Dame, welcher dreißigtauſend Sarazenen von ungewöhnlichee Statur und Grimmigkeit unter ſich hat. Karl legt ſein Erſtaunen an den Tag, daß Doolin est si outrecuide et indiscret qu'il cuide que je luy feray don de la chose ou Jo n'ay nul droict non plus que a ce qui est au plus profond des Indes. Die Weigerung Karls, dem Doolin dieſes Gebiet zu verleihen, ruft einen Zweikampf zwiſchen ihnen hervor, der jedoch durch einen Engel unterbrochen wird, welcher dem Kaiſer befiehlt, dasſelbe für Doolin durch Waffengewalt zu erobeen. Den Reſt des Romanes füllen daher die Keiege gegen den Herrn von Vauelere und den König von Dänemark, welcher die Anſprüche des ſchönen Sultans unterſtützt. Dieſe Feldzüge endigen Indeß mit der Eroberung Vauclere's, der Vermählung Doolin's mit der Tochter des Rieſen und ſeiner Beſteigung des däniſchen Thrones, den er durch Waffengewalt erobert.

Die Thaten Doolin's bilden den Stoff eines deutſchen Gedichtes von Alxinger, welches in der Weiſe des Oberon geſchrieben iſt und nach dieſem für das beſte Erzeugniß unter den heroiſchkomiſchen Dichtungen gilt. Was jedoch auch immer der Werth des Gedichtes ſein mag, die vorliegende Geſchichte wenigſtens iſt nicht ſehr anziehend und der Held derſelben hauptſächlich nur als Ahne einer langen Reihe von Paladinen berühmt, beſonders aber als der des bald näher zu beſpeechenden Helden, welcher von den italieniſchen Dichtern ſo häufig erwähnt wird; dies iſt nämlich

Ogier le Danois,

[Gräße S. 340 β ff.]

deſſen fabelhafte Geſchichte erſt um dieſelbe Zeit wie die des Doolin gedeuckt wuede, jedoch bereits viel früher muß geſchrieben, oder doch wenigſtens in ihren Ereigniſſen erſonnen worden ſein. Daß ein nordiſcher Held des Namens Ogierus oder Hulgerus wirklich um die Zeit Karls des Großen gelebt hat, daran kann wohl nicht gezweifelt werden. Bartholinus in ſeiner Dissertatio Historica de Holgero Dano qui Caroli Magni tempore floruit, führt eine große Menge alter franzöſiſcher und deutſcher Chroniken als Autoritäten für die Exiſtenz und die kriegeriſchen Thaten desſelben an, ſo wie daß er als Geißel nach Paris geſchickt wurde, hierauf nach der Lombardei entfloh und ſich endlich mit einer engliſchen Prinzeſſin vermählte. Die Sagen in Betreff dieſes Helden kamen wahrſcheinlich zuerſt duech die Normannen nach Feankreich [216a]) und wurden ſpäter unter der Regierung Philipps des Kühnen in einer Anzahl metriſcher Romane zuſammengefaßt. Der längſte von dieſen iſt „Les Enfances d'Ogier le Danois“, verfaßt von dem Heeolde Heinrichs III., Herzogs von Beabant, Adenez oder Adans, wie er zuweilen heißt, der auch, weil er in einem poetiſchen Wettſtreite gekrönt woeden, den Beinamen le Roy führt [217]). Er ſagt, daß der Stoff zu ſeinem Romane gewiſſen nordiſchen in dee Abtei St. Denys aufbewahrten Sagen enmommen und ihm von einem Mönche, Namens Savari, mitgetheilt worden ſei. Dieſer gereimte Roman des Adenez und andere ähnlicher Art bildeten die Grundlage des Proſaromanes, welcher nicht lange nach dem Erſcheinen

jener verfaßt wurde. Der ehrlose und verrätherische Charakter, welchen derselbr den Templern beilegt, macht es ferner wahrscheinlich, daß die Zeit der Abfassung desselben unter die Regierung Philipps drs Schonen fällt, welchee den Orden auf Grund wahrer oder erdichteter Anschuldigungen unterdrückte.

Doolin von Mainz hatte von seiner Gemahlin Flandrina einen Sohn, Namens Gottfried, welcher ihm in dee Regierung Dänemarks folgte, und des Letztern Sohn ist nun Ogier.

Die Feeen, welche erst in den späteren Romanen der Tafelrunde auftreten, erscheinen dagegen in den frühesten Ritterbucheen aus dem Sagenkreise Karls des Großen, und nicht weniger als sechs dieser sich gern in Alles mischenden Wesen brfinden sich bei der Geburt Ogier's gegenwärtig. Fünf derselben also verleihen ihm die herelichsten Gaben und Talente, während Morgane, die Schwestee Arthurs, als die sechste, den Ausspruch thut, daß Ogier nach einem langen, ruhmreichen Leben, in srinem Alter zu ihe nach dem Thale Avallon kommen und, srine Lorbeeren zu ihren Füßen niederlegend, mit ihr die Freuden der Liebe in dem schonsten Aufenthaltsorte der Welt genirßen solle.

Aus Veranlaßung eines Streites zwischen dem Könige von Dänemark und Karl dem Großen wird der zehnjährige Ogier, nachdem die Differenzen ihre Ausgleichung gesunden, als Geisel nach Paeis geschickt, wo er die beste Exziehung erhält, die jene Zeit irgend zu gewähren vermochte. Nach Veelauf von vier Jahren verbannt Kael, duech den König von Dänemark von neuem erzürnt, den jungen Ogier nach dem Schiosse St. Omer, wo Gefaugenschaft und Verbannung durch die freundliche Behandlung des Schloßvogtes, viel mrhr aber noch durch die Aufmeeksamkeiten der Tochter desselben, der schönen Bellissande, gemildert werdrn. Ogier scheint nun zwar bei keiner Gelegenheit geneigt gewesen zu sein, das ihm durch den Ausspruch der Feeen vorbehaltene verliebte Alter abzuwarten, jedoch wird er unglücklicherweise durch einen Befehl Karls, ihn auf einem Zuge nach Italien gegen die Sarazenen zu begleiten, aus seinem Wohnorte fortgeführt, den die Lirbe bereits zu verschönern begonnen. Hierauf folgt nun ein langer indeß nicht sehr interessanter Bericht von den Dirnsten, die er dem Kaiser erwies, und wie er nur mit genauer Noth den Nachstellungen des auf seinen Ruhm neidischen Charlot, des unwürdigen Sohnes desselben, entgieng. Endlich jedoch triumphiert der Kaiser über alle seine Feinde, setzt Leo wieder auf den päpstlichen Thron, und kehrt in Begleitung Ogiees nach Frankeeich zurück.

Die erste Nachricht, welche der dänische Held bei seiner Ankunst vernimmt, ist daß Belissande ihn mit einem Sohne beschrnkt habe, und die zweite, daß er durch den Tod seiner Eltern König von Dänemark gewoeden sei. Er nimmt nun zwar alsbald Besitz von seinem Reiche, jedoch legt er nach einigen Jahren dir Krone nieder und begiebt sich wiedee nach Feankeeich.

Inzwischen ist sein und Bellissande's Sohn heeangewachsen und mit Recht der Liebling des kaiserlichen Hofes geworden. Da er aber eines Tages Charlot eine Partie Schach abgewinnt, so wird er von diesem Peinzen, der sich eben nicht durch besondere Geduld und Nachsicht auszeichnete, mit dem Schachbrette erschlagen. Der erbitterte Ogier rächt den Tod seines Sohnes an dem Kaisee duech eine so heftige Beschimpfung, daß er sich in Folge davon gezwungen sieht nach der Lombaedei zu fliehen, deren König Didier damals gerade mit dem Kaiser in Keieg war und auch troß des Beistandes Ogiee's sich von Karl besiegt sieht. Der dänische Held entkommt hierauf aus einem Schlosse, in welchem er belagert wurde, geräth jedoch, wäheend ee an dem Rande einer Quelle schläft, in die Gefangenschaft Turpin's. Ogier will sich nun nicht eher mit dem Kaiser versohnen, als bis dieser den schuldigrn Charlot seiner Rache preisgegeben hat, und schon ist Ogier, der auch wirklich seine Bedingung erfüllt sieht, im Begriffe, dem Peinzen den Kopf abzuschlagen, als sein Arm von einer Engelsstimme gehemmt, und ihm srlbst brfohlen wird, den Sohn feines Kaisers zu schonen. Ogier, welchrr diesem Befehle gehoecht, kehrt in Folge dessen zu seiner Pflicht zurück und bekämpft bald darauf einen farazenischen Rirsen, der mit einem großen Heere in Frankreich landet, dem endlichen Schicksale aller Heiden und Riesen gemäß aber zuletzt geschlagen und getödtet wird. Als Belohnung erhält Ogirr die Hand dee Prinzessin Clarice von England, welche dem Könige, ihrem Vater, nach Frankreich gefolgt war, wohin er sich begeben hatte, um den Lehnseid zu leisten. Zwae war sie in die Gefangenschaft dee Heiden gerathen, jedoch sieht sie sich duech Ogier wieder aus derselben befreit, welcher denn bald nach sei-

ner Vermählung mit ihr nach England überſetzt und dort in Folge deſſen als König anerkannt wird. Allein die Freude an einem Throne, den er ſo leicht erworben, hält nicht lange an und er macht ſich daher alsbald wieder auf den Weg neue Abenteuer aufzuſuchen, deren Erzählung den zweiten Theil des Romanes bildet.

Ein beträchtlicher Abſchnitt dieſes Theiles nun beleuchtet die Kriege unſeres Helden in Paläſtina, wo er ſich hinter einander der Städte Akre, Jeruſalem und Babylon bemächtigt und zum Könige derſelben gewählt wird, ſie aber der Reihe nach ſeinen Verwandten, die ihn auf dem Zuge begleiten, abtritt. Hierauf kehrt er nach Frankreich zurück und hat eine Zeit lang günſtigen Wind; endlich aber wird ſein Schiff auf einen Felſen getrieben, auf welchem es unbeweglich feſt ſitzt. In dem Verhältniſſe nun, wie der Vorrath an Lebensmitteln ſich vermindert, werden auch die Matroſen der Reihe nach über Bord geworfen, bis endlich, nachdem die ganze Schiffsmannſchaft auf dieſe Weiſe über Bord gewandert iſt, Ogier landet und ſeine Schritte nach einem Demantſchloſſe kehrt, welches, bei Tage zwar unſichtbar, bei Nacht indeß von wunderbarem Glanze ſtrahlte. Die Beſchreibung ſeines erſten Eintretens in dieſen Palaſt iſt einer Stelle in dem Romane Parthenopex auffallend ähnlich. Alles iſt auf das prächtigſte eingerichtet, aber es erſcheint Niemand. Endlich gelangt er in einen Saal, wo er ein Mahl bereitet und ein Pferd zu Tiſche ſitzen ſieht, welches bei Ogier's Eintritt ſich ſogleich erhebt, ihm Waſſer reicht und dann ſogleich wieder zu ſeinem Sitze zurückkehrt. Das gaſtfreundliche Thier winkt ſodann dem Ritter, daß er zugreife; jedoch dieſer, an ſolche Tiſchgenoſſen nicht eben ſehr gewöhnt und kaum auch die Gebehrden desſelben verſtehend, überläßt die ſämmtlichen Speiſen ſeinem Wirthe, welcher nach einer reichlichen Mahlzeit den Gaſt nach einem für dieſen bereiteten Ruhezimmer führt. Am darauffolgenden Morgen verläßt Ogier das Schloß und folgt einem Pfade, der ihn nach einer entzückenden Flur führt. „Willkommen, ſpeach die Fee Morgane, die nun in reicher Kleidung erſchien, umgeben von einer Schaar der ſchönſten Nymphen, willkommen in dem Schloſſe von Avallon, wo du ſo lange erwartet worden biſt.“ Hierauf geleitet ſie ihn in den Palaſt zurück, ohne daß jedoch der Leſer irgend mehr etwas Näheres über das Pferd vernimmt oder irgend eine genügende Erklärung, warum es zu dem Amte eines Stellvertreters erhoben und dazu erwählt wurde im Schloſſe die Honneurs zu machen, wozu es doch, theils was ſeine Geſchicklichkeit im Vorſchneiden, theils was ſeine Unterhaltungsgabe betraf, nicht eben ſehr gepaßt haben muß.

Bei ſeiner Ankunft in dem Palaſte nun ſteckt Morgane dem Ritter einen Ring an den Finger, der ihn, obwohl zu jener Zeit bereits älter als hundert Jahre, dennoch ſogleich das Ausſehen eines Dreißigers verleiht. Hierauf ſetzt ſie ihm eine Krone auf das Haupt, welche mit Edelſteinen in Form von Myrthen- und Lorbeerblättern geſchmückt iſt, und von dieſem Augenblicke an ſchwindet der Hof Karls und alle Herrlichkeiten desſelben aus ſeinem Gedächtniſſe, die Throne von Dänemark und Paläſtina werden ſeiner Erinnerung entrückt und nur Morgane allein iſt der einzige Gegenſtand ſeiner Anbetung. Die Ergötzungen ihres Gartens und Palaſtes ſind durch Zauberei in einer ſteten Abwechslung begriffen und die Beſchreibung derſelben erinnert uns an die Wunder Alcina's [Raſender Roland Geſ. 7.]. Die Fee macht ferner ihren Liebhaber mit ihrem Bruder Arthur bekannt, welcher die letzten vierhundert Jahre bei ihr zugebracht hatte. Auch Oberon, ein zweiter Bruder Morgana's, beſucht häufig ſeine Schweſter und ſtellt ihr eine Schaar Geiſter zur Verfügung, welche mannigfache Formen annehmen und bald in der Geſtalt des Lancelot, bald des Triſtan, bald irgend eines andern Ritters der Tafelrunde erſcheinen, als wollten ſie ihren König Arthur um die Auslegung der Geſetze dieſes berühmten Oedens befragen und ſich mit ihm über ihre ehemaligen Thaten unterhalten. Zuweilen auch ſind ſie ſo freundlich als Rieſen und Ungeheuer aufzutreten und in dieſer Kapazität das Zelt der Monarchen anzugreifen. Ogier und der britiſche König finden an ihrer gegenſeitigen Geſellſchaft die höchſte Freude und rennen und turnieren häufig mit dieſen imaginären Feinden [ſ. Anhang Nr. 20.].

Nachdem nun etwa zweihundert Jahre mit dieſen Beluſtigungen verfloſſen ſind, erſcheint der Augenblick, in welchem Ogier ſich auf eine kurze Zeit von ſeiner Geliebten trennen muß. Indem ihm nämlich die Krone der Vergeſſenheit von dem Haupte genommen wird, kehrt ihm die Erinnerung an ſein früheres ruhmreiches Leben zurück und er begiebt ſich plötzlich an den fran-

zösischen Hof, wo er unter dem ersten Kapetinger den ritterlichen Geist auf's neue wieder beleben sollte, welcher unter den schwachen Nachfolgern Karls fast erloschen war. Der Roman beschreibt auf recht unterhaltende Weise das Erstaunen der Hofleute bei dem Erscheinen dieses gefeierten, aber etwas antiquierten Helden, sowie die Ueberraschung des Letzteren bei der Veränderung, welche in Sitten und Gebräuchen stattgefunden. Frankreich und sogar Paris wurden zu jener Zeit durch die nordischen Völker bedroht, welche sich in der Normandie niedergelaßen hatten, und Ogier erhält daher den Oberbefehl über eine Unternehmung gegen dieselben und schlägt sie auch, nachdem er in seinem Heere dem ächten Rittergeiste wieder Eingang verschafft. Nach seiner Rückkehr wohnt er den Sitzungen der Rathsversammlungen bei und stellt im Verlaufe eines Jahres die Kraft des Zeitalters Karls des Großen wieder her.

Da Ogier den Ring, den er von Morgane empfangen und welcher ihm ewige Jugend verleiht, noch immer am Finger trägt, so findet er bei den Hofdamen die höchste Gunst. Das Geheimniß jedoch wäre fast durch die alte Gräfin von Senlis verrathen worden, welche, in Ogier verliebt, ihm eines Tages diesen Talisman vom Finger zieht und ihn auf ihre eigene Hand steckt. Sie kleidet sich daher alsbald in frische Jugend, während Ogier in Abgelebtheit versinkt. Zwar muß die Gräfin den Ring wieder herausgeben, so daß der frühere Zustand der Dinge wieder eintritt; da sie indeß den Werth desselben entdeckt hat, so veranlaßt sie dreißig Kämpen zu dem Versuche ihn auf's neue zu gewinnen, welche indeß alle, der Reihe nach, von Ogier besiegt werden.

Um diese Zeit nun stirbt der König von Frankreich, und die Konigin beschließt weislich einen Helden zu heirathen, welcher außer der Blüthe und Kraft eines Dreißigers die Erfahrung von drei Jahrhunderten besitzt; während jedoch eben die Trauung stattfinden soll, wird Ogier plötzlich von Morgane fortgeführt und man hat zum Unglücke der Ritterschaft nie wieder etwas von ihm gehört. Die Feeen der Romantik pflegen aber häufig Sterbliche zu entführen, welche ihre Zuneigung erweckt haben. In 1001 Nacht [Nacht 410, Breslau] sieht sich Ahmed, der Sohn des Sultanes von Indien, nach dem Palaste der Fee Banou versetzt, die sich in ihn verliebt, und in dem Fabliau Laval [s. Le Grand I. p. 93.] der Ritter dieses Namens wie Ogier nach Avallon fortgetragen, von wo er noch nicht zurückgekehrt ist. —

Ogier le Danois ist ohne Zweifel einer der interessantesten Romane aus diesem Sagenkreise und hat demgemäß eine große Reihe von Auflagen erlebt, von denen die erste zu Paris in Folio bei Verard ohne Jahreszahl, die nächstfolgende aber zu Lyon 1525 erschien.

Der Held dieses beliebten Buches hat in Italien den Stoff zu zwei romantischen Gedichten geliefert, nämlich Il Danese Uggieri (der Däne Ogier) und La Morte del Danese (der Tod des Dänen). Auch führen ihn Ariost und Bojardo häufig an so wie auch Pulci in seinem Morgante Maggiore in scherzhafter Weise auf sein so sehr langes Leben anspielt [C. 28. St. 36.]:

„Und daß den Dänen noch die Erde trage,
(Weil Dem, der Alles schuf, Nichts widerstrebe),
Sagt Mancher wohl, wenn ich es auch nicht sage;
So wie daß er in finstrer Höhle lebe
Und oft gewappnet hoch zu Pferde rage,
Daß wer ihn sieht, vor Grau'n alsbald erbebe."

Es giebt auch einen Roman, der die Thaten des Sohnes des Ogier und der Morgane, Namens Meurvin erzählt, welcher Ahnherr Gottfrieds von Bouillon gewesen sein soll. Dieses Buch ist oft gedruckt worden, scheint jedoch ganz ohne besonderes Interesse zu sein [sieh Gräße S. 344 γ].

Wir haben bereits erwähnt, daß Ogier der Däne der Enkel des Doolin von Mainz war. Letzteren kann man gewissermaßen als den Patriarchen des Ritterthumes betrachten, denn außer seinem ältesten Sohne Gottfried, dem Vater Ogier's, hatte er einen zweiten Sohn seines eigenen Namens, welcher Mainz erbte und von welchem Gan abstammte, der in den italienischen Gedichten eine so nichtswürdige Rolle spielt. Die Thaten eines dritten Sohnes bilden den Stoff des Romanes Gerard d'Euphrate, welcher 1549 in Folio erschien und an dessen Uebersetzung aus dem wallonischen gereimten Originale der Verfasser, wie er sagte, dreißig Jahre arbeitete [sieh Gräße S. 344 δ]. Die meisten Abenteuer dieser Erzählung tragen sich im Oriente zu und das ganze Werk ist im reichsten Maße mit Zaubereien und den Machinationen von Nekromanten und

Feeen ausgeſchmückt, von denen einige gegen Gerard, den Helden des Romanes freundlich, andere wieder feindlich geſinnt ſind. Ein viertes Sohn des Doolin war Beuves, Graf von Aigremont, Vatrr des Vivian und des chriſtlichen Zauberers Maugis, des Malagigi im Arioſt. Aymon, Graf von Dordogne, der jüngſte Sohn Doolin's [219], hinterließ eine noch berühmtere Nachkommenſchaft, da er der Vater des Renaud (Rinaldo) von Montauban und ſeiner drei Brüder war, deren Name uns die glänzendſten Schöpfungen romantiſcher Dichtkunſt vergegenwärtigt.

Es giebt nun zwar von den Thaten und Abenteuern der vier Haimonskinder verſchiedene franzöſiſche Romane in Proſa und Verſen; da ſich jedoch die nämlichen Umſtände in dieſen häufig wiederholen, ſo ſcheint eine beſondere Analyſe eines jeden derſelben überflüſſig zu ſein.

Die Geſchichte des Maugis und ſeines Bruders Vivian [ſ. Gräße S. 335 ff.] erhält durch die Neuheit des Charakters des Haupthelden und durch die wunderbaren Zaubereien desſelben ein ganz beſonderes Intereſſe. Maugis wird in ſeiner Kindheit von einem Mohrenſklaven, der ihn in das Heidenland bringen will, geſtohlen, jedoch durch die vereinten Bemühungen eines Löwen und Leoparden befreit und von einer freundlichen Fee aufgenommen, welche glücklicherweiſe gerade zu der Zeit durch die Wildniß zog. Ein Zwerg in Dienſten der Fee ſetzt dieſe bald nachher von der Abſtammung des Kindes in Kenntniß, in Folge deſſen ſie demſelben das Bad der heiligen Taufe angedeihen läßt und dann den Knaben zu ihrem Bruder ſendet, damit er von dieſem in der Magie unterrichtet werde, deren Rudimente er ſich auch mit wunderbarer Leichtigkeit zu eigen macht. Sein erſtes Experiment in der Zauberei iſt eines der kühnſten; er giebt ſich für den Teufel aus und begiebt ſich in dieſer Eigenſchaft nach der Inſel Boucault, wo er das Roß Bajard bezwingt und zähmt, eine That, die Taſſo dem Rinaldo zuſchreibt [Geſ. 2. St. 37 ff.]. Dieſes unbändige Thier bewohnte eine Höhle, welche von einem Drachen bewacht wurde und ſich in der Nähe eines Vulkans, einer der Hauptmündungen der Hölle, befand. Man entdeckt eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Abenteuer und der orientaliſchen Geſchichte von dem Rachſch, einem geflügelten Roſſe, welches die trockene Inſel unbewohnbar machte, bis es von dem perſiſchen Könige Huſchenk bezwungen wurde, der es zähmte und in allen ſeinen Kriegen gegen die Dews beſtieg [219]). Da ſich alſo Maugis auf dieſe Weiſe, durch die Ueberwältigung Bajards nämlich, ausgezeichnet hatte, ſo erhielt er Zutritt zu der nekromantiſchen Hohen Schule Toledo, wo er ſeine Studien vollendete und nach Einigen die Profeſſur der Magie an jenem Inſtitute bekleidete, welches als Schule für die Geheimniſſe der ſchwarzen Kunſt in hohem Anſehen ſtand; ſo heißt es im Morgante Maggiore C. 25. St. 259.:

„Denn Viele in der Stadt Toledo wandten
Zum Studium ſich der Nekromantie;
Und öffentlich dort lehrten, die da kannten
Die Zauberkunſt und die Pyromantie;
Dort gab es auch gar viele Geomanten,
Experimente auch der Hydromantie.“ [219a]).

Nachdem er ſich in den Künſten der Magie noch mehr vervollkommnet, ſteht Maugis dem Könige von Spanien, Maſſirius, in ſeinen Kriegen gegen den Admiral von Perſien bei und benützt ſeine Zaubereien, um ſeine eigenen Liebeshändel mit der Königin zu befördern und zu verheimlichen. Er unterſtützt auch Arnaud von Montcler in ſeinem Kampfe gegen Kaiſer Karl, indem er die Augen der Feinde bezaubert oder gleich Merlin das Lager derſelben in verſchiedenen Trachten betritt.

Die Geſchichte der Zaubereien und Liebeshändel des Maugis wird fortgeſetzt in der Eroberung von Trapezunt (Trebiſonde) durch Renaud [ſiehe Gräße S. 330.]. Dieſer Roman beginnt mit der Schilderung eines prächtigen von Karl veranſtalteten Turnieres, bei welchem Renaud unbekannterweiſe alle Ehre und Preiſe davonträgt. Endlich wird das Feſt durch eine Geſandſchaft des Königs von Kappadozien unterbrochen, welcher melden läßt, er wolle ſich nach Frankreich einſchiffen und mit allen Rittern des Kaiſers Karl eine Lanze brechen. Renaud jedoch kommt ſeiner Abſicht zuvor und in Kappadozien angelangt beſiegt und entſetzt er den König. Inzwiſchen ſpinnt Maugis, welcher Renaud begleitet, mit der Tochter des Königs von Cypern einen Liebeshandel an, der indeß von einem Zwerge entdeckt und dem Könige mitgetheilt wird. Zwar verbrennt die Prinzeſſin den Zwerg, jedoch kann ſie nicht hindern, daß ihr Vater den Maugis in einer Burg, in die ſich dieſer geflüchtet, belagert. Der Kaiſer von Trapezunt ſteht hierauf dem Könige

von Cypern bei, während Renaud dem Maugis zu Hülfe kommt. Die alliierten Monarchen werden in einer großen Schlacht beſiegt und getödtet und hierauf Renaud von dem Heere zum Kaiſer von Trapezunt erwählt. — Dieſer Roman bildet die Grundlage des italieniſchen Gedichtes, welches den Titel führt: El Libro ebiamato Trabisonda, nel quale se tracta nobilissime battaglie con la vita e morte de Rinaldo (das Buch, welches heißt Trapezunt, worin von hochberühmten Schlachten, ſo wie von dem Leben und Tode des Rinaldo gehandelt wird).

Maugis ſpielt auch eine bedeutende Rolle in dem bekannten Romane „die vier Haimonskinder" (Quatre fils Aymon), welcher nach einer gereimten Erzählung gearbeitet iſt, die Huon de Villeneuve bereits im dreizehnten Jahrhunderte verfaßte. In dem Proſaromane werden die Ereigniſſe eines Krieges genau geſchildert, den Karl gegen die vier Brüder führt, um den Tod ſeines von Renaud erſchlagenen Neffen zu rächen, ein Kampf, in welchem Maugis durch ſeine gewöhnlichen Künſte ſeinen Vettern mächtigen Beiſtand leiſtet. Auch findet man darin die Erzählung von den wiederholten Verräthereien Gan's und die Siege Renaud's über die Sarazenen, welche in das Gebiet des Yvon, des Königs der Gascogne, einen Einfall machen, worauf Yvon dem Renaud die Burg Montaudan verleiht und ſeine Schweſter Clariee zur Gemahlin giebt, welches, wie man ſich erinnern wird, der Name der Heldin in Taſſo's Rinaldo iſt. Endlich begiebt ſich dieſer berühmte Paladin in eine Einſiedelei, vermiethet ſich jedoch gelegentlich, um ſich einige Bewegung zu machen, als Maurer, wobei er aber durch ſeine Frömmigkeit den Haß ſeiner Mitarbeiter erweckt, und eines Tages, während er am Fuße der Mauer einer Kirche, die ſie bauen, eben betet, werfen ſie ihm einen ungeheuren Stein auf den Kopf, wodurch er vor Beendigung ſeiner Andacht getödtet wird [ſ. Gräße S. 326 ff. und Germania Bd. VII. S. 10 ff.].

Die letzten Ereigniſſe aus dem Leben des Maugis erzählt die Chronik des Mabrian. Maugis hatte ſich nämlich, gleich ſeinem Vetter, in eine Klauſe zurückgezogen, jedoch kommt er aus ſeiner Einſamkeit wieder hervor und begiebt ſich nach Rom, wo er durch ſeine Beredſamkeit und Heiligkeit ſo große Aufmerkſamkeit erweckt, daß er ſich beim Tode Leo's zum päpſtlichen Stuhle erhoben ſieht. Er legt indeß ſeine neue Würde bald wieder nieder und kehrt in ſeine Einſiedelei zurück. Um dieſe Zeit nun wird Richardette, der jüngſte Bruder Renaud's auf Veranlaßung Gan's verrätheriſcher Weiſe ermordet, worauf Alard und Guichard, ſeine beiden noch übrigen Brüder, welche den Kaiſer in Verdacht haben daß er den Mord befohlen oder ihn doch wenigſtens geſchehen laßen, Letztern öffentlich beſchimpfen und nach dieſer Unbeſonnenheit bei Maugis eine Zufluchtsſtätte ſuchen. Der Kaiſer entdeckt jedoch ihren Aufenthaltsort und läßt an dem Eingange der Höhle des Maugis Reisbündel anzünden, ſo daß die Bewohner derſelben ſämmtlich erſticken [S. Gräße S. 337 ff.].

Es giebt ferner einen franzöſiſchen Roman aus dem Sagenkreiſe Karl's des Großen und der Familie Aymon's, welcher den Titel führt: Morgant le Geant, deſſen Ereigniſſe denen des Morgante Maggiore von Pulci ganz genau entſprechen. Es iſt jedoch wahrſcheinlich, daß der Roman aus dem Gedichte überſetzt wurde, da ſich die Italiener in ihren Gedichten nicht ſo genau an die fabelhaften Erzeugniſſe ihrer Vorgänger zu halten pflegten [ſ. Gräße S. 364.] [220]).

Die Ritterromane der zweiten Klaſſe oder die aus dem Sagenkreiſe Karl's des Großen gleichen denen, die von Arthur und der Tafelrunde handeln, ſo vollkommen, daß man über beide die nämlichen oder doch faſt die nämlichen Bemerkungen machen kann. Beide nämlich gründen ſich auf vorgeblich geſchichtliche Thatſachen, auf Arthur's Kriege gegen die Sachſen und auf die Karl's gegen die Sarazenen; beide Könige ſind unglücklich in ihrer eigenen Familie und zuweilen nicht minder unglücklich in ihren Unternehmungen. In beiden Arten von Romanen wird der Charakter dieſer beiden Monarchen niedriger dargeſtellt, als hiſtoriſche Wahrheit es geſtattet, um ihren Paladinen und ihrer Ritterſchaft größeres Anſehen zu verleihen und dieſelben mehr hervortreten zu laßen, da ſonſt die Könige die einzigen Helden geweſen und die verſchiedenen Krieger nicht in dem gehörigen Lichte erſchienen ſein würden. Indem alſo die Romanſchreibee jene, ſo zu ſagen, herabſetzten, ſchilderten ſie zugleich die Sitten ihrer Zeit und fanden vielleicht bei jenen ſtolzen Baronen Beifall, welche die Darſtellung von Vaſallen, die ihre Oberherren an Tapferkeit und Macht übertrafen, gewiß wohlgefällig aufnahmen. Wenn nun aber die Verfaſſer der Romane aus dem Sagenkreiſe Karl's des Großen ſich einer-

seits bedeutend im Nachtheil befanden, indem ihnen ihre Vorgänger bereits zuvorgekommen waren und ihnen nicht viel mehr übrig blieb, als ihre Schilderungen zeltbedeckter Ebenen und auf mannigfache Weise secierter Ritter und Riesen zu kopieren, so waren ihnen doch andrerseits die Umstände günstiger, als den Verfassern der Romane von Arthur und der Tafelrunde. Die Sarazenen waren ein romanischeres Volk als die Sachsen und die orientalischen Feeenmärchen und orientalische Pracht gewährten neue Gemälde, um die Einbildungskraft zu ergötzen und mit Staunen zu erfüllen. „Die Ritter Karl's des Großen, sagt Sismondi [1, 292.], irrten nicht länger, gleich denen der Tafelrunde, durch düstere Wälder in einem halbcivilisierten Lande, das außerdem stets von Nebel und Reif bedeckt zu sein schien; ..... denn die ganze Milde und alle Wohlgerüche derjenigen Gegenden, welche die Natur am meisten begünstigt, standen nun zur Verfügung der Romanciers ..... Ein noch kostbarerer Erwerb aber war die Phantasie des Südens und Ostens, jene so glänzende und reiche Phantasie, die dazu gebraucht wurde der düstern Mythologie des Nordens Leben zu verleihen ..... Herrliche Paläste erhoben sich jetzt in der Einöde; bezauberte Gärten und Haine, durchduftet von Pomeranzenbäumen und Myrten, prangten inmitten glühender Sandwüsten oder unfruchtbarer meerumspülter Felsen." Alles dieß ist nun zwar weit weniger anziehend, als wahre Gemälde des Lebens und der Natur, indeß ist es doch den ewigen Schilderungen unprovozirter Riesenabschlachtungen und sonstiger Metzeleien bei weitem vorzuziehen. Von allen Arten des Krieges ist aber die Gigantomachie gewiß am wenigsten interessant, da wir ganz bestimmt voraus wissen, was das endliche Loos der Riesen sein wird, welche wegen der unglücklichen Präcedenz der Titanen und des Goliath stets dem Arme ihrer Gegner erliegen. Ja, je größer und umfangreicher sie sind, desto leichter scheint ihre Vernichtung und desto unvermeidlicher ihr Geschick. Butler [Hudibras P. I. C. 2. v. 29 sqq.] sagt, es sei doch ein hartes Mißgeschick, daß ein Mensch bloß deswegen den Schädel eingeschlagen bekommen soll, weil er groß ist und starke Knochen hat; das Misgeschick scheint aber noch härter, in so weit nämlich Kraft und Körpergröße nur den Angriff herbeiziehen sollen, ihn aber nicht zurückweisen können, und daß die Stärke und Tapferkeit eines Riesen nur seinem Gegner nütze. In diesem Punkte jedoch, müßen wir gestehen, weicht das Buch der Natur nur wenig von den Ritterbüchern ab, da während das Geschlecht der Milben und Motten bleibt, das Mammuth und das Megatherion verschwunden sind [vergl. Grimm, Deutsche Mythologie S. 495—498.].

Fünftes Capitel.

Ritterbücher der pyrenäiſchen Halbinſel über Amadis von Gallien und deſſen Nachkommen, über die fadelhafte Familie der Palmerine. — Kataloniſche Ritterbücher. — Tirante der Weiße. — Partenopex de Blois. —

Der Leſee, welcher ſich jetzt durch die Romane von der Taſelrunde und Karl dem Großen durchgearbeitet hat, iſt gleichwohl noch nicht an das Ende ſeiner Mühſeligkeiten gelangt:

Jetzt iſt ein anderer Tiphys, es fährt eine andere Argo,
Auserkorene Helden, ja jetzt ſind andere Kriege.
Vlrg. Ecl. 4, 34 ff.

Zwar würde ich, wenn es nur meine Abſicht geweſen wäee, ein unterhaltendes Mancherlei zu geben, nicht nur jede fernere Analyſe eines Ritterromanes unterlaßen, ſondern ſogar viele, von denen ich eine Ueberſicht gegeben, übergangen haben; indeß beſteht der Werth eines Werkes, wie ich es unternommen, ganz beſonders in deſſen Ausführlichkeit. Die Vielfaltigkeit der Produktionen in einer jeden Klaſſe der Literatur lege Zeugniß ab von derjenigen Art von Schriften, die in der Periode ihrer Abfaſſung in Mode waeen, und daher auch von dem Geſchmacke des Zeitalters Sogar die Langweiligkeit der Ritterbücher iſt einigermaßen beleheend, da ſie uns mit der eintönigen Lebensweiſe bekannt macht, welche zur Zeit ihres Entſtehens herrſchte, während wie zugleich durch einen Vergleich der ſich in der Romandichtung zeigenden intellektuellen Kräfte mit den Erzeugniſſen der nämlichen Zeit in der Theologie, Jurisprudenz und anderen Fächern befähigt werden, über die Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes in jener fernen Periode ein Urtheil zu fällen und zu ſehen, in welchen Künſten und Wiſſenſchaften er ſich mit dem meiſten Glück verſuchte.

Während alſo die übrigen Völker Europa's eine ſo große Zahl von Romanen zu Tage forderten, konnte man füglich nicht eewarten, daß die Spanier und Portugleſen dieſe an ſich ſelbſt ſo dezaubernde und übeedieß damals ſo ſehr im Schwunge befindliche Gattung von Dichtungen gänzlich vernachläßigen würden. Da jedoch die Sagenkreiſe von Arthur und Karl dem Großen erſchöpft waren, ſo zeigte ſich das Bedürfniß, eine neue Hauptfigur und ein neues Heldengeſchlecht ausfindig zu machen. Arthur nun war vielleicht wenigee aus Nationaleiuelkeit zum Oberhaupt in der Romantik auserwählt worden, als weil er bereits einigen traditionellen Ruhm beſaß und ſo gewiſſermaßen eine Art Zentrum und Stützpunkt bildete, wodurch den Abenteuern untergeordneter Ritter eine Einheit veeliehen wurde; Kael den Großen aber hatten die Romanſchreibee des Nachbarlandes ganz natürlich, wegen der mehrfachen Aehnlichkeit zwiſchen ihm und Arthur, zum Mittelpunkte des zweiten Sagenkreiſes erwählt. In Portugal hingegen, wo, wie wie ſehen werden, der erſte große Roman der nun folgenden Klaſſe derſelben an's Licht trat, ſcheint kein Fürſt oder

Anführer mit dergleichen sagenhaftem Ruhme vorhanden gewesen zu sein. Demgemäß also wählte man einen imaginären Helden, und da die erste Dichtung dieser Art, welche auf der pyrenäischen Halbinsel verfaßt wurde, sehr großes Verdienst besaß, so äußerte sie auf die folgenden Romanciers einen gewaltigen und dauernden Einfluß. Indem sie nämlich dem ersten Verfasser nachahmten, setzten sie die Familiengeschichte des Haupthelden fort, in der Meinung vielleicht, daß das für denselben bereits erweckte Interesse zu ihrem eigenen Erfolge beitragen würde. Dies gewährte auch eine gewisse Leichtigkeit ihre eigenen Helden zu verherrlichen, da es nicht schwierig war, jeden neuen Abkömmling als seinen Vorgänger übertreffend darzustellen. Unglücklicherweise jedoch glaubten die folgenden Romanschreiber, daß was einmal gefallen hatte, immer gefallen müßte, ganz so wie man es lange für unerläßlich hielt, daß ein episches Gedicht aus eben so vielen Büchern, wie die Iliade und Odyssee bestehen und die nämlichen Formen der Anrede, des Vergleichs und der Beschreibung in Anwendung bringen müsse. Daher sind die meisten Helden der Ritterbücher in Spanien und Portugal Kinder der Liebe; ferner treten gewöhnlich zwei Brüder auf, ein Platoniker und ein Materialist; mit einem Worte, sie besitzen eine allgemeine Monotonie der Charaktere und Ereignisse. Die Gegner der Ritter sind jedoch verschieden von denen in den Romanen Arthur's und Karl's des Großen; es sind nicht länger die Sachsen oder Sarazenen, sondern die Turken, und da das griechische Reich damals in seinen Grundlagen erbebte, so wird der Kriegsschauplatz häufig nach Konstantinopel verlegt; ja, man begegnet in einigen der letzten Romane dieser Klasse mancherlei glücklichen Erfindungen und bemerkt den Versuch, durch neue Ereignisse und den Glanz morgenländischer Zauberei in das beständige Gemetzel, welches in den frühern Romanen anzutreffen ist, einige Abwechslung zu bringen. Jedoch greife ich vielleicht den eigenen Betrachtungen des Lesers zu sehr vor, und werde daher ohne weiteren Verzug zu dem

Amadis de Gaula
[Gehe S. 400 ff.]

übergehen, den man für einen der schönsten und anziehendsten aller Ritterromane hält. Daher kommt es auch vielleicht, daß mehr als eine Nation auf die Autorschaft desselben Anspruch gemacht hat. So schreibt Lope de Vega diese in seiner Novelle Fortunas de Diana [Obras sueltas vol. VIII p. I sqq.] einer portugiesischen Dame zu, Warton [vol. I. p 152. ed. 1824] hingegen auf die Autorität des Nicholas Antonio [Bibl. Hisp. Vet. vol. II. p. 105.] dem Vasco de Lobeira, einem portugiesischen Offiziere, welcher 1403 oder nach Sismondi [de la Lit. du midi de l'Eur. III. p. 218.) 1325 starb. Auch Southey hat sich für letztere Meinung erklärt und seine Gründe dafür ausführlich dargelegt. Er hält dafür, der Amadis sei ursprünglich in portugiesischer Speache geschrieben worden, das Original aber verloren gegangen, und daß Lobeira der Verfasser desselben gewesen, folgert er aus dem einstimmigen Zeugnisse fast aller portugiesischen Schriftsteller, namentlich des Gomes Eannes de Zurraea in seiner Chronik des Don Pedro de Menezes, die bereits etwa fünfzig Jahre nach dem Tode Lobeira's erschien; auch erhelle der portugiesische Ursprung des Romanes aus dem Sonnet eines unbekannten Dichters, der jedoch ein Zeitgenosse des Lobeira war und ihn als Verfasser des Amadis nennt, so wie endlich aus dem Umstande, daß die spanische Version von Montaloo erwähne, der Infant Don Alfonso von Portugal habe einen Theil der Geschichte abändern laßen.

Andrerseits jedoch haben die französischen Schriftsteller, besonders aber der Graf Tressan in seiner Vorrede zu der Traduction libre d'Amadis de Gaule behauptet, daß dieser Roman (oder wenigstens die drei ersten von den vier Büchern, die er enthält) ursprünglich französisch geschrieben worden seien, und zwar unter der Regierung des Philipp August oder Louis le Jeune. Seine Beweise stützen sich auf die unbestimmte Behauptung in alten französischen Manuskripten, daß der Amadis einst vorhanden gewesen[220*]), sowie auf die Aehnlichkeit der Sitten, ja selbst der Ereignisse in diesem Roman und in dem Tristan und Lancelot, welche eingeräumtermaßen französisch sind; auch hält er es für unwahrscheinlich, daß, während zwischen den Franzosen und Spaniern ein so großer Haß bestand, ein Schriftsteller der letztern Nation einen gallischen Ritter würde zu seinem Lieblingshelden gemacht haben; welches Argument jedoch nur gegen einen spanischen, aber nicht gegen einen portugiesischen Verfasser spricht. Zu Tressan's Gründen könnte man jedoch das Zeugniß eines por-

tugiesischen Dichters, Namens Cardoso hinzufügen, der nämlich sagt, daß Lobeira den Amadis auf Befehl des Infanten Don Pedro, des Sohnes Johannes I. aus dem Französischen übersetzt habe, sowie die Behauptung des d'Herberay, der um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts den Amadis aus dem Spanischen in's Französische übertrug und welcher sagt, er habe Bruchstücke eines Manuskriptes in der Sprache der Pikardie gesehen, welche das Original des Amadis de Gaul zu sein schienen: — „J'en ay trouve encore quelque reste d'un vieil livre escrit a la main en langage Picard, sur lesquel J'estime que les Espagnols ont fait leur traduction, non pas du tout suyvant le vrai original comme l'on pourra veoir par cestuy car ils en ont obmis en aucuns endroits et augmente aux autres." Auch das Zeugniß des Bernardo Tasso, welcher den Stoff zu seinem Gedichte Amadigi dem Romane entlieh, spricht gegen spanischen oder portugiesischen Ursprung des letztern und auf dieß Zeugniß ist um so mehr Gewicht zu legen, als er nicht eben sehr lange nach dem Tode Lobeira's lebte; und da er selbst ein Gedicht über den Stoff des Romanes schrieb, so wird er schon deswegen in seinen Untersuchungen genau und sorgfältig gewesen sein. Es ist nun aber seine entschiedene Meinung, daß dem Amadis irgend eine alte englische oder beetonische Geschichte zu Grunde liege. „Es ist gar nicht daean zu zweifeln (sagt er in einem seiner Briefe an Girolamo Ruscelli), daß der Verfasser dieser lieblichen und anmuthigen Dichtung sie zum Theil aus irgend einer britischen (Bretagna) Geschichte entnommen, und sie alsdann verschönert und ihr den Reiz verliehen hat, der die Welt so sehr entzückt." (vol. II. lett. 166.), und ferner: „Gaula bedeutet Frankreich in der englischen Sprache, aus welcher diese Geschichte hergenommen ist." (ib. lett. 93.).

Auch erhellt aus verschiedenen Stellen der eben erwähnten Briefe Bernardo Tasso's, daß hinsichtlich des Geburtslandes des Helden eben so viele Zweifel und unrichtige Vorstellungen herrschten, wie über den eigentlichen Verfasser des Romanes. Er sagt nämlich [II. lett. 166.], daß der Bearbeiter des britischen Originals seinem Helden irrthümlicherweise jenes Vaterland [nämlich Gaula (Wales) wie er es immer nennt], beigelegt habe, „weil er den Ausdruck Gaules nicht verstand, welcher in der englischen Sprache Gallien bedeutet." Hieraus folgert nun Tasso, daß Frankreich das Vaterland des Amadis war, und beschließt demgemäß sein Gedicht Amadigi di Francia zu nennen, wobei er die Ueberzeugung ausdrückt, daß die von ihm angeführten Gründe genügen werden „diesen eingewurzelten Irrthum zu zerstören" (a divellere questo invecchiato abuso dall' opinione degli uomini). Diese allgemeine Meinung aber, daß nämlich Wales das Geburtsland des Helden sei, war aber keineswegs unnatürlich, da Gaules und Gaula im Altenglischen eben so wohl Wales als Gallien bedeuteten. „Ich sage Gallia und Gaul — französisch und walisisch — Seelenkurierer und Körperkurierer" ruft der Wirth in den Lustigen Weibern zu Windsor (Akt 3. Scene 1.) aus, indem er den französischen Doktor und den walisischen Pfarrer anredet. Auch befinden sich in dem Romane selbst verschiedene Umstände, welche zu dem Irrthume mögen Anlaß gegeben haben. So z. B. segelt Amadis auf seiner Fahrt von Gaula nach dem Hoflager des Königs von England, welches zu der Zeit in Vindilisora (Windsor) gehalten wird, nach einer schönen Stadt in Britannien genannt Beestoya (Bristol) [L. I. C. 11.], allerdings ein kurioser Landungsplatz auf einer Ueberfahrt von Frankreich nach England, der jedoch auf einer Reise von Süd-Wales nach Windsor ganz natürlich erscheint. Im Ganzen indeß möchte Tasso's Vermuthung, daß der Verfasser des Amadis unter Gaula Frankreich verstand, gleichwohl die richtige sein, denn im Verlaufe der Erzählung wird berichtet, daß Perion, König von Gaula und Vater des Amadis, die Bischöfe und Großen seines Reiches zu einer Berathung herbeirufe und ihnen befiehlt die berühmtesten clercs ihrer Gebiete mitzubringen, in Folge welcher Anordnung zwei Mitglieder der Rathsversammlung die Clercs Ungan von der Pikardie und Albert von der Champagne in ihrem Gefolge haben.

Obgleich nun aber die Spanier weder die Autorschaft des Amadis, noch diesen selbst als ihren Landsmann beanspruchen, so ist doch der älteste jetzt vorhandene Druck in ihrer Sprache, und zwar kam er heraus zu Salamanka 1519. Diese Arbeit wurde aus einzelnen spanischen Fragmenten, die zur Zeit Ferdinands und Isabella's erschienen waren, kompiliert, späterhin aber noch einmal durchgesehen und mit den alten handschriftlichen Fragmenten verglichen, und zwar von Garcias Orboñez de Montalvo, welcher endlich

im Jahre 1547 zu Salamanka eine verbesserte Ausgabe veranstaltete. Nach der älteren Ausgabe von 1526 arbeitete d'Herberay seine Franz dem Ersten gewidmete Uebersetzung der vier Bücher des Amadis, welche 1540 erschien. Dazu fügte er noch vier andere Bücher von den Nachkommen des Amadis, die er spanischen Originalen entnahm, und diese Familiengeschichte wurde späterhin von Uebersetzern, welche gleichfalls spanischen Originalen folgten, diese jedoch interpolirten, bis zum 24ten Buche fortgeführt; das Ganze erhielt dann den Namen Amadis de Gaula. Die ersten Bücher, welche sich vorzugsweise auf die Thaten des Amadis beziehen, zog der Graf Tressan in seiner freien Uebersetzung in zwei Duodezbände zusammen, that damit jedoch nur etwas ganz Unnützes, da er die Ereignisse des Originalromanes gutentheils verändert hat und die ächten Sitten und Gefühlsweisen der Ritterwelt unter dem Firniß französischer Manier verloren gegangen sind. Dahingegen ist die englische Uebersetzung von Southey der Tressan's bei weitem überlegen, indem man darin die Thatsachen genau erzählt und die Sitten treu wiedergegeben findet.

Die Zeit, in welche die Thaten des Amadis verlegt werden, muß als der Arthur's und Karl's des Großen vorangehend gedacht werden, und Amadis ist sowohl der älteste, als der fabelhafteste aller Helden der Ritterbücher. Der Roman erzählt, er sei ein Kind der Liebe des Perion, König von Gaula, und der bretagnischen Prinzessin Elisena gewesen. Um die Schande der Letzteren zu verheimlichen, läßt ihre Mutter das Kind bald nach der Geburt in einer Wiege in's Meer werfen. Ein Ritter, welcher aus der Bretagne nach Schottland zurückkehrt, rettet [L. 1. C. 2] und erzieht ihn unter dem Namen der Srejunker [Donzel del mar L. 1. C. 3.]. Später wird er zu seiner ferneren Ausbildung von dem Könige von Schottland an seinen Hof genommen [1. C. 4], woselbst sich zwischen ihm, da er ungefähr zwölf Jahr alt ist, und Oriana, der Tochter des englischen Königs Lisuarte, die sich wegen der Unruhen in ihrem Vaterlande in Schottland befand, eine gegenseitige Zuneigung entspinnt. Nach erhaltenem Ritterschlage begiebt sich Amadis dem König von Gaula, Perion, zu Hülfe [1. C. 5.], welcher bereits zur Zeit die Elisena geheirathet und einen zweiten Sohn, Namens Galaor, bekommen hatte. Letzterer war von einem Riesen geraubt worden, welcher ihn nach seinem Kopfe erziehen wollte [1. C. 4.]; indeß erhält Perion für diesen Verlust einen Ersatz durch Amadis, den er vermittelst eines ihm, als man ihn aussetzte, an den Finger gesteckten Ringes, wiedererkennt [1. C. 11.], und die Freude der Eltern ist um so größer, als Amadis seine Tapferkeit bereits durch die dem Könige von Irland, der Gaula angegriffen, beigebrachte Niederlage einen Beweis seiner Tapferkeit gegeben hatte [1. C. 10.], eine That, die derjenigen ähnlich ist, mit welcher Tristan, wie man sich erinnern wird, seine Laufbahn begann.

Es ist nun aber unmöglich, von den Abenteuern des Amadis nach seiner Rückkehr von England irgend einen genauern Bericht zu geben, obgleich der Roman außerdem nur noch von den Thaten seines Bruders Galaor spricht, oder von den Vernichtungskriegen, welche er gegen Riesen führt; oder von dem Beistande, den er dem Lisuarte gegen den Usurpator Barsinan und den Zauberer Arkalaus leistet; oder wie, nachdem er von seiner Geliebten Oriana einen grausamen Brief erhalten [L. 2. C. 3.], er sich auf lange Zeit unter dem Namen Beltenebros in eine Einsiedelei zurückzieht [2. C. 6], welches einen der Hauptpunkte von Don Quixote's phantastischer Nachahmung ausmacht; oder von den Schlachten, in denen er nach seiner Rückkehr in die Welt gegen den irischen König Cildadan kämpft; oder von der Besiegung der hundert Ritter, von denen Lisuarte angegriffen wird; oder endlich von seinen unzählbaren Thaten in Deutschland und der Türkei, als die durch böse Rathgeber erregte Eifersucht und der Verdacht des Lisuarte ihn gezwungen hatten, Oriana und den englischen Hof zu verlassen [2. C. 20.].

Amadis kehrt jedoch gerade zur rechten Zeit zurück, um seine geliebte Prinzessin aus der Gewalt der Römer zu befreien, denen Gesandten sie ihr Vater übergeben, indem sie mit dem Bruder des Kaisers vermählt werden sollte. Amadis schlägt nämlich ihre Flotte in die Flucht [3. C. 18.] und bringt Oriana nach der festen Insel [4. C. 1.]. Hierauf folgt ein langer Krieg zwischen Lisuarte und Amadis, in welchem Ersterer zwei furchtbare Niederlagen erleidet [4. C. 17.] und sich dann noch ganz unerwartet von einem alten Feinde, Namens Aravigo, angegriffen sieht, den der Zauberer Arkalaus dazu antreibt [4. C. 21. 22]. Aus diesem Dilemma wird Lisuarte durch den

Edelmuth des Amadis befreit, welcher die unlängst noch dem Lisuarte feindlichen Waffen jetzt gegen dessen Gegner kehrt, Aravigo erschlägt und Arkalaus gefangen nimmt [4. C. 23.]. Aus diesem Grunde, und weil er auch entdeckt, daß die Liebenden die ehelichen Freuden bereits im Voraus genossen [2. C. 22.], willigt Lisuarte in die Verbindung seiner Tochter mit Amadis [4. C. 23.]. Die Vermählung wird demgemäß auf der Festen Insel gefeiert und Oriana macht den wunderbaren Zaubereien derselben dadurch ein Ende, daß sie das Zaubergemach betritt, indem dieß bloß dem schönsten und treuesten Weibe der Welt vergönnt sein sollte [4. C. 30.].

Diese Vorstellung von einem Zimmer, einem Thurme, oder einer Insel, die nur einem bestimmten Helden oder einer Schönen zugänglich ist, und sich in vielen der folgenden Bücher des Amadis wiederholt, ist offenbar orientalischen Ursprunges und daher auch natürlicherweise in den Romanen der pyrenäischen Halbinsel häufiger anzutreffen, als in den französischen oder englischen. In einer morgenländischen Geschichte wird uns nämlich erzählt, daß Abdalmalek, der fünfte Kaliph der Ommiaden und einer der ersten, welche in Spanien feindlich landeten, nach einem von den Feeen, wie man ihm erzählte, auf einem der entferntesten Berge des letzteren Landes errichteten Schlosse forschen ließ, welches man auch wirklich entdeckte und an dessen Thor ein Drachenzahn als Schloß diente, während über demselben eine Inschrift besagte, daß keinem Andern der Eintritt vergonnt sei, als Demjenigen, welchem das Schicksal den Schlüssel verliehen [sieh d'Herbelot Bibl. Orient. s. v. Abdal Malek].

Während nun so morgenländische Dichtungen, und zwar gegen das Ende des Romanes, Stoff zu einigen Zauberabenteuern an die Hand gegeben haben, ist der erste und größere Theil desselben mit Kämpfen angefüllt, die zwar gewöhnlich sehr lebendig beschrieben werden, jedoch durch zu häufige Wiederholung Langeweile verursachen und endlich gar kein Interesse mehr erwecken, da wir durch die steten Siege des Helden den Ausgang derselben mit Sicherheit voraussehen können.

Obwohl nun ferner der Roman uns nicht, wie so viele andere, die Abenteuer einer großen Anzahl von Rittern vorführt und ohne alle Methode von dem einen zu dem andern überspringt, so spannt er die Aufmerksamkeit gleichwohl durch die zwiefachen Thaten des Amadis und seines Bruders Galaor. Auch übertrifft der vorliegende Roman die französischen Ritterbücher bei weitem in der Charakterzeichnung; so sind die ersten Jahre und das Knabenalter des Amadis, und die jugendliche Zuneigung zwischen diesem und Oriana auf sehr anziehende Weise geschildert, obwohl Letztere späterhin nur einen schwachen Verstand und mürrischen Sinn an den Tag legt, auch häufig von grundloser Eifersucht gequält wird. Dahingegen ist Amadis ein interessanter Charakter und unterscheidet sich genau von seinem Bruder Galaor, denn sind sie auch beide gleich tapfer, so entbehrt doch Amadis den Frohsinn des Letztern, so wie er auch einer einzigen Geliebten seine Treue bewahrt, während Galaor den Gegenstand seiner Zuneigung beständig wechselt, ein Kontrast, welchen die meisten spanischen Romane aus dem Familienkreise des Amadis vorführen.

In sittlicher Beziehung und in der Totalität der Erzählung überhaupt stehen nun zwar die letztgenannten Fortsetzungen dem Werke, welchem sie nachtreten, bedeutend nach, jedoch zeigen sie sich, je weiter sie fortschreiten, immer glänzender in ihren Ausschmückungen und imposanter in ihrer Maschinerie. Die Urganda des eigentlichen Amadis ist, wie Southey bemerkt, eine wahre Fee gleich Morgana und der Dame vom See; jedoch Urganda, welche in den folgenden Büchern des Amadis in der Großen Schlange [vergl. Silves de la Selva P. II. C. 39.] umhersegelt, ist eine Zauberin von furchtbarerer Art, und ihre Rivalinnen Circea und Melia sind ganz eben so schrecklich, wie die Medea der klassischen Mythologie [221]).

Von dieser letztgenannten Reihe von Romanen nun erzählte der erste die Thaten [222]) des

Esplandian
[Gräße S. 405 ff.],

des Sohnes des Amadis; wovon der größte Theil das Werk des Montalvo ist, des spanischen Uebersetzers des Amadis. Um sich unter einem beliebten Namen zu schirmen, nannte es der Verfasser das fünfte Buch des Amadis, dessen Bürde und Auswuchs es auf diese Weise wurde. Dies Beispiel ahmten die Nachfolger Montalvo's nach, und die Geschichte Lisuarte's bildete das siebente und achte Buch [223]), und die des Amadis von Griechenland das neunte

und zehnte Buch des Amadis de Gaula. So schritten die spanischen Romanschreiber von Geschlecht zu Geschlecht fort, und um sich auf den Titel einigermaßen ein Anrecht zu erwerben, hielten sie den Amadis immer noch lebendig, welcher auf diese Weise die beständige Stütze seiner sonst unerträglichen Nachkommenschaft wurde.

Keiner derselben jedoch entfernte sich weiter von den Verdiensten des Ahnen, als sein unmittelbarer Nachfolger Esplandian, und Cervantes [Don Quij. P. 1. C. 6.], welcher gegen den Amadis de Gaula, als den ersten und besten Roman seiner Art Nachsicht übte, fällte das gerechte Urtheil „daß die Vortrefflichkeit des Vaters dem Sohne nichts helfen, sondern daß dieser vielmehr in den Hof geworfen und die Grundlage des Scheiterhaufens machen sollte."

Der Theil des Amadis indeß, welcher die Jugend des Esplandian erzählt, bildet einen der schönsten Abschnitte dieser Familiengeschichte. Nachdem nämlich Oriana einen Sohn geboren, die Frucht ihrer verstohlenen Zusammenkünfte mit Amadis, übergiebt sie das Kind einigen Vertrauten, damit sie es nach einem fernen Theile des Landes bringen sollen, und diese, um in größerer Verborgenheit zu reisen, nehmen ihren Weg durch einen Wald. Eine Löwin, die in demselben residiert, nimmt sich die Freiheit das Kind zu rauben, um ihre Jungen mit demselben zu speisen. Zum Unglücke für Letztere jedoch, wohnte ein Einsiedler dort in der Nähe, welcher der Löwin begegnet und sie scharf zurecht weist, ehe sie mit ihrer Beute die Höhle erreicht. Sie geräth ganz aus aller Fassung sich so unerwartet betroffen zu sehen, wird jedoch durch des wackern Nachbars rechtzeitige Vorstellungen auf bessere Gedanken geführt und vermocht, bei dem jetzt nach der Einsiedelei gebrachten Kinde als Amme zu fungieren. Dort nun wird Esplandian von der ganz umgewandelten Löwin sehr liebevoll gesäugt, und wenn sie auf den Raub ausgieng, ersetzte eine Schafmutter ihre Stelle [L. 3. C. 3. des Amad.]. Auch andere Helden des Ritterthumes, wie man sich erinnert, wurden auf ähnliche Weise aufgezogen, und die Idee zu dieser Dichtung ward durch die bekannte Geschichte von Romulus und Remus eingegeben.

Sobald Esplandian herangewachsen, versieht die Löwin bei ihm die Stelle einer Wärterin, sie bewacht ihn, wann er die Klause verläßt, und begleitet ihn späterhin auf der Jagd [3. C. 7.].

Eines Tages gelangte König Lisuarte, bei der Verfolgung eines Wildes, in den Wald, wo Esplandian unter der Obhut des Eremiten und der mütterlichen Löwin heranwächst, und sah, wie der Knabe Letztere an einer Koppel führte, sie, als ein Hirsch aufsprang, losließ und auf das Wild hetzte. Sobald dies eingeholt war, bekamen die Löwin und zwei Jagdhunde ihren Antheil an der Beute. Der König erstaunt über diese sonderbare Gesellschaft, und da Esplandian nach dem Saume des Waldes, wo die Königin ihr Zelt aufgeschlagen hatte, geführt wird, so erkennt ihn Oriana an der Erzählung des Eremiten als ihren Sohn [3. C. 8.]. Auch in den späteren Romanen werden die Nachkommen des Esplandian gewöhnlich an einer derartigen Inschrift oder einem andern ähnlichen Zeichen erkannt, wie z. B. einem Kreuze oder einem flammenden Schwerte; allerdings eine unbeholfene Abweichung von den griechischen Romanen, wo dieß durch gewisse Kleidungsstücke oder Zieraten geschieht, welche die Kinder zur Zeit ihrer Aussetzung, oder da sie sonst verloren gehen, an sich tragen.

Esplandian wird nun am Hofe des Königs Lisuarte auferzogen und zur gehörigen Zeit zum Ritter geschlagen [4. C. 38.], gleich nach welcher Ceremonie der seinen Thaten gewidmete Roman anfangt. Während eines Schlafes, in welchen er bald darauf verfällt, wird er nebst seinem Knappen von Urganda, der Undekannten, nach jener undegreiflichen Maschiene, dem Schiffe der Großen Schlange [s oben S. 150b.] und auf diesem an den Fuß eines Schlosses gebracht, dessen Zaubereien er ein Ende zu machen bestimmt war [L. 5. C. 1.].

Hierauf segelt er unter der Benennung: der schwarze Ritter (die er von der Farbe seiner Rüstung erhält) nach dem Verbotenen Berg, einer Veste an der Gränze der Türkei und Griechenlands, welche in diesem Romane der Hauptschauplatz der Thaten Esplandian's ist. Dieser nimmt sie für den griechischen Kaiser in Besitz, nachdem er zuvor die riesenhaften und heidnischen Herren derselben erschlagen [5. C. 4.]. Er entfernt sich hierauf einige Zeit [5. C. 6.], genießt jedoch keine lange Ruhe, da Armato, der Sultan der Türken, die Veste mit einem großen Heere belagert [5. C. 23.]; indeß hat er jetzt mehrfachen Grund, sich im Dienste des Kaisers tapfer zu erweisen, da Leonorina, die Tochter

des Letztern, und der Ritter, obwohl sie sich nie gesehen, sich gleichwohl in einander verlieben [5. C. 13. 22.] und den ganzen Roman hindurch Liebesbotschaften austauschen. Endlich wird Armato, statt den Verbotenen Berg wieder zu erobern, geschlagen und gefangen genommen [5. C. 26.], so daß Esplandian, hierdurch ermuthigt, den Krieg in das Herz der Türkei spielt und die Hauptstadt derselben erobert [5. C. 29.]. Da er jedoch vernimmt, daß Leonorina darüber beleidigt ist, weil sie sich vernachläßigt glaubt [5. C. 33.], so begiebt er sich nach Konstantinopel und wird in der Nacht seiner Ankunft in einem Kasten aus Zederholz, um dessen Annahme er sie gebeten, heimlich in ihr Gemach gebracht [5 C. 35. 36.].

Bei seiner Rückkehr wird der Krieg gegen die Türken mit erneuter Kraft fortgesetzt; den Christen steht nämlich Urganda bei, welche auch schon dem Amadis in allen seinen Abenteuern ihre kräftigste Unterstützung hatte zu Theil werden laßen und ihren Schutz auch noch auf seine fernste Nachkommenschaft ausdehnt. Die Ungläubigen hingegen unterstützt die Zauberin Melia, die Schwester Armato's [5. C. 39.], in Folge dessen Letzterer auf dem Rucken zweier ihm von seiner Schwester gesandten Drachen aus der Gefangenschaft entkommt [5. C. 44.] und ein ungeheures Heer versammelt [5 C. 45.], mit welchem er Konstantinopel belagert [5. C. 48.]. Alle Kaliphen und Sultane des Ostens stehen ihm bei, besonders aber eine Amazonenkonigin, welche als Zuzug eine Schaar von 50 Greifen von Prima-Qualität mit sich bringt, die über die Mauern der Stadt hinwegfliegen und innerhalb derselben große Verwüstung anrichten, während andererseits Amadis de Gaula und die Potentaten des Occidents den Griechen Beistand leisten [5. C. 51]. Nach einem langwierigen Kriege kommt man überein, den Streit durch einen doppelten Zweikampf zu entscheiden [5. C. 52.]. Amadis und sein Sohn Esplandian werden auf der einen Seite erwählt, die Amazonenkönigin und ein besonders tapferer Sultan auf der andern. Obwohl nun Letztere unterliegen, so greift dennoch dem Vertrage entgegen das Heer der Heiden die Christen an, wird jedoch gänzlich geschlagen und aus dem griechischen Reiche vertrieben [5. C. 53.]. Hierauf vermählt der Kaiser seine Tochter Leonorina mit Espiandian und legt die Krone zu Gunsten des Letztern nieder [5. C. 54.].

Nach einiger Zeit entdeckt Urganda durch ihre Zauberwissenschaft, daß Amadis, Galaor, Esplandian und alle ihre übrigen Lieblingsritter in kurzem die Schuld der Natur bezahlen sollen. Sie läßt sie daher nach der Festen Insel holen und theilt ihnen mit, daß das einzige Mittel dem Tode zu entfliehen wäre, so lange in dem schlafenden Zustande, in welchen sie dieselben versetzen konnte, zu verharren, bis Lisuarte, der Sohn des Esplandian, sich in den Besitz eines gewissen Zauberschwertes setze und sie so entzaubere, worauf sie alle mit erneuter Kraft in's Leben zurückkehren würden [5. C. 56.].

Indem nun so immer mehr neue Helden auf dem Schauplatze erscheinen, wird der Leser doch nie die alten los. Sie leben noch fort in dem ganzen Romane

Lisuarte de Greeia
[Gräße S. 408 ff.],

Sohn des Esplandian und der Leonorina, welcher sie in ihr früheres uneuhiges Dasein zurückrufen sollte. Seine Thaten nehmen das siebente und achte Buch des Amadis ein, von denen ersteres von einem Anonymus, letzteres hingegen von Juan Diaz, Baccalaureus des kanonischen Rechts verfaßt wurde. Perion, der Sohn des Amadis de Gaula und der Oriana, welcher nach ihrer ehelichen Verbindung geboren wurde, ist die zweite Hauptperson dieses Romanes, welcher mit der Erzählung der Fahrt Perion's von England nach Irland beginnt, woselbst er sich von dem Könige des letztern Landes will zum Ritter schlagen laßen. Unterweges begegnet er einer Dame, die in einem von vier Affen regierten Boote umherkreuzt, welche letztern darauf bestehen, daß er ihre Gebieterin bei der Ausführung einer großen Unternehmung begleiten solle. Inzwischen begiebt sich sein Gefolge nach Konstantinopel, wo sie von seinem Abenteuer Meldung thun, und Lisuarte macht sich demgemäß auf den Weg um seinen Oheim Perion aufzusuchen [7. C. 1.]; dieser hatte inzwischen Trapezunt erreicht und sich auch bereits in eine der Töchter des Kaisers verliebt; jedoch fehlte es ihm an Zeit seine Bewerbung fortzusetzen, daß die Dame mit den Affen ihn eiligst davonführt, damit er das übernommene Abenteuer zu Ende bringe [7. C. 2. 3.].

Bald nachdem er fortgezogen kommt auch Lisuarte nach Trapezunt und verliebt sich in eine

andere Tochter des Kaisers, Namens Onoloria [7. C. 6.]. Während er indeß in Gesellschaft seiner Geliebten ein heiteres Leben führt, langt eine Dame von riesigem Wuchs bei Hofe an und bittet die Prinzessin Onoloria um einen Dienst. Dieser wird wie gewohnlich ohne weitere Nachforschung über die Beschaffenheit desselben zugesagt, worauf es sich denn zeigt, er bestehe darin, daß Lisuarte die fremde Dame ein Jahr lang überallhin begleite, wohin sie wolle. Nun aber stand diese Dame auf der Seite der Heiden und war auf diese List verfallen, um so Lisuarte, die Hauptstütze des griechischen Thrones, unschädlich zu machen. Bald nach der Entfernung Lisuarte's wird der Kaiser von Trapezunt durch einen Brief von ihrem Kunstgriff in Kenntniß gesetzt, welcher Brief mit 67 Siegeln verschlossen ist und auch zugleich die Nachricht bringt, daß Konstantinopel rine Belagerung von dem türkischen Sultan Armato drohe, der sich an die Spitze einer Verbündung von 67 Fürsten gestellt hatte, einer Koalition, welche durch die Zahl der Siegel sehr sinnreich angedeutet wird [7. C. 7.].

Inzwischen sieht sich Lisuarte der Gewalt des Konigs der Rieseninsel übergeben, dessen Tochter Gradasile sich in den Gefangenen verliebt [7. C. 8.], ihm zur Flucht verhilft [7. C. 16.] und ihm nach Konstantinopel folgt. Dort verrichtet Lisuarte zahlreiche Thaten der Tapferkeit gegen die Heiden, welche bereits die Stadt belagern. Kurz vorher war auch Perion aus Griechenland angelangt [7. C. 12.], welcher bereits die Unternehmung, zu der er sich verpflichtet, ausgeführt hat [7. C. 5. 10.] und nun seinem Neffen gegen die Heiden beisteht. Endlich kommt auch Lisuarte in den Besitz des verhängnißvollen Schwertes [7. C. 18.] und Amadis de Gaula, Espiandian und die griechischen Prinzen erwachen aus dem Zauberschlafe [7. C. 21.], in welchen sie Urganda in der Festen Insel versenkt hatte. Da nun Konstantinopel durch den Zuzug dieser mächtigen und durch den langen Schlaf gestärkten Bundesgenossen [7. C. 20.] von der Belagerung befreit wird [7. C. 27.], so begiebt sich Lisuarte nach Trapezunt [7. C. 30.], auf welchem Wege ihm verschiedene Abenteuer begegnen, die ihn mehrfach aufhalten, so daß Perion vor ihm anlangt [7. C. 35.]. Jedoch verläßt Letzterer Trapezunt eine Zeit lang auf Bitten der Herzogin von Oesterreich [7. C. 36.], welche von ihm wieder in den Besitz ihres Landes gesetzt wird und ihm aus Dankbarkeit dafür den höchsten Lohn verleiht, den sie zu gewähren vermag [7. C. 37.]. In diesem Romane ist Lisuarte der Amadis oder beständige Liebhaber, Perion hingegen der Galaor oder Allerweltsliebhaber. Indeß weicht Perion von seinem Vorbilde in so writ ab, als Galaor in seinen Liebeshändeln keinen Unterschied macht und keiner Geliebten einen Vorzug gewährt; wohingegen Perion zwar gelegentliche Untreuen begeht, jedoch dabei immer der Prinzessin von Trapezunt die erste Stelle in seinem Herzen vorbehält.

Endlich begegnen sich Perion nnd Lisuarte in dem Palaste ihrer Geliebten [7. C. 55.], welche, wie gewöhnlich, ihren Rittern die ehelichen Vorrechte gewähren, ehe sie dieselben in gehöriger Weise erworben [7. C. 69.]. Zwar fällt ihnen nachträglich ein, daß es gut wäre Gesandte an Espiandian und Amadis zu schicken und wegen ihrer Vermählung Rücksprache zu nehmen, jedoch werden inzwischen Perion und der Kaiser von Trapezunt auf einer Jagdpartie durch eine List der Heiden gefangen fortgeführt [7. C. 62.] und Lisuarte, welcher auszieht sie aufzusuchen und an den Ort gelangt, wo sie sich befinden, wird gleichfalls in denselben Kerker geworfen [7. C. 63.].

Während sich nun so Lisuarte in Gefangenschaft befindet, gebiert die Prinzessin von Trapezunt einen Sohn [7. C. 64.], der später unter dem Namen

Amadis de Grecia
[Gräße S. 410 ff.]

bekannt wird, und dessen Abenteuer, mit denen seiner ewigen Ahnenreihe vermischt, das neunte Buch der Familiengeschichte bilden, von welcher im Anfange des zweiten Theiles vorgegeben wird, daß sie aus dem Griechischen in's Lateinische und aus diesem in die Bulgärsprache sei übersetzt worden: Sacada de Griego en Latin y de Latin en Romance, segun lo escrivió el gran sabio Alquife en las magicas.

Der unkluge Schritt der Onoloria macht Verheimlichung nothwendig, und während der Taufe ihres Kindes, welche an riner entfernten Quelle Statt findet, wird es von Seeräubern fortgeführt [L. 7. C. 64.] und von ihnen dem Mohrenkönige von Saba geschenkt [L. 9. P. 1. C. 1.]. Wir haben bereits bemerkt, daß die Nachkommen des Amadis im Allgemeinen ein auffallendes körperliches Abzeichen mit zur Welt brachten, welches

bei den gewöhnlich ungünſtigen Umſtänden ihrer Geburt und Jugendzeit zu der ſpätern Wiedererkennung durch ihre Eltern höchſt nothwendig war. So nun hatte auch Amadis von Griechenland die Figur eines Schwerts auf der Bruſt [L. 7. C. 64.], weswegen er auch, ſobald er im Alter von vierzehn Jahren von dem Könige von Saba zum Ritter geſchlagen worden, die Benennung: „der Ritter mit dem flammenden Schwerte" annahm. Da nun aber ein ſchwarzer Höfling auf die Gunſt, welche der Jüngling bei dem Könige genoß, neidiſch war, ſo klagte er ihn bei demſelben eines verbrecheriſchen Umganges mit der Königin an, ſo daß Amadis vor dem Zorne ſeines Gebieters heimlich entfliehen und daher ſchon früh die Bahn der Abenteuer betreten muß [L. 9. P. 1. C. 3.].

Dieſe beginnen in der vorliegenden Erzählung wie in dem Esplandian bei dem Verbotenen Berge. Amadis nämlich, der zur Zeit noch ein eingefleiſchter Heide iſt, beſiegt und verjagt die chriſtlichen Beſitzer desſelben, [P. 1. C. 7.] und vertheidigt ihn nachher im Zweikampfe gegen den Kaiſer Esplandian ſelbſt, welcher in eigener Perſon zur Wiedereroberung dieſer wichtigen Veſte herbeikommt [P. 1. C. 12.]. Hierauf trifft Amadis mit dem Könige von Sizilien zuſammen und ihre Bekanntſchaft beginnt mit einem Kampfe [P. 1. C. 14.]; jedoch ſteht Amadis dem Könige ſpäterhin in mannigfachen Unternehmungen bei, wozu ihn allerdings auch die Leidenſchaft antreibt, welche er für die Tochter des ſizilianiſchen Monarchen gefaßt hat [P. 1. C. 20.].

Auf ſeiner Fahrt nach dem Reiche des Letztern gelange Amadis nach einer Inſel, woſelbſt er den Kaiſer von Trapezunt, Liſuarte, Perion und die Prinzeſſin Gradaſſile entzaubert. Dieſe waren nämlich, wie zu Ende des vorigen Romanes erwähnt, durch die Liſt der Heiden gefangen fortgeführt worden und lagen in dem ſchlafenden Zuſtande, in welchen ſie durch die Zauberei einer heidniſchen Prinzeſſin, auf gleiche Weiſe wie ihre Ahnen durch Urganda, jedoch in anderer Abſicht verſetzt waren [P. 1. C. 24—26.]. Demnächſt macht ſich Amadis de Gaula auf um Abenteuer zu ſuchen und trifft mit der Königin von Saba zuſammen, welche das Meer durchſtreifte um einen Ritter zu finden, der ſie gegen die falſche Anklage ehelicher Untreue vertheidige. Amadis bietet ihr ſeine Dienſte an [P. 1. C. 45.] und, in Saba angelangt, beſiegt er ihren Ankläger und überzeugt den König vollkommen von der Unſchuld ſeines Weibes und ſeines Pflegeſohnes mit dem flammenden Schwerte [P. 1. C. 46.].

Hierauf beſchäftigt ſich ein beträchtlicher Theil des Romanes mit der unabläßigen Aufſuchung eines Ritters, Namens Birmartes, durch Amadis von Griechenland, welcher irrthümlicherweiſe wähne, daß Jener in die Prinzeſſin von Sizilien verliebt ſei, weil er ihn hatte einige Verſe ſingen hören, in denen ihr Name vorkam [P. 1. C. 53.]. Er verfolgt ihn lange mit unverminderterm Zorne und ſtößt während dieſer Jagd auf mancherlei Abenteuer, jedoch wird er endlich in einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Ritter enttäuſcht, in welcher er erfährt, daß er jene Verſe unrichtig ausgelegt [P. 2. C. 18.].

Während nun Amadis auf dieſe Weiſe beſchäftigt iſt, war ſein Vater Liſuarte nach Trapezunt zurückgekehrt und hatte ſich in aller Form um die Hand der Onoloria beworben [P. 2. C. 3.]. Unglücklicherweiſe jedoch hatte ſich auch Zairo der Sultan von Babylon im Traume in die Prinzeſſin verliebt [P. 2. C. 1.], und er kam nun in Begleitung einer großen Flotte [P. 2. C. 2.] ſo wie ſeiner Schweſter Abra nach Trapezunt, um jene zur Gemahlin zu begehren [P. 2. C. 5.]. Dem Kaiſer ſind ſeine Anträge allerdings ſehr willkommen, natürlich aber widerſetzt ſich ihnen Liſuarte [P. 2. C. 11.], ſo daß der Sultan zu anderen Maßregeln greift, um in den Beſitz Onoloria's zu gelangen, und ſie und Liſuarte des Hochverraths anklagt. Die Kämpen, die er zur Vertheidigung ſeiner Behauptungen auswählt [P. 2. C. 12.], werden jedoch von Gradaſſile, welche als Ritter verkleidet erſcheint, beſiegt [P. 2. C. 14. 15.], und wenn auch Zairo den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft nachher mit Gewalt entführt [P. 2. C. 27.], ſo begegnet ſeine Flotte doch dem Amadis de Gaula, welcher Trapezunt zu Hülfe eilte. Onoloria wird daher befreit und der Sultan erſchlagen [P. 2. C. 28.].

Seine Schweſter Abra folgt ihm nun in der Herrſchaft von Babylon [P. 2. C. 32.]. Dieſe Prinzeſſin hatte ſich, als ſie ihren Bruder nach Trapezunt begleitete, in Liſuarte verliebt [P. 2. C. 5.] und da dieſer ihre Anträge zurückwies [P. 2. C. 11.], ſo treiben die Qualen unerwiederterter Leidenſchaft, ſo wie der Wunſch, den Tod ihres Bruders zu rächen, ſie dazu an, in allen Gegenden der Welt Ritter aufſuchen zu laßen

und ſie zur Vernichtung Liſuarte's auszuſenden [P. 2. C. 32.]. Eine ihrer Edelfräulein begegnet auf einer ſolchen Fahrt dem Amadis von Griechenland und nimmt ihm das Verſprechen ab, ihrer Gebieterin den Kopf Liſuarte's als Geſchenk zu überbringen [P. 2. C. 41.]. Es erfolgt daher bei der Ankunft des Amadis in Trapezunt ein furchtbarer Kampf zwiſchen Vater und Sohn, der ein tragiſches Ende hätte nehmen müßen, wäre er nicht durch das Erſcheinen der Ueganda unterbrochen worden, welche ihnen mittheilt, daß Amadis der Sohn Liſuarte's ſei [P. 2. C. 51.].

Dieß war jedoch nur ein beiläufiges Abenteuer von Seiten des Amadis; ſeine Aufmerkſamkeit hatte ſich in der letzten Zeit einem andern Gegenſtande zugewandt als dem, welcher ſie früher gefeſſelt. Nikäa (Niquea) die Tochter eines morgenländiſchen Sultans, hatte ſich durch Hörenſagen in Amadis verliebt und ihm bereits durch ihren Lieblingszwerg eine freundliche Botſchaft nebſt ihrem Bildniß überſchickt. Gleich der Prinzeſſin in 1001 Tag [ſ. weiter unten], beſaß die Prinzeſſin eine ſo blendende Schönheit, daß Jeder, welche ſie ſah, ſtarb, oder doch wenigſtens den Verſtand verlor. Sie war daher von ihrem Vater in einen faſt unzugänglichen Thurm eingeſperrt worden, zu welchem nur ihre Familie Zutritt hatte [P. 2. C. 18]; ja ſogar ihren Bruder Anaſtarax mußte die Zauberin Zirfea in einen Zauberpalaſt einſchließen, den undurchdringliche Flammen umgaben [P. 2. C. 3.]. Der Anblick des Bildniſſes dieſer Schönen überwältigte die Treue, welche Amadis bisher für die Prinzeſſin von Sizilien bewahrt hatte, und um zu ſeiner neuen Geliebten zu gelangen, ließ er ſich nicht lange nach dem erwähnten Kampfe mit Liſuarte, als Sklavin verkleidet, an ihren Vater, den Sultan, verkaufen [P. 2. C. 66.]. Auf dieſe Weiſe erlangt er Zutritt zu der Prinzeſſin, und nach einem Heirathsverſprechen auch die Vorrechte eines Ehegatten [P. 2. C. 72.].

Inzwiſchen verſammelt Abra, durch den unerwarteten Ausgang des Kampfes zwiſchen Amadis und Liſuarte in ihrer Erwartung getäuſcht, ein großes Heer [P. 2. C. 65.], und führt es gegen Trapezunt [P. 2. C. 76. 77.]. Zwar erleidet ſie eine gänzliche Niederlage [P. 2. C. 79], da jedoch Onoloria kurz vorher geſtorben iſt [P. 2. C. 75.], ſo willigt Liſuarte auf Zureden der Gradaſſile ein, die Beherrſcherin von Babylon zu heirathen [P. 2. C. 90].

Der Zuſtand der Nikäa aber erfordert jetzt bereits Verheimlichung und ſie entflieht mit Amadis [P. 2. C. 83.], mit welchem ſie bald nachher in Trapezunt anlangt, wo ihre feierliche Vermählung Statt findet [P. 2. C. 91. 92] und ſie einen Sohn gebiert, welcher den Namen Floriſel von Nikäa erhält [P. 2. C. 94.].

Der Theil der Familiengeſchichte, welcher ſich beſonders auf die Thaten des Amadis von Griechenland bezieht, ſchließt, gleich dem Romane Esplandian, mit der Bezauberung aller griechiſchen Helden und Prinzeſſinnen durch Cirfea in dem Thurme des Weltalls, damit ſie ſo den zu ihrem Hinſcheiden beſtimmten Zeitpunkt vermeiden. In dieſem Thurme aber war Alles, was in dem Weltall vorgieng, durch Zauberkunſt zu ſchauen; eine Unterhaltung, welche die dort verſammelte Geſellſchaft mit gehörigem Muße das folgende Jahrhundert hindurch in bequemen Lehnſtühlen genießen ſollte [P. 2. C. 96].

Dieſer Roman, Amadis von Griechenland nämlich, und alle Nachfolger desſelben haben von Cervantes [Don Quij. P. I. C. 6.] den ſtrengſten Tadel erfahren: „Der nun kommt, ſagte der Barbier, iſt Amadis von Gräcia und alle auf dieſer Reiſe ſind, wie ich glaube, von derſelben Familie des Amadis."

„So können ſie alle in den Hof reiſen, ſagte der Pfarrer, denn um nur die Königin Pintiquinieſtra verbrennen zu können und den Schäfer Darinel ſammt ſeinen Eklogen mit den verteufelten und verruchten Reden des Verfaſſers, würde ich meinen leiblichen Vater zum Verbrennen hergeben, wenn er ſich in Geſtalt eines irrenden Ritters ertappen ließe."

Im zehnten Buche des Amadis de Gaula, von welchem vorgegeben wird, daß Cirfea, die Königin der Aegirer, es geſchrieben habe [P. 1. C. 59], und welches in zwei Theilen beſonders die Abenteuer des

Floriſel de Niquea
[Gräße S. 412 ff.],

Sohnes des Amadis von Griechenland und der Nikäa enthält, iſt nun aber von jenem Darinel die Rede, der den Zorn des Cervantes in ſo hohem Grade erwecke zu haben ſcheint. Dieſer Schäfer iſt ein ganz neuer Charakter in der

romantiſchen Dichtung und ſtellt einen verliebten Spaßmacher vor, welcher Sylvia, die Heldin der Erzählung, zum Gegenſtande ſeiner Neigung auserwählt. Dieſe Sylvia iſt die Frucht einer der heimlichen Zuſammenkünfte des Liſuarte und der Onoloria [L. 9. P. 2. C. 26.]; ſie war in früheſter Kindheit von ihren Eltern entfernt und in der Nähe von Alexandrien auferzogen worden. Nachdem ſie herangewachſen, verliebt ſich Darinel, ein benachbarter Schäfer, in ſie, beſchließt aber, da die Schöne gegen ihren Liebhaber ungemeine Grauſamkeit beweiſt, auf dem Gipfel des höchſten Berges im babyloniſchen Reiche den Tod zu erwarten [L. 10. P. 1. C. 1.]. Dort begegnet er Floriſel, welcher ſich zu jener Zeit am babyloniſchen Hofe aufhält. Dieſem Prinzen nun giebt Darinel eine ſo lebhafte Beſchreibung von der Schönheit der Sylvia, daß er ſich in Folge deſſen nach der Wohnung Sylvia's begiebt. Letztere zeigt ſich jedoch gegen ihn, der gleichfalls Schäfer wird, eben ſo unerbittlich, wie ſie ſich gegen den andern erwieſen; da ihr jedoch Floriſel von dem Prinzen Anaſtarar erzählt, der noch immer in ſeinem feurigen Palaſt eingeſchloſſen iſt, ſo verliebt ſie ſich in dieſen Prinzen [P. 1. C. 2 3.] und überredet Floriſel ebenſo wie Darinel, der ſeinen Plan, auf einem Gipfel des höchſten Berges in Babylon den Tod zu ſuchen, eine Zeit lang aufgiebt und zu Sylvia zurückkehrt, ſich mit ihr auf den Weg zu machen und die Befreiung des Anaſtarar zu verſuchen [P. 1. C. 4.]. An Ort und Stelle angelangt [P. 1. C. 5.], vernehmen ſie, daß dies Abenteuer der Amazone Alaſtrarerea, der Frucht eines Liebeshandels der Königin vom Kaukaſus und des Amadis von Griechenland [P. 1. C. 6.] vorbehalten ſei Die Thaten dieſer Alaſtrarerea nun füllen einen großen Theil des Romanes, und der Hirtengeſellſchaft begegnen während ihrer Aufſuchung dieſer Heldin vielfache Abenteuer, von denen das hauptſächlichſte das des Floriſel mit der Prinzeſſin von Thrazien, Namens Arlanda iſt, welche ſich durch Hörenſagen in ihn verliebt hat [P. 1. C. 14.], ihm nachfolgt und endlich ihre Leidenſchaft dadurch zu befriedigen weiß, daß ſie in den Kleidern der Sylvia im Dunkeln zu ihm kommt [P. 1. C. 16].

Endlich wird Sylvia während eines Sturmes von Floriſel und Darinel getrennt [P. 1. C. 25] und kehrt nach dem flammenden Kerker oder Hölle, wie er genannt wird [P. 1. C. 5.] zurück, in welchem Anaſtarar eingeſchloſſen iſt. Dort begegnet ſie der Alaſtrarerea [P. 1. C. 26.], und ihre vereinten Bemühungen bewirken die Entzauberung [P. 1. C. 30.]. Faſt zur nämlichen Zeit langt daſelbſt eine Anzahl griechiſcher Prinzen an, welche auf dem Wege nach dem Thurme des Weltalls ſind, um die Befreiung ihrer Verwandten zu verſuchen [P. 1. C. 27—29]. Bald darauf ſieht ſie ſich mit ihrem geliebten Anaſtarar vereint, und an demſelben Tage ergiebt es ſich auch, daß Sylvia die Tochter des Liſuarte iſt [P. 1. C. 31].

Inzwiſchen waren Floriſel und Darinel an die Küſte von Apolonia getrieben worden, woſelbſt Floriſel, Sylvia vergeſſend, ſich in die Helena, die Tochter des dortigen Herrſchers verliebt [P. 1. C. 32.]; jedoch ſieht er ſich bald veranlaßt, ſeine neue Geliebte zu verlaßen [P. 1. C. 46.] und beweekſtelligt während ſeiner Abweſenheit die Befreiung ſeiner Verwandten [P. 1. C. 56.], ein Abenteuer, deſſen Vollbringung ihm die ganze Zeit über war vorbehalten worden.

Auf ſeinem Rückwege nach Apolonia landet er in Colchos und trifft daſelbſt mit Alaſtrarerea zuſammen [P. 1 C. 59. 60.], die ſich endlich ſpäter mit einem griechiſchen Ritter, Namens Falanges, dem ſteten Begleiter Floriſels auf allen deſſen Zügen, vermählt [P. 2. C. 64.], da er ſich in ſie verliebt hat [P. 1. C. 59.]. Floriſel findet bei ſeiner Rückkehr nach Apolonia, daß ſeine Geliebte nahe daran iſt die Gemahlin des Prinzen von Gaula zu werden, eine Untreue, zu welcher ihr Vater ſie gezwungen hat [P. 1. C. 67.]. Floriſel unterbricht jedoch die Hochzeit, indem er die Braut entführt [P. 1. C. 69] und erweckt ſo durch dieſen Raub der zweiten Helena, wie ſie der Roman nennt [P. 2. C. 16.], einen großen Krieg. Die Streitkräfte aller Monarchen des Occidents belagern Konſtantinopel [P. 2. C. 16. 17] und ſchlagen das griechiſche Heer beſonders durch die Hulfe der Ruſſen [P. 2. C. 31]. Der wilde Herrſcher dieſes Volkes nämlich, beleidigt darüber, daß keine von den ſtreitenden Parteien ihn um ſeinen Beiſtand angegangen, ſucht eifrig, beide zu vernichten. Indem daher die Griechen ihren Verluſt wieder gut machen wollen, fallen die Ruſſen unerwarteterweiſe über ihre frühere Bundesgenoſſen her, befreien Konſtantinopel von den Feinden und ſichern ſo Floriſel in dem Beſitze der Helena [P. 2. C. 33.].

Hier hätte der Roman füglich ein Ende und

der Leſer Ruhe finden können, jedoch ſind noch zwei Drittel der Familiengeſchichte und die Abenteuer einer langen Reihe von Helden unerzählt, welche natürlich durch den Bericht der frühern Liebeshändel ihrer Vorfahren eingeführt werden müſſen. Amadis von Griechenland leidet nämlich bei der Verfolgung der verrätheriſchen Ruſſen, denen er ſich freilich hätte ſehr verpflichtet fühlen ſollen und welche gleich nach ihrer letzten That unter Segel gegangen waren, an einer wüſten Inſel Schiffbruch, wo er zu bleiben und wegen ſeiner Untreue gegen die Prinzeſſin von Sizilien Buße zu thun beſchließt [P. 2. C. 36. 37]. Hier[224]) nun hält er ſich ſo lange auf, bis Letztere zufällig eben dorthin gelangt und ihn nach den gehörigen Vorwürfen veranlaßt, zu ſeinem Weibe Nikäa zurückzukehren [P. 2. C. 51]. Inzwiſchen haben ſich die griechiſchen Ritter und namentlich Floriſel und Falanges auf den Weg gemacht Amadis aufzuſuchen und waren nach der Inſel Guinday gelangt [P. 2. C. 42] Sidonia, die Königin derſelben, trägt dem Falanges ihre Hand an; da dieſer jedoch ſeiner Gemahlin Alaſtrarerea treu bleiben will, ſo willigt Floriſel ein, die Stelle ſeines Freundes zu vertreten und heirathet demgemäß ihre Majeſtät unter dem angenommenen Namen Moraizel [P. 2. C. 44.]. Bald nachher verläßt er zwar ſeine junge Frau [P. 2. C. 46.]; die Folge ſeines kurzen Umganges mit derſelben iſt jedoch die Geburt der Diana [P. 1. C. 1.], der ſchönſten aller Prinzeſſinnen der Romantik und die Heldin des erſten Buches dieſer endloſen Erzählung, welches in zwei Theilen hauptſächlich die Geſchichte des

Ageſilaus von Colchos
[Gräße S. 413.],

Sohns des Falanges und der Alaſtrarerea [P. 1. C. 4.] enthält. Indem nämlich ein Gemälde [cf. P. 1. C. 1] der unvergleichlichen Diana auch nach Athen, woſelbſt er ſtudierte, gelangt war, hatte ihm dasſelbe eine ſo unwiderſtehliche Leidenſchaft eingeflößt [P. 1. C. 15.], daß er ſich als Harfnerin verkleidet an den Hof der Königin Sidonia begab [P. 1. C. 16.] und bei ihrer Tochter als unterhaltende Geſellſchafterin eingeführt wurde [P. 1. C. 20.]. Hier nun ergötzte er gelegentlich die Hofdamen durch die Ausübung ſeiner muſikaliſchen und poetiſchen Talente [P. 1. C. 21.], zeichnete ſich aber außerdem auch zuweilen als Amazone aus, indem er die Ritter beſiegte, welche unter verſchiedenen Vorwänden an den Hof kamen um Sidonia zu beläſtigen. Dieſer Zug, daß ſich ein Liebhaber unerkannt und in der Verkleidung eines Frauenzimmers bei ſeiner Geliebten aufhält, wiederholt ſich häufig in den folgenden Romanen, wie z B. in der Argenis und in Sidney's Arcadia, und man muß den Urſprung desſelben in der Geſchichte des Achilles ſuchen.

Endlich nachdem ſich Ageſilaus durch ſeine Thaten hinlänglich hervorgethan hat, tritt er bei Diana in ſeinem eigenen Charakter auf und verheißt der Sidonia (in ſeiner Kapazität als Amazone) ihr den Kopf Floriſel's zu bringen [P. 2. C. 21. 22], gegen welchen ſie, ſeitdem er ſie geheirathet und verlaßen, den bitterſten Haß gefaßt hatte [P. 1. C. 1]. Dieſem Verſprechen gemäß begiebt ſich Ageſilaus nach Konſtantinopel, und fordert Floriſel zu einem Kampfe auf Tod und Leben heraus. In Folge eines Uebereinkommens ſoll dieſer Kampf in dem Gebiete der Sidonia Statt finden [P. 2. C. 29.], jedoch macht man dort die Entdeckung, daß Floriſel beſſer verwandt werden könne, wenn man ſich ſeiner zur Vertheidigung der Inſel bediente [P. 2. C. 48 sqq.], in welche die Ruſſen eingefallen waren [P. 2. C. 42.]. Nach Vertreibung dieſer Feinde werden Ageſilaus und Diana verlobt [P. 2. C. 57.] und die allgemeine Freude durch die Ankunft des ältern und jüngern Amadis noch erhöht [P. 2. C. 69]. Die griechiſchen Fürſten gehen hierauf nach Konſtantinopel unter Segel [P. 2. C. 83.] wo die Vermählung des Ageſilaus und der Diana gefeiert werden ſoll. Ein Sturm jedoch, der ſich während der Fahrt erhebt, trennt Ageſilaus und Diana von ihren übrigen Verwandten und wirft ſie auf einen wüſten Felſen, wo ſie hätten umkommen müßen, hätte ſie nicht ein auf einem Greif reitender Ritter nach ſeinem Wohnorte auf dem grünen Eilande, einer der Kanariſchen Inſeln, mitgenommen [P. 2. C. 84.]. Da ihr Retter von der Schönheit Diana's bezaubert wird, ſo entführt er dieſe den folgenden Morgen nach einer fernen Gegend der Inſel und wollte ihr eben die lebendigſten Beweiſe ſeiner Leidenſchaft geben, als ſie ſich durch zufällig gelandete Seeräuber von ihrem ſtürmiſchen Liebhaber befreit und an Bord ihres Schiffes gebracht ſieht. Ageſilaus, der inzwiſchen ſeinen Wirth vermißt und auch die Diana nicht zu finden vermag, be-

ſteigt den Greif und macht ſich auf den Weg ſie aufzuſuchen [P. 2. C. 86.]. Nachdem er von dem Rücken des geflügelten Ungeheuers die Inſel vergeblich überſchaut hat, durchzieht ee noch viele andere Athmoſphären und ſteigt endlich in dem Lande der Garamanten niedee. Dee König dieſes Landes war wegen ſeines Stolzes des Augenlichtes beraubt worden, ſo wie außerdem ein gräulicher Drache ſeine Nahrung verſchlang, welcher letztere nun durch Ageſilaus verjagt wird [P. 2. C. 94.].

Dieſe Geſchichte entſpricht der des äthiopiſchen Königs Senapus im Raſenden Roland, Geſ. 33. St. 102 ff., welcher gleichfalls wegen ſeines Hochmuths das Geſicht verloren hatte, und deſſen Speiſen täglich durch Harpien verunreinigt werden, bis Aſtolfo, der auf einem Flügelroſſe vom Himmel herabſteigt, ſie verſcheucht. Außer dieſen übereinſtimmenden Umſtänden ſind ſowohl in dem Romane wie in dem Gedichte die Völker Chriſten, beide Monarchen wohnen in prächtigen Palaſten und beide Befreier werden bei ihrem Herabſteigen für Gottheiten gehalten. Der Urſprung dieſer wie der meiſten anderen ähnlichen Geſchichten findet ſich in dem klaſſiſchen Alterthume, und zwar liegt der gegenwärtigen die Erzählung von Phineus und der Harpien in den Argonautica des Apollonius von Rhodus zu Grunde, wo es im zweiten Buche Vers 178 ff. alſo heißt:

„Dorten beſaß am Ufer ein Haus Agenor's Erzeugter,
Welcher zumeiſt vor Allen die ſcheußlichſten Leiden geduldet
Wegen der Weisſagekunſt, die in früherer Zeit ihm verliehen
Leto's Geſproß; nicht ſcheute er etwa ſich, ſelber Kronions
Heil'ge Beſchlüſſe ſofort zu verkündigen deutlich den Menſchen.
Darum ſandt' ihm der Gott ein ſo lang andauerndes Alter,
Weil er das liebliche Licht ihm raubete; nimmer ſich laben
Ließ er ihn dann an den Speiſen, den reichlichen, deren Ihm allzeit
Forſcher des Göttergeſchicks aus den Gegenden ringsum verſchafften;
Sondern ſogleich aus Gewölk mit wild aufſtürzendem Fluge
Schwärmten heran die Harpy'en und raubten barſch mit den Krallen
Alles vom Mund, aus der Hand.“ — — —

Die Argonauten legen nun auf ihrer Fahrt nach Kolchis bei der Wohnung des Phineus an und zwei derſelben, die geflügelten Söhne des Boreas, befreien den Seher von den Ungeheuern.

Nachdem Ageſilaus dem Könige der Garamanten die Freuden eines ſchmackhaften Mahles wiederverſchafft hat, macht Erſterer ſich von neuem auf den Weg, um Diana aufzuſuchen und gelangt ſo nach der Wüſten Inſel. Dee Gott Terragant hatte ſich in die Königin dieſes Landes verliebt, da ihm jedoch keine Erhörung wurde, eine Schaar verderblicher Kobolde losgelaßen, welche die Inſel verwüſteten. Ein Orakelſpruch des Gottes erklärte ferner, daß dee Zorn des Letztern nur dann verſöhnt werden könne, wenn die Einwohner ſo lange täglich am Seeufer eine Jungfrau ausſetzten, bis er eine fände, die ihm ebenſo gefiele, wie die Königin. Da das ſchöne Opfer jedesmal von einem Seeungeheuer verſchlungen wird, ſo war die Inſel bereits faſt entvölkert und Seeräuber durchſtreiften im Auftrage der Einwohner die Meere, um an andern Küſten den erforderlichen Bedarf mit Gewalt fortzuführen. In ihre Hände alſo war Diana gefallen und ſie wurde daher bei ihrer Ankunft an den Felſen gebunden. An dem nämlichen Tage aber ſteigt Ageſilaus auf ſeinem Greife hernieder und bietet ſeine Dienſte gegen das Seeungethüm an. Indem er ſich daher auf den Kampfplatz begiebt, verleiht ihm die Lage, in welchee er ſeine Geliebte erblickt, noch größere Kraft; es gelingt ihm auch, das Ungeheuer zu tödten, und indem er alsdann ſeine Braut zu ſich auf ſeinen Hippogryph nimmt, fliegt er mit ihr nach Konſtantinopel [P. 2. C. 95. cf. C. 87.].

Man wird ſich nun erinnern, daß im Raſenden Roland [Geſ. 8. St. 51 ff.] Proteus, voll Zorn über die üble Behandlung, ſo die Prinzeſſin wegen eines Liebeshandels mit ihm erfahren, ganze Heerden von Seeungeheuern abſchickt, welche die Inſel verwüſten, und daß er ſich nur durch die tägliche Darbringung einer Jungfrau beſchwichtigen läßt, die dann einem am Ufer poſtierten Nordkaper als Beute dient. Endlich wird auch Angelika von den Einwohnern der Inſel, welche das Meer um immer neue Opfer zu finden durchſtreifen, dorthin gebracht und an

den Unglücksfelſen gebunden, jedoch Ruggiero ſteigt auf ſeinem Flügelroß herab und befreit ſie. Auch dieſe Geſchichte iſt gleich dee von dem blinden Könige und dem Drachen klaſſiſchen Urſprungs und ohne Zweifel der Fabel von Perſeus und dee Andeomeda entlehnt.

Wäheend feines Fluges nach Konſtantinopel erſpäht Ageſilaus unter ſich das Schiff des Amadis, von welchem er früher war getrennt woeden und das ſich noch immer unterweges befindet. Er ſteigt daher geſchickt auf dasſelbe nieder und begiebt ſich mit ſeinen übrigen Verwandten nach der Hauptſtadt Griechenlands, wo er ſeine Vermählung mit Diana feiert.

In dieſem Theile der Familienchronik nun iſt Ageſilaus von Colchos der treue Liebhaber, Rogel von Geiechenland aber, deſſen Abenteuer einen beträchtlichen Theil des Romanes einnehmen, ſpielt die Rolle des Galaor oder des Allerweltsliebhabers. Er iſt der Sohn des Floriſel und der Helena [P. 1. C. 6.] und meiner Meinung nach der größte Wüſtling untee allen ſeinen Verwandten. Zwar hat er ſeine beſondere Neigung der Leonida, einer griechiſchen Prinzeſſin, zugewandt [P. 1. C. 71.], die er am Ende auch heirathet; jedoch macht ee ſich auf Bitten der erſten beſten Joſe auf den Weg um ihrer Gebieterin beizuſtehen, und beginnt das Abenteuer gewöhnlich damit, daß ee einen Liebeshandel mit der Dienerin anfängt und eine Liebſchaft mit der Dame, der er gedient hat, macht dann den Beſchluß.

Der Leſer wird wohl, wie ich vermuthe, die verwickelte Geſchichte der Abkömmlinge des Amadis nicht weiter zu verfolgen wünſchen und wenige Worte werden uns raſch auf die ſpäteſte Nachkommenſchaft heeabführen.

Viele von den Haupthelden der Familie des Amadis beſitzen eine ſentimentale, platoniſche Freundin, wie z. B. Liſuarte die Gradaſſile; Finiſtea füllt dieſe Stelle bei Amadis von Griechenland aus und begleitet ihn bei ſeiner langwieeigen Aufſuchung ſeiner Gemahlin Nikäa, welche auf einee Beſuchsreiſe zu ihrem Vater war entführt worden. Im Verlaufe ihres Umherziehens gelangen ſie nach einer wüſten Inſel, wo ſie nach dem Genuſſe einer gewiſſen Frucht ihre platoniſchen Gewohnheiten gänzlich bei Seite ſetzen, wovon die Geburt eines Sohnes die Folge iſt, welcher von ſeinem Geburtsorte den Namen

Silves de la Selva
[Gräße S. 415.]

erhält [L. 11. P. 1. C. 77.].

Dieſer Prinz [deſſen Geſchichte den Stoff des zwölften Buches in zwei Theilen bildet] zeichnet ſich bei der Belagerung von Konſtantinopel duech die Ruſſen aus, deren König duech zwölf Zwerge den griechiſchen Fürſten eine Herausforderung überſandt hatte, worin er ihnen unter anderm mittheilt, daß er mit hundert und ſechzig Königen des Morgenlandes ein Bündniß eingegangen um alle Behauſungen der Griechen nieberzubrennen, damit ſie alsdann von ſeinen Unterthanen, den Ruſſen, nach einem beſſern Plane wiedee aufgebaut würden [L. 11. P. 2. C. 100]. Hieeauf folgt ein langer Bericht über den Krieg, welcher indeß ein gluckliches Ende für die Belagerten nimmt. Kaum aber ſind ſie von den ruſſiſchen Feinden befreit, als die ganze Geſellſchaft griechiſcher Kaiſerinnen und Peinzeſſinnen durch einen einzigen grauſamen Zaubeeſtreich fortgeführt wird [L. 12. P. 1. C. 58.]. Alle Ritter und Helden machen ſich daher auf den Weg, um ſie aufzuſuchen, und haben die gewöhnlichen Abenteuer, in benen ſich beſonders Silves de la Selva auszeichnet. Nachdem nun die Prinzeſſinnen wieder zurückgekehrt ſind, ergiebt ſich, daß viele von ihnen während ihrer Abweſenheit Kinder geboren haben, zu denen unter andern Spharamund, Sohn des Rogel von Geiechenland, und Amadis vom Geſtirne, Sohn des Ageſilaus, gehoren [L. 12. P. 2. C. 25.]. Sobald Spharamund und Amadis [deren Geſchichte das 13. Buch bildet, Gräße S. 415 ff.], das gehörige Altee erreicht, werden beide nach Parthien geſandt, woſelbſt ſie den Ritterſchlag erhalten ſollen [L. 12. P. 2. C. 73. L. 13. P. 2. C. 1.] Hier verlieben ſie ſich in zwei parthiſche Prinzeſſinnen, Roſaliana und Richarda, die ſie auch heirathen, nachdem ſie die herkommliche Anzahl Abenteuer durchgemacht haben. Unter andern wohnen ſie auch einer großen Schlacht zwiſchen den Chriſten und Heiden bei, welche letztere, wie gewohnlich, Konſtantinopel belageen. In dieſem Kampfe fällt auf Seiten der Ungläubigen der König der Schreckensinſel, daher die Wittwe desſelben ſich zu rächen beſchließt und dieß dadurch thut, daß ſie den jungen Prinzen Saphieaman, den Sohn des Spharamond und

der Prinzeſſin Richarda, ſowie den Herkules vom Geſtirne, den Sohn des Amadis vom Geſtirne und der Roſaliana, raubt. Dieſe beiden Prinzen werden in einen uneinnehmbaren Thurm eingeſperrt und die Abenteuer verſchiedener Ritter, welche ihre Befreiung verſuchen, ausführlich berichtet. Letztere wird endlich von Fulgarin, dem Sohne des Rogel von Griechenland bewirkt, und die Familiengeſchichte ſchließt mit den Thaten der zwei Prinzen nach ihrer Befreiung; das hierauf Bezügliche iſt jedoch hauptſächlich von franzöſiſcher Erfindung [ſ. Gräße S. 417.] [225]).

Ein ſpaniſcher Roman, der von Flores von Griechenland, beigenannt „der Schwanenritter", zweitem Sohne des Kaiſers Esplandian handelt, welchen d'Herberay auch überſetzt hat, kann gleichfalls der Geſchichte des Amadis beigezählt werden [ſ. Gräße S. 411] ebenſo wie die Abenteuer des Sonnenritters (Caballero del Febo) und ſeines Bruders Roſicler [ſ. Gräße S. 411 ff.], da Perion der Vater des Amadis von Gaula, von Tredatius, dem Vater des Sonnenritters, abſtammt. Nikolas Antonio ſagt an einer Stelle ſeiner Bibliotheca Hispana [Nova vol. I. p. 304.], daß die erſten beiden Bücher des Sonnenritters von Diego Ortuñes, und an einer andern [vol. II. p. 238.], daß ſie von Pedro de la Sierra verfaßt wurden. Einen dritten Theil ſchrieb Marcos Martines und einen vierten Feliciano de Siloa; gleichwohl iſt das Werk nicht beendigt, und die Ritter bleiben in einem bezauberten Zuſtande. Cervantes ſagt, es enthalte Manches von den Dichtungen des Bojardo, jedoch glaube ich, der Verliebte Roland iſt älter als der ſpaniſche Roman [226]). Letzterer iſt unter dem Titel: „Spiegel der Ritterſchaft" (Mirrour of Knighthood) in's Engliſche ſo wie wörtlich aus dem Spaniſchen in acht Bänden in's Franzöſiſche übertragen worden. Auch hat es der Marquis de Paulmy in zwei Bände zuſammengezogen und es als Rahmen für diejenigen Züge des ganzen Familiengemäldes benutzt, welche ihm die ſchönſten zu ſein ſchienen. Die fabelhafte Geſchichte von den Nachkommen des Amadis iſt in dem Roman des Romans VII. vol. 8., einem urſprünglich franzöſiſchen Werke des Duverdier beendet worden [ſ. Gräße S. 417.].

Die Geſchichte des Amadis de Gaula und ſeiner Abkömmlinge lieferte den Dichtern und den Dramatikern der benachbarten Länder vielfachen Stoff. Sowohl der Amadigi wie der Floridante des Bernardo Taſſo beruhen auf dem erſten Romane der ganzen Klaſſe, und zahlloſen franzöſiſchen und italieniſchen Dramen liegen Ereigniſſe zu Grunde, welche in dem Amadis von Griechenland und Agesilan von Colchos vorkommen. Die ſpaniſchen Romane äußerten jedoch im Allgemeinen weniger Einfluß auf die frühere Literatur Englands als die franzöſiſchen Romane oder die italieniſchen Novellen, was Southey der elenden Weiſe, wie die erſten Ueberſetzungen ausgeführt wurden, zuſchreibt. Jedoch erwähnt er, daß im Amadis von Griechenland das Vorbild der Zelmane von Sidney's Arcadia, des Floriſel in Shakeſpeare's Wintermärchen und des Maskenſpiels Cupido in Spenſer's Feenkönigin [B. III. C. XII.] zu finden iſt.

Nachdem wir ſo die Geſchichte des Amadis und ſeiner Nachkommen näher betrachtet, kommen wir jetzt zu der zweiten der in den ſpaniſchen Romanen enthaltenen Familiengeſchichten. Der erſte dieſer neuen Klaſſe, wenigſtens hinſichtlich der Reihenfolge der Ereigniſſe, iſt

Palmerin de Oliva
[Gräße S. 421 ff.].

Ueber die Sprache, in welcher dieſer Roman urſprünglich geſchrieben worden, herrſcht kein Streit, was hinſichtlich ſo vieler anderen Ritterbücher dieſer dritten Klaſſe keineswegs geſagt werden kann. Er erſchien zuerſt in ſpaniſcher Sprache und wurde zu Sevilla 1525 Folio gedruckt. Ein zweiter Abdruck, gleichfalls ſpaniſch, kam 1562 zu Venedig heraus und iſt dem Ceſare Trivulci gewidmet, welcher damals dieſe Sprache ſtudierte. Das Werk erſchien nachmals 1533. 12. gleichfalls zu Venedig, wobei der Spanier Juan Matheo da Villa die Korrektur beſorgte. Die Widmung iſt an den Señor Juan de Nores Conde de Tripoli, Embaxador de la Universidad de Chipro gerichtet und darin geſagt, dieß geſchehe deswegen, damit er, der Sprachſtudien liebe, auch das Spaniſche erlerne und dieſe Sprache dadurch neue Ehre erlange. Im Jahre 1546 erſchien zu Paris eine franzöſiſche Ueberſetzung in Folio, als deren Verfaſſer Jean Maugin mit dem Beinamen le petit Angevin genannt wird. Es heißt ferner in der Vorrede, eine frühere Uebertragung, deren Verfaſſer unbekannt iſt, habe bloß die Matière principale des ſpaniſchen Originals enthalten und daher ſei die gegenwärtige

revidiert und verbeſſert worden. Demgemäß hat Maugin, der jene umarbeitete, das Originalwerk an mehreren Stellen erweitert und an anderen abgekurzt; auch die Art der Kriegführung iſt verändert und die Liebeshändel ſind franzöſiert und moderniſiert worden. Dieſe Ausgabe iſt mit Holzſchnitten verziert, die freilich zu jedem ſpaniſchen Ritterromane paſſen und ſich auch in der That in der franzöſiſchen Ausgabe des Amadis von Griechenland wiederfinden: ſie ſtellen eine Dame im Kindbette vor, ferner einen Jüngling, der den Ritterſchlag erhält, einen Ringerkampf, die Stürmung einer Stadt, Schiffe in einem Seeſturme, das Stelldichein einer Dame und eines Ritters u. ſ. w. Dieſer Roman wurde auch von Anthony Munday in's Engliſche übertragen und im Jahre 1588. 4. mit gothiſchen Buchſtaben gedruckt.

Gleich ſo vielen andern Helden der ſpaniſchen Romantik iſt auch der Held des gegenwärtigen Romanes ein Kind der Liebe. Reymicio, der achte Kaiſer von Konſtantinopel nach Konſtantin, hatte eine Tochter Namens Griana, welche er dem Tariſius, Sohn des Königs von Ungarn und Neffen der Kaiſerin, zur Frau beſtimmte [C. 2.]. Griana jedoch zieht den Prinzen Florendos von Macedonien vor, mit welchem ſie einmal des Nachts eine Zuſammenkunft in einem Garten hat [C. 7.], in Folge deren der Held des vorliegenden Romanes das Licht der Welt erblickt. Griana, welche ihre Schwangerſchaft durch das Vorgeben einer Krankheit verbirgt, übergiebt nach ihrer Entbindung das Kind einer Vertrauten, damit dieſe es ausſetze [C. 9.]. Ein benachbarter Landmann, welcher es aufnimmt und nach Hauſe trägt, zieht es als ſeinen Sohn auf und giebt ihm den Namen Palmerin de Olliva, weil er ihn auf einem mit Palmen- und Olivenbäumen bedeckten Hügel gefunden [C. 10.]. Palmerin iſt nun eine Zeit lang mit ſeinem niedrigen Stande zufrieden; als er jedoch aufwächſt und ihm in einer Viſion offenbart wird, daß er nicht der Sohn ſeines vorgeblichen Vaters iſt, ſo ſehnt er ſich danach ſich durch Waffenthaten auszuzeichnen [C. 12.].

Eines Tages nun gelingt es Palmerin, während er ſich im Walde aufhält, einen Kaufmann, der ſich auf dem Rückwege von Konſtantinopel nach ſeiner Heimat befindet, aus den Klauen eines Löwen zu befreien. Der Kaufmann nimmt ſeinen Retter nach der Stadt Hermide mit und verſieht ihn dort mit Waffen und einem Roſſe [C. 13.], worauf Palmerin, ſo ausgerüſtet, ſich nach dem Hofe des Königs von Macedonien begiebt, um ſich von Florendos, dem Sohne desſelben und Vater des Palmerin, was freilich beiden noch unbekannt war, zum Ritter ſchlagen zu laßen [C. 14.].

Nachdem er ſeinen Wunſch erfüllt geſehen [C. 15], beſteht die erſte That des jungen Helden darin, daß er eine Schlange tödtet, die Hüterin einer Quelle, deren Gewäſſer zur Wiederherſtellung des kranken Königs von Macedonien, Primaleon, unerläßlich ſind. Im Verlaufe dieſes Abenteuers verleihen ihm einige Feeen, welche zuweilen zu der Quelle kamen und einen Groll gegen die Schlange hegten, das Vorrecht gegen jeden Zauber feſt zu ſein [C. 16.].

Da ſich das Gerücht von dieſer That des Palmerin weit verbreitet, ſo wenden ſich viele benachbarte Fürſten an ihn um Beiſtand und alle dieſe Unternehmungen beendet der junge Held auf die ruhmvollſte Weiſe. Endlich dehnt er den Kreis ſeiner Hülfsleiſtungen noch weiter aus und befreit den deutſchen Kaiſer von dem bezauberten Ritter, welcher ihn in Gand (Gent) belagert [C. 25. 26]. Hier verliebt ſich Palmerin in die Tochter des Kaiſers, Polinaeda, die Heldin des Romanes [C. 27.], welche, gleich der Geliebten des Aetus de la Bretagne, ihrem Liebhaber im Traume erſchienen war [C. 12]. Nachdem er ſich in einem Turniere in Deutſchland ausgezeichnet [C. 29.], begiebt ſich Palmerin zu einem andern nach Frankreich, welches der Prinz dieſes Landes hatte verkünden laßen, um ſeinen Gegnern die Ueberzeugung von der unvergleichlichen Schönheit ſeiner Geliebten, der Herzogin von Burgund, gehörig eindringlich zu machen [C. 31—34.]; wie ſich jedoch von ſelbſt verſteht, beweiſt Palmerin auf handgreifliche Weiſe, daß die Reize der Polinarda die aller anderen Frauen bei weitem übertreffen [C. 36. 39.]. Nach ſeiner Rückkehr an den Hof des Kaiſers, führt die Prinzeſſin immer noch die zurückgezogene Lebensweiſe fort, wie zur Zeit ſeiner Ausfahrt nach Frankreich, jedoch genießt er endlich durch die Vermittelung des Zwerges Urgando das Glück ihrer Umarmungen.

Um dieſe Zeit aber kamen an den deutſchen Hof Geſandte von dem Könige von Norwegen, welche den Kaiſer im Namen ihres Gebieters um Beiſtand in einem Kriege, den dieſer gegen den König

von England unglücklich führte, anflehen sollten. Der Kaiser verspricht dem norwegischen Monarchen ein Heer zu Hülfe zu senden [C. 42. 43]; jedoch sein Sohn Trineus, welcher in Agriola, die Tochter des Königs von England, verliebt ist [C. 39.], begiebt sich heimlich mit Palmerin nach Britannien, um dem Vater seiner Geliebten beizustehen [C. 44.]. England wird nun der Hauptschauplatz der Abenteuer dieses Romanes, welche damit enden, daß Trineus die Prinzessin Agriola entführt und sich nebst Palmerin zur See begiebt [C. 61.]. Dort überfällt sie ein Sturm, der mehrere Tage anhält und nach dessen Aufhören sie sich ziemlich von ihrem Wege abgekommen finden; denn statt wie sie beabsichtet, Norddeutschland erreicht zu haben, befinden sie sich an der Küste von Morea. Während der auf den Sturm folgenden Windstille landet Palmerin an der benachbarten Insel Calsa, um auf die Falkenjagd zu gehen, welches nebst den übrigen Arten zu jagen, in jener Zeit die Hauptbelustigung der höheren Stände gewesen zu sein scheint und es auch bis zu der Verbesserung der Feuerwaffen blieb. In der Abwesenheit Palmerin's wird das Schiff, worin Trineus nebst seiner Geliebten zurückgeblieben, von zwei turkischen Galeeren genommen [C. 65.] und hierauf die Prinzessin Agriola dem Großsultane zum Geschenk gemacht [C. 66.]; Trineus hingegen wird auf einem Eilande, einem Seitenstücke der Insel der Circe, ausgesetzt und in einen Schooßhund verwandelt [C. 107.].

Inzwischen trifft Palmerin auf der Insel Calsa mit Archidiana, der Tochter des Sultans von Babylon, zusammen [C. 69], die ihn mit sich führt und ihn in ihre Dienste nimmt, welchem Beispiele auch ihre Cousine Ardemira folgt, die sich zur Zeit an dem babylonischen Hofe aufhält. Palmerin jedoch bleibt der Polinarda treu und widersteht dem ungestümen Drängen dieser Prinzessinnen. Diese Grausamkeit von Seiten Palmerin's hat auf Ardemira eine solche Wirkung, daß sie einen Blutsturz bekommt und stirbt [C. 73.]. Ihr Bräutigam Amaran, der Sohn des Königs von Phrygien, kommt bei der Nachricht von ihrem Hinscheiden an den Hof von Babylon, klagt die Prinzessin Archidiana ihres Todes an und erbietet sich seine Behauptung mit den Waffen zu beweisen [C. 75.]. Palmerin jedoch nimmt sich Archidiana's an, tödtet Amaran im Zweikampfe [C. 77.] und erwirbt sich so die Gunst des Sultans, welchem er einen Krieg gegen die Angehörigen des Gefallenen glücklich beendigen hilft [C. 83. 84.]. Der Sultan, aufgeblasen durch diesen glücklichen Erfolg, rüstet eine Expedition gegen Konstantinopel aus und befiehlt Palmerin sie zu begleiten [C. 86.]. Dieser benützt indeß einen Sturm, der sich während der Fahrt erhebt, um sich von der Hauptflotte zu trennen, und zwingt die Mannschaft seines Schiffes nach einem deutschen Hafen zu steuern [C. 87]. Sobald er gelandet ist, begiebt er sich stracks nach der Hauptstadt des Kaisers, wo er einige Zeit im Umgange mit Polinarda zubringt [C. 88.]. Nach vierzehn Tagen macht er sich auf den Weg um Trineus aufzusuchen [C. 93.] und gelangt so nach Buda (Ofen), wo er vernimmt, daß Florendos, Prinz von Macedonien, unlängst den Tarisius getödtet hatte [C. 90. 95.], welcher, wie man sich erinnern wird, sein Nebenbuhler bei der griechischen Prinzessin Griana gewesen, die ihn, von ihrem Vater gezwungen, hatte heirathen müssen [C. 11.]. Florendos war hierauf von den Angehörigen des Tarisius gefangen genommen und nach Konstantinopel geschickt worden, woselbst er zugleich mit Griana, welche man für seine Mitschuldige hielt, auf dem Scheiterhaufen sterben sollte [C. 91. 92.]. Palmerin begiebt sich sogleich nach Konstantinopel, behauptet die Unschuld beider und besiegt ihre Ankläger, die Neffen des Tarisius, wodurch er, obwohl ohne sein Wissen, seinen Eltern das Leben rettet [C. 96.]. Während er nun in Folge der bei dem Kampfe erhaltenen Wunden an sein Lager gefesselt ist, besucht ihn Griana, die an einem Mahl auf seinem Gesicht und daran, daß er den Ort erwähnt, wo er nach seiner Geburt ausgesetzt worden, in ihm ihren Sohn entdeckt [C. 97.]. Der Kaiser nimmt ihn demgemäß voll Freude auf und erkennt ihn als seinen Thronerben an, da sein eigener Sohn und sein Enkel in einer Schlacht gegen die Babylonier den Tod gefunden hatten, welche letztere nämlich, nachdem sich Palmerin von ihnen getrennt, in Griechenland gelandet, aber gänzlich geschlagen worden waren [C. 89.].

Nach diesen Ereignissen setzt Palmerin seine Aufsuchung des Trineus fort, wird jedoch auf dem mittelländischen Meere von türkischen Galeeren gefangen genommen und nach dem Palaste des Großsultans gebracht [C. 106.]. Dort trägt er zur Befreiung der Prinzessin Agriola aus der Gewalt des Letztern bei [C. 108.], worauf er

an den Hof einer andern Prinzeſſin gelangt [C. 110], bei welchee Trineus zu jener Zeit gerade als Schooßhund fungiert, da ſie ihn unlängſt von der Zauberin, die ihm dieſe Geſtalt verliehen, zum Geſchenk erhalten hatte [C. 107.]. Palmerin begleitet nun die Prinzeſſin auf einem Beſuche bei dem perſiſchen Zauberer Muſſadelin, durch den ſie von einer Krankheit an der Naſe geheilt zu werden hofft [C. 113.]. Der Nekromant theilt ihr gleich bei der erſten Konſultation mit, daß dieſe Heilung nur durch die Blüthen eines Baumes bewiekt werden könne, welcher in dem durch Zauberei bewachten Schloſſe der zehn Stufen wüchſe [C. 115.]. Dieſes Abenteuer nun wird von Palmerin unternommen und beendet, indem er ſich in den Beſitz der Baumblüthen und außerdem auch noch in den eines bezauberten Vogels ſetzt, welcher ihm ſeiner Zeit durch ein eigenes Geſcheei das herannahende Ende ſeines Daſeins verkünden ſollte. Auch zerſtört er den Zauber des Schloſſes, wodurch Trineus, der ſeine Freundin und Herrin als Hund begleitet hatte, ſeine natürliche Geſtait wiedererlangt [C. 116.].

Auf dieſe That folgt noch eine lange Reihe andeeer Abenteuer, welche jedoch den bereits mitgetheilten ſehr ſtark ähneln; neue Kämpfe, neue Zaubereien und neue Sultane mit verliebten Töchtern. Palmerin und Trineus kehren zuletzt nach Europa zurück, woſelbſt Letzterer endlich bald nachher Agriola heirathet [C. 131.]. Zu derſelben Zeit vermählt ſich Palmerin mit Polinarda und beſteigt nach dem Tode ſeines Großvaters Reymicio den griechiſchen Thron [C. 133.].

Aus einigen lateiniſchen Verſen zu Ende des Palmerin von Oliva, hat man ſchließen wollen, daß dieſer Roman von einer Dame geſchrieben worden ſei; und wenn dem ſo iſt, ſo kann man von ihrer Mocaiität keine ſehr günſtige Meinung hegen. Auch eeſetzt ſie dieſen Mangel keineswegeſ duech Geiſt oder glückliche Erfindungsgabe; denn der Marquis de Pauimy [Mél. tirés d'une grande Bibl. vol. 16. p. 2.] zieht zwar den Palmerin be Oliva allen Romanen der Familiengeſchichte der Paimerine vor und hält dafür, daß er ſie ebenſo übertreffe, wie der Amadis be Gauia ſeine Fortſetzungen; jeboch müſſen wir auf die Meinung bes Cervantes ein größeres Gewicht legen und ſelbſt die kurze Skizze, die wir oben gegeben, wirb den Leſer von der Gerechtigkeit des Urtheils übeezeugen, durch welches der Verfaſſer des Don Quijote den Palmerin zum Feueetode verdammt: „Hieeauf machte er ein anderes Buch auf und ſah, daß es der Palmerin de Oliva war... Als bies der Liceniat erdlickte, ſagte er: „Dieſer Palmerin muß ſogleich in Stücke gehauen und ſo völlig verbrannt werden, daß auch nichts von der Aſche übrig bleibt."

Der nächſte Roman aus der Kiaſſe der Palmeringeſchichten iſt

Primaleon
[Gräße S. 423 ff.]

Sohn des Palmerin von Oliva und der Polinarda, weicher ueſprünglich in ſpaniſcher Speache geſchrieben wurde, wenngleich es darin heißt, er ſei von Francisco Delicado aus dem Griechiſchen überſetzt. Ee wurde zum erſten Male 1516 gedruckt, ſpäter zu Sevilla 1524, zu Venedig 1534, zu Bilbao 1585 und zu Liſſabon 1598. Eine italieniſche Ueberſetzung erſchien zu Venedig 1559 und eine ſeanzöſiſche zu Lyon 1572. Anthony Munday übertrug in's Engliſche zuerſt den Theil des Romanes, welcher ſich auf die Thaten des Polendos bezieht, und widmete ihn in einigen lateiniſchen Verſen dem Sir Francis Drake. Dieſe Arbeit kam 1589 heraus. Später ſetzte er ſie fort und im Jahee 1595 ſo wie noch einmal 1619 erſchien das vollſtändige Werk.

Bald nach dem Beginne dieſes Romanes werden die Abenteuer des Polendos erzählt, welche den intereſſanteſten Abſchnitt desſelden ausmachen. Die erſte That dieſes Heiden iſt freilich nicht ſehe glänzend; denn als er noch am Hofe ſeiner Mutter, der Königin von Tharſus, lebt, ſieht er eines Tages eine kleine alte Frau auf den Stufen des Palaſtes ſitzen und ſtößt ſie, weil er ſich von ihr verhöhnt glaubt, mit dem Fuße die Treppe hinunter. Unten angelangt muemelt ſie, daß ſein Vater Palmerin von Oliva die Unglücklichen nicht auf ſolche Weiſe behandelte. So erfährt Polendos das Geheimniß ſeiner Geburt [C. 5.], denn er wat in der That der Sohn des Palmerin, deſſen Treue gegen Polinaeba einſt durch berauſchende Getränke, welche die Königin von Tharſus ihm reichte, war beſiegt woeben [ſieh Palm. de Oliva C. 85.]. Polendos brennt nun vor Verlangen ſich durch glänzenbere Thaten als die eben bewieſene auszuzeichnen. Er begiebt ſich daher nach Konſtantinopel, um ſich ſeinem Vater vorzuſtellen und beſteht unterwegs die her-

kömmlichen Abenteuer [C. 5—15.]. Jedoch hält er sich nicht lange in Konstantinopel auf, sondern macht sich auf den Weg, um die Prinzessin Francelina, in die er sich verliebt hat [C. 9 ff. C. 5], aus der Gewalt eines Riesen und eines Zwerges zu befreien, durch den sie in einem Zauberschlosse gefangen gehalten wurde [C. 21 ff. C. 3.].

Polendos kehrt hierauf nach Konstantinopel zurück [C. 31.], worauf zur Vermählungsfeier einer Tochter des Kaisers ein großes Turnier veranstaltet wird. Bei dieser Gelegenheit erhält Primaleon, welcher sich durch die Thaten seines Halbbruders Polendos zur Erwerbung gleichen Ruhmes angetrieben fühlt, den Ritterschlag und zeichnet sich ganz besonders aus [C. 43.]. Den Rest des Romanes füllen nun die Abenteuer des Letztern und die des Duardos (Eduard) von England aus [C. 50 ff.]. Eine Herzogin von Ormedes, erbittert über Palmerin, weil er ihren Sohn getödtet [s. Palm. de Oliva C. 136 ff.], erklärt, sie würde ihre Tochter, die schöne Gridonia, nur demjenigen Ritter zur Frau geben, der ihr den Kopf des Primaleon überbrächte. Dieß erweckt dem jungen Helden viele Feinde, und weil er die Liebhaber Gridonia's, einen wie den andern der Reihe nach erschlägt, so wird er der Gegenstand tiefsten Abscheus [C. 45 ff.]. [Er langt jedoch eines Abends in dem einsam liegenden Schlosse an, in welchem die Prinzessin, von der Welt abgesondert, gehalten wird, und da er ihr von Person unbekannt ist, so erwirbt er sich, ehe er weiter zieht, ihre Liebe vollständig] [227]).

Es war die Absicht des Verfassers des Primaleon, daß

Platir
[Gräße S. 425.],

der Sohn des letztgenannten Helden und der Gridonia, seinem Vater in der Reihe folgen sollte, und demgemäß erschien ein Roman, der die Familiengeschichte der Palmerine fortzusetzen bestimmt war und 1533 zu Valladolid gedruckt wurde. Auch dieses Werk gehört zu denen, welche Cervantes zum Feuertode verdammt. „Hier ist der Ritter Platir", sagte der Barbier. „Dies ist ein altes Buch, versetzte der Pfarrer, und ich finde keine Ursache in ihm, aus welcher es Gnade verdiente; also bringt es, ohne was zu erwiedern, zu den übrigen." — Und dies geschah sogleich."

Dieser nur sehr mittelmäßige Roman wurde in seiner Eigenschaft als rechtmäßige Fortsetzung der genannten Familiengeschichte verdrängt durch das weit höhere Verdienst des

Palmerin de Inglaterra
[Gräße S. 425 ff.]

Sohnes des englischen Prinzen Don Duardos und der Flerida, der Tochter des Kaisers Palmerin von Oliva.

Die älteste Ausgabe des vorliegenden Romanes ist französisch; sie erschien zu Lyon 1553 und ist der Diana von Poictiers, Herzogin von Valentinois gewidmet; auf dem Titel wird ferner gesagt, der Roman sei aus dem Kastilianischen übersetzt. Im Jahre 1555 kam er zu Venedig in italienischer Sprache heraus, und auch in dieser Ausgabe heißt es, er sei aus dem Spanischen übertragen. Demnächst erschien er portugiesisch im Jahre 1567 und ist von Francesco de Moraes der Infantin Donna Maria gewidmet. Von Moraes weiß man nicht viel mehr, als daß er zu Braganza geboren und Schatzmeister des Königs Johann III. war, so wie daß er im Jahre 1572 zu Evora einen gewaltsamen Tod fand. In der Widmung sagt er, daß er während seines Aufenthaltes in Frankreich eine handschriftliche Chronik des Palmerin entdeckt und diese dann in's Portugiesische übertragen habe.

Trotz dieser ausdrücklichen Erklärung des Moraes so wie des Umstandes, daß sowohl die französische als die italienische Ausgabe zwölf bis vierzehen Jahre vor der portugiesischen erschienen und auf ein spanisches Original zurückweisen, behauptet Southey dennoch, daß Palmerin von England weder, wie jene beiden besagen, ursprünglich spanisch geschrieben, noch auch, wie Moraes vorgiebt, aus alten Chroniken übersetzt worden sei, sondern daß das Portugiesische die Urspeache des Romanes und Moraes der Verfasser desselben sei.

Was nun die Behauptung des Moraes betrifft, so bemerkt Southey ganz richtig, daß Originalromane häufig von den Verfassern für Uebersetzungen alter Handschriften ausgegeben wurden; daß daher seine Erzählung von der Auffindung der Chronik so viel sei wie eine Erklärung, daß er das Werk verfaßt habe, auch für eine solche gelten sollte und wirklich dafür galt; endlich daß wenn der Roman kein Originalwerk war, das unrichtige Vorgeben in Betreff der alten Handschriften nicht unentdeckt bleiben konnte, da zur

Zeit, wo er erſchien, die franzöſiſche und italieniſche Ueberſetzung in Liſſabon bekannt ſein mußten.

Die Schwierigkeit, welche aus dem frühern Datum der eben genannten Uebertragungen entſpringt, löſt Southey dadurch, daß er ähnliche Beiſpiele von Ueberſetzungen anführt, die nach Abſchriften gemacht und vor dem Originale erſchienen ſind, und ferner durch die Vermuthung, daß Moraes ſeine Arbeit in Frankreich verfaßte, den Druck derſelben jedoch bis nach der Rückkehr in ſein Vaterland aufſchob und daß ſie inzwiſchen in's Franzöſiſche und Spaniſche überſetzt wurde.

Was die Behauptung anlangt, die ſich auf den Titelblättern der franzöſiſchen Ausgaben befindet, daß der Roman aus dem Kaſtilianiſchen überſetzt ſei, ſo glaubt Southey, dieſer Ausdruck bedeute ſo viel wie Spaniſch, womit zu jener Zeit im Allgemeinen die Sprache aller Schriftſteller der pyrenäiſchen Halbinſel bezeichnet wurde. Schließlich bemerkt Southey noch, daß die Spanier keinen Anſpruch auf die Autorſchaft des Romanes machen, ſo daß ihm kein Beweis von einem Vorhandenſein desſelben in ihrer Sprache bekannt geworden.

Nach dieſer Auseinanderſetzung können wir mit um ſo größerm Vertrauen ein Zeugniß für den portugieſiſchen Urſprung des vorliegenden Romans entgegennehmen, welches nämlich in einer Behauptung des Cervantes beſteht, daß er, einem Gerüchte nach, von einem weiſen König von Portugal verfaßt worden ſei; denn obgleich hierin ein Irrthum hinſichtlich des Verfaſſers enthalten iſt, ſo erhellt doch aus dieſer Mittheilung der allgemeine Glaube von dem portugieſiſchen Urſprunge des Palmerin von England. Aber auch inneres Zeugniß ſpricht nach Southey für dieſe Annahme, da der Verfaſſer einem großen Theile der Scenerie nicht nur natürliche ſondern auch lokale Wahrheit verliehen hat [228]).

Im Palmerin nun, wie in vielen anderen Ritterromanen, ſtattet der Verfaſſer nicht nur von dem Jugendleben des Helden, ſondern auch von den Abenteuern ſeiner Eltern ausführlichen Bericht ab. [Don Duardos nämlich, Sohn des engliſchen Königs Fadrique, war, wie im Primaleon erzählt wird, mit Flerida, der Tochter des Palmerin von Oliva vermählt] [229]). Während er aber eines Tages in einem Walde in England einen Eber verfolgt, verliert er ſeinen Weg und gelangt nach einem Schloſſe, wo er zwar Aufnahme findet, jedoch nachher von einer Rieſin, Namens Eutropa, gefangen gehalten wird, weil ſie den Tod ihres durch Palmerin von Oliva getödteten Bruders rächen will. Der Sohn dieſes Letztern mit Namen Dramuziando wohnt bei ſeiner Tante und ſpielt in dieſem Romane die in ähnlichen Werken ſo ſehr ſeltene Rolle eines liebenswürdigen und mehrfach begabten Rieſen. Er war nämlich, wie die Erzählung beſagt, von angenehmer Rede und übertraf (was freilich nicht ſehr ſchwer geweſen ſein mag) alle ſeine Verwandten an Courtoiſie; auch faßt er für Duardos eine freundſchaftliche Zuneigung und behandelt ihn, gegen die Abſicht ſeiner Tante, während ſeiner Gefangenſchaft mit vieler Güte [P. 1 C. 1. 2.].

Inzwiſchen hat ſich Flerida mit einem zahlreichen Gefolge auf den Weg gemacht, um ihren Gemahl aufzuſuchen, wird jedoch in einem Walde von Wehen überfallen und gebiert zwei Söhne, welche von dem ſie begleitenden Kaplane das Sakrament der Taufe erhalten. Kaum war dieſe Ceremonie beendet, ſo nähert ſich ein wilder Mann, der den Wald bewohnt, mit zwei Löwen, bemächtigt ſich der beiden Kinder, von denen eben das eine, der zukünftige Held des Romanes, den Namen Palmerin, der andere den Namen Florian erhalten hat, und bringt ſie in ſeine Höhle, wo er ſie ſeinen Löwen zum Futter beſtimmt [1. C. 3.].

Nach dieſem Unfalle kehrt Flerida troſtlos in ihren Palaſt zurück und ſendet einen Boten nach Konſtantinopel, um den Kaiſer und deſſen Hof von dem Verluſte ihrer Kinder, ſo wie von der Gefangenſchaft ihres Gemahles zu unterrichten [1. C. 4.]. Nach Empfang dieſer Nachricht begiebt ſich Primaleon nebſt einer Anzahl Ritter auf den Weg nach England [1. C. 6.] und der nun folgende Abſchnitt des Romanes iſt voll von den Abenteuern derer, welche die Befreiung des Duardos verſuchen. Die meiſten derſelben gerathen in die Gewalt des Rieſen Dramuziando, der ſich jedoch nur dadurch an ihnen rächt, daß ſie gleich Duardos jeden neuen Feind, der ſich naht, bekämpfen müßen.

Inzwiſchen hat die Frau des wilden Mannes dieſen überredet, daß er ſeine Abſicht, Palmerin und Florian als Löwenfutter zu verwenden, aufgebe [1. C. 5.] und demgemäß zieht er ſie nebſt ſeinem Sohne Selvian wie ſeine eigenen Kinder auf. Eines Tages nun begegnet Florian,

welcher sich bei der Verfolgung eines Hirsches zu weit entfernt hatte, dem Sir Pridos, Sohn des Herzogs von Wales, welcher ihn an den englischen Hof bringt und ihn dem Könige und dessen Schwiegertochter Fleeida vorstellt, worauf diese ihn unter dem Namen des Kindes der Einöde sehr sorgfältig auferziehen [1. C. 7.].

Einige Zeit nachher gelangt Palmerin beim Umherstreifen in Begleitung seines Gespielen Seloian an die Seeküste und sieht, wie eine Galeere strandet. Aus dieser nun steigt Polendos an's Land, von welchem in dem Romane Primaleon die Rede ist und der nebst andern griechischen Rittern jetzt nach England kommt, um Duardos aufzusuchen. Auf ihre Bitten nimmt er Palmerin und Seloian an Bord und segelt mit ihnen nach Konstantinopel. Dort werden sie dem Kaiser vorgestellt, welcher von der Abkunft des Palmerin keine nähere Kenntniß erhält, jedoch durch Briefe von der Dame vom See erfährt, daß er von hoher Geburt sei [1. C. 8.]. Demgemäß wird unser Held zum Ritter geschlagen, wobei ihm Polinaeda, die Tochter des Primaleon, das Schwert umgürtet. Bei dieser Gelegenheit wird ein Turnier veranstaltet, wobei er und ein unbekannter Ritter, der einen Wilden mit zwei Löwen im Schilde führt, sich ganz besonders auszeichnen. Der fremde Ritter zieht fort ohne sich zu entdecken, jedoch zeigt es sich später, daß es Florian von der Einöde war, der fortan den Beinamen der Ritter mit dem wilden Mann erhält [1. C. 12.].

Da Palmerin sich in Polinarda, die Tochter Primaleon's, verliebt und seine Gefühle gegen die Prinzessin zu offen ausspricht, so verbannt sie ihn aus ihrer Gegenwart [1. C. 17.]. Im höchsten Grade verzweifelt verläßt er den griechischen Hof und, indem er unter dem Namen der Glücksritter nach England zieht, leistet er unterwegs vielen hülfsbedürftigen Damen Beistand und raubt vielen Rittern den Preis, bei allen welchen Thaten ihn Seloian als Schildknappe begleitet [1. C. 18 ff.]. In England angelangt treffen sie, durch einen Wald ziehend, den wilden Mann an und werden von ihm erkannt [1. C. 31.]. Hierauf kommen sie nicht weit von London nach einem Schlosse, dessen Gebieterin Palmerin bittet, sie an dem Ritter mit dem wilden Mann zu rächen, der ihren Sohn erschlagen hatte [1. C. 35.] Palmerin's erstes Geschäft bei seiner Ankunft in London ist daher die Herausforderung Florian's und man wird bemerken, daß in den meisten spanischen Romanen die zwei Brüder, welche gewöhnlich die Hauptrolle darin spielen, sich einander feindlich begegnen. In dem vorliegenden Falle jedoch wird der Kampf auf Bitten der Prinzessin Flerida unterbrochen [1. C. 36.] und auch nicht wieder aufgenommen, da Palmerin den Riesen Dramuziando besiegt und Duardos befreit, worauf die Herkunft der beiden Brüder durch den Zauberer Daliarte kund gethan und durch den wilden Mann bestätigt wird [C. 47. 49.].

Florian und Palmerin verlaßen nun mit einander den englischen Hof [1. C. 54.], jedoch ist es unmöglich, ihnen durch die lange Reihe von Abenteuern zu folgen, welche sie theils vereint, theils jeder für sich bestehen. Einige von denen, die dem Palmerin zustoßen, besonders die auf der Gefährlichen Insel [1. C. 56 ff. 2. C. 18 ff.], sind in einem hohen Grade schön und anziehend geschildert. Eine Anzahl anderer Thaten jedoch wird von untergeordneten Charakteren ausgeführt und auch dem Riesen Dramuziando ein gehöriger Theil zugewiesen, welcher letztere, obwohl von Palmerin besiegt, wegen seiner dem Duardos bewiesenen Höflichkeit und guten Behandlung im Besitze seines Schlosses bleibt. Seine Tante Eutropa legt indeß ihren Groll gegen die Familie der Palmerine nicht ab, und viele von den Ereignissen des Romanes entspringen sowohl aus ihren eigenen Racheplänen, als aus denen anderer beleidigter Riesen; aber alle ihre Bemühungen werden durch den Zauberer Daliarte zu Schanden gemacht.

Der Hauptschauplatz der Abenteuer aber ist das Schloß des Riesen Amarol. Dort nämlich wohnte die schöne aber hochmüthige Miraguarda, deren Bildniß sich auf einem vor dem Schlosse aufgehängten Schilde befand. Dieß Gemälde wurde der Reihe nach von Rittern, welche sich in das Original verliebt hatten, gegen Jedermann vertheidigt, der die Kühnheit besaß zu behaupten, daß die Reize seiner Dame denen der Miraguarda gleich kämen [1. C. 59 ff.]. Endlich wird das Bildniß, während gerade der Riese Dramuziando, einer der Anbeter des Originals, als Kämpe für dasselbe an der Reihe ist, von dem Sultan von Babylon, Albanzae, geraubt, welchem seine Geliebte Targiana, die Tochter des Großsultans, den entschiedenen Befehl ertheilt hatte, diese Trophäe zu erringen [1. C. 71.].

Zuletzt finden ſich alle Ritter in Konſtantinopel zuſammen und heirathen ſämmtlich jeder ſeine Dame; auch Palmerin vermählt ſich mit Polinarda und ſein Bruder Florian mit der Königin von Thrazien, Leonarda [2. C. 49.], deren Entzauberung eine von den Hauptabenteuern Palmerin's geweſen war [1. C. 97 ff.].

Die Geſchichte ſchließt jedoch nicht mit dieſen Heirathen. Florian nämlich, deſſen Temperament dem der jüngern Brüder in den Amadisromanen gleicht, hatte in Folge ſeines Aufenthaltes am Hofe des Großſultans die Tochter desſelben entführt [1. C. 86 ff.]. Letztere war nun zwar jetzt mit dem Sultane von Babylon Albanzar vermählt [2. C. 31.], der einſt um ihretwillen das Bildniß der Miraguarda geraubt hatte; jedoch hegte ſie noch immer einen ſtarken Groll über das Benehmen ihres frühern Liebhabers und bedient ſich daher eines Zauberers, um ſich an der Königin von Thrazien zu rächen, mit welcher ſich, wie oben geſagt, Florian unlängſt vermählt hatte. Während ſich daher Letztere eines Tages in ihrem Garten ergeht, wird ſie plötzlich von zwei ungeheuren Greifen fortgeführt und nach einem Zauberſchloſſe gebracht, wo ſie in die Figur einer furchtbaren Schlange gebannt wird [2. C. 51.]. Alle Bemühungen Florian's ſind nun auf die Auffindung und Entzauberung ſeiner Gemahlin gerichtet und endlich gelingt ihm dieſe mit Hülfe des Zauberers Daliarte [2. C. 25.]. Da auf dieſe Weiſe der Racheplan Albanzar's und ſeiner Gemahlin geſcheitert und Erſterer erbittert iſt über die Weigerung des Kaiſers, ihm Florian auszuliefern, ſo macht er mit 200,000 M. einen Einfall in das griechiſche Gebiet, bei welchem ſich alle Könige und Sultane des Morgenlandes gegenwärtig befinden [2. C. 55.]. Hierauf werden zwiſchen den Türken und Chriſten zwei furchtbare Schlachten geſchlagen, wobei Albanzar fällt [2. C. 65.] und das Heer der Heiden einer gänzlichen Vernichtung unterliegt, aber auch ihre Gegner einen großen Verluſt erleiden. Denn obſchon Palmerin, Primaleon, Dramuziando und Florian den Kampf überleben, ſo kommt doch eine große Anzahl der chriſtlichen Ritter in dieſen mörderiſchen Metzeleien um [2. C. 63 ff.]. —

Der große Ruf und das hohe Anſehen dieſes Romanes, der mit dem Amadis um den Preis ringt, wurzelt zum Theil in den Lobſprüchen, die ihm Cervantes ertheilt hat; denn nach der Zahl der Ausgaben zu urtheilen, wurde Palmerin zur Zeit da die Ritterbücher am meiſten im Schwung waren, weniger geleſen als viele andere derſelben. Es iſt daher, wie geſagt, wahrſcheinlich, daß ſeine Berühmtheit aus den übertriebenen Lobeserhebungen des Cervantes entſprang: „Dieſe Palme von England bewahre man gut und bebe ſie als ein einziges Werk auf; man verfertige dazu eine ähnliche Schachtel, wie Alexander eine unter der Beute des Darius fand, die er brauchte, um die Werke des Poeten Homerus aufzubewahren. Dieſes Buch, Herr Gevatter, iſt aus zweierlei Urſachen hoch zu achten; erſtlich, weil es an ſich gut iſt, zweitens, weil es von einem geiſtreichen Könige von Portugal geſchrieben ſein ſoll. Alle Abenteuer im Schloſſe Miraguarda ſind ſehr ſchön und kunſtreich ausgeführt; alle Reden ſind zierlich und klar; zugleich iſt immer mit Schicklichkeit und Verſtand das Eigenthümliche jedes Sprechenden beibehalten. Ich bin der Meinung, mein liebſter Meiſter Nicolas, wenn Ihr nichts dagegen habt, daß dieſes Buch und der Amadis von Gallia vom Feuer befreit ſein, alle übrigen aber ohne Richtung und Sichtung umkommen ſollen."

Cervantes, welcher die Ungereimtheiten in den Romanen aus dem Kreiſe der irrenden Ritterſchaft ſo richtig fühlte, wurde nun zwar allerdings das vorliegende Werk nicht ſo ſehr geprieſen haben, wenn es nicht wirklich einiges Lob verdient hätte; jedoch wenn auch Palmerin ohne Zweifel der anziehendſte unter den Romanen der pyrenäiſchen Halbinſel iſt, ſo kann ich gleichwohl nicht umhin zu denken, daß der Verfaſſer des Don Quixote das Verdienſt desſelben einigermaßen überſchätzt hat. So iſt die Anordnung der Ereigniſſe in dem Palmerin nicht minder wirr und unwillkührlich, als in andern Ritterbüchern. Außerdem nehmen die Abenteuer des Haupthelden ohne Ausnahme ein glückliches Ende und wir fühlen in Betreff ſeiner niemals irgend welche Beſorgniß oder Theilnahme, da wir durch die ſtäte Wiederkehr eines derartigen Ausganges an einen ſolchen gewöhnt und deſſen ſicher ſind. Auch die Empfindungen haben nichts, was ſie über das Gewöhnliche erhebt, und die Heldinnen ſind abgeſchmackt, und zwar in einem höheren Grade als in den übrigen Ritterromanen. Ja der Verfaſſer ſcheint von dem ſchönen Geſchlechte nur eine ſehr ungünſtige Meinung beſeſſen zu haben und ergeht ſich in vielerlei feindſeligen Betrachtungen über weiblichen Neid, Unverſtand

und Wankelmuth, obwohl er seinen Frauen nicht einmal diese Eigenschaften verliehen hat. Die Charaktere der Ritter sind allerdings besser gezeichnet und individualisiert. Wie in vielen anderen spanischen Romanen spielt hier Palmerin den treuen Liebhaber, sowie Florian den Galanten; Letzterer ist aber ein ganz ungewöhnlicher Libertin. Die anziehendsten Charaktere jedoch sind Daliarte, ein geleheter, in Einsamkeit lebender Zauberer, der, in tiefe Studien versenkt, das Thal der Vernichtung [1. C. 14] bewohnt, und der Riese Dramuziando, für welche beide der Leser während der letzten furchtbaren Kämpfe ganz besonders besorgt ist. Auch den Kaiser Palmerin von Oliva finden wir hier als einen anziehenden Greis von tiefem Ehrgefühl und großer Höflichkeit der Rede geschildert. Die Edelfräulein, die fremden Ritter und die Schlösser, die in diesem Romane ganz besonders zahlreich sind, weeden gewohnlich so eingeführt und beschrieben, daß sie einen hohen Grad von Neugier erwecken, und ich kenne kein Werk dieser Art, wo Interesse und Ungewißheit in Betreff des Ausganges rege erhalten werden wie hier. Wenn in dem damit rivalisieeenden Amadis mehr Feuer und Lebendigkeit herrscht, so finden wir hier unendlich mehr Abwechslung, Zartheit und Lieblichkeit.

Southey jedoch hat zwischen diesen beiden Romanen eine Parallele gezogen, welche, im Ganzen genommen, sich viel mehe zum Voetheil des Amadis hinneigt. „In der Beschreibung der Kämpfe, sagt er, übertrifft der Verfasser des Amadis sammtliche Dichter und Romanschreiber, da er es versteht, die Aufmerksamkeit der Leser fast nur auf die Kampfenden zu fesseln; wohingegen Moraes ihnen auch noch alles Andere vor Augen fuhrt, indem er sich besonders mit den Schranken und den Zuschauern beschäftigt, und sowohl auf die Empfindungen der Handelnden, als auf die der andern Gegenwärtigen eingeht.“ „Die Zaubereien des Moraes, fährt er fort, sind nicht sehr gut der Thränenbecher [P. 1 C. 90.] ist eine kindische Erfindung im Vergleich mit dem Blumenschleier, welcher das Haupt der Oriana bedeckt [s. oben S. 186, a.] Der Held des Moraes ferner ist muthig, tugendhaft und ebel im höchsten Grade; aber es ist nur abstraktee Muth, Tugend und Edelsinn ohne Eigenthümlichkeit und Individualität des Besitzers. Der Florian des Moraes jedoch ist trefflich durchgeführt und ein ausgezeichneterer Charakter als Galaor; indeß bildet bei Letzterem seine zu große Vorliebe für das weibliche Geschlecht nur einen untergeordneten Zug und tiefes Gefühl für ritterliche Ehre ist es, was ihn mehr beherrscht als alles Andere. Florian hingegen besitzt zwar Witz, Gutmüthigkeit und Muth um seine Fehler zu beschönigen; jedoch genügen diese Eigenschaften nicht und er wird von dem Leser nie in dem Grade geachtet wie Galaor Was man bei dem Einen als Schwäche entschuldigt, verdammt man bei dem Andern als Laster; und dies ist ein großer Fehler; denn da Florian die Ursache des Krieges ist, mit welchem der Roman schließt, so hätte sein Charakter tadelloser sein sollen. Wäre Taeglana nicht das Weib, sondern die Schwester Albayzar's, so würde man allerdings fühlen, daß das Recht sich auf der Seite der Türken befindet; abee auch so haben Letztere nicht in dem Grade Unrecht, wie es der Verfasser ihnen hätte beilegen sollen.“

Der Palmerin wurde von Anthony Munday, dem Patriarchen der Skribler (The Grub-Street Patriarch), wie man ihn genannt hat, gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts aus dem Französischen in's Englische übersetzt Dieß ist jedoch, nach Southey's Meinung, eine äußerst klägliche Aebeit; da sie gutentheils von Lohnarbeiern unternommen wurde, die weder Französisch noch Englisch verstanden. Southey selbst hingegen hat eine Uebertragung dieses Romanes aus der Originalspeache gegeben, welche sich durch große Eleganz auszeichnet.

Dieses letztbesprochene Werk nun kann man als den Schluß der Familiengeschichte der Palmerine betrachten. Zwar erschien späterhin eine Fortsetzung in portugiesischer Speache [s. Gräße S. 427.], jedoch wurde dieselbe weder gut aufgenommen, noch erlangte sie sonstige Berühmtheit. Indeß existiert ein recht hübscher Roman des sechzehnten Jahrhunderts betitelt Darinel, Sohn des Primaleon, von Gabriel Chapuis, dem Uebeesetzer so vieler spanischer Ritterbücher. Die interessantesten Abenteuer darin sind die, welche sich auf den Palast der Täuschungen beziehen; diesen hat nämlich ein Zauberer hervorgerufen und ein Jeder, dee ihn betritt, glaubt Alles, was er nur irgend wünscht, zu genießen. Chapuis giebt zwar vor, er habe den Roman aus dem Spanischen übertragen, jedoch ist er selbst, wie gesagt, der Verfasser desselben [s Gräße S. 424.].

Außer den Romanen, die von den imaginären

Familien des Amadis und Palmerin handeln, werden bei der Durchsuchung der Bibliothek Don Quijote's auch noch Don Olivante de Laura von Antonio de Torquemada, welchen Cervantes wegen seiner Anmaßung und Ungereimtheit verdammt, so wie Felixmarte von Hyrkanien erwähnt, der wegen der Härte und Trockenheit des Styls und trotz der seltsamen Geburt und noch seltsamern Abenteuer des Helden in den Scheiterhaufen im Hofe geworfen wird [sieh Graße S. 427.]. Dr. Johnson ist wohl, wie ich glaube, der einzige Mann in England, der den Muth gehabt den Felixmarte von Hyrkanien ganz durchzulesen. Der Bischof Percy sagte nämlich zu Boswell (Life of Johnson vol. I. p. 25. Oktavausg.), „daß Johnson als Knabe ungemein gern Ritterromane las und diese Vorliebe sein ganzes Leben hindurch behielt; als er daher einst einen Theil des Sommers bei mir auf dem Lande verlebte, so bildete die Folioausgabe des alten spanischen Romans Felixmarte von Hyrkanien seine gewöhnliche Lektüre und er las ihn auch von Anfang bis zu Ende durch."

Berühmter ist der Roman Don Belianis von Griechenland [Graße S. 430 ff.], welcher in Avellaneda's Fortsetzung des Don Quijote häufig erwähnt und auch von Cervantes günstiger beurtheilt wird, als die meisten anderen Bücher dieser Art: „Hier, sagte der Baebier, ist der ruhmvolle Don Belianis" — „Was diesen betrifft, antwortete der Pfarrer, so wäre dem zweiten, dritten und vierten Theile etwas Rhabarber vonnöthen, um den überflüssigen Zorn abzuführen; dann müßte man alles wegstreichen, was sich auf das Kastell des Ruhms bezieht, nebst andern noch größern Narrheiten, dann möchte man ihm wohl eine Appellationsfrist vergönnen und, wie er sich dann besserte, Recht oder Gnade gegen ihn ausüben; nehmt ihn indessen mit nach Hause, Gevatter, aber laßt Niemand darin lesen"

Es würde nutzlos sein, den Leser mit dem unüberwindlichen Ritter Don Polindo, Sohn des Königs von Numidien, und seinen Liebeshändeln mit der Prinzessin Belisia [s. Graße S. 424 ff.] oder mit dem tapfern Ritter Don Cicongilio von Thrazien, Sohn des Königs von Macedonien, dessen Verfasser Bernardo de Vargas war, oder mit dem nicht minder tapfern Ritter Don Clarian de Landanis von Geronimo Lopez irgend länger aufzuhalten [Graße S. 429ff.].

Jedoch sind noch zwei Romane übrig, die einen hohen Grad von Schönheit und Interesse besitzen und zuerst in dem katalonischen Dialekt erschienen.

Als die Römer durch die Völker des Nordens aus Spanien vertrieben wurden, nahmen letztere zwar die von Jenen hinterlaßene Sprache an, entstellten sie jedoch bald. Noch mehr geschah dieß im neunten Jahrhundert durch die Mauren und am Ende war sie so sehr ausgeartet, daß das Arabische ganz besonders die Schriftsprache wurde [cf. Clarus, Geschichte der span. Liter. im Mittelalter I, 31 ff.].

Im elften Jahrhundert wurde die französische Vulgärsprache von dem Prinzen Heinrich von Lothringen, welcher eine Tochter des Alfons VI. von Kastilien heirathete, nach Spanien gebracht und durch die vielfachen Beziehungen, welche zwischen den Franzosen und Spaniern bei ihrem vereinten Widerstande gegen die Araber Statt fanden, weit verbreitet. Es trat daher in der spanischen Sprache eine große Veränderung ein und es wurden auf der Halbinsel fünf bis sechs Dialekte gesprochen. Der älteste, verbreitetste und dem südfranzösischen Romane am meisten ähnliche war der katalonische. Man sprach ihn nämlich in Katalonien, Roussillon und Valencia, und bis zur Zeit der Heirath Ferdinand's und Isabella's, wo der kastilianische Dialekt die Oberhand erhielt, war es diejenige Mundart, welche die besten schriftlichen Erzeugnisse, sowohl in Prosa als Poesie aufzuweisen hatte. Petrarka soll den Liebesgedichten der Troubadours jener Gegenden viel verdankt haben und zwei der ältesten und anziehendsten Romane, die Spanien hervorgebracht, erschienen, ehe sie in's Kastilianische übersetzt wurden, in der katalonischen Mundart.

Der ältere und vielleicht interessantere von diesen beiden Romanen ist

Tirante el Blanco
[Graße S. 428 ff.],

dessen erster Theil von Johann Martorell, einem valencianischen Ritter, im katalonischen Dialekte geschrieben wurde; da dieser aber das Werk unvollendet ließ, so beendete es Juan de Galba. Martorell sagt, er habe es aus dem Englischen übersetzt, womit er nach Warton's [vol. IV. p. 306 sqq. ed. 1824.] Vermuthung die bretonische Sprache meint, in welcher es ursprünglich mag geschrieben gewesen sein [230]). Es läßt sich

jedoch schwer sagen, ob diese Angabe des Verfassers richtig oder blos ersonnen sei, um seinem Romane, der die Thaten eines bretonischen Ritters erzählt, einen Schein von Glaubwürdigkeit zu verleihen. Der Theil desselben indeß, welcher die Geschichte des Grafen von Warwick berichtet, ist höchst wahrscheinlich übersetzt, da er mit dem altenglischen gereimten Romane Guy von Warwick genau übereinstimmt, der zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts aus dem Französischen übertragen wurde, während die Abfassung des Tirante erst lange nach dieser Zeit fällt.

Zwar weiß man über letzteren Punkt nichts ganz Genaues; da jedoch der Tirante zu Valencia im Jahre 1490 zum ersten Male gedruckt wurde und sich in demselben ein im Jahre 1390 geschriebenes Werk über Ritterthum, betitelt L'Arbre des Batailles, erwähnt findet, so muß er zwischen diesen beiden Zeitpunkten verfaßt worden sein. Indeß kennte man, wie ich glaube, noch eine nähere Bestimmung treffen. Die Kanarischen Insein nämlich wurden im Jahre 1326 entdeckt, jedoch erst um 1403 in Europa näher bekannt. Die vielen Unrichtigkeiten in Betreff ihrer und die übertriebenen Vorstellungen von ihrer Größe und Macht, welche sich im Tirante finden, machen es daher wahrscheinlich, daß dieser Roman verfaßt wurde, ehe man über die Lage und den Umfang jener Inseln genauere Nachrichten in Spanien erhalten hatte, so daß man, im Ganzen genommen, das Jahr 1400 als das Datum der Abfassung des Tirante mit ziemlicher Sicherheit annehmen kann.

Der Tirante erschien, wie bereits erwähnt, zuerst im katalonischen Dialekte, Valencia 1490; hierauf wurde er in das Kastilianische übertragen und zu Valladolid 1511 fol. gedruckt. Eine spätere spanische Ausgabe giebt es nicht, jedoch die italienische Uebersetzung von Lelio Manfredi hat drei Auflagen erlebt, die erste im J. 1538. Der Graf Caylus modernisierte und französierte ihn später in der Weise des Grafen Tressan; er hat nämlich die Ereignisse zuweilen abgeändert, anderwärts das Werk bedeutend abgekürzt, indem er die Lehren des Ritterthumes ausließ, fast überall aber es sittenloser gemacht.

Der Held dieses Romanes nun kommt auf seinem Wege nach dem englischen Hofe, wo zur Feier der Vermählung des Königs mit einer französischen Prinzessin ein großes Turnier gehalten werden soll, von seinen Begleitern zufällig ab und gelangt, auf seinem Roß eingeschlafen, in einer ziemlich unkriegerischen Haltung, zur Einsiedelei des William, Grafen von Warwick.

Letzterer nämlich, der europäischen Welt überdrüßig, hatte sich auf eine Pilgerfahrt nach Jerusalem begeben. Von dort aus verbreitete er selbst ein Gerücht von seinem Tode, das in England sehr bereitwillige Aufnahme gefunden zu haben scheint, und wählte zu seinem Aufenthalt einen einsamen Ort in der Nähe des Schlosses, in welchem seine Gemahlin lebte. Nachdem er einige Zeit in dieser Zurückgezogenheit zugebracht, bot sich ihm die Gelegenheit, seinem Vaterlande einen großen Dienst zu erweisen. Der mächtige König der Kanarischen Inseln war mit einem furchtbaren Heere in England gelandet und hatte bereits letzteres fast ganz erobert, während der besiegte Monarch des Landes aus London und dann aus Canterbury vertrieben in der Stadt Warwick Zuflucht suchte und dort bald darauf von der kanarischen Armee belagert wird. In dieser kritischen Lage kam der Graf, der in der Nähe lebte, seinem Fürsten zu Hülfe, tödtete den zudringlichen Fremdherrscher im Zweikampf und besiegte den Nachfolger desselben in offener Feldschlacht. Nach diesen für sein Vaterland so wichtigen Diensten entdeckte der Graf sich seiner Gemahlin und zog sich wieder in seine Einsiedelei zurück. In dem oben erwähnten englischen Romane Guy de Warwick kehrt letzterer Held nach langer Abwesenheit in Pilgertracht nach England zurück, besucht seine Gemahlin, ohne von ihr erkannt zu werden, und befreit den König Athelstane von einem Einfalle der Dänen, die ihn in Winchester belagern, dadurch daß er einen von ihnen gestellten Kämpen im Zweikampfe besiegt.

Der Graf von Warwick las also eben das Buch L'Arbre des Batailles als der unbekannte, verschlafene Ritter bei seiner Klause anlangte. Aus dem tiefen Schlummer, in den er versunken, endlich aufgeweckt theilt er dem Grafen mit, sein Name wäre Tirante der Weiße, daß er so hieße, weil sein Vater die Marken von Tirranien beherrsche, welche in dem der englischen Küste gegenüber befindlichen Theile von Frankreich lägen, und daß seine Mutter eine Tochter des Herzogs von Bretagne wäre. Nach dieser genealogischen Skizze erwähnt der Ritter auch seine Absicht das Turnier zu besuchen und sich die Ehre des Ritterschlages zu erwerben. Sein Wirth liest

ihm daher ein Kapitel aus dem Arbre des Batailles vor, welches Werk, wie bereits oben bemerkt, von dem Ritterthume handelte. Diese Vorlesung begleitet er auch noch mit einem gelehrten Kommentare, worin er die verschiedenen Arten von Waffen erklärt, deren man sich in den Kämpfen bediente, und gelegentlich bei den Thaten der alten Ritter verweilt. „Da es jedoch spät ist, fährt er hierauf fort, und eure Begleiter fern sein müssen, ihr auch die Wege nicht kennt, so seid ihr in Gefahr euch in den Wäldern zu verirren, die sich hier rings umher ausbreiten. Ich rathe euch daher, daß ihr hier nicht langer zögeret." Die angeführten Gründe konnten freilich einen gastfreundlichern Schluß der Rede vermuthen laßen, indeß verabschiedet er Tirante mit dem Arbre des Batailles als Geschenk zum Nachschlagen über Punkte des Ritterthumes und mit der Bitte bei seiner Rückkehr von dem Turniere die Einsiedelei wieder zu besuchen.

Demgemäß begiebt sich Tirante, als die ein volles Jahr dauernden Festlichkeiten beschlossen waren, wieder nach der Waldklause und, ermuthigt durch die frühern Beweise von der Gastfreundlichkeit des Grafen, bringt er alle seine Gefährten, 38 an der Zahl, mit sich. Nachdem sich der Graf von seiner Bestürzung erholt hat, läßt er sich über die Turniere Bericht abstatten und fragt, wer sich am meisten ausgezeichnet. Einer der Gesellschaft, Namens Diofebo, antwortet ihm, daß dies Tirante selbst gewesen; daß nämlich ein französischer Baron, Namens Villermes, ihm das Recht eine Schleife zu tragen, die den Busen der schönen Agnes, Tochter des Herzogs von Berri, geschmückt, streitig gemacht und ihn zu einem Kampfe auf Tod und Leben herausgefordert hatte, mit der Bedingung daß sie dabei einen Schild aus Papier und einen Helm von Rosen trügen; der Kampf habe darauf in der gewunschten Weise Statt gefunden und Villermes sei in demselben gefallen. Nachdem sich Tirante von den hierbei erhaltenen eilf Wunden erholt, obwohl sechs derselben dem chirurgischen Herkommen gemäß hätten tödtlich sein sollen, tödtete er ferner noch an einem Tage vier Ritter, welche Waffenbrüder waren und die man nachher als die Herzöge von Burgund und Baiern und die Könige von Polen und Friesland erkannte. Der letztgenannte Monarch fand jedoch einen Rächer an einem seiner Unterthanen, Namens Kyrie Eleison oder Herr, erbarme dich unser, der in dem Verdachte der Abstammung von den alten Riesen stand. Als dieser Kampe in England anlangte, besucht er das Grab seines Gebieters und verschied vor Gram beim Anblicke desselben und der über dem Banner seines Herrn aufgehängten Waffen des Tirante. Die Stelle des Kyrie besetzte sein Bruder Thomas von Montauban, dessen Wuchs noch unzweideutigere Beweise seiner Descendenz von riesigen Ahnen gewährte. Trotz dieses Stammbaumes oder vielleicht gerade in Folge desselben, da in dem Zeitalter der Romantik die Riesen immer unglücklich waren, wurde er von Tirante besiegt und mußte um sein Leben flehen.

Hier endet der Bericht von den Thaten Tirante's während der Vermählungsfestlichkeiten des Königs von England. Von der Einsiedelei des Grafen von Warwick kehrt Tirante nach Bretagne zurück, woselbst bald nachher ein Bote die Nachricht hinterbringt, daß Rhodus nebst seinen Rittern von den Genuesen und dem Sultane von Kairo auf das strengste belagert würden. Tirante macht sich auf, um der Insel beizustehen und nimmt Philipp, den jüngsten Sohn des Königs von Frankreich, mit sich. Im Verlauf ihrer Seefahrt gehen sie auf der Rhede von Palermo vor Anker, woselbst der König von Sizilien von dem Hafen bis zu dem Schiffe Tirante's eine Art Brücke errichtet und sie mit Teppichen bedeckt, die bis in's Wasser hinunterhängen Tirante und seine Gefährten werden am Ufer mit entsprechender Pracht bewirthet und begeben sich hierauf nach dem Ziele ihrer Reise. Unmittelbar nach ihrer Landung wird die Belagerung aufgehoben, nach welchem schnellen Erfolge sie nach Sizilien zurückkehren, woselbst Philipp seine Vermählung mit der Tochter des Königs dieser Insel feiert.

Bald darauf hinterbringt ein Bote des griechischen Kaisers die Nachricht von dem Einfall eines mauriſchen Sultans und des Großtürken in das Gebiet seines Herrn. Unser Held eilt dem griechischen Reiche zu Hulfe und unmittelbar nach seiner Ankunft vertraut der Kaiser ihm die Oberbefehlshaberstelle aller seiner Heere an. Demnächst ist ein großer Theil des Romanes mit langen Details des gegen die Türken geführten Krieges angefullt. Letztere werden in mehreren Feldschlachten geschlagen, in deren einer die Könige von Kappadozien und Aegypten nebst 100,000 Mann fallen und der Sultan, der König

von Afrika, der Großtürke und dessen Sohn schwer verwundet werden, während auf Seiten der Griechen sich nur ein Verlust von 1234 Mann herausstellt. Da die Türken einem solchen Gemetzel auf die Dauer keinen Widerstand zu leisten vermögen, so sehen sie sich genöthigt um Waffenstillstand zu bitten, welchen man ihnen auch gewährt, worauf die ganze Zeit der Ruhe in Konstantinopel mit glänzenden Festen und Turnieren ausgefüllt wird. Während der Dauer derselben langt Urganda, die Schwester des berühmten Arthur, in Konstantinopel an, indem sie ihren Bruder suchend überall umherzieht. Der Kaiser zeigt ihr einen befahrten Mann, den er in einem Käfig eingeschlossen hielt und welchen Urganda alsobald als den Gegenstand ihres Suchens erkennt. So lange nun Arthur sein berühmtes Schwert Escalibor in der Hand hat, giebt er auf die Fragen, die man an ihn richtet, sehr verständige Antworten; dieser Stütze jedoch beraubt wird er in dem, was er sagt, im höchsten Grade kindisch. Urganda erhält also die Erlaubniß ihn mit sich zu nehmen und giebt am Abend vor ihrer Abfahrt am Bord des Schiffes, in welchem sie angelangt ist, dem Kaiser und seinem Hofe ein glänzendes Souper. Es wird indeß nicht gesagt, wie Arthur nach Konstantinopel kam oder wohin er sich nach seiner Abfahrt begab. In diesem Theile des Romanes werden auch die Liebeshändel der griechischen Damen und der französischen Ritter, die Tirante nach Konstantinopel begleitet haben, erzählt und zwar einige derselben mit unnöthiger Genauigkeit detaillirt. Hyppolito verführt die Kaiserin oder wird vielmehr von ihr verführt und Diafebo, später zum Herzoge von Mazedonien ernannt, unterhält einen Liebeshandel mit Stephanie, einer der Zofen der Prinzessin Carmesina. Tirante selbst verliebt sich in die letztere, die bei Tage stets von 170 Edelfräulein umgeben ist; jedoch hat er durch Vermittlung einer derselben, Namens Placerdemivida (Lebensfreude) zu anderen Zeiten häufige Zusammenkünfte mit ihr. Das gute Einverständniß zwischen Tirante und der Prinzessin wird jedoch endlich durch die Ränke der Vedova Repofada (Wittwe Ernsthaft), einer andern Kammerdame, unterbrochen, welche sich in Tirante verliebt hat und nun Mittel findet, ihm Eifersucht gegen seine Geliebte einzuflößen und zwar durch eine List ähnlich der, welche in Shakespeare's „Viel Lärm um Nichts" den Claudio und im fünften Gesange des Rasenden Roland den Liebhaber der Ginevra irre führt.

Nach Ablauf des Waffenstillstandes zwischen den Türken und Christen begiebt sich Tirante zum Heere, ohne von der Prinzessin Abschied zu nehmen. Während das Schiff, auf welches er gegangen, noch auf der Rhede vor Anker liegt, schickt Carmesina ihre Zofe Placerdemivida ab, um nach dem Grunde seines auffallenden Benehmens zu fragen; da sich indeß ein Sturm erhebt und das Schiff von seinem Ankerplatze losreißt, so kann ihre Botin nicht nach Konstantinopel zurückkehren und das Fahrzeug wird nach der Küste von Afrika verschlagen. Zwei Matrosen bringen Placerdemivida an's Ufer, während Tirante mit einem dritten allein im Schiffe zurückbleibt, welches endlich an der Küste von Tunis Schiffbruch leidet. Während er nun so am Ufer umherirrt, begegnet unser Held einem Gesandten des Königs von Tremecen, wird von demselben mit an den Hof genommen und erweist dem Könige große Dienste in seinen Kriegen. Einst nun belagert Tirante die Stadt Montagara und zu seinem großen Erstaunen kommt die verlorengeglaubte Placerdemivida zu ihm in's Lager um für die Einwohner zu bitten. Tirante macht sie zur Königin eines ausgedehnten Gebietes und vermittelst dieses, so wie ähnlicher Bündnisse und Eroberungen, sieht er sich endlich im Stande 150,000 Mann Fußvolk und 88,000 Reiter einzuschiffen und dem griechischen Kaiser zu Hülfe zu eilen. Bald nach seiner Rückkehr nach Konstantinopel an der Spitze eines so furchtbaren Heeres, vernichtet er die türkische Flotte und indem er hierauf im Rücken des feindlichen Heeres eine feste Stellung einnimmt, wodurch er ihnen den Rückzug abschneidet, schließt er endlich einen vortheilhaften Frieden.

Hierauf werden glänzende Vorbereitungen zu der Vermählungsfeier des Tirante und der Carmesina getroffen, welche Feier freilich der Bräutigam vor seiner letzten Unternehmung gegen die Türken überflüssig gemacht hatte. Indem er sich also nach dem Friedensschlusse auf dem Rückwege nach Konstantinopel befindet, erhält er, ungefähr noch eine Tagereise von der Stadt entfernt, den Befehl bis nach Vollendung der Vorbereitungen zu warten. Während er sich nun so eines Tages an den Ufern eines Flusses ergeht und sich mit den Königen von Aethiopien, Fez und Sizilien über seine Glückseligkeit unterhält, bekommt

er plötzlich Seitenſtechen und verſcheidet bald darauf. Beim Empfange dieſer Nachricht ſtirbt der Kaiſer vor Kummer und der Tod der Prinzeſſin vervollſtändigt das Ganze. Die Kaiſerin ertheilt hierauf die nöthigen Befehle zu den Leichenfeierlichkeiten und bringt die darauf folgende Nacht mit ihrem Liebhaber Hyppolito zu, wodurch ihre Ungeduld, den Thron, den ſie nun allein beſitzt, mit ihm zu theilen, verdoppelt wird. Nach einer gemeinſchaftlichen Regierung von drei Jahren hinterläßt ſie ihm das Reich und ihre Stelle wird durch eine Tochter des Königs von England erſetzt [231]). —

Ich bin über Tirante den Weißen deswegen ſo ausführlich geweſen, weil er einer von den drei Romanen iſt, welche bei der Unterſuchung der Bibliothek Don Quijote's unverſehrt davon kommen. „Da die Haushälterin zu viele Bücher auf einmal gefaßt, heißt es nämlich im Don Quijote [P. 1. C. 6.], fiel eins davon dem Barbier auf die Füße nieder, der es ſchnell aufhob um den Titel zu ſehen, der ſo lautete: Hiſtoria von dem berühmten Ritter Tirante dem Weißen. — „Um des Himmels willen! rief der Pfarrer aus, indem er die Stimme heftig erhob; ſo iſt Tirante der Weiße da! Gebt ihn mir, Gevatter, denn ich bin der Meinung, daß ich in ihm einen Schatz von Spaß und eine Fundgrube von Zeitvertreib entdeckt habe. Hier findet ſich Don Kyrieeleiſon ſammt ſeinem Bruder Thomas von Montalban und dem Ritter Fonſeca, ingleichen der Zweikampf, den der tapfere Tirante mit einem Hunde hielt, die Scharfſinnigkeiten der Jungfrau Ledensfreude mit den Liebeshändeln und Intriguen der Wittwe Ernſthaft, auch eine Frau Kaiſerin, die in ihren Stallmeiſter Hyppolito verliebt iſt. Zwar hätte, der es ſchrieb, verdient, wenn er auch nicht die vielen Dummheiten ſo mühſam erfand, für Lebenszeit auf die Galeeren zu kommen; gleichwohl verſichere ich Euch, Gevatter, daß in Anſehung des Styls dies das beſte Buch von der Welt iſt; denn hier eſſen die Ritter, ſchlafen und ſterben in ihren Betten, machen ein Teſtament vor ihrem Tode, nebſt anderen Dingen, von denen alle übrigen Bücher dieſer Art gar nichts erwähnen."

Und man kann allerdings auch nicht läugnen, daß Tirante der Weiße ſich von den übrigen Ritterromanen durchaus unterſcheidet; denn er beſitzt weit mehr Humor und Scherz und iſt auch nicht angefüllt mit den unzuſammenhängenden Abenteuern von einem Dutzend verſchiedener Ritter; die Aufmerkſamkeit wird bei den Thaten Tirante's feſtgehalten, den der Leſer nie aus den Augen verliert und mit Ausnahme der Schilderung der Feſtlichkeiten am engliſchen Hofe, die jedoch nur einen kleinen Theil des Werkes einnimmt, begegnet man in dieſem Romane kaum irgend einem Turnier oder Zweikampfe. Auch iſt Tirante mehr ein geſchickter Feldherr als ein tapferer Ritter und beſiegt ſeine Feinde mehr durch ſeine Kenntniß der Kriegskunſt, als durch ſeinen perſönlichen Muth. Wenn ferner in den anderen Romanen die Helden derſelben nur drein zu ſchlagen verſtehen, alles Uebrige aber das Werk der Zauberei iſt, ſo verrichtet im Gegentheil Tirante gar nichts Unglaublichs und Alles, was er thut, liegt in dem Bereiche des menſchlichen Vermögens. Rieſen, die in den übrigen Romanen eine ſo große Rolle ſpielen, ſinken hier zu Schattenbildern herab und Kyrie Eleiſon ſo wie ſein Bruder Thomas ſind nur armſelige Geſchöpfe. Auch werden hier weder hülfloſe Frauen beſchützt, noch auch bezauberte Schloſſer in ihren gewöhnlichen Zuſtand zurückverſetzt; ja ich erinnere mich nicht, daß in dem vorliegenden Romane auch nur eine einzige Zaubergeſchichte enthalten wäre, mit Ausnahme der des Espertius, welcher auf ſeiner Fahrt von Afrika nach Konſtantinopel zu Tirante nach der Inſel Cos verſchlagen wird und daſelbſt der Tochter des Hippokrates ihre gewöhnliche Geſtalt wiedergiebt. Sie erſcheint ihm nämlich in der Geſtalt eines Drachen, in welchen ſie Diana verwandelt hatte; durch einen Kuß auf ihren Mund jedoch bewirkt der Ritter ihre Entzauberung. In einer neuern franzöſiſchen Reiſebeſchreibung, deren Titel mir entfallen iſt, wird erzählt, daß die Einwohner von Cos zur Zeit noch ganz das nämliche Märchen glauben. Auch Sir John Mandeville [C. 4. London 1839] berichtet eine ähnliche Geſchichte. Indem er nämlich von einem bezauberten Drachen auf der Inſel Cos [232]) ſpricht, fügt er hinzu: „Ein junger Mann, der von dem Drachen nichts wußte, ſtieg aus einem Schiffe an's Land und durchzog die Inſel, bis er an die Höhle kam. Dort ſah er eine Jungfrau, die ihn den nächſten Morgen, nachdem er ſich habe zum Ritter ſchlagen laßen, wiederkommen hieß, damit er ſie auf den Mund küſſe, und er ſolle ſich nicht fürchten. „Ich werde Dir nicht das mindeſte zu Leide thun, fügte ſie hinzu, obſchon Du mich alsdann in der

Geſtalt eines Drachen ſiehſt; denn wenn ich auch gräulich und ſchrecklich anzuſchauen bin, ſo thue ich Dir dennoch zu wiſſen, daß dies durch Zauberei alſo iſt; denn zweifle nicht, ich bin keine andere als Du mich jetzt ſiehſt, nämlich ein Weib, und wenn Du mich kuſſeſt, ſo ſollſt Du dieſen ganzen Schatz bekommen und mein Gebieter ſo wie auch der Gebieter dieſer Inſel ſein." Dieſe doppelgeſtaltige Dame war jedoch nicht der Drache des ſpaniſchen Romanes, welcher die Tochter des Hippokrates iſt und, nach Sir John Mandeville, eine andere Inſel bewohnte: „Und einige Leute ſagen, daß auf der Inſel Lango noch die Tochter des Ypokras iſt in der Form und Geſtalt eines großen Drachen, welcher hundert Klafter lang iſt, wie die Leute ſagen, denn ich habe ſie nicht geſehen und die Einwohner der Inſel nennen ſie die Jungfrau des Landes (Ladie of the Land)" [232]). Dieſes Märchen mag vielleicht dem von Suidas [s. v. Ἱπποκράτης Κῷος] (auf die Autorität Galen's) erwähnten Umſtande, daß einer von Hippokrates Söhnen Drako hieß, ſeinen Urſprung verdanken. Die Sage von Espertius und der Tochter des Hippokrates war dem Verfaſſer des Tirante wahrſcheinlich durch eine dunkle aber weit verbreitete Ueberlieferung zugekommen, ſo wie wiederum vermittelſt dieſes Werkes eine ähnliche Geſchichte in unzählbare Märchen und viele romantiſche Gedichte aufgenommen worden iſt. So bringt in dem 25ten und 26ten Geſange des zweiten Buches von Berni's Verliebten Roland der Paladin Brandimarte nach Ueberſteigung vieler Hinderniſſe in die innerſten Zimmer eines bezauberten Palaſtes. Dort findet er eine Jungfrau, die auf einem Grabe ſitzt und ihm verkündet, daß er, um ſie zu befreien, den Deckel des Grabmals abnehmen und das, was heraus käme, küſſen müßte. Der Ritter verheißt dieß zu thun und öffnet das Grab, aus welchem ſich dann eine ungeheure Schlange mit furchtbarem Ziſchen erhebt. Brandimarte erfüllt mit vielem Widerſtreben ſein Verſprechen und das Ungethüm verwandelt ſich alsbald in eine ſchöne Fee, welche ihren Befreier mit Wohlthaten überhäuft. In der Ballade Kempion bewirkt der Prinz dieſes Namens durch ein gleiches Mittel eine ähnliche Entzauberung [ſ. W. Scott's Minstrelsy II. p. 104. Paris 1838]. Eine gleiche Geſchichte befindet ſich in der ſechsten Erzählung der Contes Amoureux de Jean Flore, die gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts geſchrieben wurden [Vgl. Anm. 225.].

Der zweite der oben erwähnten Romane iſt

Partenopex de Blois
[Gräße S. 380 ff.] [234]),

welcher im dreizehnten Jahrhunderte in katalonischer Mundart geſchrieben und 1488 zu Tarragona gedruckt worden iſt. Die kaſtilianiſche Ueberſetzung erſchien zu Alcalá 1513. 4. und noch einmal 1547. Legrand hat jedoch den franzöſiſchen Urſprung dieſes Werkes zu beweiſen geſucht und theilt uns mit, daß er ſeine eigene Ueberſetzung, die er ſeinen Contes et fabliaux angehängt, nach einem handſchriftlichen Gedicht der Bibliothek zu St. Germain des Prés gearbeitet habe, welches Gedicht, wie er vermuthet, aus dem zwölften Jahrhundert ſtammt [235]).

Der Roman erzählt nun, daß die Prinzeſſin Melior ihrem Vater Julian auf dem griechiſchen Throne folgte, jedoch, obwohl durch natürliche Anlagen und ſogar durch den Beſitz von Zauberkünſten zur Regierung eines Reiches befähigt, durch ihre Unterthanen gedrängt wurde einen Gemahl zu wählen und dazu eine zweijährige Friſt erhielt. Sie ſandte daher an alle europäiſchen Höfe Boten mit Inſtruktionen, die geeignet ſchienen eine paſſende Wahl zu bewirken.

Zu dieſer nämlichen Zeit lebte in Frankreich ein junger Ritter Namens Partenopex von Blois, Neffe des Königs von Paris. Während er eines Tages mit ſeinem Oheime im Ardennerwald jagt, trennt er ſich von den Uebrigen bei der Verfolgung eines Ebers. Er irrt die Nacht durch im Walde umher und gelangt am folgenden Morgen an das Seeufer. Dort erblickt er ein prächtiges Fahrzeug vor Anker und betritt daſſelbe um zu ſehen, ob ſich Jemand darin befände, findet aber Niemand. Dieß Schiff war nun aber bezaubert; denn die gewöhnlichen Verrichtungen eines Steuermannes verſchmähend, fährt es, ſobald ſich Partenopex an Bord befindet, von ſelbſt ſeinem Ziele zu und langt nach einer glücklichen Reiſe in einer entzückend gelegenen Bucht an. Fahrzeuge dieſer Art ſind in der Romantik ganz gewöhnlich. So treffen wir eins in dem ſchönen Fabliau Gugemar [Le Grand vol. IV.]; im ſiebenten Geſange von Taſſo's Rinaldo begegnen wir einer Barke, welche nur durch Zauberei regiert wird und die ſie beſteigenden Ritter ohne Ausnahme

irgend einem Abenteuer entgegen führe. Eine von selbst schiffende Gondel erscheint auch in Spenser's Feenkonigin, wo es Buch II. Ges. 6. St. 5. also heißt:

„Ihr Boot fieng rascher bald zu gleiten an
Als eine Schwalbe durch das Luftmeer dringt;
Kein Ruder hat es, keinen Steuermann,
Hin fliegt es, doch mit Segeln unbeschwingt...
Es weiß gar wohl ihr Ziel und eilt dort hin,
Vermeidend so Untief' als Fels mit klugem Sinn." [235a])

Das schönste dieser Fahrzeuge ist das, welches im Befr. Jeruf. die beiden christlichen Ritter bei ihrer Aufsuchung Rinaldo's nach dem Zauberpalaste Armida's bringt. Diese ganze Dichtung war nicht die Erfindung des Mittelalters [vgl. S. 177a.] sondern ist klassischen Ursprunges, da in dem achten Buche der Odyssee V. 555—563 Alkinoos dem Odysseus ähnliche Schiffe schildert.

„Sage mir auch dein Land, dein Volk und deine Geburtstadt;
Daß, dorthin die Gedanken gelenkt, dich tragen die Schiffe.
Denn der Phäakier Schiffe sind nicht der Piloten bedürftig,
Noch der Steuer einmal, wie sie anderen Schiffen gebaut sind;
Sondern sie wissen von selbst den Sinn und Gedanken der Männer,
Wissen nah und ferne die Städt' und fruchtbaren Aecker
Jegliches Volks und die Fluthen des Meeres durchlaufen sie schleunig,
Eingehüllt in Nebel und Nacht; auch fürchtet man niemals
Daß sie das Meer entweder beschädige oder vertilge."

Nachdem Partenoper dieses Zauberschiff verlaßen, betritt er ein Schloß von wunderbarem Umfange und Schonheit, welches sich in der Nahe des Landungsplatzes befindet. In dem durch Diamanten erhellten Saale findet er ein herrliches Mahl bereitet, jedoch Niemand erscheint, was auch um so weniger nothwendig ist, da die Speisen ihm von selbst an den Mund kommen. Nachdem er sich dieser Gastfreundlichkeit derselben auf's beste zu Nutze gemacht, zeigt ihm eine angezündete Kerze den Weg in's Schlafzimmer, wo er von unsichtbaren Händen entkleidet wird.

Die Vorstellung von einem solchen Palaste muß, gleich vielen anderen Zügen dieses Romanes, durch die Geschichte von Amor und Psyche im Apulejus hervorgerufen worden sein. Einer ähnlichen Dichtung begegnen wir im Morgante Maggiore in dessen zweitem Gesange dieser Riese mit seinem Gebieter Roland nach einem prächtigen und geheimnißvollen Schlosse gelangt, wo die Gemächer auf das herrlichste ausgeschmückt sind und sie eine wie allerlei Arten Wein und Speisen bedeckte Tafel antreffen. Nachdem die Gaste ein reichliches Mahl zu sich genommen, legen sie sich auf reichen Lagern, die fur sie bereit stehen, zur Ruhe nieder, ohne daß wahrend der ganzen Zeit irgend Jemand erschienen ware.

Nachdem Partenoper zu Bette gegangen und die Lichter ausgeloscht sind, tritt eine Dame in's Zimmer, die nach einigen langweiligen Debatten uber die Freiheit, die er sich genommen, ihren gewöhnlichen Ruheplatz zu occupieren, am Ende darauf beharrt ihre Rechte nicht aufzugeben. Im Verlaufe der Nacht theilt sie ihrem Lagergenossen mit, daß sie Melior von Konstantinopel, die zu Anfang erwähnte Kaiserin und Fee ware, und sich auf Grund der Berichte ihrer Abgesandten in Partenoper verliebt, so wie die erwähnten Zaubereien alle veranstaltet hätte. Ferner läßt sie ihn wissen, daß er in ihrem Schlosse bleiben musse, aber ihre Liebe verwirken würde, wenn er vor Verlauf von zweien Jahren sie zu sehen versuche, wohingegen sie seinen übrigen Sinnen die großmoglichste Befriedigung zu gewähren suchte. Des Morgens wurden ihm von Urakla, der Schwester der Fee und Kaiserin, herrliche Gewänder gebracht, und da er Hunde und Pferde zu seinem Befehle hatte, so vertrieb er sich den Tag gewohnlich auf der Jagd, wahrend ihn des Abends ein Konzert von unsichtbaren Musikanten ergotzte.

Da er indeß nach geraumer Zeit erfährt, daß sein Vaterland von fremden Feinden angegriffen ware, so theilt er seiner Geliebten den eifrigen Wunsch, demselben zu Hulfe zu eilen, mit und erhalt von ihr, unter dem Versprechen, daß er zurückkehren werde, das Zauberboot, das ihn zu ihr gefuhrt hatte und ihn nun in kurzem nach Frankreich bringt. Bald nachdem er gelandet ist, begiebt er sich nach Paris und begegnet unterweges einem Ritter, der sich als Urakla's Lieb-

haber, Gaudin, erweiſt. Nach einem furchtbaern Kampfe ſchließen ſie die innigſte Freundſchaft, welche Verfahrungsweiſe zwar jetzt außer Gebrauch gekommen iſt, in jenen Zeiten des Ritterthumes aber ganz gewöhnlich war:

„Deux chevaliers, qui se sont bien battus,
Soit à cheval soit à la noble escrime,
Avec le sabre ou de longs fers pointus,
De pied en cap tout couverts ou tout nus,
Ont l'un pour l'autre une secrete estime;
Et chacun d'eux exalte les vertus
Et les grands coups de son digne adversaire,
Lorsque surtout il n'est plus en colère.
Mais s'il advient, après ce beau conflit,
Quelque accident — quelque triste fortune,
Quelque misère à tous les deux commune,
Incontinent le Malheur les unit;
L'Amitié nait de leurs destins contraires
Et deux héros persécutés sont frères."

La Pucelle, Préface au chant IX.

„Treibt ihn von ſeinem Herd ein Unheil ſchwer,
So klopfet an des Andern Pforte er.
Den grüßt im Schloß ein Feu'r dann tief bei Nacht,
Der beben deſſen ſtärkſten Thurm gemacht." [236b])

Bald nach der Ankunft des Partenoper in Frankreich verliebt ſich in ihn Angelika, die Nichte des Papſtes, welche ſich zu jener Zeit an dem Hofe zu Paris aufhält, und um ſein Verhältniß zu der Fee, von dem ſie vermittelſt eines untergeſchlagenen Briefes Kenntniß erlangt, zu zerſtören, veranlaßt ſie einen heiligen Mann ſich zu Partenoper zu begeben und Melior als einen Dämon zu ſchildern. Er findet jedoch, daß Partenoper für die Verdächtigung, ſeine Geliebte beſitze einen Schlangenſchweif, unzugänglich iſt, indem er ſein beſſeres Wiſſen entgegenſtellt, jedoch etwas ſtutzig gemacht wird durch die Verſicherung, daß ſie eine ſchwarze Haut, weiße Augen und rothe Zähne habe.

Partenoper kehrt nun in den Palaſt der Fee zurück und beſchließt, ſich in der erſten Nacht, die er in ihrer Geſellſchaft zubringt, von der Wahrheit des in Frankreich in Betreff ihrer Vernommenen zu überzeugen. Indem er ſie daher mit einer Lampe beleuchtet, findet er zu ſeiner großen Freude, daß ſie grauſam verleumdet worden iſt. Da ſie jedoch unglücklicherweiſe durch einen ihr auf den Buſen fallenden Oeltropfen erwacht, ſo bricht ſie in den größten Zorn aus. Zwar ſchenkt ſie ihm auf Fürbitte Urakla's das Leben; da er indeß das Schloß verlaßen muß, ſo begiebt er ſich nach dem Ardennerwald, um, wie er beſchloſſen, ſeinen Leib den daſelbſt häufig vorhandenen wilden Thieren zum Raube preiszugeben. Die Erfüllung dieſer thierfreundlichen Abſicht wird jedoch auf uneeklärliche Weiſe verhindert; denn obgleich ihn die ganze Nacht hindurch das Brüllen der Löwen und Ziſchen der Schlangen von dem beſten Willen derſelben überzeugt, ſo meiden dieſe fatalen Beſtien gleichwohl jedes perſönliche Zuſammentreffen mit dem Ritter und eins derſelben zieht ſogar das Roß ſeinem Herrn vor. Das Wiehern desſelben bringt Urakla herbei, welche ſich auf den Weg gemacht, Paetenoper wieder aufzuſuchen, ſobald ſie auf Seiten ihrer Schweſter ein Zeichen des ſchwindenden Unwillens wahrnahm. Da auch Partenoper bereits alle Hoffnung, aufgeſpeiſt zu werden, verloren hat, ſo willigt er ein, Urakla nach ihrem Schloſſe in Tenedos zu begleiten und dort die Beſchlüſſe der Fee und Kaiſerin abzuwarten. Urakla laßt hierauf Partenoper in ihrem Palaſt zurück und im Vertrauen auf ſeine Tapferkeit überredet ſie ihre Schweſter öffentlich zu erkläeen, daß ſie dem Sieger eines demnächſt vor ihr zu veranſtaltenden Tuenieres ihre Hand reichen würde. Dieß pflegten die Prinzeſſinnen der Romantik ſehr häufig zu thun und giengen dabei vielleicht von dem Grundſatze aus, welchem gemäß Penelope, nach Bayle's Meinung, denjenigen Bewerber zu heirathen verſprach, welcher den Bogen des Ulyſſes ſpannen würde.

Wäheend der Vordereitungen zu dem Turnier fährt Parſeis, eine Zofe der Urakla, die ſich in Partenoper verliebt hat, dieſen eines Tages in einem Boote ſpazieeen. Indem nun Partenoper nach einiger Zeit auf ihre große Entfernung vom Lande aufmeekſam wird, macht Paeſels ihm eine unzweideutige Liedeserklärung und geſteht, daß ſie ſich dieſer Liſt dediem, um ihr Geſtändniß bei dieſer Gelegenheit ablegen zu können. Partenoper, welcher dafür hält, daß ſich einer derartigen Erklärung auf dem feſten Lande gar kein unüberſteigliches Hinderniß würde entgegengeſtellt haben, legt ſeinen großen Verdruß über die Waſſerpartie an den Tag, wird aber dabei durch einen Sturm unterdrochen, der das Fahrzeug an die ſyriſche Küſte verſchlägt, woſelbſt Partenoper von den Eingebornen gefangen genommen wird und ſo

in die Gewalt des Königs Herman geräth. Hierauf erhält Letzterer von seinem Oberlehnsherrn, dem Sultan von Persien, den Befehl ihn zu den Turnieren zu begleiten, welche in Konstantinopel gefeiert werden sollten. Sobald nun König Herman fortgezogen ist, läßt seine Gemahlin den gefangenen Partenopex, der es verstand ihre Theilnahme zu erwecken, entkommen, so daß er gerade beim Beginn der Turniere in der griechischen Hauptstadt anlangt. Sein furchtbarster Gegner ist der Sultan von Persien; endlich jedoch erringt sich Partenopex durch seine überlegene Stärke und Gewandtheit das Recht, die Hand der hocherfreuten und vergebenden Kaiserin zu beanspruchen.

Der vorliegende Roman wurzelt augenscheinlich in der von Apulejus so schön erzählten Mythe von Amor und Psyche. Letztere wird von Zephyr auf seinen Flügeln nach dem Palaste des sie bewundernden Gottes getragen und Partenopex von einer selbstfahrenden Barke mit günstigem Winde nach dem Wohnsitze der Melior gebracht. Beide finden ein von unsichtbaren Händen bereitetes Banket und unterliegen gleichen Beschränkungen ihrer Neugier; Beide auch verfallen durch die Verführung falscher Freunde in Ungehorsam und suchen auf gleiche Weise zu erfahren, ob ihr Verdacht begründet sei. Beide werden ferner durch Verlust der Liebe und Verbannung bestraft und erwerben nach langer Büßung endlich wieder die Zuneigung ihrer übernatürlichen Bewunderer. Diese Aehnlichkeiten sind zu groß, als daß man bezweifeln könne, die Mythe der Psyche habe direkt oder indirekt den Stoff zu dem Romane Partenopex hergegeben. Einige Ereignisse des letztern gleichen ferner in hohem Grade der Geschichte des Prinzen von Futtun und Mherbanu in dem Bahar-Danusch oder Garten der Kenntniß [S. 25 ff.]. Zwar fällt die Abfassung dieses Werkes nach der des Partenopex, jedoch sagt der Verfasser Inatulla, er habe es nach brahminischen Traditionen geschrieben. Die Peri, welche die Heldin dieser Erzählung ist, besitzt eine mit Juwelen bedeckte Barke, die ohne Segel oder Ruder einherfährt [236]), und der Prinz langt bei Aufsuchung seiner unvergleichlichen Geliebten in einem Palaste an, worin er die reichsten Geräthe und Vorbereitungen zu einem Feste vorfindet, ohne daß irgend Jemand erscheint.

Der Partenopex wurde wahrscheinlich schon im dreizehnten Jahrhundert aus dem Französischen in's Deutsche übertragen, woselbst die beiden Hauptpersonen Partinopier und Meliur heißen. Auch hat ihn Rose in englische Verse gebracht [237]) und damit einen sehr glücklichen Stoff gewählt, da die romantische Beschaffenheit der Ereignisse und die Zärtlichkeit der Liebesschilderungen für poetischen Schmuck im höchsten Grade empfänglich sind. Melior's bezauberter Palast wird z. B. so beschrieben:

„Ganz nah dem Rand des Stroms, der rauschend floß,
Gekrönt mit Thurmeszinnen stand ein Schloß.
Die Marmormauer bunte Felder trägt,
Mit lauter farb'gen Steinen eingelegt;
Schau hohe Mühlen, ganz krystallumringt,
Und Dörfer, wo der Fluren Reichthum winkt; —
Dort schwindet fern der Wälder dunkles Grün,
Durch das sich Thürme hell und freundlich ziehn.

Die Halle zeigt in reichster Farbenpracht
Die Sonne und das Silberlicht der Nacht;
Im Sinnbild prangt der Elemente Schaar,
Das Schaffen der Natur wird rasch dort klar;
Dort weist sich Alles, was aus frühster Zeit
Und spät'rer auch uns die Geschichte beut;
Und Liebe edler Ritter, holder Frau'n
Und Pomp, Turnier und Spiel sind dort zu schaun." [238]).

Sechstes Capitel.

Ritterromane aus den antiken Sagenkreiſen. — Livre de Jason. — Hercules. — Alexandre etc.

Wir haben bereits bei früherer Gelegenheit (ſ. oben S. 54 ff.) darauf hingewieſen, daß der Urſprung vieler Dichtungen der Romantik in den klaſſiſchen und mythologiſchen Autoren zu ſuchen iſt, und bei den bisher beſprochenen Ritterbüchern ſind auch ſchon einige Beiſpiele angeführt worden, wo wir die alten Sagen Griechenlands, bloß durch die Sitten der ſpätern Zeit modifiziert, in die Erzeugniſſe dieſer letztern aufgenommen ſehen.

Da ſich nun ein ſo großer Theil der romantiſchen Maſchinerie als aus der klaſſiſchen Fabelwelt entſprungen zeigt, ſo wäre es allerdings auffallend, wenn wir die Helden des Alterthumes nicht gleichfalls unter den Bannern des Ritterthumes anträfen. Wir finden daher auch, daß Achilles, Jaſon und Herkules frühzeitig in die Romantik des Mittelalters aufgenommen und zugleich mit den Rittern der Tafelrunde, den Paladinen Karls des Großen, den imaginären Familien des Amadis und Palmerin gefeiert wurden; wenngleich die reineren Ströme klaſſiſcher Gelehrſamkeit den Romanciers jener Zeit wahrſcheinlich vorenthalten blieben, ſo fehlte es ihnen doch nicht an unächten Materialien, welche ihnen einigermaßen „das Bewußtſein einer frühern Zeit" verlieh.

Die „Erzählung von dem göttlichen Troja" war in zwei lateiniſchen Werken lebendig erhalten worden, als deren Verfaſſer Dares Phryx und Dictys Cretenſis galten. Erſterer war ein trojaniſcher Prieſter, den Homer [239]) erwähnt, und von dem man glaubte, er habe eine Geſchichte von der Zerſtörung Troja's geſchrieben. Aelian [11, 2.] erwähnt das Werk des Dares als zu ſeiner Zeit noch vorhanden, worunter aber wahrſcheinlich nur eine untergeſchobene griechiſche Schrift zu verſtehen iſt. Endlich benutzte ein obſkurer Autor aus der Zeit nach Konſtantin dieſe Tradition und ſchrieb ein Buch unter dem Titel: De Excidio Trojae, welches ſich für eine von Cornelius Nepos verfaßte Uebertragung des Dares Phryx ausgiebt, und in einem vorangehenden Briefe des vorgeblichen Ueberſetzers an Salluſtius theilt Erſterer dieſem mit, daß er während ſeiner Studien zu Athen, woſelbſt Dares ſtets höher geachtet worden wäre als Homer, ein von Dares ſelbſt geſchriebenes Manuſkript entdeckt habe ꝛc. Dieſes von der Autorität ſo angeſehener Namen geſchützte Werk genoß nun im Mittelalter große Verbreitung und Anſehen und wurde im Jahre 1477 zu Mailand zum erſten Male gedruckt.

Die dem Dictys Cretenſis beigelegte Arbeit iſt viel länger und beſſer geſchrieben als die des Dares Phryx. Es iſt eine Geſchichte in lateiniſcher Sprache und enthält eine Erzählung von dem trojaniſchen Kriege und den Schickſalen der

griechischen Fürsten nach ihrer Rückkehr. Der Verfasser hat seinen Stoff besonders der Iliade entlehnt, aber auch andere hierauf bezügliche Gedichte und Geschichtswerke geplündert. In der Vorrede wird gesagt, daß das Grab des Dictys, der den Idomeneus in den trojanischen Krieg begleitete, unter der Regierung des Nero durch ein Erdbeben, welches die Stadt Gnossus auf der Insel Kreta heimsuchte, wäre geöffnet worden. Einige Bauern, heißt es weiter, fanden in dem Grabe ein Kästchen und brachten es ihrem Herrn, Namens Eupraxis. Dieser überbrachte sie dem Nero und es zeigte sich alsdann, daß es die mit punischen Buchstaben griechisch geschriebene Geschichte des trojanischen Krieges von Dictys Cretensis enthielt. Nach der Vorrede folgt der die Widmung enthaltende Brief des Septimius an Quintus Areadius, welcher unter Konstantin lebte, worin sich Septimius als Uebersetzer des Werkes in's Lateinische nennt und sagt, daß er die Uebertragung nach dem von Eupraxis dem Kaiser Nero überbrachten Werke gemacht, in welchem der letztgenannte Cretenser nichts weiter geändert, als daß er, statt der phönicischen Buchstaben der Originalhandschrift griechische gesetzt[240]). Die gewöhnliche Meinung aber, welcher auch die Kommentatoren des Werkes Vossius, Mercier und Madam Dacier beipflichten, hält alles hier Vorgegebene für erdichtet, daß nämlich Dictys keine trojanische Geschichte geschrieben und eben so wenig Eupraxis dem Nero irgend ein Werk der Art überbracht habe, daß sogar der Brief des Septimius untergeschoben, das Werk mehrere Jahrhunderte nach der Zeit Konstantins von einem unbekannten Verfasser geschrieben und von diesem die Geschichte von der Ueberbringung desselben an Nero und von der durch Septimius unternommenen Uebersetzung erdichtet worden sei. Gewiß jedoch ist, daß einst ein griechisches Werk über den trojanischen Krieg unter dem Namen des Dictys Cretensis vorhanden war, welches Malelas in seiner Geschichte benutzte und wovon verschiedene Fragmente in den Annalen des Cedrenus noch vorhanden sind. Diese Citate und Bruchstücke, so wie auch der Titel des Buches stimmen mit einzelnen Theilen des lateinischen Dictys ziemlich genau überein, und es ist daher nicht ganz unwahrscheinlich (wie Perizonius in einer sehr scharfsinnigen Abhandlung hat nachzuweisen versucht), daß das Werk ursprünglich von Eupraxis untergeschoben und von diesem dem Nero als eine merkwürdige alte Schrift überbracht worden wäre; daß ferner Septimius es wirklich aus dem Griechischen des Eupraxis übersetzt habe und endlich die Fragmente in Cedrenus und Malelas Theile des untergeschobenen Werkes des Eupraxis seien.

Aus den Erzählungen des Dares und Dictys wurde nun im Mittelalter alles auf die Mythologie und die Götterkämpfe Bezügliche beseitigt und so in dem trojanischen Sagenkreise ein leerer Raum gewonnen, in welchem die romantischen Verzierungen angebracht werden konnten. Der erste, der diesen Stoff metrisch bearbeitete, war Benoit de St. More, ein anglo-normannischer Dichter unter der Regierung Heinrichs II. von England. Er legte dabei die Werke des Dares und Dictys zu Grunde, zog aber auch den thebanischen Krieg und die Argonautenfahrt in seinen Kreis hinein und verflocht in denselben viele neue dem Geschmacke seiner Zeit entsprechende Züge der Romantik [s. Graße S. 124 ff.].

Mit dieser metrischen Arbeit stimmt, wie Donce [zu Troil. and Cress. p. 353. London 1839] nachgewiesen hat, sowohl in den Ereignissen als in den Zieraten, die lateinische Prosachronik des Guido de Colonna [s. Gräße S. 116 ff.] vollkommen überein, von welchem Letztern man früher glaubte, daß er lediglich aus seiner eigenen Phantasie und den Werken des Dares und Dictys schöpfte, da er nämlich dem im Mittelalter herrschenden Gebrauche gemäß seine Materialien nicht angiebt. Dieser Guido de Colonna war aus Messina gebürtig; er unternahm seine Arbeit auf Bitten des Bischofs von Salerno und vollendete sie, wie er selbst mittheilt, im Jahre 1287, also mehr als hundert Jahre nach der Abfassung seines metrischen Vorbildes. Diese große Vorrathskammer romantischer Dichtung, Guido's Werk nämlich, trägt in den meisten Handschriften den Titel: Historia de Bello Trojano (Geschichte des trojanischen Krieges) und verdrängte durch seine umfassende Behandlung der griechischen Heroensagen, welche nun nach dem Geschmacke der Zeit ausgeschmückt erschienen, die Werke des Dares und Dictys. Achilles und Hektor waren jetzt in vollkommene Ritter und Thersites in einen Zwerg verwandelt; die Mauern Ilions waren aus Marmor und der Palast des Priamus so herrlich wie irgend ein Zauberschloß in den Ritterromanen. Die Chronik des Guido beginnt mit dem Argonautenzuge und der ersten

Zerstörung der Stadt des Laomedon durch Jason und Herkules. Ein neues Troja, das Priamus aufbaut, wird von den Griechen zehn Jahre lang belagert und ihnen endlich durch den Verrath des Antenor und Aeneas überliefert, welche, unter dem Vorwande einen Vertrag zu schließen, dem Feinde die Art und Weise angeben, wie er das Paladium rauben und das verhängnißvolle Pferd in die Stadt bringen könne. Am Schlusse des Werkes werden die Unfälle der griechischen Fürsten bei ihrer Rückkehr in die Heimath berichtet. Die Erzählung von dem Tode des Ulysses sieht wie eine morgenländische Geschichte aus. Nach seiner Ankunft in Griechenland nämlich wird diesem Helden prophezeit, daß er von der Hand seines eigenen Sohnes den Tod finden würde, und da er außer Telemachus keinen andern Sohn zu haben glaubt, so hält er sich für hinlänglich gesichert, nachdem er Letztern in eine starke Veste eingeschlossen. Circe jedoch hatte dem Ulysses, nachdem er ihre Zauberinsel verlaßen, gleichfalls einen Sohn geboren, und da dieser das Geheimniß seiner Geburt erfährt, so macht er sich, nachdem er herangewachsen, auf den Weg, seinen Vater aufzusuchen und gelangt auf diese Weise nach Ithaka, woselbst man ihm den Zutritt zum Palaste verweigert und er die Wachen angreift. Ulysses selbst kommt nun diesen zu Hülfe, fällt indeß unerkannt der Wuth seines Sohnes zum Opfer und erfüllt so die Prophezeiung. Der Jüngling wird jedoch, in Betracht daß er diese That unsreiwillig gethan, von Telemachus gastfreundlich aufgenommen, und nachdem er von diesem den Ritterschlag erhalten, mit geziemender Ehre entlaßen. Casaubonus bemerkt, daß eine verlorene Tragödie des Sophokles den Tod des Ulysses zum Stoff hatte [241]).

Die Chronik des Guido de Colonna genoß im Mittelalter eine sehr weite Verbreitung; noch mehr indeß war dieß der Fall mit Les cent Histoires de Troye, en Rime, die im vierzehnten Jahrhunderte geschrieben wurden und sich nicht auf den trojanischen Sagenkreis beschränkten, sondern die ganze Geschichte des heroischen Zeitalters umfassen.

Diese versifizierte Erzählung bildete die Grundlage der Recueil des Histoires de Troye [sieh Gräße S. 125. 127], die von Raoul le Feore um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Prosa geschrieben wurde und, gleich seiner Quelle, die ganze fabelhafte Geschichte Griechenlands umfaßt. Der erste Theil enthält die schöne Familiengeschichte von Jupiter und Saturn, die Thaten des Perseus und die erste Erbauung Troja's; der zweite erzählt die Thaten des Herkules und der dritte die Zerstörung Troja's durch die Griechen. Dieses Werk wurde von Caxton, ohne Angabe der Jahreszahl gedruckt und wird gewöhnlich für das erste Erzeugniß gehalten, das aus den Pressen dieses berühmten Druckers hervorgieng. Später übersetzte er auf den Wunsch der Herzogin Margaretha von Burgund die Recueil etc. und gab diese Arbeit unter dem Titel: Recuyell of the Historyes of Troye zu Ghent und Köln heraus. Dieß war das erste englische Werk, welches in Druck erschien.

Die bisher erwähnten Arbeiten nun lieferten den Stoff zu einer Anzahl Prosaromane, welche mythologische Gestalten in der Tracht der Ritterwelt vorführten. In diesen Büchern erscheinen die Halbgötter und Nymphen des Heidenthumes nicht als solche, sondern als griechische und asiatische Könige, Ritter und Damen. Die Abenteuer sind allerdings hinlänglich wunderbar, gleichwohl sind sie nur von der Art wie sie Sterblichen, die als mit höheren Eigenschaften begabt oder unter dem Einflusse der Zauberei befindlich gedacht wurden, wohl zustoßen konnten.

Die ersten Ausgaben der Romane dieser Klasse wurden ohne Jahreszahl gedruckt, erschienen jedoch meist gegen Ende des fünfzehnten oder zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts; die Zeit der Abfassung hingegen kann bei einigen derselben genauer festgestellt werden als bei den meisten anderen Ritterbüchern.

Εἰθ' ὤφελ' Ἄργους μὴ διαπτάσθαι σκάφος [242]); jedoch war es natürlich, daß die Geschichte der Medea, die den frühesten Sagen Griechenlands angehört, in das Gebiet der Romantik aufgenommen wurde. Diese furchtbare Zauberin war die Heldin dreier epischer Gedichte [243]) und hatte Jahrhunderte hindurch auf dem Gipfel tragischer Berühmtheit gesessen; die sie betreffenden Erzählungen mußten daher bekannter sein, als alle anderen und waren auch in dem gereimten Romane des Benoit de St. More und in der Chronik des Colonna auf das ausführlichste mitgetheilt worden. Außerdem mußte die Geschichte von Jason und Medea der Phantasie eines Romancier's mehr als irgend eine Fabel des klassischen Alterthumes fesselnd erscheinen, denn sie glich den Dichtungen des Mittelalters in hohem

Grade und besonders denen aus dem Sagenkreise Karls des Großen, wo wir so oft morgenländische Prinzessinnen haben die Ihrigen um eines begünstigten Ritters willen verrathen und verlaßen sehen.

Der Verfasser des Romanes

Jason et Medée
[Gräße S. 127 ff.]

nennt sich Raoul le Fevre; sein Werk ist Philipp dem Guten, Herzog von Burgund gewidmet; wahrscheinlich weil dieser Fürst den Orden des Goldenen Vließes stiftete. Philipp regierte von 1419 bis 1467, so daß die Abfassung des Romanes zwischen diese beiden Jahre fällt. Die erste französische Ausgabe ist ohne Datum. Eine englische Uebersetzung wurde 1475 von Caxton gedruckt.

Jason, der Sohn des Myrmidonenkönigs Aeson, zeichnete sich schon seit seiner frühesten Jugend in Turnieren aus, und in einem derselben, welches der König von Böotien zur Feier der Aufnahme seines Sohnes, des Prinzen Herkules, in den Ritterstand veranstaltete, hebt er alle seine Gegner aus dem Sattel. Von Böotien begeben sich Jason und Herkules, welche Waffenbrüderschaft geschlossen, zu dem Vermählungsfeste der Prinzessin Hippodamia, das jedoch durch einen Einfall der Centauren eine unangenehme Störung erleidet; indeß werden Letztere, trotz der ihnen durch ihre Gestalt gewährten Vortheile, von Jason vernichtet. Seine nächste That besteht darin, daß er die Königin Mirro von einem unwillkommenen Liebhaber, der seine Bewerbungen durch eine Belagerung unterstützt, dadurch befreit, daß er den Kämpen desselben, einen Riesen, erschlägt.

Von Athen aus, wohin sich Jason nachher begiebt, nimmt er Theil an dem von Theseus unternommenen Argonautenzuge. Unter den übrigen Helden befindet sich auch Herkules, welcher unterweges anhält, um die Zerstörung der Stadt des Laomedon zu weissagen, dessen Tochter er von einem Ungethüme, dem sie beinahe zur Beute geworden, befreit hatte. Da er sie nun als Belohnung dafür zur Frau verlangte, so schlug ihm Laomedon seine Bitte ab und fügte sogar noch die sarkastische Bemerkung hinzu, daß es sich der Mühe nicht gelohnt haben würde, seine Tochter aus den Klauen eines Ungeheuers zu befreien, um sie den Armen eines andern zu überliefern.

Hierauf gelangt die Flotte nach Lemnos, wo die griechischen Ritter, ganz so wie die alten Schriftsteller erzählen, empfangen und von den schönen Lemnierinnen noch lange im besten Angedenken behalten werden.

Nach der Ankunft der Argonauten in Kolchis wird die Liebe der Medea und die Eroberung des goldenen Vließes fast ganz so wie in den griechischen Sagen erzählt. Bei seiner Abfahrt nimmt Jason die Medea mit sich, welche, während sie bei Lemnos vorüberfahren, durch ihre Zauberkünste einen Sturm erregt und so die beabsichtigte Landung hindert. Bei ihrer Ankunft im Lande der Myrmidonen sieht sie sich von dem alten Könige sehr freundlich empfangen und verleiht ihm durch gewaltige Zaubermittel neue Jugend und Kraft, so daß er wurde „fort enclin a chanter, danser et faire toutes choses joyeuses et qui plus est il regardoit moult voulentiers les belles damoiselles.“ Auch legt Medea große politische Talente an den Tag, indem sie den Einfluß des Peleus [so heißt hier nämlich Pelias], zu vermindern versteht, und zuletzt sogar bewirkt sie seinen Tod unter dem Vorgeben, ihn ebenso zu verjüngen wie seinen Bruder. Die Töchter des Peleus jedoch beklagen sich hierüber bei dem Könige und dieser verurtheilt die Zauberin zur Verbannung unter Beistimmung des Jason, welcher jedoch vorher das Land verläßt, um nicht Zeuge ihrer Schande zu sein. Medea ergießt sich hierauf in einen Strom von Schmähungen über die Undankbarkeit des Königs für die ihm erwiesenen Dienste, unter denen sie seine Verjüngung als den größten in Anschlag bringt Sie weist das ihr angebotene Schiff mit Hohn zurück und mit Hülfe ihres Ringes ruft sie vier geflügelte Drachen herbei, deren verschlungene Schweife einen bequemen Wagen bilden; hierauf ergreift sie die zwei Kinder, welche sie von Jason hatte, und eilt mit ihnen auf diesem ungewöhnlichen Vehikel in größter Hast davon, in Gegenwart des Königs Aeson und seiner erstaunten Myrmidonen.

Lange schwebt die flüchtige Zauberin über Griechenland, ohne irgend eine Spur von Jason, den sie immer noch liebt, entdecken zu können. Endlich bieten sich ihr, während sie über Korinth hinfliegt, in einer Vogelperspektive die Vorbereitungen zu einem großen Feste dar, und nachdem sie herabgestiegen, vernimmt sie, daß diese der Vermählung des Jason mit der Prinzessin von Korinth gelten. Obgleich von der heftigsten Eifer-

ſucht ergriffen, ſchiebt ſie die Ausführung ihres Racheplanes bis zum Abende der Hochzeit auf. Als die Ceremonie endlich beginnen ſollte, kommt ſie plötzlich aus einer finſtern Wolke hervor, die ſich unter Donner und Blitz öffnet, und indem ſie ſich auf die Stelle, wo der Ritus gefeiert wurde, hingepflanzt, ſtoßt ſie ihren beiden Kindern, die ſie mit ſich hat, einen Dolch in die Bruſt, während die Drachen, die gleichfalls zur Hand ſind, Flammen ausſpeien, welche Korinth nebſt allen Bewohnern verzehren.

Bisher hat Medea einen furchtbaren Charakter gezeigt und ſich ſo ferox invictaque [244]) erwieſen, wie nur irgend Horaz ſie wünſchen konnte. Gegen Ende des Romanes jedoch ſpielt ſie eine höchſt verachtliche Rolle. Sie verlockt den faſt ſchon vor Alter kindiſchen Aegeus, König von Athen, zu einer unpaſſenden Heirath mit ihr, wird indeß nachher verbannt, da man ſie in dem falſchen Verdachte hat, als hätte ſie ihren Stiefſohn Theſeus vergiften wollen. So gedemüthigt irrt ſie auf's neue umher, und da auch Jaſon, der allein aus dem allgemeinen Brande zu Korinth entkommen war, auf gleiche Weiſe umherzieht, ſo trifft er endlich eines Tages in einer Hütte mit Medea, welche in derſelben Zuflucht geſucht, zuſammen. Jaſon, der ſich durch die Erinnerung der ſüßen Liebe und Dienſte gerührt fühlt, bietet ihr Verſöhnung an, andererſeits verſpricht Medea die Zauberei feinzulaßen und wird bei dem Tode des Königs Aeſon, der bald darauf eintritt, bonne et douce femme et reine.

In dieſem Romane beſteht die Hauptunterhaltung in der ſeltſamen Anwendung mittelalterlicher Sitten und Dichtungen auf klaſſiſche Charaktere. Jedoch iſt auch das Werk an und für ſich nicht ganz ohne Verdienſt und ſchon Dibdin hat in der Bibliotheca Spenceriana [vol. 4 no. 840.] richtig bemerkt, „daß im Vergleich mit vielen andern Ritterbüchern in dem Romane vom Jaſon nur wenige ermüdende Epiſoden und wenige Abſchweifungen zu finden ſind. Der Held bleibt uns immer vor den Augen, während ſeine ſtete und faſt ſyſtematiſche Untreue gegen die Frauen, die ihm ihre Ehre geopfert, auf eine nicht eben widerwärtige Weiſe gemildert erſcheint. Die ganze Haltung dieſes Romanes iſt vollkommen ritterlich, die tapferen Thaten und großen Gefahren der Helden ſind mit zahlreichen Zügen häuslichen Lebens und gewöhnlicher Ereigniſſe vermiſcht, und im Ganzen genommen tritt in dieſem Werke ein hoher Grad von natürlichem und ſchönem Kolorit hervor."

Raoul le Fevre, der Verfaſſer dieſes Buches, iſt auch der Verfaſſer des Romanes vom

Hercules
[Gräße S. 126.],

welchen er, wie er im Verlaufe der Erzählung ſagt, im Jahre 1463 ſchrieb. Er wurde zwar beſonders herausgegeben, bildete aber urſprünglich einen Theil jenes größern Recueil des Histoires de Troye betitelten Werkes. Von allen Helden des Alterthumes glich der vagus Hercules [245]) einem irrenden Ritter am meiſten und daher müſſen ſeine Abenteuer die Phantaſie eines Romancier's ganz beſonders angezogen haben. Die Geſchichte beginnt mit der bekannten Liſt des Königs Jupiter und ſeines Knappen Merkur, in Folge deren der Held des Romanes geboren wird. Sobald er erwachſen iſt, unternimmt er die Arbeiten nicht in Folge eines Befehles des Jupiter oder des Grimmes der Juno, ſondern verrichtet ſie freiwillig, um ſich einer böotiſchen Prinzeſſin, in die er verliebt iſt, würdig zu machen. Die Einzelnheiten in der Erzählung dieſer Arbeiten haben ein Kolorit erhalten, welches ihnen vollkommen angemeſſen iſt. So erſcheint hier Pluto als ein König, der in einem düſteren Schloſſe wohnt; die Parzen ſind Duennas, welche die Handlungen der Proſerpina genau beobachten, und der Eingang des Schloſſes wird von dem Rieſen Cerberus bewacht, welchen, wie der aufgeklärte Verfaſſer uns mittheilt, die Dichter und der große Haufe für einen Hund hielten. Einen beträchtlichen Theil des Romanes nimmt die Eroberung Spaniens durch Herkules ein. Er entreißt die Stadt Merida dem Geryon, welchem man drei Köpfe andichtete, weil er Herr der drei baleariſchen Inſeln war, und nachdem er ihn von Ort zu Ort verfolgt, tödtet er ihn endlich am Fuße eines Schloſſes, welches hinfort den Namen Geryon erhielt.

Der Roman d'Edipus wurde ungefähr um dieſelbe Zeit verfaßt, wie der Hercules und ſtimmt im Ganzen mit der Darſtellung der griechiſchen Autoren überein. Die Sphinx jedoch iſt ein Rieſe von großer Wildheit und einem ſo hohen Grade von Schlauheit, wie man ihn in den Ritterbüchern ſelten mit ſolchen körperlichen Dimenſionen verbunden findet. [ſ. Gräße S. 126. 434.].

Wir haben bereits geſehen, daß Alexander der Große in dem erſten Theile des Perceforest eine Hauptrolle ſpielte; jedoch giebt es auch ein beſonderes Werk, betitelt:

Histoire du Roi Alexandre
[Gräße S. 435 ff.][245a]),

welches die Thaten dieſes macedoniſchen Helden feiert. Er verdankte aber die romantiſche Ausſchmückung derſelben ganz beſonders einer fabelhaften Lebensbeſchreibung, welche etwa um die Mitte des ilften Jahrhunderts unter der Regierung des Michael Dukas von ihm erſchien und den Namen des Kalliſthenes, eines Zeitgenoſſen Alexanders, an der Stirn trug. Der eigentliche Verfaſſer jedoch iſt Simeon Seth, Protovestiarius zu Konſtantinopel[246]), der es gutentheils aus perſiſchen Traditionen zuſammenſtellte, wodurch der Urſprung der vielen Märchen, die ſich eingeſchlichen, erklärt wird, denn die morgenländiſchen Romane, beſondees die perſiſchen, ſind voll unglaublicher Fabeln in Betreff Alexanders oder Iskenders, wie er dort heißt. In einer derſelben von Mahmed el Kermanni trifft Alexander, während er an den Grenzen China's mit ſeinen Eroberungen beſchäftigt iſt, auf einen ungeheuren Drachen, der ein ganzes Königreich verwüſtet hatte; auf einer Inſel des indiſchen Meeres findet er Menſchen mit Flügeln u. ſ. w. Das Werk des Simeon Seth, das aus ſolchen Materialien zuſammengetragen und mit willkurlichen Fabeln hinſichtlich Alexandee's angefüllt war, gelangte frühzeitig nach dem Weſten Europa's vermittelſt einer lateiniſchen Ueberſetzung, welche mehreren gereimten Romanen zur Grundlage diente. Der eine derſelben wurde im Jahre 1184 von Lambert li Cors unter Beiſtand des Alexander von Paris verfaßt; ein Werk, das den Alexandriner genannten Verſen den Namen gegeben, weil man irrthümlich glaubte, daß dieſelben in dieſem Gedichte zum erſten Male gebraucht worden ſeien [vgl. Gräße S. 448 Anm.]. Thomas von Kent iſt der Verfaſſer eines andern metriſchen Romanes, den er, wie er ſagt, dem Lateiniſchen entlieh, womit er wahrſcheinlich die genannte Ueberſetzung meint [ſ Gräße S. 450.]. Der Proſaroman von Alexander nun iſt aus dieſen zwei gereimten Romanen zuſammengetragen worden, indem der Verfaſſer das Gedicht des Lambert li Cors zu Grunde gelegt, die ganze Geſchichte von Olympia und Nektanebus aber, die in demſelben nicht vorkommt, der Arbeit des Thomas von Kent entliehen hat.

Die Zeit der Abfaſſung des Proſaromanes von Alexander iſt faſt dieſelbe, wie die der obenerwähnten Romane von Herkules und von Jaſon. Gedruckt erſchien er gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Nachdem der Verfaſſer zuerſt die ältere Geſchichte Macedoniens mitgetheilt, geht er auf die folgende Erzählung von der Geburt ſeines Helden über. Nektanebus, ein König von Aegypten und großer Zauberer, fürchtet einen Angriff von dem Könige von Perſien und ſchifft ſich, als Prieſter des Jupiter Ammon verkleidet, nach Griechenland ein. Mit den Symbolen dieſes Gottes geſchmückt beſucht er die Königin von Macedonien, Olympia, welche während der längeren Abweſenheit ihres Gemahles ein fernes Schloß bewohnte, und wird bald nachher Vater des Alexander. Als Philipp endlich zurückkehrt, ſchreibt die Königin ihee verdächtige Schwangerſchaft dem Jupiter ſelbſt zu und zur Beſtätigung dieſes Vorgebens führt Nektanebus ſpäter einen umfangreichen, jedoch ſehr gelehrigen Drachen bei Hofe ein, welcher den König begrüßt und, weit entfernt, ſich durch die Gegenwart der Hofleute verblüffen zu laßen, ihee Majeſtät zum unendlichen Erſtaunen Philipp's und der Macedonier liebkoſt. Nektanebus weiß hierauf ſo ſehr die Gunſt des Königs zu gewinnen, daß er ſpäter zum Erzieher des Alexander ernannt wird. Dieſer Peinz bewies, als er in den Jaheen vorrückte, einen ſehr hohen Sinn, war jedoch von kleiner Statur und neigte den Kopf wie Nektanebus nach einer Seite, ſo daß die Hofleute zu ſagen pflegten, er gliche an Geſtalt dem Prieſter des Jupiter, ſeine Seele aber käme von Jupiter ſelbſt. Die Liebeshändel des Nektanebus und der Olympia berichtet Gower in dem ſechsten Buche ſeiner Confessio Amantis ganz eben ſo wie der vorliegende Roman.

Nach dem Tode ſeines Vaters ſchifft Alexander, ehe er die Eroberung Perſiens unternimmt, nach Italien, erobert Rom und empfängt den Tribut aller Völker Europa's. Der Bericht ſeines Zuges nach Perſien ſtimmt ziemlich mit der Geſchichte überein, jedoch zu ſeinen Eeoberungen in Indien ſind die unglaublichſten Wunderdinge hinzugefügt. So gelangt Alexander zu einem Volke, welches ganz beſonderen Wohlgeſchmack am Menſchenfleiſche findet und bloß in der Abſicht ſeine Speiſekammern zu füllen Krieg führt.

Nachdem er mit Porus um deſſen Reich eine Lanze gebrochen, findet er in dem Palaſte des beſiegten Monarchen unermeßliche Schätze und unter andern Wundern einen Weinſtock, deſſen Zweige aus Gold, die Blätter aus Smaragden und die Früchte aus anderen Edelſteinen beſtanden, eine Geſchichte, die durch den von Pompejus weggeführten goldenen Weinſtock [247]) entſtanden zu ſein ſcheint. Ein Kapitel in dieſem Theile des Werkes trägt die Ueberſchrift: Comment Alexandre trouva femmes, qui tant font gesir les hommes avec elles que l'ame leur part du corps. Nicht weit davon findet er Frauen, welche den Winter über begraben liegen und beim Herannahen des Sommers mit erneuter Anmuth und Schönheit zum Leben zurückkehren, oder wie es in dem verſifizierten Romane des Lambert li Cors hübſch ausgedrückt iſt: [ed. Michelant p. 346.].

„— Quant estés revient et li clars tans s'apure,
à guise des flors blanques muent à lor nature."

Endlich, nachdem er das Ende der Erde erreicht, die Huldigung aller Völker, welche ſie bewohnen, ihm dargebracht worden und er die Gewißheit erlangt hat, daß Nichts mehr zu erobern übrig iſt, entwirft Alexander den unüberlegten Plan auch noch Herr der Luft und der Tiefe zu werden. Durch die Beſchwörungen der morgenländiſchen Profeſſoren der Magie, die er um Rath fragt, kommt er in den Beſitz eines gläſernen Käfigs von ungeheurem Umfange, an den acht wohl zu einander paſſende Greife geſpannt ſind. Er ſetzt ſich demnach in dieſes Vehikel und durchfliegt die Reiche der Luft in Begleitung der Zauberer, welche die Sprache der Vögel verſtanden und die verſtändigſten Bewohner jener Regionen auf gehörige Weiſe über ihre Geſetze, Sitten und Gebräuche befragen, während Alexander ihre freiwillige Unterwerfung entgegen nimmt. Dieſe Luftreiſe iſt gleich den meiſten übrigen Märchen von Alexander morgenländiſchen Urſprunges. Ein alter arabiſcher Schriftſteller erzählt in einem Buche, das den Titel Malem führt, daß Nimrod, nachdem ihm ſein Verſuch den babyloniſchen Thurm zu bauen mißglückt, darauf beharrte, ſich in einem von vier ungeheuren Vögeln gezogenen Wagen durch die Lufte tragen zu laßen (D'Herbelot Bibl. Orient s. v. Nimrod). Auch die Vorſtellung von dem Verſtehen der Sprache der Vögel iſt orientaliſch. Dieſes Vermögen wurde nämlich von den öſtlichen Völkern dem Salomon zugeſchrieben, welcher, wenn er auf ſeinem Zauberteppiche reiſte, mit ſeinen Kriegern zur Rechten und den Geiſtern zur Linken, ſtets von Schaaren von Vögeln begleitet wurde, welche ſein Heer gegen die Strahlen der Sonne beſchützten (Sale's Koran [zu C. 27. V. 20., vgl. auch Weil's Bibliſche Legenden der Muſelmänner S. 243 ff.]). Es ſcheint jedoch, als ob dieſe Vorſtellung ſchon früh in Europa Eingang gefunden, denn Gerbert oder Silveſter II. ſoll, während er ſich zu Sevilla aufhielt, dieſe Sprache von den Mauern erlernt haben, und in der nordiſchen Heldenſage erwirbt Sigurd die Kenntniß derſelben dadurch, daß er eine Brühe aus Drachenfleiſch genießt [248]).

Es läßt ſich nicht angeben, wie hoch Alexander geſtiegen wäre oder was für wichtige Dinge er von den Vögeln hätte erfahren können, hätte ihn nicht die unerträgliche Hitze jener höheren Regionen gezwungen, aus den Wolken herabzuſteigen. Bei ſeiner Rückkehr von dieſer luſtigen Exkurſion beſchließt er ſich abzukühlen und zu unterſuchen, wie ſich die großen Fiſche gegen die kleinen benehmen, indem er in einer Art Taucherglocke in die Tiefe hinunterfährt. Die Fiſche drängen ſich, wie erwartet, ſcharenweiſe um die Maſchine um ihm ihre demüthige Huldigung darzubringen. Es iſt merkwürdig, daß einer der alten waliſiſchen Barden eine ähnliche Geſchichte erzählt [ſ. Davies Celtic Researches p. 196.] und Southey in ſeinen Anmerkungen zu ſeinem Madoc ſagt, daß Coleridge ihm eine andere der Art in einem der älteſten deutſchen Gedichte nachgewieſen hat [249]).

Nachdem Alexander die Unterwerfung der Fiſche entgegengenommen, kehrt er nach Babylon zurück, wo er mit gehöriger Pracht gekrönt und die Meſſe mit geziemender Solennität gefeiert wird. Bald nach ſeiner Krönung jedoch ſtirbt er verrätheriſcher Weiſe an Gift, welches Ereigniß von den Salamandern war geweiſſagt worden. Er hatte nämlich in der Menagerie des Königs von Perſien eine große Menge derſelben gefunden und zu ihrem Unterhalte und ihrer Beluſtigung jeder Zeit große Feuer brennend erhalten laßen. Zum Danke für dieſes freundliche Benehmen ſagten ſie ſeinen Tod voraus, allein ihre Prophezeiung fand bei ihm nicht die verdiente Aufmerkſamkeit [250]).

Die Romane nun, die ſich auf die Heiden des klaſſiſchen Alterthumes beziehen und von welchen

ich so eben die wichtigsten aufgezählt, sind vielleicht besonders deswegen interessant, weil sie unsern englischen Dichtern der ältesten Schule reiches Material geliefert haben. Adam Davies Leben Alexanders (Lyfe of Alexander) gründet sich auf die versifizierten Romane von den Thaten dieses Königs; Lydgate's Buch von Troja (Troy Book) ist fast nur eine Paraphrase der Chronik des Colonna und viele von den Geschichten, die Gower in seine Confessio Amantis aufgenommen, konnen auf dieselbe Quelle zurückgeführt werden. Dergleichen untergeschobene Chroniken und die danach gearbeiteten Romane lieferten den Hauptstoff aller der metrischen Erzeugnisse, welche der Cursor Mundi aufzählt [sieh Warton I. p. 127. ed. 1824.]:

„Von Cäsar auch dem Kaiser,
Von Alexander dem Sieger,
Vom Streit der Teter und der Griechen,
Wo Mancher mußt' dem Tod' erliegen."

Es ließ sich erwarten, daß diejenige Zeit, welche die Heroen Griechenlands als irrende Ritter erscheinen ließ, auch die Dichter und Weisen des Alterthums als Zauberer und Nekromanten darstellen würde. Von allen berühmten Namen dieser Art scheint aber Virgil [251]) am meisten im Verdachte als Schwarzkünstler gestanden zu haben und die Geschichte seiner Liebeshändel und Zaubereien bildet den Gegenstand eines sehr interessanten Zauberromanes. Man hat daran gezweifelt, ob der Zauberer Virgilius derselbe sei wie der römische Dichter; aus den Schriftstellern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts erhellt jedoch, daß solches wenigstens der Glaube jener finstern Zeiten war. Dieß erhält auch noch Bestätigung durch die Verbindung des Zauberers mit Neapel und dem Schlosse, welches er in den Vorstädten Roms besessen haben soll. Auch wird Virgil zu Anfange des Romanes auf ungerechte Weise seines Erbes beraubt, erlangt es indeß später durch die Gunst des Kaisers zurück, was gleichfalls auf die Identität des Zauberers und Dichters hinzuweisen scheint, welcher Letztere unter dem Namen Tityrus [Eclog. 1] es mit so rührenden Ausdrücken der Dankbarkeit anerkennt, daß Augustus ihm das Landgut, von dem er war vertrieben worden, wiedergegeben hatte.

Wie Virgil zu dem Rufe eines Schwarzkünstlers gelangt, bildet den Gegenstand interessanter Untersuchungen. Naudäus in seiner Apologie pour tous les grands personnages, qui ont été faussement soupçonnés de Magie [ch. 21.] hält dafür, daß die ungereimten Meinungen, die man von Virgil hegte, aus seiner achten Ecloge entsprungen seien, wo er [V. 64. 65. 69.] alles, was sich auf Zauberei bezieht, die weichen Binden, die saftigen Zweige, den männlichen Weihrauch, den

„Zaubergesang, der da kann den Mond vom Himmel herabzieh'n",

mit großer Gelehrsamkeit besprochen hat [251*]).

Dieser Glaube an die Zauberkünste Virgils mag auch aus dem sechsten Buche der Aeneide [V. 263 ff.] größere Bestätigung erlangt haben, woselbst die Geheimnisse der Unterwelt auf so mysteriöse Weise offenbart werden:

„Götter der Macht, die den Seelen gebeut, und verstummende Schatten,
Chaos und Phlegethon auch, weitschweigende Oete des Nachtgauns!
Sei mir Gehörtes zu reden erlaubt und mit euerer Vollmacht
Aufzudecken, was tief Erdereich und Finsterniß einhüllt."

Außerdem verschaffte nichts so rasch den Ruf eines Zauberers, als die Kenntniß der Mathematik, in welcher Wissenschaft Virgil bedeutende Kenntnisse besessen haben soll; endlich mag außerdem das vielleicht wahre, vielleicht falsche Gerücht, daß Virgil befohlen seine Gedichte zu verbrennen, den Verdacht, als seien darin von ihm die Geheimnisse der schwarzen Kunst dargelegt worden, erzeugt haben und um so mehr, als er unter der Regierung eines Kaisers lebte, welcher alle Zauberbücher zu vernichten befahl.

Wie dem nun auch sein mag, der Glaube an die Zauberkünste Virgils scheint geherrscht zu haben, sobald man den feinen Geschmack verlor, der zur gehörigen Würdigung seiner trefflichen Erzeugnisse erforderlich war. Man kann aber wohl mit Recht vermuthen, daß die Vorstellungen, welche verschiedenen dem Virgil zugeschriebenen Zaubereien zu Grunde liegen, aus dem Morgenlande stammen. So gleicht das Hauptereigniß in dem vorliegenden Romane, wie Virgilius den Teufel aus seinem Gefängnisse befreit und ihn dann wieder durch List in dasselbe zurückbringt, dem Marchen von dem Fischer und

dem Geiſte in der neunten und den folgenden Nächten in 1001 Nacht, welches im Oriente noch allgemein erzählt werden ſoll [vgl. unten S. 187, a]. Auch Virgils Liebeshändel mit der Tochter des Sultans, gleichen vielen von den Abenteuern der morgenländiſchen Romantik und der aus Letzterer ſtammenden Ritterromane.

Die Märchen von den Zauberkünſten des Virgil wurden zuerſt gegen Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in den Otia Imperialia des Gervaſius von Tilbury zuſammengeſtellt, welche letztere ſeltſame Sammlung Gervaſius, als Kanzler des Kaiſers Otto IV. demſelben widmete. In dieſem mit unglaublichen Fabeln aller Art angefüllten Werke iſt erzählt, daß der weiſe Virgil über einem der Thore Neapels eine eherne Fliege befeſtigte, welche ſich acht Jahre dort befand und während dieſer ganzen Zeit keine andere Fliege in die Stadt kommen ließ. Auf ein anderes Thor Neapels, welches zwei Eingänge hatte, ſetzte er zwei Köpfe aus pariſchem Marmor, von denen der eine fröhlich und lachend, der andere traurig und weinend ausſah. Dieſe Köpfe nun beſaßen die geheime Kraft, daß, wenn Jemand unbewußt durch erſtern Eingang die Stadt betrat, ihm alles nach Wunſch von Statten gieng; ſchritt er aber durch letztern, ſo mislang ihm unvermeidlicher Weiſe Alles. Auch zündete Virgil ein öffentliches Feuer an, an welchem ſich Jeder wärmen durfte und ſtellte in deſſen Nähe einen ehernen Bogenſchützen mit Bogen und Pfeilen und der Inſchrift: „Wenn Jemand ſchlägt, ſo ſchieße ich meinen Pfeil ab." Endlich geſchah dieß, indem einſt ein Narr den Schützen ſchlug, worauf dieſer ihn mit ſeinem Pfeile erſchoß und in das Feuer ſchleuderte, welches dann alsbald erloſch. Auch erzählt Gervaſius, daß er ſelbſt bei ſeiner Anweſenheit in Neapel viele von dieſen zum Theile noch vorhandenen Wunderdingen ſah, von den übrigen aber durch ſeinen Wirth, dem Archidiakonus Pinatellus Nachricht erhielt.

Dieſe Märchen nahm der Mönch Helinandus, ein Zeitgenoſſe des Gervaſius, aus dem Werke des Letztern in ſeine allgemeine Chronik auf [ſ. Vincentius Bellovacensis Speculum historiale l. 6. c. 61.] und ebenſo Alexander Neckam, ein engliſcher Benediktiner, welcher zu Anfange des dreizehnten Jahrhunders zu Paris ſtudierte, in das ſechste Buch ſeines Werkes de Naturis rerum, mit vielen wichtigen Zuſätzen. Beſonders heißt es in dieſen, daß Virgil ſich eine eherne Brücke baute, die ihn überallhin führte und ferner die Bildſäulen verfertigte, welche man „die Rettung Roms" (Salvatio Romae) nannte; denn ſobald ein Volk ſich empörte oder einen Krieg begann, ſo ließ die Figur, welche dieſes Volk vorſtellte, eine ihr um den Hals hängende Glocke ertönen und wies auf den ihr eingeſchriebenen Namen des empörten Landes. Aehnliche Fabeln von Virgil berichtet auch Paracelſus [2, 569 Straßburg 1603. Val. Schmidt Beitr. zur Geſch. d. romant. Poeſie S. 141.] ſo wie Gower in ſeiner Confessio Amantis [B. V. f. 91, ed. 1554. Val. Schmidt l. c. S. 137], während die Geſchichten von dem öffentlichen Feuer und den eben erwähnten Bildſäulen in den ſieben weiſen Meiſtern ausführlich erzählt werden.

Werke dieſer Art gewährten reichlichen Stoff dem alten franzöſiſchen Romane vom Vergilius, von welchem zwei Ausgaben vorhanden ſind, die eine in Quart, die andere in Oktav, beide in Paris gedruckt und beide ohne Jahreszahl. Auf dieſen Roman gründet ſich das engliſche Leben des Virgil (Lyfe of Virgilius) [ſ. Gräße 2, 2 S. 627.], welches jedoch in einigen Punkten von jenem abweicht.

Zu Anfange desſelben wird nun aber erzählt, daß Virgilius unter dem Kaiſer Perſydes lebte, welcher nach der Chronologie der Romantik, bald nach der Zeit des Romulus geherrſcht zu haben ſcheint. Virgil, welcher ſich ſchon in ſeiner Jugend als klug und ſchlau erwies, wurde in eine Schule gebracht, lernte aber in Folge eines Ferienabenteuers mehr, als durch den ganzen Unterricht aller ſeiner Lehrer. Während er nämlich in der Nachbarſchaft von Tolentum [252]) zwiſchen den Hügeln umherſtreifte, bemerkte er, in einem der höchſten derſelben, eine tiefe Höhle. Er trat hinein, und nachdem er ziemlich weit darin fortgeſchritten war, hörte er die Stimme eines Teufels, welcher Virgil bat, ihn durch das Wegſchieben eines bezauberten Brettes zu befreien. Als Belohnung für dieſen Dienſt bot er ihm eine auserleſene und koſtbare Sammlung von Büchern über die Zauberei an, welche ihn in den Geheimniſſen dieſer Kunſt unterrichten würden. Virgil hebt das Brett fort und der Teufel ſchlüpft heraus in der Geſtalt eines Aales, ſteht aber dann vor ihm in der eines großen dicken Mannes. Nachdem er ſo in den Beſitz der Bibliothek des Teufels gelangt iſt, hält Virgilius dafür, daß ſein Eigenthum ihm ſicherer ſein würde, wenn

er den frühern Beſitzer wieder in das Loch einſperren konnte, aus welchem er ihn befreit hatte. Er äußert daher ſeine Zweifel über die Möglichkeit, daß jener im Stande wäre in dasſelbe zurückzukehren, und der Teufel, empfindlich darüber daß man ſeine Kräfte in Frage ſtellt, arbeitet ſich in die Oeffnung hinein, die Virgilius alsbald wieder mit dem Beile verſchloß und worin jener wahrſcheinlich immerdar eingeſperrt bleiben wird, da er ſeine literariſchen Schätze unwiederbringlich verloren, durch welche er die der Magie Befliſſenen hätte veranlaßen können ihm Beiſtand zu leiſten.

Wir haben bereits oben (S. 186, a) darauf hingewieſen, daß dieſes Märchen von einem ähnlichen in 1001 Nacht herſtammen muß, wo ein Fiſcher in ſeinem Netze ein kleines kupfernes Gefäß mit einem bleiernen Siegel aus der See zieht. Nachdem er letzteres abgenommen, kommt ein dicker Rauch heraus und geſtaltet ſich zu einem ungeheuren Geiſt, welcher ſeinen Befreier zu tödten droht. Der Fiſcher thut, als glaube er nicht, daß der Geiſt wirklich in dem kleinen kupfernen Gefäße eingeſchloſſen geweſen und fordert ihn auf, ihn durch den Augenſchein zu überzeugen. Hierauf löſt der Körper des Geiſtes ſich wieder in Nebel auf und begiebt ſich in das Gefäß zurück, worein ihn der Fiſcher ſogleich auf's neue mit dem bleiernen Siegel verſchließt, auf welches urſprünglich der Siegelring des Salomon war eingedrückt worden [252a]).

In einem Fabliau mit dem Titel: Lai d'Hippocrate (Le Grand vol. I. p. 232.) befindet ſich eine einfältige Geſchichte, wie dieſer berühmte Arzt von einer Dame, in die er verliebt war, bis in die Mitte eines Thurmes emporgezogen wurde und ſie ihn dann ſo hangen ließ, um ihn dem Gelächter der Menge Preis zu geben. Eine ähnliche Geſchichte wird von Virgilius erzählt, als er zum erſten Male nach Rom kam, da die Romanſchreiber und Dichter des Mittelalters ſich daran ergötzten, die größten und weiſeſten Männer als Opfer der Liebesgewalt darzuſtellen [253]).

Aus Dankbarkeit gegen den Kaiſer, der ihm eine mit Unrecht entzogene Erbſchaft wieder gab, baute er dieſem einen Palaſt, in welchem er Alles, was in jeder Gegend der Stadt geſagt oder gethan wurde, ſehen und hören konnte. Auch wird erzählt, wie er einen immerblühenden Garten, ferner die bereits erwähnten, Salvatio Romae genannten Statuen und endlich eine Lampe machte, welche die ganze Stadt erleuchtete, endlich aber auf eine Weiſe zerbrochen wurde, die aus der Geſchichte des Gervaſius von dem Feuer und dem Bogenſchützen entliehen iſt. Hierauf folgt die Erzählung ſeiner Liebeshändel mit der Tochter des Sultans, die er entführte und zu deren Wohnſitz er die Stadt Neapel auf Eiern baute, eine Sage, die unter den Lazzaroni jener Stadt noch lebendig iſt. Auch machte er zu Rom eine metallene Schlange, in deren Rachen jeder, der einen Eid ablegte, ſeine Hand ſtecken mußte, und wenn er falſch ſchwor, ſo wurde ihm die Hand unfehlbar abgebiſſen. Es iſt intereſſant, daß noch heutigen Tages in Rom eine Kirche ſteht, Namens Santa Maria in Cosmedin, die aus den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthumes ſtammt und auch „Mund der Wahrheit" (Bocca della Verità) beigenannt iſt, weil ſich in der Vorhalle derſelben ein großes rundes Geſicht mit einem ungeheuren Munde befindet, in welchen letztern der Ueberlieferung nach die Römer bei Eidesleiſtungen, um dieſe feierlicher zu machen, die Hand zu ſtecken pflegten, die indeß abgebiſſen wurde, wenn der Schwur falſch war (Kotzebue's Travels in Italy) [254]).

Viele andere wunderbare Dinge verrichtete Virgil bei Lebenszeit; die Geſchichte ſeines Todes iſt jedoch der ſonderbarſte und intereſſanteſte Theil des Romanes. Als nämlich Virgil alt wurde, faßte er den Plan, ſeine Jugend durch Zauberei zu erneuen und baute in dieſer Abſicht außerhalb der Stadt ein Schloß, an deſſen Thor er vierundzwanzig Figuren mit Dreſchflegeln in den Händen ſtellte, die ſie unaufhörlich zu Boden ſchlugen, ſo daß Niemand durchgehen konnte, außer wenn Virgil ſelbſt dieſes mechaniſche Kunſtſtück hemmte. In dieſes Schloß nun begab ſich der Zauberer heimlich in Begleitung eines Lieblingsſchülers, welchen er alsdann in einen Keller führte und ihm darin ein Faß nebſt einer immerdar brennenden Lampe zeigte. Hierauf befahl er den Schüler auf ihn zu tödten und in kleine Stücke zu zerhauen, ſeinen Kopf in vier Theile zu ſpalten, das Ganze einzuſalzen, die Stücke in einer gewiſſen Ordnung in das Faß zu legen und dann letzteres unter die Lampe zu ſtellen; wenn Alles dies geſchehen, ſagte Virgil, würde er nach neun Tagen wieder neuverjüngt in's Leben zurückkehren. Der Schüler gerieth hierbei in die größte Verlegenheit. Endlich jedoch gehorchte er dem Befehle ſeines Meiſters und bökelte

denſelben ganz auf die ihm vorgeſchriebene obgleich etwas ungewöhnliche Weiſe ein. Als nun der Kaiſer einige Tage nachher den Virgilius am Hofe vermißte, ſo erkundigte er ſich nach ihm bei dem Famulus desſelben und zwang dieſen durch Androhung des Todes ihn nach dem Zauberſchloſſe zu führen und die Bewegung der Dreſchflegel zu hemmen, worauf er ſich hinein begab. Nach langem Umherſuchen gelangte der Kaiſer endlich in den Keller, wo er die Ueberreſte Virgils in dem Faſſe fand und indem er ohne Weiteres den Schüler fur den Mörder desſelben hielt, dieſen auf der Stelle tödtete. Als dieß aber geſchehen war, lief ein nacktes Kind dreimal um das Faß und rief dabei aus: „Verflucht ſei die Zeit, wo ihr hierher kamet", mit welchen Worten das Embryo des verjüngten Virgil verſchwand [255]). —

Diejenige Gattung von Romanen nun, in denen die Helden und Weiſen des Alterthumes als irrende Ritter dargeſtellt werden, bildet die letzte Klaſſe von Ritterbüchern. Ich hatte einſt erwartet auch noch eine fünfte Gattung zu finden, die ſich auf die Kreuzzüge bezöge, und man hätte gewiß keinen romaniſchern Gegenſtand für eine derartige Bearbeitung finden können als die Kämpfe Richards und Saladins, welche beide Thaten der Tapferkeit ohne Gleichen verrichteten, wobei der eine den ſarazeniſchen Charakter in ſeiner höchſten Vollkommenheit entfaltete, der andere jenen übermenſchlichen Muth und jene undegranzte Hochherzigkeit, welche ihn zu einem Spiegel der Ritterlichkeit machten. Nichts jedoch iſt ſo unbegrundet, wie die Behauptung Warburton's und Warton's [I. p. 112. London 1824], daß nach den Kreuzzügen eine neue Gattung von Helden, Eroberungen und Ländern auf dem Gebiete der Romantik erſchienen und daß Gotfried von Bouillon, Soliman und Nurebdin nebſt den Städten Paläſtina's und Aegyptens nun die Lieblingsgegenſtände derſelben wurden. Ritſon [Ancient metr. Rom. I. p. 52.] hat ganz richtig bemerkt, daß dieſer vorgebliche Wechſel keineswegs Statt fand; und weit gefehlt, daß die Kreuzzüge und das heilige Land Lieblingsgegenſtände wurden, giebt es im Gegentheile, mit Ausnahme des unintereſſanten Romanes von Gottfried von Bouillon [ſ. Gräße S. 222.], kein einziges Ritterbuch, das ſich auf irgend einen dieſer Gegenſtände grunde [256]). Vielleicht waren jene berühmten Unternehmungen zur Eroberung des heiligen Landes noch zu friſch im Gedächtniſſe und noch zu ſehr Gegenſtände des wirklichen Lebens, als daß ſie die Ausſchmückung der Romantik hätten zulaßen ſollen; denn viele von den verſifizierten Romanen wurden in England unter der Regierung Richards oder in Frankreich zur Zeit Ludwigs des Heiligen verfaßt und in dem Augenblicke, als Eduard I. ſich nach Paläſtina einſchiffte, in Proſa umgearbeitet. —

Indem ich nun ſo einen Ueberblick der wichtigſten Ritterromane in Proſa gegeben, werde ich dieſen Theil des Gegenſtandes, deſſen Betrachtung ich mir in dem vorliegenden Werke vorgenommen, nach einigen Bemerkungen über den Einfluß und den Verfall dieſer Dichtungsart beſchließen.

Was nun den Einfluß betrifft, den das Ritterthum viele Jahrhunderte hindurch auf die gleichzeitigen Sitten und Gewohnheiten ausgeübt hat, ſo iſt derſelbe zum Gegenſtande vielfacher Unterſuchungen gemacht worden, und welches auch immer ſeine Wirkung geweſen ſein mag, gewiß iſt es, daß ſie durch die Ritterromane bedeutend erhöht worden iſt.

So wie nämlich dieſe Werke aus einem gewiſſen Syſteme der Sitten entſprangen, hatten ſie auf dieſelben hinwiederum auch ihrerſeits einen merkbaren Einfluß. Der Geſchmack der Zeit ließ durch dieſelben von ſeiner Vorliebe für monchiſche Wunder ab, indem er ſich Erzählungen zuwandte, die zwar allerdings nicht weniger übertrieben und unwahrſcheinlich, jedoch nicht ſo erniedrigend waren. Der Reiz der romantiſchen Dichtung weckte die ſchlafenden Kräfte des menſchlichen Geiſtes, verlieh der Einbildungskraft neue Schwingen und erhöhte Wärme und entflammte endlich bis zu einem gewiſſen Grade die Liebe zum Ruhm. Auch ſcheinen ſie nicht minder Geſchmack am Leſen eingeflößt zu haben; denn daß dieſe Romane viel geleſen wurden, erhellt ſowohl aus der großen Zahl, als aus den vielen Ausgaben, welche von denſelben erſchienen.

Eine andere Wirkung, welche die Ritterbücher hervorbrachten, beſtand darin, daß ſie den Erzeugniſſen vieler berühmter Dichter erhöhte Schönheit und Intereſſe verliehen, da dieſe ihre Maſchinerie durch dieſelben vervollkommneten und diejenigen Erzählungen wunderbarer Thaten in ihre Schopfungen aufnahmen, welche die amantes mira Camoenae [257]) ganz beſonders lieben. Die

Dichtungen des klaſſiſchen Alterthumes mochten, gleich der griechiſchen Architektur, geſchmackvoller ſein als die gothiſchen, aber die Erzeugniſſe des Mittelalters erregten die Phantaſie und ergriffen das Herz in einem höheren Grade. Die gefährlichen Abenteuer der Ritter jener Zeit, ihr hohes Ehrgefühl, ihre zarte Galanterie und ſelbſt das Großartige ihres Aberglaubens gewährten Veranlaßung ſchönere Scenen und Gegenſtände zu beſchreiben und intereſſantere Gefühle zu ſchildern, mit einem Worte ſie boten Gelegenheit, einen höheren Grad von Schönheit, Abwechslung und Pathos zu entwickeln, als bisher geſchehen war.

Pulci und Bojardo, die früheſten romantiſchen Dichter Italiens, verliehen ihren Schöpfungen allen Schmuck, welchen die Reize der Verſifikation und die Schönheit einer bezaubernden Sprache zu gewähren vermögen. Durch ihren Vorgang wurde die Welt der romantiſchen Wunder der Lieblingsgegenſtand der ſpäteren Dichter. Die durch dieſen glänzenden Schmuck verherrlichten Erzeugniſſe waren der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung, während die nach klaſſiſchen Muſtern geſchaffenen epiſchen Gedichte des Triſſin und Alamanni der Vernachläßigung oder Verachtung anheim fielen. Und man kann dieß nicht lediglich dem Unterſchiede in dem Genie der Dichter ſelbſt zuſchreiben, denn während die übrigen Schriften Arioſt's faſt in Vergeſſenheit geſunken ſind, lebt ſein Raſender Roland, nach dem Ausdrucke ſeines großen Nebenbuhlers, in immer erneuter Jugend fort. Das Genie des Taſſo, welches ſich in der Tragödie, dem Hirtengedichte oder in der klaſſiſch ſein ſollenden Urbearbeitung des Befreiten Jeruſalem kaum über die Mittelmäßigkeit erhebt, hat auf der Baſis der romantiſchen Dichtung eines der ſchönſten Gedichte der Welt errichtet. „Dieſes waren die Erzählungen, ſagt der Biograph des frühſten engliſchen Dichters, an denen ſich die jugendliche Phantaſie unſeres Chaucer nährte, dieß waren die Wunderſcenen, durch die ſein Geiſt geweckt wurde; dieß waren die Handlungen und Perſonen, an denen die Gedanken des Knaben immerdar mit jeglicher Freiheit hangen konnten" [ſieh Godwin's Life of Chaucer vol. 1. ch. 4.]. Viel auch verdankte Spenſer der romantiſchen Wunderwelt und ſogar in einer ſpäteren Zeit nährte ſie den Geiſt eines noch erhabeneren Dichters, welcher ſeine Bewunderung und Dankbarkeit für ihren begeiſternden Einfluß wiederholt an den Tag legt. „Ich will euch wiſſen laßen, ſagt Milton [ſ. Toland's Life of Milton p. 35.], wohin meine jungen Füße mich trugen; ich begab mich unter jene erhabenen Dichtungen und Märchen, welche die Thaten des Ritterthumes in feierlichen Geſängen erzählen."

So wie nun aber die in den Sitten und der Lebensweiſe der Bewohner Europa's eingetretene Veränderung die vorzüglichſte Veranlaßung zu dem Urſprunge der Erzeugniſſe der Romantik war, ſo kann man eine gleiche Veränderung als die Haupturſache des Verfalles derſelben betrachten. Das Hinſterben des Ritterthumes nämlich war es beſonders, was am meiſten dazu beitrug. Denn wie nutzlich auch immer das Weſen desſelben in den früheren Stadien der Geſellſchaft geweſen ſein mochte, ſo fand man gleichwohl, daß bei einem regelmäßigen Feldzuge die höchſte Unordnung durch eine ungeſtüme Kriegerſchaar entſtand, welche keine Geſetze kannte als die des Muthes, welche Verwegenheit für Tapferkeit hielt und unfähig war in der Stunde des Unglückes ſich wieder zu ſammeln. Die Kraft der Disziplin wurde gebrochen durch den Mangel an Einheit im Befehle; denn die Heere wurden von Befehlshabern angeführt, welche verſchiedene Intereſſen und verſchiedene Motive zu ihren Handlungen hatten und ihre Anſprüche auf Gehorſam nicht aus einer und derſelben Quelle herleiteten. Auch hatten die Ritter zu allen Zeiten die Zwecke ihres Standes verkehrt. Freilich wenn wir dem ſchmeichelhaften Gemälde glauben, welches Colombière von ihnen giebt, ſo durchzogen die irrenden Ritter die Welt, indem ſie das Unrecht vernichteten, die Räuber, welche Europa verheerten, ausrotteten und die Frauen befreiten, die in die Gewalt ihrer Feinde gefallen waren. Wenn wir aber andere Schriftſteller befragen, ſo begegnen wir einer ganz andern Schilderung dieſer würdigen Helden und finden nach dem etwas ſpielenden Ausdrucke eines alten engliſchen Schriftſtellers, daß dieſe irrenden Ritter (errant Knights) Erzſchelme (arrant Knaves) waren.

Pierre de Blois, welcher im zwölften Jahrhunderte lebte, klagt darüber, daß die Saumroſſe der Ritter häufiger mit den Mitteln zur Befriedigung ihrer Völlerei und Trunkliebe als mit Waffen beladen waren. „Sie ſind bepackt, ſagt er [Epist., No. 94.], nicht mit Eiſen, ſondern mit Wein; nicht mit Lanzen, ſondern mit Käſe;

nicht mit Schwertern, ſondern mit Schläuchen; nicht mit Speeren, ſondern mit Bratſpießen. (Non ferro sed vino, non lanceis sed caseis, non ensibus sed utribus, non hastis sed verubus onerantur).“ Während der Unordnungen, welche in Frankreich zur Zeit der Regierung Karls VI. herrſchten, vermehrten die ſtreitenden Parteien, in der Abſicht ſich zu verſtärken, die Zahl der Ritter, wodurch dieſer Stand herabgewürdigt wurde. Eine neue Schöpfung trat ferner durch Karl VII. in's Leben, welcher nämlich die bisher der Ritterſchaft eigenthümlichen Auszeichnungen ſeiner Gensd'armerie verlieh, und die franzöſiſchen Chevaliers ließen es ſich angelegen ſein in ein Korps aufgenommen zu werden, in welchem ſie zu höheren Kriegsſtellen gelangen konnten, da dieſe ihnen als bloßen Rittern nicht länger erreichbar waren. Das Schattenbild und die Beluſtigungen des Ritterthumes waren alſo allein nur noch übrig; und die Welt wurde zwar noch gelegentlich durch Turniere und Lanzenſtechen an einen bereits hingeſchwundenen Zuſtand der Geſellſchaft erinnert, jedoch auch dieſe kamen in Frankreich durch die Einführung anderer Beluſtigungen und durch den unglücklichen Zufall, welcher einem ihrer Könige [Heinrich II.] das Leben koſtete, außer Gebrauch.

Die Wunder der Ritterwelt waren nun zwar ſo aus dem wirklichen Leben geſchwunden, doch lebten ſie noch in der Rückerinnerung der Menſchen; freilich entſtanden keine neuen Schöpfungen der Romantik mehr, indeß wurden die alten noch immer eifrig geleſen. — Da mit einem Male ſah man alle Kräfte des Witzes und Genies in Thätigkeit geſetzt, nicht zwar um den Geiſt des Ritterthumes oder einen hingeſchwundenen Zuſtand der Geſellſchaft lächerlich zu machen, ſondern um die barbariſchen Erzählee chimäriſchee Abenteuer und diejenigen, welche ihre Zeit mit der Durchleſung derſelben verloren, dem Spotte der Satyre anheim zu geben.

Einige Schriftſteller haben den Sir Thopas des Chaucer für einen Vorläufer des Don Quijote gehalten [Warton 2, 268. Lond. 1824] und man kann es allerdings dem engliſchen Dichter hoch anrechnen, daß er die Ungereimtheiten der Romanſchreiber ſeiner Zeit bereits ſo frühzeitig erkannte und lächerlich machte; jedoch iſt nicht anzunehmen, daß der Sir Thopas irgendwie ihre Erzeugniſſe in Miskredit zu bringen vermochte; denn er erſchien unter einer Regierung, welche die Wunder der Romantik beinahe verwirklichte, und zu einer Zeit, wo der Geiſt des Ritterthumes noch zu feſt im Beſitze der Geiſter war, als daß die Liebe zum Wunderbaren ſo leicht hätte entwurzelt werden können. Außerdem lag auch die Satyre viel zu tief, um zu jener Zeit entdeckt zu werden, und was als Spott gemeint war, wurde wahrſcheinlich als eine ernſthaft heroiſche Erzählung aufgenommen; in welcher Meinung man ſich um ſo mehr beſtärkt ſehen mußte, als ſich in einem andern Erzeugniſſe des nämlichen Verfaſſers [256]) all' die Extravaganzen vorfinden, welche er in dem Sir Thopas verſpottet haben ſoll. In dem Don Quijote hingegen lag die Satyre zu ſehr am Tage, als daß man ſie hätte misverſtehen können und außerdem erſchien er zu einer Zeit, wo der Geiſt des Ritterthumes faſt geſchwunden war. Die alten Romanſchreiber hatten in ihren übertriebenen Schilderungen des Ritterthumes aller Wahrſcheinlichkeit Trotz geboten und da ihre Nachfolger fanden, daß das Publikum anfieng den Geſchmack an dergleichen Erzeugniſſen zu verlieren, ſo ſuchten ſie den ihrigen durch Schilderungen einer noch unmöglicheren Tapferkeit und noch unglaublicherer Ungereimtheiten ein erneutes Intereſſe zu verleihen. Demgemäß fieng das Uebel an, ſich ſelbſt zu heilen und die Phantome der irrenden Ritterſchaft wurden durch Cervantes dem Gelächter Preis gegeben, ehe die Subſtanz derſelben, in Proſa wenigſtens, durch irgend einen Schriftſteller von Geiſt dargeſtellt worden war.

Ich glaube daher auch nicht, daß das Auftauchen der heroiſchen oder der Hirtenromane viel dazu beitrug, die Ritterbücher um ihr Anſehen zu bringen; denn dieſe neue Gattung von Werken entſtand vielmehr in Folge des hinſchwindenden Geſchmackes an den alten Romanen und der darauf folgenden Stagnation in den Gegenſtänden derartiger Unterhaltung; jedoch iſt es wahrſcheinlich, daß ſie durch das Heranwachſen anderer Literaturzweige einigermaßen gefördert wurde. Das Studium der Klaſſiker brachte in die ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe endlich eine gewiſſe Methode und das Verlangen, dieſen neuen Vorbildern gleich zu kommen, rief Nachahmung hervor. Die Phantaſie wurde durch Reflexion in Zaum gehalten und die Regeln der

Kritik ſchüchterten die kühne Ungebundenheit des romantiſchen Geiſtes ein. Endlich wurden auch die mittelalterlichen Märchen durch die allgemeine Verbreitung der Werke der italieniſchen Novelliſten in Frankreich und England und die zahlreichen Ueberſetzungen und Nachahmungen derſelben in beiden Ländern faſt ganz verdrängt. Die Schilderungen ſinnreicher Galanterie und wilder Rache, welche dieſe neuen Erzeugniſſe boten, erzeugten einen Geſchmack, der, ſobald er ſich erſt herangebildet hatte, nicht leicht wieder dazu gebracht werden konnte, an den romantiſchen Dichtungen Gefallen zu finden. Die Novellenliteratur bildet nun aber einen ausgedehnten und intereſſanten Zweig der Dichtung, und der Urſprung und Fortgang derſelben wird den Gegenſtande unſerer Unterſuchungen in den folgenden Capiteln ausmachen.

Digitized by Google

Siebentes Capitel.

Urſprung der italieniſchen Novellen. — Fabeln des Bidpai. — Die Sieben Weiſen Meiſter. — Gesta Romanorum. — Contes et Fabliaux. — Cento Novelle Antiche. — Decamerone des Boccaccio.

Es ſcheint in einem nicht geringen Grade merkwürdig, daß Italien, welches die ſchönſten Schöpfungen der romantiſchen Poeſie hervorbrachte, kaum einen einzigen Ritterroman in Proſa erzeugt hat; und dieß iſt um ſo auffallender, als die Italiener, wie man annehmen darf, mit den unter ihren Nachbaren zu Tage geforderten Werken der letztgenannten Art bald und genau vertraut wurden. Dieſe Kenntniß derſelben erhellt aber nicht nur aus den Gedichten Pulci's und Bojardo's, ſondern auch aus Schriftſtellern einer viel frühern Zeit, in denen wir unzählbare Anſpielungen auf Umſtände finden, die in den Ritterbüchern berichtet werden. So ſingt Dante [Inf. C. 5. v. 114.] von der Geſchichte des Lancelot, daß das Leſen derſelben Paolo und Franceſca „an den ſchmerzenreichen Ort" gebracht, und auch ſonſt zeigt er ſeine Bekanntſchaft mit den fabelhaften Geſchichten Arthurs und Karls des Großen [Inf. C. 31 und 32. Parad. C. 16 und 18.]. Ebenſo ſcheint Petrarka [Trionfo d'Amore C. 3. v. 79 sqq.] die Thaten Triſtan's und Lancelot's genau gekannt zu haben und in den Cento Novelle Antiche [nov. 81.] begegnen wir der Geſchichte des Königs Meliadus und des Ritters ohne Furcht, ſo wie der Dame von Scalot, welche aus Liebe zu Lancelot du Lac ſtarb. Dort auch [nov. 62.] wird von der Leidenſchaft der Yſeult und dem Wahnſinne Triſtan's berichtet und die ſechſte Novelle des zehnten Tages im Decamerone erzählt, daß ein Florentiner zwei Töchter beſaß, von denen die eine Ginevra die Schöne und die andere Iſolda (Yſeult) die Blonde hieß.

Nichtsdeſtoweniger haben, wie geſagt, die Italiener kein Originalwerk in Proſa von größerem Umfange oder irgend bedeutendem Rufe auf dem Gebiete der Romantik hervorgebracht. Dieſen Umſtand kann man aber zum Theile den Sitten und Verhältniſſen jenes Volkes zuſchreiben; denn ſeitdem der Sitz des römiſchen Reiches nach Konſtantinopel verlegt worden, hatten die Italiener aufgehört Eroberer zu ſein und wurden vielmehr ſtets von barbariſchen Nationen beſiegt, welche dann zwar jederzeit mildere Sitten und Bildung annahmen, zugleich aber auch in Verweichlichung ſanken, ſo daß die Bewohner Italiens weder jenes Uebermaß perſönlicher Tapferkeit noch jenen hohen Ritterſinn beſaßen, deren Schilderung die Seele der romantiſchen Dichtung ausmacht. Zu einer Zeit, als in andern Ländern glückliche Nationalkämpfe und der Fortſchritt des Feudalſyſtemes zu dieſer Gattung von Dichtwerken den Grund legten, wurde ganz Italien durch eingefallene Feinde verheert oder nur durch Fremde mit Erfolg vertheidigt. Es fiel daher ſchwer

eine Klaſſe von Helden zu wählen, deren Thaten, wenn ſie gefeiert wurden, der ganzen Nation ein Intereſſe eingeflößt oder geſchmeichelt haben würden, wie dieß in England bei Anhörung der Heldenthaten Arthurs oder in Frankreich in Betreff der Geſchichte Karls des Großen der Fall ſein mußte. Zwar war der Name Beliſar's hochberühmt, aber bei den Abkömmlingen der nordiſchen Eroberer war er auch eben ſo verhaßt; die Nationaleitelkeit derer aber, denen er ſeine Hülfe brachte, konnte ſich durch die Thaten eines Fremdlings eben nicht geſchmeichelt fühlen. Die ſeines Nachfolgers aber, abgeſehen davon, daß ſie aus demſelben Grunde keinen größern Anklang zu finden vermochten, waren überdieß von einem Weſen verrichtet worden, welches am alleruntauglichſten iſt, der Held eines Ritterromanes zu werden.

Auch die frühe Zerſtückelung Italiens in eine Anzahl von kleinen unabhängigen Staaten ließ den Nationalſtolz nicht emporkommen. Man hätte kaum vermocht einen Gegenſtand ausfindig zu machen, der allgemeinen Beifall gefunden, und die Thaten der Anführer eines Gebietes würde für die Einwohner eines andern oft der Gegenſtand ſchmerzlicher Erinnerung geweſen ſein.

Nicht minder wurde der romantiſche Geiſt in Italien durch die dort frühzeitig auftauchende Hinneigung zu Handelsunternehmungen unterdrückt. Aus den italieniſchen Novelliſten geht auf das deutlichſte hervor, daß in die Sitten des Volkes auch nicht ein Funke jenes ritterlichen Feuers eingedrungen war, welches die umwohnenden Völker entzündete. In den angeſehenſten Staaten Italiens, beſonders in Floreng wurde das Kriegshandwerk eher für erniedrigend als für ehrenvoll gehalten und zwar zu einer Zeit, wo in jedem andern Lande Europa's der perſönlichen Stärke und Tapferkeit die höchſte Achtung erwieſen wurde. Zwar fehlte es den italieniſchen Republiken nicht an Feſtigkeit in der Politik, aber ihr kriegeriſcher Geiſt hatte ſie verlaßen, und ihre Freiheiten war dem Schutze von Söldnerhaufen anvertraut.

Zu all' dieſem kommt nun aber auch noch der Umſtand, daß zu der Zeit, als Frankreich und England ganz beſonders damit beſchäftigt waren Ritterbücher zu ſchreiben und jedes literariſche Talent in dieſen Ländern ſich dieſem Gebiete zuwandte, die Aufmerkſamkeit, welche in Italien auf die Literatur des klaſſiſchen Alterthumes gerichtet wurde, eine Korrektheit des Geſchmackes und eine Liebe zur Regelmäßigkeit einführte, denen die Regelloſigkeit und Extravaganz der Ritterbücher im höchſten Grade widerſtreben mußte.

Zu derſelben Zeit endlich waren die drei ausgezeichneteſten und früheſten Geiſter Italiens damit beſchäftigt, einer Gattung von ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſen Stabilität zu verſchaffen, welche von der romantiſchen gänzlich abwich. Diejenigen alſo, welche die Werke Dante's und Petrarka's als Muſter der Vortrefflichkeit zu betrachten pflegten, würden dem Triſtan oder den Haimonskindern keineswegs ihren Beifall geſchenkt haben. Der Decamerone des Boccaccio war jedoch wahrſcheinlich dasjenige Werk, welches in dieſer Beziehung den ſtärkſten Einfluß hatte. Die Erzählungen, die es enthält, waren im höchſten Grade beliebt; ſie riefen frühzeitig zahlreiche Nachahmungen hervor und ihre Beſchaffenheit war von der Art, daß ſie dem Strome romantiſcher Ideeen den wirkſamſten Widerſtand leiſten mußten.

Da wir alſo in den Regionen der italieniſchen Dichtungen nicht länger fabelhaften Geſchichten begegnen werden, wie diejenigen waren, von denen wir ſo zahlreiche Beiſpiele angeführt, ſo dürfte hier der paſſende Ort ſein, von der ſo großen und verſchiedenartigen Menge von Erzählungen oder Novellen, welche gleichzeitig mit dem Erſcheinen der Ritterromane in Frankreich und Italien in Umlauf kamen und einen ſo beliebten und ausgedehnten Zweig der italieniſchen Literatur ausmachen, eine kurze Nachricht zu geben.

Es wird nun aber zuvörderſt intereſſant ſein den Urſprung dieſer Gattung von Erzählungen in denjenigen Novellen zu finden, welche dem Decamerone des Boccaccio vorangiengen. Zwar entſprachen dieſe nur erſt noch den Anforderungen, welche die menſchliche Geſellſchaft in einem noch unentwickelten Zuſtande an derartigen Erzeugniſſen macht, jedoch ſind ſie wenigſtens in einem gewiſſen Grade anziehend, inſoweit ſie die Sitten ihrer Zeit ſchildern und den rohen Stoff vollkommenerer Produktionen enthalten.

Ehe nämlich der Menſch die Funktionen ſeiner geiſtigen Thätigkeit begreifen lernt oder ſich ſelbſt zum Gegenſtande ſeiner Betrachtungen macht, findet er Belehrung und Unterhaltung an der Erzählung imaginärer oder wirklicher Ereigniſſe; und dieß hat man in den erſten und ungebildeten Jahrhunderten faſt aller Völker beſtätigt gefunden.

Von den mannigfachen Erzählungen aber, welche in den Werken der italienischen Novellisten enthalten sind, stammen einige unzweifelhaft aus den Scheisten der griechischen Romanschrifstellee und Sophisten. In den Ephesiaca des Xenophon Ephesius finden wir die Grundlage der beeühmten Erzähiung des Luigi da Porto, aus welchee Shakespeaee sein Romeo und Juiia entlieh, und meheere von den Gleichnissen des Baelaam und Josaphat wiedeeholen sich in den Gesta Romanorum und vermittelst dieser im Decamerone [sieh Anmerk. 72 ff.]. Auch die Briefe des Aristänetus enthalten vieie Erzählungen, die ganz den Geist Boeeaeeio's athmen. So z. B. hört eine Frau, die eben iheen Liebhader bei sich hat, plötzlich ihren Mann kommen, sie dlndet dahee sogieich jenen und überllefert ihn so dem Letzteren als einen Dieb, den sie eben ertappt hade. Dee Mann will ihn tödten, jedoch die Fean wideefetzt sich und schlägt dafür vor ihn bis Tagesandruch fest zu haiten und dann dem Richter zu überliefern, wobei sie sich zugieich eedietet ihn die Nacht hindurch zu bewachen [259]). Auch in den Metamorphosen des Apulejus kann man dergleichen Aehniichkeiten und zwar noch zahleeicheren und treffenderen begegnen. Allein wenn sich auch nicht läugnen läßt, daß diese Werke auf diejenigen Erzählungen, weiche in Europa deim ersten Tagen der Literatur erschienen, einen gewissen Einfluß hatten, so muß man gleichwohi den ersten Ursprung dieser Gattung von Erzeugnissen auf eine äitere und zwar östliche Quelle zurückführen.

Das seüheste Werk diesee Art nun, welches angeführt werden kann, sind die dem Bidpai odee Pilpai zugeschieiebenen Erzählungen oder Fadeln, die auch unter der Benennung

Kalila ve Dimna

dekannt sind.

Dieses Week, weiches in seiner ursprünglichen Gestait äiter ais zweitausend Jahre sein soll, wurde zuerst in einer der indischen Speachen geschrieben und in dieser Hitopadesa (heilsame Unterweisung) genannt [260]); der Weise aber, der die Geschichte erzählte, hieß darin Wischnu Sarma. Lange Zeit dewahete es ein indischer Herrscher unter seinen kostdarsten Schätzen mit großer Sorgfalt und Heimiichkeit; endlich jedoch sandte (wie Simeon Seth in der Vorrede zu seiner griechischen Uebersetzung dieses Buches berichtet) der persische König Chosroes, weichee gegen Ende des sechsten Jahehunderts regierte, einen gelehrten Arzt nach Indien, in der besondern Absicht sich in den Besitz des Hitopadesa zu setzen. Der Abgesandte erfullte auch wirklich den Zweck seiner Sendung, indem er einen indischen Weisen, wenn auch erst mit vieler Mühe, dazu drachte, den literarischen Schatz zu stehlen. Bei seiner Rückkehr nach Peesien übersetzte der Aezt das Werk in seine Muttersprache und legte in dem Rahmen, in weichen er es faßte, die Erzählung der Geschichten dem Bidpai bei. Bald nachher wuede es in's Syeische und mehr als ein Mal in das neueee Peesisch übertragen. Im achten Jahehunderte erschien eine aeabische Uebersetzung untee dem Titel Kalila ve Dimna (der Dumme und der Arglistige) [261]), unter welchem Titel das Werk jetzt allgemein bekannt ist und weiche Namen zwei Schakale tragen, die eine Anzahi dieser Geschichten erzählen. Ungefähr um das Jahr 1100 übersetzte Simeon Seth auf den Wunsch des Kaisers Alexius Komnenus die aeabische Version in's Griechische unter dem Titel: *Τὰ κατὰ στεφανίτην καὶ ἰχνηλάτην* (Von dem Siegbekränzten und dem Aufspüeee). Der Philosoph, der die Geschichten erzählt, wird in dieser Uebertragung nicht genannt. Sie ist in fünfzehn Abschnitle getheilt, in deren zwei ersten die Füchse die Hauptredner sind, wäheend die übrigen dreizehn sich auf andere Thiere beziehen. Die Arbeit des Simeon Seth wuede mit einee lateinischen Uedeesetzung im Jahee 1697 zu Berlin gedruckt. Viel früher jedoch wae das Buch Kalila ve Dimna von Johann von Kapua, welcher im deeizehnten Jahrhundeete lebte, nach der hebräischen Version des Rabbi Joel in's Lateinische übeetragen worden, welche Uebeesetzung gegen Ende des fünfzehnten Jahehunderts unter dem Titei: Directorium Humanae Vitae vel Parabolae Antiquorum Sapientum gedruckt wurde. Aus dieser Uebersetzung gieng es in das Deutsche, Spanische und Italienische über. Die letztgenannte Ueberteagung war das Werk des Novellenschreibers Firenzuola und trug den Titei: Discorsi degli Animali. Sie eeschien 1548. Eine zweite italienische Uebeesetzung von Doni gieng in's Englische über unter dem Titel: Moralphilosophie des Doni (Moral Philosophy of Doni), aus dem Italienischen übertragen von Sir Thomas Noeth 4. 1570 und 1601. Nach der lateinischen Uebersetzung des Johann von Kapua

wurde auch eine französische gemacht, welche 1698 erschien. Das wohlbekannte Werk: Contes et Fables Indiennes de Bidpai et Lockmann, 1724, welches Galland begann und Cardonne fortsetzte, wurde jedoch nach einer zur Zeit Solimans des Prächtigen verfaßten türkischen Version gearbeitet, aber dem Titel nach zu urtheilen, nicht der Absicht der Verfasser gemäß vollendet, da es keine dem Lockman zugeschriebene Fabeln enthält. Eine englische Uebersetzung dieser letztern französischen Arbeit erschien 1747.

In allen diesen Uebertragungen sind die sämmtlichen Geschichten in einen Rahmen gefaßt, ein Verfahren, welches später in vielen ähnlichen Werken nachgeahmt wurde. Es wird nämlich in dem Buche erzählt, daß eines Tages ein mächtiger König von der Jagd ermüdet in Begleitung seines Veziers nach einem stillen, erquickenden Orte gelangte. Dort ließen sich beide in eine Unterhaltung über das menschliche Leben und über die Art und Weise, wie man regieren müsse, ein, welche Unterhaltung, wie es scheint, durch einen Bienenschwarm veranlaßt wurde, der in einem benachbarten Eichenstamme geschäftig war. Während dieser Diskussion erwählt der Vezier der Geschichte des Bidpai und des indischen Königs, welcher nach seinen Rathschlägen regierte. Diese Einleitung ist nicht älter als die oben erwähnte türkische Version; die Geschichte des Bidpai jedoch, welche der König zu hören wünscht, wird für so alt gehalten wie die älteste persische Uebersetzung und lautet folgendermaßen:

Der indische König Dabschelim vertheilte nach einem Feste, bei welchem seine Freigebigkeit von allen Gästen war gelobt worden, eine große Menge Gold unter seine Freunde und die Armen. In der folgenden Nacht erschien ihm im Traume ein Greis und zeigte ihm als Lohn für seine Großmuth an, wo er einen Schatz finden würde. Am nächsten Morgen begab sich der König an den bestimmten Ort und fand daselbst in einer Höhle einen Einsiedler, welcher ihm einen unermeßlichen Schatz übergab, den er von seinem Vater geerbt hatte, dessen er aber nicht weiter bedurfte. Unter Anderm empfieng der König auch ein kostbares Kästchen, worin sich ein Stück Seidenzeug befand, welches mit gewissen unverständlichen Charaktern durchwebt war. Als endlich ein weiser Mann sie erklärte, erwiesen sie sich als die Hinterlassenschaft eines Vorgängers des Dabschelim, welcher darin vierzehn Lehren für Monarchen niedergelegt hatte. Jede derselben sollte sich auf eine wunderbare Geschichte beziehen; wer diese aber hören wollte, mußte sich nach der Insel Sarandib (Ceilon) begeben. Da der König die Reise unternehmen will, der Vezir aber dagegen ist, so erhebt sich ein Disput, wobei alle Theilnehmer ihre Meinung durch die Erzählung von Fabeln zu unterstützen suchen. Endlich folgt der König, wie zu erwarten stand, seinem eigenen Kopfe und kommt nach einer langen Reise auf der Insel Sarandib an. Während er daselbst ein hohes aber entzückend schönes Gebirge durchzieht, gelangt er zu einer Höhle, welche der Bramin Bidpai bewohnt. Dieß war nämlich der Weise, der dem Könige die geheimnißvollen Lehren erklären sollte, von denen z. B. eine besagt, daß ein König durch Verläumder leicht hintergangen wird, die andere, daß er sich vorsehen solle einen treuen Freund zu verlieren u. s. w. Diese Maximen erläutert der Weise durch Fabeln und Apologe, welche, beiläufig gesagt, nur selten mit den Lehren in Zusammenhang stehen, deren Erklärung Dabschelim zu erhalten wünscht. Geschichten werden dabei auf Geschichten gehäuft und in einander geschachtelt; so z. B. giebt ein sterbender Vater seinen Söhnen einige Ermahnungen und bekräftigt sie durch Apologe, seine Familie jedoch sieht die Dinge in einem verschiedenen Lichte an und die einzelnen Glieder derselben unterstützen ihre Meinungen auf dieselbe Weise, wobei sie die oben erwähnten beiden Schakale auftreten und eine lange Reihe Fabeln erzählen laßen.

Es wäre unnütz eine Probe von den Geschichten des Bidpai zu geben, da sie in den vielfachen Bearbeitungen, die sie erlitten, so sehr verändert worden sind [262]). Die lateinische Uebersetzung des Johann von Kapua war aber diejenige, durch welche das vorliegende Werk seinen Einfluß auf die europäische Welt der Erzählungen ausübte. So stimmen einige Geschichten desselben mit der Disciplina Clericalis des Petrus Alfonsus überein, während viele andere in die Gesta Romanorum, die große Vorrathskammer der italienischen Novellisten, aufgenommen worden sind. Auch die Geschichte von dem Diebe, welcher seinen Hals bricht, indem er sich auf einem Mondstrahle von dem Dache eines Hauses in dasselbe hinunter laßen will, finden wir in den Gesta Romanorum [no. 136.] und den französischen Fabliaux [s. auch Val. Schmidt zur Discipl. Cler.

S. 156 ff.; Doni Philosophia Morale c. 1, erste Erzählung [262a])]. Jedoch erinnere ich mich nur einer einzigen italienischen Novelle, welche aus dem Kalila ve Dimna herstammt und nur in sehr wenigen anderen Geschichten dieses Werkes kann man eine Aehnlichkeit mit den genannten Novellen entdecken. Die Erzählungen des Kalila ve Dimna sind meist Fabeln in der Weise des Aesop und enthalten nur wenige Spuren der feinen Galanterie, der wilden Grausamkeit oder des lebendigen Witzes, welche die italienischen Novellen kennzeichnen. Da ferner dieß Werk im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte in Europa weder weit verbreitet noch auch allgemein bekannt war, so kann ich auch aus diesem Grunde nicht glauben, daß es auf die Novellistik direkt oder indirekt eine große Einwirkung ausgeübt.

Dahingegen ist die unter dem Namen

Die Sieben Weisen Meister

wohlbekannte Geschichtensammlung ein solches Werk, dessen Einfluß auf die Schriften der italienischen Novellisten sehr hoch angeschlagen und welches vielleicht als die fernste Quelle der von ihnen gebrauchten Stoffe betrachtet werden darf.

Die Grundlage dieses Werkes soll das Buch von den sieben Rathgebern oder den Parabeln des Sendabad gewesen sein. Dieser Sendabad, erzählt Masudi, ein arabischer Schriftsteller aus dem zehnten Jahrhunderte, war ein indischer Philosoph, welcher zur Zeit des Königs Kuru lebte. Wann Letzterer regierte, ist unbekannt; jedoch hat man darüber gestritten, ob Sendabad der Verfasser oder nur die Hauptperson des seinen Namen tragenden Werkes war [s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables Indiennes p. 80 ff.]. Er kann freilich beides zugleich gewesen sein; aus einer lateinischen Notiz hinter einer hebräischen Bearbeitung, die sich im britischen Museum befindet, scheint jedoch hervorzugehen, daß er jedenfalls eine Hauptperson war; sie besagt nämlich: „Dieser Sandabar war der Oberste der weisen Braminen Indiens und spielt in dieser Geschichte eine große Rolle" (Sandabar iste erat princeps sapientum Brachmanorum Indiae et magnam habet partem in tota hoc historia). Diese hebräische Version ist die älteste Gestalt, in welcher das Werk jetzt vorhanden ist. Es wurde, wie eine andere lateinische Note auf der Handschrift besagt, von Rabbi Joel (der auch das Kalila ve Dimna, wie oben erwähnt, in's Hebräische übersetzt hatte) vermittelst des Arabischen oder Persischen aus dem Indischen, in welchem es ursprünglich geschrieben worden, übertragen [s. Ellis Metr. Rom. 3, 5 ff.].

Die zweite Uebersetzung hinsichtlich des Alters ist die griechische des Syntipas, von welcher es noch eine große Zahl Handschriften giebt. Einige derselben besagen, daß sie aus dem Persischen, andere hingegen daß sie aus dem Syrischen übertragen seien, daher das Original derselben nicht genau angegeben werden kann.

Die nächste Version war die lateinische des Mönches Dam Jehan, aus welcher die französische Bearbeitung in Versen hervorgieng, die den Titel: Dolopatos trägt. Dieß war die erste moderne Gestalt, welche dieß Werk annahm, nachdem es durch alle alten Sprachen gegangen war. Der Dolopatos wurde durch Fauchet an's Licht gezogen [sieh dessen Oeuvres. Paris 1606. 4. p. 560. Der Verfasser nennt sich selbst Hebers oder Herbers und hat wahrscheinlich gleich zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gelebt s. Loiseleur Deslongchamps Fabl. Ind. p. 87 ff.]. Von dieser Bearbeitung giebt es eine Handschrift in der königlichen Bibliothek zu Paris.

In der nämlichen Bibliothek befindet sich auch noch eine andere französische Handschrift von unbekanntem Verfasser, welche bald nach der des Hebers geschrieben wurde, jedoch wesentlich von dieser letztern abweicht, sowohl hinsichtlich des Rahmens, als auch der einzelnen Erzählungen. Diese zweite Bearbeitung rief viele französische Nachahmungen in Prosa hervor, so wie die englische metrische Bearbeitung, die betitelt ist: „Der Prozeß der sieben Weisen" (the Proces of the seuyn Sages), welche sich unter den Handschriften der Cotton Library befindet und von der Ellis [a. a. O. S. 22 ff.] Nachricht gegeben. Seiner Vermuthung nach ist sie um das Jahr 1330 verfaßt worden.

Nicht lange nach der Erfindung der Buchdruckerkunst wurde die oben erwähnte lateinische Uebersetzung [von welcher jedoch die spätere des Juristen Modius zu unterscheiden ist: sieh Keller Rom. d. Sept. Sages p. XXXV ff.] zu Köln gedruckt, und bald nachher erschienen Uebersetzungen davon in fast allen europäischen Sprachen. Es erschien englisch in Prosa unter dem Titel: „Die Sieben Weisen Meister" (the Seven Wise Masters)

um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, und in ſchottiſchen Verſen bearbeitete es John Rolland aus Dalkeith ungefähr um die nämliche Zeit.

Die letzte europäiſche Uebertragung gehört den Italienern und erſchien zum erſten Male in Druck zu Mantua im Jahre 1546 unter dem Titel: Erastus. Sie weicht von dem griechiſchen Originalwerke bedeutend ab und wurde mit den Abänderungen, die es erhalten, im Jahre 1565 unter dem Titel: Histoire Pitoyable du Prince Erastus in's Franzöſiſche überſetzt, ſo wie „die Geſchichte des Prinzen Eraſtus“ (the History of Prince Erastus etc.) im Jahre 1674 auch im Engliſchen gedruckt erſchien.

Dieſe Sammlung erzählt nun aber in den meiſten Bearbeitungen die Geſchichte eines Königs, welcher ſeinen Sohn einem oder mehreren Philoſophen zur Erziehung übergiebt. Nachdem dieſe vollendet iſt und die weiſen Männer ihn eben zu ſeinem Vater zurückbringen wollen, entdecken ſie durch ihre Kunde der Aſtrologie, daß das Leben ihres Zöglinges in Gefahr iſt, wenn er nicht eine gewiſſe Zeit lang ein ſtrenges Stillſchweigen beobachtet. Da ſie den Prinzen hiervon in Kenntniß ſetzen, ſo geräth der Monarch über die hartnäckige Schweigſamkeit ſeines Sohnes in die größte Wuth, bis endlich eine ſeiner Gemahlinnen es übernimmt, die Urſache derſelben zu entdecken. Während der darauffolgenden Zuſammenkunft mit dem Prinzen nimmt ſie jedoch die Gelegenheit wahr, ihm ihre Liebe zu erklären, worauf der Prinz, die Vorſchrift ſeiner Lehrer vergeſſend, ihr über ihr Betragen Vorwürfe macht, alsdann aber ſo ſtumm wird, wie vorher. Um ſich zu rächen klagt ſie ihn bei dem Könige desjenigen Verbrechens an, deſſen ſie ſelbſt ſich ſchuldig gemacht hatte. Der König beſchließt hierauf ſeinen Sohn hinrichten zu laßen, während die Philoſophen ihn von dieſer übereilten That abzuhalten ſuchen und zu dieſem Zwecke jeder eine oder mehr Geſchichten erzählen, welche die Gefahren einer unüberlegten Beſtrafung erläutern und von Seiten der Königin mit einer gleichen Anzahl beantwortet werden.

Dieß iſt der Umriß des Rahmens, jedoch die Geſchichten weichen in den verſchiedenen Bearbeitungen oft von einander ab; ja, in dem modernen Erastus befindet ſich nur eine einzige Erzählung des griechiſchen Syntipas. Auch ſind die Perſonen des Rahmens immer verſchieden; ſo heißt in der griechiſchen Verſion der König Cyrus und der Erzieher Syntipas. Im Dolopatos iſt ein ſicilianiſcher Monarch dieſes Namens der König, der junge Prinz heißt Lucinien und der Philoſoph, deſſen Sorge er anvertraut iſt, Virgil. In der gleichzeitigen franzöſiſchen Bearbeitung iſt der Sohn Mathuſalems, Veſpaſian, der Kaiſer und die weiſen Männer heißen Catho, Jeſſe, Brutulus u. ſ. w. Der Verfaſſer der engliſchen metriſchen Bearbeitung nennt dagegen Diokletian als Kaiſer und Florentin als Sohn desſelben. In einigen der morgenländiſchen Bearbeitungen ſind die Tage von ſieben bis auf vierzig vermehrt worden und in dieſer Geſtalt wurde die Geſchichte von den Sieben Weiſen Meiſtern die Grundlage der türkiſchen Geſchichten, welche in Frankreich unter dem Titel: Histoire de la Sultane de Perse et des Visirs erſchien [263]).

Nur wenige Werke bieten ſo viel Gelegenheit als das vorliegende um die Genealogie der wandernden Dichtungen oder den wunderſchnellen, faſt unerklärlichen Uebergang von einem Lande in das andere zu erläutern. Das Hauptereigniß darin, eine in ihrer Erwartung getäuſchte Frau nämlich, welche den Gegenſtand ihrer Leidenſchaft des von ihr beabſichtigten Verbrechens anklagt, tritt uns ſchon in der Geſchichte Joſephs entgegen und kann von da an durch die Fabelwelt der Mythologie bis zu den italieniſchen Novelliſten verfolgt werden. In Tauſendundeine Nacht [Nacht 14, Breslau] iſt die Geſchichte von dem Ehemanne und dem Papagei die nämliche, wie die von der Elſter in den Sieben Weiſen Meiſtern [ſ. Keller Romans des sept Sages S. CXXXIV ff. und zu Diokletianus Leben S. 45.]. Die Geſchichte von dem durch ſeinen Sohn ermordeten Vater befindet ſich urſprünglich im Herodot [2, 121.], wo ein Baumeiſter und ſein Sohn in die Schatzkammer des Königs von Aegypten einbrechen, und iſt in vielen italieniſchen Erzählungen nachgeahmt worden [ſ. weiter unten zu Ser Giovanni IX, 1.]. Die getröſtete Wittib iſt die epheſiſche Matrone im Petronius, und die Zwei Träume entſprechen ganz genau dem Stoffe des Miles Gloriosus von Plautus, (welcher wiederum einem griechiſchen Luſtſpiele mit dem Titel der Pralhans (Ἀλαζών) entnommen ſein ſoll [ſ. Act. II. Sc. 1. v. 8]); ferner dem Fabliau Le Chevalier à la Trappe [Le Grand 3, 157.], einer Erzählung in dem vierten Theile des Maſſuccio [no. 40.] und der

Geſchichte du vieux Calender in Gueulette's 1001 Quarts d'Heures [Q. d'H. 101 ff.; ſieh auch Keller Romans des 7 Sages S. CCXXVII ff. und zu Diokl. Leben S. 61 ff. — Sercambi nov. 13. — Dolopatos ſ. Loiſeleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Ind. 2, 144 sqq. cf. 1, 158 sqq.]. Endlich gleicht die Geſchichte von dem Riuer und ſeinem Jagdhunde der berühmten waliſiſchen Sage von Llewellyn dem Großen und ſeinem Jagdhunde Gellert, und der einzige Unterſchied beſteht darin, daß in erſterer der Hund das Kind ſeines Herrn rettet, indem er eine Schlange tödtet, während er in der waliſiſchen Erzählung einen Wolf umbringt. In beiden aber glauben die Eltern, da ſie den Hund mit Blut bedeckt ſehen, daß er das Kind zerriſſen hat, und opfern ſo das treue Thier ihrer Rache [ſ Keller Rom. etc. S. CLXXVIII ff. und zu Diokl. Leben S. 53; auch bei Doni Trattati diversi do Sendabar Indiano Venez. 1552 ein Theil des Trattato 4.].

Nach den Sieben weiſen Meiſtern mögen hier zunächſt die Erzählungen des Petrus Alfonſus erwähnt werden, eines Juden, welcher zu Anfange des zwölften Jahrhunderts zum Chriſtenthume übertrat und bei deſſen Taufe Alfons I. König von Arragonien Pathe ſtand. Dieſe Geſchichten ſind, wie der Verfaſſer ſelbſt ſagt, arabiſchen Märchenſchreibern entlehnt. Es ſind deren neun und dreißig und ſie beſtehen aus Beiſpielen, welche die Ermahnungen eines Vaters an einen Sohn erläutern ſollen. Das Werk wurde in lateiniſcher Sprache geſchrieben unter dem Titel: Alfonsus de Clericali Disciplina (Unterweiſung des Schülers). Es giebt von derſelben eine altfranzöſiſche gereimte Bearbeitung, welche in einer Handſchrift betitelt iſt: „Proverbes Peres Anforse," in einer ſpätern aber: „Le Romaunz Peres Annfour, coment il aprist et chastia sun fils belement." Sie wurde 1760 zum erſten Male herausgegeben von Barbazan, unter ihrem alten Titel: „Le Castolement où Instructions d'un père à son fils."

In einigen dieſer Geſchichten herrſcht ganz derſelbe galante Ton, wie in den italieniſchen Novellen. So iſt das zehnte Capitel die Erzählung von dem Winzer, welcher ſich bei der Arbeit in ſeinem Weinberge an einem Auge verwundet, während ſeine Frau ihren Geliebten bei ſich hat. Da nun ihr Mann unvermuthet nach Hauſe kommt, ſo küßt ſie ihn auf das andere Auge, indeß ihr Galan entkommt. Eine genaue Nachahmung dieſer Geſchichte befindet ſich, wie wir ſpäter ſehen werden, in der ſechzehnten der Cent Nouvelles nouvelles, in der dreiundzwanzigſten des erſten Theiles des Bandello, in Nr. 122 der Gesta Romanorum, bei Malaspini Nr. 44, in der Arcadia in Brenta etc. di Ginuesio Gavardo Vacalario (Bologna, 1673. 12.) Giorn. 3. p. 129 ff., in den Contes du Sieur d'Ouville t. 2. p. 215, Giuſeppe Orologi's Varii Successi hinter Boromeo's Notizie, woſelbſt, wie in der ſechsten Erzählung des Heptameron der Königin von Navarra [und nach dieſer bei Henri Etienne Apologie pour Herodote c. 15, 24.], der Ehemann ein Diener des Charles, Herzogs von Alençon iſt, endlich in der zweiten Nov. des Sabadino degli Arienti [264]). Das eilfte Capitel des Petrus Alfonſus handelt von einer alten Frau, welche den Liebhaber ihrer Tochter dadurch vor dem Ehemanne derſelben verbirgt, daß ſie vor den Augen des letztern ein Laken ausbreitet und ſo dem Galan Gelegenheit giebt, ungeſehen zu entkommen. Dieß iſt das 123ſte Capitel der Gesta Romanorum und die nämliche Geſchichte befindet ſich auch in Le Grand's Fabliaux [3, 295.] [265]). Viele andere Erzählungen auch befinden ſich in der Disciplina Clericalis, welche nicht nur in der Manier, ſondern auch, wie wir ſpäter ſehen werden, in den einzelnen Umſtänden mit anderen in den Cento Novelle Antiche und dem Decameron des Boccaccio übereinſtimmen.

Vielleicht indeß entnahmen weder der Verfaſſer des erſtern der beiden letztgenannten Werke noch auch die ſpäteren italieniſchen Novelliſten ihre Geſchichten direkt den Sieben Weiſen Meiſtern oder der Disciplina Clericalis; ein großer Theil dieſer letzteren zwei Sammlungen gieng jedoch in die franzöſiſchen Fabliaux über und ein noch größerer in die

Gesta Romanorum,

welche für die wichtigſte Vorrathskammer der italieniſchen Novelliſten gehalten werden, und Erzählungen des klaſſiſchen Alterthumes, arabiſche Märchen und Mönchslegenden in romantiſchem Gewande enthalten [266]).

Douce (On the Gesta Rom. hinter ſeinen Illustrations of Shakespeare) hat nachgewieſen, daß es unter dem Titel: Gesta Romanorum zwei Sammlungen giebt, welche, ſtreng genommen,

für zwei verſchiedene Werke gehalten werden müßen. Die erſten Gesta wurden, und zwar in lateiniſcher Sprache, auf dem Kontinent geſchrieben und erſt 1703 in's Engliſche überſetzt. Sie ſind aber wiederholt gedruckt worden, obwohl bis jetzt keine Handſchrift zu Tage gekommen iſt.

Das zweite Werk war zwar in ſeiner älteſten Geſtalt gleichfalls lateiniſch abgefaßt, jedoch entſtand es in England, wobei allerdings die erwähnten des Kontinentes zum Vorbilde dienten. Es wurde in der Originalſprache niemals herausgegeben, eine engliſche Ueberſetzung aber druckte Wynkyn de Worde, welche 1595 noch einmal erſchien. Von dieſer Sammlung giebt es eine Anzahl lateiniſcher Handſchriften, welche, wie Douce ſagt, Warton zu der Meinung veranlaßten, daß die beiden Gesta dieſelben wären, und zu der Bemerkung, daß zwiſchen den gedruckten Ausgaben und den Handſchriften eine große Verſchiedenheit herrſche [267]). Die engliſchen Gesta beſtehen aus 102 Capiteln, aus welchen vierzig [267a]) mit denen der anderen Gesta übereinſtimmen und eine Inokulation feudaler Sitten und morgenländiſcher Bilder auf die Thaten der Helden des klaſſiſchen Alterthumes darbieten; jedoch der Reſt iſt etwas abweichend. Die Geſchichten der engliſchen Gesta waren unſeren älteren Dichtern ſehr wohl bekannt und ſie machten von denſelben häufigen Gebrauch. Wir finden unter dieſen Erzählungen die Geſchichte von Lear und dem Juden im Kaufmann von Venedig. Einige derſelben entſprechen auch italieniſchen Novellen; doch ſind letztere den urſprünglichen, auf dem Kontinent verfaßten Gesta entnommen, und dieſen allein werden wir daher jetzt unſere Aufmerkſamkeit zuwenden.

Dieß Werk nun wird von Warton [On the Gesta Rom. im erſten Bande ſeiner Hist. of Engl. Poetry p. CCLVIII. ed. 1824.] dem Petrus Berchorius oder Pierre Berceur zugeſchrieben, welcher Prior eines Benediktinerkloſters zu Paris war und 1362 ſtarb. Warton ſtützt ſich hierbei auf die Autorität des Salomon Glaſſius, einem Theologen zu Sachſen-Gotha, welcher in ſeiner Philologia Sacra den Berchorius als Verfaſſer der Gesta nennt, und Warton ſucht dieſe Behauptung durch die Aehnlichkeit der Gesta hinſichtlich des Styles und der ganzen Darſtellung mit anderen unzweifelhaft von Berchorius geſchriebenen Werken zu unterſtützen. Glaſſius, deſſen Gewährsmann Salmeron iſt, ſagt nämlich: „In dieſen Studien zeichnete ſich aus ein gewiſſer Petrus Berchorius aus Poitou, vom Orden des heiligen Benedikt, welcher in einem eigenen Buche die Gesta Romanorum ſo wie auch die Legenden der Väter und andere Alteweibermärchen allegoriſch und myſtiſch erzählt [erklärt] hat (exposuit). Briſpiele ſehe man bei Salmeron am angeführten Orte." (nämlich Tom. I. Prolog. 19. Cap. 21). Glaſſius führt hierauf aus Salmeron die Geſchichte von dem heiligen Bernhard und dem Spieler, welche dem 170ſten Capitel der meiſten Ausgaben der Gesta Romanorum entſpricht, ſo daß wir den Berchorius wenigſtens auf die Autorität des Salmeron als Verfaſſer derſelben betrachten können. Douce jedoch hält für dieſen nicht den Berchorius, ſondern irgend einen Deutſchen, da in einem Capitel [no. 142.] eine Anzahl deutſcher Namen von Hunden vorkommen und viele von den Geſchichten aus deutſchen Autoren als: Cäſarius, Albert von Stade u. ſ. w. entlehnt ſind, welche hingegen Warton als Interpolationen eines Herausgebers oder Druckers anſieht [268]).

Wer nun aber auch der Verfaſſer ſein mag, ziemlich gewiß wenigſtens iſt es, daß die Gesta um das Jahr 1340 verfaßt wurden und daher vor 1358 bereits ſtark in Umlauf ſein konnten, in welchem letztern Jahre nämlich Boccaccio ſeinen Decamerone beendet haben ſoll. Die älteſte Ausgabe der Gesta trägt zwar keine Jahreszahl, jedoch weiß man, daß ſie vor 1473 erſchien. Sie enthält 152 Capitel und fängt alſo an: „Incipiunt Historiae Notabiles collectae ex Gestis Romanorum et quibusdam aliis libris cum applicationibus eorundem." Eine ſpätere Ausgabe, welche 181 Capitel umfaßt, erſchien 1475, worauf viele Ueberſetzungen und ungefähr noch dreißig lateiniſche Ausgaben folgten, von denen die meiſten die Zahl von 181 Kapitel beibehielten. Die Ausgabe von 1488 ſteht im größten Anſehen.

In den Gesta zeigen ſich uns, wie bereits bemerkt, die Sitten des Ritterthumes nebſt geiſtlichen Legenden und morgenländiſchen Apologen in der Tracht römiſcher Geſchichte. Es ſcheint, daß ſie zunächſt aus den arabiſchen Mäechen des Petrus Alfonſus und einer alten lateiniſchen Ueberſetzung des Kalila ve Dimna, welche Alfonſus benutzte, kompiliert ſind, denn in der That iſt nicht weniger als ein Drittel der Erzählungen des Alfonſus in die Gesta Romanorum

übertragen worden. Ferner ſcheint der Verfaſſer vergeſſene lateiniſche Chroniken benutzt und ſie mit Heiligenlegenden, den Gleichniſſen aus dem Barlaam und Joſaphat, ſowie mit den Dichtungen ſeiner eigenen Zeit ausgeſchmückt zu haben. Auch die ſpäteren Klaſſiker wie Valerius Maximus, Macrobius u. ſ. w. führt er häufig als Gewährsmänner an und citiert ſogar häufig die Gesta Romanorum d. h. den Titel ſeines eigenen Werkes, womit er indeß, wie man glaubt, keine frühere Sammlung dieſes Namens meint, ſondern die römiſche Geſchichte oder vielmehr die alte Geſchichte im Allgemeinen.

Der Inhalt dieſer Kompilation iſt jedoch nicht ſo beſchaffen, wie man aus dem Titel derſelben [Gesta Romanorum, d. h. Thaten der Romer] oder den darin angeführten Schriftſtellern muthmaßen konnte. Sie enthält eine Menge gänzlich erdichteter Erzählungen, welche fälſchlich als Theile der römiſchen Geſchichte dargeſtellt werden, indem die berichteten Ereigniſſe römiſchen Rittern zuſtoßen oder ſich unter römiſchen Kaiſern ereignet haben ſollen, von denen gewöhnlich weder die einen noch die andern exiſtiert, oder auch, wenn dieß der Fall iſt, doch mit den Umſtänden der Erzählung auf keine Weiſe in Verbindung geſtanden haben [266a]). Jeder Geſchichte oder, was das nämliche iſt, jedem Capitel iſt eine Moral (Moralisatio) angehängt [269]), worin aus den darin enthaltenen Ereigniſſen irgend eine Lehre hergeleitet wird, welchem Verfahren auch Boccaccio und viele ſeiner Nachahmer gefolgt ſind. Die Zeit, in welcher die Gesta erſchienen, war das Zeitalter der Myſtik und Alles ſollte eine zwiefache Bedeutung haben. Endlich verſuchte man die Geſchichte früherer Perioden und die Dichtungen des klaſſiſchen Alterthumes auf allegoriſche Weiſe zu erklären; ſo war der von ſeinen eigenen Hunden zerriſſene Aktäon ein Symbol der Verfolgung unſers Heilandes. Dieſe Gewohnheit rief Erzeugniſſe hervor, wie z. B. den Roman de la Rose [270]), welche eingeräumtermaßen allegoriſch ſind, und veranlaßte das von Taſſo und anderen italieniſchen Dichtern beobachtete Verfahren, die Phantaſtik ihrer romantiſchen Schöpfungen durch das Vorgeben zu entſchuldigen, als hätten ſie dieſelben gewiſſen verborgenen moraliſchen und religiöſen Ideeen anpaſſen wollen [271]).

Faſt jede Erzählung in den Gesta Romanorum iſt von Wichtigkeit zur Erläuterung der wandernden Dichtungen und der Vermiſchung morgenländiſcher Märchen und mittelalterlicher Sitten mit der Geſchichte des klaſſiſchen Alterthumes. Am meiſten ſind die Helden des letztern, feudale Einrichtungen und orientaliſche Bilder in den erſten Capiteln der Gesta unter einander geworfen worden; ſo z. B. hat [c. 1.] Pompejus eine Tochter, deren Zimmer von fünf bewaffneten Rittern und einem Hunde bewacht wird. Da ſie einmal die Erlaubniß erhält, bei einem öffentlichen Schauſpiele gegenwärtig zu ſein, ſo wird ſie bei dieſer Gelegenheit von einem Herzoge verführt, dieſer aber deswegen nachher von einem Ritter des Pompejus im Zweikampfe getödtet. Der Vater ſöhnt ſich ſpäter wieder mit ihr aus und verlobt ſie an einen vornehmen Mann. Bei dieſer Veranlaßung erhält ſie von Pompejus ein geſticktes Gewand und eine goldene Krone; von dem Kämpen, der ihren Verführer erſchlagen, einen goldenen Ring; ein gleiches Geſchenk von dem weiſen Manne, der ihren Vater verſöhnt hatte, und von ihrem Bräutigam ein goldenes Siegel. Alle dieſe Geſchenke beſitzen beſondere Kräfte und haben ſprüchwörtliche Sentenzen eingegraben, die ſich für die beſonderen Verhältniſſe der Prinzeſſin paſſen.

Auch auf die engliſche Poeſie hatten die Gesta Romanorum einen bedeutenden Einfluß und gaben nicht nur Gower, Lydgate und Chaucer, ſondern auch ihren ſpäteſten Nachfolgern vielfachen Stoff an die Hand. Parnell hat in ſeinem „Einſiedler" (the Hermit) lediglich das achtzigſte Kapitel der Gesta durch ein poetiſches Kolorit und eine glücklichere Anordnung der Ereigniſſe verſchönert [ſ. weiter unten Cap. IX.].

Beſonders jedoch haben wir die Gesta wegen des Umſtandes, daß ſie von den italieniſchen Novellenſchreibern benutzt worden ſind, hier ſo ausführlich erwähnt. Im 56ſten Capitel finden wir die Grundzüge jener die wildeſte Rache athmenden Erzählungen, von denen ſich im Boccaccio einige Beiſpiele finden, und die toir bei Cinthio und ſpäteren italieniſchen Novelliſten in ſo hohem Maße übertrieben ſehen. Ein Kaufmann wird in dem Schloſſe eines Fürſten herrlich bewirthet und erhält beim Abendbrote ſeinen Platz neben der Gemahlin desſelben, die eine ungewöhnliche Schönheit beſitzt. Die Tafel iſt mit den reichſten Leckerbiſſen in goldenen Schüſſeln bedeckt, während die Dame nur ein kärgliches Mahl in einem Menſchenſchädel dargereicht erhält. Nach dem

Essen wird der Kaufmann in ein prächtiges Gemach geführt und bemerkt, nachdem er allein gelaßen, bei dem schwachen Scheine einer Lampe in einem Winkel des Zimmers zwei an den Armen aufgehängte Leichname. Am darauffolgenden Morgen theilt der Fürst ihm mit, daß der vor seine Frau gesetzte Schädel der Kopf eines Herzoges gewesen wäre, den er diesem abgehauen, da er ihn in den Armen seiner Frau gefunden. Zur Erinnerung an ihr Vergehen und um ihr ein bescheidenes Betragen beizubringen, hatte er den Schädel ihres Buhlen in einen Napf verwandeln laßen [272]). „Die Leichname in dem Zimmer, fuhr er fort, sind die zweier meiner Verwandten, welche von den Söhnen des Herzoges ermordet worden sind, und, um mein Rachegefühl lebendig zu erhalten, welches nur durch ihr Blut befriedigt werden kann, besuche ich täglich diese Leichname." Es wird jedoch nicht gesagt, warum man dem Kaufmanne gerade dieses grauenvolle Gemach anwies. — Diese Geschichte finden wir in mehr als einem romantischen Gedichte Italiens wieder und sie bildet auch die Grundlage eines alten italienischen Trauerspieles von Ruccellai [La Rosamunda], so wie sie nicht minder von vielen späteren Schriftstellern nachgeahmt worden ist; so in der 32sten Erzählung der Königin von Navarra, in Gower's Confessio Amantis und in der deutschen Ballade des Grafen von Stolberg. Derartige grauenvolle Dichtungen waren jedoch dem Mittelalter nicht eigenthümlich, sondern hatten vielmehr ihren Ursprung in der Fabelwelt des klassischen Alterthumes, wie z. B. in der Rache der Prokne und in dem Gastmahle des Atreus [cf. Gräße Lit. Gesch. 2, 2. S. 1121 ff. — Espinel's Marcos de Obregon Rel. III. Desc. 6. 7. und daraus in des Le Sage Estevanille Gonzales P. II. L. III. Ch. 8. Anderes noch in Mone's Anz. 6, 311, wo Hallberg verdruckt für Stolberg].

Einige von den italienischen Novellen gründen sich auf Zauberkünste oder werden doch mit dergleichen ausgeschmückt, von welcher Art z. B. die Geschichte von dem Sultane Saladin, eine der schönsten des Decamerone [G. 9. N. 9.] ist, so wie auch die von dem Zauberer, welcher mitten im Winter einen blühenden Garten hervorruft [G. 9. N. 5.]. Ganz von der nämlichen Beschaffenheit nun sind auch eine große Zahl Geschichten der Gesta; so erzählt das 102te Capitel, wie ein Ritter nach dem gelobten Lande zieht und dessen Frau sich unterdessen mit einem Kleriker die Zeit vertreibt. Ein morgenländischer Zauberer setzt jedoch den abwesenden Ehemann vermittelst eines magischen Spiegels von der Untreue seines Weibes in Kenntniß. Dergleichen Geschichten sind sowohl in den romantischen Dichtungen wie in der Sage sehr häufig anzutreffen. So wird z. B. erzählt, daß während der Graf von Surrey sich in Italien aufhielt, Cornelius Agrippa ihm seine Geliebte, Geraldine, in einem Spiegel zeigte, wie sie unwohl auf einem Lager ruhte und bei einer Wachskerze die Gedichte ihres Liebhabers las [s. Walter Scott's Lay of the last Minstrel C. 6. [Note 12.]). In Spencer's Faery Queen [B. 3. C. 2. St. 18 ff.] wird von Merlin gesagt, er habe einen Zauberspiegel verfertigt, in welchem ein Mädchen das Bild ihres Geliebten erblickt [273]).

Auch in dem 107ten Capitel befindet sich eine Zaubergeschichte mit der Ueberschrift: De Imagine cum digito dicente: Percute hic. Es wird darin erzählt, daß sich zu Rom eine Bildsäule befand, welche die rechte Hand ausgestreckt hielt, auf deren Mittelfinger die Worte eingegeben: „Hier schlage ein!" Eine lange Zeit nun verstand Niemand den Sinn dieser geheimnißvollen Inschrift, bis endlich ein kluger Kleriker, welcher gekommen war um das berühmte Bild zu sehen, wahrnahm, wie der Schatten des Mittelfingers, während die Sonne um Mittag auf denselben schien, in einiger Entfernung auf den Boden fiel. Er ergriff alsobald ein Grabscheit und begann auf dieser Stelle zu graben, bis er endlich auf eine Treppe stieß, welche tief unter die Erde reichte und ihn nach einem stattlichen Palaste führte. In einem Saale desselben sah er einen König und dessen Gemahlin bei Tafel sitzen, umringt von ihren Großen und vielem Volke, welche sämmtlich in reiche Gewänder gekleidet waren; aber Niemand sprach ein Wort. Hierauf bemerkte er in einer Ecke einen ungemein großen Karfunkelstein, welcher den ganzen Saal erleuchtete, während er in der entgegengesetzten Ecke die Statue eines Mannes mit gespanntem Bogen und einem Pfeile in der Hand zum Schießen bereit erblickte, auf dessen Stirn geschrieben war: „Ich bin, der ich bin; nichts kann meinem Pfeile entgehen, selbst jener Karfunkel nicht, welcher so helles Licht ausstrahlt." Der Kleriker sah dieß Alles voll des größten Erstaunens an und betrat hierauf ein anderes Gemach, wo er

wundeeschöne Feauen am Webestuhle eeblickte; aber auch diese beobachteten das tiesste Stillschweigen. Demnächst degab ee sich in den Stall, welcher voll wae von den herrlichsten reich aufgezäumten Rossen; diejenigen jedoch, welche er berührte, verwandelten sich alsbald in Stein. Alsdann duechwandelte er alle übrigen Gemächee des Palastes und fand, daß sie dem Anscheine nach einen Ueberfluß alles dessen enthielten, was ee sich nur irgend wünschen konnte. Nachdem er nuu wieder in den Saal gekommen, den er zueest betreten hatte, begann er an die Rückkehe zu denken; da er aber mit Recht vermuthete, daß sein Bericht von all' den Wunderdingen, die ee geschaut, kaum Glauben finden werde, wenn ee nicht irgend etwas als Zeichen mitbrächte, so nahm ee von der Haupttasel einen goldenen Bechee und ein goldenes Messer und stieckte sie in seinen Busen. Hierauf schoß die Statue, welche den gespannten Bogen hielt, alsodald mit dem Pfeile nach dem Kaesunkel, welcher daduech in tausend Stücke zertrümmeet wuede, und in demselben Augenblicke verhullte die tiesste Nacht Alles rings umher, so daß der Kleriker, welcher in dieser Finsterniß seinen Rückweg nicht fand, in dem unterirdischen Palaste bleiben mußte und bald daeauf elendiglich umkam. — Alles dieß hat natürlich eine symbolische Bedeutung; der Palast stellt die Welt oee, die Bildsäule mit dem Bogen den Tod und der Karfunkel das menschliche Leben. William von Malmesdury [de Gest. Reg. Angl. L. 2. C. 10.] ist dee erste Schriftsteller, dee diese Geschichte erzählt; er berichtet nämlich etwas Aehnliches oon dem Papste Gerbert oder Silvester II., welcher im Jahee 1003 staeb und der eeste europäische Gelehrte wae, der die wissenschaftlichen Werke dee Araber studieete [s. auch noch Warton zu c. 107. der Gest. Romanorum].

Es ist nun aber wahrscheinlich, daß diese Zaubeegeschichten, welche offenbar morgenländischen Ursprunges sind, den italienischen Novellisten die Idee zu den Zaudeeeien an die Hand gaben, mit denen sie gelegentlich ihee Weeke ausschmücken. Zugleich jedoch muß bemeekt werden, daß die Gesta Romanorum nur wenige von den zwar veebeecheeischen jedoch schlauen Liebeshändeln erzählen, welche in allen italienischen Novellensammlungen zu finden sind und mehr als ein Drittel des Decamerone einnehmen; ja, ich habe nur zwei Geschichten dieser Art in den Gesta bemeekt, nämlich Capitel 122 und 123, welche beide aus dee Disciplina clericalis entlehnt sind [sieh oben S. 98, b.]. Der Uespeung deraetigee Erzählungen ist dahee in den

Contes und Fabliaux

zu suchen.

Von dem litecarischen Gesichtspunkte aus kann man nun aber Frankeeich als während des zwolften und deeizehnten Jahehunderts in zwei Theile getheilt betrachten.

Bald nachdem nämlich Gallien in die Gewalt dee Römer gekommen wae, nahm die desiegte Nation fast allgemein die Sprache der Siegee an, wie dieß beinahe immer geschieht, wenn diese letztere in der Civilisation weiter vorgeschritten sind, als das bezwungene Volk. Viele Jahehunderte lang blieb nun die lateinische Speache die einzige oder doch die herrschende, indeß geeieth sie duech die Einfalle der Feauken und andeeee Stämme nach und nach in Verderbniß und so entstauden aus diesen Neuerungen nach und nach zwei Speachen, welche beide Romaine odee Romance hießen, weil das Lateinische noch immer den Hauptbestandtheil derselben ausmachte. Im neunten Jahrhunderte ungefahr verdrängten diese Dialekte das Lateinische als Unteehaltungsspeache in den oerschiedenen Theilen Feankreichs, in denen sie gespeochen wurden. Eine Art Romance wae nämlich südlich von der Loire in Gedeauch, und weil die Einwohnee diesee Peovinzen sich der Woetes oc (d. h. oui) als Bejahungspaeukel bedienten, so hieß diesee Dialekt Langue d'oc. Dee andeee, welcher nöedlich von dee Loire gesprochen wuede, hieß Langue d'oil, indem nämlich oil dem südlichen oc entspeach. Aus diesee Langue d'oil nun ist das heutige Französisch hauptsächlich entstanden, während das südliche Italien, seinee Beschaffenheit nach, zwischen dem Französischen und Italienischen oder vielmehe Spanischen mitten inne lag.

Es ist indeß meine Absicht nicht (auch hängt eine deraenige Untersuchung mit dem voeliegenden Gegenstande keinesweges zusammen) auf den Streit einzugehen, welchem Dialekte die Feanzosen die frühesten dichterischen Eezeugnisse veedanken und ob die nördlichen Trouveurs oder die Troubadours des Südens mit mehe Recht als die Väter der französischen Poesie beteachtet weeden konnen.

Schon seuh jedoch scheinen sowohl im noedlichen wie im südlichen Frankeeich metrische Ee-

zeugniſſe produziert worden zu ſein. Da nun ein großer Theil der letzteren Provinzen ſich im Beſitze Raimond's IV, Grafen von Provence, befanden, ſo erhielt ſein ganzes Gebiet den Namen Provence, das ſüdliche Romance oder die Langue d'oc nannte man die provenzaliſche Sprache und diejenigen, welche in derſelben Verſe machten, hießen provenzaliſche Dichter oder Troubadours (d. i. Erfinder), welche Benennung dem Titel Dichter entſprach und allen denen verliehen wurde, die in provenzaliſcher Sprache dichteten, ob ſie nun aus Südfrankreich oder Norditalien oder Katalonien ſtammten.

Die provenzaliſchen Dichter oder Troubadours gelten als die Vorbilder der älteren italieniſchen Dichter und ſind durch die imponierenden Lobſprüche Dante's und Petrarka's zu einer vielleicht unverdienten Berühmtheit gelangt. Die Blüthezeit der Troubadours reicht von der Mitte des zwölften bis zu der des vierzehnten Jahrhunderts. Ihre Produktionen enthalten heftige Satyren gegen den Klerus, abſurde Lehrgedichte, moraliſche Gedichte nach den Scheiſten des Boethius und abgeſchmackte Paſtorale, ganz beſonders aber Liebeslieder und abſtruſe Spekulationen über die Natur der Liebe. Vorzüglich ſuchten ſie Auszeichnung in den Tenſons, in denen vor den berühmten Liebeshöfen Fragen, welche die Liebe betrafen, verhandelt wurden; dieſe Tenſons beſtanden aus Dialogen in wechſelweiſen Kouplets, in denen ſie ihre verſchiedenen ſpekulativen Meinungen behaupteten.

In den Werken der Troubadours können wir jedoch faſt gar keine Spuren jener ſchaurigen oder galanten Erzählungen entdecken, welche ſpäter unter den Italienern ſo gangbar waren. Millot's Histoire des Troubadours enthält bloß zwei Geſchichten, welche den italieniſchen Liebesnovellen irgendwie ähnlich ſind. In einer derſelben von Raimond Vidal [III. p. 296 ff.] wird erzählt, daß ein Herrſcher von Aragonien, der auf ſein Weib eiferſüchtig war, ſo that als ob er verreiſte, dann aber plötzlich zurückkehrte und ſich in der Tracht des Ritters, den er für den Liebhaber ſeiner Frau hielt, zu derſelben begab. Letztere erkennt indeß ihren Gemahl, ſtellt ſich aber als ließe ſie ſich täuſchen und nachdem ſie ihn eingeſchloſſen, begiebt ſie ſich zu ihrem Liebhaber, dem ſie nun voll Unwillen über den argwöhniſchen Charakter ihres Ehehern, das gewährt, was ſie ihm bisher verſagt hat. Am darauffolgenden Morzen verſammelt ſie ihre Dienerſchaft, um ſich, wie ſie ſagt, an einem Vaſallen zu rächen, der ihrer Tugend nachſtelle und ſo wird der Hausherr an dem Orte, wo er eingeſperrt iſt, von ſeinen eigenen Dienern durchgeprügelt. Endlich jedoch erkennt man ihn und nun gelobt er hinfüro ein unbegränztes Vertrauen auf die Treue ſeines Weibes [Aehnlich iſt Nr. 27 in v. d. Hagen's Geſammtabenteuer. — ſ. auch Geimm, Deutſche Sagen Nr. 486.]. — Die zweite Geſchichte [II. p. 390 ff.] iſt von Arnauld von Carcaſſés. Ein Ritter ſendet ſeinen Papagei an eine Dame mit einer mündlichen Liebeserklärung, und obgleich ſie das Anerbieten ſeines Herzens nicht zurückweiſt, ſo gelingt es dem Liebhaber gleichwohl nicht, eine Zuſammenkunft mit ihr zu erlangen. Der Vogel jedoch macht ein Mittel ausfindig, welches darin beſteht, das Schloß der Dame in Brand zu ſtecken, damit dieſelbe in der daraus entſtehenden Verwirrung zu ihrem Liebhaber entkommen könne. Dieſes Projekt führt auch der Papagei in eigener Perſon aus, indem er in ſeinen Klauen Feuerſtoff nach dem Schloſſe trägt [273a]). Erwartetermaßen entflieht die Dame, begiebt ſich geradesweges zu ihrem Liebhaber und überhäuft den geflügelten Mordbrenner von Stunde an mit allen Zeichen ihrer Werthſchätzung. Noch vier andere Erzählungen der Troubadours werden angeführt, von denen man jedoch keine einzige als eigentliche Erzählung betrachten kann, da jede bloß als Einleitung zu irgend einer ſchwierigen Liebesfrage dient, welche gewöhnlich den längſten Theil der ganzen Produktion bildet [273b]).

In der Langue d'oil oder dem nördlichen Romance allein alſo müßen wir jenes reiche Material aufſuchen, aus welchem die italieniſchen Novelliſten in ſo reichem Maße geſchöpft haben. Dieſer Dialekt verdrängte, wie bereits bemerkt, das Lateiniſche als Umgangsſprache zu Anfange des neunten Jahrhunderts; die Einheit desſelben wurde jedoch durch die Einfälle der Normannen frühzeitig vernichtet und er zerfiel in verſchiedene Unterdialekte. Indeß verdankte er den Eroberern, die ihn verdarben, wiederum auch ſeine Wiederherſtellung; denn nicht ſobald hatten ſie ſich in ihren neuerworbenen Gebieten gehörig feſtgeſetzt, als ſie auch die Sprache der Beſiegten mit der größten Sorgfalt kultivierten; ſie fand Schutz unter ihrer Herrſchaft und wurde von

Digitized by Google

ihnen in ihrer Reinheit in allen nördlichen Provinzen Frankreichs verbreitet.

Das Lateinische blieb jedoch noch lange die Sprache der Schulen, Klöster und Gerichtshöfe und erst um die Mitte des eilften Jahrhunderts wurde das Romance als Schriftsprache gebraucht. Zuerst bediente man sich desselben in metrischen Produktionen; Lebensbeschreibungen von Heiligen, so wie Andachtsübungen und moralische Abhandlungen in Versen sind die ältesten Proben dieses Dialektes; unter den kleineren Gedichten scheinen Kriegeslieder die frühesten gewesen zu sein, von denen das berühmteste der Chanson de Roland war, über welchen man so viel gestritten hat [s. Gräße 2, 3. S. 21. 295 ff.]. Auch einige satyrische und Lobgedichte verfaßte man, so wie während des zwölften Jahrhunderts eine große Anzahl Liebesgedichte voll ermüdender Galanterie, winselnder Bitten und beständiger Klagen gegen Verläumder. Gleicherweise begegnen wir einigen Jeux-partis oder Fragen aus der Liebesjurisprudenz, welche den Tensons der Troubadours entsprachen, wie z. B. ob es besser wäre seine Geliebte todt oder an einen Andern verheirathet zu sehen. Da dergleichen Fragen von dem Dichter oftmals gegen die Meinung der Zuhörer entschieden wurde, so verwies man sie vor die Liebeshöfe, welche nämlich allerdings auch in Nordfrankreich bestanden, jedoch daselbst zu keiner Zeit dieselbe Berühmtheit erlangten, wie in den südlichen Provinzen [vgl. Gräße 2, 2, 1066.].

Man glaubt indeß, daß vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts kein eigentliches Erzeugniß romantischer Dichtung in der Vulgärsprache erschien. Ich werde hier nicht noch einmal wiederholen, was ich bereits früher schon über den Ursprung der Ritterromane gesagt, deren erste Grundlagen in der Langue d'oil zu suchen sind wie sie in Nordfrankreich und am englischen Hofe gesprochen wurde. Auch werde ich hier nicht auf den Streit eingehen, ob die früheste derartige Produktion die Form eines versifizierten Romanes oder jener berühmten unter dem Namen Fabliaux bekannten Erzählungen gehabt hat.

Diese letzteren sind fast das ausschließliche Eigenthum der nördlich von der Loire liegenden Provinzen; sie bilden den Hauptruhm der französischen Literatur während dieser fernen Periode und verdienen jegliche Aufmerksamkeit sowohl in Betreff ihres inneren Werthes als ihres allgemeinen Einflusses auf die romantischen Dichtungen.

Einige dieser Erzählungen hat man Lais, andere Fabliaux genannt, welche Bezeichnungen so oft mit einander vertauscht werden, daß es nicht leicht ist, irgend eine Definition derselben zu geben, um sie von einander zu unterscheiden. Im Allgemeinen jedoch scheint das Lai die Erzählung einer mit mehr oder weniger Intrigue verknüpften Handlung gewesen zu sein, unterschied sich aber nach Le Grand [1, 105.] von dem Fabliau dadurch, daß es gesungen wurde. Ellis [Metr. Rom I. p. 121 ff.] muthmaßt, daß die Lais Uebersetzungen aus dem Bretonischen waren, da Laoi ein walisisches und armorikanisches Wort ist. Nach Anderen hatten die Lais immer einen traurigen Charakter, was jedoch Tyrwhitt [Introductory Discourse to the Cant. Tales n. 24.] läugnet, welcher den Begriff des Lai's, wie ich glaube, ziemlich richtig dahin bestimmt, daß es ein erzählendes Gedicht von mittelmäßiger Länge, einfachem Style und in kurzen Versen war und weder den Umfang der gereimten Romane, noch die burleske Haltung der Fabliaux besaß. In der altenglischen Uebersetzung des Lai le Frain der Marie de France deren Verfasser die Sache besser verstanden haben muß als irgend ein neuerer Schriftsteller, wird gesagt, daß die Lais ursprünglich aus der Bretagne stammten, jedoch ihren Stoff überall hergenommen hätten:

Von Krieg sind manche und von Schmerz
Und manche voll von Lust und Scherz;
Von Trug sind manche und Verrath,
Von alter Abenteuer That,
Von Kurzweil und von Unzucht auch,
Und viele sind von Feenbrauch,
Und was man nur auf Erden find't;
Doch traun von Liebe meist sie sind.
Sie schuf Bretagne in alter Zeit,
Wenn diesem Gedicht man Glauben leiht [274]).

Mit Ausnahme des Fabliau's Aucassin et Nicolette [Barbazan ed. Méon 1, 380 sqq. u. sonst], in welchem man Prosa und Poesie unter einander gemischt findet, sind die übrigen sämmtlich in Versen und meistentheils in achtsilbigen Kouplets.

Diese Gedichte wurden von den sich so nennenden Trouveurs (Trouvères) verfaßt, welcher Ausdruck auf Genie und Erfindungsgabe hinweist und dem griechischen Poet und südfranzö-

ſiſchen Troubadours entſpricht. Die Zeit des Erſcheinens dieſer Erzeugniſſe erſtreckt ſich von der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts bis in das vierzehnte Jahrhundert hinein, jedoch die größte Anzahl derſelben wurde unter der Regierung des heiligen Ludwig geſchrieben. Auf dieſe Weiſe geht alſo die Zeit der Abfaſſung eines großen Theiles der Fabliaux der der Gesta Romanorum voran, und doch möchte nicht anzunehmen ſein, daß die Trouveurs oder die Verfaſſer der Gesta von einander abſchrieben; es iſt vielmehr wahrſcheinlicher, daß ſie die nämlichen Quellen benutzten. Gleich den Geſchichten der Gesta möchte eine große Zahl der Fabliaux einen morgenländiſchen Urſprung haben. Viele derſelben ſind offenbar der Disciplina Clericalis des Petrus Alfonſus entnommen, welcher ein bloßer Sammler arabiſcher belehrender Erzählungen war; andere haben augenſcheinlich einen gleichfalls arabiſchen Urſprung, da ſie anderen Geſchichten der Tauſendundeine Nacht ſo wie des Bahar Danusch oder Garten der Kenntniß entſprechen, eines Werkes, welches zwar in ſpäterer Zeit verfaßt worden iſt, ſich jedoch auf die älteſten Traditionen der Brahminen gründet und nach und nach in Perſien und Arabien Verbreitung gefunden hat. Lange Zeit hindurch aber hatte zwiſchen Europa und den ſarazeniſchen Staaten eine ununterbrochene, ſowohl religiöſe als kommerzielle Verbindung beſtanden, und wenn auch die Mahomedaner in Europa jederzeit verabſcheut wurden, war dieß dennoch nicht immer auf gleiche Weiſe in Aſien der Fall. Denn zur Zeit der Kreuzzüge traten die Feinde in den Zwiſchenräumen des Friedens häufig durch Bündniſſe, Feſtlichkeiten und allen Anſchein herzlicher Freundſchaft in nahe Verbindungen. Die im Oſten heimiſchen Erzählungen nun, welche ein ſo hohes Alter beſaßen und ſo bedeutendes Anſehen genoſſen, wurden von den Trouveurs, die nach dem heiligen Lande gezogen waren, eifrig aufgenommen und den Zurückgebliebenen durch die Juden oder die aus Paläſtina zurückkehrenden Schaaren von Pilgern oder Kriegern mitgetheilt (vgl. Anm. 102a.). Der Trouveur aber führte ſogar in ſeinem Heimatlande ein müßiges unſtätes Leben und fand bereitwillige Aufnahme in den Schlöſſern der Barone, während er zugleich mit dem niedrigſten Villain umgieng. Er hatte daher die günſtigſte Gelegenheit die Anekdoten und Chronique scandaleuse des Tages zu ſammeln, welche er alsdann in der Weiſe, die ihm für ſeine Zuhörer am paſſendſten ſchien, verflocht, verſchönerte und auftiſchte. Zu jener Zeit nämlich lebte der Adel zurückgezogen in ſeinen Burgen und kam bloß bei gewiſſen Veranlaßungen und hohen Feſtlichkeiten zuſammen. Bis dahin nun hatte ein Theil der Unterhaltung bei ſolchen Gelegenheiten darin beſtanden, daß man ſich metriſche Romane vortragen ließ. Da jedoch dieſe Gedichte zu lang waren, um ſie in einem Male zu Ende zu hören, ſo traten die kurzen, lebendigen Fabliaux an ihre Stelle und wurden häufig von den wandernden Trouveurs hergeſagt, als Vergelt, wie uns einer derſelben mittheilt, für die Herberge und Bewirthung, die ſie erhielten:

> Usage est en Normandie
> Que qui herbergiez est, qu'il die
> Fable ou chanson a l'hoste.
>
> Sacristain de Cluni.

Der Trouveur oder Fabler ſchrieb aber auch häufig ſeine Gedichte in der Abſicht, daß ſie rezitativiſch vorgetragen werden ſollten. Indem nämlich die Unvollkommenheit des Metrums den Beiſtand des Geſanges und ſogar der muſikaliſchen Inſtrumente erforderte, fügte der Minſtrel zu den Erzeugniſſen des Trouveurs auch noch den Reiz der Muſik hinzu. Auch die Beihülfe des Gebärdenſpieles und der Pantomimik wurde für nöthig erachtet, die Monotonie des Vortrages zu heben und daher verband ſich mit dem Trouveur und Minſtrel auch noch der Jongleur, eine Art Gaukler und Poſſenreißer, welcher mit ihnen von Schloſſe zu Schloſſe umherzog und mancherlei Kunſtſtücke zur Unterhaltung der Barone verrichtete. Endlich jedoch floß im Verlaufe der Zeit der Stand des Trouveurs und der des Minſtrels faſt in eins zuſammen, da der Letztere aus den Materialien, die er beſaß, neue Kombinationen bildete und zuletzt auch ganz neue Erzeugniſſe hervorbrachte. „Dieß, ſagt Ellis, war die glänzendſte Periode der Geſchichte der Minſtrels und umfaßt das Ende des zwölften und das ganze dreizehnte Jahrhundert.“ [275]).

Wie beliebt nun aber auch die Werke der Trouveurs und Minſtrels zur Zeit waren und wie viel ſie auch zur Unterhaltung der genannten Kreiſe beitrugen, ſo wurden ſie dennoch bald vergeſſen und ſind erſt in neuerer Zeit wieder ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit geworden

Der Grund davon liegt aber darin, daß Boccaccio und die auf ihn folgenden Novelliſten die Verpflichtung, die ſie gegen die Trouveues hatten, nicht für gut fanden anzuerkennen, während hingegen die Troubadours durch die Dankbarkeit der älteren italieniſchen Dichter einen dauernden Ruf erhielten und, weil Dante und Petrarka ſie preiſen, für große Geiſter gehalten wurden. In Folge der frühzeitigen Vernachläßigung der von den Trouveurs herrorgebrachten Erzeugniſſe konnen wir von den perſönlichen Umſtänden der zahlloſen Verfaſſer derſelben auch nur wenig wiſſen; denn natürlich dachte Niemand daran, die ſie betreffenden Lebensnachrichten gerade in der einzigen Zeit zu ſammeln, wo dieß bewerkſtelligt werden konnte. Indeß findet man doch wenigſtens die Namen einer großen Zahl von Trouveurs in ihren Dichtungen erwähnt und zugleich bezeichnen dieſe Benennungen auch häufig die Heimat deſſen, der ſie trägt. Jean de Boves, Gauvin oder Guerin und Rutebeuf ſcheinen die meiſten dieſer verfifizierten Erzählungen verfaßt zu haben, während zugleich auch ihre Erzeugniſſe die meiſte Aehnlichkeit mit den italieniſchen Novellen beſitzen. —

Fauchet, in ſeinen Recherches sur l'origine de la langue française, war der erſte, welcher das Andenken an die Trouveurs und ihre Werke erneuerte; jr doch waren ſeine Nachrichten und Auszüge nicht eben von der Art, daß ſie große Aufmerkſamkeit erwecken konnten. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſchrieb Graf Caylus eine Abhandlung über die Fabliaux, welche einige Proben und Ueberſetzungen in Proſa enthält und ſich im zwanzigſten Bande der Memoires de l'Academie des Inscriptions befindet. Auch Barbazan gab eine Anzahl Fabliaux in ihrer urſprünglichen Geſtalt heraus (welche Sammlung ſpäter von Méon vermehrt worden iſt), da er jedoch nur ein ſehr unvollkommenes Gloſſar beigefügt hatte, ſo konnte man ſie nur mit der größten Schwierigkeit leſen. Um dieſelbe Zeit auch ahmte Imbert einige der unterhaltendſten in modernen franzöſiſchen Verſen nach. Endlich gab Le Grand eine mit unermüdlichem Fleiße gearbeitete wörtlich zu nennende, vielmehr von ihm als copie reduite bezeichnete Ueberſetzung einer großen und, wie ich nicht zweifle, verſtändig ausgewählten Anzahl von Fabliaux heraus, welche er in Abſchriften des Herrn de St. Palaye fand, die dieſer berühmte Autor nach Manuſkripten der Bibliotheken in der Abtei St. Germain des Près zu Bern, Turin und an anderen Orten hatte anfertigen laßen. Im Verlauf ſeiner Arbeiten fand Le Grand häufig, daß Stücke mit demſelben Titel in einzelnen Nebenumſtänden und zuweilen in der ganzen Geſchichte von einander abwichen. Manchmal wieder war die Geſchichte dieſelbe, aber die Sprache verſchieden, woraus erhellt, daß die Fabliaux entweder von dem Minſtrel, wenn er ſie von den Trouveurs erhielt, um ſie in Muſik zu ſetzen, oder von den Abſchreibern, welche ſie ſammelten, verändert wurden. Dieſe Abweichungen hat Le Grand häufig in einander gearbeitet und in diejenige Verſion, der er hauptſächlich folgte, irgend ein unterhaltendes Nebenereigniß oder eine lehrreiche Stelle, welche er in den anderen fand, aufgenommen, außerdem aber auch das ganze Werk mit intereſſanten Anmerkungen begleitet, welche dazu dienen, die Sitten und das Privatleben der Franzoſen im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte zu erläutern [278]).

So weit man nun nach den Werken Barbazan's und Le Grand's urtheilen kann, verdienen die Fabliaux ſchon um ihrer ſelbſt willen alle Aufmerkſamkeit, da ſie einigermaßen zeigen, wie viel der menſchliche Geiſt ohne die Hülfe der Gelehrſamkeit oder kritiſcher Regeln durch ſeine eigene Kraft zu leiſten im Stande iſt; wozu aber auch noch der Umſtand kommt, daß wir in ihnen die Sitten, den Charakter und den Geiſt des Volkes, unter welchem ſie geſchrieben wurden, mit den wahreſten und lebendigſten Farben geſchildert ſehen. Indem ſie nämlich ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit nach gewiſſermaßen den Komödien gleichen, bieten ſie die gewöhnlichſten Handlungen des Privatlebens dar und zeigen uns das franzöſiſche Volk, nach dem Ausdrucke Le Grand's, ſo zu ſagen, im Negligé. „Wir finden daſelbſt, ſagt er [I. p. LXXIII.], Meinungen, Vorurtheile, Sitten, die Art und Weiſe, wie man ſich gewöhnlich unterhielt, wie man Liebſchaften anknüpfte und fortführte; mit einem Worte Alles findet man dort und Vieles nur dort... Dieſe Erzählungen gleichen den Gemälden, deren Gegenſtand und Perſonen von dem Künſtler erdacht ſind, worin aber alles übrige Wahrheit athmet;" und weiter [l. c. p. LXVIII ff.]: „Die Romanciers gleichen ſich faſt alle; denn indem ſie zum Hauptgegenſtande einen Ritter nahmen, den ſie dem Geiſte ihrer Zeit gemäß gewiſſe Heldenthaten verrichten laßen mußten, geſtattete dieſer enge

Kreis nur eine gewiſſe Gattung von Ereigniſſen. Die Trouveurs hingegen, deren an Umfang ſehr beſchränkte Produktionen nur aus einer kleinen Geſchichte beſtand, konnten ſich auf keinen beſtimmten Rahmen beſchränken und daher gleichen die Phyſiognomieen ihrer Charaktere einander nur ſehr wenig ... Dazu kommt noch eine einfache, klare, natürliche Weiſe des Vortrages, Schilderungen des menſchlichen Herzens von überraſchender Wahrheit und ganz beſonders jenes ehrliche Weſen oder Einfachheit eines Erzählers, der von dem, was er mittheilt, überzeugt iſt und der trotz allen Unwahrſcheinlichkeiten dennoch Glauben findet, weil er durch ſeine ſchlichte Offenherzigkeit unfähig ſcheint zu betrügen."

Dieſe Schönheiten werden jedoch andererſeits durch zahlreiche Mängel aufgewogen; ſo ſind die Erzählungen zuweilen extravagant und noch öfter anſtoßig nicht nur hinſichtlich der Ausdrücke, was man allenfalls der Rohheit jener Zeit oder der Unvollkommenheit der Sprache zuſchreiben könnte, ſondern auch in mehrfachen Fällen ihrem ganzen Inhalte nach. Einige derſelben werden ſelbſt Frauen in den Mund gelegt und dienen ſogar als Lehren eines Vaters an ſeine Töchter [276a]).

Bei derartigen vortrefflichen Eigenſchaften iſt es nicht zu verwundern, daß die Fabliaux trotz ihrer Mängel in ihrem Heimatlande ſehr oft nachgeahmt wurden. Einige von ihnen ſind wiederholt in neuere franzöſiſche Verſe übertragen worden und haben Sujets zu Theaterſtücken hergegeben, wie z. B. zu Molière's Medecin malgré lui, welches dem Fabliau: Le Medecin de Brai où le Villain devenu Medecin [ſ. weiter unten] entnommen iſt, einer Geſchichte, die auch Grotius erzählt [277]); ſo ſind verſchiedene Scenen des Malade Imaginaire dem Fabliau: La Bourse pleine de sens [Le Grand 3, 402.] entliehen; ferner iſt Boileau's Hultre aus Les trois dames, qui trouverent un anel [Le Grand 4, 163], und Rabelais ſcheint die Idee zu ſeinen Tiraden über die Papelards, über membrer, remembrer, demembrer u. ſ. w dem Fabliaux La Ste. Leocade und Charlot le Juif zu verdanken [Cf. Caylus in den Memoires de l'Acad. des Inscr. vol. 20. p. 374. und Bardazan vol. I. p. XXXIII sqq.].

Vorzüglich jedoch ſind die Fabliaux von den italieniſchen Novelliſten nachgeahmt worden, und wenn man erwägt, was für Zeit verfloß ehe ſie die Alpen paſſierten, was für Fortſchritte die Literatur in Italien in der Zwiſchenzeit machte, und welche Geiſter bei der Nachahmung derſelben thätig waren, ſo muß es auffallen, daß ihre Mängel ſo wenig beſeitigt und ihre Schönheiten in ſo geringem Maße erhöht worden ſind; im Gegentheile finden wir, daß ſie zwar an Immoralität, aber faſt gar nicht an Intereſſe oder Abwechslung des Gegenſtandes zugenommen haben.

Daß aber die italieniſchen Novelliſten ſie nachahmten, kann keinem Zweifel unterliegen, auch wenn man von einzelnen Plagiaten ganz abſieht und nur den Charakter der Fabliaux im Allgemeinen in's Auge faßt. So finden wir in dieſen ſehr viele Beiſpiele von loſen Streichen, die Perſonen einander ſpielen. In einem Fablian des Trouveur's Courtedarde [Les trois Aveugles de Compiègne: Le Grand 3, 1.] begegnet ein junger Kleriker, der nach Beendigung ſeiner Studien zu Paris nach Compiègne zurückkehrt, auf dem Wege dreien blinden Bettlern. „Hier, ſpricht er hierauf zu einem derſelben, indem er ſo thut als gäbe er ihm etwas, hier iſt ein Byzantiner; theilt ihn unter einander zu gleichen Theilen." Obgleich nun keiner etwas bekommen hatte, ſo glaubte doch jeder, ſein Kamerad hätte es erhalten, und nachdem ſie ihren vermeintlichen Wohlthäter mit den gewöhnlichen Segnungen überhäuft, ziehen ſie voll Freude weiter, während der Kleriker in einiger Entfernung folgt, um den Ausgang des Abenteuers abzuwarten. Sie begeben ſich nun zu Compiègne in ein Wirthshaus, wo ſie ſich einen guten Tag machen wollen und beſtellen daſelbſt von allen Dingen das allerbeſte mit dem Tone von Leuten, denen das Gewicht ihrer Börſe Vertrauen einflößt. Der Kleriker, der zugleich mit ihnen eingetreten war, ſieht wie die Blinden ein reichliches Mahl zu ſich nehmen, wobei ſie lachen, ſingen, einander zutrinken und ſich über die Einfalt des guten Herrn luſtig machen, der ihnen dieſes fröhliche Gelage verſchafft hatte, und der die ganze Zeit über ſich ihr Treiben ruhig mit anſieht. Sie zechen bis tief in die Nacht hinein und begeben ſich endlich zur Ruhe. Am folgenden Morgen bringt der Wirth die Rechnung. „Gebt uns, auf einen Byzantiner heraus," rufen die Blinden. Der Wirth hält die Hand hin, um denſelben in Empfang zu nehmen und, da ihn Niemand hervorlangt, fragt er, wer Zahlmeiſter ſei? Jeder nun ſagt: „Ich nicht," während der Kleriker von einer Ecke der Stube aus ſich an der

Wuth des Wirthes und den gegenseitigen Vorwürfen der Blinden ergötzt, welche letztere einander des Diebstahles anklagen, von Worten zu Schlägen kommen und das ganze Haus in Lärm und Verwirrung versetzen. Endlich laßen sie sich beruhigen und dürfen ihres Weges ziehen, indem der Geistliche die Berichtigung ihrer Zeche übernimmt, um welche er nachher den Wirth auf schlaue Weise zu prellen versteht [hieraus Sacchetti Nr. 140 u. Sozzini's Novelle Scaccazzone finge ecc.; vgl. auch Anm. 359.].

In den italienischen Novellen finden wir auch häufig listige Streiche erzählt, durch welche sich Jemand Lebensmittel verschafft, und besonders scheint Schweinefleisch in hohem Ansehen gestanden zu haben. Auf gleiche Weise berichtet das Fabliau Des trois Larrons von Jehan de Boves [Le Grand 3, 308.], die endlose Pfiffigkeit zweier Diebe, vermittelst deren sie ihren Bruder Travers, welcher sich von ihnen getrennt hatte und ein ehrlicher Mann geworden war, um ein frischgeschlachtetes Schwein betrügen, und die Geschicklichkeit, mit der er sich immer wieder in den Besitz desselben setzt. Die beiden Spitzbuben hatten das Schwein eines Tages bei einem Besuche in dem Hause ihres Bruders gesehen und dieser es, ihre Absicht muthmaßend, unter dem Backofen in einem Winkel seiner Stube verborgen. Da nun die Schelme, um es zu stehlen, des Nachts nach dem Orte kamen, wo sie es hatten hangen sehen, so fanden sie nichts als den Strick, an dem es befestigt gewesen. Travers, der ein Geräusch hört, geht hinaus um zu sehen, ob Stall und Scheuer gehörig zugemacht sind. Diese Gelegenheit nimmt einer der Diebe wahr, die Vorderthür zu öffnen und sich an das Bett, in welchem Travers' Weib lag, zu begeben, die er dann, die Stimme ihres Mannes nachahmend, fragt, ob sie sich nicht erinnere, wohin er das Schwein gehängt. „Weißt Du denn nicht, erwiedert sie alsbald, daß wir es unter den Backofen geschoben haben?" Sobald der Spitzbube dieß vernimmt, packt er das Schwein ohne Zögern auf die Schultern und eilt davon, während Travers, der bald nachher zurückkehrt, von seiner Frau wegen seiner Vergeßlichkeit ausgelacht wird. Er merkt sogleich, was vorgefallen ist, und setzt seinen Brüdern in größter Eile nach, welche sich auf einem Nebenpfade auf den Weg nach dem Walde gemacht hatten, wo sie ihre Beute verbergen wollten. Travers erreicht den, der das Schwein trug und eine kurze Strecke hinter dem andern einhergieng. „Es ist jetzt Zeit, spricht nun Travers zu ihm, indem er die Stimme des vorangehenden Bruders nachahmt, daß ich die Last ein wenig trage." Der Angeredete geht auf diesen Vorschlag ohne Weiteres ein, ist jedoch noch keine hundert Schritte weitergegangen, als er seinen andern Bruder einholt und sieht, daß er überlistet worden ist. Er zieht sich daher die Kleider ab und setzt eine Schlafhaube auf, in welcher Tracht er nach dem Hause des Travers eilt und daselbst vor ihm anlangt. Sobald also Letzterer kommt, trifft er ihn vor der Thür an und indem er die Stimme der Frau annimmt, ruft er ihm zu: „Hast Du wirklich das Schwein wieder? Gieb's her und laufe nach dem Stalle, denn mir scheint, als wolle man einbrechen." Als nun aber Travers zurückkehrt und an den Klagen seiner Frau, die noch immer den Verlust des Schweines bejammert, merkt, daß er auf's neue war betrogen worden, eilt er den Schelmen wiederum nach und kommt nach einer Stelle im Walde, wo sie am Fuße einer Eiche bei einem eben angezündeten Feuer das Schwein zurichten. Travers zieht sich aus, steigt auf den Baum und, indem er sich mit den Händen an einem Aste hin und herschwingt, ruft er mit der Stimme ihres Vaters, welcher war gehängt worden, aus: „Ihr Bösewichter, ihr werdet ein Ende nehmen wie ich." Sobald die beiden Spitzbuben dieß hören, rennen sie in größter Bestürzung davon und laßen das Schwein im Stiche. Travers kehrt nun mit demselben nach Hause zurück und, um fernere Zufälle zu vermeiden, backt er es in eine Pastete, sieht es jedoch bald an einem Stücke Holz den Kamin hinauffahren. Die Diebe waren nämlich, sobald sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt, nach dem Hause ihres Bruders zurückgekommen und da sie durch ein Loch in der Mauer sahen, daß keine Zeit zu verlieren war, versuchten sie vom Dache des Hauses aus dieß letzte Mittel. Travers fordert sie jedoch auf herabzusteigen und ladet sie ein mit ihm an der Pastete Theil zu nehmen, worauf sie sich alle zu Tische setzen und mit einander herzlich aussöhnen.

Die beiden hier angeführten Proben sind, wie ich glaube, ganz im Geiste der italienischen Novellen und ganz eben so pfiffige Streiche wie die, welche im Decamerone [s. Giorn. 8. nov. 3 und 6 ꝛc.] dem Calandrino von seinen Kunstbrüdern gespielt werden [vgl. auch Straparola N. I. Fav. 3.].

In den Fabliaux finden wir auch zahllose Beispiele sinnreicher Galanterie und betrogener Ehemänner ganz in der Weise der italienischen Novellisten, wie z. B. La Femme, qui fit trois fois le tour des murs de l'église [Le Grand 2, 254.], wo eine Frau, die bei Nacht außer Hause betroffen wird, ihren Mann überredet, daß man ihr gerathen dreimal um die Kirchenmauer zu gehen, damit sie Kinder bekäme; ferner auch La Robe d'écarlate [Le Grand II. p. 265.] und la Culotte des Cordeliers [I. p. 299.]. In dem Lai d'Ignaurès [IV, 126.] wo zwölf Frauen, ohne es zu wissen, das Herz eines Liebhabers essen, den ihre beleidigten Ehemänner getödtet, haben wie ein Beispiel jener Mischung von Grausamkeit und Galanterie, die in gewissem Maße im Decamerone, noch mehr aber in den Nachahmungen desselben herrscht. Die Mönchsorden werden in den Fabliaux nicht so hart mitgenommen, wie von Boccaccio und den späteren Novellisten; jedoch sind die Priester häufig Gegenstand der Satyre und Hauptpersonen in einer großen Zahl der zügellosesten Geschichten, wie z. B. in Constant du Hamel, La Longue Nuit, Le Boucher d'Abbeville, Le Prêtre Crucifié und Le Pauvre Clerc [Le Grand 4, 226. 264. 3, 326. 4, 123. 1.], welches letztere Fabliau das Original ist von den „Mönchen von Berwick" (the Freirs of Berwick), welches Gedicht man dem Dunbar zuschreibt, und von der wohlbekannten Geschichte: „der Mönch und die Müllerin" (the Monk and the Miller's Wife [277a]).

Wir begegnen ferner in den Fabliaux einer Anzahl Geschichten, in denen spaßhafte Vorfälle mit Leichnamen erzählt werden, was in Italien gleichfalls ein Lieblingsthema wurde. Jedoch befindet sich in allen italienischen Novellen keine so gute Geschichte von dieser Art, wie Les trois Bossus von dem Trouveur Durant.

„Meine Herren, beginnt der Dichter, wenn ihr mir zuhören wollet, so werde ich euch eine Geschichte erzählen, die sich einst in einer Stadt zutrug, deren Namen ich vergessen habe; jedoch wollen wir annehmen, es sei Douai gewesen. Dort nun lebte ein Mann, der war bucklig; überhaupt aber hatte die Natur bei der Bildung dieser kuriosen Figur all' ihren Scharfsinn erschöpft; denn statt des Verstandes besaß er einen ungeheueren Kopf, der zwischen den beiden Schultern verloren war; er hatte ferner dickes Haar, einen kurzen Hals und ein gräuliches Gesicht."

„Trotz seiner Häßlichkeit ließ dieser Patron es sich dennoch einfallen, sich in ein junges hübsches Mädchen, die Tochter eines armen aber würdigen Bürgers in Douai, zu verlieben. Er bewarb sich um sie und, da er für den reichsten Mann in der Umgegend galt, so wurde das arme Ding ihm hingegeben. Nach der Hochzeit jedoch war er eben so zu bemitleiden wie sie, denn von Eifersucht verzehrt hatte er weder Tag noch Nacht Ruhe, sondern spähte überall umher und ließ keinen Fremden in's Schloß."

„Indem er nun eines Tages während des Weihnachtsfestes an seiner Hausthür Schildwacht stand, näherten sich ihm drei bucklige Spielleute. Sie begrüßten ihn als einen Genossen, baten ihn als solchen um Erfrischung und, um ihre Brüderschaft zu begründen, paradierten sie prahlerisch mit ihren Buckeln einher. Wider alle Erwartung führte er sie in die Küche, gab ihnen Kapaunen sowie Speck mit Erbsen und Jedem außerdem noch ein Geldstück. Ehe sie jedoch weiterzogen, warnte er sie nie wiederzukommen, sonst würde er sie in den nahen Fluß werfen laßen. Bei dieser Drohung lachten die Spielleute herzlich, jedoch zogen sie ihres Weges, wobei sie zum Spott in vollem Chore sangen und sich lustig machten, während er selbst, ohne sie weiter zu beachten, spazieren gieng."

„Seine Frau, welche ihn über die in der Nähe befindliche Brücke gehen sah, rief die Spielleute zurück, um sich mit ihnen die Zeit zu vertreiben. Allein nicht lange darauf klopfte jener an's Thor und versetzte dadurch seine Frau und ihre Gesellschafter in den größten Schrecken. Glücklicherweise aber bemerkte sie in einem anstoßenden Zimmer drei Kasten; sie verbarg also in einem jeden derselben einen Buckligen und öffnete dann ihrem Gemahl. Dieser war indeß nur zurückgekommen um, wie gewöhnlich, zuzusehen, was seine Frau mache und gieng dann gleich wieder fort, worüber, wie man sich denken kann, Letztere sich gar nicht ärgerte. Sie eilte sogleich zu den Kasten, um ihre Gefangenen in Freiheit zu setzen, denn die Nacht brach herein und ihr Mann konnte nicht lange wegbleiben. Wie groß aber war ihr Schrecken, als sie alle drei erstickt fand! Klagen jedoch halfen zu Nichts und sie mußte nur daran denken, die Leichname los zu werden, denn es war kein Augenblick zu verlieren."

„Sie eilte daher vor die Thüre, und da sie einen Lastträger vorübergehen sah, so rief sie ihn in's Haus, führte ihn an einen der Kasten und bot ihm dreißig Livres Belohnung, wenn er den Inhalt desselben in den Fluß werfen wollte. Der Lastträger steckte hierauf den Leichnam in einen Sack, den sie ihm gab, warf ihn von der Brücke in's Wasser und kehrte alsdann athemlos zurück, um den Lohn in Empfang zu nehmen."

„Er soll euch nicht entgehen, sagte die Frau, jedoch müßt ihr erst eure Verpflichtung erfüllen; denn ihr habt mir versprochen, mich von dem Leichname zu befreien und seht da, hier ist er noch!" So sprechend zeigte sie ihm den Inhalt des zweiten Kastens. Bei diesem Anblicke ist der Lastträger ganz verdutzt — was Teufel! zurückgekommen! — Doch rasch stopft er den Leichnam in den Sack und wirft ihn gleichfalls von der Brücke in's Wasser und zwar diesmal kopfings, wobei er Acht giebt, ob er sinkt."

„Inzwischen hat die Frau den dritten und letzten Leichnam neben den Heerd hingelegt, und als der Lastträger zurückkehrte, zeigte sie ihm denselben. „Was Tausend, Freund, sprach sie, da ist er ja schon wieder." Der Lastträger knirschte nun mit den Zähnen und rief aus: „Den Teufel auch! Habe ich weiter nichts zu thun, als diesen verdammten Buckligen hinunterzutragen?" Hierauf packt er ihn unter den schrecklichsten Flüchen auf seine Schultern und schleudert ihn dann mitten in den Strom, wobei er ihm droht, wenn er zum dritten Male herauskäme, ihm mit einem Knüppel den Garaus zu machen."

„Der erste Gegenstand jedoch, der sich dem Lastträger auf seinem Rückwege nach dem Hause darbietet, ist der bucklige Herr desselben, der von seinem Abendspaziergange zurückkehrt und auf die Thür seiner Wohnung zugeht. Bei diesem Anblicke vermag jener seine Wuth nicht länger zu zügeln und ruft aus: „Hund von einem Buckligen, bist du wieder da?" Mit diesen Worten springt er auf den Letztern los, schlägt ihm mit einem Knüppel den Schädel ein, stopft ihn dann in den Sack und wirft ihn mitsammt diesem kopfings den Spielleuten nach in's Wasser."

„Bei seiner Rückkunft merkte die Frau sogleich, was schließlich vorgefallen war, und zahlte ihm den bedungenen Lohn mit größter Freude."

„Aus dieser Geschichte folgere ich, fügt der Trouveur hinzu, daß Geld Alles vermag. Jedes Frauenzimmer, das Gott geschaffen, jedes Gut, sei es auch noch so köstlich, gehört euch, wenn ihr Geld habt; dieß bezeugt der Bucklige des Fabliau's, der ein so schönes Weib hatte." Der Trouveur schließt mit Verwünschungen der Geizigen und derer, die das Geld zuerst in Gebrauch gebracht; was wahrscheinlich ein indirekter Wink für seine Zuhörer sein sollte. — Diese Geschichte befindet sich in den Nächten des Straparola [5, 3.] und in Gueulette's 1001 Quarts d'Heures unter dem Titel: Les trois Bossus de Damas [278]).

Selbst wenn man also nur den Geist der Fabliaux im Allgemeinen berücksichtigt und von allen Beispielen unveränderter Herübernahme absieht, kann man, wie ich glaube, dennoch nicht daran zweifeln, daß sie die hauptsächlichsten Vorbilder der italienischen Novellen waren. Denn sowohl in der geschriebenen wie in der mündlichen Mittheilung geht eine Geschichte selten von Einem zum Andern über, ohne eine Verschönerung oder Veränderung zu erfahren. Die Nachahmer mögen die allgemeinen Umrisse mit ihren eigenen Farben ausgefüllt, in der Abänderung der Draperie und Gruppierung ihre Kunst bewiesen und überhaupt regelmäßigere und beiedtere Gemälde geschaffen haben, jedoch giebt es kaum eine einzige italienische Novelle, es sei denn daß ein wirklicher Vorfall erzählt wird, von der man nicht eine mehr oder minder vollkommene Skizzierung in den Fabliaux finden sollte. Beispiele, wo die Trouveurs ganz oder größtentheils kopiert worden sind, werden wir anführen, sobald wir zu den Werken ihrer Nachahmer kommen werden. Es läßt sich nun aber nicht angeben, auf welche Weise die Fabliaux nach Italien hinüberkamen oder zu welcher Zeit sie zuerst jenseit der Alpen bekannt wurden. Da wir indeß in zahlreichen Fällen die Wanderung der romantischen Dichtungen von dem Norden nach dem Süden Europa's, von Asien nach dem westlichen Theile der Christenheit und von dem klassischen Alterthume Griechenlands durch die lange Reihe finsterer Jahrhunderte bis auf die vorliegende Periode deutlich wahrgenommen haben, so wird es auch nicht außerordentlich scheinen, daß die Italiener mit den Dichtungen ihrer Nachbaren und Zeitgenossen bekannt wurden. Während der so lange dauernden innerlichen Zwistigkeiten in Italien suchten viele Einwohner dieses Landes Zuflucht in Frankreich. Ein großer Theil der Wucherer, die sich daselbst niederließen, waren aus der Lom-

bardei; auch ein Theil des inneren Handels in Frankreich befand sich in den Händen der Italiener und sie bewohnten eine ganze Straße in Paris, welche die Lombardenstraße hieß. Nicht minder unterhielt der römische Hof in Frankreich eine Anzahl italienischer Agenten, um die Rechte der Kirche wahrzunehmen und die Einkünfte derselben in Empfang zu nehmen. Brunetto Latini schrieb seinen Tesoro in Paris, und viele Venetianer studierten daselbst die Rechte. Andererseits ist es bekannt, daß die Franzosen sich während derselben Periode häufig im Verlaufe der Kriege oder in politischen Intriguen nach den verschiedenen italienischen Staaten begaben, sowie auch französische Minstrels über die Alpen zogen und ihre Lais und Fabliaux mit sich brachten. Muratori (Dissert. Antichit. Ital. tom II. c. 29. p. 16.) theilt eine Verordnung der Beamten des Magistrates zu Bologna mit, welche 1288 erlaßen wurde und den französischen Minstrels versagt, durch die öffentliche Ausübung ihrer Kunst die freie Passage in den Straßen zu hindern. (Ut Cantatores Francigenorum in plateis communibus ad cantandum morari non possint).

Viele Nachahmungen der Fabliaux finden sich in den

Cento Novelle Antiche,

die man in Italien gewöhnlich Il Novellino [279]) nennt, welches von derjenigen Gattung, mit der wir uns jetzt beschäftigen, das erste regelmäßige Werk war, das in Europa erschien, da die Abfassung desselben ohne Zweifel vor die des Decamerone zu setzen ist. Aber schon aus dem Titel: „Hundert alte Novellen" erhellt, daß es nicht eine neue und ursprüngliche Produktion, sondern eine Sammlung von bereits in Umlauf befindlichen Geschichten war. Sie wurde gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts [280]) unternommen, und man benutzte dabei einzelne Episoden der Ritterbücher, die Fabliaux der französischen Trouveurs, die alten italienischen Chronicken, neuere Ereignisse oder endlich Späße und witzige Antworten, welche sich im Munde der Leute befanden. Daß die den genannten Quellen entnommenen Geschichten von verschiedenen Autoren zusammengetragen wurden, erhellt aus der großen Verschiedenheit des Styles; wer aber diese Autoren waren, ist ein Problem in den literarischen Annalen Italiens. Einen Theil derselben hielt man lange Zeit für ein Werk des Dante und Brunetto Latini, jedoch ruht diese Meinung auf keinem sehr haltbaren Grunde; Quadrio hingegen [6, 318.] betrachtet die ganze Sammlung als das Erzeugniß eines einzigen Schriftstellers.

Anfänglich bestanden die Cento Novelle Antiche nur aus hundert Erzählungen, jedoch wurden später [in der Ausgabe von 1572] noch vier hinzugefügt. Die ursprüngliche Zahl derselben blieb mehr als zweihundert Jahre nach der Zeit der Abfassung des Werkes ungedruckt. Endlich wurden sie im Jahre 1525 zu Bologna von Gualteruzzi herausgegeben und auf dem Titelkupfer Le Ciento Novelle Antike benannt, inwendig aber: Fiori di parlare, di belle cortesie e di bello valentie o doni, secondo ke per lo tempo passato anno fatto molti valenti uomini [Blüthen der Rede, schöner Höflichkeit und schöner Handlungen und Gaben, wie viele wackere Leute in den vergangenen Zeiten gethan haben]. Diese Ausgabe wurde nach einer dem Kardinal Bembo gehörigen, kurz vorher von dem Originalmanuskripte genommenen Abschrift besorgt. Gualteruzzi hielt nun freilich seine Ausgabe für die erste, jedoch ist Apostolo Zeno der Meinung, daß eine andere, von welcher er zu Padua ein Exemplar ohne Druckort und Jahreszahl gesehen, älter ist. Gleichwohl sollte man glauben, daß wenn eine frühere Ausgabe vorhanden war, dieß Gualteruzzi nicht unbekannt bleiben konnte, so wie z. B. Bembo, welchen Werth auch immer ein Originalmanuskript besitzen mag, sich keine neue Abschrift desselben angeschafft haben würde, wenn ein eleganter Abdruck davon existierte. Eine spätere Ausgabe besorgten die Giunti zu Florenz im Jahre 1572 und eine noch neuere erschien in Neapel, die aber nicht sehr geachtet wird. Einige der Novellen befinden sich in einer Ausgabe, die in der andern nicht anzutreffen sind; auch haben die Erzählungen abweichende Reihenfolgen, was bei Citaten äußerst unangenehm ist.

Die in dieser Sammlung enthaltenen Erzählungen sind zwar an und für sich nicht sehr interessant, sind es jedoch geworden als Anfang einer Reihe von Erzeugnissen, welche die größte Berühmtheit erhielten und durch ihren Einfluß auf das englische Drama zu den glänzendsten Schöpfungen des menschlichen Geistes den Grund legten. Es ist daher vielleicht nicht unpassend einige Proben aus der in Rede stehenden Sammlung anzuführen, damit der Leser den Geschmack

und den Geiſt, in welchem ſie geſchrieben worden, zu beurtheilen vermöge.

Nr. 2. iſt die Geſchichte eines griechiſchen Königs, welcher einen der gelehrteſten ſeiner Unterthanen im Gefängniſſe hält. Da nun ein ſchönes ſpaniſches Roß als Geſchenk für den König an den Hof gebracht wird und der Gefangene über den Werth desſelben befragt wird, ſo erwiedert er, es ſei in der That ein ſchönes Roß, es wäre aber von einer Eſelin geſäugt worden. Dieß erweiſt ſich auch als wahr, indem man nach Spanien ſchickt und dort vernimmt, daß die Stute bald nach der Geburt des Fohlens geſtorben war; worauf dem weiſen Manne vom Könige als Belohnung eine größere Ration Brot bewilligt wird. Bei einer andern Gelegenheit theilt er Seiner Majeſtät mit, daß ſich in einem ſeiner koſtbarſten Juwelen ein Wurm befinde, und da man den Edelſtein zerſchmettert, findet man auch darin das Thier, ſo daß der Gefangene von nun an täglich ein ganzes Brot erhält. Zuletzt fragt ihn der König: „Weſſen Sohn bin ich?“ worauf die Antwort erfolgt, daß er der Sohn eines Bäckers ſei; eine Mittheilung, deren Wahrheit durch die Königin Mutter, welche ſich durch Drohungen gezwungen ſieht, die Wahrheit zu geſtehen, beſtätigt wird. Endlich befragt, wie er all' dieſe Dinge wiſſe, erwidert der weiſe Mann, daß die Länge der Ohren des Pferdes und die Wärme des Edelſteines ihm die Antwort auf die zwei erſten Fragen eingegeben, daß er aber den Stammbaum Seiner Majeſtät durch die Beſchaffenheit der ihm wiederholt bewilligten Belohnungen erkannt habe. — Dieſe Geſchichte iſt der von den drei Gaunern und dem Sultan auffallend ähnlich, welche in den von Scott herausgegebenen Zuſätzen zu den Tauſendundeine-Nacht[281]) erzählt wird. Drei Gauner nämlich ſtellen ſich einem Sultan vor, der erſte als ein geſchickter Juwelier, der zweite als erfahrener Pferdekenner, der dritte als Genealoge. Der Sultan, welcher ihre Geſchicklichkeit zu prüfen wünſcht, hält ſie in einem Gefängniſſe feſt und läßt nach einiger Zeit den erſten holen, um ſeine Meinung über einen Edelſtein zu vernehmen, den er unlängſt zum Geſchenk erhalten, worauf der Gauner erwiedert, daß ſich in der Mitte desſelben ein Fehler befinde, welcher auch beim Entzweiſchneiden des Juweles entdeckt wird. Er theilt demnächſt dem Sultan mit, daß er den Fehler durch ſein ſcharfes Geſicht entdeckt habe, und erhält als Belohnung eine Schüſſel Suppe und zwei Brote. Einige Zeit nachher langt ein ſchönes ſchwarzes Füllen als Tribut aus einer der Provinzen an und der Roßkenner, welcher herbeigeholt wird, behauptet, daß die Mutter des Füllens zu dem Büffelgeſchlechte gehöre, was auch auf Befragen des Ueberbringers desſelben für richtig befunden wird. Nachdem er die nämliche Belohnung wie ſein Mitgefangener empfangen, wird der dritte Gauner über die Abſtammung des Sultans ſelbſt befragt und er ſagt aus, dieſer ſei der Sohn eines Koches, da er ſtatt der Ehrenbezeugung, die Fürſten zu verleihen pflegten, vielmehr ſeiner Küche entnommene Belohnungen ertheile. Dieß wird durch das Geſtändniß der Mutter des Sultans beſtätigt, worauf dieſer zu Gunſten des Genealogen die Krone niederlegt und in der Tracht eines Derwiſches ganz zerknirſcht in der Welt umherzieht. Die erſte Geſchichte in Scott's Nachträgen, der Sultan von Jemen und ſeine drei Söhne, iſt dieſer Erzählung gleichfalls ſehr ähnlich. Dort machen die drei Prinzen ausfindig, daß ein bei Tafel aufgetragenes Zicklein von einer Hündin geſäugt worden war, und daß der Sultan, an deſſen Hofe ſie ſich befinden, der Sohn eines Koches iſt. Aehnlich iſt auch die von Virgil und Auguſtus erzählte Anekdote. Während nämlich der Dichter als Roßarzt des Kaiſers fungiert, wird dieſem ein wunderſchönes Füllen zum Geſchenke geſchickt. Virgil behauptet, es wäre von einer kranken Stute und könnte weder ſtark noch ſchnell ſein, und da ſich dieß als wahr erweiſt, ſo befiehlt der Kaiſer, daß ſeine Brodration verdoppelt werde, was ſich auch noch ſpäter einmal bei ähnlicher Veranlaßung wiederholt. Bei einer andern Gelegenheit nun, da der Kaiſer bezweifelt, daß er der Sohn des Octavius ſei, und deshalb Virgil befragt, erfährt er, daß ſein Vater ein Bäcker geweſen ſein müße, zu welcher Vermuthung nämlich die Beſchaffenheit ſeiner Belohnungen Anlaß giebt[282]).

Nr. 6 iſt aus dem achten Capitel der Gesta Romanorum[283]), wo Kaiſer Leo drei weibliche Bildſäulen machen läßt, von denen eine einen goldenen Ring auf einem vorwärtszeigenden Finger, die zweite den Schmuck eines goldenen Bartes, die dritte einen goldenen Mantel und eine purpurne Tunika hat. Jeder, der eine dieſer Zieraten ſtehlen würde, ſollte mit einem ſchmach-

vollen Tode beſtraft werden (ſieh Gower's Confessio Amantis lib. 5.).

Nr. 30. Die Erzählung von den Schafen, die einen Fluß paſſieren, aus dem dreizehnten Capitel des Petrus Alfonsus. Dieſe dumme Geſchichte hat Cervantes in den Don Quijote aufgenommen, wo Sancho ſie ſeinem Herrn erzählt [P. I. C. 20. ſieh auch Val. Schmidt zu Petrus Alf. S. 129.].

Nr. 39. Es hat Jemand einige Frauen durch Schmähgedichte beleidigt, und da er die ſchwerſte aller Strafen erdulden ſoll, ſo rettet er ſich dadurch daß er ausruft, Diejenige, welche die Satyre am meiſten verdient hätte, möge den Angriff beginnen. Bei Fauchet [l. 2. ch. 126.] wird in Betreff Jean de Meun's, des Verfaſſers der Fortſetzung des Roman de la Rose, eine ähnliche Geſchichte erzählt; da jedoch das letztgenannte Werk erſt im Jahre 1300 beendet wurde, ſo iſt dieſe Geſchichte wahrſcheinlich dem oben erwähnten Lai d'Ignaurès entliehen, wo ein Ritter die Wuth einer Anzahl eiferſüchtiger Weiber dadurch entwaffnet, daß er die, welche ihn am meiſten geliebt, zuerſt zuſchlagen heißt. Eine ähnliche Geſchichte wird in einem der romantiſchen Gedichte Italiens, ich glaube im Verliebten Roland erzählt, wo ein Ritter aus einer fatalen Lage entkommt, indem er diejenige zum Angriff auffordert, die auf ihre und ihres Mannes Ehre am wenigſten Rückſicht nehme. Einen ähnlichen Ausweg ergreift der Held des italieniſchen komiſchen Romanes: La Vita di Bertoldo (ſ. weiter unten). Alle dieſe Geſchichten entſprangen wahrſcheinlich aus dem Ausſpruche des Heilandes, womit er die Ehebrecherin beſchützte [283a]).

Viele von den Cento Novelle ſind nur Dichtungen des klaſſiſchen Alterthumes; ſo iſt

Nr. 43, die Fabel von Narciſſus. In einer andern Novelle [Nr. 63.] findet man die Geſchichte des Diogenes, der Alexander bittet aus der Sonne zu gehen, ſo wie [Nr. 70.] die von den Freunden des Seneca, welche darüber klagen, daß er unſchuldig ſterbe, und die der Philoſoph daher fragt, ob ſie lieber wollten, daß er ſchuldig ſterbe; eine Antwort, die gewöhnlich dem Sokrates zugeſchrieben wird [284]).

Nr. 50 iſt das Capitel 157 der Gesta Romanorum. Ein Wächter an einem Thore Roms läßt ſich von allen verunſtalteten Perſonen, welche die Stadt betreten, einen Zoll entrichten. Das achte Capitel der Disciplina Clericalis iſt von gleicher Art. Ein Dichter erhält dort als Belohnung die Erlaubniß von jedem Einäugigen, Buckligen oder ſonſt Verunſtalteten einen Pfennig zu erheben. Ein Blinder, der nicht zahlen will, erweiſt ſich bei genauerer Unterſuchung auch noch als bucklig, und da er ſich zu vertheidigen beginnt, zeigt er zwei krumme Arme. Hierauf ſucht er zu entlaufen und da er dabei den Hut verliert, findet ſich, daß er überdieß ausſatzig iſt. Eingeholt und zu Boden geſchlagen, zeigt es ſich ſchließlich, daß er auch noch den Bruch hat, und ſo wird er zu einem Zolle von fünf Pfennigen verurtheilt [ſ. auch Val. Schmidt zur Discipl. Cler. S. 120 ff.].

Nr. 51. Saladin wird zum Ritter geſchlagen; Abkürzung eines Fabliau's mit dem Titel L'Ordre de Chevalerie [Le Grand I, 140.] [285]).

Nr. 56. Die Geſchichte von der Wittwe zu Epheſus, welche ſich urſprünglich im Petronius befindet, in die Cento Novelle aber wahrſcheinlich vermittelſt der Sieben weiſen Meiſter oder des Fabliau's de la Femme, qui se fist Putain sur la fosse de son mari, übergieng [ſieh oben S. 41.].

Nr. 68. Ein neidiſcher Ritter iſt auf die Gunſt eiferſüchtig, welche ein Jüngling bei dem Könige genießt Er giebt daher drm Jünglinge unter dem Scheine der Freundſchaft den Rath, wenn er den Fürſten bediene, den Kopf zurück zu halten, da dieſer, wie er ſagt, den üblen Athem des Jünglings nicht vertragen könne, und zugleich theilt er dem Könige mit, der Jüngling thäte dieß, weil ihm der Athem ſeiner Majeſtät beſchwerlich falle. Der reizbare Monarch befiehlt alsbald ſeinen Kalkbrennern, den erſten Boten, den er ihnen ſende, in den Ofen zu werfen und ſchickt demnächſt den Jüngling unter einem Vorwande hin, der indeß glücklicherweiſe auf ſeinem Wege bei einem Kloſter vorüberkommt und ſich daſelbſt einige Zeit aufhält, um die Meſſe zu hören. Inzwiſchen iſt der Anſtifter dieſes ruchloſen Planes voll Ungeduld den Erfolg ſeiner Liſt zu erfahren, und begiebt ſich nach dem Kalkofen, woſelbſt er vor dem beſtimmten Opfer anlangt. Auf ſeine Frage, ob die Befehle ſeines Gebieters befolgt ſeien, erhält er die Antwort, dieß ſolle ſogleich geſchehen, und alsbald wird er, als der erſte Bote von Seiten des Königs, in den Ofen geworfen. Dieſe Erzählung iſt einer der Contes devots entnommen, welche die glücklichen Wirkungen des Meſſehörens durch ein

Beiſpiel beweiſen ſoll und den Titel führt: D'un Roi, qui voulut faire bruler le fils de son Seneschal. Auch iſt dieß das Capitel 95 der engliſchen Gesta Romanorum und Cinthio VIII, 6.[386]).

Einige Erzählungen ſcheinen auch aus den Ritterbüchern herzuſtammen; ſo iſt

Nr. 81 die Geſchichte der Dame von Scalot, welche aus Liebe zu Lancelot du Lac ſtarb; eine andere [Nr. 60.], enthält die Geſchichte des Meliadus und des Ritters ohne Furcht.

Nr. 82. Umriß von Chaucer's „Erzählung des Ablaßkrämers" (Pardonere's Tale) [Morlini Novellae No. 42.].

Einige von den Cento Novelle ſind Fabeln; ſo Nr. 91, wo das Maulthier ſagt, ſein Name ſtünde auf dem Hufe einer ſeiner Hinterfüße geſchrieben. Der Wolf verſucht ihn zu leſen und das Maulthier giebt ihm einen Schlag an die Stirn, der ihn auf der Stelle tödtet; worauf der Fuchs, der ſich gegenwärtig befindet, bemerkt: „Jeder Gelehrte iſt nicht weiſe" (Ogni uomo, che sa lettera, non è savio). [ſieh auch Val. Schmidt's Beitr. zur Geſchichte d. rom. Poeſie S. 181 ff. Mone's Anz. 5, 453.; Grimm Reinh. Fuchs S. CCLXIII ff. No. 5. Ad. Kuhn Märk. Sagen u. ſ. w. „Der dumme Wolf"].

Nr. 100 iſt das 124te Capitel der Gesta Romanorum, wo Ritter bei dem Könige für einen Freund unter der Bedingung Begnadigung erwirken, daß er in einer ſeltſamen Weiſe (nämlich halb zu Roß und halb zu Fuß) nach Hofe komme und ſeinen treueſten Freund ſowie ſeinen größten Feind mitbringe [ſ. auch Val. Schmidt zu Straparola S. 292., Dolopatos bei Loiſel. Deslongchamps Fabl. Ind. P. II. p. 125 ff.]

Es iſt bereits erwähnt worden, daß zur Vervollſtändigung der Zahl Hundert, zu den 96 urſprünglichen Novellen ſpäter noch vier hinzugefügt wurden. Eine von dieſen [N. 3.] iſt die oft nachgeahmte Geſchichte des Geaſſo Legnajuolo, wo dieſer dazu gebracht wird, an ſeiner eigenen Identität zu zweifeln. Es werden nämlich verſchiedene Perſonen auf der Straße aufgeſtellt, die ihn, indem er vorübergeht, der Reihe nach mit dem Namen eines Andern anreden, ſo daß er ſich endlich wegen der Schulden dieſes Letztern in's Gefängniß führen läßt. Die Verwirrung ſeines Sinnes nun, in welcher er ſich daſelbſt befindet, wird in der Erzählung ſehr gut geſchildert. Domenico Manni ſagt in ſeinen Anmerkungen, daß ſich dieſer Vorfall wirklich zugetragen, und macht auch namhaft, wo und wann er Statt gehabt. Filippo di Ser Brunelleſco nämlich ſoll den Spaß erſonnen und der Maler Donatello an der Ausführung desſelben Theil genommen haben.

Viele von den Cento Novelle ſind ganz unintereſſant, jedoch in ihrer Moral weit weniger tadelnswerth, als die ihnen vorangehenden Fabliaux oder die ſpäteren Novellen. Im Allgemeinen kann man diejenigen Geſchichten als die beſten bezeichnen, welche einen morgenländiſchen Urſprung haben oder aus den Gesta Romanorum und den Fabliaux herſtammen. Die angeführten Beiſpiele werden dieß den Leſer zwar nur ſchwer glauben laßen; jedoch fehlt es den auf wirkliche Ereigniſſe ſich gründenden oder aus den italieniſchen Chroniken entlehnten Erzählungen an allem Intereſſe; die witzig ſein ſollenden Antworten ſind ſammt und ſonders ohne alles Salz und die Späße abgeſchmackt.

Dieſe Bemerkung iſt auch auf den

Decamerone des Boccaccio

anwendbar, indem die aus den Fabliaux herſtammenden Novellen ſich ohne Ausnahme als die anziehendſten und ſinnreichſten erweiſen[387]).

Dieſes Werk nun folgt der Zeit nach auf die Cento Novelle und iſt das berühmteſte Erzeugniß in dieſem Zweige der Literatur. Es heißt Decamerone, weil die darin enthaltenen Geſchichten in zehen Tagen erzählt werden, und führt auch den Titel: „Peinz Galeotto," von welcher Benennung die zur Textverbeſſerung ernannten Deputierten glauben, daß er aus dem fünften Geſange [v. 137.] von Dante's Hölle herſtamme, wo das verführeriſche Buch, welches Paolo und Francesca leſen, Galeotto genannt wird:

„Galeotto war das Buch und wer es ſchrieb" u. ſ. w.

Der Decamerone ſoll um das Jahr 1348, wo Florenz von der Peſt heimgeſucht wurde, begonnen und gegen 1358 beendet worden ſein. So war ſeit dem Erſcheinen der Cento Novelle nur erſt ein halbes Jahrhundert verfloſſen und die unendliche Ueberlegenheit des Decamerone über ſeine Vorgänger giebt den ſlärkſten Beweis von dem Fortſchritte, welcher während dieſer Zwiſchenzeit in dem Geſchmacke und der Literatur Statt gefunden hatte.

Gleichwohl muß der Decamerone hauptſächlich als das Erzeugniß der ungewöhnlichen Geiſtesgaben ſeines Verfaſſers betrachtet werden. Boc-

caccio war nämlich ſowohl durch natürlichr Anlagen [289]) als durch dir Erziehung, bie er erhielt, ganz beſonders dazu geſchaffen, ſich in dieſem Zweige der Literatur auszuzeichnen. Sein Vater gab ihn nämlich frühzeitig zu einem Kaufmannr in die Lehre, bei welchem er auch vielr Jahre lang blieb nnd in deſſen Geſchäften er verſchiedenr Theile Italiens, auch, wir Manche behaupten, die Hauptſtadt Frankreichs beſuchtr. Auf dieſen Reiſen muß er mit dru Sitten ſeines Vaterlandes genau bekannt geworden ſein, und in Paris mochte rr die franzöſiſche Sprache und dir in derſelben abgefaßten Schriften kennen geleernt haben. Als er des Kaufmannsſtandes müde war, beſchäftigtr er ſich mit dem kanoniſchen Rechte und im Verlaufr bieſer Studien bot ſich ihm Veranlaßung viele Werkr zu leſen, aus denen er, wie wir nachher ſehen werden, mehrfachen Stoff zu ſeinem Decamerone entlieh. Da er endlich auch des Studiums der Rechte überdrüßig wurde, ſo widmete er ſich der Literatur und genoß den Unterricht verſchiedener Lehrer in allen Zweigen damaliger Gelehrſamkeit. Zwar ſchrieb er den größten Theil des Decamerone, ehe er namhafte Fortſchritte im Griechiſchen gemacht hatte, jedoch ſchmückte er dieſes Werk noch vor dem öffentlichen Erſcheinen desſelben mit Erzählungen aus, die er in den griechiſchen Autoren gefunden oder ſein Lehrer, Leontius Pilatus, ihm mitgetheilt hatte, welchen er in der Geneal. Deor. eine Schatzkammer griechiſcher Geſchichte und Mythologie nennt.

Die Aufſuchung der Quellen, aus denen dir Erzählungen des Decamerone geſchöpft ſind, hat lange Zeit dir Gelehrſamkeit der italieniſchen Kritiker beſchäftigt und den Gegenſtand eines heftigen und andauernden Streites gebildet. Das dadurch gewonnene Reſultat iſt von der Art, wie ſich erwarten läßt, wenn Gelehrſamkeit nicht ſowohl auf die Erforſchung der Wahrheit als auf die Begründung riner Theorir verwandt wird. Vieir von den Kommentatoren des Boccaccio haben ſich eifrig zu beweiſen bemüht, daß rr ſeine Novellen meiſtentheils den ſchon früher in Italien umlaufenden Geſchichten ſo wir denen der franzöſiſchen Trouveues entliehen habe; andere halten dafür, daß rin großer Theil derſelben von Boccaccio ſelbſt rrfunden ſei, während Manni in ſeiner Storia del Decamerone zu beweiſen ſucht, daß ſie der Mehrzahl nach aus den italieniſchen Chroniken und Jahrbüchern herſtammen oder ſich auf Ereigniſſr gründen, die ſich zur Zeit Boccaccio's wirklich zutrugen. Manni wird jedoch beſonders durch einen Irrthum irre geleitet, den er gar nicht bemerkt zu haben ſcheint und der darin beſteht, daß er eine Geſchichte für wahr hält, weil dir handelnden Perſonen nicht erbichtet ſind. Manni muß nämlich der Meinung geweſen ſein, daß, wenn er entdecken konnte, ein Kaufmann mit einem gewiſſen Namen habe zu einer gewiſſen Zeit gelebt, die in Betreff ſeiner erzählir Geſchichtr auch eine hiſtoriſche Grundlagr beſitzen müße. Dir Ungereimtheit ſolcher Schlüſſe, welche den größten Theil der arabiſchen Märchen mit einem Male in hiſtoriſche Thatſachen aus der Grſchichtr Harun Alraſchids verwandeln würde, brauchen wir nicht erſt barzuthun; denn es iſt eine der gewöhnlichſten und gewiß auch eine der früheſten Verfahrungsweiſen auf dem Gebiete der Romantik irgend einer Dichtung wirkliche Charakterr und Orte zu Grunde zu legen.

Was nun die Unſittlichkeit der Novellen des Boccaccio, ſo wir die zahlreichen Erzählungen betrifft, wo unſer Abſcheu vor dem Verbrechen durch das Ergötzen beſchwichtigt wird, welches wir bei der Schilderung der dabei in Anwendung gebrachten Schlauheit empfinden, ſo kann man zwar rinen Theil des hieraus entſpringenden Tadels auf Rechnung der Quellen ſetzen, denen dieſr Geſchichten entnommen wurden, ſo wie nicht minder der Charakter des Verfaſſers und dir Sitten ſeiner Zeit einen anderen Theil desſelben tragen; daß aber dir Erzählung ſolcher Dingr, wir das Werk fingiert, in Gegenwart von Frauen Statt findet oder ihnen gar in den Mund gelegt wird [290]), ſo wir ferner der Umſtand, daß der Decamerone bald nach ſeinem Erſcheinen bei allen Klaſſen von Leſern ganz offenkundig beliebt wurde, dieß alſo darf man nicht ſowohl einem Mangel an Volksbildung im Allgemeinen [291]) als einem beſonderen Ereigniſſr beimeſſen, welches in dir Zeit des Verfaſſers fiel. Gerade vor dem Zeitpunkte nämlich, wo Boccaccio den Decamerone zu ſchreiben begann, trat in Folge der Peſt, welche Florenz heimgeſucht hatte, in den Sitten und Gebräuchen ſeiner Mitbürger eine völlige Veränderung ein, ganz ebenſo wir die überlebenden Bewohner Liſſabons nach dem bekannten Erdbeben und die Athener nach der furchtbaren Peſt, die ihre Stadt verheert hatte (Thukyd. 2, 53.), ausſchweifender wurden.

„So groß, ſagt Boccaccio ſelbſt in ſeiner Einleitung, war das öffentliche Unglück, daß man weder göttliches noch menſchliches Recht länger beachtete.“ Die Frauen, welche dieſe ſchreckliche Seuche überlebten, aber ihre Ehemänner und Eltern verloren hatten, warfen, wie Warton [2, 258 ff. ed. 1824] nach gleichzeitigen Schriftſtellern erzählt, all' jenen herkömmlichen Brauch und Zwang ab, welchem früher ihr Betragen unterlag. Da ferner die Krankheit beſonders dem weiblichen Geſchlechte verderblich geweſen war, ſo ſahen ſich ſelbſt vornehme Damen aus Mangel an Frauenzimmern genöthige nur Männer in ihren Dienſt zu nehmen, wodurch das Zartgefühl zerſtört und Veranlaßung zu unziemenden Freiheiten gegeben wurde. „Was die Kloſter betrifft, fährt Warton weiter fort, ſo darf es keineswegs überraſchen, daß Boccaccio ſie zum Schauplatze ſeiner freieſten Erzählungen gemacht hat. Die Peſt hatte nämlich die Thore derſelben geöffnet und die Mönche und Nonnen zogen im Lande umher, wobei ſie die allgemeine Freiheit des Lebens und der Welt mit einer Gier genoſſen, die der Strenge des früheren Zwanges entſprach. Als die Seuche nachließ und die früheren Bewohner der Klöſter zur Rückkehr in dieſelben gezwungen wurden, blieb ihnen doch der Hang zu weltlichen Genüſſen und ſie fuhrten nach wie vor dasſelbe ungebundene Leben, da ſie ſich den ſtrengen unſozialen Vorſchriften ihrer verſchiedenen Ordensregeln nicht mehr unterwerfen wollten. Gleichzeitige Schriftſteller geben von der zügelloſen Sittenloſigkeit der Florentiner bei jener Veranlaßung ein furchtbares Gemälde und mehrere Kirchenſchriftſteller datieren von dieſem Zeitpunkte an den Verfall der klöſterlichen Zucht.“

Daß die Misbräuche und die Unſittlichkeit des geiſtlichen Standes der Satyre einen ausgedehnten Spielraum gewährten, brauchen wir nicht weiter zu beweiſen; daß aber Boccaccio ſie in dem Grade, wie er es gethan, bloßzuſtellen wagte, iſt das zweite und vielleicht intereſſanteſte Problem in der Geſchichte des Decamerono. Es ſcheint jedoch, als ob zu jener Zeit, wo das Anſehen des Papſtes ſeinen höchſten Gipfel erreicht hatte, die großen Geiſter jedes Landes es ſich angelegen ſein ließen, die Kirche zum Gegenſtande ihres Spottes zu machen. Wir haben bereits geſehen, was für Freiheit ſich die Verfaſſer der Fabliaux in dieſer Beziehung nahmen, und ihr Zeitgenoſſe Jean de Meun läßt in ſeinem Roman de la Rose den Faux Semblant von einem Mönche bewohnt ſein. Auch in England wurden um das Jahr 1350 das Verderbniß des Klerus und die Ungereimtheiten des Aberglaubens in Langland's Viſionen des Piers Plowman (Visions of Piers Plowman), doch mit vielem Geiſte und Humor dem Gelächter Preis gegeben, während Chaucer's Erzählung des Gerichtsboten (Sompnour's Tale) die Kniffe und Erpreſſungen der Bettelmönche ganz offen bloßſtellte. Auf den erſten Blick möchte nun zwar die Kühnheit Boccaccio's außerordentlicher ſcheinen als die der Trouveurs, Chaucer's und Longland's, da er ſich, als er ſchrieb, dem gewöhnlichen Sitze der kirchlichen Autorität ſo nahe befand; jedoch darf man nicht vergeſſen, daß wenn Boccaccio die Misbräuche Roms angreift, er nicht eigentlich die Kirche herabſetzt, da etwa ein halbes Jahrhundert vor der Abfaſſung des Decamerone die päpſtliche Reſidenz von Italien nach Avignon verlegt woeden war. Die ernſthafteſten Schriftſteller aus der Zeit Boccaccio's ſprechen von erſterer Hauptſtadt auf ähnliche Weiſe wie Boccaccio; ſo nennt Petrarca ſie [Son. 107.]:

„Einſt Rom, jetzt falſches, böſes Babylon!“

Die ganze Stadt wurde im Jahre 1327 in den Bann gethan und nach allen Schriftſtellern jener Zeit gewähete ſie einen furchtbaren Schauplatz des Laſters und der Verwirrung. Weit entfernt alſo, die häufigen Angeiffe Borcaccio's auf Rom als Zeichen eines Mangels an Ehrfurcht zu betrachten, kann man ſie vielmehr als Beweiſe ſeines Eifers für dir Kirche oder wenigſtens für das Schisma, zu dem er gehörte, anſehen. Ferner iſt ein großer Theil der Satyre des Boccaccio gegen die Mönche gerichtet, welche als Predlger und Beichtväter umherwanderten und bei den Weltgeiſtlichen, die ſie der Einkünfte und Gebſchaften beraubten, keineswegs beliebt waren. Auch wußte die Kirche ſehr wohl, daß die Novelliſten nur um der Unterhaltung willen ſchrieben und ohne irgend eine Abſicht zu reformieren. — „Ce n'est point, ſagt Frau von Staël [de la Litterat. ch. 10.], sous un point de vue philosophique, qu'ils attaquent les abus de la religion: ils n'ont pas comme quelques-uns de nos écrivains le but de reformer les défauts dont ils plaisantent; ce qu'ils veulent seulement c'est s'amuser d'autant plus que le

sujet est plus serieux.... C'est la ruse des enfans envers leurs pedagogues; ils leur obéissent à condition, qu'il leur soit permis de s'en moquer." Gleichwohl aber würde, wenn zur Zeit des Boccaccio die Buchdruckerkunſt erfunden geweſen wäre und er den Decamerone auf ſeine perſönliche Verantwortlichkeit herausgegeben hätte, ſeine Kühnheit ganz unerklärlich erſcheinen; ſo aber muß man bedenken, daß der Decamerone nur in einzelnen Kreiſen in Umlauf kam und erſt hundert Jahre nach dem Tode des Verfaſſers im Druck erſchien; ſo wie, daß zwar das Amt eines Herausgebers gefährlich genug ſein mochte, er jedoch nicht, ſelbſt wenn er entdeckt wurde, die harte Strafe zu ertragen gehabt hätte, die dem Verfaſſer zu Theil geworden wäre.

Man hat Boccaccio höchlich geprieſen, daß er ſeine Novellen auf eine Weiſe einführt, welche durch die heitere, die Erzähler umgebende Scenerie mit jenen ſo völlig in Uebereinſtimmung ſteht. Zu Anfang des erſten Tages nämlich berichtet er, daß Florenz im Jahre 1348 durch eine Peſt verheert wurde, von welcher er eine dem Thukydides nachgeahmte bewunderungswürdige Beſchreibung giebt. Während der Dauer derſelben begegnen ſich zufällig ſieben junge Damen in der Kirche der heiligen Maria. Auf Antrieb der älteſten unter ihnen, Namens Pampinea, beſchließen ſie die ſo ſchrecklich heimgeſuchte Stadt zu verlaßen, und nachdem ſich drei Jünglinge, welche zu ihren Bewunderern gehörten und während ihrer Berathſchlagung in die Kirche getreten waren, ihrer Geſellſchaft angeſchloſſen hatten, begeben ſie ſich nach einer zwei Meilen von Florenz belegenen Villa. Die Beſchreibung der herrlichen Umgebung des prächtigen Gebäudes und der Zeitvertreibe der Gäſte bilden einen angenehmen Gegenſatz zu den grauenvollen Bildern von Elend und Krankheit, die dem Leſer vorher geboten worden ſind; denn in der That verſetzt uns die erſte Scene auf einen wahrhaften Schauplatz des Todes und der Verheerung, und weder Thukydides [3, 47 ff.] noch Lucrez [6, 1136 ff.] haben die große Geißel des menſchlichen Geſchlechtes mit dunklern und ſchreckenerregendern Farben vergegenwärtigt; worauf jedoch die lieblichſten und entzückendſten Schilderungen anmuthiger Fluren, klarer Quellen, kunſtvoller Springbrunnen, walddedeckter Hügel und herrlicher Schlöſſer phantasmagoriſch folgen. Auch Bembo (Prose, lib. II) hat auf die reizende Abwechslung in den Gemälden ländlicher Scenerie hingewieſen, welche ſo viele Tage des Decamerone anfangen und beſchließen [291]) und für den Florentiner eine lokale Wahrheit und Schönheit beſitzen, die wir kaum zu ſchätzen vermögen. Dieß Landhaus, nach welcher die feſtliche Schaar ſich zuerſt begiebt, kann man noch in dem Poggio Gherardi wiedererkennen; der in der Einleitung des dritten Tages beſchriebene Palaſt iſt die Villa Palmieri, und das im Schluſſe des ſechsten ſo köſtlich geſchilderte Thal iſt dasjenige, worauf der Reiſende auch jetzt noch von der Höhe von Fieſole mit Entzücken hinabſchaut. Die Weiſe, wie die Geſellſchaft an dieſen herrlichen Orten ihre Zeit zubrachte, ſcheint nun aber folgende geweſen zu ſein. Ehe die Sonne hoch am Himmel ſtand, wurde ein Mahl aufgetragen, welches etwa unſerm Frühſtück entſprach, nur beſtand es hauptſächlich aus Backwerk und Wein. Hierauf legten ſich einige ſchlafen, während ſich andere auf verſchiedene Art die Zeit vertrieben. Gegen Mittag verſammelten ſich Alle an einem erfriſchenden Springbrunnen, worauf ſie einen König als Leiter der Geſellſchaft erwählten und Jeder eine Geſchichte erzählte. Da zehen Perſonen gegenwärtig waren und zehen Tage von den vierzehen, während welcher ſie dieſe Lebensweiſe fortſetzten, zum Theile mit Erzählen ausgefüllt wurden, ſo beläuft ſich die Zahl ſämmtlicher Novellen auf hundert, und das Werk ſelbſt hat daher, wie bereits bemerkt, die Benennung: Decamerone empfangen. Bald nachdem die Novellen jedes Tages zu Ende erzählt ſind, genießt die Geſellſchaft ein Abendbrot oder ſpätes Mittagsmahl und beſchließt den Tag mit Geſängen und Muſik.

Boccaccio war der erſte, welcher dieſer Gattung von Erzeugniſſen eine dramatiſche Form gab. In dieſer Beziehung hat der Decamerone (das Zehntägige) einen offenbaren Vorzug vor den Cento Novelle Antiche und übertrifft durch die Einfachheit des Rahmens die morgenländiſchen Märchen, aus welchen Boccaccio die Idee zu einem ſolchen entliehen zu haben ſcheint. Im Vergleiche mit ähnlichen Werken, denen dieſe dramatiſche Ausſchmückung abgeht, beſitzt der Decamerone ungefähr den Vorzug, welchen ein regelmäßiges Drama vor unzuſammenhängenden Scenen voraushat. Je natürlicher und beſtimmter daher der Plan des Ganzen iſt, je verſchiedenartiger die Charaktere ſind und je mehr die Erzählungen den Charakteren entſprechen, deſto höher wird die Kunſt

des Schriftſtellees erſcheinen und deſto mehr ſein Werk ſich der Vollkommenheit näheen. Man hat gegen den Plan Boecaccio's den Einwurf gemacht, es ſei nicht natürlich, daß ſeine Geſellſchaft ſich der Fröhlichkeit hingebe, wo ſie ſo eben erſt ihee nächſten Verwandten begraben oder ſie in dem Rachen der Peſt zurückgelaßen hatten und wo ſie ſelbſt nicht ſicher vor derſelben waren, da geſagt wird, daß ſie auf dem Lande mit faſt gleicher Heftigkeit wie in der Stadt raſte. Jedoch ſind es in der That gerade ſolche Umſtände, in denen die Menſchen am meiſten zu Zerſtreuungen geneigt ſind; unter dem allgemeinen Unglücke denkt man an nichts, als nur an ſich allein; dann heißt es Vivamus mea Lesbia [292]) und ſelbſt die Erwartung des ſchnell nahenden Todes treibt zum raſchen Genuß an:

Falle diem: mediis mors venit atra jocis.
Sannaz. Ep.

„Auch für zügelloſes Betragen anderer Art, ſagt Thukydides [2, 53.] in der berühmten Beſchreibung der Peſt, waed in der Stadt dieſe Seuche der Urſprung. Denn leichter wagte einer nun, was er ſonſt verheimlicht odee nicht ſo keck verübt hätte, da man den ſchnellen Wechſel aller Dinge ſah und wie die Reichen plötzlich hinſtarben, wäheend andere, die ooeher nichts hatten, ſchnell in den Beſitz ihrer Gütee teaten. Dieſe letztern wollten ſie alſo eilig genießen und ſie zu ihrer Luſt verwenden, da ſie das Leben und ſeine Güter als gleich vergänglich anſahen. Keiner war geneigt ſich um das, was gut und edel ſchien, zu mühen, da er es für zweifelhaft hielt, ob dee Tod ihn nicht wegraffen würde, noch ehe er ſeinen Zweck erreicht hätte. Was abee den Sinnen ſchmeichelte und was von allen Seiten nue perſönlichen Vortheil brachte, das achtete man für gut und nützlich. Keine Furcht vor den Göttern und kein menſchliches Geſetz ſchränkte ſie ein, da ſie es in Betreff der Götter für gleichgültig hielten ſie zu ehren oder nicht, weil doch alle ohne Unteeſchied umkamen; auf der andern Seite aber keiner dis an den Tag zu leben glaubte, wo er für ſein Vergehen würde zur Strafe gezogen weeden. Ein weit härteres Verhängniß ſchwebe indeſſen wirklich über ihrem Haupte und devor ſie dieſes treffe, ſei es recht einige Feeuden des Lebens zu koſten."

Weit entfernt alſo, daß die fröhllche Stimmung der Perſonen, welche Boecaccio im Rahmen ſeines Decamerone auftreten läßt, ein Fehlee ſei, bezeugt ſie vielmehr ſeine Kenntniß des menſchlichen Herzens Jedoch muß man einräumen, daß die Handlung nicht feei von Tadel erſcheint, da ſie ziemlich unbeſtimmt und nicht durch ihre elgene Beſchaffenheit begränzt iſt, wie etwa durch das Ende einer Pilgerſchaft oder Reiſe, ſondern in der Willküe des Veefaſſers ihren Schluß findet; und der Hauptgrund zur Rückkehe der Geſellſchaft nach Florenz beſteht darin, daß der Vorrath der Erzählungen erſchöpft iſt. Auch die Charaktere gleichen einander zu ſehr und entfalten keine eigenthümlichen Schattierungen, ausgenommen der des Dioneo (unter welchem Boccaccio ſich ſelbſt geſchildert haben ſoll) und des Filoſtrato, von denen erſterer eine Hinneigung zur Luſtigkeit und letzterer zur Schwermuth an den Tag legt. Es wae daher auch unmöglich allen Perſonen des dramatiſchen Rahmens charakteriſtiſche Erzählungen zuzuweiſen, und obgleich wirklich zwei ſich entgegenſtehende Figueen auftreten, ſo ſind doch einige der ſcherzhafteſten Novellen dem Filoſtrato und die Geſchichte der Griſelda, die allgemein für die rüheendſte des ganzen Werkes gilt, dem Dioneo in den Mund gelegt woeden. Man darf jedoch hieebei nicht vergeſſen, daß es zwar, wie z. B. in Chaucer's Canterbury Tales, nicht ſchwer ſein mag einem ſtaek maekierten Charakter eine für denſelden paſſende Geſchichte beizulegen, jedoch zehen Erzählungen zu erfinden, welche ſämmtlich die Sitten und Denkweiſe eines einzelnen Indioiduums ausdrücken ſollten, ſtand kaum in der Gewalt des menſchlichen Geiſtes. Da außerdem der aufteetenden Perſonen ſo wenige ſind, ſo würde dieß dem ganzen Werke einen eintönigen Anſtrich verliehen, die Einführung einee größern Anzahl aber dem Plane des Verfaſſees widerſtrebt haben.

Wenn man den Rahmen des Decamerone mit dem von Chaucer's Canterbury Tales vergleicht, welcher letztere ganz gewiß ſeinen Vorgänger Boceaccio nachahmte, ſo wied man finden, daß dee italieniſche Novelliſt ſeine Zeit unendlich beſſer gewählt hat als Chaucer, deſſen Pilgee ihre Geſchichten auf einer Reiſe erzählen, obgleich ſie zu Roſſe und neunundzwanzig an Zahl ſind; und wenn der Dichter ſein Werk deendet hätte, ſo ſollte ſeinem Plane nach die buntſcheckige Schaar ihre noch übrigen Geſchichten in einem abſcheulichen Wirthshauſe zu Canterbury zum Beſten

geben [293]). Andererſeits unterhält ſich die Geſellſchaft des Florentiners in Ruhe und Stille inmitten einer entzückenden Umgebung und aller Pracht der Architektur. Indeß gewährte die Anlage der Canterbury Tales eine viel beſſere Gelegenheit, vielerlei ſcharfgeſonderte dramatiſche Charaktere auftreten zu laßen; denn ſeine Geſellſchaft iſt gemiſcht und durch Zufall zuſammengebracht und die ſie bildenden Perſonen unterſcheiden ſich ſowohl äußerlich als inneelich. Sogar ſeine ernſten Pilger zeigen eine verſchiedene Schattierung des Ernſtes ebenſo wie die Zotenſucht der niedrigen Charaktere ſich auf mannigfache Weiſe äußert. „Ich ſehe, ſagt Dryden [in der Vorrede zu ſeinen Fables], jeden einzelnen Pilger der Canterbury Tales ſo deutlich, als hätte ich mit ihnen zu Tiſche geſeſſen.“ Die ganze Geſellſchaft im Decamerone hingegen beſteht aus vornehmen Florentinee Herren und Damen, welche die Annehmlichkeiten einer gewählten Unteehaltung in Zueückgezogenheit genießen wollen und ſolche Figuren wie die des Müllers oder des Gerichtsboten (Sompnour) kaum in ihrer Mitte geduldet haben würden.

Dieß möge nun in Betreff des Decamerone im Allgemeinen und namentlich der Einleitung desſelben genügen und wir können jetzt unſere Aufmerkſamkeit auf die einzelnen Novellen richten, ſowohl was den Werth des Stoffes betrifft, den ſie behandeln, als die Quellen, denen ſie entnommen woeden und den Einfluß, welchen ſie auf die Literatur der folgenden Jahrhunderte ausgeubt haben. Sie ſind nun aber von verſchiedenen Kritikern verſchieden klaſſifiziert worden, und zwar hat dieß Jaſon de Nores am vollſtändigſten gethan. „Man erſieht, ſagt er nämlich in ſeiner Poetica (P. 3.), aus der Eintheilung des Decamerone, daß der Verfaſſer ſie in dem Vorworte (Proemio) ſtillſchweigend eintheilt in Novellen, wie die von Calandeino [8, 3. 9, 5.], in Parabeln wie die von Mitridanes [10, 3.] und von Meliſſo und Gioſefo [9, 9.], in Geſchichten wie die von dem Markgrafen von Saluzzo und Griſelda [10, 10.], und in Fabeln wie die von Guglielmo Roſſiglione [4, 9.], dem Grafen von Antwerpen [2, 8.], Minghino [5, 5.] und unzählige andere, wobei man unter Fabeln, wie Ariſtoteles in ſeiner Poetik [C. 2.], einen tragiſchen oder heroiſchen oder komiſchen Inhalt und Handlung verſtehen muß.“ Dieſe Eintheilung iſt im höchſten Grade unbeſtimmt und willkürlich, obwohl es nicht leicht ſein würde eine beſtimmtere und befriedigendere zu treffen. Die einzige richtige Scheidung, denen man die Novellen des Decamerone unterwerfen kann, iſt die künſtliche, welche der Verfaſſer ſelbſt getroffen hat. An acht Tagen nämlich, von den zehen, in die das Werk getheilt iſt, wird der Geſellſchaft ein beſtimmtes Thema aufgegeben, wie z. B. Erzählungen von komiſchen oder traurigen Vorfällen des Lebens, glänzende Beiſpiele von Edelmuth u. ſ. w. Dioneo jedoch iſt von dieſem Zwange befreit und kann jeden beliebigen Stoff wählen. Seine Geſchichte iſt ſtets die letzte und gewöhnlich die unſittlichſte des jedesmaligen Tages.

Dieſe Beſchränkung beginnt indeß nicht ſchon am erſten Tage, an welchem jedes Mitglied der Geſellſchaft eezählt, was es eben will und Panfilo auf Befehl der Königin die Unterhaltung beginnt.

Tag 1. Nr. 1. Muſciatto Franzeſi, ein reicher franzöſiſcher Kaufmann, im Begriffe den Bruder ſeines Monarchen nach Toskana zu begleiten, vertraut dem Ciappelletto, einem Notarius aus Peato, mit dem er in Paris befreundet worden war, die Einziehung einiger Schulden in ſeiner Abweſenheit an. Zu dieſer Wahl aber veranlaßte ihn der boshafte nnd ruchloſe Charakter Ciappelletto's, wodurch dieſer, wie er glaubte, ganz beſonders geeignet ſein würde ſeinen Schuldnern gegenüber aufzutreten, welche meiſtentheils einen üblen Ruf beſaßen und keine geoße Luſt hatten zu zahlen. Im Verlaufe der Reiſen nun, die Ciappelletto in dieſen Geſchäften macht, begiebt er ſich auch nach Burgund und wohnt daſelbſt bei zweien Brüdern, welche Wucherer waren. Leute dieſer Art treten in den Fabliaux und den italieniſchen Novellen häufig auf; ſie kamen aus Italien nach Frankreich und ließen ſich beſonders zu Nismes und Montpellier nieder. Man nannte ſie Lombarden. Sie liehen gegen zwanzig Prozent Zinſen auf Pfänder, welche verfielen, wenn das Darlehen nach ſechs Monaten nicht zurückgezahlt war. Während ſich nun Ciappelletto im Hauſe jener zwei Wucherer aufhält, wird er plötzlich krank und hört ſo eines Tages, wie ſeine beiden Wirthe in einem Nebenzimmer darüber berathſchlagen, ob ſie ihn aus dem Hauſe werfen ſollen, damit wenn er in Folge der Menge und Größe ſeiner Verbrechen keine Abſolution erhielte und man ihm daher ein kirchliches Begräbniß verweigerte, ihr Haus

nicht etwa in Folge deſſen vom Pöbel geſtürmt und geplündert würde, wozu letzterer ganz beſondees geneigt geweſen zu ſein ſcheint. Ciappelletto bittet ſie alſo nach einem Prieſter zu ſchicken und ſich weiter keine Soegen zu machen, da ee eine vollkommen zufriedenſtellende Beichte verrichten würde. Der heilige Mann kommt alſo und fragt Ciappelletto unter Anderm, ob er etwa je die Sünde der Völlerei auf ſich geladen. Der Sterbende antwortet unter tiefem Stöhnen, daß er oftmals nach langem Faſten Brot und Waſſer mit zu großem Wohlgefallen und Appetit genoſſen, beſonders wenn er vom Gebete oder auf Pilgerfahrten ermüdet geweſen wäee. Hierauf fragt ihn der Prieſter, ob er ſich je habe vom Zorne hinreißen laßen, worauf Ciappelletto erwiedert, daß er allerdings oft Regungen des Unwillens empfunden, wann er junge Leute fluchen hörte oder ſie Wirthshäuſer beſuchen und ſich den Thorheiten und der Eitelkeit der Welt ergeben ſah. Aehnliche Antworten nun erhält der Prieſtee auf alle Fragen, und ſchließlich, da der Beichtende eben die Abſolution erhalten ſoll, bekennt er noch unter tiefem Stöhnen und anderen Zeichen der Reue, daß er ein Mal in ſeinem Leben in einer Kirche ausgeſpuckt und ein anderes Mal ſein Haus an einem Feiertage von ſeiner Magd habe ſegen laßen. Alles dieß hören die Wucherer, die ſich hinter einer Bretterwand befinden, zu ihrer großen Beluſtigung mit an und der fromme Mönch, erſtaunt über die Heiligkeit des Beichtenden, ertheilt ihm alſobald Abſolution und ſeinen Segen. Bald darauf ſtirbt Ciappelletto und ſein Beichtvater ſetzt in einem deshalb berufenen Capitel ſeine Brüder von dem heiligen Leben des Verſtorbenen in Kenntniß. Die Brüderſchaft wacht daher bei dem Leichnam in der darauffolgenden Nacht und bringt ihn den andern Morgen, in ihre Chorröcke und Chorhemden gekleidet, mit großee Feierlichkeit nach der Kapelle ihees Kloſters, woſelbſt vor den ſterblichen Ueberreſten Ciappelletto's eine Leichenpredigt gehalten und die Keuſchheit und das ſteenge Leben des Verſtoebenen gehörig geprieſen wird. Die Wirkung dieſer Predigt aber iſt ſo groß, daß die Zuhörer bei Beendigung des Gottesdienſtes die Leichengewänder des Todten in Stücke reißen und als koſtbare Reliquien aufbewahren; ſo wie auch nach der Beerdigung desſelben die ganze Umgegend lange Zeit an ſeinem Grabe ihre Andacht verrichtete und der heilige Ciappelletto ſogar als Wunderthäter verehrt wurde.

Dieſe Geſchichte nun ſcheint eine Satyre gegen die eömiſche Kieche zu enthalten, die eine ſo große Zahl unwürdiger Perſonen kanoniſiert hat. Zwar bildet ſie keinen beſondees ausgezeichneten Anfang des Decamerone, jedoch iſt es beluſtigend die tiefe Zerknirſchung Ciappelletto's über unbedeutende Dinge zu ſehen, nachdem wir kurz vorher das lange Verzeichniß ſchwerer Verbrechen geleſen, womit die Novelle beginnt.

Die Geſchichte des Ciappelletto iſt eine von denen im Decamerone, von denen Manni glaubt, daß ſie ſich auf Thatſachen gründen; jedoch bringt er hiervon keinen andern Beweis, als daß im Jahre 1300 ein Mann, Namens Muſclatto Franzeſi, wirklich, wie in der Novelle erzählt wird, ſich bei dem Bruder des Königs von Frankreich aufhielt.

. Nr. 2. Giannotto, ein Seidenwaarenkaufmann zu Paris, hat einen ſehr vertrauten Freund jüdiſchen Glaubens, Namens Abraham, den er zum Chriſtenthume herüberzuziehen ſucht. Nach vielem Bitten und Disputieren veeſpricht Abraham ſeine Religion zu ändeen, wenn ihm nach einem Aufenthalte in Rom die Sittlichkeit und das Betragen der Geiſtlichkeit die Ueberzeugung gewähre, daß der Glaube ſeines Freundes beſſer ſei als der ſeinige. Dieſer Abſicht widerſetzt ſich Giannotto, welcher die Folgen fürchtet, wenn ſein Freund den ruchloſen Lebenswandel der oberſten Würdenträger der Kirche mit eigenen Augen ſähe. Abraham beharrt jedoch auf ſeinem Voeſatze, und findet bei ſeinee Ankunft in Rom ſowohl den Papſt als den Kardinal und die Prälaten in Völlerei, Trunkſucht und allen andern noch ſo abſcheulichen Laſtern verſenkt. Hierauf nach Paris zurückgekehrt, erklärt er dem Giannotto ſeinen Entſchluß ſich taufen zu laßen, und zwar weil er überzeugt ſei, daß eine Religion, welche troß der Verworfenheit ihrer Diener ſo lange geblüht und ſich über die ganze Erde verbreitet hätte, die einzig wahre ſein und ihr der heilige Geiſt inne wohnen müße.

Auch dieſe Geſchichte ſoll ſich auf einen wirklichen Voefall gründen, wie Benvenuto da Imola in ſeinem Kommentar über Dante erzählt, voelcher 1376 geſchrieben, aber niemals gedruckt wuede außer einigen Stellen, die Muratori im

erſten Bande ſeiner Antiquitates Medii Aevi anführt [294]).

Wegen des ſtrengen Tadels gegen die Kirche, den dieſe und die vorhergehende Novelle enthält, wurden ſie auf Befehl des Tridentiner Conciliums bedeutend umgeändert.

Nr. 3. Der Sultan Saladin wünſcht von einem reichen aber geizigen Juden zu Alexandrien eine große Summe Geldes zu leihen und läßt ihn daher zu ſich rufen. Da er voraus weiß, daß der Jude das Geld nicht bereitwillig hergeben würde, ee ihn aber nicht dazu zwingen will, ſo beſchließt er ihm eine Schlinge zu legen und ihn zu fragen, ob er die mahomedaniſche, die chriſtliche oder die jüdiſche Religion für die wahre halte. Als Antwort hierauf erzählt der Jude die bekannte Geſchichte von dem Manne, welcher einen Ring beſaß, der in der Familie dem jedesmaligen Inhaber auch zugleich das ſämmtliche Erbe verlieh. Da nun der gegenwäetige Beſitzer drei Söhne hatte und jeder derſelben in ihn drang ihm den Ring zu verleihen, ſo ließ er heimlich noch zwei andere ganz gleiche machen und gab jedem der Söhne immer ohne Wiſſen der anderen beiden einen der drei Ringe. Als er nun ſtaeb, war es unmöglich zu entdecken, wer der rechtmäßige Erbe war. „Eben ſo auch, fährt dann der Jude fort, kann man nicht ſagen, welche von den drei Religionen, die der himmliſche Vater uns und den Chriſten verliehen hat, die wahee ſei. Jede hält ſich füe die Erbin Gottes und glaubt ſeinen Geboten zu gehorchen; welches aber das reine Geſetz iſt, bleibt bis jetzt noch unentſchieden." — Dem Sultan gefällt der ſinneeiche Einfall des Juden ſo ſehr, daß er ihm offen die Schlinge geſteht, die er ihm gelegt, und ihm fortan hohe Gunſt erweiſt, dafür aber auch die gewünſchte Summe Geld dargeliehen erhält.

Die meiſten Geſchichten nun, welche einen Spott gegen die cheiſtliche Religion zu enthalten ſcheinen, kamen von den Juden und Arabern Spaniens, und ſo iſt wahrſcheinlich auch die gegenwärtige Nooelle Boeeaeeio's irgend einer rabbiniſchen Tradition entſprungen. In dem Schebet Juda, einem hebräiſchen Werke des Salomon Ben Biega, welches ſpäter von Gennus in's Lateiniſche übertragen wurde und die Geſchichte des jüdiſchen Volkes von der Zerſtörung des Tempels bis auf die Zeit des Verfaſſers enthält, wird in demjenigen Theile des Werkes, welches die Judenverfolgungen in Spanien beſchreibt, eine Unterhaltung mitgetheilt, welche zwiſchen Pedro dem Aelteren, dem Könige dieſes Landes, und dem Juden Ephraim Sanchus Statt fand. Pedro nämlich fragte den Juden, um ihm eine Schlinge zu legen, ob die jüdiſche oder chriſtliche Religion die wahee ſei. Der Jude bat um drei Tage Bedenkzeit und erzählte dem Könige nach Verlaufe derſelben, daß „einer ſeiner Nachbarn unlängſt verreiſt wäre und jedem ſeiner Söhne einen Edelſtein zurückgelaßen habe; da man ihn nun aufgefordert zu entſcheiden, welches von dieſen Kleinoden den größten Werth beſäße, habe er gerathen, die Entſcheidung bis zur Rückkunft des Vaters aufzuſchieben. „Ganz eben ſo, fuhr nun der Jude fort, feagſt du ob der Edelſtein, den Jakob, oder dee, den Eſau empfieng, koſtbaeer ſei; meiner Meinung abee müßte man unſerm himmliſchen Vater die Entſcheidung hierüber überlaßen." Der Schebet Juda wurde nun zwar, wie ich glaube, faſt erſt hundert Jahre nach dem Erſcheinen des Decamerone geſchrieben, indeß waeen die darin erzählten Geſchichten ſchon lange vorher unter den jüdiſchen Rabbinen in Umlauf geweſen. Dieſen entnahm auch wahrſcheinlich der Verfaſſer der Gesta Romanorum die Erzählung von den drei Ringen, welche das 89. Capitel derſelben enthält; aus den Gesta gieng es in die Cento Novelle Antiche [295]) über, deren 72ſte Geſchichte wahrſcheinlich die unmittelbare Quelle des Boeeaecio geweſen iſt.

In den Menagiana [4, 406: Amſterd. 1716] wird erzählt, es hätten Einige geglaubt, daß Boeeaecio's Nooelle von den deei Ringen zu dem Gerüchte von dem Vorhandenſein des Buches: „Von den drei Betrügern" (De tribus Impostoribus) [296]) Veranlaßung gegeben, und Frau von Staël in ihrem Werke über Deutſchland bemerkt, daß Leſſing, der große Begründee des deutſchen Drama's, ſeinem „Nathan der Weiſe" die Erzählung Boeeaeeio's zu Grunde gelegt habe.

Nr. 4. Ein junger Mönch aus einem Kloſter in der Nachbarſchaft von Floeenz, bewegt ein Landmädchen, dem er auf einem Spaziergange begegnet, ihm in ſeine Zelle zu folgen. Dort belauſcht ihn dee Abt, der ſich hierauf der Thür mehr nähert, um beſſee hören zu können. Der Mönch vernimmt aber das Geräuſch der Füße und, duech einen Riß guckend, erblickt er ſeinen Vorgeſetzten am Eingange. Um ſich nun von der Steafe zu befeeien, beſchließt er den Abt in

Digitized by Google

Verſuchung zu führen, und unter dem Vorwande, daß er ausgehen wolle, übergiebt er dem Abte, wie gewöhnlich, die Schlüſſel ſeiner Zelle. Der Abt begiebt ſich ohne Verzug hinein und der Mönch, welcher ſtatt wegzugehen ſich in dem Gange verborgen hatte, erhält ſo reichlichen Stoff die ihm gemachten Vorwüfe zurückzugeben. — Ich wundere mich, daß La Fontaine dieſe Novelle nicht verſifiziert hat, da ſie ganz im Geſchmacke derjenigen Geſchichten iſt, die er gern zu bearbeiten pflegte.

Die ſechs übrigen Erzählungen des erſten Tages beſtehen bloß aus ſinnreich ſein ſollenden Reden, von denen wir einigen die wunderbarſten Wirkungen zuſchreiben ſehen. Es giebt aber nichts Lächerlicheres als glauben machen wollen, daß ein Charakter gänzlich verändert und wie in der achten Novelle ein Geiziger freigebig oder wie in der neunten ein träger Menſch thätig gemacht werden könne vermittelſt einer Antwort, die ſelbſt für das gewöhnlichſte Anekdotenbuch zu abgeſchmackt ſein würde [296a]).

Der Abend des erſten Tages wird mit Geſang und Tanz zugebracht und eine neue Königin oder Feſtordnerin gewählt.

Tag II. enthält Geſchichten von Solchen, denen es nach mannigfachen Unfällen endlich wider alle Erwartung glücklich ergeht.

Der Werth der erſten Geſchichte beruht hauptſächlich auf der Art, in der ſie erzählt iſt, ſo daß ſie trotz der Komik und Lebendigkeit des Originals dennoch in einer abgekürzten Ueberſetzung nur geſchmacklos erſcheinen würde.

Nr. 2. Rinaldo d'Aſti ſchließt ſich auf einer Reiſe von Ferrara nach Verona unterwegs einigen Perſonen an, welche von ihm für Kaufleute gehalten werden, in Wahrheit aber Räuber ſind. Da die Unterhaltung unter anderm auch auf das Beten kommt, ſo erwähnt Rinaldo, daß er auf der Reiſe immer das Paternoſter des heiligen Julian herſage, wodurch er auch ſtets gute Herberge bei Nacht fände. Die Räuber jedoch erwiedern, daß ſie zwar nie dieß Paternoſter beteten, daß es ſich aber zeigen würde, wer von ihnen dieſen Abend das beſte Quartier fände. An einem einſamen Orte angelangt, plündern ſie ihren Reiſegefährten gänzlich aus und laßen ihn nackt und bloß auf der Landſtraße, wobei ſie ihn noch wegen des heiligen Julian vielfach verſpotten. Nachdem Rinaldo ſich wieder gefaßt, gelangt er endlich ſpät in der Nacht zu dem Thore von Caſtel Guglielmo, einer feſten Stadt. Nahe der Mauer nun befindet ſich das Haus einer Wittwe, zur Zeit Geliebten des Azzo, Markgrafen von Ferrara, welche, Letzteren erwartend, ihm ein Bad und herrliches Mahl bereitet hat; da ſie jedoch die Nachricht erhält, daß er nicht kommen kann und Rinaldo eben jetzt ihre Hülfe in Anſpruch nimmt, ſo bewirthet ſie dieſen auf das gaſtfreundlichſte und läßt ihn in der darauffolgenden Nacht die Stelle des Markgrafen einnehmen. Inzwiſchen werden die Räuber noch an demſelben Abende ergriffen und in's Gefängniß geworfen, am darauffolgenden Morgen aber hingerichtet.

Der heilige Julian nun ſtand in beſonders hohem Anſehen, weil er ſeine Verehrer mit guter Herberge verſah; in der engliſchen Ueberſchrift ſeiner Legende führt er den Titel: „Der gute Wirth" (the gode Herberjour) [ſ. Tyrwhitt zu Chaucer l. c.] und Chaucer giebt in der Canterbury Tales [v. 342.] dem Freiſaſſen (Frankelein) wegen luxurioſer Gaſtfreundſchaft den Titel: „Seint Julian." Als in dem Romane Milles et Amys der junge Aneeaume durch den Schwan an's Ufer getragen und von dem Förſter gaſtfreundlich aufgenommen wird, heißt es: qu'il avoit trouvé Sainct Julien a son commandement sans dire patenostre. Dieſer Heilige war urſprünglich ein Ritter, welchem ein Hirſch prophezeite, daß er ſowohl ſeinen Vater als ſeine Mutter tödten würde, was er auch wirklich unwiſſenderweiſe that. Als Buße für ſeine Uebereilung gründete er nachher ein prächtiges Hoſpital zur Aufnahme von Reiſenden, welche als Dank für die Bewirthung aufgefordert wurden für die Seelen ſeiner unglücklichen Eltern Paternoſter zu beten. Die Geſchichte des heiligen Julian erzählt das achtzehnte Capitel der Gesta Romanorum und die Legenda Aurea [297]). Dieſe Novelle des Decamerone gab den Stoff zu La Fontaine's L'Oraison de St. Julien und zu La Motte's Komödie Le Talisman; auch findet ſich einige Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Novelle und dem alten altengliſchen Luſtſpiele „Die Wittwe" (The Widow), welche das Ergebniß der gemeinſamen Arbeit Ben Johnſon's, Fletcher's und Middleton's war. In dieſem Stücke nämlich wird der ausgeplünderte und auch ſeiner Kleider beraubte Anſaldo in dem Hauſe der Philippa aufgenommen, die ihn zwar nicht kennt,

aber in der Erwartung ihres Geliebten Francisco aufgeblieben ist und für diesen ein Mahl bereit hält [s. Dodsley's Collection vol. XII.]***).

Nr. 5. Andreuccio, ein Roßhändler aus Perugia, welcher höre daß Neapel für ihn ein günstiger Ort zum Einkaufe sei, begiebt sich nach dieser Stadt. Da er auf dem dortigen Marktplatz seine Börse prahlerischerweise zu wiederholten Malen hervorzieht, so bekommt ein sizilianisches Frauenzimmer von üblem Rufe Lust zu derselben, und nachdem sie über die Familie Andreuccio's die erforderlichen Nachrichten eingezogen, läßt sie ihn des Abends zu sich holen. Ihr Haus wird bei dieser Gelegenheit als sehr prächtig geschildert; denn das Geräth ist kostbar, die Gemächer sind mit Duft von Rosen und Pomeranzenblüthen erfüllt und ein herrliches Mahl erwartet ihn. Aus dieser und noch einer andern Novelle [8, 10.] Boccaccio's, noch mehr aber aus der zwölften Novelle Fortini's scheint hervorzugehen, daß Frauenzimmer dieses Schlages zu jener Zeit im Süden Italiens auf eine sehr glänzende Weise lebten. Hierauf nun macht sie dem Andreuccio durch eine erlogene Geschichte weiß, daß sie eine von ihm verloren geglaubte Schwester sei, und er willigt ein, die Nacht bei ihr zu bleiben. Nachdem er sich ausgezogen hat, fällt er vermittelst eines Brettes, welches sie absichtlich losgemacht, in die Tiefe eines Ortes, den man immer in eigener Person besuchen muß, worauf die vorgebliche Schwester alsbald von seiner Kleidung und Börse Besitz nimmt. Endlich hilft er sich aus dieser unangenehmen Lage und begiebt sich klüglich an's Meeresufer; unterwegs jedoch begegnet er einigen Dieben, welche eben das Grab eines neapolitanischen Erzbischofs berauben wollten, der an demselben Tage mit vielen Zieraten von Werth, besonders einem kostbaren Ringe war beerdigt worden. Andreuccio theilt ihnen seine Geschichte mit und sie versprechen ihm zum Ersatze für seinen Verlust einen Antheil an der gehofften Beute. Sobald sie daher die Gruft geöffnet haben, muß er hinuntersteigen um den Leichnam zu plündern, bei welcher Veranlaßung er den Ring für sich zurückbehält und seinen Genossen die übrigen Dinge, wie den Bischofsstab, die Mitra u. s. w. hinaufreicht; damit sie jedoch nicht nöthig haben diese mit ihm zu theilen, schließen sie ihn in der Gruft ein. Aus dieser Lage wird er indeß durch einige andere Personen befreit, die in gleicher Absicht in die Kirche einbrechen und kehrt nun in seine Heimath zurück, wobei ihm der kostbare Ring Ersatz gewährt für Alles, was er verloren.

Der erste Theil dieser Geschichte ist in vielen Erzählungen und Romanen nachgeahmt worden, namentlich im Gil Blas [l. 2. c. 4. vgl. weiter unten], wo eine ähnliche List wie die der sizilianischen Buhlerin berichtet wird. Eins der Fabliaux, das den Titel führt: Boivin de Provins (Barbazan vol. 3.) ist der Ursprung aller dieser zahlreichen Nachbildungen, in denen sich unerfahrene Personen durch Frauenzimmer betrügen laßen, die sich für verloren geglaubte Verwandte derselben ausgeben [vgl. Schmidt l. c. S. 8. — Bidermanni Utopia l. II. c. 4—7. 19—24.].

Nr. 7. Ein Sultan von Babylon besitzt eine Tochter, welche für die schönste Prinzessin des Ostens gilt. Da der König von Algarve ihrem Vater einige wichtige Dienste erweist, so sendet Letzterer sie demselben zur Gemahlin, um seine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Während der Seefahrt erhebt sich ein Sturm und das Schiff, welches die Braut trägt, scheitert an der Küste von Majorka. Die Prinzessin wird durch die Bemühungen des Pericone, eines Edelmannes jener Insel, welcher vom Ufer aus die Gefahr des Schiffes wahrgenommen hatte, gerettet und von demselben in seinem Schlosse gastfreundlich aufgenommen. Es dauert nicht lange, so verliebt er sich in sie, und nachdem er sie bei einem Bankett besonders reichlich mit Wein bedient hat, gewährt sie ihm in der darauffolgenden Nacht das, was sie eigentlich für den König von Algarve aufbewahren sollte. Die Prinzessin kommt hierauf nach und nach in den Besitz des Bruders des Pericone, ferner des Prinzen von Morea, des Herzogs von Athen, des Konstantius, Sohnes des Kaisers von Konstantinopel, des Königs der Türken, Usbek, dann eines der Offiziere Usbeks und endlich eines Kaufmannes, der mit diesem Offiziere befreundet ist. Ihre ersten Liebhaber erwerben sie, indem sie ihre Vorgänger ermorden; später entflieht sie mit ihren Anbetern und endlich wird sie durch Vermächtniß oder Kauf übertragen. Während sie sich nun bei ihrem letzten und am wenigsten vornehmen Beschützer befindet, trifft sie mit einem alten Diener ihres Vaters, Namens Antigonus, zusammen, durch den sie demselben wieder zurückgegeben wird. Da die Prinzessin den Sultan durch eine schlau erdichtete Geschichte glauben macht, sie habe die

ganze Zeit ihrer Abweſenheit in einem chriſtlichen Kloſter zugebracht, ſo nimmt er keinen Anſtand, ſie ihrer urſprünglichen Beſtimmung gemäß dem Könige von Algarve zuzuſenden, welcher gleichfalls nicht entdeckt, daß er der neunte Beſitzer der Prinzeſſin iſt. — „Ein Mund, welcher geküßt wird, heißt es weiter am Schluſſe der Novelle, wird dadurch nicht ſchlechter, ſondern erneut ſich vielmehr gleich dem Monde."

Dieſe Geſchichte iſt dem Romane des Xenophon Epheſius entnommen [399]) und hat La Fontaine den Stoff zu ſeiner Fiancée du Roi de Garbe geliefert.

Nr. 8 beſitzt keinen beſondern Werth oder originelle Erfindung. Die durch die Königin von Frankreich wegen verſchmähter Liebe genommene Rache findet ſich ſchon in der Geſchichte des Bellerophon, obgleich ſie Boccaccio zunächſt der des Pier della Broccia und der Dame von Brabant in Dante's Purgat. 6, 19 ff. entliehen hat [400]); dagegen iſt ein anderer Theil der Novelle gewiß der Geſchichte des Antiochus und der Stratonice entnommen.

Nr. 9. In einer Geſellſchaft italieniſcher Kaufleute, die zufällig in Paris zuſammentreffen, rühmt Bernabò von Genua die Tugend ſeines Weibes Zinevra. Geeeizt durch die Zweifelſucht des Ambrogiuolo, eines der Gegenwärtigen, welcher die Keuſchheit der Frauen nicht ſehr hoch achtet, wettet er fünftauſend Gulden gegen tauſend, daß Ambrogiuolo die Zinevra inneehalb dreier Monate, die er ihm zu dieſem Behufe frei giebt, nicht würde verführen können. Nach Abſchluß dieſer anſtößigen Wette begiebt ſich Ambrogiuolo nach Genua und vernimmt bei ſeiner Ankunft daſelbſt ein ſo hohes Lob der Tugend Zinevra's, daß er die Hoffnung ſie zu beſiegen aufgiebt und, um den Einſatz zu gewinnen, von einer Liſt Gebrauch macht. Er beſticht nämlich eine der Dieneelnnen der Zinevra und läßt ſich dann in einer Kiſte in das Zimmer derſelben ſchaffen. In der darauffolgenden Nacht nun ſetzt er ſich in den Beſitz einiger der Zinevra zugehörigen Schmuckſachen und erlangt zugleich Kenntniß von einem Male auf ihrer linken Bruſt. Durch dieſes betrügeriſche Verfahren von der Untreue ſeines Weibes überzeugt bezahlt Bernabò die fünftauſend Gulden und begiebt ſich auf den Weg nach Genua zurück, ſchickt aber einen Diener voraus, unter dem Vorwande ſeine Frau ihm entgegen zu bringen, jedoch mit dem geheimen Auftrage ſie unterweges zu ermorden. An einem paſſenden Orte zur Ausführung des Befehles angelangt, läßt der Dieneee ſie gleichwohl auf ihr Bitten am Leben, indem ſie aus dem Lande zu fliehen verſpricht, und berichtet dann ſeinem Herrn, daß er ſeinem Befehle nachgekommen. Zinevra aber begiebt ſich, als Matroſe verkleidet, an Bord eines Handelſchiffes nach Aleranbeien, wo ſie nach einiger Zeit in den Dienſt des Sultans tritt. Sie eewirbt in einem hohen Geade das Vertrauen ihees Gebieters, der ihr Geſchlecht keineswegs muthmaßt und ſie nach Akee ſendet als Anführee der Wache, welche zum Schutze der Kaufleute währenb der dortigen Meſſe beſtimmt iſt. Unter anderen Sachen ſieht ſie daſelbſt auch die aus ihrem Zimmer entwendeten Zieraten im Beſitze des Ambeogiuolo, welcher nach Akre gekommen war, um ſeinen Waarenvorrath abzuſetzen unb ihr auf Befragen mittheilt, wie durch Liebeshändel mit einer Dame dieſe Schmuckgegenſtände in ſeine Hänbe gekommen waeen. Nach Ablauf der Meſſe überrebet ſie Amheogiuolo, ſie nach Alexandrien zu begleiten, und veranlaßt auch ihren Gemahl, vermittelſt einiger genueſiſchen Kaufleute, ſich gleichfalls in dieſer Stadt niederzulaßen. In Gegenwart dieſes und des Sultans wirb hierauf Ambrogiuolo zum Bekenntniſſe ſeines Betruges gebracht und ſie ſelbſt entdeckt ſich demnächſt als die unglückliche Zinevra. Der Verräther wird alsdann mit Honig beſtrichen, an einen Pfahl befeſtigt und allen Heuſcheecken Aegyptens Preis gegeben, wäheend Bernabò von dem Sultan mit Geſchenken überhäuft in Begleitung ſeines Weibes nach Genua zurückkebet.

Man hält dieſe Novelle für eine der beſten des Boeeaeelo, ſie iſt jedoch darin mangelhaft, daß der Zorn, den wir über das Benehmen des nichtswürdigen Amdrogiuolo empfinden ſollten, in den Unwillen übee die Thorheit und niedrige Geſinnung des Ehemannes verloren geht.

Pope iſt der Meinung, daß Shakeſpeare den Hauptſtoff zu ſeinem Cymbeline der obigen Novelle entliehen habe. Dieß wird in den Anmerkungen zu Johnſon's Shakeſpeare für einen Irrthum erklärt und dagegen behauptet, er ſei einer Sammlung von Erzählungen entliehen, welche im Jahre 1603 unter dem Titel: Westward for Smelts heeauskamen und von benen die zweite eine Nachahmung von Boeeaeeio's Novelle iſt. Es iſt jedoch wahrſcheinlicher, daß der Stoff des

Cymbeline direkt dem Originale oder irgend einer Ueberſetzung desſelben entnommen wurde, da die Einzelheiten dieſes Stückes bei weitem mehr der italieniſchen Novelle gleichen, als der engliſchen Nachahmung derſelben. So verbirgt ſich Shakeſpeare's Jachimo, welcher der Ambrogiuolo des Decamerone iſt, in einer Kiſte, der Böſewicht in Westward for Smelts hingegen unter dem Bette der Dame; auch prägt er ſeinem Gedächtniſſe nicht ſo ſehr das Ausſehen des Gemaches und der Gemälde ein, wie dieß Ambrogiuolo und Jachimo thun, um ihrer lügneriſchen Erzählung einen höhern Grad von Wahrſcheinlichkeit zu verleihen. Endlich wird ſowohl im Cymbeline als im Decamerone der Betrug durch einen Umſtand unterſtützt, deſſen in Westward for Smelts gar keine Erwähnung geſchieht. Sowohl Ambrogiuolo als Jachimo nämlich erzählen dem Ehemanne, daß ſie auf der Bruſt ſeiner Frau ein gewiſſes Mal entdeckt haben. „Er bemerkte, heißt es von erſterm, kein anderes Zeichen, welches er berichten konnte, außer einem, welches ſie unter der linken Bruſt hatte; es war dieß ein Mal, um welches ſich einige kleine goldfarbige Haare befanden;" und Jachimo findet, nachdem er den Koffer verlaßen, im Verlaufe ſeiner Unterſuchung

„... auf
Der linken Bruſt ein Mal, ſünfſprenklich wie
Die rothen Tropfen in dem Schooß der Primel."
Akt II. Sc. 2.;

und wiederum heißt es, wo er Poſthumus anredet:

„... Wenn ihr fordert
Noch ſtärk're Proben, unter ihrer Bruſt
(So werth des Druckes) iſt ein Mal" u. ſ. w.
Akt II. Sc. 4.

Shakeſpeare iſt den einzelnen Ereigniſſen der Novelle ſehr genau gefolgt, hat aber nach der Bemerkung eines ſcharfſinnigen geſchmackvollen Kritikers, die Scenen und Charaktere auf höchſt unüberlegte Weiſe verändert und die Sitten einer Kaufmannsfrau und zweier berauſchten italieniſchen Handelsleute ſind auf eine Prinzeſſin, einen britiſchen Helden und einen edlen Römer übertragen worden. Die geringen Abweichungen von dem Originale aber ſcheinen nicht eben Verbeſſerungen zu ſein. So bewirkt im Decamerone der nichtswürdige Ambrogiuolo Alles durch Liſt und Beſtechung; Jachimo aber wird von Poſthumus der Prinzeſſin empfohlen. Dieß bringt auf den Ehemann eine noch größere Schmach und außerdem auch iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, daß die ſo ſtreng bewachte Imogen mit einem Fremden, welcher von dem Wohnorte ihres verbannten Gemahles kommt, eine Unterredung haben kann. Im Boccaccio bewegt Zinevra den Diener durch ihr Bitten, ſie entfliehen zu laßen; der Vertraute des Poſthumus hingegen hat dieſen Entſchluß ſchon gefaßt, ehe er Imogen aus dem Palaſte ihres Vaters fortbringt. Dieſer vorherbedachte Ungehorſam gegen die Befehle ſeines Herrn veranlaßt Imogen zu der ſehr richtigen Frage:

„... Warum denn
Giengſt Du es ein? und maßeſt ſo viel Meilen
Unnütz, mit dieſem Vorwand? Kam'ſt hierher?
Wozu dieß Thun von Dir und mir? Ermüdung
Der Roſſe?" —
Akt III. Sc. 4.

Nachdem der Imogen das Leben geſchenkt iſt, geht Shakeſpeare gänzlich von der Novelle ab und der übrige Theil des Stückes gereicht ſeiner Erfindungsgabe vielleicht eben ſo wenig zur Ehre, als die vorhergehenden Scenen ſeinem Urtheile. „Wollte man, ſagt Johnſon, die Thorheit der Dichtung, die Ungereimtheit der Ausführung, die Untereinandermiſchung der Sitten verſchiedener Zeiten, endlich die Unmöglichkeit der Ereigniſſe unter irgend welchen Lebensverhältniſſen darthun, ſo wäre dieß eine Verſchwendung der Kritik an die kraftloſeſte Schwäche und an Fehler, die für die Entdeckung zu augenſcheinlich ſind und nicht zu hart getadelt werden können." [ſ. Schmidt l. c. S. 13 ff.; Simrock Quellen des Shakeſp. 3, 205 ff. — v. d. Hagen Geſ. Abent. Nr. 68. Timoneda Patrañas No. 15. Einen ähnlichen Stoff behandelt auch Lope de Rueda's Comedia Eufemia ſ. Schack Geſch. d. dram. Lit. in Spanien 1, 223.] [300a]).

Nr. 10 iſt La Fontaine's Calendrier des Vieillards. Das Schlußereigniß entſpricht einem ähnlichen in der Geſchichte D'un Tailleur et de sa Femme in den Vierzig Vezieren [vgl. Loiſeleur Deslongchamps Fables Ind. p. 174.].

An den zwei folgenden Tagen, einem Freitag und einem Sonnabend, werden keine Geſchichten vorgetragen, da erſterer wegen der Leiden Chriſti

und letzterer als Fasttag zu Ehren der heiligen Jungfrau in besonderm Ansehen standen. Die Gesellschaft setzt daher das Erzählen der Novellen bis zum Sonntag aus und beschließt, sich nach einem andern Palaste in der Nachbarschaft zu begeben, wo gehörige Vorbereitungen zu ihrem Empfange waren gemacht worden.

Tag III beginnt mit einer Schilderung des neuen Aufenthaltes, an welchem die Gesellschaft sich zur Zeit befindet. Es war dieß nämlich ein herrlicher Palast, der sich auf einer Anhöhe mitten in einer Ebene erhob und geräumige Säle und Zimmer enthielt, die mit Allem, was irgend Ergötzen gewähren konnte, ausgeschmückt waren. Unten bemerkten sie die freundlichen Hofräume, die mit den auserlesensten Weinen angefüllten Keller und die kühlen wasserreichen Quellen, welche überall hervorsprudelten. Von dort begeben sie sich, um auszuruhen, nach einer schönen Gallerie, die oberhalb des Hofes umherlief und mit allen Blumen und Gesträuchen der Jahreszeit geschmückt war. Hierauf betreten sie den Garten, der an den Palast stößt. Rund um diesen paradiesischen Ort und durch die Mitte desselben zogen sich breite Alleeen, umgeben von Weinstöcken, die eine reiche Aernte versprachen und, da sie sich eben in voller Blüthe befanden, einen so köstlichen Geruch verbreiteten, daß dieser im Vereine mit den übrigen Blumen des Gartens mit dem Dufte der frischen Gewürze des Ostens wetteiferte. Die Seiten der Alleeen waeen mit Jasmin und Rosen eingehegt, deren lieblicher Schatten nicht nur die Strahlen der Morgensonne abwehrte, sondern selbst am Mittage Schutz verlieh. In der Mitte dieses Gartens befand sich eine grüne Flur, welche von tausenderlei Blumen wie mit einem bunten Teppiche bedeckt und von zahlreichen Pomeranzenbäumen umgeben war, deren Zweige, zugleich Blüthen und Früchte tragend, eine erquickende Erfrischung und lieblichen Wohlgeruch gewährten. Ein Springbrunnen von weißem Marmor und mit wunderbarer Kunst gearbeitet schmückte die Mitte dieser Au und aus einer Figur, die auf einer Säule in dem Springbrunnen stand, sprudelte hoch ein Wasserstrahl empor, der dann wieder mit lieblichem Plätschern in das darunterbefindliche Becken zurückfiel, dessen überfließendes Wasser vermittelst unterirdischer Kanäle durch die Wiese hin nach dem Garten geleitet wurde und alle Theile desselben bewässerte, worauf es sich wieder vereinend in einem klaren Strom in die Ebene hinunterrauschte. In diesem herrlichen Garten fanden sich außerdem auch mancherlei Arten von Thieren, Hirsche und Rehe streiften daselbst frei umher oder ruhten auf dem sammetweichen Rasen, und die Vögel ließen mit einander wetteifernd oder sich gleichsam gegenseitig antwortend ihre mannigfachen Gesänge erschallen.

Jener Springbrunnen nun wird als der angenehmste Ort von der Gesellschaft auserwählt, um in der Nähe desselben ihre Novellen weiterzuerzählen, deren Gegenstand wiederum die Wechselfälle des Glückes sein sollen und zwar besondees deer, die durch eifriges Bestreben etwas sehr Gewünschtes ereichen oder etwas Verlorenes wiedererlangen.

Nr. I. Der Gärtner eines Klosters, welches aus acht Nonnen und einer Aebtissin bestand, giebt sein Amt auf, und beklagt sich, in sein Dorf zurückgekehrt, gegen einen ihm befreundeten jungen Landmann, Namens Masetto, sowohl über den geringen Lohn, den er erhalten, als auch über die Launenhaftigkeit seiner Gebieterinnen. Weit entfernt sich hierdurch entmuthigen zu laßen, beschließt vielmehr Masetto sich um die Stelle zu bewerben, und um wegen seiner Jugend und seines hübschen Aussehens nicht abgewiesen zu werden, giebt er sich für stumm aus, worauf ihn auch wirklich der Klostermeier in Dienst nimmt. Einige Zeit lang bestellt er den Garten auf eine für die acht Nonnen und endlich auch für die Aebtissin selbst höchst befriedigende Weise; zuletzt jedoch bricht er eines Tages zu ihrem äußersten Erstaunen sein Stillschweigen und beklagt sich über die ihm auferlegte Extraarbeit, in Folge wovon eine Verständigung eintritt und die Nonnen ihm einen Theil seiner mannigfachen Pflichten erlaßen. Beim Tode des Klostermeiers erhält Masetto seine Stelle und man glaubte allgemein in der Umgegend, daß er durch die Fürbitten der Schwestern zu dem Schutzpatrone ihres Klosters die Sprache wiedererhalten hätte.

Diese Geschichte hat Boccaccio den Cento Novelle Antiche[201]) entliehen, statt der Gräfin und ihrer Zofen aber eine Aebtissin und ihre Nonnen substituiert und so zum großen Anstoße Banozzi's heiligen Personen zugeschrieben, was sein Vorgänger nur profanen beilegt [s. dessen Miscell. Lett. vol. 1. p. 580.). — Die Geschichte

des Decamerone iſt der Mazet de Lamporecchio des La Fontaine.

Nr. 2. Ein Stallknecht des lombardiſchen Königs Agilulf verliebt ſich in ſeine Gebieterin, die Königin Theudelinde. Da er wohl weiß, daß er von einer offenen Liebeserklärung nichts zu hoffen hat, ſo beſchließt er durch Liſt die Befriedigung ſeiner Wünſche zu erlangen. Es iſt ihm nämlich bekannt, daß der König bloß zu einer gewiſſen Zeit der Nacht ſich in das Zimmer ſeiner Gemahlin begiebt, weswegen der verliebte Pferdewärter ſich einen Mantel, der dem von dem Könige bei dieſen Gelegenheiten gebrauchten gleich iſt, verſchafft, nach der Weiſe desſelben auch noch eine Kerze und eine Gerte mit welcher jener an die Thür zu klopfen pflegt, in die Hand nimmt, und außerdem noch durch eine große körperliche Aehnlichkeit unterſtützt, von der ſchlaftrunkenen Kammerfrau ohne Weiteres Zutritt in das Gemach der Königin erhält. Nachdem er bei dieſer die Rolle ihres Gemahles zu Ende geſpielt und ſich eben in ſein Bett zurückbegeben hat, erſcheint der wahre König, der alsbald merkt, was vorgefallen iſt, da ſeine Gemahlin ihre Verwunderung über ſeine ſo raſche Rückkehr ausdrückt. Der König begiebt ſich ohne Zögern in den Saal, in welchem alle ſeine Dienſtleute ſchlafen, um den Thäter durch das Pochen des Herzens zu entdecken. Aufregung und Furcht verrathen dieſen auch wirklich und der König ſchneidet ihm eine über dem Ohr befindliche Locke ab, um ihn am nächſten Morgen zu erkennen, welche Abſicht jedoch vereitelt wird, da nach ſeinem Weggehen der Stallknecht allen übrigen Schlafenden eine gleiche Locke abſchneidet und ſo der Strafe entgeht [302]).

In dem vierzigſten Capitel der Gesta Romanorum, welches aus dem Macrobius ſein ſoll [303]), wird die Untreue einer Frau durch das Fühlen des Pulſes während der Unterhaltung entdeckt [vgl. Schmidt l. c. S. 13.]; eine der Novelle des Boccaccio weit mehr entſprechende Geſchichte findet ſich jedoch in Hebers' franzöſiſchem Reimroman von den Sieben Weiſen Meiſtern [304]), obgleich ſie nicht in dem griechiſchen Syntipas enthalten iſt. Das unmittelbare Original des Boccaccio war jedoch die achtundneunzigſte Erzählung in den Cento Novello Antiche, ſo wie er ſeinerſeits wieder von La Fontaine in ſeinem Muletier nachgeahmt wurde. Giannone (Storia Civile di Napoli, lib. 4. c. 5.) tadelt den Boccaccio nicht mit Unrecht, daß er dieſe Geſchichte ohne Anlaß, Recht und hiſtoriſche Begründung von der frommen Königin Theudelinda erzählt, „einer Fürſtin, die durch ihre hohen Geiſtesgaben und ihre ſeltene höchſt rühmenswerthe Frömmigkeit unter die berühmteſten Frauen der Welt zu rechnen iſt und es nicht verdiente, daß Boccaccio in ſeinem Decamerone ſie zum Gegenſtande einer ſolchen Geſchichte mache."

Nr. 3. Eine ſchöne Frau, das Weib eines Tuchmachers in Florenz, verliebte ſich in einen ſchönen Mann derſelben Stadt. Um ihn von ihrer Leidenſchaft in Kenntniß zu ſetzen, beklagt ſie ſich bei einem mit ihm befreundeten Kloſtergeiſtlichen während der Beichte, daß er ihr auf der Straße auflauere oder mit ihr von dem gegenüberliegenden Fenſter aus liebäugle, und bittet ſchließlich den Beichtvater ihm einen Verweis zu geben. Dieſer thut es auch den folgenden Tag und ſein Freund, der da raſch merkt, um was es ſich handelt, benützt den Wink und macht der Frau des Tuchwirkers auf die gewünſchte Weiſe den Hof, hat jedoch keine Gelegenheit mit ihr zu ſprechen. Um ihn noch weiter zu ermuthigen, überſchickt ſie ihm wiederum vermittelſt des Mönches eine Börſe und einen Gürtel, welche er, wie ſie ſagt, die Kühnheit hatte ihr zu ſenden, die ſie jedoch mit gutem Gewiſſen nicht behalten könne. Zuletzt klagt ſie dem Beichtvater, daß ſein Freund, da ihr Mann nach Genua gereiſt ſei, in ihren Garten gedrungen und mit Hülfe eines Baumes in ihr Fenſter geſtiegen. Wie gewöhnlich erhält er von dem Pater einen Verweis, erfährt jedoch dabei, was ihm zu wiſſen Noth thut, und ſchwingt ſich auf dem angewieſenen Wege in das zu ſeinem Empfange geöffnete Fenſter.

Dieſe Geſchichte findet ſich in des Heinrich Stephanus Apologie pour Hérodote [ch. 15, 30]. Sie wird dort von einer Dame aus Orleans erzählt, welche ſich auf gleiche Weiſe ihres Beichtvaters bediente, um einen Schüler, in den ſie ſich verliebt, in ihre Umarmungen zu locken. Die Erzählung des Boccaccio hat Molière den Stoff zu ſeiner École des Maris geliefert, wo Iſabelle dadurch, daß ſie ſich bei ihrem Vormunde Sganarelle eben ſo beklagt, wie die Frau des Tuchmachers bei ihrem Beichtvater, mit ihrem Liebhaber einen Briefwechſel anknüpft und ihn endlich heirathet. Otway's Luſtſpiel: „Soldatenglück" (the Soldier's Fortune), wo Lady Dunce

ihren Mann dazu gebraucht ihrem Anbeter, dem Kapitain Belguard, einen Ring nebſt Brief einzuhändigen, iſt auch aus der obigen Novelle des Decamerone entſprungen [Schmidt S. 15 ff. Du Meril S. 347; Bonav. Desperriers, Contes N. 114. Aehnlich v. d. Hagen Geſ. Abent. Nr. 14].

Nr. 4 iſt eine ſehr alberne Geſchichte.

Nr. 5 iſt der Magnifique des La Fontaine, hat auch dem La Motte den Stoff zu einem Drama geliefert und gleichermaßen, wie es ſcheint, Anlaß zu einer Scene in Ben Jonſon's Luſtſpiel: „Der Teufel iſt ein Eſel" (The Devil is an Ass), gegeben, wo Wittipol von einem Ehemanne für einen Mantel die Erlaubniß erhält, der Frau desſelben eine Viertelſtunde lang den Hof machen zu dürfen. [Du Meril l. c. p. 347.].

Nr. 6. Rieciardo Minutolo, ein vornehmer und reicher junger Mann zu Neapel, verliebt ſich in Catella, die ſchönſte Frau jener Stadt. Da er weiß, daß ſie auf ihren Mann eiferſüchtig iſt, ſo thut er, als ob er einen Liebeshandel zwiſchen dieſem und ſeinem eigenen Weibe entdeckt hätte, und räth der Catella, um ſich davon zu überzeugen, ſich am folgenden Tage nach einem Bade zu begeben, wo ſie zuſammentreffen wollten und dort die Rolle der Frau zu ſpielen, welcher das Rendezvous galt. Catella befolgt dieſen Rath und wird von Minutolo in einem dunkeln Zimmer des Bades empfangen, woſelbſt ſie, wie ſie glaubt, die vollſte Ueberzeugung von der Untreue ihres Gemahls erhält und ihn alsdann mit Vorwürfen überhäuft, aber aus aller Faſſung kommt, als ſie ſtatt der erwarteten Entſchuldigungen desſelben die verliebten Entſchuldigungen Minutolo's vernimmt.

Ich glaube nicht, daß dieſe Geſchichte in den Sammlungen des Le Grand oder Barbazan anzutreffen iſt, hege aber nur geringen Zweifel, daß ſie ſich unter den bisher noch nicht herausgegebenen Fabliaux befindet. Der Stoff dieſer Erzählung iſt jedenfalls bei ſpäteren Novelliſten ſehr beliebt geweſen und entſpricht zum Beiſpiel einer Geſchichte des Sacchetti[305]) und der vierten Novelle der vierten Dekade des Cinthio. Auch La Fontaine hat ſie in ſeinem Richard Minutolo verſifiziert.

Nr. 7 und 8 ſind nur unbedeutende Geſchichten. Die letztere iſt Feronde ou le Purgatoire des La Fontaine und hat den Stoff zu einer komiſchen Scene in Southern's „Verhangnißvoller Heirath" (the fatal Marriage) hergegeben, wo dem Fernando weiß gemacht wird, er wäre todt, begraben und im Fegefeuer geweſen, ein Zug, welcher in Garrick's Bearbeitung dieſes Stückes für die Bühne ausgelaßen iſt [Schmidt l. c. S. 24 ff. — Aehnlich iſt Nr. 45 in v. d. Hagens Geſ. Abent.].

Nr. 9. Giletta di Narbona, die Tochter des Leibarztes des Grafen von Rouſſillon, hatte faſt ſeit ihrer früheſten Kindheit den Sohn des Grafen, Namens Beltram, zum Gegenſtande ihrer Neigung gemacht. Beim Tode ſeines Vaters begab ſich Beltram an den Hof des Königs von Frankreich, ſeines Vormunds, während Giletta ſehr betrübt zurückblieb. Inzwiſchen verbreitete ſich das Gerücht, der König ſei in eine Krankheit verfallen, die der Geſchicklichkeit aller Aerzte Trotz bot, ſo daß Giletta, welche in die Geheimniſſe der Kunſt ihres Vaters eingeweiht war, in Folge deſſen nach Paris geht und wirklich die Heilung des Königs bewirkt. Zur Belohnung dafür verſpricht der König ihr den Gemahl zu geben, den ſie nur irgend wünſche, und ſie verlangt demgemäß die Frau Beltram's von Rouſſillon zu werden. Unwillig über den ihm von dem Könige angethanen Zwang, begiebt der Graf ſich bald nach der Vermählung nach Toskana während ſeine junge Gemahlin nach Rouſſillon, zurückkehrt und dort die Regierung des Landes übernimmt. Von dort aus ſendet ſie auch eine Verſöhnung ſuchende Botſchaft an Beltram, erhält jedoch zur Antwort, daß er ſie nie für ſeine Frau betrachten würde, bis ſie einen Sohn von ihm hätte und den Beſitz eines Lieblingsringes erlange, den er beſtändig am Finger trug. Um dieſen Bedingungen, deren Erfüllung der Graf für unmöglich hielt, nachzukommen, macht ſich Giletta auf den Weg nach Florenz und erfährt bei ihrer Ankunft daſelbſt, daß ſich ihr Gemahl in ein junges Frauenzimmer verliebt hätte, die ſich in ſehr beſchränkten Umſtänden befand. Giletta trifft mit der Mutter derſelben ein Uebereinkommen, in Folge deſſen dieſe den Grafen wiſſen läßt, daß ihre Tochter ihn in der folgenden Nacht bei ſich empfangen würde, wenn er ihr vorher ſeinen Ring als Zeichen ſeiner Zuneigung überſende. Nachdem Giletta ſo in den Beſitz dieſes wichtigen Gegenſtandes gelangt iſt, übernimmt ſie demnächſt die Rolle des jungen Frauenzimmers, in die der Graf verliebt iſt. Bald darauf kehrt Beltram in ſeine Staaten zurück und auch Giletta begiebt ſich zu gehöriger Zeit nach Rouſſillon,

woſelbſt ſie während eines großen Feſtes anlangt und dem Grafen ſeinen Ring und zwei Söhne, die ſie geboren, überreicht, ſo daß er ſie in Folge deſſen als ſeine Gemahlin anerkennt.

Boccaccio hat nun zwar in dieſer Novelle bedeutendes Genie und Erfindungsgabe an den Tag gelegt, jedoch fällt es dem Leſer ſchwer ſich mit dem Charakter der Heldin zu befreunden oder ihre Gefühle zu billigen. In Betracht der Ungleichheit des Standes und der Geburt, iſt es vielleicht unzart von ihr, einen Mann als Gemahl zu verlangen, der ihr ſeine Zuneigung weder erklärt noch ſonſt wie bewieſen hat; gewiß aber überſchreitet ſie alle Grenzen des weiblichen Anſtandes, daß ſie ſo hartnäckig auf einer Vermählung beſteht, gegen die der Graf einen ſo unüberwindlichen Widerwillen bekundet. Sein endliches Nachgeben zeugt aber von eben ſo niederiger Geſinnung von ſeiner Seite, wie ihre Unbeugſamkeit von einem Mangel an Edelmuth von der ihrigen, um ſo mehr als er entſchloſſen iſt, ſie nicht anzuerkennen und zu verlaßen. Nach dieſer erzwungenen und unvollkommenen Vereinigung hält ſie ſich für berechtigt von den Erbgütern ihres Gemahles Beſitz zu nehmen, während ſie weiß, daß dieſer in fremden Landen umherirrt und ſie die Urſache ſeiner Verbannung iſt [306]). Auch die abſurden Bedingungen Beltrams ſind zu offenbar zum Zwecke ihrer Erfüllung erdacht. Als Giletta in Florenz ankommt um ihnen nachzukommen, findet ſie nicht nur daß die Gleichgültigkeit ihres Gemahles noch fortdauert, ſondern daß er ſeine Neigung ſogar einem andern Gegenſtande geſchenkt hat, und dennoch erwacht weder ihr Stolz noch ihre Eiferſucht; ſie ſucht vielmehr in dem Hauſe ihrer Nebenbuhlerin Zutritt zu erlangen und nimmt zu einer Liſt Zuflucht, deren Erfolg für Beltram weder von Seiten des Rechts noch der Ehre bindend ſein konnte. Der Triumph und die Gaſtenkrone, die ſie dadurch erlangte, konnte ihr nur geringe Freude gewähren und ſie mußte ihre frühere Selbſterniedrigung entweder durch das Aufgeben aller Anrechte an ihren Gemahl gut machen oder doch wenigſtens dadurch, daß ſie ſich ſeine Liebe durch ihre Schönheit oder ihre Tugenden erwarb.

Shakeſpeare hat dieſe Geſchichte mitſammt allen ihren Unvollkommenheiten ſeinem Luſtſpiele „Ende gut, Alles gut" zu Grunde gelegt. Er lernte ſie wahrſcheinlich vermittelſt Painter's „Giletta von Narbonne" kennen, welche ſich in dem 1569 erſchienenen Palace of Pleasure (Palaſt des Vergnügens) befindet (Vol. I. p. 90.). Die einleitenden Umſtände ſind in dem Luſtſpiele und der Novelle gleich, die Kataſtrophe in dem erſtern iſt jedoch ſehr in die Länge gezogen. Nachdem nämlich Helena, die Giletta der Novelle, ſich in den Beſitz eines der von ihr geforderten Dinge geſetzt hat und im Begriff iſt die Erfüllung der zweiten Bedingung möglich zu machen, verbreitet ſie zweckloſerweiſe das Gerücht ihres Todes, in Folge deſſen ihr Gemahl für ihren Mörder gehalten und in den Kerker geworfen wird. Auch finden wir die unnützen Zuthaten der nachträglich projektierten Heirath des Grafen mit der Tochter eines franzöſiſchen Edelmannes und des Erſcheinens der Diana, ſeiner florentiniſchen Geliebten, bei Hofe, um ihn als ihren Gemahl in Anſpruch zu nehmen. Auch hat Shakeſpeare noch ſeine gewöhnlichen Charaktere, die eines Luſtigmachers und eines prahleriſchen Fieglings hinzugefügt. „Die Geſchichte des Beltram und der Diana, ſagt Johnſon, war vorher ſchon in Betreff Mariana's und Angelo's erzählt worden [ſ. weiter unten zu Cintio 8, 5.] und, die Wahrheit zugeſtehen, verdiente ſie es kaum, ein zweites Mal gehört zu werden." Auch iſt der Stoff zu einem der älteſten Luſtſpiele, betitelt „Virginia," welche von Bernardo Arrolti geſchrieben und 1513 gedruckt wurde, der Novelle Boccaccio's entnommen und nur wenig abgeändert worden, wie aus der vorangehenden Inhaltsanzeige erhellt.

„Virginia heilt den König und zum Lohn
Will ſie des Fürſten von Salerno Hand.
Doch knüpft durch Zwang er nur der Ehe Band
Und iſt auf immer dann von ihr geflohn.
Sie ſchreibt und fleht, zu mildern doch ſein Grohn;
Doch will der Fürſt, von ſchwerem Zorn entbrannt,
Sie thu', damit er kehr' in's Heimathland,
Was ihm unmöglich ſcheint, als ſpräch er Hohn.
Doch ſie zieht hin, verkleidet und allein,
Und führt aus, das kluge Frauenbild,
Was immer auch unmöglich ſchien zu ſein;
So daß der Fürſt, von Staunen hoch erfüllt,
Ihr ſeine Gnad' und Gunſt wohl muß verleihn
Und ihre Lieb' mit Liebe dann vergilt."

[S. auch Gräße Sagenkreiſe S. 377 ff. — Baſile Pentamerone Nr. 46.].

Nr. 10 läßt nicht wohl einen Auszug zu. Es iſt der Diable en Enfer des La Fontaine [v. d. Hagen Geſ. Abent. Nr. 28. — Caſti Novelle Galanti No. 14.]. —

Man wird bemerkt haben, daß die meiſten Novellen dieſes Tages Liebesgeſchichten enthalten und von komiſcher Art ſind; der

Tag IV hingegen enthält meiſt tragiſche Erzählungen von Liebesabenteuern, die ein unglückliches Ende nehmen. Dieſes Thema entſpricht dem Charakter des Filoſtrato, der an dieſem Tage König iſt und von dem geſagt wird, daß er zur Schwermuth geneigt und unglücklich in der Liebe geweſen ſei.

Nach der Einleitung dieſes Tages möchte es ſcheinen, daß der Verfaſſer den vorhergehenden Theil des Werkes herausgegeben hätte, ehe er weiter ſchrieb, da er ſich bemüht dem Tadel einiger Perſonen, welche die erſten Novellen geleſen, entgegenzutreten. Beſonders läßt er es ſich angelegen ſein die Angriffe zurückzuweiſen, die er wegen ſeiner häufigen und genauen Details von Liebesabenteuern und der Mühe, die er ſich gegeben, dem ſchönen Geſchlechte zu gefallen, erduldet hatte. Um ſich hiergegen zu vertheidigen, erzählt er eine Geſchichte, welche zeigen ſoll, daß uns die Bewunderung der weiblichen Schönheit ſchon durch die Natur eingepflanzt iſt und durch keine Erziehung unterdrückt werden kann. Ein Florentiner, Namens Filippo Balducci, zog ſich nach dem Tode ſeiner Frau mit ſeinem zweijährigen Sohne von der Welt zurück und wählte den Monte Aſinajo zu ſeinem Aufenthaltsort. Dort wuchs der Knabe unter Faſten und Beten auf, ſah kein anderes menſchliches Weſen als nur allein ſeinen Vater und hörte von keinen weltlichen Vergnügungen. Da er aber das Alter von achtzehen Jahren erreicht hatte, nahm ihn eines Tages ſein einſiedleriſcher Vater mit nach Florenz, wo er Almoſen ſammeln wollte, damit jener ſpäterhin nöthigenfalls allein den Weg dahin wüßte. Der Jüngling bewunderte nun die Paläſte und was ſich ſonſt ſeinen Blicken in jener prächtigen Stadt darbot, und indem er endlich eine Schaar ſchöner Frauen erblickt, fragt er, was das für Geſchöpfe wären. Der Vater heißt ihn die Augen niederſchlagen und ſie nicht anſehen, indem er hinzufügt, da er ihren rechten Namen nicht nennen will, daß man ſie „Gänschen" (papere) heiße. Der Jüngling beachtet jedoch nicht weiter die übrigen Herrlichkeiten von Florenz, ſondern beſteht darauf, eine von den Gänschen mit in die Einſiedelei zu nehmen.

Dieſe Geſchichte ſtimmt beinahe mit der dreizehnten der Cento Novelle Antiche überein, wo ein Königsſohn in Folge einer aſtrologiſchen Weisſagung von ſeiner früheſten Kindheit zehen Jahre lang in Abgeſchiedenheit von der Welt gehalten, ihm aber nach Verlauf dieſer Zeit der Anblick aller glänzenden und ſchönen Gegenſtände der Erde gewähet wird und unter Andern auch einer Anzahl Frauen, welche der Erklärer ihm als Teufel bezeichnet. Gefragt, was ihm von Allem am beſten gefiele, antwortet er, daß er an den Teufeln bei weitem das größte Gefallen finde. Dieſe Geſchichte befindet ſich auch in den Sieben Weiſen Meiſtern des Hebers', jedoch kann ſie bis zu einer noch viel ältern Quelle hinauf verfolgt werden. In einer der Parabeln des Barlaam und Joſaphat nämlich [ſieh Anmerk. 74.] wird erzählt, daß ein König einen einzigen Sohn beſaß, in Betreff deſſen die Aerzte bald nach ſeiner Geburt erklärt hatten, daß wenn er vor ſeinem zwölften Jahre die Sonne oder irgend ein Feuer zu Geſicht bekäme, er erblinden würde. Der König ließ hierauf in einen Felſen ein ganz finſteres Gemach einhauen, in welchem der Knabe mit der nöthigen Dienerſchaft zwölf Jahre lang eingeſchloſſen lebte, nach deren Verlaufe man ihn aus ſeinem düſtern Aufenthalte an das Licht der Welt hervorbrachte und Weiber, Gold, Edelſteine, reiche Gewänder, kunſtvoll gearbeitete Wagen, gezogen von goldgezäumten Roſſen, Purpurteppiche und gerüſtete Reiter ſeinen erſtaunten Blicken darbot. Alle dieſe Gegenſtände zeigt man ihm der Reihe nach; da ihm aber die Frauen am meiſten gefallen, ſo wünſcht er zu wiſſen, wie ſie heißen, worauf ſein Begleiter ihm ſcherzhafterweiſe ſagt, es wären Dämonen, welche die Menſchen auf Irrwege führten. Als man ihn nun hierauf zu ſeinem Vater zurückbringt und dieſer ihn frage, was von den geſchauten Dingen ihm am meiſten zugeſagt, erwiedert er: „Die Dämonen, welche die Menſchen auf Irrwege führen."

Nach dieſer einleitenden Geſchichte beginnt Boccaccio die regelmäßige Reihe der Novellen des vierten Tages, welche von allen die traurigſten und meiner Meinung nach die am wenigſten intereſſanten des ganzen Werkes ſind.

Nr. 1. Ghismonda, die einzige Tochter und Erbin des Tankred, Prinzen von Salerno, verliebt ſich in einen der Edelknaben ihres Vaters,

Namens Guiscardo, welchem sie auch ihre Leidenschaft offenbart und vermittelst einer geheimen Grotte, die mit ihrem Gemache in Verbindung steht, Zutritt zu sich gewährt. Während einer der Zusammenkunfte der Liebenden ist jedoch Tankred zufällig im Zimmer seiner Tochter verborgen und das unglückliche Paar trennt sich ohne die Gegenwart dieses Zeugen ihrer Schuld zu ahnen. Den folgenden Tag macht der Fürst seiner Tochter Vorwürfe über ihr Vergehen; jedoch diese giebt ihm eine muthige Antwort, wobei sie die Macht der Liebe und die Ueberlegenheit des Verdienstes über die Vortheile der Geburt mit erhabener und leidenschaftvoller Beredsamkeit schildert. Um sie auf besonnenere Gedanken zu bringen, schickt ihr ihr Vater das Herz des Guiscardo in einem goldenen Becher zu, worauf die Prinzessin, welche das ihr drohende Schicksal ahnt und einen Trank aus giftigen Kräutern bereitet hat, diesen auf das Herz ihres Geliebten gießt und dann austrinkt.

In dieser Geschichte möchte vielleicht die der Ghismonda zugeschriebene Heftigkeit des Charakters übertrieben scheinen; jedoch befindet sie sich ganz in derjenigen Lage, in welcher die Seele übernatürliche Stärke erlangt, so wie auch die übermäßige Strenge ihres Vaters ganz naturgemäß diejenigen Gefuhle gewaltsam in Widerstand verwandelt, welche sonst vielleicht Gewissensbisse und Schaam erzeugt haben wurden (sieh Scott's Dryden, vol. XI.).

Keine Novelle des Boccaccio ist so oft übersetzt und nachgeahmt worden, wie die in Rede stehende; sie wurde von Leonardo Aretino in lateinische Prosa, von Philippus Beroaldus, dem Kommentator des Apulejus, in lateinische elegische Verse und von Annibale Guaseo de Alessandris in italienische Oktaven übertragen. Sie bildet ferner den Stoff von nicht weniger als fünf italienischen Trauerspielen, von denen die eine, La Gismonda, einen momentanen Ruf erhielt, weil der Verfasser sie betrügerischerweise dem Torquato Tasso zuschrieb. Ein englisches Drama, dessen Sujet gleichfalls dieser Novelle entnommen ist, wurde im Jahre 1568 im Inner-Temple in Gegenwart der Königin Elisabeth gespielt [sieh Dodsley's Collection of Old Plays, vol. II.]. Ferner bearbeitete diese Geschichte Jean Fleury in französischen Versen und William Walter, ein Dichter unter der Regierung Heinrichs VII., in englischen Oktaven. In England ist sie jedoch am besten bekannt durch Dryden's „Sigismunda und Guiscardo" Scott in seiner Ausgabe der Werke Dryden's bemerkt, „der englische Dichter habe dadurch, daß er die Liebe Sigismunda's als aus der Sinnlichkeit (temperament), nicht aber aus Zuneigung hervorgegangen darstellt, sein Vorbild durch einen groben Fehler verunstaltet;" jedoch ist von Dryden andererseits das Verhältniß der Liebenden durch eheliche Bande geweiht worden, die sie zwar heimlich und rasch knüpfen; allein der italienische Novellist hat doch diesen Umstand gänzlich vernachläßigt. Die altenglische Ballade von Sir Cauline und der Tochter des Konigs von Irland [Percy Ser. I. B. I. No. 4] hat eine große Aehnlichkeit mit der Novelle des Boccaccio in der geheimen Zusammenkunft der Liebenden und der Entdeckung ihres Vergehens; die Katastrophe ist jedoch ganz verschieden. Auch die Kunste haben dazu beigetragen, dieser Erzählung Glanz und Berühmtheit zu verleihen; so giebt es ein schönes Gemälde, welches von Correggio sein soll und die Sigismunda darstellt, wie sie über dem Herzen ihres Geliebten weint. Hogarth versuchte dieses Bild nachzuahmen und mit demselben zu rivalisieren, ein Beginnen, für welches er im höchsten Grade lächerlich gemacht wurde. „Die Sigismunda des Hogarth, sagt Horace Walpole, ist die Darstellung einer betrunkenen von ihrem bisherigen Liebhaber so eben weggejagten Metze, welche mit Augen, die vor Wuth geröthet sind, die Zieraten von sich abreißt, die sie von demselben erhalten hat." — Man sehe auch Churchill's Epistel an Hogarth [307]).

Nr. 2. Der üble Ruf des Alberto da Imola war zu offenkundig geworden, als daß er länger in seiner Vaterstadt hätte bleiben können, und er begiebt sich daher nach Venedig, dem Sammelplatze jeder Art von Ruchlosigkeit, wie ihn Boccaccio nennt, woselbst er in ein Kloster geht und sich alsbald in eins seiner Beichtkinder, die Frau eines zur Zeit abwesenden Kaufmannes verliebt. Da er entdeckt, daß sie eine ungezügelte Eitelkeit besitzt, so theilt er ihr mit, der Engel Gabriel wäre ihm erschienen und hätte ihn von seiner lange für sie gehegten Leidenschaft in Kenntniß gesetzt, so wie von seiner Absicht ihr seine Aufwartung zu machen, in was für einer menschlichen Gestalt auch immer sie ihn zu sehen wünsche; zugleich jedoch überredet Alberto sie, seiner Gestalt den Vorzug zu geben. Demgemäß stattet ihr Alberto in der Kapazität des genannten En-

gel viele Beſuche ab, bis endlich die Kaufmannsfrau ſich ihres himmliſchen Anbeters gegen eine Freundin rühmt und ſo das Gerücht von dieſer Liebſchaft bis zu ihren Brüdern dringt, welche dem Erzengel aufzulauern beſchließen. Bei ſeinem nächſten Stelldichein ſieht ſich dieſer daher genöthigt, mit Zurücklaßung ſeiner Flügel, aus dem Fenſter in einen Kanal zu ſpringen, von wo er in einer benachbarten Hütte Zuflucht ſucht. Am folgenden Tage theilt ſein Wirth, der inzwiſchen den Vorfall mit dem Engel erfahren hat, ihm mit, daß bei einem demnächſt einfallenden Feſte jeder Büeger irgend einen als Bär oder wilden Mann oder dergleichen verkleideten Genoſſen wie zur Jagd nach dem Markusplatze führen würde und ihn nach Beendigung der Feſtlichkeit bringen könnte, wohin er wolle. Indem nun Alberto keinen andern Weg, unbekannt aus Venedig zu entkommen, vor ſich ſieht, ſo beſchließt er, ſeinen Wirth an dem beſtimmten Tage als wilder Mann zu begleiten. Dieſer aber reißt ihm an dem öffentlichſten Theile der Stadt die Larve vom Geſichte und ruft laut aus, daß dieß der vorgebliche Engel ſei; ſo daß er in Folge deſſen von dem Pöbel mit lautem Halloh verfolgt und, da inzwiſchen die Nachricht von dieſem Vorfalle die Brüder der betrogenen Frau erreicht, von dieſen in's Gefängniß gebracht wird, woſelbſt er bald darauf ſtirbt [Metriſch bearbeitet von Caſti Novelle Galanti Nr. 13.].

Die große Zahl von Geſchichten, welche ſich auf derartige Verführungen gründen, wie ſie Alberto von Imola in Anwendung bringt [ſo z. B. die zweite der Novellae Morlini], ſind vielleicht aus dem in allen Romanen von Alexander dem Großen erzählten Ereigniſſe hervorgegangen, wo Nektanebus der Olympia weisſagt, daß ſie von Ammon einen Sohn bekommen ſoll, und dann unter der Geſtalt dieſes Gottes die Königin beſucht. Wahrſcheinlicher jedoch liegt ihnen der von Joſephus [Ant. Jud. l. 18. c. 3.] erzählte Vorfall zu Grunde, daß nämlich ein römiſcher Ritter, Namens Mundus, der ſich in Paulina, die Frau des Saturninus verliebt hatte, eine Prieſterin der Iſis, welche Göttin Paulina ganz beſonders verehrte, beſtach, damit ſie dieſelbe glauben machen ſollte, der Gott Anubis ſei in ſie verliebt und bäte ſie, ihn zu beſuchen. Paulina begab ſich demgemäß den folgenden Abend nach dem Tempel, wo ſie mit Mundus zuſammentraf, welcher die ägyptiſche Gottheit repräſentierte. Den nächſten Morgen rühmte ſie ſich ihrer Zuſammenkunft mit Anubis gegen alle ihre Bekannten, welche alsbald irgend eine Prieſterliſt vermuthen, bis nach einigen Tagen Mundus ſelbſt der Paulina das Vorgefallene offenbart und dieſe ihren Gemahl auffordert ſie zu rächen; da nun durch Letztern dieſes Ereigniß zur Kenntniß des Tiberius gelangte, ſo ließ er den Tempel der Iſis zerſtören und die Prieſter desſelben an's Kreuz ſchlagen [305]).

Aehnliche Betrügereien trifft man oft in morgenländiſchen Erzählungen; ſo verführt in Tauſendundein-Tag in der Geſchichte des Malek [Tag 110 ff.] der Abenteurer dieſes Namens, die Prinzeſſin von Gazna unter der Geſtalt des Mahomed [306]). Anderes dieſer Art findet ſich auch häufig in den franzöſiſchen Novellen und Romanen, wie in L'Amant Salamandre [ſiehe weiter unten] und Le Mari Sylphe von Marmontel, und mehr als einmal ſollen dergleichen Dinge in Frankreich thatſächlich vorgefallen ſein, wie aus der bekannten Geſchichte des Paters Girard und der Mlle. Cadière hervorgeht [ſiehe Biogr. Univers. s. v. Girard (Jean Baptiste) vol. 17. p. 448. Paris 1816].

Die ſechs folgenden Novellen ſind düſtern Inhaltes und ſcheinen ſich meiſtentheils auf wirkliche kurz vor der Zeit des Verfaſſers vorgefallene Ereigniſſe zu gründen, in deren Schilderung Boccaccio eine bewundernswerthe Kenntniß des menſchlichen Herzens dargelegt und viele Züge von natürlicher und maleriſcher Schönheit angebracht hat [Schmidt S. 37—45. Du Meril p 319].

Nr. 9. Zwei innigbefreundete Edelleute, Guglielmo Roſſiglione und Guglielmo Guardaſtagno, bewohnen in der Provence ihre nicht weit von einander entfernten Schlöſſer. Endlich faßt Erſterer den Verdacht, daß zwiſchen ſeiner Gemahlin und ſeinem Freunde ein ſträflicher Umgang Statt fände, und ladet ihn auf ſein Schloß, läßt ihn aber auf dem Wege dahin in einem Walde ermorden. Hierauf reißt er ſeinem Opfer das Herz aus der Bruſt und bringt es in das Fähnlein ſeiner Lanze gewickelt, mit ſich nach Hauſe. Daſelbſt angelangt giebt er es dem Koche, als wäre es das Herz eines wilden Schweines und befiehlt ihm, es auf das beſte zum Abendbrote zuzurichten. Bei Tiſche nun giebt er vor, keinen Hunger zu haben und ſeine Gemahlin verzehrt dieſe ſchreckliche Speiſe ganz allein. Sobald ſie alles bis auf den letzten

Biſſen genoſſen hat, theilt ihr Eheherr ihr mit, daß ſie ſich an dem Herzen des Guardaſtagno geſättigt, worauf ſie mit der Erklärung, daß keine andere Nahrung mehr eine ſo edle Speiſe entweihen ſolle, ſich aus einem hinter ihr befindlichen Fenſter ſtürzt und ſich ſo den Tod giebt.

Einige Kommentatoren des Boccaccio haben geglaubt, daß dieſe Novelle der bekannten Geſchichte des Raoul de Coucy entnommen ſei, welcher, an den bei der Belagerung von Acre empfangenen Wunden ſterbend befahl, daß man ſein Herz ſeiner Geliebten, der Dame von Fayel, überſenden ſollte. Dieß ſeltſame Geſchenk fiel jedoch in die Hände ihres Gemahls, der darob von Zorn ergriffen, es zuzubereiten und ſeinem Weibe bei Tiſche vorzuſetzen befahl; und da ſie auch wirklich unvorſichtigerweiſe davon genoß, ſo gelobte ſie nie wieder andere Nahrung zu ſich zu nehmen. Dieſe Geſchichte wird in einer Chronik aus der Zeit des Philipp Auguſt erzählt, welche Fauchet in ſeinem Recueil de l'Origine de la Langue et Poésie françoise, Ryme et Romans 1581. 4. abdruckte [ſ. daſ. p. 124 ff]. Da jedoch Boccaccio ſelbſt dem Leſer mittheilt, daß er ſeine Erzählung nach dem Berichte der Provenzalen (secondochè raccontano i Provenzali) wiedergebe, ſo iſt es wahrſcheinlicher, daß er ſie der Geſchichte des provenzaliſchen Dichters Cabeſtaing entliehen, welche Noſtradamus in ſeinen Lebensbeſchreibungen der Troubadours erzählt. Außerdem beſitzt die Geſchichte des Cabeſtaing eine viel größere Uebereinſtimmung mit der Novelle des Boccaccio, als der erdichtete Vorfall in Betreff des Raoul de Coucy und der Dame von Fayel, denn ſie weicht von derſelben nur in den Namen und dem Umſtande ab, daß die Dame ſich erſticht, ſtatt ſich aus dem Fenſter zu ſtürzen. Die Geſchichte wird auch von Vellutello in ſeinem Kommentare des Petracka erzählt, welcher letztere den Cabeſtaing in ſeinem Trionfo dell' Amore [Cap. 4. v. 53.] erwähnt. Auch Creſcimbeni in ſeinen Anmerkungen zu Noſtradamus [Istor. de la Volgar Poes. vol. 2. p. 39 ff.] theilt uns mit, daß er ein handſchriftliches Leben des Cabeſtaing im Vatikan geſehen, welches, die Namen ausgenommen, in allen Einzelheiten mit der Erzählung des Boccaccio übereinſtimmt. Rolland in ſeinen Recherches sur les Prérogatives des Dames chez les Gaulois [p. 131.] berichtet, daß Cabeſtaing durch die Beredſamkeit ſeiner Vertheidigerin, der Gemahlin des Raymund von Rouſſillon, vor dem Liebeshofe als Sieger aus einem Streite hervorgieng und in Folge deſſen durch einen Beſchluß des Hofes die Erlaubniß erhielt ſeine ſchöne Advokatin zu küſſen; und der Umſtand, daß er von dieſem Rechte Gebrauch machte, wird als die Haupturſache der darauffolgenden furchtbaren That angegeben [cf. Bibl. d. Rom. 1782 Sept. p. 38 ff]. Die Geſchichte, wie Noſtradamus ſie berichtet, befindet ſich auch in den Contes amoureux der Jeanne Flore, wo den Liebenden folgende Grabſchrift gegeben wird:

„O toi qui passes sur ces bords,
Apprends que ce tombeau récèle
Un couple amoureux et fidèle,
Et deux coeurs dans un même corps" [310]).

Die Novellen dieſes Tages beruhen, wie man geſehen, hauptſächlich auf heftigen Leidenſchaften, welche ein tragiſches Ende nehmen; wohingegen

Tag V. Liebesabenteuer erzählt, welche nach unglücklichen Wechſelfällen ein glückliches Ende nehmen.

Nr. 1. In der Inſel Cypern wohnte einſt ein reicher Mann Namens Ariſtippus, welchem das Schickſal ſich ſtets freundlich erwieſen hatte, außer daß einer ſeiner Söhne, obgleich von ſchönem Aeußern, im höchſten Grade an Geiſtesſchwäche litt. Sein eigentlicher Name war Galeſo, jedoch wegen ſeines Blödſinnes nannte man ihn Cimon, welches in der Sprache jenes Landes „Vieh" bedeutete. Da der Vater an ſeiner Heilung verzweifelte, ſo ſchickte er ihn nach einem Landgute, woſelbſt er mit dem größten Wohlbehagen ſeine Zeit unter Bauern und Sklaven zubrachte. Dort nun traf es ſich, daß er eines Tages das Waldesdickicht durchſtreifte und eine ſchöne Jungfrau an einer Quelle ſchlafen ſah. Er ſchaute ſie lange in ſprachloſer Bewunderung an und führte ſie bei ihrem Erwachen nach Hauſe, kehrte jedoch hierauf nicht auf das Landgut, ſondern in das Haus ſeines Vaters zurück. Die Liebe nämlich that nun, was früher ſeinen Lehrern nicht gelungen war; er fieng an auf das fleißigſte zu ſtudieren und wurde nach Verlauf von vier Jahren ein tiefer Philoſoph, womit er zugleich die feinſten Sitten verband. Nach dieſer Zeit bewirbt er ſich um die Hand der Iphigenia (dieß war nämlich der Name der Schönen, die ſolche Wunder bewirkt hatte), erfährt indeß, ſie ſei bereits die Braut des Paſi-

munda, eines jungen Rhodiers. Cimon wartet die Zeit ab, wo sie nach der Insel segeln soll, bemannt dann ein Schiff mit einigen Freunden, und nachdem er sich der Iphigenia auf offenem Meere bemächtigt hat, steuert er nach Kreta. Ein Sturm jedoch zwingt ihn in eine Bai von Rhodus einzulaufen und dort wird sein Fahrzeug von der Mannschaft des kurz zuvor durch ihn angegriffenen Schiffes erkannt. Cimon sieht sich daher nebst seinen Freunden in's Gefängniß geworfen und bleibt auch daselbst, während inzwischen die Vorbereitungen zu der Vermählung des Pasimunda und seiner Braut wie seines Bruders mit einer jungen Rhodierin, Namens Cassandra, getroffen werden. Allein Lysimachus, der die höchste Würde der Insel bekleidet und in Cassandra verliebt ist, beschließt sie mit Gewalt zu entführen und zieht den Cimon in seinen Anschlag. Sie überfallen demgemäß das Haus des Pasimunda während des Hochzeitfestes, ermorden die beiden Bräutigame und segeln auf einem bereitgehaltenen Schiffe nach Kreta. Dort bleiben sie so lange, bis die Sache beigelegt ist, worauf Lysimachus mit Cassandra nach Rhodus, Cimon mit Iphigenia aber nach Cypern zurückkehrt.

In dieser Novelle, welche mit am meisten zu dem Rufe des Decamerone beigetragen hat, war es dem Anscheine nach die Absicht des Verfassers, in einem Beispiele zu zeigen, welche Stärke die sanfteren Gefühle in der Läuterung des menschlichen Herzens zu erhalten vermögen. Solch ein Gemälde würde jedoch, wenn gehörig durchgeführt, anziehender, obgleich vielleicht weniger natürlich gewesen sein, als die wirklich gegebene Schilderung des Ueberganges vom Blödsinnigen zum Räuber; denn man kann nicht läugnen, daß Cimon nur durch Raub und Mord in den Besitz eines Weibes gelangt, welches für ihn keine gegenseitige Zuneigung empfindet. Auch ist die Bemerkung ganz richtig (s. Scott's Dryden, vol. XI.), daß der Verlauf der Erzählung mit der plötzlichen Umwandlung des Cimon, welche auf eine so interessante und ungewöhnliche Weise die Novelle beginnt, in gar keiner Beziehung steht; denn Cimon hätte die Iphigenia entführen und alle später eintretenden Ereignisse sich zutragen können, wenn gleich seine Liebe auf gewöhnliche Weise angefangen hätte, noch auch befindet sich irgend Etwas in seinem Charakter oder seinem Benehmen, welches uns daran erinnert, daß er solch ein wunderbares Beispiel von der Gewalt der Liebe ist. Mit einem Worte, wir verlieren im Verfolge der Erzählung gänzlich den ungewöhnlichen Beginn derselben aus den Augen und erhalten auch nur geringen Ersatz durch die Einführung einer neuen Person, des Lysimachus nämlich, für dessen Leidenschaft, getäuschte Hoffnungen und endlichen Erfolg wir nur wenig Theilnahme fühlen.

Man hat die ursprüngliche Idee zu der Umwandlung des Cimon in dem *Βουκολίασμος* des Theokrit zu finden geglaubt; jedoch ist es fast unmöglich, daß Boccaccio zur Zeit der Abfassung des Decamerone den Theokrit gesehen habe[311]). Boccaccio selbst behauptet, daß er diese Erzählung in den alten Geschichten von Cypern gelesen, was auch der ältere Beroaldus, der Uebersetzer der Novelle in's Lateinische bestätigt, und Ersterer mag durch seine vertraute Befreundung mit Hugo IV., dem Könige jener Insel, Gelegenheit gefunden haben die Begebenheit, auf welche er seine Novelle gründete, kennen zu lernen.

Außer der erwähnten Uebersetzung des Beroaldus wurde diese Novelle um das Jahr 1570 in englische Stanzen übertragen und auch von Dryden in seinem „Cymon u. Iphigenia" nachgeahmt, wobei dieser Dichter die verbrecherischen Handlungen des Cimon dadurch gemildert hat, daß er Iphigenia als ihrem rhodischen Bräutigam abgeneigt und dem Cimon zugethan darstellt; was gerade das Gegentheil der Darstellung des Originals ist. Diese Novelle hat auch den Stoff zu einer berühmten Oper hergegeben. —

Nr. 3 ist an sich eine abgeschmackte Geschichte, jedoch in so weit interessant, als sie uns die Grundlage eines neueen Romans aus der Schule der Madame Radcliffe darbietet.

Nr. 4. Lizio da Valbona, ein Bewohner der Romagna, hat eine Tochter, Namens Caterina, welche unter dem Vorwande, wegen der drückenden Hitze in ihrem Zimmer nicht schlafen zu können, ihre Eltern dazu bewegt sie auf einer in den Garten hinausgehenden Altane die Nacht zubringen zu laßen, damit sie sich an der kühlen Luft erquicken und dem Gesange der Nachtigall lauschen könne. Alles dieß war jedoch nur eine List, um ihrem Geliebten auf diese Weise Gelegenheit zu einer Zusammenkunft mit ihr zu geben, welche denn auch wirklich Statt findet. Gegen Morgen sinkt das Liebespaar in Schlaf und wird so von dem Vater der Caterina entdeckt, welcher sich zu er-

kundigen kömmt, ob der Geſang der Nachtigall zur Ruhe ſeiner Tochter beigetragen, und nun dem Liebhaber nur die Wahl zwiſchen augenblicklichem Tod oder einer Heirath mit Caterina giebt. Manardi (ſo heißt nämlich der Galan) wählt Letzteres.

Die in dieſer Novelle angeführten Namen erwähnt auch Dante im Fegefeuer, woſelbſt ein Geiſt, der über die Entartung der Italiener klagt, ausruft:

„Wo iſt der gute Lizio und Arrigo Manardi?"
[C. 14. v. 97.]

Dieß beweiſt die Exiſtenz dieſer Perſonen, woher auch Manni in ſeiner gewöhnlichen Weiſe folgert, daß Boccaccio's Erzählung ſich auf einen wahren Vorfall grunde. Sie beruht aber in der That auf einer der alten armorikaniſchen Erzählungen der Marie de France [Oeuvres ed. Roquefort I. p. 314.], welche betitelt iſt: Lai du Laustic, indem letzteres Wort im Breroniſchen eine Nachtigall bedeutete. Dort nämlich pflegt eine Dame in den heißen Sommernächten die Seite ihres Gemahls zu verlaßen und ſich nach einem Balkon zu begeben, wo ſie bis Tagesanbruch verweilt unter dem Vorwande, daß ſie durch die liebliche Stimme der Nachtigall angelockt würde, in der That aber um die Geſellſchaft ihres in der Nähe wohnenden Liebhabers zu genießen.

Ich kenne keine Ueberſetzung oder Bearbeitung dieſer Novelle des Boccaccio, ausgenommen Le Rossignol, welches Gedicht ſich gewöhnlich unter den Contes et Nouvelles des La Fontaine befindet und auch in ſeiner Manier geſchrieben iſt, mir jedoch nicht von dieſem Verfaſſer zu ſein ſcheint [313]). —

Nr. 5. Dieſer Vorfall wird von Tonducci in ſeiner Geſchichte von Faenza erzählt und war ſchon vorher in einer alten lateiniſchen Chronik erwähnt worden. Die italieniſchen Scheiftſteller ſind der Meinung, daß er einen trefflichen Stoff zu einem Luſtſpiele liefern würde, und in der That gleicht er auch den Vorfällen in den Stücken des Terenz wie auch des Incognito von Goldoni.

Nr. 6 möchte zum Theil ein hiſtoriſches Faktum ſein. Die Novelle iſt zwar an und für ſich unintereſſant, jedoch enthält ſie ein Ereigniß, welches dem Taſſo die Strafe des Olindo und der Sofronia eingegeben zu haben ſcheint. Dieſe werden nämlich Rücken an Rücken an einen Pfahl gebunden und ſollen eben in dieſer Stellung den Feuertod erleiden, als ſie ſich durch die Ankunft und Fürbitte der Clorinde befreit ſehen. In dem Decamerone wird Gianni di Procida in einem Einverſtändniſſe mit einer jungen Dame entdeckt, in welche er ſchon früher verliebt geweſen, die jetzt aber die Geliebte des Königs Friedrich I. von Sizilien iſt, und die Verbrecher ſollen nun auf gleiche Weiſe und in gleicher Stellung wie die Liebenden im Taſſo den Tod erleiden; während jedoch der Scheiterhaufen angezündet werden ſoll, werden ſie durch die unerwartete Ankunft des Großadmirales Ruggiero dell' Oria befreit, welcher bei dem Könige Fürbitte für ſie einlegt. Auch den von dem Liebhaber im Decamerone ausgedrückten Wunſch einer veränderten Stellung hat der italieniſche Dichter ſehr ſchön nachgeahmt. Im Begriffe nämlich den Tod zu erdulden, ruft Gianni di Procida aus: „Ich ſehe daß ich ſterben ſoll und zwar bald; ich bitte alſo um die Gnade daß, ſo wie ich jetzt dieſem Mädchen, die ich mehr als mein Leben geliebt habe und von der ich ebenſo wiedergeliebt worden bin, den Rücken zukehre und ſie mir, wir ſtatt deſſen mit den Geſichtern einander zugewandt werden; auf daß ich durch den Anblick ihres Antlitzes getröſtet von hinnen ſcheiden könne."

Eben ſo ruft Olinda aus:

„Und o mein Tod, wie ſelig und beglückt!
O himmelſüße Qual der letzten Stunde,
Erlang' ich es, daß Bruſt an Bruſt gedrückt
Ich meinen Geiſt verhauch' an Deinem Munde;
Daß Du mit mir der Welt zugleich entrückt
Die Seel' in mich verhauchſt in ſel'gem Bunde!"
Befr. Jeruſalem Geſ. 2. St. 35.

Nr 7. Amerigo da Trapani, welcher zur Zeit des guten Königs Wilhelm von Sizilien lebte, kauft einſt von einem eben von der armeniſchen Küſte zurückgekehrten genueſiſchen Schiffe eine Anzahl Sklaven, von denen einer, mit Namen Theodor, damals noch faſt ein Kind, im Verlauf der Jahre bei ſeinem Herrn ſehr in Gunſt kam und von ihm die Freiheit erlangte. Violante, die Tochter des Amerigo, verliebt ſich hierauf in Theodor und merkt nicht lange darauf die Folge davon. Die Mutter ſendet ſie daher auf ein der Familie gehöriges Landhaus, jedoch ohne Wiſſen ihres Gemahls, der indeß zufällig in einem kritiſchen Augenblicke in der Villa anlangt und die Wahrheit entdeckend ſeine Tochter zwingt

den Vater des Kindes namhaft zu machen. Nach der Stadt zurückgekehrt bewirkt Amerigo, daß ein Todesurtheil über Theodor gefällt wird und sendet gegen seine Tochter einen Mörder ab, der ihr die Wahl zwischen Dolch und Gift überlaßen soll. Theodor wird auf dem Wege zum Richtplatze von einem zur Zeit in Sizilien sich aufhaltenden Gesandten des Königs von Armenien als Sohn erkannt und durch diesen vom Tode errettet, unter der Bedingung jedoch, daß er die Tochter des Amerigo heirathe. Er eilt nun nach dem Landsitze und kommt glücklicherweise noch zeitig genug, an um seine Geliebte an jener furchtbaren Wahl zu hindern. —

Solche wunderbare Wiedererkennungen wie die eben erwähnte, sind in den alten Geschichten sehr gewöhnlich; die Novelle selbst ist nur mittelmäßig und hauptsächlich bloß interessant als Stoff von Beaumont und Fletcher's Triumph der Liebe (Triumph of Love), dem zweiten und besten ihrer „Vier Stücke in Einem" (Four Plays in One). Das Stück beginnt jedoch erst da, wo das Mädchen eben entbunden werden soll. Auch wird ein Nebenbuhler des Liebhabers Girard in der Person seines Bruders heraufbeschworen und beide erweisen sich endlich als die Söhne des Herzogs von Mailand [Schmidt S. 51 ff.]. —

Nr. 8. Nastagio, ein sehr reicher Jüngling zu Ravenna, war in eine junge Dame von der Familie der Traversari daselbst in einem hohen Grade verliebt, sah jedoch seine Heirathsanträge zurückgewiesen und sich selbst mit großer Härte und Geringschätzung behandelt. Da nun Gefahr vorhanden war, daß er sein ganzes Vermögen in nutzlosen Versuchen ihre Grausamkeit zu beugen verschwenden würde, so rathen ihm seine Freunde auf Reisen zu gehen und zu versuchen, ob er vielleicht so seine Leidenschaft besiegen könne. Nachdem er große Vorbereitungen getroffen, verläßt er Ravenna, kommt aber nicht weiter als bis nach Chiassi, ungefähr drei Meilen von Ravenna, woselbst er bleibt. Während er nun eines Tages in tiefe Gedanken verloren einen Wald durchstreift, wird er von einem seltsamen Anblicke überrascht; er sieht nämlich ein ganz nacktes Frauenzimmer, die mit furchtbarem Geschrei durch das Dickicht flieht und von zweien Hunden und einem grimmig aussehenden Ritter auf einem schwarzen Rosse und mit einem gezogenen Schwerte in der Hand verfolgt wird. Nastagio will sich diesem ungeziemenden Verfahren widersetzen, erhält jedoch von dem Ritter die Warnung, dem Laufe der göttlichen Gerechtigkeit keinen Einhalt zu thun, und erfährt hierauf, daß Letzterer in Verzweiflung über die Grausamkeit des Weibes, welches er jetzt verfolge, sich mit dem nämlichen Schwerte, das er in der Hand hielt, das Leben genommen habe und daß, da seine Geliebte bald nachher starb, sie dazu verdammt worden sei, von ihm eine lange Reihe von Jahren an jedem Freitage auf diese Weise verfolgt zu werden. Kaum hat er seine Erzählung beendet, so wird das gespenstische Opfer von den Doggen eingeholt, von dem Ritter mit seinem Schwerte durchbohrt, ihr das Herz herausgerissen und dieß von den Hunden verschlungen. Sobald sie jedoch ganzlich in Stücke gerissen ist, springt sie empor, als wäre ihr nicht das Mindeste widerfahren und flieht wiederum vor ihrem höllischen Verfolger. Nastagio beschließt, sich diese Gespensterscene zu Nutze zu machen; er ladet daher seine grausame Geliebte und ihre Familie auf den nächsten Freitag zum Mittagsmahle ein und veranstaltet dasselbe in dem Walde, wo er die schauerliche Tragödie mitangesehen hatte. Gegen Ende der Mahlzeit erscheint wiederum die Geisterschaar und wiederum erzählt der Ritter der erschrockenen Gesellschaft die Geschichte seiner Rache. Besonders aber entsetzt sich die junge Dame bei dieser furchtbaren Warnung und reicht in Folge dessen dem fruher verschmahten Bewerber ihre Hand.

Die Deputati alla correzione del Decamerone sagen in einer Anmerkung, daß diese Geschichte mit bloßer Veränderung der Namen aus der Chronik des Helinandus, eines französischen Mönches des dreizehntrn Jahrhunderts entnommen sei, welche eine Geschichte der Welt von der Schopfung derselben bis auf die Zeiten des Verfassers enthält [sieh Flores Helinandi c. 13 in Tissier Bibl. Cisterciens. vol. VII. p. 306 ff.].

Diese Novelle, welche das Vorbild aller spatern Rachegespenster zu enthalten scheint, wurde 1569 von Christoph Tye unter dem Titel „Eine merkwurdige und ebenso klägliche wie anmuthige Geschichte von Nastagio und Traversari" in englische Verse übersetzt, wobei er sich des Psalmenmetrums bediente, welches er auch bei der Paraphrase der Apostelgeschichte in Anwendung gebracht hatte; z. B.:

„Er sah mit schnellem Fuße nah'n
Dem Orte, wo er stand,

Ein Weib mit aufgelöstem Haar;
Sie hatte kein Gewand.

Und außerdem zwei Hunde groß" u. s. w.

Es ist nicht unmöglich, daß dergleichen jetzt veraltete und vergessene Uebersetzungen Deyden mit denjenigen Geschichten des Boccaccio bekannt machten, die er bearbeitet hat. Sowohl Sigismund et Guiscard als Cimon et Iphigenia waren in altenglischen Versen erschienen, ehe er ihnen den Schmuck seines dichterischen Geistes verlieh; in seinem Theodor et Honoria hat er der obigen Geschichte jeden Reiz der Versifikation verliehen und eine nichtssagende Novelle in ein schönes Gedicht verwandelt. Die übernatürlichen Wesen sowohl als die Gefühle der bei Nastagio's Mahl gegenwärtigen Gäste werden mit wunderbarer Kunst geschildert und von den drei Novellen, die er sich zur Bearbeitung ausgewählt, scheint ihm die in Rede stehende am besten gelungen zu sein[312a]). —

Nr 9 ist der Faucon des La Fontaine. In Betreff dieser Geschichte ist die Bemerkung gemacht worden, „daß als Gemälde der gewöhnlichen Wirkung irgend eines mächtigen Gefühles, wo das Herz fast ganz von sich selbst abhängt, ohne die heftige Aufregung widerstrebender Pflichten oder feindlicher Umstände zu empfinden, die Erzählung von Federico und seinem Falken einzig dasteht. Jene Beharrlichkeit in der Zuneigung sowie jener Geist der Galanterie und der Großmuth haben in der Geschichte heroischer Aufopferung ihres Gleichen nicht. Auch sind die Gefühle so unbewußt und so unfreiwillig und äußern sich in so unbedeutenden, unerwarteten und anspruchlosen Umständen, daß sie zeigen, sie seien der innersten Natur und Seele des Verfassers entsprungen."[313]). —

Nr. 10. Ein Theil dieser Erzählung ist aus dem neunten Buche des Apulejus; auch gleicht sie in einem hohen Grade der 31sten Novelle des Girolamo Morlini[313a]). —

Tag VI. Die Novellen dieses Tages bestehen hauptsächlich aus Bonmots und witzigen oder beißenden Antworten, welche aus irgend einer Verlegenheit oder Gefahr befreien; so z. B.

Nr. 4. Currado, ein Florentiner Bürger, fängt einst auf der Falkenjagd einen Kranich und schickt ihn zu seinem Koche, damit er ihn zum Abendbrote bereite. Nachdem ihn nun dieser gebraten, läßt er sich von den ungestümen Bitten seiner Geliebten bewegen, ihr ein Bein des Kranichs zu geben; sein Gebieter aber ist im höchsten Grade erzürnt, als er den Vogel in dieser verstümmelten Gestalt auftragen sieht. Er läßt daher den Koch holen und dieser entschuldigt sich damit, daß Kraniche nur ein Bein haben. Bei dieser Entschuldigung geräth Currado in noch größern Zorn und befiehlt dem Koch, entweder einen lebendigen Kranich mit nur einem Beine herbeizuschaffen oder die strengste Bestrafung zu gewärtigen. Den folgenden Morgen muß sich daher der Koch in Begleitung seines Herrn auf den Weg machen, diese rara avis[314]) aufzusuchen, wobei er in Einem fort vor Schrecken zittert und Alles, was er erblickt, für einen Kranich mit zwei Beinen hält. Endlich jedoch wird er von seiner Angst befreit, indem er nämlich, bei einem Flusse angelangt, am Ufer desselben eine Schaar Kraniche auf einem Beine stehen sieht, während sie das andere ihrer Gewohnheit gemäß eingezogen hielten. „Nun, Herr, begann hierauf der Koch, sieh dorthin; habe ich nicht die Wahrheit gesprochen?" „Wart' ein wenig!" versetzte Currado, und dann näher heranreitend rief er aus allen Kräften „Husch, husch," worauf die Kraniche mit beiden Füßen ausgestreckt davonflogen. „Was sagst Du nun, sprach jetzt der Herr, haben sie nicht zwei Beine?" „Allerdings, entgegnete der Koch; hättet Ihr jedoch dem Kraniche gestern Abend beim Abendbrote: „Husch, husch" zugerufen, wie diesen hier, so würde er ohne Zweifel alsbald das andere Bein hinuntergestreckt haben, wie dieser" [Schmidt S. 63. — Timoneda Alivio de Caminantes, P. I. no. 45. Bibl. de Autor. Españ. vol. III. Madrid 1846 — Bidermanni Utopia L. VI. C. 18.][314a]). —

Nr. 10 ist die einzige Novelle dieses Tages, welche nicht aus einer bloßen Witzrede besteht. Ein Mönch von dem Orden des heiligen Antonius pflegte sich einmal des Jahres nach Certaldo zu begeben um dort Gaben einzusammeln, und zwar hatte er stets dabei den besten Erfolg, da die Einwohner jenes Bezirkes sehr reich und zugleich sehr leichtgläubig waren. Während er nun wieder einmal seiner Gewohnheit nach im Monat August dort anlangte, nahm er eines Sonntags Morgens, als alle Einwohner bei der Messe versammelt waren, die Gelegenheit wahr sie aufzufordern, daß sie sich am folgenden Tage

an der Kirchenthür einfinden möchten, um seinen armen Brüdern vom Orden des heiligen Antonius ihr Scherflein zukommen zu laßen, wobei er außerdem noch hinzufügte, daß er eine Predigt halten und eine köstliche Reliquie vorzeigen würde, nämlich eine Feder des Erzengels Gabriel, welche dieser in dem Gemache der Jungfrau Maria hatte fallen laßen, als er in Nazareth die Verkündigung hinterbrachte. Der Mönch, welcher ein lustiger Kumpan war, hatte aber in Certaldo zwei Zechbrüder, welche sich bei jener Anzeige gegenwärtig befanden und ihm einen Streich zu spielen beschlossen. Da er nämlich an diesem Tage zum Mittagbrot fortgieng, so gelangten sie ohne viel Mühe in seine Stube, wo sie in seinem Quersacke ein in Seide gewickeltes Kästchen und in diesem eine Feder von einem Papagei fanden, einem zu jener Zeit in Italien fast unbekannten Vogel. Sie nahmen nun diese Feder, welche für die des Engels passieren sollte, fort, substituierten dafür einige Kohlen und packten Alles wieder so zusammen, wie es gewesen war. Am nächsten Tage versammelte sich der Aufforderung gemäß eine ungeheure Menge Volks vor der Kirche und der Mönch begann seine Predigt, in welcher er ausführlich von den Wundergaben der Reliquie sprach, die er besaß; als er sie aber vorzeigen wollte, war er anfangs etwas aus der Fassung gebracht, statt der Feder die Kohlen zu finden; indeß erholte er sich doch bald wieder und, indem er ohne die Miene zu verändern das Kästchen wiederzumachte, rief er aus: „Die Macht Gottes sei gepriesen!" Hierauf wandte er sich wieder zur Versammlung und theilte ihr mit, daß er in der Jugend von seinem Superior nach dem Oriente geschickt wurde und bis nach Indien gelangte, von welchen Reisen er seinen Zuhörern einen ausführlichen Bericht abstattet und unter Andern erzählt, wie er auf seiner Rückkehr den Patriarchen von Jerusalem besucht und bei diesem eine unzählbare Menge von Reliquien gesehen habe; so z. B. eine Locke des Seraphs, welcher dem heiligen Franziskus erschien, den Nagel eines Cherubs, einige von den Strahlen des heiligen Sternes, der die heiligen drei Könige leitete, ein Fläschchen mit dem Schweiße, welcher dem Erzengel Michel bei seinem Kampfe mit dem Teufel entströmte, der Kinnbacken des Todes des Lazarus u. s. w. Von all' diesen Reliquien aber hatte er am meisten die Feder des Engels Gabriel und die Kohlen, auf welchen der heilige Lorenz gebraten wurde, bewundert, so daß der Patriarch ihm freundlicherweise mit denselben ein Geschenk machte. Diese heiligen Dinge nun aber wären auf gleicher Weise verwahrt und Gott habe es so gefügt, daß er sich vergriffen und statt der Feder die Kohlen mitgebracht; indessen wäre dieß ein glücklicher Zufall für Certaldo, denn jeder der sich mit diesen Kohlen ein Kreuz anmalen ließe, würde den übrigen Theil des Jahres gegen jegliche Feuersgefahr sicher sein. Die leichtgläubige Menge schenkte dieser Erklärung bereitwilligen Glauben und steuerte eine große Summe bei, um sich mit den heiligen Reliquien bezeichnen zu laßen [Schmidt S. 65.].

Diese Novelle des Boccaccio zog den Tadel des tridentinischen Conciliums auf sich und ist die, welche der Kirche den meisten Verdacht rege machte; obwohl der Verfasser durch seine Kommentatoren vertheidigt worden ist, in so weit er nicht beabsichtigte die ehrenwerthen Mönchsorden zu verhöhnen, sondern nur jene umherstreifenden Bettler, welche sich ihren Unterhalt dadurch erwarben, daß sie das leichtgläubige Volk hintergiengen, und er ferner nicht gesonnen war die heiligen Reliquien der Kirche zu verspotten sondern nur den damit getriebenen Betrug.

In Chaucer's Canterbury Tales [V. 703 ff.] befindet sich eine ähnliche Satyre gegen lächerliche Reliquien. Der Ablaßkrämer nämlich, welcher eben von Rom angelangt ist, führt in seinem Quersacke unter anderen derartigen Schätzen ein Stück Segel von dem Schiffe des heil. Petrus und den Schleier der Jungfrau Maria:

„Durch diese Heiligthümer auf dem Land,
Wo er nur einen armen Priester fand,
In einem Tag mehr Geld er sich gewann,
Als in zwei Monden der erwerben kann."

Ein Verzeichniß von Reliquien, die an Ungereimtheit mit denen von Chaucer's Ablaßkrämer oder Boccaccio's Cipolla wetteifern, befindet sich auch in Sir David Lindsay's Satyre auf die drei Stände (Satyre of the thrie Estaitis). In Stephanus Apologie des Herodot [C. 38, 5.] wird erzählt, daß ein genuesischer Geistlicher, der aus dem Oriente zurückkehrte, sich rühmte, er habe aus Bethlehem in einem Fläschchen den Athem unseres Heilands, und vom Berge Sinai die Hörner, welche Moses bei seinem Herabstei-

gen von dieſem Berge auf dem Haupte hatte, mitgebracht; und wenn wir Luthrrs Tiſcheeden glauden dürfen, ſo erzählte dieſer große Reformator, daß der Biſchof von Mainz behauptete, er brſäße die Flammen des Buſches, welchen Moſes brennen ſah. —

Der 6. Tag ſchließt mit der Beſchreibung eines Thales, iu welchem die Damen einen Theil des Tages zubringen. Es war zirkelrund und umgeben von ſechs Hügeln, auf deren jedem ſich ein kaſtellartiges Schloß befand. Die ſüdlichen Abhänge waren mit Weinſtöcken, Oliven und allen anderrn Aeten Fruchtdäume bedeckt, hingegen die dem Norden zugewandten mit Eichrn nnd Eſchen bepflanzt. Das Thal ſelbſt war ſo dicht mit Cyprrſſen und Lorbeeren angefüllt, daß kein einziger Sonnenſtrahl dis auf den buntgedlümten Eedboden durchzudringrn vermochte. Am meiſten Ergötzen aber gewähete ein Strom, welcher duech eins der zwiſchen den Hügrln defindlichen Thäler hinduechſtromte und von einem Felſen heeadſtürzend ein angenrhmes Rauſchen bewirkte, während die emporſpritzenden Tropfen wie Silber funkelten; hierauf floß er in einem ſchonen Bette raſch weiter, bis er endlich in der Mitte der Flur einen kleinen See bildete, durch deſſen klaees Gewäſſee man deutlich bis auf den kiesbedeckten Geund ſchaurn konnte. —

Tag VII enthält Geſchichten von liſtigen Streichen, welche Frauen bei ihren Liebeshandeln oder zu ihrer Sichrrheit iheen Ehemännrrn, entdeckt oder unentdeckt, geſpielt haben.

Nr. 2. Eine junge Neapolitanerin läßt eines Moegens ihren Galan zu ſich in's Haus, währrend ihe Ehemann auf Aebeit fort iſt. Noch hat indeß der Liebhaber den Zwrck feines Beſuches nicht erreicht, als der Mann ganz uneewartet zurückkehrt; er pocht an die verſchloſſene Thür und lodt innerlich die Wachſamkeit und Mäßigkeit feines Weibes. Indem ihn nun dieſe am Eingange hört, verdirgt ſie den Galan in einem Faſſe, macht dann raſch ihrem Mann auf und ſchilt ihn wegen ſeines Müßigganges aus. Er antwortet jedoch, daß er veegeſſen hätte, es wäre an dem Tage das Feſt des heiligen Galeone, daß es ihr jrdoch nicht an drm Nöthigſten fehlen ſolle, da er das Faß für fünf Gigliate verkauft habe. Die Frau verſetzt jedoch ohne Zaudern, ſie hätte es ſo eben für ſieben verkauft, bei welchen Woeten der Liebhaber alsbald aus der Tonne ſpringt, die Rolle des Käufers ſpirlt und ſich bereit eeklärt daſſelbe füe den erwähnten Preis an ſich zu nehmen, jedoch müßte es vorher grhoeig gereinigt weeden. Dee Mann ſteigt daher, um dieß deſſrr thun zu können, in das Faß und wäheend ee ſo beſchaftigt iſt

> Notre couple, ayant repris courage,
> Reprit aussi le fil de l'entretien.

Boccaccio hat dieſe Geſchichte aus dem Anfange des neunten Buches des Apulejus enrnommen und La Fontaine ſie in ſeinem Cuvier bearbeitet [Morlini Novellae no. 35]. —

Nr. 3. In vielen von den Novellen drs Decamerone werden verhriraihete Feauen von Mönchen verführt, welche die Paihen dee Kinder derſelben ſind; welches Veehältniß in Italien Zutritt in den Schoß der Familien gewähet und noch ſo große Vertraulichkeit von allem Vrrdachte freigehalten zu habrn ſcheint. [Aus Bocc. iſt dieſe Geſchichte in des Strphanus Apol. pour Herod. c. 15, 27 aufgenommen]. —

Nr. 4. Ein reicher Mann iſt eiferſüchtig auf ſeine Frau; ſie aber weiß ihn alle Nacht betrunken zu machen und drgiebt ſich inzwiſchen zu ihrem Liebhaber. Endlich jedoch faßt der Mann Verdacht und thut eines Abends, als wäre er betrunken, wäheend er noch ganz nuchtern iſt. Seine Feau gehi wie gewohnlich foet, findet indeß bei ihree Ruckkehe die Thüe des Hauſes verſchloſſen; und da der Mann ihr nicht aufmachrn will, ſo wirft ſie einen Stein in drn Beunnen. Jener denkt, ſie habe ſich ſeldſt hineingeſtüezt, und voll Furcht, daß man ihn für iheen Mörder halten möchte, eilt er ihr zu Hülfe. Inzwiſchen ſpringt ſie in's Haus und ſchlirßt ihn ihrerſeits aus, wodei ſie ihn mit Schmäheerden überhäuft. Die Nachbarn laufen daher zuſammen und vor dieſen, ſo wie vor ihren herbeikommendrn Verwandten ſtellt ſie ihn nun als einen liederlichen Patron an den Pranger.

Dieſe Geſchichte bildet den Stoff zu der Calandra des Kardinals Bibbiena, dem beſten italieniſchen Luſtſpiele vor Goldoni; ebenſo liegt ſie einem von Dancourts Stücken zu Grunde und gab auch wahrſcheinlich Molière die Idee zu ſeinem berühmten Luſtſpiele George Dandin ein. Sie war jedoch ſchon vor Boccaccio oftmals erzählt worden; ſo befindet ſie ſich in Le Grand's Fabliaux (de celui qui enferma etc.), frrner in der noch

älteren Disciplina Clericalis [c. 15.] und in einer der franzöſiſchen Ueberſetzungen der Sieben Weiſen Meiſter; nicht aber in dem griechiſchen Syntipas noch in Hebers' Dolopathos [Keller Rom. des Sept Sages S. CLXXXIX ff. — Zu Diokletian's Leben S 55. Bandello P. III. no. 47. Sercambi nov. 8. Altdeutſche Blätter 1, 154.]. —

Nr. 5. Ein Kaufmann in Rimini iſt auf ſeine Frau im höchſten Grade eiferſüchtig und hält ſie in der größten Zuerückgezogenheit in ſeinem Hauſe eingeſperrt. Sie macht es gleichwohl möglich mit einem nebenan wohnenden jungen Manne, Namens Filippo, vermittelſt einer erweiterten Spalte in einer entlegenen Mauer, welche ihr Haus von dem des Filippo trennt, in Verbindung zu treten. Am Tage vor Weihnachten ſagt ſie nun zu ihrem Manne, ſie wünſche den folgenden Morgen in die Kirche zu gehen und zu beichten; worauf jener neugierig iſt zu wiſſen, was ſie denn für Sünden haben könnte. Sie erwiedert, ſie hätte deren ſehr viele, wolle ſie jedoch nur ihrem Beichtvater mittheilen. Dieſe myſterioſe Antwort entflammt die Eiferſucht ihres Gatten und er begiebt ſich nach der Kirche, wo ſeine Frau zu beichten beabſichtigt. In Uebereinſtimmung mit dem Kaplane legt er die Kleidung eines Geiſtlichen an und hält ſich bereit, den nächſten Morgen die Beichte ſeiner Frau zu vernehmen. Dieſe erkennt ſogleich ihren Ehegeſpons, thut jedoch als merke ſie nichts und erzählt ihm eine erſonnene Geſchichte von einem Prieſter, welcher alle Nacht, während ihr Mann ſchläft, zu ihr kommt und eine Gewalt beſitzt, der weder Schloß noch Riegel widerſtehen kann. Gleich denſelben Abend ſagt nun der Mann zu ihr, er eſſe außer dem Hauſe Abendbrot, lauert aber die ganze Nacht in einem Gemache nahe der Hausthür der Ankunft des Prieſters auf, während inzwiſchen die Frau ihren Geliebten auf dem geheimen Wege in ihr Zimmer einläßt. Dieß wiederholt ſich eine Reihe von Nächten, bis endlich der Mann des Wachens überdrüßig wird und darauf beſteht den Namen des Prieſters zu erfahren, in den ſie verliebt iſt. Die Frau heilt ihn nun von ſeiner Eiferſucht, indem ſie ihm verſichert, daß ſie ſeine Liſt im Beichtſtuhle entdeckt und daher die Geſchichte mit dem Prieſter erſonnen habe; denn er ſelbſt ſei dieſer Prieſter.

Dieſe Novelle ſcheint aus dem Fabliau Du Chevalier qui confessa sa femme entſprungen. In dieſem nämlich zeigt eine kranke Dame ein eifriges Verlangen zu beichten; ihr Mann voll Verwunderung über ihr dringendes Begehr, verkleidet ſich als Prieſter, worauf ſie ihm einen Liebeshandel mit ſeinem im Hauſe lebenden Neffen mittheilt. Der Ehemann jagt daher dieſen alsbald aus dem Hauſe und macht ſeiner Frau nach ihrer Wiederherſtellung Vorwürfe über ihr Benehmen, worauf ſie jedoch unter Lachen erwiedert, daß ſie ſeine Liſt entdeckt und dieſe Gelegenheit ergriffen habe, ſich für ſeinen verletzenden Verdacht zu rächen und ſeinen ihr läſtigen Neffen los zu werden. — Aus Le Grand's Auszuge [4, 90] kann man jedoch nicht leicht erſehen, ob die Frau nur nothgedrungen dieſe Erklärung giebt, um ihren Liebeshandel zu beſchönigen, oder ob ſie wirklich dieſe Liſt gebraucht, um den Neffen aus dem Hauſe zu bringen [315]). Die neueren Nachahmungen entſprechen dem Decamerone genauer als der Quelle desſelben, dem Fabliau. In der 78ſten Erzählung der Cent Nouvelles Nouvelles, die den Titel trägt Le Mari Confesseur, beichtet eine verheirathete Frau ihrem Manne, der ſich als Geiſtlicher verkleidet, einen verbrecheriſchen Umgang mit einem Knappen, einem Ritter und einem Prieſter. Sobald ihr Mann dieß vernimmt, bricht er in einen Ausruf des Zornes aus. „Warſt du nicht, erwiedert hierauf die Frau mit großer Geiſtesgegenwart, ein Knappe, als ich dich heirathete, wurdeſt du nicht nachher Ritter und biſt du nicht jetzt ein Prieſter?" Dieſe Geſchichte hat La Fontaine in dem Mari Confesseur nachgeahmt. Bei Bandello [P. I. nov. 9] veranlaßt der Ehemann einen Geiſtlichen, die Beichte ſeiner Frau zu hören und erſticht ſie, ſobald er den Inhalt derſelben vernimmt, wodurch die ſinnreiche und ſchnelle Antwort der Frau abgeſchnitten wird [316]). „Man vergleiche, ſagt Le Grand mit einem triumphierenden Tone, dieſe italieniſche Mordgeſchichte mit dem franzöſiſchen Fabliau und ſehe, mit welcher Wahrheit die Nationen ihre Sitten ganz unverhüllt ſchildern." Jedoch hat ſich Maleſpini [1, 92.], obgleich ein italieniſcher Novelliſt, dennoch an die Umſtände des Fabliau's gehalten. Bei Doni [I Marmi P. III. p. 27. Venez. 1552 oder Novelle 1815 (ed Gamba) nov. 15.] hat die Frau in Abweſenheit ihres Mannes einen Liebeshandel mit einem Pagen. Da ein benachbarter Baron dieß wahrnimmt, ſo erkauft ſie ſein Stillſchweigen, indem ſie ihm dieſelben Gunſtbezeugungen gewährt; dann läßt ſie ſich wieder von einem Prieſter

entdeckrn und beſchwichtigt ihn auf ähnliche Weiſe, und da ſie endlich ihrem Manne bei ſeiner Rückkehr unklugerweiſe das dreifache Vergehen beichtet, ſo zieht ſie ſich aus der Schlinge, indem ſie ihn daran erinnert, daß er zwar jetzt ein Baron und in dieſem Augenblicke auch ein Prieſter wäre, früher aber Page des Königs geweſen ſei.

Nr. 6. Die Frau eines Florentiners hat zwei Liebhaber. Der eine, Namens Leonetto, beſitzt ihr Herz wirklich; den anderen hingegen, welcher Lambertuccio heißt, duldet ſie nur, weil er durch ſeinen hohen Rang und großen Einfluß es in ſeiner Macht hat ihr zu ſchaden. Während ſie ſich nun einmal mit ihrem Manne auf dem Lande befindet, verreiſt Letzterer auf einige Tage, und ſogleich läßt die Frau Leonetto herbeiholen, damit er ihr inzwiſchen Geſellſchaft leiſte. Aber auch Lambertuccio, der von der Abweſenheit ihres Gemahls hört, langt kurz nach der Ankunft des begünſtigten Liebhabers an, ſo daß dieſer kaum Zeit findet ſich zu verbergen. Nicht ſobald jedoch hat Lambertuccio ſeinen Platz eingenommen, als der Ehemann an die Hausthür pocht, worauf jener auf das dringende Bitten ſeiner Geliebten mit gezogenem Degen aus dem Hauſe ſtürzt und dabei ausruft: „Der Bube! er ſoll mir nur noch einmal in den Weg kommen.“ — Leonetto wird dann aus ſeinem Verſtecke hervorgezogen, dem Ehemanne aber wird weiß gemacht, derſelbe habe in ſeinem Hauſe vor der Wuth Lambertuccio's Schutz geſucht, da dieſer ihm auf der Landſtraße begegnet ſei und ihn unter Todesdrohungen bis in die Villa verfolgt habe.

Die Quelle dieſer Geſchichte findet ſich in der fünften Erzählung des griechiſchen Syntipas, jedoch nicht in einigen der ſpätern Bearbeitungen desſelben. Dort nämlich hat ein griechiſcher Offizier einen Liebeshandel mit einer verheiratheten Frau und ſchickt zu ihr ſeinen Sklaven, um ihr ſeinen Beſuch anzumelden. Der Frau jedoch gefällt der Bote ſo wohl, daß ſie ihm die dem Herrn beſtimmten Gunſtbezeugungen gewährt, während letzterer, über die verzögerte Rückkehr ſeines Dieners ungeduldig, ſich ohne weitere Umſtände nach dem Hauſe ſeiner Geliebten begiebt, ſo daß dieſe eben nur Zeit hat den Sklaven zu verbergen und dann den Gebieter desſelben mit angenommener Freude empfängt. Bald darauf pocht ihr Mann an die Thür, worauf ſie, mit ſchneller Ueberlegung, ihren Geliebten mit gezogenem Schwerte und unter lauten Verwünſchungen aus dem Hauſe ſtürzen heißt. Sobald dieß geſchehen, erzählt ſie ihrem Manne, daß dieſer Offizier voll Wuth zu ihr in's Haus gekommen wäre, während er einen Sklaven verfolgte, der Zuflucht bei ihr geſucht und ſie auch aus Rückſichten der Menſchlichkeit gefunden hatte. Sobald der Offizier weit genug entfernt iſt, zieht der Mann den jungen Sklaven aus ſeinem Verſtecke hervor und ſagt zu ihm, er könne nun ganz ohne Furcht ſein, da ſein Herr jetzt fort wäre [ſ. Dacier in Mém. de l'Acad. des Inscr. vol. 41.]. In der Disciplina Clericalis [c. 12.] iſt eine ähnliche Erzählung, wo eine Mutter dem Liebhaber ihrer Tochter ein Schwert in die Hand giebt und ihren Mann dann überredet, er habe in ihrem Hauſe vor Mördern Zuflucht geſucht. Aehnliche Geſchichten befinden ſich auch in Le Grand's Fabliaux de la mauv. femme no. 3, bei Bandello [N. 11.][217]) und Parabosco [N. 16.]. Eine oder die andere dieſer Erzählungen nun bildet einen Theil des Stoffes von Beaumont und Fletcher's Luſtſpiel: „Die frohen Weiber“ (Women Pleased Act. IV. sc. 6.), wo Iſabelle von der Ankunft ihres Mannes überraſcht auf ähnliche Weiſe zwei Liebhaber aus ihrem Zimmer ſchafft.

Nr. 7. Ein junger, reicher Franzoſe, Namens Ludwig, begiebt ſich nach Bologna, um eine Dame Namens Beatrice zu ſehen, welche er als die ſchönſte Frau der Welt hatte nennen hören. Er findet, daß ſie ſelbſt ſeine höchſten Erwartungen übertrifft und verliebt ſich ſo ſehr in ſie, daß er, um nur jederzeit in ihrer Nähe zu ſein, bei ihrem Manne in Dienſt tritt. Es dauert nicht lange, ſo hat er ſich die Gunſt ſeines Herrn in ſolch' hohem Maaße erworben, daß er von demſelben mehr als Freund denn als Diener betrachtet wird. Während ſich nun dieſer eines Tages auf der Falkenjagd befindet und Ludwig zu Hauſe mit ſeiner Gebieterin Schach ſpielt, ergreift Letzterer dieſe Gelegenheit, ihr ſeine Leidenſchaft, ſeinen Rang und was er alles um ihretwillen gethan zu offenbaren. Die Dame fordert ihn auf, er ſolle um Mitternacht kühnlich in das Zimmer kommen, wo ſie mit ihrem Manne ſchlief. Dorthin alſo begiebt ſich Ludwig zur beſtimmten Stunde, obgleich er ſich nicht vorſtellen kann, wie die Dame ſeine Leidenſchaft zu befriedigen gedenkt. Er geräth daher, indem er ſich ihrem Bette naht, in die größte Beſtürzung, da ſie ihren Mann aufweckt und ihm mittheilt, daß Ludwig ihr Anträge gemacht

und daß, wenn er ſich von der Wahrheit ihrer Ausſage überzeugen wolle, er ihre Kleider anziehen und an den Fichtenbaum im Garten gehen möchte, woſelbſt ſie, um ihn ſicher zu machen, ihm verſprochen hätte ſich einzufinden. Der leichtgläubige Ehemann thut, wie ſie ihm heißt, worauf Ludwig ſeine Stelle einnimmt, dann aber ihrem Rathe gemäß mit einem tüchtigen Stocke in den Garten hinuntergeht und dort ſeinen Herrn aus allen Kräften durchbearbeitet, indem er ſo thut, als glaubr er ſeine Gebieterin zu züchtigen und ſie zugleich wegen ihrer Untreue mit Schmähungen aller Art überhäuft. Hierauf kehrt der Dulder in ſein Bett zurück und findet für die erlittenen Schläge reichlichen Erſatz in der nun erlangten Ueberzeugung von der Treue ſeines Dieners und der Keuſchheit ſeiner Ehefrau.

Die Ereigniſſe in dieſer Novelle ſind ziemlich ergötzlich, jedoch erhellt nicht, daß die Liebenden nöthig hatten die Befriedigung ihrer Leidenſchaft durch ſo verwickelte und gefährliche Experimente zu ſuchen. Dieſe Geſchichte findet man nachgeahmt in Ser Giovanni's Pecorone [Giorn. III. nov. 2.]; auch John Davenpoet, ein Schriftſteller des ſiebenzehnten Jahrhunderts hat ſie einem Theil ſeines Luſtſpiels „Die Stadtnachtmütze" (The City Night-cap) zu Grunde gelegt, nämlich dem, der ſich auf Franzisko's Liebeshandel mit Dorothea, dem Weibr Ludoviko's, bezieht. Sie iſt ferner der Mari cocu, battu et content des La Fontaine.

Messire Bon eût voulu que le zèle
De son Valet n'eût été jusques-là;
Mais le voyant si sage et si fidèle
Le bon hommeau, des coups se consola [316]).

Nr. 8. Sismonda, Frau des Arigueeio Berlinghieri, eines florentiner Kaufmannes, verfiel auf eine ſonderbare Liſt, um mit ihrem Geliebten Zuſammenkünfte haben zu können. Sie pflegte nämlich das eine Ende einer Schnur an ihre große Zeh zu binden, während ſie das andere zum Fenſter hinaus hieng und auf die Straße hinunterreichte. Wenn nun der Liebhaber kam, ſo zog er an der Schnur zum Zeichen daß er da ſei, und wenn Sismonda ſie los ließ, ſo war dieß ein Zeichen, daß ihr Mann ſchlief. Da nun Arigueeio einmal dieſe Schnur bemerkt, ſo faßt er Verdacht und während ſeine Frau ſich im Schlafe befindet, macht er ſie los und befeſtigt ſie an ſeinen eigenen Fuß. Bald nachher zieht der Liebhaber daran, worauf Arigueeio hinunter eilt und ihn bis in eine große Entfernung verfolgt. Inzwiſchen wacht ſeine Frau auf und vermuthet, was ſich zugetragen. Sie löſcht daher das Licht aus, begiebt ſich in ein anderes Zimmer und bewegt durch Geſchenke eine ihrer Mägde ihre Stelle einzunehmen, um den erſten Zorn ihres Gemahls auszuhalten, welcher denn auch bei ſeiner Rückkehr ihr das Geſicht durch Schläge entſtellt und ihr das Haar abſchneidet. Hierauf begiebt er ſich zu den Brüdern ſeiner Frau und theilt ihnen mit, wie ſie ſich benommen und wie er ſie beſtraft habe. Dieſe begleiten ihn nun nach Hauſe zurück, entſchloſſen ſie wegen ihres Vergehens noch ſchwerer zu züchtigen, finden ſie aber bei ihrer Ankunft im Hauſe derſelben vollkommen ruhig und ſorgfältig angekleidet bei der Arbeit ſitzen, ohne irgend eine Spur von Verunſtaltung im Geſichte und auch das Haar in der beſten Ordnung. Da dieſe Umſtände von der Erzählung ihres Mannes vollkommen abweichen, ſo wollen ſie auch dem übrigen Theile derſelben keinen Glauben beimeſſen, ſondeen machen ihm ſogar noch die heftigſten Vorwürfe über die ihrer Schweſter zur Laſt gelegten Vergehungen, welche dieſe nun auf eine plauſible Weiſe wegzudemonſtriren weiß.

Bereits in der vierten Novelle dieſes Tages haben wir geſehen, wie eine Frau ſich auf ſinnreiche Weiſe vor ihren Verwandten entſchuldigt und ihren Mann in Schande beingt, ſo wie die Quellen nachgewieſen. Auch die in den obigen Novellen enthaltenen Umſtände des Abſchneidens der Haare und der Subſtituierung der Magd ſind älter als der Decamerone und ſcheinen dem Fablian Les Cheveux Coupés [Le Grand 2, 280] entnommen zu ſein, wo indeß die Liebesintrigue anders als bei Boccaccio entdeckt wird. Ein Galan kommt nämlich in das Zimmer ſeiner Geliebten; der Mann jedoch, der ihn für einen Räuber hält, wirft ihn in einen Zuber und befiehlt ſeiner Frau ihn zu bewachen, bis er ein Licht geholt hat; allein dieſe läßt den Gefangenen entkommen und ſetzt ein Kalb an deſſen Stelle, wird aber dafür von ihrem Manne, ſobald er zurückkehrt, aus dem Hauſe gejagt. Sie bewegt hierauf eine Magd durch Geſchenke, ſich in ihr Haus zu begeben und zu ihrem Manne zu legen, welcher in der Meinung, ſeine Frau ſei wiedergekommen, ihr das Haar abſchneidet; kaum iſt

er indeß eingeſchlafen, ſo kehrt die Frau zurück, nimmt ihren Platz wieder ein und ſubſtituiert den abgeſchnittenen Schwanz des Kalbes an die Stelle des Haares, wodurch ſie ihn am folgenden Morgen überredet, daß das Ganze nur ein Traum geweſen. Dieſe unwahrſcheinliche Geſchichte iſt vielleicht das unmittelbare Original Boccaccio's, jedoch kann man die Ereigniſſe derſelben bis zu den Märchen des Bidpai zurückverfolgen. An einer Stelle der Erzählung von dem Derwiſch und den Räubern (wie ſie nämlich in der Galland'ſchen Ueberſetzung [1, 310.] erſcheint), wird die Frau eines Schuhmachers in einen Liebeshandel entdeckt und an einen Pfeiler gebunden, überredet jedoch eine andere Frau ihre Stelle einzunehmen. Der Mann ſteht nun bei Nacht auf und ſchneidet der Stellvertreterin die Naſe ab, worauf die Frau alsbald wieder ihren Ort einnimmt und mit lauter Stimme zu Gott fleht, ihre Unſchuld durch die Heilung ihrer Wunde zu offenbaren. Die vierzigſte Novelle im zweiten Theile des Malespini und die erſte des Campeggi ſind der Geſchichte des Bidpai ähnlich; ebenſo die 38ſte in den Cent-Nouvelles Nouvelles und eine oder die andere dieſer Bearbeitungen gab wahrſcheinlich die Idee zu einer Stelle in Maſſinger's Guardian (der Vormund), wo Severin den Calipſo die Naſe abſchneidet, indem er ſie im Dunkeln für ſeine Frau Jolante hält [Schmidt S. 75 ff. — Lviſeleur Deslongchamps Fables Ind. p. 33 ff. — v. d. Hagen Geſammtabent. N. 43. vgl. N. 31. — Timoneda Patrañas no. 10.]

Nr. 9. Lidia, die Frau des Nicoſtrato, eines der reichſten Bürger zu Argos, verliebt ſich in einen Diener ihres Gemahls Namens Pyrrhus. Sie theilt ihm durch eine Vertraute ihre Leidenſchaft mit und verlangt Erwiederung derſelben. Pyrrhus hält dieß jedoch für eine Liſt, um ſeine Treue gegen ſeinen Herrn zu prüfen und fordert, ehe er auf ihren Wunſch eingeht, daß ſie zum Zeichen ihrer Aufrichtigkeit den Lieblingsfalken ihres Gemahls tödte, ſo wie auch ihm ein Büſchel aus dem Barte ſeines Gebieters und einen ſeiner Backenzähne überſende. Alles dieß verheißt die Frau und fügt noch freiwillig hinzu, daß ſie ihrem Eheherrn in ſeiner Gegenwart die größte Beſchimpfung anthun wolle, die er nur irgend empfangen konnte. Die zwei erſten Bedingungen nun erfüllt ſie leicht und auch in den Beſitz eines Zahnes ſetzt ſie ſich, indem ſie die Diener ihres Mannes anweiſt, wenn ſie ihn bedienen, den Kopf wegzudrehen und ihn dann zu überreden, daß ſie dieß wegen ſeines üblen Athems thäten, welcher von einem verdorbenen Zahne herkäme; worauf Nicoſtrato ſich dieſen alsbald ausziehen läßt. Um aber ihr freiwilliges Anerbieten zu erfüllen, begiebt ſie ſich eines Tages in Begleitung ihres Ehemannes und des Pyrrhus in den Garten. Letzterer ſteigt laut Verabredung auf einen Birnbaum, von wo aus er zum größten Erſtaunen ſeines Herrn in verwunderte Exklamationen über das unanſtändige Benehmen des Ehepaares ausbricht. Der Herr kann ſich dieſe Geſichtstäuſchung nur durch irgend eine magiſche Eigenſchaft des Baumes erklären und indem er nun ſelbſt die Stelle des Dieners auf demſelben einnimmt, ſchreibt er die alsdann zwiſchen dieſem und ſeiner Frau eintretende Scene gleichfalls einer zauberiſchen Einwirkung zu.

Alles was in dieſer Novelle auf den Birnbaum Bezug hat, entſpricht genau der vierten Lehre im zwölften Capitel des Bahar Danusch: „Die vierte Dame, welche ihre Aufmerkſamkeit dem pilgernden Braminen geſchenkt hatte, ſchickte ihn nach einem Obſtgarten und indem ſie ſelbſt ſich nach Hauſe begabt, ſagte ſie zu ihrem Ehemanne: „Ich habe gehört, daß in einem gewiſſen Garten ſich ein Dattelbaum befindet, deſſen Frucht einen ungewöhnlichen Wohlgeſchmack beſitzt und, was noch ſeltſamer iſt, jeder, der auf denſelben hinaufſteigt, ſieht vielerlei wunderbare Dinge. Wir wollen daher heute einmal nach dieſem Garten gehen, uns einige Datteln abpflücken und auch die anderen Wunder des Baumes in Augenſchein nehmen; ich denke, dieß wird uns nicht reuen." Kurz ſie ſchmeichelte und liebkoſte ihrem Manne ſo lange, bis er nach dem Garten gieng und auf Antrieb ſeiner Frau auf den Baum ſtieg. In dieſem Augenblicke winkte ſie dem Bramin, welcher bereits erwartungsvoll in einem Winkel des Gartens ſaß. Als nun der Ehemann von dem Gipfel des Baumes ſah, was unten vorgieng, rief er voll Wuth aus: „Du ſchamloſe Metze, was thuſt Du da?" Da jedoch die Frau keine Antwort gab, ergriffen die Flammen des Zornes den Ehemann und er begann herabzuſteigen, worauf der Bramin eilig den vierten Abſchnitt der Tirrea Bede vor ſich hin murmelte und dann in größter Schnelligkeit ſeines Weges gieng, ſo daß der Ehemann voll Erſtaunen, Niemand zu erblicken, bei ſich ſelbſt

ſprach: „Fürwahr, was ich geſehen, war Zanbeeei.“ Durch die ſinnende Gebärde ihres Mannes merkte die Frau, was in ihm vorgieng, und begann ihn zu ſchmähen; worauf ſie alsbald ihr Gewand ſchürzte und auf den Baum ſtieg. Kaum hatte ſie den oberſten Zweig erreicht, ſo rief ſie plötzlich aus: „O Du ſchamloſer Mann, was thu'ſt Du da?“ Der Mann aber verſetzte: „Schweige, Weib! Denn der Baum hat die Eigenſchaft, daß, wer auf denſelben ſteigt, Mann oder Frau in ſolchem Thun zu erblicken glaubt.“ Das ſchlaue Weib ſtieg nun herab und ſpeach zu iheem Manne: „Was für ein entzückender Garten und reizender Ort iſt dieß, wo man Früchte pflücken und zugleich die Wunder der Welt ſchauen kann.“ Und ihr Mann erwiederte: „Veenichtung über die Wundee, welche die Menſchen fälſchlich der Ruchloſigkeit zeihen!“ (Scott's Bahar-Danuseh vol. II. p. 64.). Dieß Werk wurde nun zwar erſt lange nach der Zeit des Boccaccio geſchrieden, jedoch ſagt der Verfaſſer desſelben, Inamulla, daß er es einigen Traditionen der Braminen entliehen, welche aber ſchon früher in das Perſiſche und Aeabiſche übertragen und gleich andern morgenländiſchen Märchen, die ſo vielen unſerer alten Geſchichten und Gedichte zur Grundlage gedient haben, durch irgend einen Kreuzfahrer aus dem Oſten nach Europa mögen verpflanzt worden ſein. Und in der That hat mir auch ein ausgezeichneter Orientaliſt mitgetheilt, daß die obige Geſchichte des Bahar Danusch ſich in einem hindoſtaniſchen Werke vorfindet, welches er für älter als Boccaccio hält. Derjenige Theil der Novelle des Decamerone, welcher erzählt, durch welche Liſt die Frau den Zahn ihres Mannes erlangt, ſcheint entweder aus der in den Contes devots enthaltenen Geſchichte D'un Roi, qui voulut faire bruler le fils de son Sénéchal oder aus der 68ſten Erzählung der Cento Novelle Antiche, welche aus jener hervorgegangen, entnommen zu ſein. Die Ereigniſſe bei dem Birnbaum in der Novelle des Boccaccio liegen auch der zweiten Geſchichte in La Fontaine's Gageure des trois Commères zu Grunde, ſo wie ſie auch mit der „Erzählung des Kaufmanns“ bei Chaucer und folglich mit Pope's Januar und Mai einige Aehnlichkeit haben [119]). —

Am Schluſſe des ſiebenten Tages wird erzählt, daß Dioneo und Fiammetta vor dem Abendbrote mit einander die Geſchichte des Arcitas und Palämon ſangen, welche den Stoff von Boccaccio's Gedicht La Teseide, von Chaucer's „Erzählung des Ritters,“ (Knight's Tale), von Fletcher's Drama „Die zwei edlen Verwandten,“ (the two noble Kinsmen), bei welchem ihm Shakeſpeare geholfen haben ſoll, und endlich von Dryden's Palemon and Areite bildet. Wohl keine andere Dichtung oder Sage iſt von einer ſolchen Reihe großer Geiſter bearbeitet worden.

Tag. VIII. enthält Poſſen und Streiche, welche Frauen Männern, oder Männee Frauen odee auch Männer einander ſelbſt ſpielen.

Nr. 1. Ein Deutſcher verliebt ſich in die Frau eines reichen Kaufmannes zu Mailand, welche ihm auch die Befriedigung ſeiner Wünſche für zweihundert Goldgulden verſpeicht. Empört über dieſe Habgier borgt er vom Manne dieß Geld und ſobald dieſer einige Tage ſpätee nach Genua gereiſt iſt, zahlt er ihr in Gegenwart eines Freundes die zweihundert Goldgulden aus mit der Bitte, ſie iheem Manne bei deſſen Rückkehr einzuhändigen. Nachdem er hierauf ſeinen Zweck erreicht hat, theilt er dem Kaufmann bei deſſen Rückkehr mit, daß er in ſeiner Abweſenheit der Frau die geliehene Summe zurückgezahlt, da er derſelben nicht länger bedueft hätte, ſo daß ſie ſich genöthigt ſieht das Geld wieder herauszugeben, indem es ihr in Gegenwart eines Zeugen war gegeben worden. — Dieß iſt Chaucer's „Erzählung des Schiffers oder Geſchichte von Dan John;“ (Shipmanne's Tale or Story of Dan John); es iſt auch La Fontaine's A Femme Avare Galant Escroc [und ein Luſtſpiel desſelben Titels von Collé]. Die oben erzählte Liſt wird auch in Johnſon's Lives of Pirates and Highwaymen dem Hauptmanne Philipp Stafford zugeſchrieben; ja dieß ganze Werk erzählt eine große Zahl von Streichen, die ſich in Boccaccio, Sabadino und Sacchetti finden, woraus man ſieht, daß es eine reine Erfindung iſt, wenn nicht etwa Johnſon's Helden in den italieniſchen Novelliſten Belehrung ſuchten [Schmidt S. 85].

Nr. 2. Ein Prieſter findet Gefallen an der Frau eines Bauern und erhält auch eines Tages in Abweſenheit des Mannes die Befriedigung ſeiner Wünſche, muß jedoch ſeinen Mantel als Unterpfand für eine verſprochene Summe Geldes zurücklaßen. Da der Prieſter jedoch ſpäter wahrnimmt, daß es ihm unmöglich iſt ſich das Geld abzuſparen, einen ſo weſentlichen Theil ſeiner

Kleidung aber nicht länger miſſen kann, ſo leiht er ſich von ſeiner Geliebten ihren Mörſer und ſchickt ihn wieder zu einer Zeit, wo, wie er wußte, ihr Mann zu Hauſe war, wobei er ſich zugleich den als Pfand für den Mörſer zurückgelaßenen Mantel ausbitten läßt, ſo daß die Frau ihn herausgeben muß, indem ſie ihr Recht an denſelben in Gegenwart ihres Mannes nicht geltend machen kann.

Dieſe Geſchichte entlieh Boccaccio wahrſcheinlich aus dem erſten Theile des Fabliau's du Prestre et de la Dame, obgleich er ſeinem Original nicht ganz ſo genau folgt, wie er es ſonſt bei den Geſchichten der Trouveurs thut. In dem genannten Fabliau wird ein Prieſter, welcher der Frau eines Bürgers einen Liebesbeſuch abſtattet, beinah von dem unerwartet anlangenden Ehemanne überraſcht. Er hat eben nur Zeit ſich in einem großen Korbe zu verſtecken, der ſich in einem anſtoßenden Zimmer befindet, läßt jedoch in der Eile ſeinen Mantel liegen. Bald indeß fällt ihm ein, daß er von dem Korbe einen beſſern Gebrauch machen könne, als ſich darin verſteckt zu halten; er ſteigt daher hinaus, trägt ihn keck in die Stube, wo der Bürger mit ſeiner Frau ſitzt, und bittet letztere ihm den für den geliehenen Korb als Pfand zurückgelaßenen Mantel herauszugeben, da er ihr jenen jetzt wiederbringe (Fabliaux par Barbazan ed. Méon 4. p. 181 [219a]).

Nr. 4. Der Probſt von Fieſole verliebt ſich in eine Wittwe, die ſich jedoch durch ſeine ungeſtümen Bewerbungen ſehr beläſtigt fühlt, da er alt und widerlich iſt. Um ihn los zu werden thut ſie endlich, als wolle ſie ſeinen Wünſchen nachkommen, und bittet ihn den folgenden Abend zu ihr zu kommen, ſubſtituiert jedoch ſtatt ihrer ſelbſt eine höchſt garſtige Magd, was er in der Dunkelheit nicht wahrnimmt. Inzwiſchen ſchickt die Wittwe nach dem Biſchof, nach deſſen Ankunft die ganze Hausgeſellſchaft mit Lichtern das Zimmer betritt und der Prieſter zu gleicher Zeit den Anblick ſeines Vorgeſetzten und des Schenſals genießt, für welches er ſo ſeinen Ruf geopfert hat.

Dieſe Geſchichte iſt mit geringer Abweichung aus dem Fabliau Le Prêtre et Alison von dem Trouveur Guillaume le Normand entnommen [Le Grand 4. p. 297]; ſie iſt auch die 47ſte Novelle im zweiten Theile des Bandello.

Nr. 7. Ein junger Mann, der zu Paris ſtudiert hat, verliebt ſich bei ſeiner Rückkunft nach Florenz in eine junge Wittwe, die auch bald von ſeiner Leidenſchaft Kenntniß erhält, ihn jedoch, da ſie bereits einen andern Liebhaber hat, anzuführen beſchließt. Sie läßt ihm nämlich durch eine Magd ſagen, daß er des Abends zu ihr kommen und in einem Hofe bei dem Hauſe ſo lange warten möchte, bis man ihn einließe. Dort nun harrt er auch wirklich in tiefem Schnee (denn es war Winter) und hofft jeden Augenblick gerufen zu werden, während die Frau und ihr Galan, den ſie abſichtlich beſtellt hatte, ſich über die Leichtgläubigkeit des armen Studenten luſtig machen. Zuerſt nämlich läßt ſie ihn wiſſen, daß ihr Bruder bei ihr wäre, jedoch bald fortgehen würde; dann aber gegen Morgen, daß er gehen könne, da der Bruder die ganze Nacht dageblieben wäre. Der Student kehrt nun nach Hauſe zurück, faſt todt vor Kälte und feſt entſchloſſen für den ihm geſpielten Streich, den er endlich merkt, vollſtändige Rache zu nehmen. — Nach einigen Monaten nun ſieht ſich die Dame von ihrem bisherigen Liebhaber verlaßen und wendet ſich an den Studenten, damit er ihr durch Zauberkunſte, in denen ſie ihn erfahren glaubte, die Zuneigung des Erſtern wieder verſchaffe. Der Student thut, als willige er in ihr Verlangen, und ſchickt ihr eine zinnerne Figur, mit der ſie ſich dreimal im Fluſſe baden, dann auf das Dach irgend eines verlaßenen Hauſes ſteigen und daſelbſt bleiben ſoll, bis zwei Jungfrauen erſcheinen und ſie nach ihrem Begehr fragen würden. Demgemäß begiebt ſich die Dame auf ein ihr gehöriges Landgut, taucht dreimal um Mitternacht im Arno unter und ſteigt alsdann auf das Dach eines unbewohnten Thurmes in der Nachbarſchaft, worauf der nicht weit davon ſich verſteckt haltende Student die Leiter wegnimmt, vermittelſt deren ſie hinauf gelangt iſt. Demnächſt folgt ein langes Zwiegeſpräch, in welchem er ihr Vorwürfe macht über den ihm geſpielten Streich, ſie aber ihn bittet ihr zu verzeihen und ſie hinabſteigen zu laßen. Dieß jedoch wird ihr erſt am folgenden Abend geſtattet, zu welcher Zeit ihre Haut durch die Biſſe der Inſekten und die Sonnenglut über und über geborſten und mit Blaſen bedeckt iſt.

Einige der Kommentatoren des Decamerone führen an, daß die in dieſer Novelle in Bezug auf den Studenten erzählten Vorfälle dem Boccaccio ſelbſt zugeſtoßen, die Wittwe aber die

nämliche sei, die er in seinem Laberinto d'Amore eingeführt hat; und die ungewöhnliche Genauigkeit, mit welcher die Einzelheiten dieser Novelle geschildert werden, verleiht in der That jener Meinung einige Wahrscheinlichkeit. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls liegt diese Erzählung der Geschichte in dem Diable Boiteux des Le Sage [ch. 8] zu Grunde, wo die Geliebte des Patriee, Namens Luisita, diesen eine ganze Nacht lang auf der Straße vor ihren Fenstern harren läßt, indem sie fälschlich vorgiebt, ihr Bruder Don Gaspard befinde sich im Hause und sie könne ihn nicht eher einlaßen, als bis dieser fort wäre.

Nr. 8. Zwei sehr vertraute Freunde, Namens Zeppa und Spinelloccio, sind beide verheirathet und wohnen in Sienna. Letzterer, der sich häufig im Hause Zeppa's befindet, unterhält längere Zeit hindurch mit der Frau desselben einen Liebeshandel; eines Tages jedoch sieht ihn Zeppa, den man für abwesend hält, in das Zimmer seines Weibes treten. Sobald Spinelloccio nach Hause zurückgekehrt ist, macht Zeppa seiner Frau heftige Vorwürfe, indeß ist er geneigt ihr zu vergeben, wenn sie ihren Galan den nächsten Tag wieder zu sich laden und ihn dann unter dem Vorwande, sie höre ihren Mann kommen, in einen Kasten einschließen wolle. Dieß geschieht auch wirklich, worauf Zeppa die Frau des Spinelloccio holen läßt, sie in dem Zimmer, wo ihr Mann sich befindet, von dem Betragen desselben in Kenntniß setzt und demnächst zu einer entsprechenden Rache überredet. Spinelloccio wird alsdann aus seinem Verstecke hervorgezogen und alle vier speisen hierauf in größtmöglicher Eintracht zu Abend, welches gute Einverständniß denn auch späterhin immer fortdauerte.

Diese Geschichte befindet sich in dem Dolopatos des Hebers, wurde aber von Boccaccio wahrscheinlich dem Schlusse des Fabliau Constant Duhamel [Le Grand 4, 226.] entnommen. Dort nämlich versuchen ein Priester, ein Prévot und ein Forstmeister die Frau eines Bauern zu verführen, so daß ihr Mann eine dreifache Rache auszuüben hat, obwohl die Frau den Bewerbungen ihrer Liebhaber kein Gehör geschenkt, sondern sie auf schlaue Weise der Reihe nach in eine Tonne mit Federn einsperrt [Aehnlich ist in Morlini Novellae no. 72b]. Dieses Fablian gründet sich seinerseits wahrscheinlich wieder auf irgend eine morgenländische Geschichte, wie z. B. die von Aruja in 1001 Tag [Tag 146ff.], wo eine Frau, um deren Gunst sich ein Kadi, ein Doktor und der Gouverneur der Stadt bewerben, diese sämmtlich vor einander beschämt.

Nach Persien war diese Geschichte wahrscheinlich aus Indien gekommen, da in dem Bahar Danusch eine ähnliche erzählt wird: „Gohera sah wie ihr Ehemann Hussum vor den Cutwal [d. i. Polizeimeister] zum Verhöre geführt wurde. Sie folgte ihm nach und bat den Cutwal ihn frei zu geben, was jedoch dieser abschlug, außer wenn sie sich seinen Umarmungen Preis geben wollte. Alsdann begab sie sich zu dem Cauzi [oder Richter] und bat ihn um seinen Beistand; dieser jedoch wollte ihn nur unter denselben Bedingungen gewähren wie der Cutwal. Sie willigte nun scheindar ein und bestimmte ihm eine Zeit, wann er sie in ihrem Hause besuchen sollte; alsdann begab sie sich zu dem Cutwal und bestellte auch diesen zu gleichem Zwecke. Bei Nacht erscheint der Cauzi und bringt Vorräthe mit zu einem Mahle, wird jedoch dabei durch ein Pochen an die Thur gestört. Voll Furcht entdeckt zu werden bittet er Gohera ihn zu verbergen, worauf diese ihm einen großen Krug zeigt, in welchen er kriecht und vermittelst des zugemachten Deckels eingesperrt wird. Der Cutwal tritt nun ein, wird jedoch gleichfalls durch ein Klopfen gestört und von Gohra demnächst in einen Kasten eingeschlossen. Am nächsten Morgen miethet sie Lastträger und läßt die würdigen Richter vor den Sultan bringen, welcher sie streng bestraft und Hussum in Freiheit setzt" [Scott's Bahar Danusch vol. III. Appendix]. Die Novelle des Decamerone ist in La Fontaine's Faiseur d'Oreilles et le Raccommodeur de Moules aufgenommen [320]).

Nr. 10. „Es war, sagt Boccaccio, und ist vielleicht noch in allen Seehäfen Sitte, daß alle Kaufleute, die daselbst mit Waaren anlangen, diese beim Ausladen in ein öffentliches, der Stadt oder dem Herrn derselben gehöriges Zollhaus bringen laßen," worauf die Güter mit genauer Angabe ihrer Beschaffenheit und ihres Werthes in ein Register eingetragen wurden. Da dieser Nachweis für Jedermann offen lag, so benutzten ihn zu Palermo ganz insbesondere viele schöne Einwohnerinnen dieser Stadt, welche die reichen Fremden in ihre Schlingen zu ziehen suchten. So geschah es denn auch einmal, daß ein junger Florentiner, Namens Salabaetto, welcher von

seinem Herrn nach Palermo geschickt worden war, um daselbst für etwa fünfhundert Goldgulden Tuch abzusetzen, bald die Aufmerksamkeit eines Frauenzimmers auf sich zog, die sich Signora Jancofiore nannte. Sie schickte daher eines Tages eine Magd zu ihm, welche ihm mittheilen sollte, wie sehr ihre Herrin in ihn verliebt sei [321]) und daß sie wünsche, mit ihm in einem öffentlichen Bade zusammenzutreffen. Dort nun und nachher in ihrem eigenen Hause, welches als sehr prächtig eingerichtet beschrieben wird, spielt sie die Rolle einer Dame von Rang und Vermögen. Endlich nachdem sie den Florentiner vollkommen in ihre Fesseln geschlagen hat, tritt sie eines Abends, da er eben bei ihr war, einen Thränenstrom vergießend in das Zimmer und theilt ihm mit, daß sie eben von ihrem Bruder Briefe erhalten mit der Nachricht, es wäre um seinen Kopf geschehen, wenn sie ihm nicht innerhalb acht Tagen tausend Gulden überschicken könne. Da sie nun hinzufügte, sie vermöchte nicht die ganze Summe innerhalb der genannten Zeit anzuschaffen, so ist der wackere Florentiner bereit ihr die fünfhundert Gulden vorzustrecken, die er eben für das verkaufte Tuch erhalten. Sobald sie sich aber in dem Besitze dieser Summe sieht, meidet sie die häufigen Zusammenkünfte mit ihm, bis er endlich, nachdem er lange vergeblich auf die Rückzahlung des Geldes gewartet, wahrnimmt, daß er betrogen worden ist. Indeß hatte er keinen Beweis der Schuld in Händen und da er nach Florenz zurückzukehren fürchtet, begiebt er sich nach Neapel, woselbst sich zur Zeit sein Freund Canigiany, Schatzmeister der griechischen Kaiserin, aufhielt. Auf den Rath desselben kehrt er nun mit einer großen Anzahl von Fässern und Ballen nach Palermo zurück und läßt sie in die Register des öffentlichen Magazins als eine Ladung Oel und Tuch eintragen, worauf er die Bekanntschaft mit seiner frühern Geliebten wieder aufnimmt und mit ihren Entschuldigungen zufrieden scheint. Da Jancofiore vernimmt, daß sein diesmaliger Waarentransport auf ungefähr zweitausend Gulden geschätzt würde und er noch werthvollere Zufuhren erwartete, so hofft sie eine noch reichere Beute als die bisherige zu erwerben und zahlt daher dem Florentiner die früher geliehenen fünfhundert Gulden zurück, damit er keinen Verdacht in ihre Redlichkeit setze. Damit noch nicht zufrieden leiht er von ihr unter dem Vorwande, daß eins seiner Schiffe von Seeräubern genommen worden wäre, auf den in dem öffentlichen Waarenlager befindlichen Oelvorrath noch tausend Gulden und begiebt sich dann mit dieser Summe ohne Wissen seiner Geliebten nach Florenz zurück. Nachdem sie einige Zeit vergeblich gewartet, läßt sie die zurückgebliebenen Fässer und Ballen öffnen und findet erstere mit Seewasser und einem wenig obenauf schwimmenden Oel, letztere hingegen mit Werg angefüllt.

Die Quelle dieser Geschichte nun befindet sich in der Disciplina Clericalis [c. 16.], woselbst Jemand einem betrügerischen Freunde eine Summe Geldes leiht und dieser die Rückzahlung verweigert. Jener veranlaßt daher einen andern Bekannten einige Koffer mit Steinen anzufüllen und diesen vorgeblichen Schatz dem Betrüger zur Aufbewahrung zu übergeben. Während sich nun diese Beiden besprechen, kommt der Hintergangene und fordert noch einmal die Zurückerstattung der ihm schuldigen Summe, welche er denn jetzt auch erlangt, da der Betrüger in dem Manne, mit welchem er eben verhandelt, keinen Verdacht gegen seine Redlichkeit erwecken will. Diese Geschichte stammt wahrscheinlich, gleich den meisten anderen Erzählungen des Alfonsus, aus dem Morgenlande, da sich eine ähnliche in 1001 Nacht [Ali Chodschah, Kaufmann zu Bagdad: Nacht 386 ff. Breslau] befindet. Aus der Disc. Cler. kam sie zu den Trouveurs [Le Grand Jugement sur les barils etc. so wie in die Gesta Rom. [c. 118] und in die Cento Novelle Antiche [no. 74.]. Boccaccio entnahm sie wahrscheinlich aus letzterm Werke, wo sie in der ihr von Petrus Alfonsus gegebenen Form das dritte Beispiel derjenigen bildet, welche in dem Trachten nach größerem Besitz verlieren, was sie haben („Qui conta de certi che per cercar del meglio perderono del tutto"). Die Novelle des Boccaccio gleicht einigermaßen einem Theile von Beaumont und Fletcher's Lustspiele: Rule a Wife and have a Wife (Regier' Dein Weib, dann hast Du ein Weib), wo Estifania, eine Buhlerin, den Michael Perez in ihre Schlingen lockt, indem sie sich für eine vornehme Dame ausgiebt, nachher jedoch sich selbst in Betreff des Inhaltes der Schmuckkästchen betrogen sieht. Vergl. auch Sacchetti no. 198. [Schmidt S. 91 ff. — Gräße zu den Gesta Rom. c. 118.]. —

Tag IX enthält Novellen, die von der Gesellschaft über beliebige Gegenstände erzählt wer-

den, jedoch meiſt denen des vorhergehenden Tages gleichen

Nr. 1. Eine Wittwe von Pitoſa hat zwei Liebhaber, Namens Rinuccio und Aleſſandro, von denen ihr jedoch keiner ſehr angenehm iſt. Da nun gerade zu einer Zeit, wo ſie von ihnen ganz beſonders beſtürmt wird, ein Mann von ruchloſem Charakter und widerlicher Häßlichkeit, Namens Scannadio, verſtirbt, ſo nimmt die Wittwe dieſe Gelegenheit wahr, ſich von ihren Liebhabern zu befreien, indem ſie dieſelben um einen Dienſt erſuchen will, den ſie ihrer Meinung nach ihr abſchlagen würden. Sie theilt nämlich dem Aleſſandro mit, daß der Leichnam des Scannadio für einen gewiſſen ſpäter zu erklärenden Behuf von einem ihrer Verwandten in ihre Wohnung gebracht werden würde; da ihr jedoch vor einem ſolchen Hausgenoſſen graue, ſo wolle ſie ihm, nämlich dem Aleſſandro, ihre Liebe ſchenken, wenn er in den Todtenkleidern des Scannadio die Stelle desſelben in dem Sarge einnehmen und ſich ſtatt ſeiner zu ihr ſchaffen laßen wollte. Den Rinuccio hingegen läßt ſie bitten den Leichnam des Scannadio um Mitternacht in ihr Haus zu bringen. Jedoch ihrer Erwartung entgegen zeigen ſich beide Liebhaber bereit ihre Wünſche zu erfüllen. Sie wartet daher in der Nacht den Ausgang ab und erblickt bald den Rinuccio, wie er den in die Leichentücher des Scannadio gehüllten Aleſſandro getragen bringt. Beim Herannahen einiger Nachtwächter mit einem Lichte wirft indeß Rinuccio ſeine Bürde weg und läuft davon, während Alexander in den Leichengewändern nach Hauſe zurückkehrt. Den folgenden Tag beanſpruchen nun beide Liebhaber die Gunſt der Wittwe, ſehen ſich jedoch abgewieſen, da Letztere ſo thut als glaube ſie, jene hatten auch nicht einmal den Verſuch gemacht ihre Befehle auszuführen.

In einer alten engliſchen Ballade macht eine Priorin von einem ähnlichen Mitel Gebrauch um ihre drei Liebhaber, einen Ritter, einen Prälaten und einen Bürger, loszuwerden. Sie verſpricht dem erſten ihre Gunſt, wenn er in einer Kapelle die ganze Nacht hindurch in Leichengewändern als Todter liegen will; hierauf erſucht ſie den Geiſtlichen, über dem Leichnam, den ſie für den ihres nicht gehörig beerdigten Vetters ausgiebt, Meſſe zu leſen; den Kaufmann endlich heißt ſie den Todten zu ihr in's Haus bringen, da ſie ihn nicht eher wolle begraben laßen, als bis die Freunde desſelben ihr eine Schuld für ihn bezahlten, und um den Prieſter zu erſchrecken, räth ſie ihm ſich als Teufel zu verkleiden. Die Liebhaber treffen nun ſämmtlich in der Kapelle zuſammen, worauf der Ritter und der Geiſtliche davonlaufen und daher auch der Kaufmann ſeinen Auftrag nicht ausführen kann, ſo daß ſie ſämmtlich wegen des nichterfüllten an ſie geſtellten Begehrs von ihrer Geliebten abgewieſen werden. Dieſes Gedicht trägt den Titel: „Die Priorin und ihre drei Bewerber" (the Pryorys and her Three Wooyrs) und iſt in Jamieſon's Popular Ballads [1, 249.] nach einer Lydgate zugeſchriebenen Handſchrift, die ſich im Britiſchen Muſeum befindet, herausgegeben worden [Vgl. auch einige auffallend ähnliche Züge in J. W. Wolf's Niederländiſchen Sagen Nr. 429 und S. 489 ff.].

Nr. 2 iſt der Psautier des La Fontaine [findet ſich auch in der dritten Branche des Renard le Contrefait. — Morlini Novellae no. 40. — Stephanus Apol. pour Herodot, c. 21, 3. [332])].

Nr. 6. Ein armer Mann, welcher in dem Bezirke von Mugnone bei Florenz ein kleines Wirthshaus unterhielt, beſaß eine hübſche Tochter, die Niccoloſa hieß und in welche ſich ein junger Florentiner, Namens Pinuccio, verliebte. Da ſeine Neigung erwiedert wurde, ſo macht er ſich eines Tages mit ſeinem Freunde Adriano, dem er ſein Geheimniß mittheilt, auf den Weg nach dem Hauſe ſeiner Geliebten und richtet es ſo ein, daß er erſt ſpät des Abends dort anlangt, wodurch er einen Vorwand bekommt daſelbſt ſein Nachtquartier zu nehmen. Er wird nun nebſt ſeinem Freunde in einem der drei Betten untergebracht, die ſich in der Stube befinden und von denen der Wirth und ſeine Frau das andere, Niccoloſa aber das dritte einnahm. Sodald Pinuccio das Ehepaar eingeſchlafen glaubt, begiebt er ſich ganz leiſe zu Niccoloſa, während auch Adriano bald nachher aufſteht, aber zufällig eine Wiege, die neben dem Bette des Wirthes ſteht, weg und an das ſeinige ſetzt. Hierauf verläßt auch die Wirthin ihr Lager und da ſie bei ihrer Rückkunft die Wiege vermißt, ſo glaubt ſie fehl gegangen zu ſein und geräth gerade dadurch in den Irrthum, den ſie zu vermeiden wünſcht, ſo daß Adriano, den ſie für ihren Ehemann hält, hinlänglichen Erſatz findet für die Bemühung ſeinen Freund begleitet zu haben. Pinuccio will nun in ſein Bett zurückkehren und da auch ihn

die Wiege irre leitet, ſo legt er ſich zu dem Wirthe, von dem er glaubt, es ſei Adriano, und erzählt ihm wie er die Nacht zugebracht hat. Der erzürnte Vater verräth ſich durch ſeine Drohungen, ſo daß die Wirthin, welche dieß hört und noch immer g'aubt ſie, befände ſich bei ihrem Manne, gegen Adriano bemerkt, ihre Gäſte müßten wohl zanken. Da jetzt Adriano für gerathen hält, ſie auf ihr Verſehen aufmerkſam zu machen, ſo verläßt ſie alsbald ſein Bett und ſchlupft in das ihrer Tochter, worauf ſie ihren Mann ruft und ihn fragt, was los ſei. Dieſer theilt ihr mit, was er ſo eben von Pinuccio vernommen, worauf ſie behauptet, dieß könne nicht ſein, denn ſie habe die ganze Nacht bei ihrer Tochter gelegen und kein Auge zugethan Sobald Adriano dieſe Unterhaltung hört, ruft ee alsbald ſeinem Freunde zu, es ſei doch wirklich traurig, daß er ſeine Gewohnheit, im Schlafe umherzugehen und zu ſprechen, nicht los werden könne; und Pinuccio, um dieß zu beſtätigen, ſpricht nun noch eine Zeit lang auf eine höchſt unzuſammenhängende Weiſe, worauf er ſich ſtellt, als erwache er plötzlich. Dieß beruhigt den Wirth, der ſo über ſeine doppelte Schande in ſteter Unwiſſenheit bleibt.

Dieſe Geſchichte iſt einem alten Fabliau des Trouveur's Jean de Boves entnommen, betitelt: De Gombert et des deux Cleres. In dieſem begeben ſich zwei Studenten nach der Mühle, um ihr Korn mahlen zu laßen. Der Müller thut als wäre er nicht zu Hauſe, und während ſie ihn im Walde ſuchen, ſtiehlt er das Korn, ohne daß ihn jedoch jene deshalb in Verdacht haben. Die Nachtſcene entſpricht der im Decamerone, ausgenommen daß einer der Studenten die Wiege abſichtlich wegſetzt, um die Frau des Müllers irre zu führen. Die Kataſtrophe iſt jedoch verſchieden; denn während der Müller mit dem andern Studenten wegen deſſen, was dieſer ihm unbewußt mittheilt, in Streit geräth, macht er Licht und entdeckt ſo, wo ſeine Frau ſich befindet. Er gebraucht daher gegen ſie eine ſehr energiſche Sprache, worauf ſie jedoch antwortet, das was ſie gethan, wäre unabſichtlich geſchehen, was er aber von ſeinem Korndiebſtahle nicht ſagen könne.

Die „Erzählung des Hausmeiers" (the Reve's Tale) bei Chaucer ſcheint aus dem Fabliau und der Novelle des Boccaccio zuſammengeſetzt zu ſein, von denen ſie jedoch dem erſtern am meiſten gleicht, obwohl ſie in einigen wenigen Zügen von beiden abweicht. Ein Müller nämlich beraubt zwei Cambridger Studenten ihres Kornes, indem er ihr Pferd laufen läßt. Sie eilen demſelben nach, finden aber, ſobald ſie zurückkommen, daß das Korn fort iſt. Da ſie Verdacht auf den Müller haben, ſo begeben ſie ſich eines Abends wieder nach der Mühle in der Abſicht ſich zu rächen. Einer von ihnen ſetzt die Wiege abſichtlich weg, indem der andere bei der Tochter des Müllers liegt. Während des Streites hält die Müllerin ihren Mann für einen der Studenten und ſchlägt ihn zu Boden, worauf ihn die Studenten tüchtig durchprügeln und dann mit dem Korne davonreiten; ein Schluß, der keineswegs ſo ſinnreich iſt wie der des Fabliau's oder des Decamerone. Die Novelle des letztern iſt nachgeahmt in den Cent Nouvelles Nouvelles und in La Fontaine's Berceau [323]).

Nr. 9. Zwei junge Leute ziehen nach Jeruſalem, um den König Salomon um Rath zu fragen, da der eine zu wiſſen wünſcht, wie er ſich Liebe erwerben, der andere aber, wie er ein böſes Weib am beſten regieren könne. Dem erſtern räth Salomon, Andere zu lieben, dem zweiten hingegen, er ſolle ſich an die Gänſebrücke (Ponte all' Oca) begeben. Letzterer Rath iſt beiden gleich räthſelhaft, jedoch finden ſie auf ihrer Rückkehr nach Hauſe die Erklärung desſelben, denn indem ſie an die Brücke dieſes Namens kommen, treffen ſie dort eine Anzahl Karawanen und Maulthiere, von welchen letzteren eins, da es ſich ſtörriſch zeigt, durch ſeinen Heren vermittelſt eines Stockes vorwärts getrieben wird. Da nun auf dieſe Weiſe Salomons Rath erklärt iſt, ſo befolgt ihn der, welcher ihn erhalten hat und zwar mit vollkommenem Erfolge [Schmidt S. 98 ff. Dieſe Geſchichte hat auch Ser Giovanni V, 2].

In allen italieniſchen Novelliſten nun aber leſen wir, wie Ehemänner dieſe Art von Regiment handhaben, und immer wird dieß mit Beifall erwähnt. Auch in vielen Fabliaux, wie z. B. in dem de la Dame qui fut corrigée [Le Grand 3, 204.], iſt der Stock ein Hauptmittel zur Beförderung des häuslichen Glückes. Freilich mag es ſonderbar ſcheinen, daß eine Zeit, deren Hauptmerkmal die Verehrung des weiblichen Geſchlechtes war, ſich gerade als der Anfangspunkt einer langen Reihe von ſpaßhaften Geſchichten erweiſt, denen die Maxime zu Grunde liegt, daß körperliche Züchtigung erfoederlich iſt um die Hartnäckigkeit böſer Weiber zu brechen oder die Tu-

gend anderer zu kräftigen. „La mauvaise femme convient il battre et la bonne aussi a fin qu'elle ne se change“ iſt ein Grundſatz, den der Roman Milles et Amys aufſtellt, welcher in der glänzendſten Periode des Ritterthumes geſchrieben wurde[328a]).

Nr. 10 iſt dem Fabliau des Trouveur's Rutebeuf entnommen, welches betitelt iſt De la Demoiselle qui vouloit voler [Le Grand 4, 316], wo ein Student, unter dem Vorgeben einer Dame Flügel und Federn zu verleihen, damit ſie fliegen konne, faſt ebenſo verfährt wie der Prieſter von Varletta. Dieß iſt La Fontaine's La Jument du Compère Pierre [und l'Incantesimo in Caſti's Novelle Gallanti]. —

Tag X. enthält Geſchichten von Solchen, welche in Liebesangelegenheiten oder bei anderen Veranlaßungen ſich freigebig oder edelmüthig erweiſen.

Nr. 1. Ein italieniſcher Edelmann Namens Ruggieri tritt in den Dienſt des Königs von Spanien Alfons. Er bemerkt bald, daß ſein Gebieter gegen Andere im höchſten Grade freigebig, iſt und da er glaubt daß ſeine eigenen Verdienſte nicht hinlänglich belohnt werden, ſo bittet er um Erlaubniß in ſeine Heimat zurückkehren zu dürfen. Der König ertheilt ſie ihm und ſchenkt ihm ein ſchönes Maulthier zur Reiſe, ſchickt jedoch einen Diener ab, damit er ſich dem Edelmanne unterweges anſchließe und Acht habe, ob er ſich über die ihm gewordene Behandlung beklage, um ihn in dieſem Falle wieder an den Hof zu bringen. Es geſchieht nun zufällig, daß das Maulthier mitten in einem Fluſſe ſtehen bleibt und nicht weiter gehen will, worauf Ruggieri ausruft, es gliche demjenigen, der es ihm geſchenkt. In Folge deſſen muß Ruggieri umkehren und, vor den König gebracht, wird er von dieſem gefragt, warum er ihn mit dem Maulthiere verglichen. „Deswegen, antwortet Ruggieri, weil es nicht ſtehen blieb, wo es ſollte, und ſtehen blieb, wo es nicht ſollte; und auch du giebſt wo es nicht ziemend iſt und erweiſeſt dich karg wo es Recht wäre zu geben.“ Sobald der König dieß vernimmt, erwiedert er, es wäre nur Ruggieri's böſes Geſchick, welches ihn bisher von der Freigebigkeit des Königs ausgeſchloſſen, und führt ihn hierauf in einen Saal, woſelbſt er ihm zwei verſchloſſene Koffee zeigt, von denen der eine voll Erde iſt, der andere hingegen die Krone, das Szepter nebſt vielen koſtbaren Edelſteinen enthält. Alfons ſagt ihm, er könne nehmen, welchen er wolle, und da nun Ruggieri zufällig den mit Erde angefüllten wählt, ſo findet der König darin eine Beſtätigung deſſen, was er geſagt, ſchenkt ihm aber alsdann den Koffer mit den Koſtbarkeiten und geſtattet ihm nach Italien zurückzukehren.

Die Grundzüge dieſer Novelle nun kann man bereits in dem Barlaam und Joſaphat des heiligen Johannes von Damaskus finden. Dort wird nämlich erzählt, daß einſt ein König vier Käſtchen machen ließ, von denen zwei über und über vergoldet und mit goldenen Schlöſſern verſehen, von ihm aber mit vermoderten Todtengebeinen angefüllt wurden; die anderen beiden hingegen befahl er mit Pech zu beſchmieren und mit Stricken zuzubinden, füllte ſie jedoch mit koſtlichen Edelſteinen und herrlich duftenden Salben. Nachdem er alsdann ſeine Großen herbeigerufen, fragte er ſie, welche von den Käſtchen ſie für die werthvollſten hielten, und dieſe erklärten ſich für die goldenen, während ſie die anderen mit Verachtung anſahen. „Ich ſah voraus, ſprach nun der König, was ihr ſagen wurdet, denn ihr ſehet nur mit den ſinnlichen Augen; wenn wir aber über Werth oder Unwerth entſcheiden wollen, müſſen wir mit den geiſtigen Augen ſchauen,“ und alsbald öffnete er die goldenen Kaſtchen, welche nun einen unerträglichen Geſtank verbreiteten und alle Gegenwärtigen mit Grauen erfüllten.

Dieſe Parabel befindet ſich demnächſt im Capitel 109. der Gesta Romanorum. Dort findet nämlich ein Gaſtwirth einen ausgehöhlten Baumſtamm mit Geld, und da der Eigenthümer zufällig zu ihm kommt und ſeinen Verluſt erwähnt, ſo will jener erſt den Willen der Vorſehung erforſchen, ob er den Schatz wiedergeben ſolle, und läßt zu dieſem Behufe drei Paſteten machen, von denen er eine mit Erde, die andere mit Todtengebeinen und die dritte mit dem Gelde anfüllt, worauf der Eigenthümer des letztern, dem er die Wahl freiſtellt, erſt nach dem mit Erde und dann nach dem mit den Knochen angefüllten Backwerke greift, ſo daß der Gaſtwirth einen Schluß zu ſeinen eigenen Gunſten zieht. Dieſe Geſchichte kam nun zu Boccaccio mit den weiteren Abänderungen, die ſie in den Cento Novelle Antiche [no. 65.] erhalten; ferner wird ſie mit den Umſtänden des Decamerone ſowohl in dem Speculum Historiale [l. XIV. f. 196. Ven. 1591] als in Gower's Confessio Amantis [l. 5.] wieder-

erzählt, welcher Letztere eine Chronik (cronikil) als seine Quelle nennt. Hierauf gieng es in die englischen Gesta Romanorum [no. 99.] über, wo einer Dame drei Kästchen zur Wahl angeboten weeden, von denen das goldene mit Todtenknochen, das silberne mit Erde und Würmern und das bleierne mit Edelsteinen angefüllt ist. Aus diesem letztern Werke entlieh wahrscheinlich Shakespeare die Geschichte mit den Kästchen, welche er im Kaufmanne von Venedig benutzt hat [vergl. oben Anm 74. Der erste Theil der Novelle findet sich schon in Busone da Gubbio's Fortunatus Siculus l. 2. c. 17. [824])].

Nr. 5. Dianora, die Frau eines reichen Mannes zu Udine in Friaul, welche ihren zudringlichen Liebhaber Ansaldo loszuwerden wünscht, läßt ihn wissen, daß sie ihm ihee Gunst schenken würde, wenn ee mitten im Januar, der sich eben näherte, einen Garten hecvorbrächte, so frisch und blühend wie im Monat Mai. Dieser Bedingung, deren Erfüllung sie für unmöglich hält, kommt Ansaldo gleichwohl durch Hülfe eines Zauberers nach, so daß sie sich in größter Niedergeschlagenheit zu ihrem Manne begiebt und ihn von dem geschlossenen Handel in Kenntniß setzt. Da ihr dieser jedoch befiehlt unter keinen Umständen ihr Wort zu brechen, so geht sie zu Ansaldo und theilt ihm den Ausspruch ihres Gemahles mit; Ansaldo indeß, gerührt von ihrer Betrübniß und der Großmuth jenes, macht von ihrem Anerbieten keinen Gebrauch und der Zauberer lehnt die bedungene Belohnung seiner Dienste ab.

Manni demerkt, daß diese Novelle sich wahrscheinlich auf eine zur Zeit Boccaccio's umlaufende (und später von Trithemius eewähnte) Geschichte gründe, der zufolge ein jüdischer Arzt im Jahre 876 mitten im Winter einen Garten voll blühender Bäume und Blumen vor einer zahlreichen und glänzenden Gesellschaft durch Zauderei hervorbrachte [825]). Die obige Novelle jedoch war eben sowohl wie die vierte des gegenwärtigen Tages schon von Boccaccio selbst in dem fünften Buche des Filocopo erzählt worden, welcher die Liebesgeschichte von Flos und Blancflos enthält und wo bei der Ankunft des Helden in Neapel daselbst unter anderen Fragen auch die über den respektiven Werth der Ehemänner und der Liebhaber erörtert wird. Auf die Novelle des Boccaccio gründet sich auch die Quelle von Chaucer's „Erzählung des Freisassen" (the Frankeleine's Tale), welche jener ganz genau entspricht, außer daß die Dame begehrt, ihr Liebhaber solle die Felsen von der Küste von Bretagne wegversetzen. Eine ähnliche Geschichte findet sich jedoch nach Tyrwhitt auch in einem alten bretonischen Lay, welches, wie er glaubt, die unmittelbare Quelle des englischen Dichters sein mag. Boccaccio's Novelle aber liegt ohne Zweifel dem zwölften Gesange des Orlando Inamorato zu Grunde, wo eine Dame sie dem Rinaldo erzählt, während er sie auf einer Reise geleitet. Iroldo nämlich, ein babylonischer Ritter, hatte eine Frau, welche Tisbina hieß und von einem jungen Manne, Namens Prasildo, geliebt wurde. Um sich aber von den ungestümen Bewerbungen ihres Anbeters zu befreien, erbietet sie sich seine Neigung zu erwiedern, wenn er ihr aus einem bezauberten Garten, der sich in einem Walde an den Gränzen der Lombardei befand, einen Zweig von einem dort wachsenden Baume brächte, dessen Blüthen Perlen, die Früchte Smaragde und die Zweige Gold waren. Der Liebhaber macht sich daher auf den Weg und begegnet auf der Reise einem alten Manne, welcher ihn belehrt, wie er ungefährdet in den Garten gelangen und mit einem Spiegel, den er ihm giebt, die denselben bewachende Meduse verscheuchen könne. Nachdem Prasildo auf diese Weise die ihm gestellten Bedingungen eefüllt hat und nun seinen Lohn verlangt, wird Tisbina von ihrem Gemahle angewiesen, ihm denselben nicht vorzuenthalten; indeß lehnt Prasildo ihn nun ab und schickt Tisbina zu ihrem Gatten zurück. Iroldo aber, der sich an Edelmuth nicht will übertreffen laßen, beharrt darauf sein Weib dem Prasildo abzutreten und verläßt dann Babylon fur immer, da er den Anblick des Glückes, das er selbst geschaffen, nicht zu ertragen vermag.

Die Novelle des Boccaccio ist auch nach der Meinung des Herausgebers von Beaumont und Fletcher's Werken die Quelle des „Triumphes der Ehre" (the Triumph of Honour), des ersten ihrer „Vier Stücke in einem" (Four Plays in One); wahrscheinlich jedoch haben sie ihren Stoff der Frankeleine's Tale des Chaucer entnommen, da in dem Triumph of Honour Dorigen von ihrem Liebhaber verlangt, daß er eine Felsenmasse in ein „Blachfeld" (champain field) verwandele [Schmidt S. 106 ff. — Loiseleur Deslongchamps Fabl. Ind. p. 174. n. 7. [826])].

Nr. 8. Titus, der Sohn eines römischen Pa-

trizers, lebt während seiner Studienzeit zu Athen in dem Hause des Cheemes, eines Freundes seines Vaters, zwischen dessen Sohn Gisippus und dem jungen Römer eine innige und brüderliche Freundschaft Wurzel faßt, so daß einer ohne den andern nicht zu leben vermag. Nach dem Tode seines Vaters beschließt Gisippus auf den Rath des Titus sich zu vermählen und richtet seine Wahl auf Sopheonia, eine junge Athenerin von ausgezeichneter Schönheit, welche er seinem Freunde vor der Hochzeit vorstellt. Titus wird von unbezwinglicher Leidenschaft für die Beaut ergriffen und offenbart seine Gefühle nach einem langen innern Kampfe endlich dem Gisippus. Dieser edle Freund giebt seine Ansprüche auf und in der Hochzeitsnacht wird Sopheonia, ohne es zu wissen, die Gemahlin des Titus. Anfangs nun ist sowohl diese als ihre Familie höchst erbittert über den Betrug, jedoch beruhigen sie sich nachher und Sopheonia begleitet Titus nach Rom, wohin er sich wegen des Todes seines Vaters begeben muß. Einige Zeit darauf geräth Gisippus in große Armuth und geht gleichfalls nach Rom, um bei seinem Freunde Hülfe zu suchen; da jedoch Titus ihn wegen seines elenden Aussehens nicht erkennt und daher ohne ihn zu beachten auf der Straße bei ihm vorübergeht, so glaubt Gisippus, dieß sei absichtlich geschehen, und klagt sich am folgenden Tage eines Mordes an, von welchem er am Abende vorher in einem entlegenen Stadttheile Zeuge gewesen war. Titus, der sich zufällig in dem Gerichtshofe befindet, erkennt ihn nun, und um ihn von der Strafe zu befreien, erklärt er sich selbst des Verbrechens schuldig. Beide jedoch werden losgesprochen, da der Mörder, welcher gegenwärtig ist, bei diesem seltenen Wettstreite von Mitleid und Gewissensbissen ergriffen seine That gesteht, obwohl auch er um der Freunde willen von Octavius Cäsar, einem der Triumvirn, Vergebung erhält. Titus giebt hierauf seine Schwester dem Gisippus zur Frau, theilt mit ihm sein Vermögen und bewegt ihn, sich gleichfalls in Rom niederzulassen.

Diese Novelle ist dem dritten Capitel des Petrus Alfonsus entnommen; jedoch hat Boccaccio sie bedeutend abgeändert; denn in der Disciplina clericalis sind es nicht zwei mit einander auferzogene junge Männer, welche eine so romantische Freundschaft für einander hegen, sondern zwei Handelsfreunde, von denen der eine in Bagdad, der andere in Aegypten wohnt, und letzterer verzichtet auf seine Frau gleich nach der ersten Zusammenkunft mit seinem Korrespondenten. Die Abänderung, welche der italienische Novellist hier getroffen hat, ist eine offenbare Verbesserung. Ferner wird es in der Erzählung des Alfonsus nicht für nöthig gehalten, die Braut auf die im Decamerone erzählte Weise zu täuschen, vielmehr wird sie ohne weitere Umstände wie eine Sache von einem Freunde dem andern abgetreten, welches ein schlagender Beweis von dem morgenländischen Ursprunge der Erzählung ist. Endlich betrachtet sich bei Alfonsus der verarmte Kaufmann nicht als von seinem frühern Freunde verschmäht, sondern da er den Mord bald nach seiner Ankunft in Bagdad begehen sieht, so benutzt er diesen Umstand, um sich von einem Dasein zu befreien, welches ihm keine Freude mehr bietet.

Mit den erwähnten Verbesserungen des Boccaccio nimmt die Geschichte unter den ernsten italienischen Novellen eine sehr hohe Stelle ein. Der innere Kampf des Titus, der darauffolgende edle Wettstreit der Freunde, die Rede des Titus an die beiden versammelten Familien und das schöne Lob der Freundschaft, welches die Erzählung schließt, bilden nach der Meinung der Kunstrichter die beredtesten Stellen des Decamerone oder vielleicht der italienischen Sprache.

Die Geschichte des Titus und Gisippus wurde von dem Novellisten Bandello in's Lateinische und von Edward Lewicke 1562 in's Englische übertragen, welche letztere Arbeit vielleicht die Aufmerksamkeit Goldsmith's diesem Stoff zugewandt hat, obwohl er sagt daß er ihn einem Byzantinischen Historiker entnommen. Goldsmith's Bearbeitung befindet sich in dessen Vermischten Werken und die Freunde heißen Septimius und Alcander. Boccaccio's Novelle liegt offenbar auch dem Schlusse von Grene's Philomela zu Grunde eben so wie einem alten französischen Drama von Hardy betitelt Gesippe, ou Les deux Amis [Gräße zu den Gest. Rom. no. 171. — Timoneda Patrañas no. 22 [327])].

Nr. 10. Gualtiero, Markgraf von Saluzzo, beschließt auf dringendes Bitten seiner Freunde sich zu verheirathen und wählt die Tochter eines seiner Leibeigenen, Namens Griselda. Da er ihren Charakter prüfen will, so redet er sie bald nach der Hochzeit stets auf die härteste Weise an; entzieht ihr hierauf erst einen Sohn, dann eine Tochter, die sie ihm geboren und sagt zu

ihr, daß er sie ermordet habe, weil seine Vasallen sich nicht von den Kindern eines Leibeigenen würden regieren laßen wollen. Hierauf zeigt er ihr einen falschen Scheidebrief vor, kraft dessen er sie in die Hütte ihres Vaters zurückschickt, und endlich befiehlt er ihr zurückzukehren, damit sie den Palast in Ordnung bringe und bei seiner Vermählung mit einer zweiten Gemahlin die Leitung der nöthigen Geschäfte übernehme. Die Dame, welche Griselda für die Braut hält, erweist sich jedoch als ihre Tochter, bald darauf wird auch ihr Sohn ihr wiedergegeben und sie selbst für ihre langen Leiden, die sie mit zum Sprüchworte gewordener Geduld getragen hatte, durch die verdoppelte und nicht länger verheimlichte Liebe ihres Gemahles belohnt.

Als Quelle dieser berühmten Novelle betrachtete man früher eine alte Handschrift, betitelt: Le Parement des Dames und zwar zuerst Duchat in seinen Anmerkungen zu Rabelais; späterhin Le Grand zum Fabl. Griseldis und Manni und auf letztere sich stützend auch der Abbé de Sade [Vie de Petrarque III. p. 797.] und Galland (Discours sur quelques ancien poètes [Mem. des l'Acad. des Inscr. T. II. p. 686]. Tyrwhitt jedoch [zu Chaucer Introd. Disc. §. XX. n. 21.] theilt uns mit, daß der Verfasser des Parement des Dames, Olivier de la Marche, erst lange Zeit nach Beendigung des Decamerone geboren wurde [nämlich 1422], so daß man eine andere Quelle suchen muß. Noguier in seiner Geschichte von Toulouse sagt, daß die geduldige Heldin der Novelle wirklich um das Jahr 1103 lebte; nach Bouchet's Annales de Aquitaine jedoch soll sie um 1025 floriert haben. Daß eine solche Dulderin gelebt hat, behauptet auch Foresti da Bergamo in seinem Supplement zur Chronik, obgleich er die Zeit unbestimmt läßt [228]). Es ist daher wahrscheinlich, daß sowohl das Parement des Dames wie die obige Novelle sich auf einen wirklichen Vorfall oder eine Sage gründen, welche Vermuthung durch einen Brief des Petrarka [Op. ed. 1581 p. 540 sqq.] bestätigt wird, welchen er, nachdem er den Decamerone gelesen, an Boccaccio schrieb und worin er sagt, daß er vor vielen Jahren die Geschichte der Griselda habe erzählen hören.

Wie dem auch nun immer sein mag, die obige Novelle scheint beliebter gewesen zu sein als alle anderen, die der Decamerone enthält. Im vierzehnten Jahrhunderte waren die Uebersetzungen derselben in französische Prosa sehr zahlreich und Le Grand erwähnt, daß er deren mehr als zwanzig unter verschiedenen Namen gesehen, wie z. B. Miroir des Dames, Exemples de bonnes et mauvaises femmes, u. s. w. Petrarka, welcher den Decamerone erst kurz vor seinem Tode zu Gesichte bekam (woraus erhellt, daß Boccaccio sich des Werkes schämte) las sie, wie aus dem oben erwähnten Briefe hervorgeht, mit großer Bewunderung und übersetzte sie 1373 in's Lateinische. Chaucer, welcher die Geschichte aus Petrarka kennen lernte, weist sie in seinem Canterbury Tales dem Oxforder Studenten (Clerk of Oxenforde) zu. Letzterer sagt in seinem Prologe, daß er sie zu Padua von Petrarka vernommen und wenn wir Warton [II. p. 249. ed. 1824] glauben dürfen, so hörte sie Chaucer bei seiner Anwesenheit in Italien wirklich von Petrarka erzählen, welcher die Novelle, ehe er sie in's Lateinische übertrug, auswendig gelernt hatte um sie seinen Freunden mittheilen zu können. Diese Geschichte wurde in Frankreich so beliebt, daß die Pariser Komodianten im Jahre 1393 ein Mysterium in Versen aufführten betitelt: Le Mystère de Griseldis. Auch ein englisches Schauspiel: Die geduldige Grissel (Patient Grissel) findet sich unter dem Jahre 1599 in die Stationers' Hall eingetragen; und eins von Goldoni's Stücken, wo der tyrannische Ehemann ein König von Thessalien ist, gründet sich gleichfalls auf diese Geschichte. In einer Novelle von Luigi Alamanni unterwirft ein Graf von Barcelona seine Gemahlin einer ähnlichen Geduldsprobe; jedoch geht er so weit, daß er sie zwingt auf seinen Befehl entehrende Handlungen zu begehen, und seine Absicht ist auch nicht den Gehorsam seines Weibes zu prüfen, sondern sich dafür zu rächen, daß sie einst seine Bewerbung zurückgewiesen.

Die Novelle des Boccaccio scheint jedoch kaum so viel Beliebtheit und Nachahmung zu verdienen. „Der englische Leser derselben, sagt Ellis in seinen Anmerkungen zu Way's Fabliaux, vergleicht sie natürlich mit unserer Ballade „das nußbraune Mädchen" (the Nut-Brown Maid, Prior's Henry und Emma), weil beide Erzeugnisse einen vollkommenen weiblichen Charakter schildern sollen, der den härtesten Prüfungen ausgesetzt ist, der sich ohne Murren unverdienter Grausamkeit unterwirft, der seinen Marterer durch Sanftheit und Geduld entwaffnet

und endlich für ſeine Tugenden einen Lohn erhält, welcher durch das vorhergehende Leiden deſto herrlicher erſcheint.“ Ellis zeigt dann weiter, daß, obgleich der Zweck der nämliche iſt, die Ausführung der Ballade doch die der Novelle übertrifft. „In erſterer wird die grauſame Prüfung der Gefühle durch die Eiferſucht eines Liebhabers erzeugt, der die ganze Ausdehnung ſeiner Gewalt über das Herz ſeiner Geliebten kennen lernen will; ſeine Zweifel ſind vielleicht natürlich und ſeine Schuld beſteht nur darin, daß er die Ueberzeugung von ſeinem eigenen Glücke auf Unkoſten der temporären Qualen und ſcheinbarer Herabwürdigung des Gegenſtandes ſeiner Neigung erkauft. Indeſſen wird ſie nach und nach zur Entwickelung ihrer Beharrlichkeit vorbereitet; ihre Stärke wird erhöht durch Leidenſchaft, durch das Bewußtſein des verzweifelten Schrittes, den ſie bereits gethan, und durch die Ueberzeugung, daß jedes Opfer ihre Anſprüche auf die Dankbarkeit ihres Liebhabers noch mehr befeſtigen müße und ſie damit ſein Glück erkaufe; ihre Prüfung iſt kurz, ihre Belohnung aber dauernd. Für ſeine Zweifel und ſeine Eiferſucht findet ſie vielleicht eine Entſchuldigung in ihrem eigenen Heezen; und in dem Augenblicke ihres endlichen Wonnetriumphs in dem Bewußtſein ihres eigenen Werthes und in der Ausſicht einer wolkenloſen Sicherheit kann ſie ihrem Geliebten leicht Vergebung gewähren, weil ſie bewieſen hat, daß der Abgott ſeines Herzens ſeiner Anbetung vollkommen würdig iſt. — Gualtiero hingegen iſt weder von Liebe geblendet noch von Eiferſucht gequält, er wünſcht bloß eine kindiſche Neugier zu befriedigen und zu ſehen, wie weit der Gehorſam eines Eheweibes gehe; und die Belohnung ihrer beiſpielloſen Geduld iſt eine bloße Erlaubniß die Grafenkrone ohne fernere Beläſtigung zu tragen, die auch nicht wie in der engliſchen Ballade duech eine bald vorübergehende Unruhe, ſondern durch jahrelange Leiden erkauft wird. Man darf überhaupt zweifeln, ob die durch Boccaccio's Erzählung hervorgerufenen Gefühle verſchieden ſind von denen, welche durch den Anblick einer Tortur erweckt werden. Endlich auch hängt das Verdienſt der Reſignation in hohem Maße von den Beweggründen ab und die Sache der Tugend wird nicht eben ſehr gefordert, wenn man einer paſſiven Unterwerfung unter tyranniſchen Eigenſinn das Lob ertheilt, welches nur einer demüthigen Ergebung in die gerechten Beſtimmungen der Vorſehung gebührt.“ [Gräße Sagenkreiſe S. 282 ff. — Timoneda Patrañas no. 2.].

Da nun mit der Geſchichte der Griſelda der Novellenvorrath eeſchöpft iſt, ſo kehet die Geſellſchaft von ihrem fröhlichen Leben nach Florenz und zur Peſt zurück. —

Es giebt nur wenige Werke, welche einen ſo großen Einfluß auf die Literatur ausgeübt haben, wie der Decamerone des Boccaccio. Sogar in England war die Wirkung desſelben tief ergreifend und Chaucer entnahm demſelben die Idee des Rahmens, in welchen er ſeine Erzählungen eingefaßt hat, ſo wie die Darſtellungsweiſe derſelben im Allgemeinen, während er in einigen von ihnen nur die Novellen des Italieners verſifiziert hat. Im Jahre 1566 gab William Paynter viele von Boccaccio's Geſchichten in ſeinem Werke the Palace of Pleasure heraus, welche erſte engliſche Ueberſetzung ſechszig Novellen enthielt; doch bald folgte ein zweiter Band, der noch weitere vierundbreißig Novellen brachte. Dieß iſt das Werk, von welchem Shakeſpeare ſo ſtarken Gebrauch gemacht hat. Aus Burton's Anatomy of Melancholy [P. II. §. 2. p. 230. ed. fol. 1624] erfahren wir, daß eine Lieblingsunterhaltung unſeeer engliſchen Vorfahren darin beſtand die Novellen des Boccaccio mit lauter Stimme zu leſen, wovon alsbald die Wirkungen in der Literatur des Landes ſichtbar wurden. Die erſte engliſche Ueberſetzung des ganzen Decamerone erſchien jedoch erſt 1620. Auch in Frankreich fand Boccaccio frühe und ausgezeichnete Nachahmer, ſo wie er nicht minder in ſeinem Vaterlande die italieniſche Sprache zur Vollkommenheit brachte und einem Zweige der Literatur Stabilität verlieh, welcher ſich vor ihm in Italien nur in einem unausgebildeten Zuſtande befunden hatte; er ſammelte die zu ſeiner Zeit in Umlauf befindlichen Geſchichten, ſchmückte ſie mit neuen Zügen aus und erzählte ſie in einem Style, welcher an Eleganz, Natürlichkeit und Anmuth nicht ſeines Gleichen hat. Dieß war der Grund ſeiner unbegränzten Beliebtheit und daher auch die Zahl ſeiner Nachahmer größer als die irgend eines andern Schriftſtellers, deſſen in den Annalen der Literatur Erwähnung geſchieht.

Achtes Capitel.

Italieniſche Nachahmer des Boccaccio. — Sacchetti. — Ser Giovanni. — Maſſuccio. — Sabadino. — Giraldo Cinthio. — Straparola. — Bandello. — Maleſpini u. ſ. w. — Franzöſiſche Nachahmer.

Der früheſte Nachahmer des Boccaccio in Italien war

Franco Sacchetti,

ein Florentiner, welcher 1335 geboren wurde und um das Jahr 1410 ſtarb. Er beſchäftigte ſich in ſeiner Jugend mit der Dichtkunſt und machte in kaufmänniſchen Geſchäften Reiſen nach Slavonien und anderen Ländern. In ſpäteren Jahren bekleidete er eine Stelle in der florentiniſchen Magiſtratur und wurde Podeſtà zu Faenza und an anderen Orten und endlich Statthalter eines florentiniſchen Gebietes in der Romagna. Ungeachtet ſeiner Ehrenſtellen lebte und ſtarb er arm, ſoll jedoch ein gutmüthiger, ſpaßhafter Mann geweſen ſein; er hinterließ eine ungeheuere Zahl von Sonetten und Canzonen, von denen ein Theil verloren gegangen, ein anderer noch vorhanden iſt. Von ſeinen Novellen gab es früher eine große Menge Handſchriften und dieß beweiſt die Beliebtheit derſelben, jedoch waren ſie ſämmtlich unvollſtändig oder dieß doch geworden, ehe Jemand daran dachte die Werke des Sacchetti zu drucken. Endlich gab Giovanni Bottari im Jahre 1724 ungefähr 250 von den 300 urſprünglichen Novellen des Sacchetti aus zwei Handſcheiſten der Laurentianiſchen Bibliothek heraus, welche zu jener Zeit die älteſten und vollkommenſten waren. Dieſe Ausgabe wurde in zwei Oktavbänden zu Neapel gedruckt, obgleich auf dem Titelblatte Florenz genannt iſt, und ſpäter erſchienen noch zwei Auflagen, welche der erſten vollkommen gleichen und kaum von derſelben zu unterſcheiden ſind.

Creſcimbeni ſtellt den Sacchetti gleich nach Boccaccio ſowohl an Werth als an Zeit; Warton [4, 299 ed. 1824] behauptet ſogar, daß ſeine Novellen vor denen des Boccaccio geſchrieben wurden; dieß iſt jedoch ein Irrthum, da ſie nach den darin erwähnten hiſtoriſchen Thatſachen nicht vor 1376 verfaßt ſein können; ja Sacchetti ſelbſt ſagt in ſeiner Einleitung, daß ihn das Beiſpiel des Boccaccio veranlaßte ſeine eigene Arbeit zu unternehmen (Riguardando all' eccelente poeta Giovanni Boccaccio, il quale descrivendo il libro Cento Novelle etc., Jo Franco Sacchetti mi proposi di scrivere la presente opera). Wären andere Zeugniſſe nöthig als die Erklärung des Sacchetti ſelbſt, ſo könnte man auch noch anführen, daß viele italieniſche Kommentatoren und Kritiker ſagen, daß er nach Boccaccio ſchrieb und denſelben nachahmte; ſo beſonders Borghini (Origine di Firenze) [329]), Cinelli in ſeinem Verzeichniß Florentiniſcher Schriftſteller [330]) und die zur Reviſion des Decamerone ernannten Deputierten. Alle dieſe Autoren führen ferner an, daß

die meiſten der von Sacchetti erzählten Vorfälle ſich wirklich zugetragen, ſo wie dieſer ſelbſt in ſeiner Einleitung auch ſagt, daß er ſämmtliche alten und neuen Geſchichten geſammelt, einige der Ereigniſſe als Zeuge mit angeſehen und etliche in eigener Perſon erlebt habe. Er ſchrieb das Werk, wie er ſagt, damit es zur Zerſtreuung ſeiner Landsleute diene, da Florenz gerade damals durch die Peſt verheert und durch innerliche Zwietracht zerriſſen wurde.

Heutigen Tages jedoch werden, wie ich glaube, die Novellen des Sacchetti kaum eine große Unterhaltung gewähren, da ſein Werk der dramatiſchen Einkleidung entbehrt, welche dem Decamerone einen Hauptreiz verleiht und in dieſe Gattung von Schöpfungen allein Einheit und Verbindung bringen kann. Zwar ſprechen ihm alle italieniſchen Kunſtrichter einen reinen und leichten Styl zu, ſo wie auch die Alterthumsforſcher ſeines Vaterlandes häufig ſeine Werke benützen und ſie als höchſt ſchätzbare Urkunden für manche intereſſante hiſtoriſche Thatſache und veraltete Gebräuche betrachten; jedoch iſt der innere Werth derſelben bloß als Novellen betrachtet nicht groß. Wir finden unter ihnen nur wenige, welche Züge ſinnreicher Galanterie enthalten und gar keine von größerm Umfange oder tieferm Intereſſe und Pathos, wie die Griſelda (G. 10. nov. 10.) oder die Novelle von Cimon und Iphigenia (G. 5. nov. 1.) im Decamerone. Eine große Zahl dieſer Geſchichten erzählt närriſche Streiche, die der Maler Buffalmacco dem Meſſer Doleibene und dem Alberto da Siena ſpielte,[1] welche beide die Zielſcheiben des Witzes zur Zeit des Sacchetti wie Calandrino zu der des Boccaccio geweſen zu ſein ſcheinen. Bei weitem der größte Theil des Werkes beſteht jedoch aus ſogenannten ſinnreichen Ausſprüchen oder witzigen Antworten, welche den Facetiae des Poggius ähneln, ihnen jedoch an Werth nicht gleich ſtehen. Sismondi hat in ſeiner Histoire de la Literature du midi de l'Europe [2. p. 21.] über die Erzählungen des Sacchetti ein ſehr richtiges Urtheil gefällt: „Au reste, quelque éloge que l'on fasse de la pureté et de l'élégance de son style, je le trouve plus curieux à consulter sur les moeurs de son temps qu'entraînant par sa gaieté lorsqu'il croit être le plus plaisant. Il rapporte dans ses Nouvelles presque toujours des événements de son temps et autour de lui; ce sont des anecdotes domestiques, de petits accidents de monage, qui, en général, me paraissent très-peu réjouissans; quelque fois des friponneries, qui ne sont guère adroites, des plaisanteries, qui ne sont guère fines; et l'on est souvent tout étonné de voir un plaisant de profession s'avouer vaincu par un mot piquant, qui lui dit un enfant ou un rustre et qui ne nous cause pas beaucoup d'admiration. Après avoir lu ces nouvelles, on ne peut s'empêcher de conclure que l'art de la conversation n'avait pas fait dans le quatorzième siècle des progrès aussi rapides que les autres beaux arts et que ces grands hommes, à qui nous devons tant de chefs-d'oeuvre, n'étaient point si bons à entendre causer que des gens qui ne les valent pas." — Obgleich nun dieſe Meinung wohl begründet zu ſein ſcheint, ſo mögen doch einige Beiſpiele als Proben der Manier Sacchetti's, wie ſie ſich in dem größten Theile ſeiner Novellen an den Tag legt, hier folgen.

Während eines Tages ein Grobſchmidt einige Verſe Dante's herſang oder vielmehr herſchrie, gieng der Dichter zufällig vor der Werkſtätte vorüber und warf in einer plötzlichen Anwandlung von Zorn alle Geräthſchaften derſelben zu Boden. Da der Schmidt hierüber unwillig wurde, verſetzte Dante: „Ich verfahre bloß mit deinen Werkzeugen wie du mit meinen Verſen; ich will dich unbeläſtigt laßen, wenn du aufhörſt meine Gedichte zu verderben" [no. 114.]. — Dieſe närriſche Geſchichte wird auch von Arioſt und anderen Dichtern erzählt [330a]). —

Als einſt Jemand ungebeten zu einem Gaſtmahle kam und von den Anweſenden wegen ſeiner Zudringlichkeit zurechtgewieſen wurde, ſagte er, es wäre ſeine Schuld nicht, daß man ihn nicht eingeladen [no. 51.]. —

Ein Knabe von vierzehn Jahren überraſchte einſt eine Geſellſchaft durch ſeine treffenden und ſcharfſinnigen Antworten. Da nun einer der Gegenwärtigen bemerkte, daß die Thorheit erwachſener Menſchen gewöhnlich in geradem Verhältniſſe ſtünde mit der Klugheit, die ſie als Kinder an den Tag gelegt, erwiederte der Knabe: „So müßt ihr in eurer Jugend außerordentlich klug geweſen ſein" [no. 67.]. Dieſe Anekdote iſt der Puer facete dicax in den Facetiae des Poggius und wird dort von einem Kardinal und einem Knaben erzählt, welcher erſterm ſeine Aufwartung machte [Timoneda Alivio de Ca-

minantes P. I. no. 35. — Deliciae Poetar. German. Scitum Puellae responsum von Urſinus Velius — Le Passetems agréable p. 331. — Poésies de Baraton, 1705. L'Enfant Spirituel].

Ein Spaßmacher zu Florenz ſah einſt einen Senator und einen übelausſehenden Menſchen in einem Spielhauſe mit einander zanken und da die übrigen Anweſenden ſich ganz ruhig verhielten, ohne ſich irgendwie einzumiſchen, ſo bot er ſich als Schiedsrichter an. Nachdem man dieß angenommen, entſcheidet er ohne Weiteres zu Gunſten des Gauners und zwar aus dem Grunde, daß wo zwei Perſonen von ſo ungleichem Aeußern in Streit gerathen, die Zuſchauer gewöhnlich die Partei des anſtändig Ausſehenden ergreifen, wenn er auch nur den geringſten Schatten von Recht auf ſeiner Seite hat [no. 165.] Eine ähnliche Geſchichte erzählt man in Betreff einer Entſcheidung des Chevalier de Grammont gegen Ludwig XIV. —

Dem Könige Philipp von Frankreich entflog einſt ſein Lieblingsfalke und er bot dem Wiederbringer eine Belohnung von zweihundert Franken. Einige Zeit darauf wurde dieſer Falke von einem Bauer aufgefangen, welcher ihn an den Lilien, die ſich auf den Schellen befanden, als königliches Eigenthum erkannte und ihn nach dem Palaſte brachte, jedoch von dem Thürſteher nur unter der Bedingung, Alles was er erhielte mit ihm zu theilen, vor den König gelaßen wurde. Der Bauer ſetzte letztern von dieſem Uebereinkommen in Kenntniß und bat ihn um fünfzig Stockſchläge als Belohnung; er empfängt daher deren fünfundzwanzig, der Thürſteher aber den Reſt derſelben. Indeß läßt der König dem Bauer nachträglich eine Belohnung an Gelde zukommen [no. 195.]. — Dieſe Geſchichte ſtimmt mit einer engliſchen Ballade aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts überein, welche Sir Cleges betitelt und in Weber's Metrical Romances [vol. I.] herausgegeben worden iſt. In dieſem Gedichte nämlich wird Sir Cleges, welcher dem Könige Uter ein Geſchenk zu bringen wünſcht, von dem Thürſteher in den Palaſt gelaßen und durch den Hausmeiſter vor den König geführt, jedoch nur unter der Bedingung daß die Belohnung unter ſie alle in drei gleiche Theile getheilt würde. Der Ritter bittet nun den König, ihm als ſolche zwölf Stockſchläge zu gewähren, von denen er acht mit eigener Hand zwiſchen dem Thürſteher und Hausmeiſter eintheilt [Gräße Sagenkreiſe S. 251 f. — Holland „Ueber Chreſtien de Troyes und zwei ſeiner Werke" S. 39 ff. Grimm Kindermärchen 3 S. 20. (Nr. 7.). — Cuentos de Juan Aragones no. 3 vor Timoneda's Alivio de Caminantes. Alcalá, 1576. — Straparola N. 7. Fav. 3.] [330 b]).

Dieß ſind einige von den Geſchichten des Sacchetti, denen wirkliche Thatſachen zu Grunde liegen ſollen; ein großer Theil derſelben iſt jedoch von urſprünglich morgenländiſcher Abſtammung, obwohl erſt durch die Gesta Romanorum und die Fabliaux gegangen.

No. 138. Ein Familienvater, der ſein Haus ohne Widerrede regieren will, hängt ſeine Hoſen in der Stube hin und fordert ſeine Frau und Hausgeſinde auf, mit ihm um dieſelben einen Kampf zu beſtehen, wenn ſie ihm noch länger das Regiment ſtreitig machen wollten. Dieſe Novelle des Sacchetti iſt unvollſtändig, da der Ausgang der Fehde nicht mitgetheilt wird; offenbar jedoch iſt es einem Fabliau (de Sir Hain et de Dame Anieuse: Le Grand 3, 190) entnommen wo der Kampf zu Gunſten des Ehemannes ausfällt [331]). Dieſe Geſchichte liegt wahrſcheinlich der franzöſiſchen Redensart, Elle porte les culottes, zu Grunde, welche, wie ich glaube, bei jedem europäiſchen Volke Aufnahme gefunden hat, wo das häusliche Regiment ſtreitig iſt.

No. 140. Aus dem Fabliau von den drei blinden Bettlern zu Compiègne [ſ. oben S. 207 ff.]. Dort erhalten ſie jedoch, wie wir geſehen, kein Geld, wohingegen bei Sacchetti einer von ihnen eine kleine Münze empfängt und ihm geſagt wird, daß ſie einen größern Werth hat als ſie wirklich beſitzt; eine Abänderung, die gewiß keine Verbeſſerung iſt. Sacchetti's Novelle befindet ſich wiederholt in der zweiten Novelle des Sozzini.

No. 152. Geſchichte von einem Manne, welcher einem vornehmen Herrn einen poſſierlich abgerichteten Eſel zum Geſchenk bringt und dagegen zwei aufgezäumte Pferde erhält. Da Jemand hiervon hört, ſo ſchickt er zwei Eſel, ſieht ſich aber in ſeinen Erwartungen getäuſcht. — Dieſe Geſchichte ſtammt aus den Fabliaux und iſt unter mannigfacher Form in faſt allen Sprachen nachgeahmt worden.

No. 166 iſt die erſte einer Reihe von Geſchichten, in denen außerordentliche oder komiſche Kuren berichtet werden. Sie ſtammt aus einem

Fabliau, betitelt L'Arracheur de Dents [Le Geand 2, 293.], wo ein Zahnarzt das eine Ende eines Drahtes an den kranken Zahn und das andere an einen Amboß befeſtigt; hierauf fährt er plötzlich mit einem glühendrothen Eiſen vor der Naſe des Patienten vorbei, welcher ſich raſch zurückwirft und ſich durch den heftigen Ruck ſelbſt den Zahn ausreißt.

No. 198. Ein blinder Bettler verbiegt in einer Kirche hundert Gulden unter einem Steine, die jedoch von Jemand, der es ſieht, geſtolen werden. Sobald er dieſen Verluſt entdeckt, ſagt er zu ſeinem Sohne, er ſolle ihn am folgenden Morgen an die Kirchenthüre führen und dann Acht geben, ob einer der Hineintretenden ihn auf beſondere Weiſe anſehen würde. Dieß geſchieht und er erfährt, ein gewiſſer Mann, der auch wirklich der Dieb war, hätte ihn ganz eigenthümlich angeguckt. Der Bettler begiebt ſich alſo zu dieſem Manne und erzählt ihm, daß er hundert Gulden in der Kirche verborgen und noch andere hundert ausgeliehen habe, die er aber in acht Tagen zurückerhalten würde; er bitte ihn daher er möchte dann die ganzen zweihundert Gulden auf das vortheilhafteſte für ihn unterbringen. Der Dieb, der ſich in den Beſitz des ganzen Geldes zu ſetzen hofft, legt daher die geſtolene Summe wieder an die frühere Stelle zurück. Eine ähnliche Geſchichte ſieh oben bei Boccaccio Tag 8. Nr. 10. [Timoneda Alivio de Caminantes P. II. no. 59. in der Bibl. de Aut. Esp. vol. III. Madrid, 1846. — Morlini Novellae no. 43. — Gladwin's Persian Moonshee P. II. st. 67.].

No. 206. Das Weib eines Müllers ſubſtituiert ſich an die Stelle einer Frau, mit welcher ihr Mann, wie ſie entdeckt, ein Stelldichein verabredet hat und deren Gunſtbezeugungen er mit einem Freunde laut Verabredung theilen will. Dieſe Geſchichte iſt mit geringer Abänderung dem Fabliau le Meunier d'Aleus [oder Arleux Le Grand 3, 292.] entnommen. Die Hauptumſtände ſind jedoch in den Fabliaux mehr als einmal erzählt und von faſt allen franzöſiſchen und italieniſchen Novelliſten benutzt worden. Sie finden ſich auch in den Quinque Ova und dem Vir cornua sibi promovens der Facetiae des Poggius, in den Cent Nouvelles Nouvelles [Nr. 9.], in der achten Erzählung der Königin von Navarra, in dem Quiproquo des La Fontaine, in der 78ſten des Molini und in dem erſten Theile der fünften Novelle des erſten Tages des Parabosco [zu den von Le Grand l. c. angeführten Bearbeitungen dieſes Stoffes füge auch noch Sérées de Bouchet Ser. 8. p. 355 ed. 1588 und Phil. Beroaldi jun. Epigrammata: Leno Uxoris inscius — Roger Bontems en belle humeur 15e Advent. p. 452. — Le Facetieux Reveille-Matin 1654 p 154. Plaisant Discours d'un Marchand etc. und p. 195. De l'Apprenti d'un Drapier etc. — Eine Novela in Redondillas in der Primera Parte del Jardin de Amadores von Juan de la Puente Zaragoza 1611. fol. 90]. —

No. 207. Dieſe Geſchichte iſt einem Fabliau entnommen, betitelt La Culotte des Cordeliers [Le Geand 1, 299.]. In letzterm wird erzählt, daß die Frau eines Kaufmannes zu Orleans einen Studenten zum Geliebten hatte. Eines Abends kommt der Mann ganz unerwartet nach Hauſe und obwohl der Student noch Zeit hat zu entkommen, ſo läßt er doch in der Eile ſeine Hoſen zurück, welche der Mann am folgenden Morgen irrthümlicherweiſe anzieht. Im Laufe des Tages jedoch bemerkt er die Veränderung in ſeinen Kleidern und macht bei ſeiner Rückkehr nach Hauſe ſeiner Frau Vorwürfe über ihre Untreue. Dieſe hat jedoch während der Abweſenheit ihres Mannes ihre gefahrliche Lage bemerkt und läßt ſich in einem Kloſter des heiligen Franziskus ein ähnliches Kleidungsſtück ausbitten. Sie überredet daher ihren Mann, daß ſie ſich die Hoſen, die er trug, zur Beförderung ihrer Fruchtbarkeit habe holen laßen und da Jener hierüber nachfragt, wird ihm dieſe Angabe auch wirklich von den Mönchen des genannten Kloſters beſtätigt. — Bei Sacchetti jedoch iſt der Liebhaber ſelbſt ein Mönch und auf ſeine Bitte fordert ein anderer Pater von dem Ehemanne die Hoſen zurück, als wären es Reliquien des heiligen Franziskus, die ſeine Frau ſich hätte holen laßen — Dieſe Geſchichte befindet ſich auch bei Sabadino [no. 39.], in den Facetiae des Poggius (Braccae Divi Francisci) [in Morlini Novellae no. 62.] und in dem Novellino des Maſſuccio [parte 1. no 3.], in welchem letztgenannten Werke die Hoſen von den Mönchen in feierlicher Prozeſſion zurück geholt werden. Maſſuccio's Geſchichte hat Caſti in ſeinen Novelle Galanti [no. 13.] metriſch bearbeitet unter dem Titel Le Brache di San Griffone. Aehnliches wird auch erzählt in der Apologie pour Herodote [ch. 21, 3.]

von Heinrich Stephanus und in den Lettres Juives des Marquis d'Aegens, welcher in einer Anmerkung sagt, daß sich dieser Vorfall wirklich in Frankreich mit einem Jesuiten zugetragen habe [332]). — Die Quelle aller dieser Geschichten findet sich vielleicht im Apulejus [l. IX. p. 624. Oud. p 221 Elm.], wo ein Liebhaber von dem Ehemanne durch die in dessen Haus zurückgelaßenen Sandalen entdeckt wird und dann den Umstand dadurch erklärt, daß er den Sklaven Jenes, der mit ihm unter einer Decke steckt, in Gegenwart seines Herrn beschuldigt, ihm die Sandalen in einem öffentlichen Bade gestolen zu haben Die Geschichte des Apulejus ist im Orlando Inamorato versifizirt [C. 55 St. 24 ff.], woselbst jedoch der Liebhaber keine Sandalen, sondern einen Mantel zurückläßt [333]).

Der Zeit nach folgt nun

Ser Giovanni.

ein Notarius zu Florenz. Wie er in einem seinen Novellen voraufgehenden Sonette sagt, schrieb er dieselben in einem Dorfe in der Nähe von Forli und begann sie im Jahre 1378, jedoch wurden sie erst 1558 zu Mailand gedruckt. Diejenigen Exemplare, welche die Jahreszahl 1554 tragen, sind in der That eine spätere Ausgabe mit einer falschen Jahreszahl; auch erschien bis zum Jahre 1757 keine ächte, vollkommene Ausgabe. Das Werk des Ser Giovanni, welches fünfzig Novellen enthält, trägt den Titel: Il Pecorone (Der Schafskopf), welchen der Verfaßer wählte, ganz so wie sich die Mitglieder einiger italienischen Akademieen „Die Unsinnigen" (Gli Insensati), „Die Thorichten" (Gli Stolidi) u. s. w. nannten, worin jedoch oft mehr Wahrheit lag, als sie dachten.

Was Reinheit und Eleganz des Styles betrifft, so steht Ser Giovanni hierin bloß dem Boccaccio nach; sowie auch mehrere seiner Novellen in historischer Beziehung interessant sind und ganz genau mit den von Giovanni Villani berichteten Thatsachen übereinstimmen; ja einige Autoren haben irrthümlicherweise geglaubt, daß dieser Geschichtschreiber und der Verfaßer des Pecorone eins seien.

Zu Anfange des Werkes wird nun erzählt, daß ein junger Florentiner, Namens Auretto, sich von Hörensagen in eine Nonne zu Forli verliebte. Um sie aber auch häufig sehen zu können, begiebt er sich nach letzterer Stadt, tritt in denselben Orden, und, bald nachher zum Kaplan des Klosters ernannt, in welchem seine Geliebte sich befindet, hat er als solcher die Freiheit sie täglich zu besuchen. Endlich kommen sie überein, daß er sowohl wie sie bei ihren Zusammenkünften immer eine Geschichte erzählen sollten und das Werk ist demgemäß in 25 Tage getheilt, deren jeder zwei Novellen enthält und gewöhnlich mit Gesängen oder Liebesgedichten schließt.

Die erste Geschichte des Ser Giovanni erzählt einen der schönsten Triumphe der Ehre, die je berichtet worden sind. Galgano, ein junger Sienese, verliebt sich nämlich heftig in eine Dame Namens Minoccia. Nachdem er sich lange Zeit vergebens um ihre Gunst beworben, wird sie durch die ungemeinen Lobsprüche, welche ihr Gemahl Messer Stricca ihm bei einer gewissen Veranlaßung ertheilt, bewogen, ihn während einer Reise des Letztern nach Perugia zu sich zu laden: „Als nun, fährt die Novelle fort, Galgano vernahm daß Messer Stricca abgereist war, machte er sich des Abends zu gehöriger Stunde auf und begab sich in das Haus derjenigen, welche er weit mehr liebte als sein Leben In Gegenwart der Dame angelangt, begrüßte er sie mit der tiefsten Ehrfurcht, worauf sie ihn mit großer Freundlichkeit bei der Hand faßte, ihn umarmte und sprach: „Sei mir tausendmal willkommen, mein theurer Galgano!" und ohne mehr Worte küßten sie sich zu wiederholten Malen. Alsdann ließ die Dame Konfekt und Wein bringen und nachdem beide davon genossen, nahm sie ihn wieder bei der Hand und sprach: „Es ist Zeit, daß wir schlafen gehen, mein lieber Galgano, wir wollen uns daher zu Bette begeben." Hierauf antwortete Galgano und sprach: „Madonna, wie ihr befehlet." Sie traten daher in das Schlafzimmer, woselbst die Dame nach vielen und angenehmen Gesprächen sich entkleidete und in's Bett stieg und dann zu Galgano sagte: „Mir scheint, du schämst dich und hast Furcht; was ist dir? Gefalle ich dir nicht? Bist du nicht zufrieden? Hast du nicht, was du wünschest?" Galgano versetzte: „Ja, Madonna, Gott hätte mir keine größere Gnade erweisen können, als daß ich mich in euren Armen befinde." So sprechend, legte er die Kleider ab, stieg in's Bett und sah sich endlich an der Seite derjenigen, nach deren Besitze er sich so lange gesehnt. Als er sich nun neben ihr befand, sprach

er: „Madonna, ich will euch um eine Gunſt bitten, wenn ihr mir erlaubet.“ „Fordere nur, mein Galgano, erwiederte die Dame; aber zuerſt umarme mich;“ und er that es. Alsdann fuhr er fort: „Ich wundere mich höchlich, Madonna, daß ihr mich heute Abend habet holen laßen, da ich mich doch ſchon ſo lange nach euch ſehne und euch zu dienen ſuche; ihr aber wolltet mich niemals weder ſehen noch hören. Was bewog euch nun gerade heute dazu?“ Und die Dame antwortete: „Ich werd' es dir ſagen. Es iſt nur erſt einige Tage her, da zogſt du mit einem Sperber vor meinem Hauſe vorbei, ſo daß mein Mann dich ſah und zum Abenddrot einlud; du aber wollteſt nicht kommen. Hierauf flog dein Sperber auf eine Elſter los, und weil ich ihn mit derſelben ſo gar muthig kämpfen ſah, fragte ich meinen Gemahl, wem er gehöre; worauf er antwortete, er gehöre dem bravſten Jünglinge in Sienna und beſitze in ſeinem Herrn ein treffliches Vorbild; denn er habe nie Jemand geſehen, der ſo vollkommen in jeder Sache ſei wie du; und außerdem lobte er dich noch ſehr. Da ich nun dieſe hohen Lobſprüche vernahm und wußte wie ſehr du mich liebteſt, ſo fühlte ich mich getrieben dich holen zu laßen und gegen dich nicht mehr grauſam zu ſein. Dieß nun iſt die Urſache.“ Galgano erwiederte: „Iſt dieß wahr?“ Und die Dame verſetzte: „Gewiß, ſo iſt's.“ „Nichts anderes iſt alſo die Urſache?“ fragte Galgano noch einmal; und die Dame antwortete wiederum: „Nein.“ „Fürwahr, rief nun Galgano aus, da ſei Gott für, daß ich eurem Gemahle, der ſo freundlich ſich gegen mich gezeigt und von mir geſprochen hat, dergleichen Schmach anthue.“ Und alsbald ſprang er aus dem Bette, kleidete ſich wieder an, verabſchiedete ſich von der Dame und gieng mit Gott. Von Stund aber blickte er die Dame um jenes Vorfalles willen nie wieder an, wohingegen er dem Meſſer Stricca immerdar die größte Liebe und Hochachtung erwies. —

Tag I. Nov. 2. Ein Student zu Bologna bittet ſeinen Lehrer, ihm in der Kunſt zu lieben Unterricht zu ertheilen. Der gelehrte Doktor ſagt daher zu ihm, er ſolle ſich nach der Minoritenkirche begeben und ihm dann berichten, welche von den Beſucherinnen derſelben ihn duech ihre Schönheit am meiſten gefeſſelt habe. Es geſchieht nun aber, daß der Schüler ſich gerade in die Frau des Doktors verliebt, welchem er voll Entzücken die Reize derſelben ſchildert, wobei jedoch weder der Lehrer noch der Schüler wiſſen, wen ſie zum Gegenſtande ihres Unterrichtes genommen. Der Student berichtet nun ſeinem Meiſter von Zeit zu Zeit die glücklichen Fortſchritte, welche er in Folge der Anweiſungen desſelben in ſeinen Beweebungen macht, bis endlich der Doktor Verdacht ſchöpft und eines Tages um die Zeit, welche ſein Schüler ihm als die eines Stelldicheins bezeichnet hatte, nach Hauſe zurückkehrt. Sobald ſeine Frau ihn hört, verbirgt ſie ihren Geliebten unter einem Haufen halbtrockener Wäſche, ſo daß der Doktor, der ihn vergeblich überall ſucht, endlich ſeinen Verdacht für undegründet hält. Am andern Tage jedoch erzählt ihm der Student, welcher noch immer nicht ahnt, wie ſehr ſein Lehrer bei ſeinem Liebeshandel intereſſiert iſt, was für einen Schreck der Ehemann ſeiner Geliebten ihm eingejagt und auf welche Weiſe ihn letztere verborgen habe.

Dieſe Geſchichte, welche ſich auch bei Straparola [4, 4. und in Doni's Comento al Burchiello: Venez. 1553 p. 54. od. in deſſen Novelle 1815 (ed. Gamba) no. 38.] befindet, hat wahrſcheinlich einen morgenländiſchen Urſprung, da ſie der Erzählung des zweiten Reiſenden im Bahar-Danusch ähnlich iſt. Wie dem aber auch ſei jedenfalls iſt die Novelle des Ser Giovanni dadurch intereſſant, daß ſie einigen Scenen von Shakeſpeare's Luſtigen Weibern von Windſor zu Grunde liegt, nämlich denen wo Falſtaff, unter dem Namen Brooke, dem Ford den Fortſchritt ſeiner Beweebungen bei deſſen Frau und die verſchiedenen Weiſen mittheilt, wie er den Nachſuchungen des eiferſüchtigen Mannes entgeht, zu denen auch die gehört, daß er ſich unter einem Haufen ſchmutziger Wäſche aus dem Hauſe tragen laßt. Shakeſpeare entnahm dieſe Umſtände einer Sammlung, betitelt: „Die glücklichen, die betrogenen und die unglücklichen Liebhaber“ (The Fortunate, Deceived and Unfortunate Lovers), deren erſte Erzählung eine Ueberſetzung der obigen Novelle des Ser Giovanni iſt; auch mag Shakeſpeare die Geſchichte von den „Zwei Liebenden zu Piſa“ (the two Lovers of Pisa) zu Geſicht bekommen haben, welche in Tarleton's Newes out of Purgatorie nach Straparola's Darſtellung der in Rede ſtehenden Novelle erzählt wird. Unſer großer Dramatiker hat jedoch der Geſchichte theils durch den komiſchen Charakter

des Falſtaff und theils dadurch, daß Mrs. Ford ihm bloß Rendezvous giebt, um ihn dem Gelächter auszuſetzen, eine ganz andere Wendung verliehen. Auch Molière hat dieſe Novelle als Stoff zu ſeinem Luſtſpiele L'École des Femmes benutzt, wo ein Liebhaber den Fortſchritt ſeiner Bewerbungen um die Gunſt einer jungen Dame ihrem Vormunde anvertraut, der eben im Begriff iſt ſich mit ihr zu verheirathen. Dieſe Geſchichte liegt auch einem andern franzöſiſchen Luſtſpiele zu Grunde, betitelt Le Maître en Droit, ſowie dem La Fontaine'ſchen Gedicht, welches die nämliche Ueberſchrift führt. Endlich gründet ſich darauf derjenige Theil des Gil Blas, wo Don Raphael dem Balthaſar den Fortſchritt ſeines Liebeshandels mit dem Weibe des letztern mittheilt und beſonders die Störungen ausführlich erwähnt, welche er durch die unerwartete Ankunft des Ehemannes erfährt [I. 5. c. I. gegen Ende. Vgl. auch die 45ſte Nov. des Maſſuccio und 1001-Nacht, Nacht 889 ff. Breslau].

Tag II. Nov. 1. Ein dem Tode naher Jüngling ſchreibt ſeiner Mutter, daß ſie ihm ein von der glücklichſten Frau der Stadt, in der ſie wohnt, verfertigtes Hemde überſchicken ſolle. Die Mutter findet, daß diejenige Frau, welche ſie dazu auswählt, im höchſten Grade unglücklich iſt und ſo wird ihr der von ihrem Sohne beabſichtete Troſt für ihren eigenen Verluſt zu Theil. Dieſe Novelle hat zu der „Fruchtloſen Nachfrage oder die Aufſuchung des Glückes" (the Fruitless Enquiry or Search after Happiness) der Mrs. Heywood, einer der früheſten unter den engliſchen Romanſchriftſtellern, Veranlaßung gegeben. Dort nämlich verſchwindet ein junger Mann und ſeine Mutter zieht in ihrer Verzweiflung einen Wahrſager zu Rathe, welcher ihr mittheilt, daß ſie, um die Rückkehr desſelben zu bewirken, ſich ein von einer durchaus zufriedenen Frau verfertigtes Hemde verſchaffen müße. Die hierauf folgende Nachſuchung veranlaßt die Erzählung einer Anzahl von Geſchichten, welche zeigen ſollen daß Niemand vollkommen glücklich ſei[333a]). — Dieſe moraliſchen Dichtungen ſind wahrſcheinlich morgenländiſchen Urſprunges. So erzählt Abulfaradſch, der große arabiſche Geſchichtſchreiber, welcher im dreizehnten Jahrhunderte lebte, daß Alexander, um ſeine Mutter bei ſeinem Tode zu troſten, an ſie ſchreiben ließ, ſie möchte doch ein Gaſtmahl unter der Bedingung veranſtalten, daß Niemand dazu kommen ſollte, als wer in ſeinem Leben kein Unglück gehabt hätte [„Dieß that ſie, aber alle blieben zurück. Auf ſolche Art wurde ſie getröſtet." S. Abulfaradſch, Sechste Dynaſtie].

Tag II. Nov. 2. erzählt, wie ein Ritter ſich an ſeiner Geliebten rächt, weil ſie ihm bei einem Stelldichein einen Schrecken eingejagt. Quelle iſt das franzöſiſche Fabliau Les deux Changeurs [Barbazan 3, 254.] und Nachahmungen finden ſich bei Bandello [P. 1. N. 3.], Straparola [N. 2. Fav. 2] und in der erſten Geſchichte der Cent Nouvelles Nouvelles betitelt La Medaille au Revers [vgl. Le Grand 4, 718].

Tag III. Nov. 1. ſchildert Sitten, welche uns ſehr ſeltſam und anſtößig vorkommen, es aber im vierzehnten Jahrhunderte nicht geweſen zu ſein ſcheinen. Die Freiheit, mit welcher Boccaccio die römiſche Kirche behandelt, hat großes Erſtaunen erregt; gleichwohl enthalten ſeine Novellen keine ſcharferen Ausfälle gegen den Klerus, als dieſe und noch eine andere Geſchichte des Ser Giovanni [14, 2.], der in ſeinen religiöſen Anſichten gegen die päpſtliche Reſidenz zu Avignon feindſelig geſtimmt geweſen zu ſein ſcheint.

Tag III. Nov. 2. iſt die ſiebente Novelle des ſiebenten Tages im Decamerone.

Tag IV. Nov. 1. iſt eine ſehr ſeltſame, aber wohlbekannte Geſchichte. Ein junger Mann Namens Giannotto wird von Anſaldo, einem reichen venetianiſchen Kaufmanne adoptiert und erhält die Erlaubniß, mit einem reich beladenen Schiffe nach Alexandrien unter Segel zu gehen. Unterweges läuft er in dem Hafen von Belmonte ein, woſelbſt eine ſehr reiche Dame wohnte, welche Demjenigen ihre Hand verſpricht, der ihre Reize zu genießen vermöchte. Giannotto wird in ihrem Palaſte bewirthet, ſinkt jedoch durch einen ihm beigebrachten Schlaftrunk zu früh in Schlaf, ſo daß ſein Schiff am folgenden Morgen dem Uebereinkommen gemäß der Dame anheim fällt. Er kehrt nach Venedig zurück, rüſtet wiederum ein Schiff aus und wiederum ergeht es ihm in Belmonte wie das erſte Mal. Bei der dritten Expedition muß Anſalbo von einem Juden zehntauſend Dukaten borgen mit der Bedingung, daß wenn er zu einer beſtimmten Zeit das Geld nicht zurückzahlt, ſein Gläubiger ihm ein Pfund Fleiſch

aus dem Leibe ausschneiden dürfe. Giannotto ist dieß Mal glücklicher in seiner Unternehmung, da er in Folge eines Winkes von der Dienerin der Dame den Wein nicht genießt, der den Schlaftrunk enthält, und so die Hand ihrer Gebieterin erhält. Mit seiner jungen Frau beschäftigt, erinnert er sich der Verpflichtung Ansaldo's gegen den Juden erst an dem Tage, wo die Schuld fällig ist; er eilt dahin nach Venedig, jedoch der Jude weigert sich sogar den zehnfachen Betrag der Schuld anzunehmen. Unter diesen bedenklichen Umständen langt die Gemahlin Giannotto's als Rechtsgelehrter verkleidet in Venedig an und macht dem damaligen Gebrauche in Italien gemäß bekannt, daß sie gekommen wäre schwierige Streitsachen zu entscheiden; denn in jener Zeit wurden die Aussprüche über dergleichen verwickelte Fragen nicht durch die ordentlichen Gerichte, sondern durch Doktoren der Rechte gefällt, welche man zu diesem Behufe aus Bologna oder anderen entfernten Orten herbeikommen ließ. Der vorgebliche Jurist wird nun über die Forderung des Juden befragt und thut den Ausspruch, daß dieser berechtigt sei auf dem Pfunde Fleisch zu bestehen, daß er jedoch den Kopf verlieren solle, wenn er seinem Gläubiger auch nur einen Tropfen Blutes entziehe. Der Richter nimmt dann von Giannotto seinen Ring als Belohnung, und nachdem die Dame sich zu erkennen gegeben, schraubt sie ihn dafür, daß er denselben fortgegeben habe.

Diese Geschichte mit der Schuldverschreibung ist morgenländischen Ursprunges[334]; sie findet sich in Gladwin's Persian Moonshee [no. 13.] und unzähligen anderen Werken, deren Abfassung in die Zeit des Decorone fällt. Die Hauptsituation ist in den Abenteuern des Almoradin, welche in den Aventures d'Abdalla fils d'Hanif, erzählt werden, weiter ausgesponnen [s. Bibl. d. Rom. 1778 Janvier vol. 1. p. 112 ff.]; auch erkennt man in dieser Erzählung alsbald einen Theil des Stoffes, der dem Kaufmanne von Venedig zu Grunde liegt. Sie wurde indeß in viele Werke aufgenommen, die zwischen dem Decorone und dem Kaufmanne von Venedig erschienen und zur Kenntniß des englischen Dramatikers gekommen sein mögen. So gab es zuvörderst ein altenglisches Theaterstück über diesen Gegenstand, betitelt: „Der Jude" (The Jew). Ferner befindet sich diese Geschichte in den englischen Gesta Romanorum [no. 48.]; auch liegt sie der Ballade: „Gernutus, der Jude von Venedig," zu Grunde [s. Percy Ser. I. B. II. no. 11.]. Die einzelnen Umstände im Kaufmann von Venedig gleichen jedoch weit mehr der Novelle des Ser Giovanni als der Ballade oder den Gesta Romanorum; denn in ersterer wird nichts gesagt von dem Aufenthalte zu Belmonte noch von dem Zwischenfalle mit dem Ringe, da ein Richter und nicht eine Dame die Entscheidung giebt. In den Gesta hingegen ist die Dame die Tochter des römischen Kaisers und das Pfund Fleisch wird von dem Schuldner gefordert, auch ist dort von einem Bügen keine Rede. Indeß befinden sich in den Gesta einige Ausdrücke, nach denen man glauben sollte, daß Shakespeare dieses Werk wenigstens theilweise benutzt hat. „Ich will mein Bedungenes haben" (Conventionem meam volo habere) sagt daselbst der Jude. Am Wahrscheinlichsten ist also, daß Shakespeare aus irgend einer verlorenen Uebersetzung der Novelle des Decorone, aus den Gesta Romanorum und der Ballade das ihm Zusagende entnahm und in dieß alles die Geschichte mit den Juwelenkästchen verflocht dergestalt, daß der Plan des Ganzen ungereimter wurde, als er in irgend einer seiner Quellen ist. Eine etwas ähnliche Geschichte wird von Gregorio Leti in seinem Leben Sixtus des Fünften erzählt [s. Percy l. c.]; dort jedoch ist es ein Jude, der ein Pfund seines Fleisches in einer Wette mit einem Kaufmanne gegen tausend Kronen einsetzt. Sie befindet sich auch in einem Werke des spanischen Jesuiten Gracian [Vergl. auch das weiter unten zu Massuccio Theil 2. Nov. 14. bemerkte, so wie Gräße's Sagenkreise S. 302 ff. (woselbst jedoch S. 303. Z. 21. v. o. statt „unter Drake auf Hispaniola" zu lesen ist „zu Rom, bei Gelegenheit der Eroberung von St. Domingo auf Hispaniola durch Drake.") und dens. zu den Gesta Rom. Th. II. S. 281. zu Capitel X.][334a].

Tag IV. Nov. 2. Geschichte von einem alten französischen Grafen, der sich dadurch in den Besitz einer jungen Frau setzt, daß einer von den Knappen des Königs für ihn in einem Turniere alle Rivale aus dem Sattel hebt und sich dann von dem bejahrten und gebrechlichen Bewerber das nämliche gefallen läßt. Nach dem Tode des alten Grafen heirathet der junge Knappe die Wittwe, welche mit ihrem Vater eine sehr eigenthümliche Unterhaltung hat, die der fünfzehnten

Novelle des Sacchetti entnommen iſt. Man ſehe auch die Excusatio Sterilitatis in den Facetiae des Poggius [Bebelii Facetiae l. 2. p. 114. 1660: Fabula facetissima de pulchra matrona — Histoir. Facetieuses et Moral. p. 58. 1669: D'une femme stérile pour trop laisser cultiver son jardin].

Tag V. Nov. 2. iſt die neunte des neunten Tages im Decamerone.

Tag VI Nov 1. Im dreizehnten Jahrhunderte gab es an der Univerſität zu Paris zwei berühmte Theologen, welche haufige Disputationen mit einander hatten. Der eine von ihnen hieß Meſſer Alano und war ein eifriger Katholik, der andere hieß Peter, ſtand aber im Verdacht der Ketzerei. Alano macht nun einſt eine Reiſe nach Rom und da er ſich über die dort herrſchende Laſterhaftigkeit im hochſten Grade entſetzt, ſo tritt er in einem ſtrengen Monchsorden in den Appeninen als Laienbruder ein Hier bleibt er einige Zeit, indem er die niedrigſten Dienſte verrichtet und von den Bewohnern des Kloſters faſt für blödſinnig gehalten wird. Durch ſeine Abweſenheit gewinnen inzwiſchen die Anſichten des Peter an der Pariſer Univerſität immer mehr Verbreitung und endlich begiebt ſich dieſer Ketzer ſogar nach Rom, um daſelbſt ſeine heterodoren Lehrſatze zu vertheidigen. In Folge deſſen wird ein Concilium aller italieniſchen Biſchöfe und Aebte berufen und auch Alano von dem Abte ſeines Kloſters mit nach Rom genommen um den Papſt zu ſehen, bei welcher Gelegenheit der Abt ihn, der von ſehr kleiner Statur war, unter ſeinem Obergewande mit in die Verſammlung einſchwärzt. Das imponierende Aeußere und die donnernde Stimme Peters ſchüchterte anfangs ſeine Opponenten ein und halt ſie ab ihm zu antworten; bald jedoch ſpringt Alano zwiſchen den Beinen des Abtes hervor und widerlegt in einer eleganten lateiniſchen Rede die häretiſchen Lehren ſeines frühern Gegners. — Dieſer Meſſer Alano war, wie ich glaube, Alain de l'Isle (Alanus ab Insulis), ein berühmter Theologe der pariſer Univerſität im dreizehnten Jahrhunderte, der den ehrenden Beinamen Doctor Universalis erhielt. Unter ſeinen Werken, deren Verzeichniß Fabricius giebt, befinden ſich auch: Commentaria sive septem libri explanationum in Divinationes Propheticas Merlini Caledonii a Galfredo Monomutensi Latino Carmine redditas e Britannico. Francofurti 1608. 8. (Kommentare oder ſieben Bücher Erklärungen zu den Weisſagungen des Merlinus Caledonius, welche Gottfried von Monmouth in lateiniſchen Verſen aus dem Britiſchen übertragen hat).

Tag VII. Nov. 1. u. 2. enthalten die ſchwärzeſten und furchtbarſten Beiſpiele italieniſcher Eiferſucht. In der erſten Geſchichte lader ein Ehemann die Verwandten ſeiner Frau und ihres Liebhabers zu einem Gaſtmahle ein und läßt ſie ſämmtlich durch ſeine Diener zu Tode prügeln. Seine Frau aber wird nachher an den Leichnam ihres Geliebten gebunden und muß in dieſem Zuſtande verbleiben, bis ſie ſtirbt. „Dieſe Grauſamkeit, fügt der Verfaſſer hinzu, wurde von Einigen gelobt und von Anderen wieder getadelt; Niemand jedoch wagte es den Mund aufzuthun, da der Thater ein vornehmer Mann zu Rom war."

Tag VIII. Nov. 1. Urſprung der Guelfen und Ghibellinen. Zwei vornehme Deutſche Namens Guelf und Ghibellin, welche einſt zur Zeit des dreizehnten Jahrhunderts wegen eines Jagdhundes einen Streit hatten, begannen darob einen blutigen Krieg, an welchem alle ihre Freunde Theil nahmen und wobei erſterer vom Papſte, letzterer vom Kaiſer unterſtützt wurde. Ihr Kampf verpflanzte ſich auch nach Italien, da ein edler Florentiner ein Heirathsverſprechen brach, welches er einer Dame gegeben, deren Familie in Folge deſſen ihn tödtete und ſich mit den Ghibellinen verband [335]). Von Floreng verbreiteten ſich dann dieſe Streitigkeiten über ganz Italien. In genannter Stadt herrſchten die Guelfen eine Zeit lang, wurden aber im Jahre 1260 von ihren Feinden aus derſelben vertrieben.

Tag VIII. Nov. 2. Eine Liſt der verbannten Ghibellinen verſchafft ihnen ihre Rückkehr nach Florenz und bewirkt die Verbannung der Guelfen.

Tag IX. Nov. 1. Der Doge von Venedig läßt durch einen Baumeiſter, Namens Bindo, ein Gebäude errichten, welches den ganzen Schatz der Republik enthalten und jedem Räuber unzugänglich ſein ſoll. Der geſchickte Baumeiſter bringt jedoch in einem Theile der Mauer einen beweglichen Stein an, der ihm zu jeder Zeit Zutritt geſtattet, und da er und ſein Sohn bald darauf

in große Armuth gerathen, so begeben sie sich in einer Nacht durch die geheime Oeffnung in das genannte Gebäude und nehmen aus demselben eine goldene Vase fort. Der Doge bemerkt jedoch nach einiger Zeit den Verlust, während er einem Fremden die Schatzkammer zeigt, und um den Dieb ausfindig zu machen läßt er die Thüren schließen, und in dem Innern des Gebäudes Stroh verbrennen und entdeckt so den verborgenen Eingang durch den hinausziehenden Rauch. Da er vermuthet, daß der Dieb bald zurückkehren würde, so läßt er am Fuße dieses Theils der Mauer einen mit Pech gefüllten Kessel hinstellen, der beständig siedend erhalten wird. Bindo und sein Sohn sehen sich in kurzem durch Armuth gezwungen ihren Besuch der Schatzkammer zu wiederholen, wobei jedoch der Vater bis zum Halse in den Kessel fällt, so daß er beim Anblicke des unvermeidlichen Todes seinem Sohne befiehlt, ihm den Kopf abzuhauen und diesen an einen Ort zu werfen, wo man ihn nicht wiederfinden könne, um so weitere Entdeckungen zu verhindern. Der Sohn gehorcht dem Gebote des Vaters und nach Hause zurückgekehrt sagt er zu den Nachbarn, daß sein Vater eine weite Reise unternommen habe, muß jedoch seiner Mutter die Wahrheit offenbaren, deren Betrübniß nun die Hauptveranlaßung der Verlegenheit wird, indem der Doge gemerkt hat, daß der Räuber Genossen gehabt haben muß und deshalb den Leichnam an einem Galgen aufhängen läßt in der Erwartung, daß man ihn zurückfordern würde. Da die Wittwe dieses Schauspiel von ihrem Hause aus wahrnimmt, so zieht ihr Geschrei die Wache herbei und der Sohn sieht sich gezwungen sich bei ihrem Herannahen in die Hand zu verwunden, um so die Ausrufungen der Mutter erklären zu können. Demnächst beharrt sie darauf, daß der Sohn den Leichnam von dem Galgen fortbringe, weswegen er zwölf schwarze Mönchskutten kauft und damit zwölf zu diesem Behufe gemiethete Lastträger bekleidet. Er selbst nimmt eine Larve vor, besteigt ein Roß, das mit schwarzen Decken verhüllt ist und entführt so den Leichnam trotz der Wachen und Aufpasser, die denselben umgeben, und dann dem Dogen berichten, daß ihn eine Schaar Teufel entführt hätte. Die Geschichte zählt alsdann noch andere Mittel auf, die der Doge ergreift um seinen Zweck zu erreichen, welche aber sämmtlich durch die Klugheit des Diebes wirkungslos gemacht werden. Endlich wird die Neugier des Dogen so sehr gereizt, daß er Demjenigen die Hand seiner Tochter verspricht, der ihm den Thäter entdecken will. Dieß geschieht durch den Jüngling selbst, der nun die verheißene Belohnung empfängt.

Das Alter dieser Geschichte steigt bis zu Herodot hinauf, der sie von einem ägyptischen Könige und dessen Baumeister berichtet [vgl. oben S. 197.]. Die Darstellung im Pecorone enthält einige kleine Abweichungen; jedoch Bandello [P. I. N. 25.] hat sich genau an das griechische Original gehalten. In beiden nämlich hinterläßt der Baumeister des ägyptischen Königs das Geheimniß von dem beweglichen Steine seinen zwei Söhnen als Erbschaft. Hierauf stimmen die Geschichten mit dem Pecorone überein, außer daß einer von den Brüdern, statt in einen Kessel zu fallen, in einem Netz gefangen und der Leichnam vermittelst Berauschens der Wachen von dem Orte, wo er aufgehängt ist, entfernt wird. Was andere griechische Autoren von den Brüdern Agamedes und Trophonius berichten, welche im Dienste griechischer Könige Paläste bauen, stimmt mit der Erzählung des Herodot überein. Der von seinem Sohne ermordete Vater in den Sieben Weisen Meistern ist eine ähnliche Geschichte, eben so wie die von Berinus in einem sehr alten französischen Romane, betitelt L'Histoire du Chevalier Berinus[336]). In letzterem Werke ist es ein römischer Kaiser Namens Philipp, dessen Schatzkammer beraubt wird. Um nun den Räuber zu entdecken, giebt er seine Tochter Jedermann preis [wie bei Herodot], indem er nämlich hofft, sie werde Gelegenheit haben, ihren Besuchern das Geheimniß in der Schäferstunde abzulocken. Wirklich auch entdeckt ihr Berinus, er sei der Thäter, und um ihn des Morgens wiederzuerkennen, macht ihm die Prinzessin ein unauslöschbares schwarzes Zeichen in's Gesicht. Berinus thut das Nämliche mit anderen Rittern, jedoch nur sein Zeichen ist so groß wie der Daumen der Prinzessin. Dieser Roman, dessen Handschrift sehr alt ist, liegt der „Zweiten Erzählung des Kaufmannes oder Geschichte von Beryn" (the Merchant's Second Tale or Story of Beryn) zu Grunde, welche sich in einigen Ausgaben von Chaucer's Canterbury Tales befindet. Die erste Hälfte der Geschichte, die sich auf die Schatzkammer bezieht, ist jedoch von dem englischen Dichter nicht in sein Gedicht aufgenommen

worden oder befindet sich wenigstens nicht in dem noch vorhandenen Theile desselben [sieh Keller Rom. de Sept Sages S. CXCIII. ff. — Diokl. Leben S. 65 ff. — Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables Indiennes P. I. p. 147 sqq. Anm. P. II. p. 122 sqq. und hier zu Boccaccio III, 2.]. —

Tag IX. Nov. 2. Der Sohn des deutschen Kaisers entführt die Tochter des Königs von Aragon und verursacht so einen heftigen Krieg zwischen diesen beiden Potentaten [337]).

Tag X. Nov. 1. Geschichte von der Prinzessin Denise von Frankreich, welche um der Vermählung mit einem bejahrten deutschen Fürsten zu entgehen, verkleidet nach England entflieht und dort in einem Kloster Aufnahme findet. Der König des letztern Landes, welcher einst jenes Weges zieht, verliebt sich in sie und heirathet sie. Während er nun auf einem Kriegeszuge in Schottland abwesend ist, wird seine Gemahlin von Zwillingen entbunden; seine Mutter jedoch meldet ihm, daß die Königin zwei Mißgeburten zur Welt gebracht habe. Da der König gleichwohl befiehlt, sie mit der größten Sorgfalt aufzuerziehen, so schiebt die Mutter statt dieser Antwort einen Befehl unter, vermöge dessen die Königin und ihre beiden Kinder getödtet werden sollen; indeß läßt der mit der Ausführung dieser That beauftragte Diener die Königin mit ihren Zwillingen nach Genua entkommen. Nach Verlauf einiger Jahre wird sie dann von ihrem Gemahle, der sich auf einem Kreuzzuge befindet, in Rom wiedergefunden; sie stellt ihm seine Kinder vor und kehrt mit ihnen im Triumphe nach England zurück.

Der Haupttheil von Chaucer's „Erzählung des Rechtsgelehrten" (Man of Lawe's Tale) ist dieser Novelle entnommen. Dort wird Costanza, die Tochter des römischen Kaisers, an einen morgenländischen Sultan verheirathet, nach dessen Tod sie nach England flieht und in dem Hause eines Schloßvogtes in Nordhumberland Aufnahme findet. Sie wird von einem verschmähten Liebhaber des Mordes der Hausfrau angeklagt, jedoch durch eine wunderbare Fügung der Vorsehung gerettet, worauf der König von England sich mit ihr vermählt. Das nun Folgende stimmt in beiden Geschichten überein. Tyrwhitt, der die Novelle des Pecorone nicht gekannt zu haben scheint, sagt „daß Chaucer sein Man of Lawe's Talo aus Gower's Confessio Amantis entnommen habe;" Gower aber lernte sie einer Meinung nach aus einem altenglischen Gedichte, betitelt Emaré kennen, welches, wie darin gesagt wird, einem bretonischen Lay entliehen ist. Ritson jedoch, welcher die Emaré herausgegeben hat, glaubt, daß die ursprüngliche Quelle dieser Geschichte das dem Matthäus Paris zugeschriebene legendenartige Leben des Königs der Westangeln, Offa, sei. In dem Gedichte Emaré weist die Heldin desselben, welche diesen Namen trägt, die blutschänderischen Anträge ihres Vaters zurück und sieht sich deshalb in einem Boote den Meereswellen preisgegeben, von denen sie an die Küste von Wales getrieben wird, wo sich der König des Landes mit ihr vermählt. Die Geschichte stimmt dann mit dem Pecorone überein, außer daß am Schlusse des Gedichtes der Sohn der Emaré dem Könige als Mundschenk dient und einst bei Verrichtung seines Amtes von dem Könige als sein Kind erkannt wird, worauf dann letzterer auch seine verlorene Gemahlin wiederfindet. Diese Geschichte liegt auch der von dem verrätherischen Ritter in den englischen Gesta Romanorum [c. 101], so wie einem alten französischen Romane zu Grunde, der in Quarto ohne Jahreszahl erschien und betitelt ist: Le Roman de la Belle Helene de Constantinople. Dort wie in der Emaré entflieht die Heldin nach England, um einer Heirath mit ihrem Vater, dem Könige von Konstantinopel, zu entgehen; worauf die Geschichte ganz so wie in den anderen Versionen derselben weitergeht. Endlich soll Emaré verbrannt werden; indeß findet sie ihre Rettung dadurch, daß die Nichte des Herzogs von Gloster bei dieser Gelegenheit freundlicherweise ihre Rolle übernehmen will. Das Gedicht wird nun durch ausführliche Berichte von den Thaten ihres Mannes gegen die Sarazenen in die Länge gezogen und schließlich findet letzterer seine Gemahlin auf seinem Wege nach dem heiligen Lande in Frankreich wieder. In all' diesen Dichtungen sind die Ereignisse nicht sehr wahrscheinlich; jedoch waren Geschichten voll ungewöhnlicher Abenteuer und wunderbarer Fügungen und Entdeckungen in alten Zeiten weniger ungenießbar als jetzt, nicht nur weil damals eben die Wahrscheinlichkeit derselben größer, sondern weil überhaupt die Gränzen dieser letztern weniger gekannt und erforscht waren [sieh über dergleichen Geschichten Gräße

zu Gest. Roman. 2, 281. no. 8. Sagenkreiſe S. 277—287. 377. 392. 434; beſonders aber S. 284; (vgl. S. 286 f.). — Straparola N. I. Fav. 4. — Baſile Pentamerone No. 22. — Maßmann zur Kaiſerchronik V. 11367 ff. — v. d. Hagen Geſammtabent. Th. II. Anhang no. 7. — Eine handſchriftliche provenzaliſche Bearbeitung (Historia del Rey de Ungaria) wird erwähnt in der Bibl. de Autores Españoles. Madrid 1846. vol. III. p. XI.].

Die Mehrzahl der übrigen Geſchichten des Pecorone iſt geſchichtlich und der Stoff derſelben wurde dem Verfaſſer, wie er ſelbſt ſagt, von ſeinen Zeitgenoſſen und Freunden Giovanni und Matteo Villani geliefert, welche die glaubwürdigſten Berichte über jene frühen Zeiten hinterlaßen haben. Diejenigen Novellen, welche die inneren Streitigkeiten von Florenz erzählen, geben eine höchſt anſchauliche Schilderung von der Lage dieſer Stadt, dem Charakter der angeſehnſten Burger und den Parteiungen, welche ſie zerriſſen. Jedoch beſaßen die italieniſchen Chroniſten, wenn ſie auch mit den Vorfallen in ihrer Heimath genau bekannt waren, nur ſehr ungenaue Kenntniſſe in Betreff fremder Länder. Demgemaß ſind diejenigen Erzählungen, welche ſich auf die Angelegenheiten anderer Volker beziehen, bloß deswegen intereſſant, weil ſie einigermaßen die Beſchaffenheit der im vierzehnten Jahrhunderte im Umlauf befindlichen geſchichtlichen Vorſtellungen erkennen laßen.

So z. B. wird in der zweiten Novelle des neunzehnten Tages erzählt, daß Wilhelm Herzog der Normandie, nachdem er den König von England, Taul, in einer großen Schlacht beſiegt, ſich in den Beſitz dieſes Reiches geſetzt habe. Nach ihm regierte Wilhelm und ſein zweiter Sohn Heinrich, welcher den heiligen Thomas von Canterbury erſchlug, weil dieſer ihm wegen ſeiner Laſter und ſeiner Vorenthaltung der Kirchenzehnten Vorwürfe gemacht hatte. Wegen dieſes Mordes nun ließ Gott über Heinrich ein großes Gericht ergehen; denn da er einſt mit König Ludwig durch die Straßen von Paris ritt, lief eine Sau ſeinem Roſſe unter die Füße, ſo daß es ſtürzte und Heinrich in Folge des Falles ſtarb [338]). Ihm folgte ſein Sohn Stephan, dieſem ein zweiter Heinrich, und auf dieſen ſein Sohn Johann. Letzterer König zeichnete ſich aus durch ſeine feinen Sitten (questo Rè Giovanni fu il più cortese signor del Mondo), ſtarb jedoch ohne Kinder, ſo daß ihm ſein Bruder Richard folgte u. ſ. w. u. ſ. w. Ich weiß nicht wie König Johann einen ſo vortheilhaften Ruf in Italien erlangte, wenn dieß nicht etwa die Folge ſeiner feigen Unterwerfung unter den Papſt war; denn die italieniſchen Novellen, beſonders die Cento Novelle Antiche ſind voll von Zugen ſeiner Großmuth und ſeines höflichen Sinnes [339]).

Die letzte Novelle enthält die Geſchichte Karls von Anjou, Bruder des heiligen Ludwig. Dieſe Erzählung nimmt den fünften Theil des ganzen Werkes ein und iſt daher viel zu lang, als daß ſie bei einer verſtolenen Zuſammenkunft einer Nonne und eines verliebten Kaplans hätte erzählt werden können; daher befindet ſich auch in einigen Handſchriften des Pecorone ſtatt dieſer geſchichtlichen Novelle eine andere, welche einen Liebeshandel zwiſchen einem Jüngling und einer Nonne, ſo wie die außerordentliche Strafe erzählt, welche ihn nach ſeinem Tode erwartete.

In keinem Zweige der Literatur iſt die Stagnation oder Entartung der Nationalliteratur, welche in Italien von dem Ende des vierzehnten bis zu dem Schluſſe des funfzehnten Jahrhunderts Statt fand, ſichtbarer als in dem, welchen wir eben behandeln, denn ich kenne keinen Nachahmer des Boccaccio in der eben genannten Periode, der erwähnt zu werden verdiente. Auch die zwölf Novellen des Gentile Sermini von Siena und die des Fortini, welche beide dieſem Zeitabſchnitt angehören, ſind durchaus unintereſſant; jedoch läßt ſich in ihnen der Urſprung unſerer bekannteſten Späße oder doch wenigſtens eine Uebereinſtimmung mit denſelben erkennen; ſo erzählt die zehnte Novelle des Sermini die Geſchichte von zweien Stammlern, die ſich begegnen und von denen jeder glaubt, daß ihn der andere verſpotten will. In der achten Novelle des Fortini läßt ſich ein Bauer durch die wiederholten Behauptungen der Umſtehenden überreden, daß die Zicklein, die er zu Markt gebracht, Kapaune wären, und ſie als ſolche zu verkaufen [Aehnlich iſt Straparola N. I. Fav. 3.; vergl. uber Anderes der Art unten Anm. 356.]. —

Der erſte bemerkenswerthe Novelliſt nach Ser Giovanni iſt

Maſſuccio di Salerno,

der um 1470 lebte; wenigſtens kann die Zeit der Abfaſſung ſeiner Novellen nicht früher ange-

ſetzt werden, da er in einer derſelben die Eroberung von Arzilla [340]) erwähnt, welche in dieſem Jahre Statt fand. Von den Lebensumſtänden dieſes Novelliſten wiſſen wir nur wenig und auch dieß nur aus beiläufigen Bemerkungen in ſeinen Schriften. Er war von Geburt ein Neapolitaner und ein Mann von ziemlichem Anſehen und Rang; jedoch hielt er ſich nur ſelten in ſeinem Vaterlande auf, indem er den größten Theil ſeines Lebens im Dienſte der Herzöge von Mailand zubrachte. In dem Epiloge behauptet er die Wahrheit ſeiner Erzählungen heftiger, als dieß gewöhnlich zu geſchehen pflegt: „Ich rufe den allmächtigen Gott zum Zeugen, ſagt er nämlich, daß alles vollkommen wahre Geſchichten, die meiſten aber in unſerer Zeit vorgefallen ſind." Ferner ſagt er in der Einleitung, daß er die Sprache und das Idiom [341]) des Boccaccio nachzuahmen geſucht; in welchem lobenswerthen Beſtreben er jedoch durchaus keinen Erfolg gehabt hat, da ſein Styl durch den häufigen Gebrauch des neapolitaniſchen Dialektes verdorben iſt und ſich in ſeinen Perioden oft die ſeltſamſten Invercſionen finden. Die Geſchichten des Maſſuccio ſind indeß weit öfter Originalerzählungen als die der meiſten anderen italieniſchen Novelliſten, da er dem Boccaccio und ſogar den Fabliaux nur wenige entliehen hat. Welches aber auch das Verdienſt des Maſſuccio ſein mag, jedenfalls iſt er der Zahl der Ausgaben nach zu urtheilen nächſt dem Vater der toskaniſchen Proſa der beliebteſte aller Autoren dieſer Gattung geweſen. Seine Novellen erſchienen zuerſt zu Neapel 1476 fol.; dann zu Venedig 1484, ferner 1492 ohne Ortsangabe, außerdem 1522. 4. und dreimal in Oktav, nämlich 1525, 1531, 1535, ſämmtlich zu Venedig. Eine ſpätere venetianiſche Ausgabe vom Jahre 1541 und eine neapolitaniſche ungefähr aus derſelben Zeit ſind ſtark verſtümmelt, da die Geſchichten des Maſſuccio voll von Satyre und Tadel gegen die Kloſter und die Geiſtlichkeit ſind; ja der Zweck des Werkes iſt, wie der Verfaſſer ſelbſt ſagt, die Darlegung „des verdorbenen Lebens der vorgeblichen Mönche" (la guasta vita de finti religiosi).

Das aus fünfzig Novellen beſtehende Werk des Maſſuccio, welches den Titel Il Novellino [342]) trägt, iſt in fünf Theile getheilt und es ſcheint, als ſei es die Abſicht des Verfaſſers geweſen, in einem jeden derſelben oder doch wenigſtens in den drei erſten eine beſondere Maxime aufzuſtellen oder zu erläutern. So iſt es der Zweck des erſten Theiles, welcher zehn Novellen enthält, zu zeigen daß Gott früher oder ſpäter die liederlichen Mönche beſtraft, welche in dieſen Geſchichten gewöhnlich bei einem verliebten Stelldichein entdeckt werden. In der erſten Novelle dieſer Abtheilung tödtet ein eiferſüchtiger Ehemann auf dieſe Weiſe einen Mönch und das Beluſtigende in dieſer Geſchichte beſteht nun in der Erzählung der mannigfachen Weiſe, wie man den todten Körper loszuwerden ſucht. Der Ehemann trägt ihn in das Kloſter und ſetzt ihn auf den Abtritt. Dort findet ihn der Prior, der ihn wieder vor die Thür des Mörders bringt. Nach einigen anderen Abenteuern wird er endlich auf ein junges wildes Pferd gebunden, ihm eine Lanze in die Hand gegeben und ein Schild um den Hals befeſtigt, ſo daß die Leute auf der Straße, die den Mönch erkennen, ihn für verrückt halten und endlich ſeinen Tod dem Umſtande zuſchreiben, daß das Füllen mit ihm in einen Brunnen gefallen ſei. — Die Quelle dieſer Erzählung iſt das Fabliau Le Sacristain de Cluni (Le Grand 4, 252.) oder das 31ſte Capitel der engliſchen Gesta Romanorum. So ſeltſam es auch ſcheinen mag, ſo war dieß doch eine Lieblingsgeſchichte, ſowohl in Frankreich wie in England, und ſie iſt faſt von jedem Novellenſchreiber in allen europäiſchen Sprachen bearbeitet worden [Keller Romans etc. S. CCXXIII ff. — Dunl. Leben Einl. S. 61. Timoneda Patr. no. 3.] —

Der Hauptzweck des zweiten Abſchnittes iſt zu beweiſen, daß die damaligen Mönche vielfachen Betrug ausübten, um den Leichtgläubigen ihr Geld abzulocken, aber auch ihrerſeits von Laien hintergangen wurden. So ſtalen einſt zwei Neapolitaniſche Gauner einem genueſiſchen Kaufmanne ſeinen Geldbeutel und begaben ſich dann nach Siena, wo der gute St. Bernadinus mit jeder möglichen Weitſamkeit und Erbauung predigte. Einer der Betrüger nun trat zu ihm mit ſcheinheiliger Miene und ſprach: „Ehrwürdiger Vater, ich bin ein armer aber ehrlicher Mann und habe ein ſehr gottesfürchtiges und zartes Gewiſſen: hier iſt ein Geldbeutel, den ich gefunden habe. Ich möchte viel darum geben, wenn ich nur ſelbſt etwas hätte, könnte ich den Eigenthümer entdecken und ihm ſein verlorenes Gut wiedergeben; jedoch meine Ehrlichkeit iſt Alles, was ich mein nenne. Ich bitte euch daher recht ſehr, daß ihr in eurer erſten Predigt

meinen Fund öffentlich bekannt machet und ihn dem rechtmäßigen Besitzer wiedergebet, denn ich lege ihn in eure Hände." Der heilige Mann nun that, wie er gebeten wurde, worauf der andere Schelm, der Verabredung gemäß, sich als Eigenthümer des Geldbeutels bei ihm meldete. Da er den Inhalt desselben ganz genau angab, so zweifelte jener nicht an der Wahrheit seiner Angabe und händigte ihm den Beutel ein, empfahl ihm jedoch auf das dringendste, dem ehrlichen Wiederbringer eine reiche Belohnung zukommen zu laßen. Der vorgebliche Eigenthümer behauptete indeß, er könne nicht das Geringste entbehren und verließ die Kirche mitsammt dem Geldbeutel. Da nun der gute Priester glaubte, der gewissenhafte Finder litte großen Mangel, so bat er die Gemeine um eine Unterstützung für ihn, zu welcher denn auch ein Jeder voller Eifer beisteuerte, so daß, als der genuesische Kaufmann sich am folgenden Tage als der wahre Eigenthümer auswies, der Prediger und die Gemeine ihm nichts weiter geben konnten als ihren Segen [Nov. 15.]. —

Die vierzehnte Novelle behandelt indeß einen andern Gegenstand als die vorhergehenden; denn sie erzählt die Geschichte eines jungen Mannes aus Messina, welcher sich in die Tochter eines reichen Geizhalses zu Neapel verliebt. Da der Vater sie jedoch beständig eingeschlossen hält, so nimmt der Jüngling seine Zuflucht zur List. Unter dem Vorwande einer langen Reise nämlich giebt er dem Geizhalse eine Anzahl Kostbarkeiten zum Aufbewahren und läßt unter anderm auch eine Sklavin bei ihm zurück, welche die Tochter zu Gunsten ihres Herrn einzunehmen weiß und ihr endlich bei der Flucht mit demselben beisteht, wobei auch die Juwelen des Vaters mitwandern müßen. — Wir haben bereits oben [S. 262.] gezeigt, daß die Geschichten mit der Schuldverschreibung und dem Juwelenkästchen im Kaufmann von Venedig aus italienischen Novellen entlehnt sind, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der geizige Vater der obigen Erzählung, ferner die so sorgfältige eingeschlossene Tochter, die Flucht der Liebenden durch Hülfe einer Dienerin, die Beraubung des Vaters und sein Kummer bei der Entdeckung, welcher zwischen dem Verlust seiner Tochter und seiner Dukaten getheilt ist, dem Dramatiker die Idee zu dem dritten Theil des seinem Schauspiele zu Grunde liegenden Stoffes eingegeben haben mag, nämlich zu der Liebe und Flucht der Jessica und des Lorenzo.

Der dritte Theil des Novellino, welcher gleich den beiden vorhergehenden aus zehn Novellen besteht, soll zeigen, wie die vornehmsten italienischen Damen zur Zeit des Verfassers sich Liebeshändeln ergaben, die ihnen in der That sehr wenig zur Ehre gereichten; denn die Helden dieser Geschichten sind meistentheils Stallknechte, Neger und Maulthiertreiber.

In den zwanzig folgenden Erzählungen des Massuccio werden Liebesabenteuer berichtet, welche theils einen glücklichen theils einen unglücklichen Ausgang haben und diesen zuweilen durch sinnreiche, immer aber durch unwahrscheinliche oder gar unglaubliche Mittel erreichen.

Nov. 41 ist die Geschichte zweier Brüder, Franzosen, welche sich während ihres Aufenthaltes zu Florenz in zwei Schwestern verlieben. Eine dieser letztern, welche verheirathet ist, verabredet mit ihrem Galan eine Zusammenkunft, und während sie die Nacht mit ihm zubringt, muß sein Bruder ihren Platz an der Seite ihres Mannes einnehmen, damit er ihre Abwesenheit nicht bemerke. Indeß nähert sich der Tag, ohne daß sich dem Stellvertreter eine Aussicht bietet, aus seiner unangenehmen und gefährlichen Lage erlöst zu werden. Endlich erscheinen alle Bewohner des Hauses mit Lichtern und er vernimmt nun, daß der Herr desselben abwesend ist, er selbst aber die ganze Nacht bei der unverheiratheten Schwester, seiner Geliebten, zugebracht hat; welche Entdeckung ihm großen Aerger verursacht. — Ich habe diese Geschichte deswegen erwähnt, weil sie Scarron in eine seiner Erzählungen, La Précaution inutile, nachgeahmt hat. Dieß ist auch die zweite Novelle des Parabosco, und es ist vielleicht wahrscheinlicher, daß Scarron sie aus diesem als aus Massuccio entlehnt hat, weil bei Parabosco ebenso wie bei dem französischen Schriftsteller die Scene in Spanien und nicht in Italien spielt. Auch liegt diese Erzählung einer der Novelas Ejemplares des Cervantes zu Grunde [443]) ferner der Geschichte des Don Luis de Castro und des Don Rodrigo de Montalvo im Guzman de Alfarache [P. II. L. I. c. 4.], so wie endlich dem „Kleinen französischen Advokaten" (the Little French Lawyer) von Beaumont und Fletcher, welches nächst „Regier' dein Weib, dann hast du ein Weib" (Rule a Wife and have a Wife) gewöhnlich für das beste ihrer Lustspiele

gehalten wird [S. auch Bonaventure Desperiers, Contes ꝛc. no. 128. und La Fontaine Le Gascon puni]. —

Nr. 45. Ein ſpaniſcher Student, der ſich über Avignon nach Bologna begiebt, erwirbt ſich in erſterer Stadt für klingenden Lohn die Gunſtbezeugungen einer Frau von nicht niedrigem Stande. Er bereut jedoch nachher gar ſehr den bezahlten Preis und trifft im weitern Verlaufe ſeiner Reiſe in einem italieniſchen Wirthshauſe mit ihrem Ehemanne zuſammen, welcher ſich auf der Rückkehr nach Frankreich befindet. Letzterer fragt ihn nach der Urſache ſeines Kummers und der Student, der ihn nicht weiter kennt, theilt ihm nach einigem Zögern ſein in Avignon gehabtes Abenteuer ſo wie auch den Namen der damit in Verbindung ſtehenden Dame mit. Der Ehemann bewegt ſeinen neuen Freund durch vieles Bitten, mit ihm nach Avignon umzukehren, woſelbſt er zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung in dem Hauſe, deſſen er ſich nur zu gut erinnerte, ein Abendbrot einnehmen ſoll. Nach einem herrlichen Mahle macht der Ehemann ſeinem Weibe heftige Vorwürfe über ihr Benehmen, und nachdem er ſie gezwungen, dem Studenten das Sündengeld zurückzugeben, entläßt er dieſen mit großer Höflichkeit, ſie ſelbſt aber tödtet er ſpäter durch Gift. — Einem Theile dieſer Geſchichte liegt wahrſcheinlich die zweite Novelle des erſten Tages im Pecorone zu Grunde. [Sieh oben S. 260.].

Den Stoff von Shakeſpeare's „Romeo und Julia" hat man allgemein in der Giulietta des Luigi da Porto wiederzufinden und Douce die Quelle dieſer Erzählung im Xenophon Epheſius zu entdecken geglaubt [ſieh oben S. 26]. Wenn man jedoch bedenkt, daß der Roman des Letztern während der Lebenszeit des Luigi da Porto noch nicht herausgegeben war, ſo darf man dieß vielleicht bezweifeln, zumal die Aehnlichkeit zwiſchen beiden Erzählungen keineswegs ſo groß iſt, daß man deswegen annehmen müßte, der italieniſche Novelliſt habe die Schrift des Griechen durchaus geſehen. Vielmehr iſt die Giulietta augenſcheinlich der 33ſten Novelle des Maſſuccio entlehnt, welche man daher jedenfalls als die eigentliche Quelle des berühmten Trauerſpieles Shakeſpeare's betrachten muß, obgleich dieß, ſo weit mir bekannt geworden, der Aufmerkſamkeit ſeiner zahlreichen Kommentatoren entgangen iſt. In der Geſchichte des Maſſuccio läßt ſich nämlich ein Jüngling zu Siena, Namens Mariotto, von einem Mönche heimlich mit einer Dame trauen, für die er die höchſte Leidenſchaft empfindet. Mariotto muß indeß ſeine Heimat fliehen, weil er einen Bürger bei einem Streite auf der Straße getödtet hat; jedoch findet vorher eine Zuſammenkunft zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin Statt. Nachdem er nun Siena verlaßen, wird Giannozza (dieß iſt nämlich der Name der Letztern) von ihren Freunden gedrängt ſich zu verheirathen, ſo daß ſie dem Mönche, der ſie früher vermählt hat, ihre Verlegenheit offenbart. Dieſer giebt ihr ein Schlafpulver, das ſie in einem Glaſe Waſſer zu ſich nimmt und deſſen Wirkung ſo ſtark iſt, daß ſie von den Ihrigen für todt gehalten und mit den herkömmlichen Gebräuchen begraben wird. Die Nachricht von ihrem Tode erreicht ihren Gemahl zu Alexandrien, wohin er geflohen war, noch vor der Ankunft des Boten, den der Mönch abgeſandt hatte, um ihn von der wahren Lage der Dinge in Kenntniß zu ſetzen. Mariotto kehrt nun alsbald voll Verzweiflung in ſeine Heimat zurück und begiebt ſich ſogleich in die Gruft, in der Giannozza beigeſetzt iſt, um über ihrem Sarge ſeinem Schmerze Luft zu machen. Sie hatte ſich jedoch ſchon vorher aus ihrer Lethargie erholt und zu ihrem Gemahle nach Alexandrien begeben, welcher letztere inzwiſchen wegen ſeines früher begangenen Mordes ergriffen und hingerichtet wird. Aber auch Giannozza kehrt nach Siena zurück, da ſie ihren Gemahl nicht mehr in Aegypten findet und begiebt ſich bei der Nachricht von ſeinem unglücklichen Schickſale in ein Kloſter, woſelbſt ſie bald nachher ſtirbt.

Hier weicht nun zwar die Kataſtrophe von der bei Luigi da Porto und in dem Trauerſpiele Shakeſpeare's ab, die früheren Ereigniſſe jedoch ſtimmen vollkommen überein. Die Novelle des Maſſuccio nun wurde um 1470 geſchrieben, alſo lange vor der Zeit des Luigi da Porto, der 1531 ſtarb, oder des Kardinals Bembo, denen Einige den größten Theil der Erzählung zugeſchrieben haben, welche übrigens auch erſt einige Jahre nach dem Tode des Luigi erſchien. Sie kam nämlich zum erſten Male heraus im Jahre 1535 zu Venedig, dann noch einmal 1539 und endlich zu Vicenza 1731. 4. Dieſe verſchiedenen Ausgaben weichen in einigen unbedeutenden Punkten von einander ab, in den Hauptumſtänden jedoch, die der Kataſtrophe, wie bereits bemerkt,

ausgenommen, ſtimmt die Novelle des Luigi da Porto mit der des Maſſuccio überein. In der Widmung ſagt Luigi, daß als er in Friaul Kriegsdienſte that, ihm einer ſeiner Bogenſchützen, der ihn ſtets begleitete, dieſe Geſchichte erzählte, um ihm auf dem einſamen Wege von Gradisca nach Udine die Langeweile zu verkürzen. In dieſer werden die Liebenden in's Geheim von einem Mönche getraut und Romeo muß wegen des Mordes eines Capulet entfliehen. Nach ſeiner Flucht beſtehen die Verwandten ſeiner Frau darauf dieſe zu verheirathen, ſo daß ſie ein in Waſſer aufgelöſtes Schlafpulver zu ſich nimmt und dann als todt begraben wird. Romeo erfährt die Nachricht von ihrem Tode, ehe der Bote des Mönches ihn erreicht. Er eilt daher zu dem Grabe der Giulietta und vergiftet ſich dort, während ſie noch vor ſeinem Tode aus dem Schlafe erwacht und, nachdem er verſchieden iſt, bald darauf vor Kummer ſtirbt. Johnſon ſagt, daß Girolamo de la Corte in ſeiner Istoria di Verona dieſes Ereigniß als ein wirklich ſtattgehabtes mittheilt [344]). Auch Bandello [P. II. Nov. 9.] erzählt es als ein ſolches und ſtimmt genau mit Luigi da Porto überein. Bandello's Novelle iſt dem berühmten Fracaſtoro gewidmet und die Geſchichte ſoll ſich, wie er ſagt, zur Zeit des Bartolomeo della Scala zugetragen haben. Luigi da Groto, mit dem Beinamen Il Cieco di Adria (der Blinde von Adria), einer der früheſten romantiſchen Dichter Italiens, welcher ſie dramatiſch bearbeitet hat, ſagt, daß ſein Stoff ſich auf die alten Chroniken ſeines Landes gründe. In ſeinem Trauerſpiele [La Hadriana] liebt die Prinzeſſin von Adria den Latinus, den Sohn des bitterſten Feindes ihres Vaters, welcher ſogar ihren eigenen Bruder erſchlagen hat. Die Prinzeſſin ſoll mit dem Könige der Sabiner vermählt werden und in ihrer Noth befragt ſie einen Zauberer um Rath, der ihr ein Schlafmittel eingiebt. Bald darauf wird ſie ſcheinbar todt gefunden und in der königlichen Gruft beigeſetzt. Bei der Nachricht von ihrem Hintritte vergiftet ſich Latinus und begiebt ſich noch mit dem Tode ringend zu dem Grabe der Prinzeſſin. Dieſe erwacht und eine rührende Scene erfolgt: Latinus ſtirbt in den Armen ſeiner Geliebten, welche ſich bald darauf erſticht. — In dieſem Trauerſpiele befindet ſich auch eine alte geſchwätzige Amme und aus der Uebereinſtimmung verſchiedener Stellen, auf welche Walker in ſeinem Memoir on Italian Tragedy [p. 49 ff.] hingewieſen hat, erhellt, daß Shakeſpeare die Arbeit des Luigi da Groto geſehen haben muß. Die Geſchichte von Romeo und Julia nun, welche in Italien eine große Beliebtheit und Verbreitung genoß, gieng frühzeitig nach Frankreich über. So wurde ſie in der Einleitung einer franzöſiſchen Ueberſetzung von Boccaccio's Filocopo von Adrian Sevin, welche 1542 erſchien, in Betreff zweier ſlavoniſcher Liebenden erzählt, die in Morea lebten. Der Liebhaber tödtet den Bruder der Geliebten und muß fliehen, verſpricht jedoch zurückzukehren und ſie zu entführen. Inzwiſchen überredet ſie einen Mönch ihr einen Schlaftrunk zu geben, um dadurch ihre Flucht zu erleichtern. Bald darauf kommt der Liebende mit einem Schiffe, um ſie abzuholen; unbekannt jedoch mit der Liſt des Mädchens, wird er von Verzweiflung ergriffen, da er bei ſeiner Landung ihrem Leichenzuge begegnet. Er folgt demſelben bis zur Gruft und ertödtet ſich daſelbſt, ſo wie ſich auch das Mädchen, ſobald ſie erwacht, gleichfalls ertödtet. — Ferner wurde die Geſchichte, und zwar aus Bandello, in die Sammlung tragiſcher Geſchichten von Belleforeſt [Nr. 3.] aufgenommen und erſchien ſo zu Lyon 1564. In England erſchien ſie in Paynter's Palace of Pleasure, jedoch rührte Shakeſpeare hauptſächlich der verfälſchten History of Romeus and Giuliet von Arthur Brook, Stoff und Anlage ſeines Trauerſpieles, wie aus vielen einander ähnlichen Einzelheiten nachgewieſen worden iſt [345]). Dieſe Reimgeſchichte auch war es, welche ihn auf ſo höchſt bedauernswerthe Weiſe irre leitete, daß er den Umſtand des Wiedererwachens der Julia vor dem Tode ihres Gemahles übergieng, welches der einzige neue und rührende Zug in der Erzählung Luigi da Porto's iſt und in welchem allein er Maſſuccio übertrifft. Die verſtümmelten und verdorbenen Ueberſetzungen, von denen Shakeſpeare Gebrauch machte, ſind Schuld, daß er ſeinen die Ereigniſſe der italieniſchen Novellen gehörig benutzt hat; ſeine Verbeſſerungen beſtehen in der Schönheit und Wahrheit der Gefühle und in dem Zauber ſeiner Sprache.

Außer Shakeſpeare's Romeo und Julia und der bereits erwähnten italieniſchen Tragödie, giebt es noch zwei ſpaniſche Dramen über denſelben Gegenſtand; das eine von Fernando Rojas, einem Zeitgenoſſen Shakeſpeare's, ſtimmt vollkommen mit dem Trauerſpiele des Letztern überein; wäh-

rend in dem andern, von Lope de Vega, sowohl die Namen als die Katastrophe ganz verschieden sind. So z. B. begiebt sich der Liebhaber an das Grab seiner Geliebten, um daselbst zu klagen, jedoch ohne Gift genommen zu haben, und nachdem sich Letztere von den Wirkungen des Schlaftrunkes erholt hat, fliehen Beide nach einem alten unbewohnten Schlosse, welches dem Vater der Dame gehört und selten von ihm besucht wird. Inzwischen beschließt der Vater, sich für den Verlust seiner Tochter durch eine zweite Heirath zu trösten und will die Vermählung in dem erwähnten Schlosse feiern; da er jedoch gleich nach seiner Ankunft daselbst seine Tochter erblickt und sie für einen Geist hält, wird er von Gewissensbissen ergriffen. Sie macht sich daher seinen Irrthum zu Nutze, klagt ihn als die Ursache ihres Todes an und fügt hinzu, sie könne ihm nur dann verzeihen, wenn er sich mit ihrem beleidigten Liebhaber versöhne. Da nun dieser plötzlich erscheint, so erklärt der Greis, daß wenn seine Tochter noch lebte, er sie ihm gern zur Frau geben würde, und die Liebenden benützen diese günstige Gelegenheit, sich ihrem Vater zu Füßen zu werfen und ihn um die Erfüllung seiner Worte anzuflehen [346]). —

Sabadino delli Arienti,

welcher hinsichtlich der Zeit der nächste Novellenschreiber nach Massuccio ist, war ein Bürger zu Bologna und ein Mann von ziemlichem Ansehen in seiner Heimat. Er soll eine große Gelehrsamkeit in den klassischen Sprachen besessen und eine schätzbare Geschichte seiner Vaterstadt geschrieben haben. Seine Novellen sind dem Herzoge Herkules von Ferrara gewidmet und tragen den Titel: Le Porrettane, weil sie, wie der Verfasser sagt, zur Unterhaltung der Herren und Damen geschrieben wurden, welche sich einst während des Sommers in den Bädern zu Porretta aufhielten. Die Zeit der Abfassung dieser Erzählungen fällt, wie man vermuthet, ungefähr mit derjenigen zusammen, wo die erste Ausgabe erschien, welche nämlich im Jahre 1483 zu Bologna herauskam. Seitdem wurden sie noch vier- bis fünfmal gedruckt, und zwar das letzte Mal noch vor der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Von den 71 Novellen, welche die Porrettane enthalten, sind einige tragischen Inhaltes, die meisten jedoch erzählen Schwanke, oder auch bloß Bonmots und witzige Antworten. Der Styl des Sabadino wird für barbarisch gehalten, da er voll lombardischer Ausdrücke und Redeweisen ist.

Nr. 2 ist die zehnte Erzählung der Disciplina Clericalis [s. oben S. 198.].

Nr. 20 ist eine nicht üble Geschichte von einem pfiffigen Bürger zu Araldo, der sich von einem Notarius zwanzig Dukaten leiht. Da er nun zur versprochenen Zeit nicht zahlen will und kein Zeuge des Darlehens vorhanden ist, so wird er auf Bitten des Notarius vor den Podestà geladen. Er führt jedoch gegen seinen Gläubiger an, er könne nicht erscheinen, weil er seine Kleider verpfändet habe, welches Hinderniß letzterer alsbald aus dem Wege räumt, indem er ihm seinen Mantel leiht. So equipiert begiebt er sich nach dem Gerichtssaale und wird von dem Podestà in einiger Entfernung von dem Gläubiger in Betreff der Schuld befragt; er läugnet jedoch dieselbe durchaus und schreibt die Klage vielmehr einer seltsamen Grille bei, die sich jener in der letzten Zeit in den Kopf gesetzt, indem er nämlich Alles für sein Eigenthum hielte. „So zum Beispiel, fährt er fort, fragt ihn einmal, wem der Mantel gehört, den ich hier trage; gleich wird er sagen, er gehöre ihm." Der Podestà läßt daher den Notarius herbeirufen und thut an ihn die genannte Frage; und da der arme Mann natürlich so antwortet, wie der Verklagte vorausgesagt hat, so wird er von allen Anwesenden für verrückt gehalten und von dem Gerichtshofe in Gewahrsam gegeben, während der Verklagte sowohl die Dukaten als den Mantel behält [Timoneda Patrañas no. 18.]. —

Nr 59. Einer von der berühmten italienischen Familie der Bolognini tritt in den Dienst des Königs von Sizilien, Ladislaus, und erwirbt sich die Gunst seines Gebieters in einem sehr hohen Grade. Da er das Amt eines Jägers, Falkeniers, Reitknechtes und außerdem auch eines Premlerministers bekleidet, so begegnen ihm im Verlaufe seiner verschiedenen Funktionen mancherlei Zufälle; so wird ihm einmal sein Auge von einem Baumzweige ausgeschlagen und ein anderes Mal wird er durch einen Stoß in einen Abgrund auf Lebenszeit gelähmt; jedoch bewahrt er immer seine Geschicklichkeit, sich bei Hofe in Ansehen zu erhalten. Während er nun einst dem Ladislaus nach Neapel folgt, wird die Barke, in der er segelt, von dem Schiffe des Königs durch

einen Sturm getrennt und durch Korsaren genommen, die ihn in der Berberei an einige Araber verkaufen. Dirse bringen ihn nach dem fernsten Theile der Wüste und verkaufen ihn unter dem Namen Elisco an einrn heidnischen König jener Grgend. Zuerst wartet er die Kameele seines neuen Herrn, wird indeß nach und nach sein Vezir nnd Günstling, bis endlich der König stirbt. Es war aber in jenem Lande Sitte, bei'm Tode des Herrschers allen Hochwürdenträgern den Hals abzuschneiden und sie zugleich mit ihrem Gebieter zu begraben. Natürlich sollte nun Elisco eine Hauptrolle bei dieser Ceremonie spielen, weswegen er in einer öffentlichen Versammlung des Reichsrathes und des Volkes, welche vor derselben gehalten wurde, auf folgende Weise das Wort ergriff: „Meine hochzuverehrenden Herren! Ich würde mich fürwahr im höchsten Grade glücklich schätzen, unserm Gebieter in die andere Welt nachzufolgen, wenn ich nicht blind und lahm und auch sonst gebrechlich wäre, so daß ich dort bei weitem nicht so wirksame Dienste leisten konnte, wie einige der hier gegenwärtigrn Glieder des hohen Adels und der vrrehrlichen Bürgerschaft, welche stark nnd wohlgebaut sind und vermöge ihrer gesunden Glieder ihn auch viel fruher erreichen müßten, als ich dieß vermag. Ich bin bloß tauglich zur Unterhaltung und ihm die Staatsneuigkeiten zu hinterbringen. Daher wäre es wohl am besten, meine Abreise bis nach den Begräbnißfeierlichkeiten, wobei die hohen Beamten unseres hingeschiedenen Herrn so bereitwillig ihrer Pflicht nachkommen wrrden, und der darauffolgenden Wahl des neuen Monarchen aufzuschieben, um den ehrfurchtsvollen Gruß desselben zugleich uberbringen zu können." Weiter ließ sich Elisco über die Eigenschaften, die ihr zukünftiger Hrrrscher besitzen sollte, ausführlich vernehmen und sagte so schöne und so beifällig aufgenommene Dinge in dieser Beziehung, daß er nicht nur den gewünschten Aufschub erhielt, sondern auch nach der Bestattung des verstorbenen Monarchen und seiner Hausbeamten einstimmig zum Könige erwählt wurde. —

Alle Völker haben gern Geschichten erzählt, wie ihre Landsleute in frrmden Ländern durch ihre außerordentlichen Eigrnschaften zu Ehren und Würden emporgestiegen sind, und in England hat man gewöhnlich die Türkei zum Schauplatze derartiger Beförderung erwählt. —

Die obigen Geschichten mögen dem Leser vielleicht nicht sehr interessant erscheinen; gleichwohl gehören sie zu den besten des Sabadino, welcher die Reihe der italienischen Novellisten des funfzehnten Jahrhunderts schließt, so wie

Agnolo Firenzuola

der erste des folgenden Jahrhunderts ist. Dieser Schriftsteller war aus Florenz und Abt von Vallombrosa; seine Novellen jedoch, die sich im Ganzen auf zehen belaufen, sind keineswegs von einem solchen Inhalte, wie man ihn seiner geistlichen Stellung nach erwarten sollte. Die meistrn derselben hat er in seine im Jahre 1548 zu Florenz gedruckten Ragionamenti (Gespräche) eingeflochten. Er sagt uns in der Vorrede, daß seine bei ihm lebende Geliebte dergleichen Ragionamenti zu schreiben beabsichtrte, indeß bevor sie dieß ausführen konnte, an einem Fieber starb und ihn auf ihrem Todtenbette bat, ihren Plan in's Werk zu setzen. Diese Geschichte ist nun zwar wahrscheinlich erdichtet, jedoch für einen Geistlichen jedenfalls eine sonderbare Einleitung.

Die erste Novelle des Firenzuola ist in nrueren Erzählungen und Romanen vielfach wiederholt worden. Ein Jüngling leidet an der Küste der Berberei Schiffbruch und wird von einigen Fischern an den Dei von Tunis verkauft. Er erwirbt sich die Gunst seines Herrn und noch mehr seiner Herrin, die er nicht nur überredet ihm zur Flucht zu verhelfen, sondern sogar auch ihn auf derselben zu begleiten.

Die sirbente Novelle ist eine Geschichte, die in vielen anderrn italienischen Novellen wiederkehrt. Es verspricht Jemand einem jungen Frauenzimmer bei ihrer Verheirathung eine grwisse Summe als Mitgift. Um in den Besitz dieses Geldes zu kommen, begiebt sich die Mutter zu dem Wohlthäter in Begleitung ihrer Tochter und des vorgeblichen Ehemannes derselben. Der Geschenkgeber beharrt jedoch darauf, daß das neuvermählte Paar die Nacht über in srinem Hause bleibe und weist ihnen das nämliche Schlafzimmer an. — Firenzuola hat diese Geschichte aus der vierzehnten Novelle des Fortini und ist wiederum nachgeahmt worden von Grazzini, beigenannt il Lasca (P. II. Nov. 10.).

Die meisten anderen Geschichten des Firenzuola, in denen Nonnen und Mönche gewöhnlich die Hauptrollen spielen, konnen nicht füglich ausgezogen werden; sie zeichnen sich jedoch sämmtlich

Digitized by Google

durch den eleganten Styl aus, welcher in allen Schriften des Firenzuola herrscht. Dieſe beſtehen nämlich aus zwei Dialogen über die Schönheit, einigen Luſtſpielen und einer freien Uebertragung der Metamorphoſen des Apulejus.

Gleichzeitig ungefähr mit Firenzuola lebte auch Luigi da Porto, deſſen Novelle wir bereits oben erwähnt haben, ſo wie der berühmte Molza, von deſſen hundert Novellen nur vier auf uns gekommen ſind, keine einzige aber, als ſie noch vollſtändig vorhanden waren, ſich einen Ruf erwarb, der dem ſeiner übrigen Werke entſprochen hätte.

Ungefähr um dieſelbe Zeit ſchrieb

Giovanni Brevia,

ein Kanonikus zu Ceneda im Venetianiſchen, ſechs Novellen, die ſich durch die Lebendigkeit des Styls auszeichnen. Sie erſchienen zugleich mit ſeinen Rime, Rom 1545. 8.

Nr. 1 erzählt, wie eine Frau in der Abweſenheit ihres Mannes einen Liebhaber bei ſich hat. Da nun Jener unerwartet zurückkehrt, ſo iſt er über die Vorbereitungen zu einem Abendbrote, die er in ſeinem Hauſe findet, höchſt überraſcht, ſo daß er in der Hitze ſeine Frau heftig darüber ausſchmäht und eine große Verwirrung hervorbringt. Inzwiſchen entkammt der Liebhaber unbemerkt zu einem Nachbar, der auf ſein Bitten mit ihm zurückgeht und dem Ehemanne Vorwürfe macht, daß er auf dieſe Weiſe ein Gaſtmahl unterbreche, welches er mit Erlaubniß ſeiner Gemahlin in ſeinem Hauſe veranſtaltet habe —

Nr. 2. Ein Prieſter erſchwindelt Geld, indem er ſich für einen Kardinal ausgiebt [347]). —

Nr. 3. Geſchichte von einem Vater, der durch die Verſchwendung ſeiner Kinder zu Grunde gerichtet und dann von ihnen verlaßen wird. Er giebt hierauf vor, er habe einen Schatz gefunden, ſo daß ſie ihn nun bis zu ſeinem Tode auf's beſte behandeln, jedoch nachher die Kaſten leer finden. — Man begreift ſchwer, was für Freude dem Vater die Aufmerkſamkeit und die Schmeicheleien falſcher Kinder gewähren konnten. Dieſe Novelle gab den Staff zu Piron's Luſtſpiel Les Fils Ingrats, die er nachher unter dem Titel L'École des Pères herausgab, und mit deren Aufführung im Jahre 1728 die Zeit der Comédie Larmoyante wiederaufiebte. Hier jedoch kommt der Kammerdiener des Vaters auf den Einfall mit dem vorgeblichen Funde des Schatzes und verlockt ſo die Söhne zur Wiedergabe des bereits erhaltenen Vermögens, um durch dieſen Beweis uneigennütziger Liebe das ganze zu bekommen. Die Geſchichte findet ſich auch in der Pieuse Récréation d'Angelin Gazée [vgl. Anm. 398a.] und wird in Luthers Tiſchreden [Capitel 36. Bl. 445r. Leipzig 1621.: „Es iſt nicht gerathen, daß die Eltern bei ihrem Leben ihre Güter den Kindern übergeben."] unter anderen Beiſpielen erzählt, um Väter von einer Theilung ihres Beſitzthumes unter ihre Kinder bei Lebenszeit abzuſchrecken, ein Verfahren wozu ſie übrigens überhaupt wenig Neigung verſpüren [348]).

Nr. 6 iſt die berühmte Geſchichte von Belfagar. Dieſe wurde urſprünglich mit einer bloßen Verſchiedenheit der Namen in einer alten lateiniſchen Handſchrift erzählt, welche zwar jetzt verloren iſt, ſich jedoch bis zur Zeit der Bürgerkriege in der Bibliothek des St. Martin de Tours befand. Die italieniſchen Literarhiſtoriker haben aber darüber geſtritten, ob Brevia oder Machiavel dieſe Erzählung zuerſt in ihrer Landesſprache bearbeitet habe. Sie erſchien 1545 zur Lebenszeit Brevia's unter ſeinen eigenen Namen und 1549 unter dem Namen Machiavel's, der damals ſchon achtzehen Jahre todt war. Beide haben wahrſcheinlich die lateiniſche Handſchrift benutzt, denn ſie konnten kaum von einander kopieren. Dieſe Geſchichte befindet ſich auch in den „Nächten" des Straparola, jedoch ſehr verſtümmelt [vgl. unten die Anm. zu Straparola N. 2. Fav. 4.] und iſt auch von La Fontaine in ſeinem Belphégor nachgeahmt worden [ſ. auch Keller Rom. d. Sept Sages S. CLXXV ff. Dyaklet. Leben, Einleitung S. 52. (Achmed)]. — Folgendes iſt der Hauptinhalt derſelben, wie ſie Machiavel erzählt. Alle Seelen nämlich, die in der Hölle anlangten, beklagten ſich, daß ſie lediglich durch ihre Weiber in dieſe traurige Lage gekommen wären, ſo daß Minos und Rhadamanthus dem Pluto hierüber referierten und dieſer einen Höllenrath berief, um zu deliberieren, wie man die Wahrheit oder Unwahrheit derartiger Ausſagen am beſten ergründen könne. Nach einigem Hin- und Herreden wird nun beſchloſſen, einen von ihnen in menſchlicher Form und den menſchlichen Leidenſchaften unterworfen in die Oberwelt zu ſchicken, mit dem Befehle, ſich ſobald als möglich zu verheirathen und nach zehnjährigem Aufenthalte auf der Erde ſeinem hölliſchen Gebieter von den Freu-

den und Leiden der Ehe Bericht abzuſtatten. Obgleich aber dieſer Plan allgemeinen Beifall findet, iſt doch keiner der Teufel geneigt freiwillig den Auftrag zu übernehmen, bis endlich das Loos den Erzteufel Belfagor trifft. Nachdem dieſer mit einem hübſchen Aeußern und großem Reichthume ausgeſtattet iſt, läßt er ſich unter dem Namen Roderich von Kaſtilien in Florenz nieder und giebt vor, er habe ſein Vermögen im Morgenlande erworben. Da er ein ſehr feiner gebildeter Teufel war, ſo fand er keine Schwierigkeit, in den erſten Häuſern Zutritt zu erlangen und die Hand einer jungen Dame von hoher Geburt und fleckenloſem Rufe zu erwerben. Die Ausgaben für ſchöne Kleider und prächtiges Hausgeräth, welche ſeine Frau ſehr gern hatte, machte er ohne Widerſtreben; da jedoch ihre Familie ſich in ſehr beſchränkten Umſtänden befand, ſo mußte er auch ihre Brüder ausrüſten, damit ſie nach der Levante gehen konnten. Indem ferner ſeine Frau eine ziemliche Portion Zankſucht beſaß, ſo blieb keiner von ſeinen Leuten lange in ſeinem Hauſe und alle ließen es ſich daher mehr angelegen ſein, das Vermögen ihres Herrn durchzubringen, als ſparſam damit umzugehen. Endlich da auch ſeine Schwäger vergeblich auf Rückzahlung der ihnen vorgeſtreckten Kapitalien warten laßen, ſieht er ſich gezwungen, vor ſeinen Gläubigern zu fliehen. Während ihn nun letztere verfolgen, gewährt ihm ein Bauer Zuflucht, deſſen Glück er dafür zu machen verſpricht. Nachdem er ihn alſo von ſeiner wirklichen Abſtammung und ſeinem Namen in Kenntniß geſetzt, kommt er mit ihm überein, daß er in die Tochter eines reichen Bürgers zu Florenz fahren und ſie nicht eher verlaßen ſolle, als bis der Bauer ihn austriebe. Sobald daher letzterer hört, daß die junge Dame von dem Teufel beſeſſen ſei, begiebt er ſich zu ihrem Vater und erbietet ſich, ſie von demſelben zu befreien. Er nähert ſich hierauf dem Ohre des Mädchens und ſpricht: „Roderich, ich bin gekommen, dich an dein Verſprechen zu erinnern.“ „Ich gehe ſchon, flüſtert jener zur Antwort; und um dich noch reicher zu machen, werde ich von hier aus gleich in die Tochter des Königs von Neapel fahren.“ Der Bauer erhält nun durch dieſe Heilung ſo großen Ruf, daß man ihn zu der neapolitaniſchen Prinzeſſin holen läßt, und er für die Austreibung Belfagor's eine hübſche Belohnung erhält. Bei dieſer Gelegenheit theilt ihm jedoch der Teufel mit, daß er jetzt ſein Verſprechen erfüllt habe und nun geſonnen ſei, ihn in's Verderben zu ſtürzen. Demgemäß fährt er in die Tochter Ludwigs VIII. von Frankreich und, wie er vermuthet, läßt man auch alsbald den Bauer holen. Hierauf wird eine Scene beſchrieben, welche der in dem Fabliau Le Vilain devenu Médecin [oder Le Médecin de Brai, Le Grand 2, 366.] und in Molière's Médecin malgré lui ähnlich iſt. Der Bauer wird nämlich mit Gewalt nach Paris gebracht, woſelbſt er vergeblich ſich damit entſchuldigt, daß einige Teufel ſo hartnäckig wären, daß ſie ſich nicht austreiben ließen. Der König erwiedert hierauf ganz einfach, daß wenn er ſeine Tochter nicht heile, er ihn würde hängen laßen. Da nun alle Bitten des Beſchwörers den Belfagor zur freiwilligen Entfernung zu bewegen vergeblich ſind, ſo nimmt er ſeine Zuflucht zu einer Liſt. Er läßt nämlich ein Gerüſt mit einem Altare darauf errichten, alsdann die Prinzeſſin hinbringen und die Meſſe ſagen, welche Vorbereitungen jedoch der Teufel ſämmtlich mit totaler Verachtung behandelt. Inmitten dieſer Ceremonieen nähert ſich indeß, der getroffenen Anordnung gemäß, eine große Zahl Trommeln, Trompeten und andere lärmende Inſtrumente mit großem Getümmel. „Was iſt das?“ ruft hierauf Belfagor. „Ach mein lieber Roderich, verſetzt hierauf der Bauer, es iſt dein Weib, die dich aufſuchr und nun hierher kommt.“ Kaum hört dieß Belfagor, ſo verläßt er ſtracks die Prinzeſſin und kehrt in die Hölle zurück, um die Wahrheit der Ausſage zu beſtätigen, deren Erforſchung ihm war aufgetragen worden.

Die Grundidee dieſer Geſchichte iſt ſinnreich und hätte viel Unterhaltung gewähren konnen, wäre Belfagor durch ſeine zänkiſche Frau von einem Verbrechen zum andern geleitet worden. Jedoch erſcheint er nur als unglücklich und keineswegs als ſchuldig, und während ſeines Aufenthaltes auf Erden geſchieht nichts, was von der Gewalt der Frauen, ihre Männer in ewige Verdammniß zu ſtürzen, Zeugniß ablegte. Auch ſteht die Geſchichte von dem Bauer und den beſeſſenen Peinzeſſinnen in keiner Verbindung mit dem Hauptgedanken, mit welchem die Geſchichte anfängt, noch mit dem Zwecke des Aufenthalts des Belfagor auf Erden.

Dieſe Novelle liegt zu Grunde einer altengliſchen Komödie, betitelt „Grim, der Köhler von Croydon“ (Grim the Collier of Croydon), welche 1602, ſo wie einer andern mit dem Titel

„Belphegor, oder die Heirath des Teufels," (B. or the Mariage of the Devil), welche 1691 in Druck erſchien [348a]).

Girolamo Parabosco,

welcher ungefähr um 1550 lebte, war ein berühmter Muſiker und wie die meiſten italieniſchen Novelliſten auch Dichter. Obgleich in Piacenza geboren, brachte er doch den größten Theil ſeines Lebens in Venedig zu, wo er ſich jene genaue Bekanntſchaft mit den Sitten der Einwohner dieſer Stadt erwarb, welche in ſeinem Werke in ſo hohem Grade hervortritt. Dasſelbe trägt den Titel „Diporti" (Beluſtigungen) und beginnt mit einer Lobrede auf Venedig, welches er zum Schauplatze der Erzählungen gemacht hat. Er giebt nämlich vor, daß einſt ſiebzehn Herren, und unter ihnen Pietro Aretino und Sperone Speroni, die Verabredung trafen, ſich einige Tage lang mit Fiſchen zu beluſtigen, zu welchem Behufe man, nach venetianiſcher Sitte, in einiger Entfernung von der Stadt mitten im Waſſer Hütten errichtete. Da das Wetter bei ihrer Ankunft an dem beſtimmten Orte ungünſtig iſt, ſo vertreiben ſie ſich die Zeit mit Geſchichten, die ſie einander erzählen. Dieß geſchieht drei Tage lang, und indem jeder Herr deren eine erzahlt, ſind deren im Ganzen ſiebzehen. Sie erſchienen mit Geſängen und Betrachtungen vermiſcht zum erſten Male zu Venedig ohne Jahreszahl und ſpäter ebendaſelbſt im Jahre 1552 und 1558. Einige dieſer Novellen ſind tragiſchen, andere komiſchen Inhaltes, alle aber weniger unſittlich, als die meiſten Nachahmungen des Boccaccio, obgleich keine Frauen gegenwärtig ſind und Pietro Aretino ſich bei der Geſellſchaft befindet. Es wäre indeß zwecklos, Proben aus denſelben anzuführen, da ſie von derſelben Beſchaffenheit ſind wie die anderen italieniſchen Novellen, keinen Einfluß auf ſpätere Erzeugniſſe dieſer Art ausgeübt haben und kein beſonderes Intereſſe oder Originalität beſitzen. So ſtimmt die 2te mit der 41ſten des Maſſuccio und die 4te mit der 40ſten des Boccaccio überein; der erſte Theil der 5ten iſt vermittelſt der 206ten des Sacchetti dem Meunier d'Aleus, der zweite Theil hingegen der 78ſten des Decamerone entnommen. Der erſte Tag des Parabosco enthält neun Novellen und der zweite ſieben, welcher letztere mit der Unterſuchung von vier Fragen ſchließt, wie z. B. ob mehr Vergnügen in der Hoffnung oder im Genuſſe enthalten ſei u. dgl. Der dritte Tag enthält bloß eine Geſchichte und der Reſt der Zeit wird mit der Erzählung von Bonmots ausgefüllt, die rubrikenartig in angreifende, vertheidigende u. ſ. w. eingetheilt ſind. Sie beſitzen im Allgemeinen einen nur ſehr mittelmäßigen Werth; ſo z. B. wird ein Muſiker, der in einer rohen Geſellſchaft ſpielt, ein Orpheus genannt. Jemandem, der die Laute ſchlägt und verſichert, er habe dieß nie gelernt, wird geſagt, er ſolle ſeine Betheuerungen für Diejenigen aufheben, die das Gegentheil glauben; ein Anderer rühmt ſich, er erkenne einen Schelm auf den Blick, und ein Anweſender folgert, er müße oft ſeinen Spiegel ſtudiert haben u. ſ. w. —

Obgleich Parabosco nur ſiebzehn Novellen hinterlaßen hat, ſcheint es doch, als habe er die Welt mit einem ganzen Hundert derſelben beſchenken wollen, welche, nach einem ſeiner Briefe zu ſchließen, faſt druckfertig geweſen ſein müßen. „Ich hoffe, ſagt er nämlich dort, in kurzem hundert Novellen herauszugeben, von denen ich für jetzt in dieſen meinen „Beluſtigungen" ſiebzehen erſcheinen laße."

Marco Cademoſto da Lodi

war ein Geiſtlicher, und lebte am römiſchen Hofe unter den Päpſten Leo X. und Clemens VII., welche ihm beide ihre Gunſt angedeihen ließen. Seine ſechs Novellen erſchienen 1543 zu Rom nebſt ſeinen Gedichten, unter dem Titel: Sonetti ed altre Rime con alcune Novelle; denn auch er war ein Dichter, gleich den anderen italieniſchen Novelliſten. In der Einleitung ſagt er, daß ihm 27 Geſchichten verloren gegangen ſeien, die er während der Plünderung Roms geſchrieben, und die ſich ſämmtlich auf Thatſachen gründeten. Von den noch vorhandenen ſechs iſt bloß die von einem alten Manne erträglich, welcher ſein Vermögen den Hospitälern vermacht. Ein alter treuer Diener, der den Inhalt des Teſtamentes erfährt, unterrichtet davon die Söhne ſeines Herrn, der dann in derſelben Nacht, wo er ſtirbt, nach einem andern Zimmer geſchafft wird, während der Diener, in Uebereinſtimmung mit jenen, ſich in ſein Bett legt, und dem herbeigeholten Notarius ein Teſtament zu Gunſten der Söhne ſeines Gebieters diktiert, zugleich aber

auch zu ihrem großen Verdrusse, sich selbst ein ungeheures Legat hinterlaßt [349]). —

Die nun folgenden Novellisten haben ihre Vorgänger meist nur nachgeahmt, ja sogar häufig bloß die früheren Erzählungen mit anderen Worten wiederholt. Sie unterscheiden sich aber von denselben hauptsächlich durch häufigere Einführung blutiger Ereignisse voll unglaublicher Grausamkeit und Entsetzen. Keiner jedoch ist hierin weiter gegangen, als

Giovanni Giraldi Cinthio, [350])

Verfasser der Hecatommithi ovvero Cento Novelle, und der älteste derjenigen noch übrigen Novellisten, welche wegen ihres Werthes oder ihrer Beliebtheit überhaupt erwähnenswerth sind. Cinthio wurde zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zu Ferrara geboren, war ziemlich ausgezeichnet als Gelehrter und Dichter und stand als Geheimschreiber in Diensten Herkules' des Zweiten, Herzogs von Ferrara. Er starb 1573. Nähere Nachrichten über ihn findet man in Barotti's Vertheidigung der ferrarischen Schriftsteller gegen den Tadel des Fantanini. Aus den Versen, mit denen Cinthio sein Werk schließt, scheint hervorzugehen, daß er dasselbe in seiner Jugend schrieb, und nach langen Jahren wieder vornahm; er sagt nämlich:

„Zu dir, der Arbeit meiner ersten Jahre,
Ruft mich des ernsten Alters Kummer jetzt,
Ob so in meinem Leid' ich Trost erfahre;"

und wiederum:

„Darum warst lange Zeit du unbekannt,
O meiner jugendlichen Jahre Werk,
Worauf ich einst viel Sorg' und Fleiß gewandt."

Die Novellen des Cinthio erschienen zuerst im Jahre 1565 zu Montreal in Sizilien 2 vol. 8.; später zu Venedig 1566, und dann noch einmal ebendaselbst 1574. Obgleich man nach dem Titel vermuthen sollte, daß das Werk hundert Erzählungen umfasse, so beläuft sich in der That die Zahl derselben auf 110, da auch in der Einleitung, welche der ersten Dekade vorangeht, zehen Geschichten enthalten sind.

Das ganze Werk ist in zwei Theile getheilt, deren jeder fünf Dekaden zu je zehn Novellen enthält. Die Einleitung erzählt Beispiele von ehelichem Glücke und den Leiden verbotener Liebe. Dekade 1 ist vermischten Inhaltes; Dekade 2 umfaßt Geschichten von Liebeshändeln, die gegen den Willen von Verwandten oder Vorgesetzten Statt finden; Dekade 3 handelt von untreuen Weibern und Ehemännern; Dekade 4 von Solchen, welche Anderen nachstellen und selbst dabei in's Verderben stürzen; Dekade 5 erzählt Beispiele von ehelicher Treue unter schwierigen Umständen; Dekade 6 Handlungen des Edelmuthes und der Höflichkeit; Dekade 7 sinnreiche Einfälle und Sentenzen; Dekade 8 Beispiele von Undankbarkeit; Dekade 9 merkwürdige Glückswechsel; Dekade 10 ritterliche Thaten.

Cinthio giebt in der Einleitung vor, daß wegen der Verwirrung und Pest, welche auf die Plünderung Roms im Jahre 1527 folgten, zehen Herren und Damen sich zu Schiffe nach Marseille begeben und auf der Fahrt einander Geschichten erzählen. Cinthio hat den Boccaccio in vielen äußeren Umständen nachgeahmt; wie eben in dieser Flucht vor der Pest, welche übrigens in vielen italienischen Novellen als Ursache der Erzählung derselben erscheint; ferner in der Zahl der Geschichten, dem griechischen Titel des Werkes, und der Behandlung eines bestimmten Gegenstandes an jedem Tage. Die Novellen selbst jedoch gleichen denen des Decamerone nur sehr wenig. Der Styl des Cinthio verräth, daß er große Mühe auf denselben verwandt hat, während Uebertreibung und Unwahrscheinlichkeit der Ereignisse ein Hauptkennzeichen derselben sind. Zwar besagt die dritte Ausgabe der Hecatommithi, daß alle Geschichten sich auf Thatsachen gründen, jedoch nur wenige italienische Novellen laßen ein derartiges Vorgeben unglaublicher erscheinen als die vorliegenden, außer wo Cinthio der alten Geschichte von Griechenland und Rom ihre grauenhaftesten Ereignisse entliehen hat. So ist die dritte Novelle der achten Dekade, wo eine scythische Prinzessin in Uebereinstimmung mit dem Gemahle ihrer Schwester ihren eigenen Ehemann ermordet, er aber sein Weib tödtet, worauf sie den Thron besteigen, nachdem sie vorher den alten König vergiftet haben und die Mörderin über den Leichnam desselben mit ihrem Wagen hinweggefahren ist, nichts weiter als die Geschichte der Tullia und des Tarquinius Superbus.

Zuweilen auch hat Cinthio den Erfindungen seiner Vorgänger bloß ein dunkleres Kolorit verliehen. So z. B. ist die vierte Novelle der vierten Dekade ganz die Geschichte des Richard Mi-

nutolo im Decamerone [ſ. daſ Tag III. Nov. 6.], außer daß der Anſtifter der Liſt ſtatt eines lebensluſtigen, feinen jungen Herrn ein nichtswürdiger Sklave iſt und die Dame, da ſie den Betrug entdeckt, erſt den Verräther und dann ſich ſelbſt erſticht, ſtatt ſich mit ihrem Liebhaber auszuſöhnen, wie dieß bei Boccaccio der Fall iſt.

Von den Geſchichten ſeiner eigenen Erfindung iſt die zweite der zweiten Dekade ein auffallendes Beiſpiel jener Ereigniſſe maßloſen Grauens und Entſetzens, woran Cinthio ſich ganz beſonders ergötzt zu haben ſcheint und welche an das Poſſierliche gränzen, wenn ſie übertrieben werden. — Orbecche, die Tochter des perſiſchen Königs Sulmone, verliebt ſich in einen jungen Armenier, Namens Orontes, und weiſt daher die Hand des Prinzen von Parthien zurück, den ihr Vater ihr zum Gemahle beſtimmt hat. Sulmone bleibt lange in Unkenntniß über die Urſache des Ungehorſams ſeiner Tochter, bis er endlich entdeckt, daß ſie insgeheim mit Orontes verbunden iſt und zwei Kinder von demſelben hat. Sie entflieht jedoch mit dieſen und ihrem Gemahle ſeiner Rache und lebt mit ihnen neun Jahre in feindlichem Gebiete. Nach Verlaufe dieſer Zeit giebt Sulmone vor, er habe ihr vergeben, und überredet ihren Ehemann, mit ſeinen zwei Kindern nach der Hauptſtadt von Perſien zu kommen, tödtet ſie jedoch bei der erſten Zuſammenkunft. Bald darauf langt auch ſeine Tochter an; er empfängt ſie mit anſcheinender Zärtlichkeit und theilt ihr mit, er halte ein prächtiges Hochzeitgeſchenk für ſie bereit. Er heißt ſie alsdann einen Schleier aufheben, welcher drei Becken verbarg. In einem derſelben findet ſie den Kopf ihres Gemahles und in den anderen beiden die Leiber ihrer Kinder, mit den Dolchen noch in der Kehle. Orbecche ergreift dieſe Todesinſtrumente und hält ſie ihrem Vater hin, ihn anflehend ſeine Rachluſt vollſtändig zu ſättigen; er giebt ſie ihr jedoch mit einer grauenvollen Ruhe wieder, indem er ihr verſichert, ſeine Rache wäre hinlänglich befriedigt. Dieſe Gelaßenheit, die den Umſtänden ſo wenig entſprach, erbittert Orbecche dermaßen, daß ſie auf ihren Vater losſtürzt und ihm ohne Weiteres den Garaus macht. Da nun Niemand mehr zu maſſakrieren übrig bleibt (denn ihre Mutter und ihr Bruder ſind von Sulmone bereits früher getödtet worden), ſo ſtößt ſie ſich ſelbſt einen der Dolche in die Bruſt[350a]). — Dieſe, wie verſchiedene andere Novellen der Hecatommithi, hat der Verfaſſer ſelbſt zu einer Tragödie benutzt, welche zu den älteſten und geſchätzteſten der italieniſchen Literatur gehört.

Die ſiebente Geſchichte der dritten Dekade iſt von derſelben Beſchaffenheit, jedoch intereſſanter und rührender und hat Shakeſpeare den Stoff zu ſeinem Othello geliefert. Disdemona, eine edle Venetianerin, durch die hohen Eigenſchaften eines Mohren[350b]) mit Bewunderung erfüllt, vermählt ſich mit ihm, trotz des Einſpruches ihrer Verwandten, und begleitet ihn nach Cypern, wohin ihn die Republik als Befehlshaber ihrer Truppen ſchickte. Der Fähnrich des Mohren, welcher bei dieſem in hoher Gunſt ſteht, verliebt ſich in Disdemona. Erbittert über ihre Zurückweiſung ſeiner Anträge und zugleich voll Eiferſucht gegen den Hauptmann des Mohren, den er für ſeinen begünſtigten Nebenbuhler hält, beſchließt er beide zu vernichten. Da der Hauptmann wegen eines militairiſchen Vergehens ſeiner Stelle entſetzt wird und der Fähnrich vernimmt, daß Disdemona bei ihrem Gemahle dringende Fürſprache eingelegt hat, ſo benützt er dieſe Gelegenheit, um dem Mohren Verdacht einzuflößen. Auch entwendet er ihr heimlich ein Schnupftuch, welches ſie von ihrem Manne empfangen, und theilt dieſem mit, daß ſie es dem Hauptmanne zum Geſchenke gemacht habe. Die Eiferſucht des Mohren wächſt ſo noch mehr, indem er Disdemona nach dem Schnupftuche fragt und ſie dasſelbe nicht vorweiſen kann, wohingegen er dasſelbe auf Veranſtaltung des Fähnrichs in den Händen einer Frau im Hauſe des Hauptmannes erblickt. Der Mohr beſchließt nun den Tod des letztern ſo wie ſeiner Gemahlin. Der Fähnrich ſoll den Hauptmann ermorden, jedoch mislingt ihm dieß; dafür tödtet er ihn Vereine mit dem Mohren die Disdemona und reißt einen Theil des Hauſes nieder, damit es ſcheine, als wäre ſie unter den Trümmern desſelben begraben worden. Bald darauf faßt der Mohr einen heftigen Haß gegen den Fähnrich und beraubt ihn ſeiner Stelle, ſo daß dieſer, voll Wuth hierüber, dem hohen Rathe die Verbrechen ſeines Obern offenbart und man letztern daher aus Cypern zurückberuft. Da ihm jedoch die Folter kein Geſtändniß auszupreſſen vermag, ſo wird er bloß mit Verbannung beſtraft, indeß ſpäter durch die Verwandten der Disdemona an dem Orte ſeines Aufenthalts ermordet. Der Fähnrich ſtirbt nachher auf der Folter wegen eines Verbrechens, welches mit

dem Hauptgegenſtande der Novelle in gar keinem Zuſammenhange ſteht.

Man wird bemerkt haben, daß in Shakeſpeare's Trauerſpiel Jago nicht, wie dieß bei Cinthio der Fall iſt, duech Liebe, die ſich in Haß verwandelt, ſondern durch Eifeeſucht gegen den Mohren und ſeine eigene Frau, ſowie durch Veebeuß über die Beförderung des Caſſio zu ſeinen Veebeechen angetrieben wird. Auch läßt er das Schnupftuch durch ſeine Frau ſtehlen, wäheend er dieß in der Novelle ſelbſt thut. Auf dieſen Diebſtahl beruht in letzteree ſowohl wie in dem Traueeſpiele der ganze Beweis gegen Disdemona; in der Novelle jedoch beſteht der Mohr darauf es in den Händen des Haupmannes zu ſehen, und der Fähnrich weiß es duech Liſt in den Beſitz desſelben zu bringen, was bei Shakeſpeaee bloß Sache des Zufalles iſt. Ferner iſt der Charakter des Moheen gänzlich die Erfindung des engliſchen Dichters, deſſen edler Othello bei Cinthio mürriſch, hartnäckig und grauſam iſt. Endlich iſt die Kataſteophe, wie es die theatraliſche Darſtellung eeſoederte, bedeutend umgeſtaltet woeden.

In all' dieſen wichtigen Abänderungen hat Shakeſpeare ſein Original wahehaft verbeſſert. In einigen anderen Umſtänden iſt er mit weniger Ueberlegung von demſelben abgewichen; in den meiſten Punkten jedoch hat er ſich genau daran gehalten. So iſt der Charakter des Jago, des Caſſio und der Disdemona faſt ohne den geringſten Unterſchied dem Cinthio entnommen, eben ſo ſind die dunkeln Winke und mannigfachen Kunſtgriffe des Jago, um in dem Mohren Verdacht zu erwecken, in der Novelle und dem Teauerſpiele vollkommen dieſelben; auch die Seene, wo Othello's Eiferſucht durch ſein Wahrnehmen dee Gebärden Caſſio's in ſo hohem Grade erweckt wied, ſo wie endlich ſein ſonderbaees Verlangen, duech den Augenſchein von der Schuld Disdemona's überzeugt zu werden, ſind dem italieniſchen Novelliſten entliehen. —

Die zehnte Novelle der fünften Dekade hat Dryden den Stoff zu demjenigen Theile ſeiner Tragödie Amboyna geliefert, der ſich auf den Raub Jaßinda's durch Harman bezieht. —

In dee ſechsten Novelle der ſechsten Dekade wied erzählt, daß einſt der Sohn einer edeln italieniſchen Mateone, Namens Lidia, im Streite mit einem Jünglinge ſeines Alters erſtochen wurde. Letzterer flieht vor den ihn verfolgenden Dienern der Geeechtigkeit und findet Zuflucht in dem Hauſe der Mutter des Getödteten, die von dem Schickſale ihres Sohnes noch keine Kenntniß eehalten hatte, und ohne daß der Thätee ahnt, wer ihm Schutz gewährt. Nachdem ſie ſich nun dem letztern für ſeine Sicherheit verbürgt hat, wied der Leichnam ihres Sohnes in's Haus gebracht und duech die Ankunft dee Häſcher entdeckt ſie, daß ſie den Mörder desſelben bei ſich birgt. Duech ein ſtrenges Ehrgefühl abgehalten, weigert ſie ſich jedoch ihn auszuliefern; vielmehr adoptiert ſie ihn ungefähr eine halbe Stunde darauf an der Stelle des vrrlorenen Sohnes. — Dieſe Geſchichte liegt einem Theile von Beaumont und Fletcher's Custom of the Country (die Landesſitte) zu Grunde, wo Guiomae, eine vornehme Witwe zu Liſſabon, den Rutilio beſchützt, welchen ſie für den Möeder ihres Sohnes Duarte hält, da er ihn nach einem Streite auf der Straße für todt auf dem Platze gelaßen hat. Don Duarte eeholt ſich jedoch von ſeiner Wunde und die Dame vermählt ſich mit Rutilio [381]). Ein Theil von Cibber's Luſtſpiel „Liebe macht zum Mann" (Love Makes a Man) gründet ſich auf ein ähnliches Ereigniß.

Die fünfte Novelle der achten Dekade, welche Shakeſpeare's Maaß für Maaß zu Grunde liegt, iſt eben ſo blutig und unwaheſcheinlich, wie die Geſchichte vom Mohren. Ein junger Mann zu Inſpruck wird zum Tode verurtheilt, weil er einem Mädchen jener Stadt Gewalt angethan. Seine Schweſtee geht zu dem oberſten Richter, der für einen Mann von der ſtrengſten Tugend und Gerechtigkeit gehalten wird, und fleht ihn um Gnade füe iheen Bruder an. Er gewährt ihe dieſelbe unter gewiſſen Bedingungen, nach deren Erfüllung jedoch ee ihr gleich am andern Moegen den Leichnam deſſen übergiebt, für den ſie ſich ihm überliefert hatte. Der Kaiſer Maximinus, welchee dieſe furchtbare That erfährt, gebietet jenem Richter die Geſchändete zu heirathen, damit ſie ein Anrecht auf ſeinen Reichthum erlange, und befiehlt alsdann dem Verbrecher den Kopf abzuſchlagen; in dem Augenblicke indeß, wo dieß geſchehen ſoll, erhält letzteee auf Fürbitte der Frau, mit dee ee ſich hatte vermählen müßen, Vergebung. — Viele Geſchichten von dergleichen Schandthaten waeen zur Zeit, da Cinthio ſeine Novellen verfaßte, im Umlauf; ſo erzählte man im funfzehnten und ſechzehnten Jahehunderte ein ähnliches Verbrechen von einem Günſtlinge Ludwigs XI., welches von Stephanus in ſei-

ner Apologie pour Hérodote [ch. 17, 1.] dem Prevoſt de la Bouſtr zugeſchrieben wird; dort jedoch opfert eine Dame ihre Ehre für ihren Gemahl, nicht für ihren Bruder. Auch in den Monita et Exempla Politica des Lipſius [Antverp. 1613. 4. cap. 8.] lieſt man, daß Karl der Kühne, Herzog von Burgund, einen ſeiner Edelleute wegen einer Schandthat von dieſer Art hinrichten ließ, ihn jedoch, ebenſo wie in der Novelle des Cinthio erzählt wird, vorher zwang die betrogene Dame zu heirathen; welche Geſchichte ſich im Spectator (Nr. 491.) wiedererzählt findet. Ein ähnliches Bubenſtück wurde einſt, wie allgemein bekannt, dem Colonel Kirke zugeſchrieben [vgl. Douce Illustr. of Shakesp. p. 95 ff. ed. 1839.] [351a]).

Die Novelle des Cinthio gieng in die Histoires Tragiques des Belleforeſt über [352]), obgleich das unmittelbare Original von Maaß für Maaß Wheiſtone's Schauſpiel Promos und Caſſandra war, welches 1578 erſchien. Hier nimmt das Verbrechen des Bruders die mildere Geſtalt der Verführung an; auch wird er nicht wirklich für ſein Vergehen hingerichtet, da man ſtatt ſeines Kopfes dem Richter den eines Miſſethäters überbringt. Der König, bei welchem eine Beſchwerde angebracht wird, befiehlt dem Richter den Kopf abzuſchlagen, und die Betrogene bittet für ihn um Gnade, ſogar ehe ſie noch weiß, daß ihr Bruder ſich noch am Leben befindet. Shakeſpeare hat die Veränderung in dem Verbrechen des Bruders ſo wie die Unterſchiebung eines anderen Kopfes in ſein Stück aufgenommen, und der Umſtand daß durch dieſe Liſt der Bruder am Leben erhalten wird, hätte dazu benutzt werden können einen Grund für die Fürbitte der Schweſter an die Hand zu geben; jedoch fleht Iſabella für Angelo um Gnade, ſelbſt ehe ſie weiß, daß ihr Bruder ſich noch am Leben befindet, und obgleich ſie durch keine ehelichen Bande an ihn geknüpft iſt, da der Herzog ihm nicht befiehlt ſich mit ihr zu vermählen. Dagegen hat Shakeſpeare die Rolle der Mariana hinzugedichtet, der verlaßenen Geliebten Angelo's, welche die Ehre der Heldin durch ihre Stellvertretung rettet; ja letztere weigert ſich ſogar, trotz der Bitten ihres Bruders, ſein Leben um den Preis ihrer Tugend zu erkaufen. Dieß iſt eine Verbeſſerung in den Ereigniſſen der Novelle, da es unſern Unwillen über das ſchändliche Verfahren des Angelo unmerklich vermindert und dem Charakter der Heldin höhere Würde verleiht. Auch die geheime Beaufſichtigung, welche der Herzog übrt die ganze Sache ausübt, bringt eine gute Wirkung hervor und erhöht unſer Vergnügen über die Entdeckung des Böſewichts. In der Furcht des Angelo, daß der Bruder ſich rächen würde,

„Wenn ihm ein ſo entehrtes Leben ward
Erkauft durch ſolche Schmach,"

Act IV. Sc. 4.

hat Shakeſpeare das Motiv für ein Verfahren angegeben, welches in ſeinen Originalen muthwilliger Grauſamkeit zugeſchrieben wird [Vergl. überhaupt Simrock, Quellen des Shakeſpeare 3, 173 ff.]. —

Die neunte Novelle der zehnten Dekade erzählt einen albernen Wettſtreit zwiſchen einem Piſaniſchen General und ſeinem Sohne um die Belohnung, welche demjenigen ausgeſetzt iſt, der die tapferſte That gegen den Feind ausführt, und liegt Beaumont und Fletcher's langweiligem Trauerſpiele „die Geſetze von Candia" (the Laws of Candy) zu Grunde. Letzteres beginnt mit eben jenem lächerlichen Streite zwiſchen Caſſilane, dem Generale der Candier, und ſeinem Sohne Antinous, wer von ihnen beiden am meiſten ſich gegen die Venetianer ausgezeichnet habe; der Senat und die Soldaten entſcheiden zu Gunſten des Sohnes, welcher ſo den candiſchen Geſetzen gemäß das Recht erlangt zu fordern, was er will. Er ſtellt das ſehr thörichte Verlangen, daß man ſeinem Vater auf dem Capitol eine eherne Statue errichte, und wird nun von jenem, der voller Eiferſucht iſt, während der drei letzten Akte mit unerbittlicher Grauſamkeit verfolgt. —

Von allen tragiſchen Geſchichten des Cinthio iſt die einzige wahrhaft rührende die von einer Mutter [Dek. 9. Nov. 3.], welche durch ein Verſehen ihren einzigen Sohn vergiftet, indem ſie ihm in einer Krankheit einen Arzneitrank reichen will. Die Scene, wo der Vater auf dem Todtenbette den Knaben der Fürſorge der Mutter übergibt, das hierauffolgende ſchöne Gemälde mütterlicher Beſorgniß und Zärtlichkeit, ihrer fieberhafte Angſt während der Krankheit, ihre herzzerreißenden Klagen bei der Entdeckung ihres unſeligen Irrthumes, die ſich bei ſeinem Tode in eine dumpfe Verzweiflung verwandeln, welche jeden Troſt zurückſtößt und ſich dann durch einen natürlichen Uebergang bis zu dem höchſten Grade von Wahnſinn ſteigert, alles dieß erſchüttert den

Leſer auf eine Weiſe, daß man bedauern muß in dieſem Werke ſo viele Geſchichten von ſeythiſchen und armeniſchen Tyrannen, welche ganze Geſchlechter und Stämme hinmetzeln, leſen zu müßen, ohne daß man die geringſte Theilnahme oder Rührung empfindet.

Jedoch nicht alle Erzählungen des Cinthia tragen einen ſo blutigen und düſtern Charakter an ſich wie die bereits erwähnten; denn einige, wenn auch tragiſch in ihrem Anfange, haben doch ein glückliches Ende, wie die ſechste der achten Dekade, wo die oben erwähnte 68ſte Geſchichte der Cento Novelle Antiche von einem türkiſchen Paſcha und einem Chriſtenſklaven erzählt wird.

Die achte Novelle der neunten Dekade iſt eine Geſchichte von einer vornehmen Wittwe, welche während der Belagerung von Karthago in ihrem Hauſe einen Schatz verbirgt. Die Tochter eines römiſchen Kriegers, welcher nachher dort ſein Quartier hat, beſchließt wegen einer unglücklichen Liebe ſich zu erhängen; indem ſie aber den Strick verſucht, ſchiebt ſie einen Balken fort und entdeckt ſo den Schatz, wodurch ſie ſich für all' ihre Unfälle vollkommen getröſtet findet. — Dieſe Geſchichte wurde unter dem Titel „die karthagiſchen Jungfrauen" (the Maids of Carthage) in Painter's Palace of Pleasure aufgenommen. Auch das Schlußereigniß der alten Ballade „der Erbe von Linne" (the Heir of Linne) und der zweite Theil von Sinadab, fils du Medecin Sacan, eine von Gueulette's Contes Tartares, ſcheint dieſer Novelle entnommen zu ſein.

Einige von den Erzählungen des Cinthia ſind magere Beiſpiele von der Freigebigkeit des Hauſes Eſte, woraus wir erſehen, daß zur Zeit Cinthio's eben nichts ſeltener war als dieſe Tugend in ihrer echten Geſtalt. — Die dritte Novelle der ſechsten Dekade iſt ein merkwürdiges Beiſpiel von der Enthaltſamkeit eines Herzogs von Ferrara, welches auch von dem Ritter Bayard und in Luther's Tiſchreden von Kaiſer Karl V. erzählt wird [Cap. 38. fol. 487 v. Leipzig 1621: „Keyſer Caels Tugend vnd Zucht"].

Einige von den Novellen ſollen komiſch ſein; ſo die dritte der erſten Dekade, wo ein Soldat, der ſich mit einem Philoſophen und einem Aſtrologen zuſammen auf der Reiſe befindet, von ſeinen weiſen Gefährten für einen einfältigen Burſchen gehalten wird, und da ſie nur noch ein Brot übrig haben, ſo beſchließen ſie, ihn um ſeinen Antheil zu betrügen. Sie ſchlagen daher vor, daß daſſelbe demjenigen ganz angehören ſolle welcher in der folgenden Nacht den angenehmſten Traum hätte. Der Soldat, welcher merkt, wo ſie hinauswollen, ſteht bei Nacht auf, verzehrt das Brot und erzählt am andern Morgen dieſen wirklichen Vorfall als den angenehmen Traum, der ihm zu Theil geworden wäre. Dieſe Geſchichte entſpricht genau dem zwanzigſten Capitel der Disciplina Clericalis, wo jedoch zwei Bürger und ein Landmann die Reiſenden ſind; auch findet ſie ſich in der Historia Jeschuae Nazareni [Lugd. Bat. 1705 8. p. 51.], einer Lebensbeſchreibung unſeres Heilandes von jüdiſcher Erfindung [S. Val. Schmidt zur Discipl. Cler. S. 142 ff].

Aus dem achtzehnten Capitel der Disciplina Clericalis iſt auch die neunte der erſten Dekade entnommen, wo ein Kaufmann einen Beutel mit 400 Goldſcudi verliert und dem Finder öffentlich eine Belohnung verſpricht; da nun eine arme Frau ihm denſelben wiederbringt, ſo will er ſie um dieſelbe betrügen, indem er behauptet, daß der Beutel außer den 400 Goldſcudi noch einige Dukaten enthalten hätte, die er vergeſſen anzugeben und welche ſie entwendet haben muße. Der Markgraf von Mantua, dem die Sache zur Entſcheidung vorgetragen wird, thut den Ausſpruch, daß der Beutel, da die Dukaten daran fehlten, nicht der des Kaufmannes ſein könne, und räth ihm daher noch einmal eine Bekanntmachung zu erlaßen, wohingegen er der armen Frau den ganzen Inhalt des gefundenen Beutels zuſpricht. — Bei Petrus Alfanſus finden wir ſtatt des Markgrafen von Mantua einen Philoſophen; auch giebt der Kaufmann vor, es hätten ſich in dem Beutel außer dem Gelde auch nach zwei goldene Schlangen befunden, obgleich er nur den Verluſt einer bekannt gemacht hatte; wodurch der Betrug handgreiflicher wird, da ein ſolches Verſehen weniger wahrſcheinlich iſt. — Dieſe Geſchichte iſt ſowohl franzöſiſch als engliſch unzähligemal nachgeahmt worden [Schmidt l. c. S. 140 ff. — Timoneda Patrañas no. 6. Sercambi Nov. 4. Hebel Schatzkäſtlein „der kluge Richter."].

Die ganze ſiebente Dekade beſteht aus Späßen und Witzreden; z. B. wird [no. 6.] erzählt, daß als einſt Dante an der Tafel des Herrn von Verona, Can della Scala, ſpeiſte, Letzterer alle Knochen, die man abgenagt hatte, unbemerkt zu den Füßen Dante's hinwarf, worauf er, als man die Tiſche fortnahm, ſein Erſtaunen aus-

drückte über den Appetit eines Dichters, der so viel Reste zurückließ. „Herr, erwiederte hierauf Dante, wäre ich ein Hund (Cane) gewesen, so würdet ihr nicht so viele Knochen zu meinen Füßen gefunden haben" — Diese sehr mittelmäßige Geschichte ist nicht einmal Original, sondern des Poggius' Dantis faceta Reponsio entnommen, welche wiederum nur eine Anwendung des Fabliau's Les Deux Parasites [Le Grand vol. III. p. 95.] auf einen italienischen Fürsten ist. — Die Idee zu diesem albernen Streich ist übrigens auch noch älter als das Fabliau, da er, wie Josephus erzählt [Ant. Jud. l. XII. c. 4. §. 9.] dem jüdischen Knaben Hyrkanus an der Tafel des Königs von Aegypten, Ptolomäus, gespielt wurde. „Und da der König ihn fragte, woher er so viele Knochen vor sich habe, antwortete er: „Wer wie deine Gäste, die nichts vor sich liegen haben, Fleisch und Knochen zusammen aufsrißt, ist ein Hund; wer aber, wie ich, das Fleisch ißt und die Knochen fortwirft, ist ein Mensch." Der König bewunderte die verständige Antwort des Knaben, und hieß alle Anwesenden ihm ihren Beifall zurufen, als Zeichen daß ihnen der Scherz gefiele, welcher auch wirklich witzig war." [Schmidt Discipl. Cler. S. 148 ff. — Gladwin's Persian Moonshee P. II. st. 35.].

Obgleich sowohl die komischen als die rührenden Geschichten des Cinthio denen des Boccaccio nachstehen, so schließt doch vielleicht das Werk des ersteen auf natürlichere Weise durch das Ende der Seereise und die Ankunft in Marseille, als der Decamerone durch die Rückkehr der Gesellschaft nach Florenz. Am Schlusse des Ganzen befindet sich eine lange poetischen Anrede, in der Cinthio die meisten seiner in der italienischen Literatur berühmten Zeitgenossen, besonders Bernardo Tasso feiert,

„Der zum Genossen hat den edlen Sohn."

Von allen italienischen Novellisten scheint Cinthio bei den altengliischen Dramatikern am beliebtesten gewesen zu sein. Wir haben bereits gesehen, daß ihm Shakespeare den Stoff zu zweien seiner berühmtesten Dramen entliehen hat und auch Beaumont und Fletcher ihm die Grundlage zu verschiedenen ihrer Stücke verdanken, abgesehen davon daß viele zerstreute Scenen in ihren Werken sowohl, wie in denen Shirley's der nämlichen Quelle entnommen sind. Daher geschah es auch, daß das Wohlgefallen an grauenvollen Scenen und Blutvergießen, welches die Hecatommithi charakterisiert, in England einen ähnlichen Geschmack erzeugte, dem sich unsere früheren Trauerspieldichter zu sehr ergaben; denn die meisten von ihnen scheinen einer Meinung mit dem Verfasser der Amusements de Muley Bogentuf gewesen zu sein, welcher nämlich sagt: „On auroit toujours vu périr dans mes tragédies non seulement les principaux personnages, mais les gardes mêmes; j'aurois égorgé jusq' au soufleur." Grauenvolle Ereignisse, in deren Darstellung der Novellist oder der dramatische Dichter das gehorige Maß überschreitet, erscheinen bloß als ein Misbrauch der Kunst, zu welchem jene durch Geistesarmuth getrieben werden. Es ist leicht auf diese Weise Gräuel auf Gräuel zu häufen; dann aber streifen diese eher an das Lächerliche, als daß sie Entsetzen oder Mitgefühl erwecken. Wir empfinden Schaudern bei dem Morde des Duncan und weinen über den Tod der Zaïre[353]), konnen uns jedoch bei den letzten Scenen von Shirley's Andromana kaum des Lachens erwehren.

Der nächste italienische Novellist ist

Antonio Francesco Grazzini[353a]),

gewöhnlich il Lasca (der Gründling) genannt, welche Benennung er in der Academia degli Umidi annahm, wo jedes Mitglied den Namen irgend eines Fisches trug. Grazzini wurde im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zu Florenz geboren, und war einer der Gründer der berühmten Academia della Crusca. Er besaß, wie man erzählt, einen lebendigen und sonderbaren Charakter und hielt sich meist zu Florenz auf, wo er auch im Jahre 1583 starb. Seine Lebensbeschreibung, von Anton Maria Biscioni verfaßt, ist ein vollkommenes Beispiel von der übertriebenen Genauigkeit und den Kontroversen der italienischen Biographik und befindet sich vor seinen „Gedichten" (Rime), welche 1741 zu Florenz erschienen.

Die Novellen Grazzini's werden für viel besser als seine Poesieen gehalten; sie gelten für lebendig und interessant, und die italienischen Kunstrichter loben seinen Styl wegen seiner geschmackvollen Einfachheit. Diese Erzählungen sind in drei Theile (Abende, cene) getheilt, deren jeder erst lange nach dem Tode des Verfassers herauskam. Der zweite Abend, zehen Novellen enthal-

tend, erſchien zuerſt, und zwar zu Florenz um 1750, dann noch einmal zuſammen mit dem erſten, der gleichfalls zehen Geſchichten umfaßt, zu Paris, obgleich auf dem Titel London ſteht, im Jahre 1756. Vom dritten Theile iſt bis jetzt nur eine Novelle herausgegeben [welche in der letztgenannten Ausgabe ſteht].

Um ſeine Erzählungen einzuführen, giebt Grazzini vor, daß etwa zwiſchen den Jahren 1540 und 1560 einſt an einem Nachmittage gegen Ende des Januars vier junge Männer in dem Hauſe einer vornehmen und reichen Wittwe zuſammentreffen, indem ſie nämlich den Bruder derſelben beſuchen wollen, der ſich zur Zeit bei ihr aufhält, ſo wie außerdem auch noch vier junge Anverwandtinnen der Dame bei dieſer wohnen. Da ſich ein Schneegeſtober erhebt, ſo beluſtigt ſich die Geſellſchaft im Hofe mit dem Werfen von Schneebällen, worauf ſie ſich um das lodernde Kaminfeuer verſammelt. Wegen des immer ſtarker fallenden Schnee's bleiben nun auch die Herren zum Abendbrote, und man beſchließt, bis dasſelbe fertig iſt, einander Geſchichten zu erzählen, die jedoch an dieſem Abende nur kurz ausfallen, indem wenig Zeit zur Vorbereitung bleibt. Dahingegen kommt man beim Scheiden überein, nach acht und dann wieder nach acht Tagen auf's Neue zuſammen zu kommen und alsdann umſtändlichere Geſchichten vorzutragen. Obgleich nun diejenigen Novellen, die wahrſcheinlich die längſten waren, verloren oder doch wenigſtens nicht herausgegeben ſind, ſo beſitzen doch die in den zwei erſten Theilen enthaltenen eine größere Länge, als die meiſten anderen italieniſchen Novellen. Viele derſelben erzählen aber Streiche, welche Narren oder Gecken geſpielt werden, indeß ſind ſie ohne Ausnahme übertrieben und unwahrſcheinlich. Die beſte Geſchichte von allen, obgleich nicht frei von dieſen Fehlern, iſt die erſte des zweiten Abends, die ſich um die außerordentliche Aehnlichkeit eines Bauern mit einem reichen aber närriſchen Nachbaen dreht. Letzterer ertrinkt zufällig eines Tages, während ſie zuſammen fiſchen, indem er bei dieſer Gelegenheit untertaucht, worauf ſein Gefährte alsbald die Kleider, die jener am Ufer des Fluſſes gelaßen hatte, anzieht, nach dem nächſten Hauſe läuft und um Hülfe für den armen Bauern ruft. Sobald man den Leichnam findet, hält man ihn für den des letztern, der inzwiſchen die Manieren des Verſtorbenen annimmt, ſich in den Beſitz ſeines Hauſes ſetzt und dieſe ſondrebare Erbſchaft bis zu ſeinem Tode genießt, ohne den Betrug irgend Jemand zu entdecken außer ſeinem Weibe, mit welchem er ſich noch einmal trauen läßt. Die Vettern des Verſtorbenen wundern ſich zwar nicht, daß ihr Verwandter die Wittwe eines Bauern heirathet, jedoch ſtaunen ſie über die Lichtblicke von früher nie dewieſenem Verſtande, welche gelegentlich trotz der angenommenen Dummheit hervorbrechen. —

Geſchichten dieſer Art ſind auf dem Gebiete der Dichtung nicht ſelten und ſtammen wahrſcheinlich alle von den Menaechmi des Plautus her. Ueberhaupt aber ſcheinen Dummköpfe die Lieblingshelden des Grazzini geweſen zu ſein; ſo hat er z. B. noch eine andere Geſchichte [2, 2.], die einem Fabliau[354]) oder vielleicht dem Mortuus Loquens des Poggius entnommen iſt, wo einem Einfaltspinſel von ſeiner Frau eingeredet wird, daß er todt iſt. Er läßt ſich auch wirklich zu Grabe tragen, ſpringt jedoch auf, da er hört, daß einer der bei dem Leichenbegängniſſe Gegenwartigen ſeiner auf unehrerbietige Weiſe erwahnt.

Die neunte Novelle des zweiten Abends iſt die ſiebente des Firenzuola, und die zehnte desſelben Abends findet ſich bei Fortini[354a]). Die letzte Geſchichte erzählt einen grauſamen und keineswegs ſinnreichen Streich, welchen Lorenzo de Mediei einem Arzte zu Florenz ſpielt [vgl. Val. Schmidt Beitrage zur Geſchichte der röm. Poeſie S. 25 ff.]. —

Ortenſio Lando,

ein Mailänder, iſt Verfaſſer von vierzehn Novellen, welche ſich in ſeinen „Vermiſchten Schriften" (Varii Componimenti), Venedig 1552. 8. befinden. Die italieniſchen Schriftſteller melden, daß er ſich früh den Meinungen Luthers zuwandte, ſein Vaterland verließ und in Deutſchland Zuflucht ſuchte. Viel mehr wiſſen wir nicht von den Lebensumſtänden dieſes ketzeriſchen Novellenſchreibers. Was nun ſeine Erzählungen betrifft, ſo ſagt er ſelbſt, daß er den Boccaccio nachahmte, was ſich alle Novelliſten aus der Mitte und dem Schluſſe des ſechzehnten Jahrhunderts zum Ruhme anrechnen, und ſie laßen es ſich eben ſo angelegen ſein, ihre Leſer von dieſer Aehnlichkeit zu überzeugen, wie ihre Vorgänger

bemüht waren die Wahrheit und Originalität ihrer Geſchichten zu betheuern.

Das Hauptverdienſt der Novellen des Lando ſoll in der Anmuth und Leichtigkeit der Sprache beſtehen. Die dreizehnte jedoch, welche zwar nicht ſeine eigene Erfindung, ſondern dem von Barbazan herausgegebenen Fabliau La Housse partie [vgl. Le Grand 4, 74 ff. Le Bourgeois d'Abbeville ou la Housse coupée en deux] entlieben iſt, beſitzt meiner Meinung nach auch innern Werth. Ein ſehr reicher Kaufmann zu Florenz wird kränklich und ſchwach, und da er ſo ſeiner Familie von keinem Nutzen mehr iſt, ſchickt ihn ſein Sohn trotz ſeiner Bitten in's Hoſpital. Dieſes gefühlloſe Benehmen macht in der Stadt großes Aufſehen, und mehr durch Scham als durch Liebe angetrieben, ſendet er eins ſeiner Kinder, einen Knaben von ſechs Jahren, zum Großvater mit zwei Hemden. Bei ſeiner Rückkehr fragt ihn der Vater, ob er den Auftrag richtig ausgeführt, worauf der Knabe erwiedert: „Ich habe nur ein Hemde abgegeben." „Und warum?" fragt jener weiter. „Ich will mir das andere aufheben, bis ich dich einmal in's Hoſpital ſchicken werde," verſetzte der Knabe. Dieſe Antwort bewirkte, daß der unnatürliche Sohn alsbald hingieng, den Vater um Verzeihung bat und ihn dann aus ſeiner elenden Wohnung in ſein Haus zurückbrachte [Granucci La piacevol Notte etc. l. 2. p. 160 ff. Venez. 1574. — Sercambi nov. 5. — Firmenich Germ. Völkerſt. Bd. 1. S. 529 der Aushalt und S. 532 de ald Großvatter un de Enkel. — v. d. Hagen Geſammtabent. no. 48.][354b]).

Giovan Francesco Straparola

gehört zwar nicht zu den ausgezeichneteſten italieniſchen Novelliſten, jedoch iſt er ganz beſonders intereſſant, wenn man die wandernden Dichtungen genauer verfolgen will. Straparola wurde zu Carravaggio geboren, lebte jedoch hauptſächlich zu Venedig. Der erſte Theil ſeines Werkes, welches er Tredici piacevoli Notti (dreizehn angenehme Nächte) betitelt hat, erſchien zu Venedig 1550. 8. und der zweite Theil ebendaſ. 1554. Hierauf folgten noch vier andere Ausgaben, welche beide Theile enthalten. Die darin enthaltenen Erzählungen belaufen ſich im Ganzen auf 74[355]), und als Einleitung dient eine Geſchichte von einem Fürſten und ſeiner Tochter, welche in das Privatleben haben treten müßen und nun in Geſellſchaft einer auserleſenen Zahl von Freunden um ſich zu unterhalten und die kühle Luft zu genießen (denn es war Sommer) die Nächte damit zubringen, daß ſie einander Geſchichten erzählen

Straparola hat ſeine Vorgänger ſehr ſtark benutzt; ſo gleicht

Notte 1. Fav. 3. dem Fabliau Des trois Larrons (ſ. oben S. 208.)[356]).

N. 1. Fav. 4. iſt Tag 10. Nr. 1. in Ser Giovanni's Pecorone (ſ. oben S. 265 ff.).

N. 2. Fav. 2. iſt Tag 2. Nr. 2. des Pecorone oder das Fabliau Les deux Changeurs [Le Grand 4, 173.].

N. 2. Fav. 3. iſt nichts als eine alte Mythe, obgleich die Verwandlung, die darin geſchildert wird, nicht ganz ſo zierlich iſt, wie die der Daphne oder Lodona[357]).

N. 2. Fav. 4. Macchiavel's oder Brevio's Geſchichte von Belfagor[358]).

N. 4. Fav. 1. Der Theil dieſer Geſchichte, wo der Satyr über einen alten Mann lacht, welcher unter Thränen dem Begräbniſſe eines Kindes folgt, das er für das ſeinige hält, welches aber in der That das Kind des den Leichenzug begleitenden Kaplanes iſt, ſtammt aus dem Romane Merlin [vol. 1. fol. 21. r.].

N. 4. Fav. 2. iſt das Gottesurtheil mit der ehernen Schlange in dem Romane vom Zauberer Virgilius (ſ. Anm. 383 zu Timoneda no. 4.).

N. 4. Fav. 4. iſt Tag 1. Nr. 2. des Pecorone von Ser Giovanni.

N. 5. Fav. 3. iſt das Fabliau les trois Bossus (ſ. oben S. 209 ff.).

N. 6. Fav. 1. Der erſte Theil iſt des Poggius Nasi Supplementum [Contes ou Nouv. Recréat. de Bonaventure des Periers, Nouv. 11. La Fontaine: Le Faiseur d'Oreilles etc. — Grécourt Poésies: Les Cheveux und La Réponse imprévue — Farce nouvelle du Medecin qui... fait le nez à un enfant d'une femme grosse aus dem Schluſſe des fünfzehnten Jahrhunderts: ſ. Ideler Geſch. der Altfranzöſ. Nat. Lit. S. 235]; der zweite Theil, der ſich auf die Repreſſalie des Ehemannes bezieht, iſt aus La Pêche de l'Anneau der dritten Geſchichte der Cent Nouvelles Nouvelles, welche vor der Zeit des Straparola waren geſchrieben worden.

N. 7. Fav. 3. iſt die 195te Novelle des Sacchetti.

N. 8. Fav. 2. ist das Fabliau De la Dame, qui fat escoliee [Le Grand, 3, 204. vgl. Simrock Quellen des Shakespeare 3, 233. — Conde Lucanor no. 45. — v. d. Hagen Gesammtabenteuer no. 3].

N. 8. Fav. 4. ist die 95te Geschichte der Cento Novelle Antiche, wo ein Weinkaufmann, der seinen Wein halb mit Wasser vermischt, wunderbarerweise seinen halben Gewinn verliert.

N. 8. Fav. 6. ist bloß eine Erweiterung der Clitella des Poggius [Auch nachgeahmt in Roger Bontems en Belle Humeur p 29. Simplicité d'un Apprenti en Médecine — Nouveaux Contes à Rire, 1702 p. 126. — Sérées de Bouchet, 1588 10e Ser. p 415].

N. 9. Fav. 2, wo ein Peinz von Ungarn, der sich in ein Mädchen niedern Standes verliebt, von seinem Vater auf Reisen geschickt wird, und da er sie bei seiner Ruckkehr verheirathet findet, an ihrer Seite verscheidet, worauf seine Geliebte gleichfalls vor Kummer stirbt, ist vollständig die 38ste Novelle des Decamerone.

N. 9. Fav. 3. Ein Abenteuer Tristan's in Irland auf einen italienischen Prinzen angewandt [358a]).

N. 10 Fav. 3. ist die oft wiederholte Geschichte von einer Dame, die sich durch ihren Ritter befreit sieht, da sie eben nahe daran ist von einem Ungeheuer verschlungen zu werden [vgl. Val. Schmidt Mäechensaal S. 342 ff] [358b]).

N. 12. Fav. 5. ist die 91te Novelle dis Decamerone.

N. 13. Fav. I. ist der Insanus Sapiens des Poggius.

N. 13. Fav. 2. ist die erste Novelle des Sozzini, eines obscuren italienischen Novellisten des funfzehnten Jahrhundeets [359]). Es kauft Jemand von einem Bauer Kapaunen und sagt zu ihm, ein Mönch, zu dem er ihn führt, würde sie ihm bezahlen. Sobald sie vor demselben anlangen, flustert ihm der Käufer in's Ohr, daß der Landmann gekommen wäre, seine Sünden zu beichten und sagt dann laut zu dem Letztern, der heilige Mann würde ihn stracks zufrieden stellen, worauf er sich sogleich entfeent, was auch der Bauer geschehen laßt, da er glaubt, Jener habe von der Bezahlung seiner Kapaunen gesprochen. Da er jedoch die Hand ausstreckt, um dieselbe in Empfang zu nehmen, heißt ihn der Beichtvater niederknieen, indem er zugleich ein Kreuz schlägt und ein Paternoster beginnt. —

Am meisten jedoch hat Straparola die 81 Novellae des Geronimo Morlini in Anspruch genommen, welche in lateinischee Sprache geschrieben und zu Neapel 1520. 4. gedruckt wurden, jetzt aber fast ganz unbekannt sind, da nur eine Ausgabe erschien und auch von dieser bald nachher die meisten Exemplare verdientermaßen den Flammen ubergeben wurden; indeß ist in neuerer Zeit zu Paris nach einem der noch vorhandenen Exemplare ein neuer Abdruck besorgt worden. Viele von den Erzählungen des Straparola also sind denen des Morlini genau nachgebildet, manche sogar beinahe buchstäblich übersetzt. Eine von diesen ist die bekannte Geschichte von einem Arzte, welcher zu sagen pflegte, daß die ganze Arzneikunde aus drei Vorschriften bestehe, nämlich die Füße stets warm, den Kopf aber kühl zu halten und zu essen wie die Thiere, das heißt der Natur gemäß [360]).

Obgleich nun Straparola frühere Schriftsteller so stark in Kontribution gesetzt har, so ist er selbst gleichwohl mehr als jeder Andere in Anspruch genommen worden; denn sein Werk scheint fur die späteeen italienischen Novellisten und französischen Verfasser von Feen- und anderen orientalischen Märchen eine wahre Vorrathskammer gewesen zu sein. So ist die erste Geschichte, die selbst theilweise der 52sten Erzählung der Cent Nouvelles Nouvelles entnommen wuede und im 16ten Jahrhundert besondees erschien, der Ursprung der zweiten von Gueulette's Contes Tartares, Sinadab, fils du Médecin Sazan [Schmidt zu Strap S. 291 ff.]; La Fontaine's Faiseur d'Oreilles et Raccommodeur de Moules ist aus der ersten Hälfte von N. 6 Fav. I. [s. oben S. 283]; der letzte Theil von N. 8. Fav. 1 ist die oft wiederbolte Geschichte: Steh' auf und riegle die Thür zu. Am Schlusse dieser Geschichte des Straparola steeitet ein Mann mit seiner Frau, wer die Thür zumachen solle. Ein Fremder tritt herein und nimmt sich unziemliche Freiheiten gegen die Frau heraus, welche ihrem Manne Vorwürfe über seine Geduld macht und daher in Folge ihres Uebereinkommens die Thür zumachen muß. Fav. 2. der achten Nacht [s. oben], mag der Ecole des Maris des Molière zu Grunde liegen, wo zwei Vormünder, welche Beuder sind, ihre Mündel nach verschiedenen Systemen auferziehen, der eine nämlich nach einem strengen, der andere nach einem nachsichtigern. — Fav. 5. der achten Nacht ist der Ursprung von

Armin's „Italieniſchem Schneider und ſein Lehrling" (The Italian Taylor and his Boy), welcher 1609 in Druck erſchien [Schmidt l. c. S. 329 ff.]. —

Das Werk des Straparola beſitzt jedoch beſonders deswegen für die Geſchichte der wandernden Dichtungen ſo großes Intereſſe, weil es die Quelle derjenigen Feenmärchen iſt, welche zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich ſo ſehr an der Tagesordnung waren. Zu jener Zeit nämlich befanden ſich zwar die nordiſchen Elfen in dem Beſitze von Schottland und vielleicht auch von England, die Märchen jedoch, welche ſich auf ihre glanzvollern Schweſtern aus dem Morgenlande bezogen, waren in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts in dem Werke des Straparola konzentriert [361]). So z. B. iſt die dritte Geſchichte der vierten Nacht ein vollkommenes Märchen. Ein Hofmann des Königs von Provino belauſcht dort nämlich die Unterhaltung dreier Schweſtern, von denen eine ſagt, daß, wenn ſie an den Haushofmeiſter des Königs verheirathet wäre, ſie den ganzen Hof mit einem Becher ſatt machen würde; die zweite äußert, daß wenn ſie den Kämmerling zum Manne bekäme, ſie ſo viel Leinwand ſpinnen wolle, als erforderlich wäre um den ganzen Hof mit herrlichen feinen Hemden zu verſehen; die dritte aber ſagt, daß wenn der König ſie zur Gemahlin nähme, ſie ihm auf einmal drei Kinder mit goldenem Haar und einem Sterne mitten auf der Stirn gebären würde. Der König, der dieſe Unterhaltung erfährt, wird von der Idee, derartige Kinder zu haben, dermaßen entzückt, daß er die jüngſte Schweſter heirathet. Da jedoch hierdurch die Eiferſucht der beiden älteren Schweſtern und ſeiner Mutter rege gemacht wird, ſo ſchieben ſie, als die Königin zu gehöriger Zeit zwei Söhne und eine Tochter gebiert, an die Stelle dieſer drei junge Hunde unter und werfen die Kinder in's Waſſer. Dieſe werden indeß durch einen Bauer gerettet, der ſich vermittelſt ihrer goldenen Locken und der Perlen, die ſie ſtatt der Thränen vergießen, in kurzer Zeit zum reichen Manne gemacht ſieht. Sobald die drei Geſchwiſter aufgewachſen ſind, kommen ſie nach der Hauptſtadt und die beiden Schweſtern, welche die Abkunft derſelben entdecken, beſchließen ihren Untergang. Sie wiſſen ſich nämlich bei der jungen Königstochter einzuſchmeicheln und überreden ſie, ihre Brüder auf ein gefährliches Unternehmen, nämlich die Aufſuchung des tanzenden Waſſers, auszuſenden, welches dieſe jedoch, durch die Rathſchläge einer Taube belehrt, in ihren Beſitz bekommen, ebenſo wie den ſingenden Apfel, deſſen ſie ſich dadurch bemächtigen, daß ſie in bezauberten Kleidern das den Baum bewachende Ungeheuer tödten; indem ſie aber auch den ſprechenden Vogel fangen wollen, werden ſie ſelbſt in Bildſäulen verwandelt. Indeß kommt ihre Schweſter ſpäter gleichfalls an dieſen Ort und fängt ſelbſt den Vogel, durch den ihre Brüder entzaubert und endlich von ihrer Herkunft unterrichtet werden.

Wie auch immer Straparola zu dieſem Märchen gekommen ſein mag, jedenfalls entſpricht es genau der Geſchichte von der Prinzeſſin Pariſade, der letzten Erzählung der 1001 Nacht, wo eine Jungfrau, ebenſo wie bei Straparola, zur Königin erhoben und durch die Eiferſucht ihrer Schweſtern verfolgt wird, welche zuletzt die junge Prinzeſſin Pariſade dazu überreden, daß ſie ihre Brüder veranlaßt, ihr den ſprechenden Vogel, den ſingenden Baum und das goldene Waſſer zu verſchaffen. Madame d'Aulnoy's Märchen Belle Etoile iſt entweder der italieniſchen oder der arabiſchen Geſchichte entliehen [362]); ja die beſten Marchen dieſer Schriftſtellerin, ſo wie die meiſten anderen des Cabinet des Fées ſind bloße Ueberſetzungen aus Straparola. — Die erſte Erzählung der zweiten Nacht iſt Madame d'Aulnoy's Prince Marcassin [ſ. Grimms Kindermärchen 3, 197.] und die zweite der dritten Nacht iſt ihr Dauphin [363]). In der dritten Erzählung der dritten Nacht wird eine ſchöne Prinzeſſin, Namens Bianeabella, an den König von Neapel verheirathet, in ſeiner Abweſenheit jedoch von ſeiner Stiefmutter in eine Wüſte geſchickt, während ihre eigene Tochter bei ſeiner Ruckkunft die Rolle jener ſpielt. Durch Hülfe einer Fee jedoch, gegen welche, als ſie einſt die Geſtalt eines Hirſchkalbes angenommen hatte, ſich die Königin freundlich erwieſen, wird letztere endlich ihrem Gemahle wiedergegeben und die Schuldige beſtraft. — Dieß iſt das bekannte Märchen Blanchebelle in den Illustres Fées. Das Märchen von Fortunio in derſelben Sammlung iſt die vierte Erzählung der dritten Nacht, wo das Scheiden Fortunio's aus dem elterlichen Hauſe, — das Urtheil, welches er ausſpricht, — die Fähigkeit, ſeine Geſtalt zu verändern, die er in Folge deſſen erlangt, — ſeine Verwandlung in einen Vogel, — die Art und Weiſe, wie er die Prinzeſſin zur Frau er-

hält, — das ganze Abenteuer in dem Palaſte der Sirenen und ſeine endliche Flucht aus dieſem Zaubeeſchloſſe, mit jenem Maechen vollkommen übereinſtimmen. — Die erſte Geſchichte der fünften Nacht iſt das Märchen vom Prinzen Guerini [Schmidt S. 295 ff.] und die erſte der elften Nacht iſt der Maître Chat oder Chat Botté des Perrault, welches unter dem Namen „der geſtiefelte Kater" Jedermann bekannt iſt. Straparola's Katze iſt jedoch nicht geſtiefelt und das Schlußabenteuer mit dem Schloſſe ein wenig verſchieden, indem bei Straparola der abweſende, wirkliche Eigenthümer desſelben auf dem Heimwege ſtirbt und Konſtantin in ſeinem Beſitze ungeſtört bleibt, bei Perrault aber die Katze den wilden Mann, dem es gehört, überredet ſich in eine Maus zu verwandeln, und ihn ſo auffrißt[364]). — Notte 4. Fav. 1,[365]) N. 5. Fav. 2, N. 7. Fav. 5. [Schmidt S. 353 ff.] und N. 8. Fav. 5. ſind alle von der nämlichen Beſchaffenheit und auf einige derſelben werden wir vielleicht noch ausführlicher zurückkommen, ſobald wir die franzöſiſchen Feeenmärchen beſprechen.

Während nun, wie bereits bemerkt, die Erzählungen des Straparola für die Geſchichte der wandernden Dichtungen von Wichtigkeit ſind, verdienen doch nur wenige derſelben um ihres innern Werthes willen einer nähern Erwähnung. Die zweite Geſchichte der ſiebenten Nacht jedoch iſt eine romantiſche Geſchichte und ſetzt die Leidenſchaftlichkeit der Italiener in der Liebe und Rache in ein helles Licht. — Zwiſchen dem Feſtlande von Raguſa und einer nicht ſehr weit entfernt liegenden Inſel befand ſich (ſo erzählt nämlich die Novelle) ein rings vom Meere umgebener Felſen, mit einer Kirche und einer Einſiedelei, die ein junger Eremit bewohnte, welcher zuweilen nach Raguſa, häufiger aber nach der Inſel kam, um dort Almoſen zu ſammeln. An letzterm Orte ſieht ihn ein Mädchen, eingeräumtermaßen die ſchönſte unter allen Frauen der Inſel, und verliebt ſich in ihn. Da ſie ihn ohne viele Umſtände von ihren Gefühlen in Kenntniß ſetzt und der junge Einſiedler dieſe vollkommen erwiedert, ſo fehlt es bloß an einer günſtigen Gelegenheit um ihr Glück zu krönen. Mit ihrer gewöhnlichen Offenherzigkeit ſagt ſie daher zu ihrem Liebenden, er ſolle zu einer gewiſſen Stunde der Nacht eine Lampe an das Fenſter ſeiner Klauſe ſtellen, denn ſie würde, ſo geleitet, zu ihm hinüberſchwimmen. Dieß geſchieht auch wirklich und ſie kehrt bei Tagesanbruch unentdeckt zurück, ſo daß ſie, hierdurch kühn gemacht, ſich dieſen Leuchtthurm wiederholt zu Nutze macht. Endlich wird ſie von einigen Schiffern wahrgenommen, welche dann die Brüder des Mädchens von der Amphibiennatur derſelben, dem Orte, wohin ſie ſich zu begeben, pflegte und ihren Muthmaßungen in Betreff ihres Leitſternes in Kenntniß ſetzen. Die Brüder beſchließen alsbald den Tod ihrer Schweſter. Der jüngſte von ihnen begiebt ſich demgemäß gegen Abend nach dem Felſen und um das Anzünden der Leuchte zu verhindern, bittet er den Einſiedler für dieſe Nacht um Aufnahme. Um dieſelbe Zeit verlaßen die älteren Brüder heimlich ihr Haus in einem Boote mit einem verhüllten Lichte, worauf ſie nach dem Fuße des Einſiedlerfelſens rudern und doet die Leuchte auf einer mitgenommene Stange in die Höhe richten. Die Schweſter, welche jede Nacht aufgepaßt zu haben ſcheint, verläßt ohne Verzug die Inſel, wohingegen die Brüder, ſobald ſie ihr Herannahen vernehmen, ſtill duech das Waſſer hingleiten und durch die an das Boot befeſtigte Stange das Licht mit ſich fortbewegen. Das arme Mädchen, die in finſtrer Nacht keinen andern Gegenſtand wahrnimmt, folgt dem Irrlichte bis in's offene Meer, wo es endlich erliſcht. Drei Tage nachher wird ihr Leichnam am Fuße des Felſen an's Land geſpült und dort von dem Geliebten begeaben. „Auf dieſe Weiſe, fügt der Verfaſſer beifällig hinzu, wurde der gute Ruf der Brüder ſowohl wie der Schweſter unverletzt erhalten."

Dem erſten Theile dieſer Novelle liegt wahrſcheinlich die Geſchichte von Hero und Leander zu Grunde, ſo wie ſie wiederum den Stoff zu einem Gedichte von Pieree Joſeph Bernaed le Gentil gegeben hat, betitelt: Euphrosiné et Meliodor[366]).

Bandello,

welcher (in England wenigſtens) beſſer bekannt iſt, als alle anderen italieniſchen Novelliſten mit Ausnahme Boccaccio's, wurde in der Gegend von Toetona geboren. Ge lebte einige Zeit zu Mailand, woſelbſt er einen Theil ſeiner Novellen ſchried, jedoch der Unruhen und Revolutionen dieſes Staates überdrüßig, ſich im Jahee 1534 nach einem Dorfe in der Nähe von Agen in Frankreich zurückzog. Hier revidierte und ver-

mehrte er seine Novellen [367]), welche einige Freunde aus den Händen der Soldaten, die sein Haus in Mailand verheerten, wieder an sich gebracht hatten. Im Jahre 1550 wurde er von Franz I. zum Bischofe von Agen erhoben, wo er 1562 starb. Seine Novellen erschienen zuerst Lucca 1554. 4. In den vollständigen Ausgaben sind sie in vier Theile getheilt, von denen die drei ersten jede 59 und der vierte 28 Geschichten enthalten. Das ganze Werk ist der Ippolita Sforza, welche indeß vor dem Erscheinen desselben starb, gewidmet, weil Bandello es ursprünglich auf ihren Wunsch unternommen hatte. Außer dieser allgemeinen Widmung ist auch noch jede Novelle insbesondere an irgend einen Valoroso Signore oder eine Chiarissima Signora gerichtet und in dieser Einleitung pflegt auch der Novellist mitzutheilen, wie er zur Kenntniß des Ereignisses gelangte, welches er im Begriffe ist zu erzählen. Gewöhnlich sagt er, er habe es in einer Gesellschaft gehört, erwähnt den Namen des Erzählers so wie die Art der Unterhaltung, welche darauf führte, und erklärt, daß er es, so weit er sich erinnere, genau mit den Worten wiedergebe, wie er es vernommen habe.

Man hat die Novellen des Bandello wegen ihres nachläßigen und unreinen Styles getadelt, so wie denn auch der Verfasser selbst sich dieser Mängel bewußt gewesen zu sein scheint, und sich wiederholt deshalb entschuldigt. „Ich bin kein Toskaner, sagt er, und verstehe mich auch nicht auf die Eigenthümlichkeiten dieser Sprache, vielmehr gestehe ich, daß ich ein Lombarde bin." Aus diesem Grunde vielleicht sind diese Novellen in Italien weniger beliebt gewesen als in anderen Ländern, wo sie, wie wir bald sehen werden, vielfach gelesen und nachgeahmt wurden.

Theil I. Nr. 9. Aus dem Fabliau du Chevalier, qui confessa sa femme [s. oben S. 240 zu Boccaccio 7, 5.].

Nr. 21. Ein böhmischer Edelmann hat ein magisches Gemälde, welches durch seine Farben die Treue oder Untreue seiner Frau anzeigt [368]) Dieß ist der Ursprung von Massinger's phantastischem Schauspiel „das Gemälde" (the Picture), wo Mathias, ein böhmischer Ritter, von einem Gelehrten, Namens Baptista, ein ähnliches Geschenk erhält. Auch die Art und Weise, wie zwei ungarische Edelleute die Frau in Abwesenheit ihres Gemahles zu verführen suchen und wie sie beide zurückweist, ist bei Massinger und Bandello ganz die nämliche. Ersterer jedoch hat noch die Versuchung des Ehemannes durch die Königin hinzugefügt.

Die Geschichte mit dem Bilde ist wahrscheinlich morgenländischen Ursprunges. In dem Märchen von Zein Alasnam in 1001 Nacht [Nacht 284, Breslau] giebt der König der Geister jenem Prinzen einen Spiegel, in welchem sich das Bild derjenigen Frau zeigt, von deren Keuschheit er sich überzeugen will. Wenn nämlich das Glas rein bleibt, so ist auch sie fleckenlos; im entgegengesetzten Falle aber hat auch sie ihre Reinheit verloren oder wünscht doch sie zu verlieren [vgl. oben S. 201.]. Aus dem Osten gieng diese Zauberprobe in viele Romane des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts und aus diesen in die Novellen des Bandello über.

Nr. 22 ist der Ursprung von Shakespeare's Lustspiel „Viel Lärm um Nichts." Die Täuschung, welche das Hauptereigniß darin bildet, findet sich schon in Tirante dem Weißen; Bandello entnahm indeß wahrscheinlich die Idee dazu dem Rasenden Roland. In dem fünften Gesange dieses Gedichtes nämlich verliebt sich der Herzog von Albany in Ginevra, die Tochter des Königs von Schottland. Da diese jedoch ihr Herz einem Italiener geschenkt hat, so nimmt der Herzog seine Zuflucht zu einer List, um sich von seinem gefährlichen Nebenbuhler zu befreien. Er überredet nämlich eine Zofe der Ginevra, in einer bestimmten Nacht die Kleider ihrer Gebieterin anzulegen und in dieser Tracht ihm vom Fenster aus eine Leiter zuzuwerfen, vermittelst deren er in das Zimmer der Prinzessin steigt, wobei er die Veranstaltung getroffen hat, daß der Italiener im Verborgenen diese für einen Liebenden so schmerzliche Scene mit ansieht. Ginevra wird nun für das ihr fälschlich zugeschriebene Vergehen zum Tode verdammt und nur durch die rechtzeitige Ankunft Rinaldo's gerettet, welcher für die angeklagte Prinzessin in die Schranken tritt.

In der Novelle des Bandello besitzt Lionato, ein Einwohner von Messina, eine Tochter, Namens Fenizia, welche mit Timbreo di Cardona, einem Jünglinge derselben Stadt, verlobt ist. Girondo, ein verschmähter Liebhaber der Fenizia, der die Heirath verhindern will, schickt einen Vertrauten an Timbreo ab, der ihn von der Untreue seiner Braut in Kenntniß setzen soll, wobei er sich anheischig macht ihm zu zeigen, wie der be-

günſtigte Liebhaber ihr Fenſter erſteige. Timbreo nimmt das Anerbieten an und ſieht, wie ſich ein vornehmer Herr (der verkleidete Diener Girondo's nämlich) auf einer Leiter in das Haus des Lionato begiebt. Voll Wuth und Eiferſucht klagt er am nachſten Morgen ſeine Braut bei ihrem Vater an und weiſt nun ihre Hand zurück, bei welcher Nachricht Fenizia in Ohnmacht ſinkt. Auf dieſe folgt eine gefährliche Krankheit, welche ihr Vater dazu benützt, durch das Vorgeben ihres Todes ihrem Rufe ſchädliche Gerüchte zu verhindern. Sie wird daher auf's Land geſchickt und zugleich ihr Begräbniß in Meſſina veranſtaltet. Von Gewiſſensbiſſen über ihren Tod gepeinigt geſteht jetzt Girondo ſeine Schandthat dem Timbreo, worauf ſie ſich beide zu Lionato begeben, um ihre Entſchuldigungen anzubringen. Die einzige Genugthuung, welche Letzterer dem Timbreo auferlegt, beſteht darin, daß dieſer eine Dame von der Wahl des Lionato heirathen ſolle, ohne ſie vor der Trauung ſehen zu dürfen, bei welcher ihm dann ſtatt der neuen Braut die unſchuldige und viel gequälte Fenizia vorgeſtellt wird.

Obgleich derjenige Theil von „Viel Lärm um Nichts," welcher ſich auf Hero bezieht, dem Shakeſpeare erſt vermittelſt der Geſchichten des Belleforeſt [Nr. 54.] bekannt wurde, ſo iſt er doch noch dieſer Novelle auffallend ähnlich. In dem Luſtſpiele, wie bei Bandello, ſpielt die Scene in Meſſina und der Name des Vaters iſt Leonato. Claudio iſt im Begriffe ſich mit Hero zu vermählen, jedoch Don John verſucht dieß zu hindern. Er berathſchlagt mit einem nichtswürdigen Genoſſen, welcher Hero's Fenſter zu erſteigen verſpricht, ſo daß Claudio es ſehen kann. Dieß geſchieht und Letzterer macht die Schande der Hero bekannt, welche bei dieſer Anklage in Ohnmacht ſinkt und für todt gehalten wird, worauf man ihr Begräbniß veranſtaltet. Da jedoch die ruchloſe That zufällig an den Tag kommt, ſo beharrt Leonato darauf, daß Claudio ſtatt ſeiner verſtorbenen Tochter ſeine Nichte heirathe, welche ſich indeß bei der Hochzeit als Hero erweiſt. Ungeachtet dieſer Aehnlichkeit im Allgemeinen iſt der engliſche Dichter gleichwohl in drei wichtigen Punkten von ſeinem Originale abgewichen. Zuvörderſt wird Don John bloß durch Groll und Haß gegen Claudio angetrieben deſſen Vermählung zu hindern, während in der Novelle Girondo dieß aus Leidenſchaft für die Braut unternimmt; ſodann wird der Anſchlag, wodurch jene Hintertreibung geſchehen ſoll, bei Shakeſpeare weiter durchgeführt als bei Bandello; denn bei erſterem überredet der Freund des Don John die Joſe der Hero, an einem Fenſter die Rolle ihrer Gebieterin zu ſpielen, ganz ſo wie in der Geſchichte der Genevra im Raſenden Roland, woraus erhellt, daß Shakeſpeare nicht bloß Bandello allein benutzt hat; endlich wird in dem Luſtſpiele der Betrug nicht durch das freiwillige Bekenntniß des Böſewichts entdeckt, ſondern durch einen Nachtwächter, welcher auf der Straße unbemerkt mit anhört, wie der Genoſſe des Don John dieſem geſprächsweiſe den Erfolg ſeiner Liſt mittheilt. — In den beiden erſten Abweichungen von ſeinem Originale hat der engliſche Dichter, meiner Meinung nach, ſein Original verbeſſert, in der dritten jedoch ganz das Gegentheil gethan.

Eine ähnliche Geſchichte wie in Bandello und „Viel Lärm um Nichts" findet ſich auch in Spencer's Faery Queen (B. 2. C. 4.). Dort begegnet Guyon im Laufe ſeiner Abenteuer einem Knappen, welcher ihm erzählt, daß ein falſcher Freund, der ſich in die nämliche Dame wie er ſelbſt verliebt, ihm Verdacht gegen dieſelbe eingeflößt und dieſen dann verrätheriſcherweiſe dadurch beſtätigt hatte, daß er ſich von ihm in der Tracht eines niedrigen Dieners bei einer Zuſammenkunft mit einer Joſe, welche er angefliſtet, die Kleidung ihrer Gebieterin Claribella anzulegen, ſehen ließ. — Man ſehe auch die neunte Novelle in der Einleitung des Cinthio [und Timoneda Patrañas no. 19.]. —

Nr. 23. Ein Mädchen küßt ihre Amme auf's Auge, damit ihr Geliebter ungeſehen entkomme. Dieß iſt aus dem zehnten Capitel der Disciplina Clericalis [ſ. oben S. 198.]. —

Nr. 25. Geſchichte von dem Baumeiſter und deſſen Sohne, welche den Schatz des Königs berauben [ſ. oben S. 263 ff. Ser Giovanni IX, 1.].

[Nr. 26 iſt der Stoff von Lope de Vega's Mayordomo de la Duquesa de Amalfi und von John Webſter's Duchess of Malfi: ſ. Schack Geſchichte der dram. Lit. in Spanien 2, 330. Vgl. auch v. d. Hagen Briefe in die Heimat 3, 168.].

Nr. 29. Die bekannte Geſchichte von einem einfältigen Menſchen, welcher glaubt, daß eine Predigt, die er hört, bloß an ihn gerichtet ſei.

Nr. 42. Ein vornehmer Herr zu Valencia verbindet ſich in's Geheim mit einem Frauenzimmer von niedrigem Stande, und indem er

ſehr lange Anſtand nimmt, ſeine Heirath bekannt werden zu laßen, bringt ſie endlich in Erfahrung, daß er im Begriffe ſei, ſich mit einer Dame von hohem Range zu vermählen. Bald nachdem dieß geſchehen iſt, thut ſie als hätte ſie ihm dieſen Treubruch vergeben, und überredet ihn, in einer Nacht zu ihr in's Haus zu kommen, woſelbſt ſie ihn, nachdem er eingeſchlafen iſt, auf den Rath und mit Hülfe einer Sklavin bindet, ihn auf das Fürchterlichſte verſtümmelt und ihm dann einen Dolch in's Herz ſtößt.

Dieß iſt der Stoff von Beaumont und Fletcher's „Triumph des Todes" (Triumph of Death), dem dritten iheer „Vier Stücke in Einem" (Four Plays in One), wo Lavall, der liederliche Erbe des Herzoges von Anjou, ſeine Gemahlin Gabriella verläßt, um eine andere Ehe zu ſchließen, jedoch durch Vermittelung ihrer Magd Mary in ihr Haus gelockt und daſelbſt ermordet wird, nachdem ſie ihm einen Schlaftrunk eingegeben [Nach Bandello in des Stephanus Apol. pour Herod. c. 19, 2.].

Nr. 57. Ein König von Marokko verirrt ſich auf der Jagd, wird jedoch von einem Fiſcher gaſtfreundlich aufgenommen. Dieſer benimmt ſich zwar, da er ihn nicht kennt, ſehr ungezwungen gegen ihn, indeß iſt er voller Lobpreiſungen des Königs. Am folgenden Morgen langt das Gefolge des Letztern an und der Fiſcher erfährt nun, wen er beherbergt hat. — Ein ähnliches Ereigniß wird ſowohl in den Fabliaux, als in vielen altengliſchen Balladen erzählt, und entſprang wahrſcheinlich in irgend einem Abenteuer des Kaliphen Harun al Raſchid. — Die Geſchichte des Bandello hat den Stoff gegeben zu Sedaine's Le Roi et le Fermier. —

Theil II. Nr. 9. Geſchichte von Romeo und Julia (ſ. oben S. 269.).

Nr. 15. Pietro, ein Günſtling des Alexander von Medicis, entführt die Tochter eines Müllers, der hierauf nach Florenz eilt und bei dem Herzoge über dieſe Gewaltthat Klage führt. Aleſſandro begiebt ſich daher nach dem Hauſe des Pietro wie um ihn zu beſuchen, und will die verſchiedenen Zimmer desſelben in Augenſchein nehmen. Da Jener ſich entſchuldigt, daß er eins der kleineren Gemächer nicht öffnet, ſo wird dieß endlich erbrochen und das Mädchen entdeckt, worauf ihn der Herzog unter Androhung des Todes ſie zu heirathen zwingt. — Auf dieſe Novelle [die auch von dem gleichzeitigen Doni in deſſen Marmi P. I. p. 76. Venez. 1562 erzählt wird] gründet ſich [Lope de Vega's „Landhaus bei Florenz" (Quinta de Florencia) ſ. Schack Geſchichte d. dram. Lit. in Spanien 2, 337, ſo wie] derjenige Theil von Beaumont und Fletcher's Luſtſpiel „das Mädchen in der Mühle" (The Maid in the Mill), der ſich auf Oranio und Florimel bezieht, welche Letztere für die Tochter des Müllers Franio gehalten wird. —

Nr. 35 iſt eins mit der „Geheimnißvollen Mutter" (Mysterious Mother) des Horace Walpole [der vierten Nov. des Brevio (1799 s. l.)], der dreißigſten Erzählung der Königin von Navarra [und aus dieſer mit ch. 12, 2. in des Stephanus Apol. pour Herod.]. Den erſten Theil dieſer Geſchichte trifft man bereits in der 23ſten Novelle des Maſſuccio; der zweite Theil, der ſich auf die Heirath bezieht, findet ſich bloß bei Bandello und der Königin von Navarra Es iſt jedoch nicht wahrſcheinlich, daß letztere Beide von einander borgten; denn da die Novellen des erſtern erſt 1554 erſchienen und die Königin von Navarra bereits 1549 ſtarb, ſo iſt nicht füglich anzunehmen, daß ſie dieſelben geſehen habe. Andererſeits wurde das Werk der Königin erſt 1558, alſo neun Jahre nach ihrem Tode gedruckt, ſo daß es auch nicht glaublich erſcheint, daß Bandello, deſſen Novellen einige Jahre früher erſchienen waren, ihr Werk benutzt hat. Man darf daher wohl muthmaßen, daß irgend eine in Umlauf befindliche Geſchichte Beiden den von ihnen behandelten grauenvollen Stoff an die Hand gab. Auch ſagt Bandello in der Einleitung zu ſeiner Novelle, daß der Vorfall ſich in Navarra zugetragen habe und eine Dame aus dieſem Lande ihm denſelben erzählte. In Luther's Tiſchreden wird unter dem Artikel „Ohrenbeichte" geſagt, er habe ſich zu Erfurt ereignet. Er wird auch erzählt in dem elften Capitel von Byſhop's Blossoms (Blüthen) und in L'Inceste Innocent, einer Novelle von Des Fontaines, welche 1638 erſchien. Juliv de Medrano, ein ſpaniſcher Schriftſteller des ſechzehnten Jahrhunderts, berichtet, er habe bei ſeinem Aufenthalte in der franzöſiſchen Provinz Bouebonnois eine ähnliche Geſchichte gehört und auch das Haus geſehen, worin die in derſelben erwähnten Perſonen nach Ausſage der Einwohner gelebt hatten, welche letztere ihm auch die Grabſchrift Jener mittheilten, die alſo lautete:

„Cy-gist la fille, cy-gist le père,
Cy-gist la soeur, cy-gist le frère,
Cy-gist la femme, et le mary,
Et si n'y a que deux corps icy."

Walpole sagt, er habe zur Zeit der Abfassung seines Trauerspieles weder die Erzählung der Königin von Navarra, noch die Novelle des Bandello gekannt; vielmehr habe er den Stoff derselben einer Geschichte genommen, die er in seinester Jugend gehört, daß nämlich einst eine Dame zu dem Erzbischofe Tillotson kam, und nachdem sie ihm ihr Verbrechen offenbart, ihn um seinen Rath anflehte, was sie thun solle, da die Frucht ihres entsetzlichen Verbrechens sich unlängst mit ihrem Sohne vermählt habe, indem weder er noch seine Frau die zwischen ihnen vorhandenen so nahen Bande des Blutes im entferntesten ahnten. Der Prälat forderte sie dringend auf, weder ihren Sohn noch ihre Tochter je wissen zu lassen, was vorgegangen sei; was aber sie selbst beträfe, so bliebe ihr fast nichts übrig, als sich der Verzweiflung Preis zu geben. Walpole hat in seinem Trauerspiele das Entsetzliche und Unwahrscheinliche dieser Geschichte eher noch erhöht, als es durch sanftere Schatten gemildert; jedoch verdient seine Arbeit hohes Lob wegen der Kraft des Ausdruckes und der ergreifenden Schilderung klösterlicher Grausamkeit und Betruges[368a]). —

Nr. 36 gilt gewöhnlich als der Stoff von Shakespeare's „Heiligem Dreikönigsabend." Die Grundlage dieser Geschichte kann man jedoch schon bei Cinthio finden[369]), wo ein Edelmann bei dem Könige von Neapel in Ungnade fällt und dieß Land verlaßt, begleitet von seinen beiden Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, welche einander auffallend ähnlich sind. Das Fahrzeug jedoch, auf welchem sie sich befinden, leidet Schiffbruch und der Vater verliert dabei, wie die Kinder glauben, sein Leben, während sie selbst wohlbehalten an's Ufer gelangen und von zwei verschiedenen Leuten, die in der Nähe der Küste wohnen, einander unbekannt auferzogen werden. Sobald das Mädchen erwachsen ist, verliebt sie sich in einen Jüngling und tritt durch Vermittlung einer alten Frau als Page verkleidet in seine Dienste, ohne jedoch von ihrem Herrn erkannt zu werden, da dieser sie für ihren Bruder hält, der ihm früher gedient hatte, ihm aber in Frauentracht entlaufen war, um in der Nachbarschaft einen Liebeshandel zu betreiben. — Bei Bandello sind nun die Umstände weit mehr entwickelt als bei Cinthio, und haben weit mehr Aehnlichkeit mit dem Shakespeareschen Lustspiele. Ein italienischer Kaufmann nämlich hat dort zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, welche kaum, wenn sie gleich gekleidet waren, durch die Eltern selbst von einander unterschieden werden konnten. Der Knabe wird bei der Plünderung Roms durch die Truppen Karls V. von einem deutschen Soldaten mit fortgeführt, worauf der Vater mit der Tochter seinen Wohnsitz zu Aix in Savoyen nimmt. Als Letztere aufgewachsen ist, verliebt sie sich in einen jungen Mann, von welchem sie jedoch verlaßen wird; sie tritt indeß durch Vermittlung ihrer Amme als Page verkleidet in seine Dienste, da er gerade unlängst einen Lieblingsdiener verloren hat und auch ihr Vater eben abwesend ist. Sie erwirbt sich bald das Zutrauen ihres Herrn, der sich ihrer bedient, um sich die Zuneigung ihrer eigenen Nebenbuhlerin zu erwerben, welche sich jedoch in den Abgesandten verliebt. Inzwischen kommt der Bruder nach dem Tode seines deutschen Herrn nach Aix, um seinen Vater dort aufzusuchen, und wird daselbst von der Anbeterin seiner Schwester gesehen und für den Gegenstand ihrer Bewunderung gehalten. Endlich klärt die Ankunft des Vaters das ganze Geheimniß auf; der Liebhaber kehrt zu der verlaßenen Geliebten zurück, die so viel um seinetwillen gelitten, während der Bruder die Stelle seiner Schwester bei ihrer schönen Verehrerin mehr als ersetzt. — Die Verkleidung der Schwester, welche dieser Novelle und dem heiligen Dreikönigsabend zu Grunde liegt, ist in jener nicht unwahrscheinlich, da sie angenommen wird um das Herz eines Liebhabers wiederzugewinnen, jedoch Viola, welche in einem Sturme von ihrem Bruder getrennt und an eine unbekannte Küste verschlagen wird, faßt einen abenteuerlichen Plan, indem sie sich die Neigung des Herzogs erwerben will, der ihr unbekannt ist und dessen Herz, wie sie erfährt, einer Andern gehört. Ohne von Leidenschaft noch einem sonstigen Motive angetrieben zu sein, wirft sie alle Rücksichten ihres Geschlechtes ab und dient dem Bräutigam der Olivia in einer nutzlosen und unwürdigen Verkleidung. Auch die Zuneigung der Geliebten des Herzogs zu der verkleideten Viola wird durch ihre Lage und ihren Charakter viel unwahrscheinlicher, als die Leidenschaft der Catella des Bandello. Bei diesem hat auch der

Bruder einen Zweck, indem er nach Air kommt, wo sein Vater und seine Schwester wohnen; für Sebastian's Reise nach Illyrien läßt sich jedoch schwer ein Grund angeben. Es ist ferner natürlicher, daß, wie in der Novelle der Fall ist, ein Liebhaber zu einer verlassenen Geliebten zurückkehrt, als daß, wie in dem Lustspiele, der Herzog eine leidenschaftlich angebetete Geliebte verläßt um eine Fremde zu heirathen, deren Geschlecht ihm bisher unbekannt geblieben war und die nicht einmal Liebe als Entschuldigung für ihr Ueberschreiten der Sitte anführen kann (vgl. Shakespeare Illustrated vol. II.). — Uebrigens sind verkleidete Frauen, welche im Interesse ihrer Leidenschaft ihren Liebhabern als Pagen oder in sonstiger Eigenschaft dienen, in den italienischen Novellen und den altenglischen Schauspielen sehr gewöhnlich. Außer in dem „Heiligen Dreikönigsabend" und den „Zwei Edelleuten von Verona" finden wir dergleichen in Beaumont und Fletcher's Philaster, Shirley's „Dankbarem Diener" (the Grateful Servant), „Schule der Komplimente" (the School of Compliment) „Mädchenrache" (the Maid's Revenge), [Lope de Rueda's „Komödie der Irrthümer" (Comedia de los Engaños), der dem Calderon zugeschriebenen „Spanierin in Florenz" (La Española en Florencia), s. Schack Gesch. d. dram. Lit. in Spanien 1, 222.] u. s. w. [370]).

Theil III. Nr. 41. Bekannte Geschichte unserer Anekdotenbücher, wo ein Spanier ein Mittagbrot bestellt, und da er seinen Namen der ganzen Länge nach hersagt, die Antwort erhält, man hätte nicht Speisen genug für so viele Personen. In der englischen Version fordert er, glaube ich, Nachtquartier [Timoneda Alivio de Caminantes P. 2. no. 39. Bibl. de Autores Español. Madrid 1846. vol. III. p. 180.]. —

Nr. 46 ist die unsittlichste Geschichte im ganzen Bandello oder vielleicht in der ganzen Reihe der italienischen Novellen, und gleichwohl wird in der Einleitung dazu gesagt, daß sie Navagero der Prinzessin von Mantua und Herzogin von Urbino erzählte. —

Nr. 47 ist aus der 74sten Novelle des Boccaccio. —

Nr. 59. Ein italienischer Graf, der lange an der Treue seiner Gemahlin gezweifelt, glaubt sich endlich durch die ununterbrochene Pflege, die sie ihm während einer langen Krankheit angedeihen läßt, von ihrer Beständigkeit überzeugt, obwohl sie eben jene Krankheit durch Gift, das sie ihm beigebracht, hervorgerufen hat. Endlich jedoch erfährt er von einem Bedienten, daß sie seine Bettlägerigkeit dazu benutzt, die Besuche eines Liebhabers zu empfangen, und da er sie nun zusammen überrascht, so opfert er Beide seiner Rache. — Diese Novelle ist der erste Theil von La Force de l'Amitié, einer Geschichte, welche Le Sage in seinem Diable Boiteux [c. 13.] erzählt —

Theil IV. Nr. 17. Der Marquis von Ferrara trifft zum Schein Anstalten zu einer Hinrichtung und das Opfer dieses elenden Scherzes stirbt vor Furcht. — Eine ähnliche Wirkung des Schreckens bildet den Stoff von Miß Baillie's Tragödie „der Traum" (The Dream), der zweiten ihrer „Trauerspiele über die Furcht" (Tragedies on Fear). —

Die Vorfahren des

Nicolao Granucci,

welche zur Partei der Weisen gehörten, wurden zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts aus Lukka vertrieben, kehrten jedoch später zurück und verbreiteten sich in zahlreichen Zweigen über ganz Italien — Dieser seiner Familienverhältnisse bedient sich der Novellist als Veranlaßung seine Geschichten zu erzählen, da er in der Einleitung dem Leser mittheilt, daß er sich bei seiner Anwesenheit zu Siena im Jahre 1568 nach der benachbarten Stadt Pienza begab um Erkundigungen einzuziehen, ob dort etwa Nachkommen der Granucci ansäßig wären. Er wurde von zwei Einwohnern nach einer benachbarten Abtei und nach seiner Ankunft daselbst von einem Klosterbruder nach der Villa di Teojano angeführt, um sie in Augenschein zu nehmen, welcher letztere ihm unterwegs eine Anzahl Geschichten erzählte und ihm beim Scheiden einen schriftlichen Auszug derselben überreichte. Diesen legte später Granucci, wie er sagt, seinem Werke zu Grunde, welches 1574 zu Venedig erschien, unter dem Titel La piacevole Notte e lieto Giorno, opera morale (die angenehme Nacht und der fröhliche Tag; ein moralisches Werk [371]).

Die fünfte Novelle des Granucci ist das zweite Capitel der Disciplina Clericalis. Ein Sohn rühmt sich gegen seinen Vater seiner vielen Freunde und erhält den Rath sie zu prüfen,

indem er ein todtes Kalb in einen Sack ſtecke und es für den Leichnam eines von ihm Ermordeten ausgebe. Da er nun ſeine Freunde bittet, ihm bei der Verbeerdigung desſelben behülflich zu ſein, ſo wird er von Allen ohne Ausnahme zurückgewieſen und nur der einzige Freund, deſſen ſich ſein Vater gerühmt, iſt bereit dem Begehren zu entſprechen. — Dieſe Geſchichte iſt jedoch noch ältee als die Disciplina Clericalis und, wie mir ſcheint, irgendwo in Betreff des Dionyſius von Syrakus und ſeinem Sohne erzählt worden.

Eine andere Novelle des Granucci iſt aus dem Fabliau Du Curé, qui posa une pierre [ſ. auch Cent Nouvelles Nouvelles no. 23.]. —

Aſcanio Mori da Ceno

war aus Mantua und beachte ſein Leben im Dienſte der Fürſten von Gonzaga zu, deren einem er nach Ungarn folgte, als er den Kaiſer Maximilian in den Kriegen gegen Soliman begleitete. Er war ein vertrauter Freund Taſſo's und in Black's Leben dieſes Dichters (Life of Tasso: vol. II. p. 194.) befindet ſich ein intereſſanter Auszug aus einem Briefe desſelben an Ceno. Die Novellen dieſes letztern (15 an der Zahl) ſind dem Vincenzo Gonzaga, Fürſten von Mantua, welcher als Mörder Crichton's und Gönner Taſſo's bekannt iſt, gewidmet und kamen heraus zu Mantua 1585. 4. Dem Titel nach zu urtheilen (er lautet nämlich: Prima Parte delle Novelle di Ascanio Mori da Ceno), ſcheint es, als hätte noch ein zweitee Theil erſcheinen ſollen, er iſt jedoch nie geſchrieben oder wenigſtens herausgegeben worden. —

Die dritte Novelle iſt die bekannte Geſchichte von einem Boten, welcher expreß mit einem Pardon für einen Verbrecher anlangt, deſſen Aufmerkſamkeit jedoch duech die eben beginnende Hinrichtung dermaßen gefeſſelt wird, daß er den beteeffenden Befehl erſt abliefert, nachdem es zu ſpät iſt. —

Die dreizehnte Novelle iſt die noch beſſee bekannte Geſchichte von zwei jungen Leuten, welche in Abweſenheit ihees Vaters vorgeben, daß er todt iſt; ſie ſitzen in tiefer Trauerkleidung und anſcheinendem Kummer da und nehmen von dem Verwalter die Pachtgelder in Empfang, die ee überbringt. —

Celio Maleſpini

bekleidete in ſeiner Jugend ein öffenteliches Amt zu Mailand, lebte indeß ſpäter in Venedig und trat endlich in die Dienſte des Herzogs Franz von Medicis. Maleſpini war der erſte, welcher Taſſo's Befreites Jeruſalem herausgab; er that dieß ohne Erlaubniß des Dichters, und liefeete einen ſehr unvollkommenen und verſtümmelten Text.

Seine Novellen, die ſich auf zweihundert belaufen und in zwei Theile getheilt ſind[372]), wurden von ihm um 1580 geſchrieben und erſchienen zu Venedig 1609. 4. Als Einleitung erzählt ee, daß eine Geſellſchaft von Herren und Damen, welche während der im Jahre 1576 herrſchenden Peſt aus Venedig entflohen waeen, ſich in einem Palaſte der Grafſchaft (Contado) Treviſi, hauptſächlich durch das Erzählen von Geſchichten die Zeit vertrieben.

In der 41ten Novelle des erſten Theiles iſt ein intereſſanter Bericht über die Beluſtigungen der Compagnia della Calza (Strumpfgeſellſchaft), welche wegen eines eigenthümlichen Strumpfes, den die Mitglieder trugen, dieſen Namen erhielt. Sie beſtand in Italien wäheen des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts und war weder, wie einige geglaubt haben, ein ritterliches, noch ein akademiſches Inſtitut, ſondern bloß eine Vereinigung zum Behufe öffentlicher und Privatbeluſtigungen, wie Spiele, Feſte, theatraliſche Vorſtellungen und dergleichen. In Veelauf der Zeit theilte ſich die Geſellſchaft in verſchiedene Brüderſchaften, als die Compagnia dei Floridi, dei Sempiterni etc (Geſellſchaft der Blühenden, der Ewigen u. ſ. w.), deren jede ihre Geſetze und Beamten hatte, ſo wie auch die Mitglieder eine beſtimmte Teacht beſaßen.

Nur wenige von den Novellen des Maleſpini gehöeen ihm urſpeünglich an; denn lange ove ihrem Eeſcheinen waren in Frankreich die Cent Nouvelles Nouvelles geſchrieben worden, welche Maleſpini ſämmtlich in ſein Werk aufgenommen hat, mit alleiniger Ausnahme von Nr. 5, 35, 36, 64, 74 und 93. — Die Uebereinſtimmung beider Sammlungen ergiebt ſich am beſten aus folgender vergleichender Tabelle.

Malespini.		C. N. N.
Theil I.		
Nr. 1	ist	Nr. 62
» 5	»	» 13
» 6	»	» 97
» 8	»	» 68
» 9	»	» 69
» 10	»	» 53
» 14	»	» 52
» 15	»	» 4
» 17	»	» 33
» 18	»	» 8
» 19	»	» 73
» 20	»	» 27
» 23	»	» 32
» 26	»	» 42
» 27 [vgl. Anm. 372.]	»	» 44
» 32	»	» 81
» 33	»	» 54
» 35	»	» 59
» 36	»	» 24
» 37	»	» 28
» 38	»	» 19
» 39	»	» 77
» 40	»	» 20
» 42	»	» 58
» 43	»	» 65
» 44	»	» 16
» 45	»	» 3
» 46	»	» 87
» 47	»	» 29
» 49	»	» 37
» 57	»	» 10
» 58	»	» 98
» 61	»	» 88
» 65	»	» 92
» 67	»	» 75
» 75	»	» 60
» 78	»	» 45
» 79	»	» 21
» 80	»	» 14
» 81	»	» 79
» 86	»	» 72
» 88	»	» 23
» 90	»	» 34
» 91	»	» 63
» 92	»	» 78
» 93	»	» 85
» 94	»	» 71
» 95	»	» 83
» 97	»	» 17

Malespini		C. N. N.
Nr. 99	ist	Nr. 39
» 100	»	» 48
» 101	»	» 94
Theil II.		
Nr. 1	ist	Nr. 56
» 3	»	» 90
» 5	»	» 55
» 7	»	» 84
» 8	»	» 22
» 10	»	» 31
» 12	»	» 100
» 13	»	» 70
» 16	»	» 47
» 18	»	» 49
» 19	»	» 26
» 25	»	» 51
» 27	»	» 99
» 29	»	» 18
» 35	»	» 67
» 40	»	» 38
» 43	»	» 40
» 47	»	» 6
» 49	»	» 41
» 51	»	» 43
» 52	»	» 30
» 53	»	» 1
» 56	»	» 25
» 57	»	» 2
» 59	»	» 96
» 61	»	» 61
» 62	»	» 89
» 63	»	» 57
» 66	»	» 46
» 67	»	» 50
» 68	»	» 12
» 70	»	» 15
» 73	»	» 82
» 74	»	» 80
» 75	»	» 66
» 77	»	» 7
» 79	»	» 76
» 81	»	» 86
» 88	»	» 95
» 89	»	» 11
» 96	»	» 9

Malespini hat jedoch auch noch andere Werke als die Cent Nouvelles Nouvelles in Anspruch

genommen. Zu seiner Zeit war die Diana des Montemayor bereits erschienen und aus dieser hat Malespini drei der längsten Erzählungen entnommen: in dem ersten Theile nämlich ist die 25ste Novelle der verwickelten Liebesgeschichte des Ismenia Selvagio und Alanio, in dem zweiten Theile hingegen die 36ste Novelle der maurischen Episode von der Jarifa und die 94ste der Geschichte der Schäferin Belisa entliehen. Einige von den Erzählungen gehören auch den früheren italienischen Novellisten an; so ist die 71ste aus der 22sten des letzten Theiles des Bandello und andere sind aus Cinthio entnommen. —

Annibale Campeggi

lebte zu Anfang des 17ten Jahrhunderts. Seine erste Erzählung findet sich schon in dem Hitopadesa und ist die Geschichte des eifersüchtigen Ehemannes, der sein Weib an einen Pfosten bindet [s. oben S. 243.]; die zweite ist die Geschichte von der Wittwe zu Ephesus, die bereits im Petronius, und in den Sieben Weisen Meistern erzählt wird [s. oben S. 41.]. —

Nach der Zeit des Campeggi erschienen nur wenige italienische Novellen und auch diese haben keinen besondern Werth. Eine einzige jedoch muß ich von diesem Tadel ausnehmen; sie ist von Vincenzo Nota aus Padua, der im vorigen Jahrhunderte lebte, und erzählt einen erschütternden Vorfall. Ein junger Mann nämlich flieht aus dem Hause seiner Eltern, welche in einer abgelegenen Gegend des Gebietes von Brescia ein kleines Wirthshaus hielten. Nachdem er sich im Laufe der Zeit durch seinen Fleiß ein Vermögen erworben, kehrt er nach 25 Jahren zu den Seinigen zurück, verheimlicht aber in der ersten Nacht, wer er ist, und da ihn seine Eltern nicht wiedererkennen, wird er von ihnen im Schlafe ermordet, da sein Vater bemerkt hatte, daß er eine große Summe Geld bei sich führe. Von dem Pfarrer ihres Dorfes, welchem allein ihr Sohn sich zu erkennen gegeben, erfahren sie jedoch am folgenden Morgen zu ihrem größten Entsetzen den vollen Umfang ihres Verbrechens und Unglückes. — Diese Erzählung gab zum ersten Male ein Landsmann des Verfassers, der Graf Borromeo in seiner Notizia dei Novellieri Italiani da lui posseduti con alcune Novelle inedite. Bassano, 1794 heraus. Eine ähnliche Geschichte wird in dem „Gast" (the Visitor), einer obskuren englischen Zeitschrift, von einem normännischen Gastwirthe erzählt und liegt auch der „Verhangnißvollen Neugier" (the Fatal Curiosity), einem dreiaktigen Trauerspiele von Lillo, zu Grunde, von welchem Harris in seinen „Philosophischen Untersuchungen" (Philosophical Enquiries) sagt: „Es ist das Muster eines vollkommenen Stoffes." Die Fabel dieses Stückes ist einer alten Flugschrift entnommen, betitelt: „Neuigkeiten aus Perin in Cornwall, von einer höchst blutigen und beispiellosen Mordthat, welche vor nicht langer Zeit ein Vater an seinem eigenen Sohne begangen hat." (News from Perin in Cornwall, of a most bloody and unexampled Murther, very lately committed by a Father on his owne Sonne). Lillo's Fatal Curiosity ist wiederum in einem spätern Trauerspiele nachgeahmt worden, welches den Titel führt: „Der Schiffbruch" (The Shipwreck).

„Der Vierundzwanzigste Februar" von dem deutschen Schauspieldichter Werner behandelt einen ähnlichen Stoff. Eine Bauernfamilie, welche in einem entlegenen Theile der Schweiz wohnt, wird wegen einer furchtbaren That, deren sich einer ihrer Ahnen schuldig gemacht, durch einen Vaterfluch von Vater auf Sohn verfolgt und muß jedesmal am 24ten Februar irgend ein schreckliches Verbrechen begehen. Der dritte Erbe dieses unseligen Geschlechtes hat auf solche Weise an diesem verhängnißvollen Tage den Tod seines Vaters verursacht, und da nun der Sohn dieses Vatermörders nach langer Abwesenheit in die Hütte seiner Eltern unerkannt zurückkehrt, so wird auch von seinem Vater, der den Fremden des bei demselben wahrgenommenen Geldes berauben will, der grauenvolle Jahrestag durch den Mord seines Sohnes begangen [273]).

Von allen literarischen Erzeugnissen des Auslandes nun haben keine einen solchen Einfluß auf die englische Literatur ausgeübt, wie die älteren italienischen Novellen, mit denen wir uns so lange beschäftigt. Die besten dieser Erzählungen erschienen vor dem Ende der Regierung Elisabeths entweder direkt oder vermittelst französischer und lateinischer Uebersetzungen in's Englische übertragen. Viele derselben jedoch waren sogar schon vor der Uebersetzung von Belleforest's großer Vorrathskammer tragischer Geschichten gedruckt, welches Werk gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts erschien. Die Bearbeitungen, Abkürzungen und Uebertragungen italienischer No-

vellen, welche in Payuter's „Palaſt des Vergnügens" (Palace of Pleasure), in Whetſtone's Heptameron, in Westward for Smelts, Grimſtone's „Bewunderungswürdigen Geſchichten" (Admirable Histories) und ähnlichen Werken zu Tage gefördert wurden, gewährten eine neue Art literariſcher Unterhaltung, da ihr Verdienſt nicht bloß in der Erfindung, ſondern auch in der Schilderung der Charaktere und einer kunſtvollen Anordnung der Ereigniſſe beſtand. Dieſe Art von Lektüre wurde nun bei allen denen Mode, welche noch Geſchmack an den Schöpfungen der Romantik fanden und zu ihrer Unterhaltung laſen.

Dieß erhellt unter Anderm auch aus der bereits oben S. 114 theilweiſe angeführten Stelle in Aſcham's Schoolmaster, wo er darüber klagt, „daß zehen La Morte d'Arthure's nicht den zehnten Theil ſo viel Schaden thäten, als eins dieſer in Italien gemachten und in England überſetzten Bücher. Und was am meiſten zu beklagen iſt, und daher am meiſten der Abhülfe bedarf, iſt der Umſtand, daß in den letzten Monaten von dieſen argen (ungracious) Büchern mehr gedruckt worden ſind, als man deren ſeit vielen Jahren in England geſehen hat." Auf dieſe Weiſe untergrub die Beliebtheit dieſer neuen Gattung von Erzeugniſſen das Gebäude der mittelalterlichen Romantik und richtete die Aufmerkſamkeit unſerer Schriftſteller auf neue Erfindungen. Zwar enthielten die Erzählungen der Minſtrels viele kühne Abenteuer, heroiſche Unternehmungen und kräftige Züge maleriſcher wenn auch roher Schilderungen; doch waren ſie mangelhaft in der Anordnung der Umſtände und in der Darſtellung ſolcher Ereigniſſe und Charaktere, welche ihrer größeren Wahrſcheinlichkeit und Natürlichkeit wegen einem gereifteren Zeitalter mehr entſprachen. Ehe daher die italieniſchen Novellen in Umlauf kamen, waren eine gehörige Verbindung der einzelnen Theile einer Erzählung und die ergreifenden Kataſtrophen derſelben ganz und gar unbekannt, und die menſchlichen Leiden, beſonders diejenigen, welche aus den Kämpfen der zärtlichſten aller Leidenſchaften erwachſen, waren noch nicht in ihrer intereſſanteſten Geſtalt geſchildert worden. Aus den italieniſchen Novelliſten nun lernten unſere Dichter, beſonders aber die Dramatiker, die Idee einer gehörigen Fabel, ſo wie diejenige Vervielfaltigung der Ereigniſſe kennen, welche eine tragiſche oder komiſche Verſchlingung erfordert. Wir haben demgemäß geſehen, daß die beliebteſten Luſtſpiele Shakeſpeare's mit nur geringer Verbeſſerung der Einzelheiten ihrem Stoffe nach den Novellen des Boccaccio, Ser Giovanni, Cinthio und Bandello entnommen ſind, ſo wie auch der Geiſt, welcher die Werke anderer gleichzeitiger Dramatiker durchweht, aus ähnlichen Quellen ſtammt; denn in den lebendigen oder komiſchen Scenen Beaumont und Fletcher's laſſen ſich oft die ſcherzhaftern Darſtellungen der italieniſchen Novelliſten wiedererkennen, ſo wie die wilde Grauſamkeit, welche manche von den italieniſchen Erzählungen charakteriſiert, ohne Zweifel den Anlaß zu ſo vielen Trauerſpielen Shirley's und Ford's herlieh, in denen ſich Entſetzen auf Entſetzen häuft.

Obgleich alſo die italieniſchen Novellen einen ſo großen Einfluß auf die engliſche Literatur ausübten, ſo kann ich gleichwohl nicht bemerken, daß ſie Originalerzeugniſſe ähnlicher Art hervorgerufen hätten. Andererſeits mag ihre Wirkung in Frankreich weniger eingreifend geweſen ſein, wogegen ſie daſelbſt bald den Impuls gaben zu gleichen Schöpfungen von bedeutendem Werthe und Berühmtheit.

Die früheſte derſelben ſind die

Cent Nouvelles Nouvelles,

Erzählungen voller Phantaſie und Luſtigkeit und in dem naivſten und angenehmſten Style geſchrieben; ja, einen großen Theil des Vergnügens, welches ſie gewähren, muß man dem wunderbaren Zauber der altfranzöſiſchen Sprache zuſchreiben. Sie haben allen ſpäteren Erzählungen in dieſer Sprache als Muſter gedient, d. h. nämlich denen der Königin von Navarra und derjenigen Schriftſteller, die ihr nachahmten oder auf ſie folgten.

Die Cent Nouvelles Nouvelles wurden zuerſt von Verard nach einer Handſchrift aus dem Jahre 1486 ohne Jahreszahl in Folio gedruckt. In der Vorrede [Ed. Cologne 1701] wird geſagt, daß eine Geſellſchaft junger Edelleute dieſe Geſchichten während der Anweſenheit Ludwigs XI. an dem burgundiſchen Hofe erzählte, an welchen ſich nämlich Letzterer als er noch Dauphin war, während der Streitigkeiten mit ſeinem Vater begeben hatte. Dieſe Edelleute ſind Monſeigneur de Crequy, de la Roche, der Graf von St. Pol und Brienne und noch eine Anzahl anderer Herren. Einige Geſchichten erzählt auch der Herzog ſelbſt, ſo wie eine größere Anzahl der

Dauphin, welcher, wie es in der Vorrede heißt, Sorge trug de les faire recueillir et de les publier. Dieſe Angabe, daß ſie von den genannten vornehmen Perſonen mündlich erzählt wurden, iſt erdichtet; jedoch glaube ich, daß ſie zur Unterhaltung des Dauphins während ſeines Aufenthaltes am burgundiſchen Hofe geſchrieben wurden [374]). Die meiſten von ihnen ſind ſcherzhaften Inhaltes und, wie ich glaube, befinden ſich nur fünf tragiſche Erzählungen in der ganzen Sammlung.

Nr. 1. La Medaille à revers iſt aus dem Fabliau Les deux Changeurs (Le Grand 4, 173.) Vgl. oben S. 261 b. —

Nr. 3. La Pêche de l'Anneau hat den Stoff zu einem Theile der erſten Erzählung der ſechsten Nacht des Straparola geliefert. —

Nr. 8. Garce pour Garce iſt des Poggius' Repensa Merces. —

Nr. 9. Le Mari Maquereau de sa femme, wird hier in Bezug auf einen burgundiſchen Ritter erzählt und iſt aus dem Fabliau Le Meunier d'Aleus oder der 206ten Novelle des Sacchetti. —

Nr 10. Les Pastés d'Anguille iſt durch La Fontaine's Bearbeitung unter demſelben Titel allgemein bekannt. —

Nr. 11. L'Encens au Diable, welche Geſchichte urſprünglich Poggius in ſeinen Facetiae (Annulus sive Visio Francisci Philelphi) mitgetheilt hatte, iſt eben ſo bekannt wie die vorhergehende Geſchichte; es iſt dieß nämlich der Ring des Hans Carvel bei Rabelais [3, 28.], Prior [Hans Carvel's Ring] und La Fontaine [L'Anneau d'Hans Carvel]; auch wird ſie in der ſunften Satyre des Arioſt erzählt [und iſt ebenſo der Annulus Philetae in den Poésies Latines des Bernard La Monnoye].

Nr. 12. Le Veau iſt La Fontaine's Villageois qui eherche son veau und des Poggius Asinus perditus [Congreve Miscell. Poems The Lout looking for his Heifer]. —

Nr. 14. Le Faiseur des Papes ou L'Homme de Dieu iſt La Fontaine's L'Hermite. —

Nr. 16. Le Borgne Aveugle, welche Geſchichte hier von einem pikardiſchen Ritter und ſeiner Frau erzählt wird, iſt aus dem zehnten Capitel der Disciplina Clericalis oder aus dem c. 122. der Gesta Romanorum (ſ. oben S. 198.). —

Nr. 19. L'Enfant de Neige iſt aus dem Fabliau de l'Enfant qui fondit au Soleil (Le Grand 3, p. 86.) [374a]). —

Nr. 20. Le Mari Médecin iſt des Poggius Priapi vis; [Le Roux de Lincy 2, 356.]. —

Nr. 21 L'Abbesse guérie iſt La Fontaine's L'Abesse Malade. —

Nr. 23. La Procureuse passe la Raye iſt das Fabliau Du Curé qui posa une Pierre (Le Grand 3, 249.).

Nr. 24. La Botte à demi erzählt, wie ein junges Frauenzimmer von einem verliebten Ritter in einem Walde verfolgt und eingeholt wird und da ſie keinen andern Ausweg ſieht, ſich zu bleiben erbietet, wenn er ſich von ihr die Stiefel wolle ausziehen laßen. Er willigt ein und das Mädchen zieht ihm einen Stiefel zur Hälfte herunter, worauf ſie ihre Flucht bewerkſtelligt. — Dieß bildet zum Theil den Stoff einer altengliſchen Ballade, betitelt: „Der angeführte Ritter oder Weiberliſt" (The baffled Knight or Lady's Policy) ſ. Percy's Relics [Series 2. B. 3. no 15.]. —

Nr. 32. Les Dames Dismées iſt La Fontaine's Cordeliers de Catalogne [und des Poggius Decimae, ſ. Le Roux de Lincy 2, 362. — Le Passe-partout de l'Eglise romaine 1717. I. p. 347.].

Nr. 34. Seigneur Dessus — Seigneur Dessous iſt das Fabliau Du Clerc qui se cacha derrière un Coffre (Le Grand 3. p. 303.). —

Nr. 37. Le Bénétrier d'Ordure iſt La Fontaine's On ne s'avise jamais de tout. [Wright Lat. Stor. no. 12.]. —

Nr. 38. Une Verge pour l'autre iſt aus der 68ten Novelle des Boccaccio. —

Nr. 50. Change pour Change iſt die Geſchichte, von welcher Sterne in ſeinem Tristram Shandy (vol. 4. c. 29.) ſagt, daß Selden ſie erzähle. Urſprünglich iſt ſie in der vierzehnten Novelle des Sacchetti zu finden; doch da iſt das Weib die Stiefmutter, nicht die Großmutter des jungen Mannes. „Und dieß", ſagt daſelbſt Letzterer zu ſeiner Vertheidigung, „dieß iſt mein Vater, welcher ſo lange mit meiner Mutter zu thun gehabt hat, und ich habe ihm nie ein böſes Wort geſagt; jetzt aber, da er mich bei ſeiner Frau ſchlafen ſieht, will er mich todt ſchlagen, wie ihr ſehet." Dieß iſt auch die Justa Excusatio bei Poggius. —

Nr. 52. Les trois Monumens iſt eine bloße Ueberſetzung der ſechzehnten Novelle des Sacchetti.

Sie erzählt die Geſchichte eines Sohnes, welcher von ſeinem Vater drei Rathſchläge erhält und ſie misachtet, und die Folgen ſeines Ungehorſams [Straparola N. 1. Fav. 1. und dazu Schmidt S. 291 ff.]. —

Nr. 60. Les Nouveau Frères Mineurs iſt das Fabliau Frère Denise Cordelier (Le Grand 3, 395.). —

Nr. 61. Le Cocu Dupé iſt aus dem Fabliau Les Cheveux coupés von dem Trouveur Guerin (Le Grand 2, 280. ſ. zu Boce. VII, 5. vgl. Anm. 259).

Nr. 69. L'Honneste Femme à deux Mari. Ein junger flandriſcher Edelmann, der ſich im Dienſte des Königs von Ungarn befindet, wird von den Türken gefangen genommen. Er hat aber in ſeiner Heimat eine ſchöne Frau zurückgelaßen, welche, nachdem alle Hoffnung auf die Rückkehr ihres Gemahles geſchwunden iſt, von vielen Bewerbern beſtürmt wird, dennoch aber in der Hoffnung, ihr Mann könne noch am Leben ſein, ihrem Andringen lange widerſteht. Endlich, nach Verlauf von neun Jahren, wird ſie von ſeinen und ihren eigenen Verwandten gewiſſermaßen gezwungen, eine zweite Ehe einzugehen. Einige Monate ſpäter indeß langt ihr erſter Gemahl, der endlich aus der Sklaverei entkommen iſt, in Artois an und ſein Weib ſtirbt bei dieſer Nachricht vor Verzweiflung. — Dieß iſt offenbar der Urſprung von Southern's berühmtem Trauerſpiele Isabella und vielleicht auch der Geſchichte der Donna Mercia de Mosquera, welche Gil Blas aus der Räuberhöhle befreit [l. 1. c. 10.]. —

Nr. 76. Le Laqs d'Amour iſt des Poggius Priapus in Laqueo. [Le Roux de Lincy 2, 384.].

Nr. 78. Le Mari Confesseur iſt das Fabliau Du Chevalier, qui confessa sa femme [Le Grand 4 p. 90.]. Ueber die verſchiedenen Bearbeitungen dieſer Geſchichte ſ. oben S. 240. bei Boccaccio T. 7. Nov. 5. —

Nr. 79. L'Aue Retrouvé iſt der Circulator des Poggius. —

Nr. 80. La Bonne Mesure entſpricht dem Aselli Priapus des Poggius. —

Nr. 85. Le Curé Cloué iſt das Fabliau Le Forgeron de Creil (Le Grand 4, 124.) —

Nr. 88. Le Cocu Sauvé iſt das Fabliau La Bourgeoise d'Orleans (Le Grand 4, 287.) und die Fraus Muliebris des Poggius. —

[Nr. 89. Les Perdrix changées en poissons iſt des Poggius Quadragesima extemporalis und Le Carême impromptu in den Oeuvres de Gresset vol. I.]. —

Nr. 90. La bonne Malade iſt die Venia rite negata des Poggius. —

Nr. 91. La Femme Obéissante iſt desſelben Novum Supplicii Genus. —

Nr. 93. La Postillonne sur le Dos iſt deſſen Quomodo Calceis parcatur. —

Nr. 95. Le Doigt du Moine Guéri iſt deſſen Digiti Tumor. Man ſieht alſo, daß viele von den Cent Nouvelles mit den Facetiae übereinſtimmen. Ich glaube jedoch nicht, daß ſie aus den letztern entliehen ſind, da die Zeit ihrer Abfaſſung faſt dieſelbe iſt, wie die, wo die Facetiae von Poggius und anderen Geheimſchreibern der römiſchen Kanzlei in dem Bugiale des Vatikans erzählt wurden [375]). Vielmehr benutzten wahrſcheinlich beide Sammlungen ſolche Geſchichten, welche vermittelſt der Fabliaux in Frankreich und Italien in Umlauf gekommen waren. —

Nr. 96. Le Testament Cynique. Ein Pfarrer, welcher ſeinen Hund auf dem Kirchhofe begräbt, wird von ſeinem Vorgeſetzten mit Strafe bedroht. Am folgenden Tage bringt er dem Prälaten funfzig Goldthaler, welche, wie er ſage, der Hund von ſeinem Verdienſte erſpart und dem Biſchofe in ſeinem Teſtamente hinterlaßen hat. Dieſe Geſchichte, welche mit dem Canis Testamentum des Poggius übereinſtimmt, iſt aus dem Testament de l'âne (Le Grand 3, 107.), einem Fabliau des Trouveurs Rutebeuf, welchem es wahrſcheinlich aus dem Oriente zukam, da es von einem ſehr alten türkiſchen Dichter, Namens Lamai, auch Abdalla Ben Mahmud genannt, Verfaſſer einer Sammlung von Scherzen und ſinnreichen Reden, in fünf Capiteln erzählt wird. Dieſes Hiſtörchen iſt auch in Gueulette's Contes Tartares [Histoire du chien de Sehed et du Cadi de Candahar. Quart d'H. 21. 22.] nachgeahmt worden und wird gleichfalls in der Geſchichte des Don Rafael im Gil Blas [l. 5. um die Mitte des erſten Capitels] erzählt [376]).

Wir haben nun alſo geſehen, daß ein großer Theil der Cent Nouvelles Nouvelles jener unerſchöpflichen Vorrathskammer derartiger Dichtungen, der Fabliaux nämlich, entnommen iſt, von denen bis jetzt nur erſt noch eine kleine Zahl herausgegeben worden. —

Die Cent Nouvelles Nouvelles ſind nie in

engliſcher Uebertragung erſchienen. Zwar äußert Beatrice in Viel Lärm um Nichts Akt II. Sc. 1. man würde von ihr ſagen, ſie hätte ihren Verſtand aus den Hundert luſtigen Geſchichten (the Hundred Merry Tales), was dir Erklärer Shakeſpeare's auf die Muthmaßung brachte, dieß möchte irgend eine Ueberſetzung der Cent Nouvelles ſein, welche zur Zeit des Dichter allbekannt war, ſpäter aber verſchwunden ſei. Man hat jedoch vor mehreren Jahren in einem Buchladen in England ein mit gothiſchen Buchſtaben gedrucktes Buch, betitel A Hundreth Mery Tales herausgeſtobert und es hat ſich erwieſen, daß dieß von den Cent Nouvelles Nouvelles ganz verſchieden iſt.

Die Erzählungen der Margarethe von Valois, Königin von Navarra, Schweſter Franz des Erſten, welche den Cent Nouvelles Nouvelles nachgeahmt wurden, erſchienen zuerſt im Jahre 1558, alſo neun Jahre nach dem Tode der Verfaſſerin, unter dem Titel Histoire des Amans Fortunés, ſpäter unter dem Titel

L'Heptameron.

Dieſe Geſchichten ſind in der franzöſiſchen Literatur die bekannteſten und beliebteſten, was wahrſcheinlich nicht minder dem hohen Range der Verfaſſerin, als dem innern Werthe der Erzählungen zuzuſchreiben iſt. Die Art, wie ſie eingeführt werden, iſt ziemlich ſinnreich und dem Rahmen der Canterbury Tales in hohem Grade ähnlich. Im Monat September nämlich, in welchem die Pyrenäenbäder wirkſam zu werden anfangen, trafen einſtmals eine Anzahl franzöſiſcher und ſpaniſcher Herren und Damen an den Geſundbrunnen von Caulderets zuſammen. Zur Zeit nun, wo man heimzukehren pflegt, treten jedoch ſo ungewöhnliche und übermäßige Regengüſſe ein, daß der franzöſiſche Theil jener Geſellſchaft, welcher nach Theebes (Tarbes) in der Gascogne zu gelangen ſucht, die Ströme geſchwollen und alle Brücken fortgeriſſen findet, ſo daß die Reiſenden ſich genöthigt ſehen, in dem Kloſter Notre-Dame de Serrance in den Pyrenäen Zuflucht zu ſuchen. Hier müßen ſie ſo lange bleiben, bis über einen ſonſt nicht zu paſſierenden Fluß eine Brücke geſchlagen iſt. Da ſie aber wiſſen, daß dieß wohl an zehen Tage erfordern würde, ſo beſchließen ſie ſich unterdeß die Zeit ſo zu vertreiben, daß ſie einander auf einer ſchönen Au an den Ufern des Fluſſes Gave jeden Tag von Mittag bis zur Vesper Geſchichten erzählen.

Die Geſellſchaft beſteht nun aus zehen Perſonen, welche demgemäß täglich zehen Geſchichten erzählen, und dieß ſollte ſo zehen Tage lang dauren, um hundert Novellen voll zu machen, weshalb man dieſe Sammlung auch zuweilen Les Cent Nouvelles de la Reine de Navarre genannt hat; ſie iſt jedoch bald nach dem Anfange des achten Tages mit der 73ſten Erzählung abgebrochen. Die Unterhaltungen über die Charaktere und die Ereigniſſe der zuletzt erzählten Geſchichte, welche gewöhnlich die neue einleiten, ſind viel länger als die in den italieniſchen Novellen und nehmen faſt die Hälfte des Werkes ein. Einige von den Bemerkungen ſind abſonderlich und komiſch, andere anziehend durch ihre Natürlichkeit, während manche lebendig an die Spitzfindigkeiten der italieniſchen Sonettendichter erinnern, wie z. B. „Man ſagt, daß Eiferſucht Liebe iſt; ich aber läugne dieß, denn obgleich Eiferſucht durch Liebe eben ſo erzeugt wird, wie die Aſche durch das Feuer, ſo löſcht dennoch die Eiferſucht die Liebe aus, wie die Aſche die Flamme erſtickt."

Von den Erzählungen ſelbſt gehören nur wenige dem Werke eigenthümlich an; denn etwa ein halbes Dutzend ausgenommen, welche hiſtoriſch wahr ſind und von denen dort geſagt wird, daß die Königin von Navarra Zeuge derſelben geweſen ſei oder nähere Kenntniß von ihnen erlangt habe, ſind ſie alle den Fabliaux, den italieniſchen Novellen und den Cent Nouvelles Nouvelles entnommen. Nur wenige von den Erzählungen ſind ernſten oder blutigen Inhaltes; ſie ſchildern meiſt ſchlau veranſtaltete Stelldicheins, ſinnreich zurückgewieſene Liebesangriffe und pfiffig ausgeführte oder auf komiſche Weiſe entdeckte Liebeshändel. In dem ganzen Werke werden die Mönche, beſonders die Franziskaner, ſehr ſtreng behandelt und ſie als ein Geſindel geſchildert, welches die grauſamſten, betrügeriſcheſten und unſittlichſten Handlungen begieng und zuweilen ſogar unbeſtraft blieb, auch wenn man ſolches entdeckte. Da wir jedoch bereits geſehen haben, wie die Geiſtlichkeit von Schriftſtellern gewöhnlichen Standes ſo ſcharf mitgenommen wurde, und zwar in der Zeit und nahe dem Sitze der päpſtlichen Suprematie, ſo darf man

ſich um ſo weniger wundern, wenn dieß auch duech eine Königin geſchah, welche die neuen Meinungen begünſtigte und gegen den römiſchen Aberglauben feindlich geſinnt war.

Wahrend nun ſo viele von den Erzählungen der Königin von Navarra früheren Erzeugniſſen entliehen ſind, wueden ſie, wie es ſcheint, andeerſeits auch wiedee von ſpäteren Schriftſtelleen benutzt; ſo z. B. die achte Geſchichte, die dem Fablian Le Meunier d'Aleu entnommen iſt [ſieh oben S. 258.] und diejenige Faſſung dieſer Erzählung zu ſein ſcheint, welche dem Luſtſpiele Shieley's „der Spieler" (The Gamester), ſpäter unter dem Titel „die Spieler" (The Gamesters) gedruckt, zu Grunde liegt, wo Mes. Wilding ſich an die Stelle dee Penelope ſubſtituiert, mit der ihr Mann ein Stelldichein oerabredet hat, welches er aber zur Bezahlung einer Spielſchuld ſeinem Feeunde Hazard abtritt. Ferner die 36ſte von dem Präſidenten von Geenoble, welche dee ſechsten Novelle der dritten Dekade des Cinthio oder der 47ſten der Cent Nouvelles Nouvelles entliehen iſt und Shirley die Idee zu demjenigen Theile ſeiner „Grauſamkeit der Liebe" (Love's Cruelty) eingegeben hat, welcher ſich um die Verheimlichung von Hippolito's Liebeshandel mit Clariana vermittelſt ihres Ehemannes dreht. —

Nr 30 iſt die 35ſte Novelle des 2ten Theiles des Bandello. —

Nr. 38 erzählt, wie ein Ehemann ſich häufig nach einem Pachthofe begiebt, den er auf dem Lande beſitzt, und ſeine Feau, die Urſache ſeiner Abweſenheit muthmaßend, ſeiner Geliebten Speiſen und was ſonſt erfoederlich iſt, zuſchickt, damit es bei dem nächſten Beſuche ihees Gemahles an nichts mangle; durch welches Beefahren ſie ſich das ihr entfeembete Herz ihres Mannes von neuem erwiebt. — Dieſe Geſchichte befindet ſich auch in der von Borromeo [p. 233ff.] erwähnten Handſcheift der Varii Successi des Orologi, welche Darſtellung mit der franzöſiſchen bis in den geringſten Umſtänden übereinſtimmt, ſogar in dem Wohnoete der Eheſrau, nämlich Tours. Dieſe Geſchichte wird auch in einem der Colloquia des Eeasmus erzählt, welches überſchrieben iſt Uxor *Μεμψίγαμος* sive Conjugium. Sie befindet ſich auch in Albion's England einem Gedichte von William Waenee, einem berühmten Schriftſteller unter der Regierung der Königin Eliſabeth. Diejenigen Stanzen, welche ſich auf das Ereigniß beziehen, hat Peecy aus jenem poetiſchen Abriſſe der britiſchen Geſchichte ausgezogen und unter der Ueberſchrift „die geduldige Gräfin (The patient Countess) in ſeine Relics [Ser. 1. B. 3. no. 6.] aufgenommen. —

Nr. 45 iſt La Servante Justifiée des La Fontaine und wahrſcheinlich irgend einem Fablian entnommen, deſſen Stoff aus dem Oſten ſtammte; denn dieſe Geſchichte ſtimmt überein mit der von des Keämers Weib [Nr. 9.] in Nakſchebi's Perſiſchen Eezählungen, die unter dem Namen Tuti Nameh oder Eezählungen eines Papageis (Tooti Nameh or Tales of a Parrot) bekannt ſind.

Eine andere Erzählung dee Königin von Navarra [die 29te] ähnelt auffallend der Geſchichte von Theodoſius und Conſtantia, deren Liebe und Unglück durch Addiſon und Sterne[377]) unſterblich geworden ſind. —

Die Erzählungen der Königin von Navarra ſind in nur wenigen franzöſiſchen Werken von irgend einer Berühmtheit nachgeahmt woeden. Die Nouvelles Récréations ou Contes Nouveaux hat man gewöhnlich ihrem Kammerdiener Bonaventure Desperriers zugeſchrieben; in der Ausgabe von 1733 wied jedoch ein franzöſiſcher Maler, Namens Nicholas Denyſot, als Verfaſſer derſelben nachgewieſen. Sie ſind nicht ſo lang, wie die der Konigin von Navarra, und beſtehen meiſtentheils aus einer kurzen Erzählung mit epigrammatiſchem Schluſſe. Es iſt jedoch intereſſant, in ihnen die Grundlagen unſrer gewohnlichſten Anekdotenbücher zu erkennen. Das folgende Hiſtörchen der Nouvelles Récréations [vol. 2. no. 73.] findet man faſt in allen derartigen Peoduktionen von den Facetiae des Hierokles[378]) bis auf die neueſte Sammlung von Späßen und dergleichen. Ein ehrlicher Mann zu Poitiers ſchickte ſeine beiden Söhne zur Ausbildung nach Paris. Nach einiger Zeit erkrankten beide und einer von ihnen ſtarb, woeauf der Ueberlebende einen Brief an den Vatee ſchrieb und darin ſagte: „Hiermit zeige ich dir an, daß nicht ich geſtorben bin, ſondern Bruder Wilhelm, obgleich ich allerdings dem Tode näher geweſen bin als er." —

Man ſagt, daß Porſon einmal die Abſicht hatte, Joe Miller[379]) mit einem Kommentaee herauszugeben und in dieſem den Urſprung allee Späße desſelben aus dem Griechiſchen nachzuweiſen.

Dieß wäre ihm wohl nicht gelungen, wohingegen man sie alle ohne große Mühe sowohl auf die griechischen Autoren, als auf die morgenländischen Märchen und die französischen und italienischen Novellen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts zurückführen kann. —

Unter den französischen Erzählungen des sechzehnten Jahrhunderts sind ferner noch zu erwähnen die Contes Amoureux der Jeanne Flore; Le Printemps de Jaques Yver 1572; ferner L'Eté de Benigne Poissenot 1583 und die Facetieuses Journées des Gabriel Chapuis [380]).

Die ernstern und tragischern Erzählungen der italienischen Novellisten kamen in Frankreich im sechzehnten Jahrhundert durch das bekannte Werk des Belleforest [381]) in Umlauf und wurden in den Histoires Tragiques des Rosset nachgeahmt, deren eine [Nr. 5.] dem berühmtesten Trauerspiele Ford's [382]) zu Grunde liegt, welcher zwar einen empörenden Stoff gewählt, jedoch die Liebe des Giovanni und der Annabella mit vielleicht zu zauberischen Farben geschildert hat.

Die Histoires Prodigieuses de Boaistnau, welche 1560 herauskamen [vgl. Brunet s. v. Boaistuau] scheinen der Ursprung solcher Geschichten gewesen zu sein, wie sie in den „Wundern der Natur" (Wonders of Nature), dem „Wunderbaren Magazin" (Marvellous Magazine) u. s. w. erzählt werden. So z. B. wird dort [ch. 34. auf die Autorität des Hektor Boethius und Saxo [382a])] versichert, daß auf den Orkneyinseln Bäume wachsen, deren in's Wasser fallende gereifte Früchte sich alsbald in singende Vögel verwandeln; ferner werden daselbst viele monströse Geburten berichtet. Auch findet man da [ch. 26.] die bekannte Geschichte, wie einmal ein Mann ertrank, weil er das Echo seiner eigenen Stimme für die Antwort eines Andern hielt. Indem er nämlich an dem Ufer eines Flusses anlangte, fragte er laut: s'il n'y avoit point de peril à passer? — Passez — Est ce par ici? — Par ici. —

Gegen Ende des sechzehnten und zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts wurden die italienischen Novellen in Spanien vielfach nachgeahmt. „Es würde zu weit gehen, sagt Lampillas (Saggio Storico della letterat. Spagnuola parte II. tom. 3. p. 195.), wenn ich die ungeheure Zahl spanischer Novellen anführen wollte, welche zu jener Zeit erschienen und in die gebildetsten Sprachen Europa's übertragen wurden." Diese spanischen Novellen sind gewöhnlich umständlicher in den Ereignissen, als ihre italienischen Vorbilder und haben auch durch die Sitten und Gebräuche des Landes, welches sie hervorbrachte, bedeutende Modifikationen erfahren; denn diejenigen Erzählungen, welche in Italien abwechselnd wilde Rache, ausschweifende Liedeshändel und gemeine Späße zum Gegenstande hatten, charakterisieren sich in Spanien durch einen hohen romantischen Geist der Galanterie und eifersüchtig bewachte Familienehre, besonders aber durch beständige nächtliche Straßenraufereien. Die Erzählungen des Gerardo, die Novelas exemplares des Cervantes, die Prodigios y Sucesos d'Amor des Montalvan, so wie die Novelas Amorosas des Camerino [383]), welche sämmtlich gegen Ende des sechzehnten oder zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben wurden, sind kaum weniger interessant als die französischen oder italienischen Novellen hinsichtlich der Erläuterung der Volkssitten, der wandernden Dichtungen und des Ueberganges der letztern von dem Novellisten auf den Dramatiker. Beaumont und Fletcher haben die Erzählungen des Gerardo und Cervantes nicht minder benutzt, wie die des Cinthio oder Bandello und von vielen ihrer beliebtesten Stücke wie „der Spanische Pfarrer" (The Spanish Curate), „Regier dein Weib, dann hast du ein Weib" (Rule a Wife and have a Wife), „Glücksfälle" (Chances), „der Liebe Pilgerfahrt" (Love's Pilgrimage) und „das schöne Mädchen im Wirthshaus" (The Fair Maid of the Inn) [384]) läßt sich leicht die spanische Quelle nachweisen. Ich fürchte jedoch, daß eine längere Untersuchung dieser Art mehr interessant als nützlich sein würde, da das bereits Angeführte genügt um zu zeigen, wie rasch und ununterbrochen der Strom der Dichtung in den Zeiten, die wir eben jetzt behandeln, sich verbreitete und wie häufig er aus einem Bette der Literatur in das andere übergieng. Ja es möchte vielleicht auf den ersten Blick sogar scheinen, daß ich mich bei den italienischen Novellisten und deren Nachahmern länger als nöthig aufgehalten habe; jedoch abgesehen von dem innern Werthe ihrer Erzeugnisse, als Gemälde der Sitten und Gebräuche so wie der allgemeinen Zustände jener Zeit, haben auch noch andere Erwägungen mich zu dieser Ausführlichkeit veranlaßt. In keinem andern Zweige der

ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit iſt nämlich die Ueberlieferung der Dichtungen und, wenn ich ſo ſagen darf, der Handel der Literatur ſo deutlich zu erkennen, wie gerade bei dem eben beſprochenen. Denn die größeren Schöpfungen auf dem Gebiete der Romantik gleichen denjenigen Erzeugniſſen eines Landes, welche in dieſem ſelbſt verbraucht werden, wohingegen kleinere Erzählungen, ähnlich den feineren und koſtbaren Handelsartikeln, welche man aus ihrem Vaterlande ausführt, jedes andere Land erfreut und ergötzt haben. Dieß ſind die Ingredienzien, aus denen Shakeſpeare und andere Zauberer ſeiner Zeit jene magiſchen Tropfen bereiteten, welche das Looß der Menſchheit in ſo hohem Grade mildern, indem ſie zuweilen den Geiſt von der kalten und nackten Wirklichkeit des Lebens abziehen und ihn mitten unter Scenen und mitten in eine Glückſeligkeit verſetzen, wie ſie die Dichtung hervorzaubert [303]).

Neuntes Capitel.

Urſprung der geiſtlichen Romane. — Legenda Aurea. — Contes Devots. — Guerino Meschino. — Lycidas et Cleorithe. — Romans de Camus u. ſ. w. — Pilgrim's Progress. —

Wir haben nun bisher diejenigen Regionen der Romantik überſchaut, welche von den Verfaſſern der Ritterbücher und den italieniſchen Novelliſten angebaut worden ſind; noch aber bleiben jene anderen Gebiete zu überblicken, welche der Fleiß ſpäterer Zeiten entdeckt hat, ſo wie ich außerdem auch noch diejenigen verſchiedenen Klaſſen von Dichtungen erwähnen muß, welche vor dem Auftreten der neueren Romane in Frankreich und anderen europäiſchen Ländern zum Vorſchein kamen.

Wir haben bereits früher bemerkt, daß die Veränderungen auf dem Gebiete der Dichtung mit den Veränderungen in den Sitten in hohem Grade übereinſtimmen. Denn wenn man auch hierbei die Laune des Geſchmackes und die zufällige Vorliebe eines originellen Geiſtes für eine beſondere Beſchäftigung berückſichtigen muß, ſo herrſcht gleichwohl in der Verſchiedenheit auch eine gewiſſe Einheit, und ſobald der Charakter einer Zeit oder eines Volkes eine entſchiedene Richtung eingeſchlagen hat, muß er doch dem Geſchmacke derer, welche Aufmerkſamkeit zu erwecken oder ſich Gunſt zu erwerben ſuchen und ſelbſt unter einmal vorhandenen Vorurtheilen und allgemein angenommenen Meinungen aufgewachſen ſind, eine beſtimmte Färbung und ihren Bemühungen eine eben ſolche Richtung verleihen.

Von den natürlichen Gefühlen des menſchlichen Geiſtes tritt nun aber keines ſo lebendig hervor wie das religiöſe, und zu gewiſſen Zeiten und unter gewiſſen Umſtänden hat es ſich ſo allgemein geltend gemacht, daß es dem Charakter eben dieſer Periode ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hat. Es läßt ſich daher auch erwarten, daß dieß mächtige Gefühl, wo es ſich auf ſolche Weiſe geltend machte, auch auf jede Weiſe befriedigt und unter Anderm auch der anmuthige, magiſche Zauber der Dichtung dazu benutzt worden iſt, es zu hegen und zu pflegen.

Da nun in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthumes die tiefe Unwiſſenheit vieler Bekenner desſelben dieſe nur ſehr wenig befähigte, an den abſtrakten Wahrheiten oder den ſchmuckloſen Sittenlehren großen Gefallen zu finden, ſo zog man es vor Beiſpiele anzuführen, welche die Aufmerkſamkeit zu feſſeln und die Gefühle lebendig anzuſprechen vermochten. Und ſo geſchah es denn, daß in Folge des Eifers einiger und der Schlauheit oder Leichtgläubigkeit anderer Lehrer die Menſchen durch die Erzählung der Thaten geiſtlicher irrender Ritter in den Pflichten der Gottesverehrung unterrichtet wurden.

Die Geſchichte von Barlaam und Joſaphat, die wir bereits ausführlich beſprochen, und welche geſchrieben wurde um Geſchmack an den aſketi-

ſchen Tugenden einzuflößen, ſcheint der Urſprung des geiſtlichen Romanes geweſen zu ſein. Zwar wurden in den erſten Jahrhunderten der Kirche viele apokryphiſche Evangelien verfaßt, welche voll waren von unwahrſcheinlichen Fabeln; da ſie jedoch Meinungen enthielten, die Dem, was man für den orthodoxen Glauben hielt, widerſprachen, ſo wurden ſie von den Kirchenvätern angefochten und verſanken bald in Miskredit. Andererſeits gieng die Geſchichte von Barlaam und Joſaphat, welche unanaſtbar in ihrer Lehre war, ſchon früh nach dem Weſten von Europa über und wurde vermittelſt einer alten weit verbreiteten lateiniſchen Ueberſetzung, welche auch bereits im Jahre 1470 in Druck erſchien, ein allgemein geleſenes Lieblingsbuch.

Ferner hatte ſchon im vierten Jahrhunderte der heilige Athanaſius, welcher Rom beſuchte um von der weſtlichen Kirche gegen die arianiſche Irrlehre, die damals im Oſten die Oberhand hatte, Beiſtand zu erlangen, während ſeines Aufenthaltes in Italien das Leben des heiligen Antonius, des berühmteſten Cönobiten jener Zeit, beſchrieben. Außerdem haben auch Gregorius von Tours und der heilige Gregor unzählige Legenden verfaßt oder geſammelt, aus denen ſpäterhin unter dem Titel: Vies des pères des déserts eine Auswahl erſchienen iſt[356]). Alle dieſe Legenden nun ſchildern dieſelben Umſtände; die Opfer des monaſtiſchen Aberglaubens ziehen ſich ohne Ausnahme in die Einſamkeit zurück, woſelbſt ſie ſich durch jegliche Art von Buße und Kaſteiung ihr Leben ſo ſauer machen wie irgend möglich; ſie werden durch den Teufel bald erſchreckt, bald verſucht, beſiegen ihn jedoch jederzeit; ihre Einſamkeit wird nur durch diejenigen Perſonen unterbrochen, welche kommen um ſie zu bewundern (und dieß mag für ſie der Hauptgrund zur Ausdauer geweſen ſein); ſie heilen ferner ſämmtlich Krankheiten und waſchen den Ausſätzigen die Füße; endlich ſehen ſie ihren eigenen Tod voraus, und dennoch erreicht trotz aller ihrer Anſtrengungen und Gebete ihr Daſein eine mehr als natürliche Dauer.

Eine der Eigenthümlichkeiten in der Geſchichte dieſer Heiligen iſt die Herrſchaft, welche ſie über die Thierwelt ausüben. So z. B. kommt einmal der heilige Helenus, welcher in der ägyptiſchen Wüſte lebte, eines Sonntages in ein Kloſter an den Ufern des Nil und nimmt gerechten Anſtoß daran, daß an jenem Tage daſelbſt keine Meſſe geleſen werden ſollte. Die Mönche entſchuldigen ſich damit, daß Der, dem dieß Amt obliege, ſich auf der andern Seite des Fluſſes befände und Anſtand nähme herüberzukommen, weil ein Krokodil am Ufer Poſto gefaßt hatte und man es wohl nicht mit Unrecht in Verdacht hatte, es lauere dem heiligen Manne auf. Der heilige Helenus ſucht alſobald das Krokodil auf und befiehlt demſelben, nachdem er es gefunden, ihn auf ſeinem Rücken nach der andern Seite des Fluſſes hinüberzutragen, woſelbſt er auch wirklich den Prieſter findet; jedoch vermag er nicht dieſen Kleingläubigen zu überreden, daß er ſich mit ihm dem Rücken des dienſtwilligen Thieres anvertraue. Er begiebt ſich daher nun zwar allein zurück, iſt jedoch über ſeine misglückte Expedition ſo verdrießlich, daß er dem Waſſerungeheuer befiehlt ohne Verzug zu ſterben, welchem Gebote daſſelbe mit geziemender Schnelligkeit und Demuth Folge leiſtet. —

Da der heilige Florentin fand, daß er die Einſamkeit, in die er ſich zurückgezogen, nicht zu ertragen vermochte, ſo flehte er den Himmel um irgend eine Erleichterung derſelben an. Er findet daher eines Tages, nachdem er im Freien ſein Gebet verrichtet, am Eingange ſeiner Klauſe einen Bären poſtiert, der bei dem Herannahen des Heiligen eine tiefe Verbeugung macht und, weit entfernt irgend ein Symptom von mürriſchem Weſen an den Tag zu legen, vielmehr nach Maßgabe ſeiner unvollkommenen Erziehung anzudeuten ſucht, daß er ſich zum Dienſte des heiligen Mannes dort befände. Unſer Heiliger jedoch findet in ſeinem Umgange ſo großes Vergnügen, daß er dadurch ſein Bußgelübde zu verletzen fürchtet und daher beſchließt ſich den größern Theil des Tages der Geſellſchaft desſelben zu enthalten. Da ſich ferner in ſeiner Höhle fünf bis ſechs Schafe befinden, die Niemand auf die Weide führt, ſo kommt der Heilige auf den Gedanken, dem Bären dieß Amt zu übertragen. Zwar zeigt die Heerde anfangs einigen Widerwillen hiergegen, jedoch durch den Zuſpruch des Heiligen und das ſanfte Benehmen des Schäfers ermuthigt, folgt ſie endlich dieſem hüpfend zur Hürde. Der heilige Florentin befahl nun ſeinem Bären, gewöhnlich ſie um ſechs Uhr zurückzubringen, jedoch an Tagen ſtrengen Faſtens und Gebetes erſt um neun Uhr nach Hauſe zu kommen, und dieß exemplariſche Thier gehorchte

auch wirklich pünktlich jenen Vorschriften und irrte sich nie in den Stunden!

Dieß Wunder dauerte einige Jahre, bis endlich der Teufel, eifersüchtig auf die zunehmende Bildung des Bären, einige boshafte Eremiten der Nachbarschaft antrieb, demselben aufzulauern und ihn zu tödten. Der Heilige konnte nun weiter nichts thun, als daß er die unbekannten Thäter verfluchte; diese aber starben sämmtlich gleich am folgenden Tage an häßlichen Krankheiten.

Vielleicht waren eine der Ursachen der großen Beliebtheit dieser Legenden die zahlreichen Details der geschlechtlichen Versuchungen, denen sich die Heiligen häufig ausgesetzt sahen; doch besiegten sie dieselben gewöhnlich und das einzige Beispiel des Gegentheils ist das des heiligen Makarius Dieser Heilige nämlich beschloß, als er bereits ein höheres Alter erreicht hatte, sich von der Welt zurückzuziehen und seine Frau und Familie sich selbst zu überlaßen. Der Engel Raphael nun wies ihm eine furchtbare Einöde an, wo er eine von zwei jungen Löwen, welche ihre Mutter ausgesetzt hatte, bewohnte Höhle zu seinem Aufenthaltsorte erwählte. Nachdem er in derselben einige Jahre verlebt hatte, wurde der Teufel eifersüchtig auf seine Tugend und verführte ihn unter der Gestalt eines schönen Frauenzimmers, welche jener, wie bekannt, sehr gewöhnlich annimmt. Der heilige Makarius bemerkte jedoch alsbald den ganzen Umfang der Sünde, zu der er war verlockt worden, und gerieth, wie man sich leicht denken kann, in die größte Bestürzung; und auch die Löwen, wenngleich sie nicht die ganze Kalamität erkannten, nahmen so großen Anstoß an seinem Betragen, daß sie die Höhle verließen. Sie kehrten indeß bald wieder zurück und machten eine Grube von der Länge eines Menschen, worauf der reuige Sünder, welcher merkte daß die Thiere nach einem solchen Vergehen wie das seinige diese Art Buße für die passendste hielten, sich in die Grube legte und von den Löwen mit großer Feierlichkeit und unter vielen Wehklagen, die sie ausstießen, ganz mit Erde bedecken ließ, so daß nur Kopf und Arme frei blieben. In dieser Lage blieb er drei Jahre, während welcher Zeit er sich von den Kräutern nährte, die er mit den Händen erreichen konnte. Nach Verlaufe dieser Zeit erschien — wer anders als seine beiden Löwen, welche ihren alten Herrn mit derselben Ernsthaftigkeit wieder ausgruben, die sie bei seinem Begräbnisse bewiesen hatten. Der Heilige nahm dieß als ein Zeichen an, daß seine Sünden vergeben seien, welche Vermuthung durch das Erscheinen unsres Heilandes am Eingange der Höhle bestätigt wurde. Fortan traute Makarius keinem Weibe mehr, und in der That mußte die Enthaltsamkeit der Heiligen ihre kräftigste Unterstützung darin finden, daß sie wußten wie leicht der Teufel diese bezaubernde Gestalt annahm, und beständig fürchteten auf diese Weise in die Arme des allgemeinen Feindes des Menschengeschlechtes gelockt zu werden. —

Legenden wie die oben erwähnten, welche hauptsächlich von lateinischer Erfindung waren, fanden wahrscheinlich unter den mildern und vernunftgemäßern Einrichtungen des heiligen Benedikt, des ersten Gründers der Mönchsorden, nur wenig Unterstützung; allein in späterer Zeit zog man sie aus ihrer Dunkelheit hervor, um damit dem Systeme der asketischen Schüler des heiligen Franziskus Vorschub zu leisten.

Außer den lateinischen Legenden wurden jedoch auch von Zeit zu Zeit durch die Mönche der griechischen Kirche viele derartige erbichtete Geschichten nach Frankreich und Italien verpflanzt. Diese Mönche waren aber mit den morgenländischen Dichtungen und Fabelweisen genau vertraut, und daher finden wir auch, daß die Legenden des Abendlandes, in Folge der Nachahmung jener, ihnen sowohl in der Anlage als den Ausschmückungen der Erzählung sehr häufig gleichen Sogar die älteren Lebensbeschreibungen von Heiligen, welche man nach Konstantinopel übergeführt hatte, wurdrn dort in's Griechische übertragen und mit neuen Zuthaten von morgenländischer Erfindung versehen, in welcher Gestalt sie nach Europa zurückkehrten und, ihrer ursprünglichen Sprache wiedergegeben, die einfacheren Urschriften verdrängten. Andere lateinische Legenden endlich, die noch später verfaßt wurden, erhielten ihre Ausschmückungen direkt aus der arabischen Märchenwelt, welche bereits zu jener Zeit in Europa allgemeinen Eingang gefunden hatte.

Derartige romantische Dichtungen nun waren ganz vortrefflich darauf berechnet, den Aberglauben zu fördern und zu verbreiten, obwohl wahrscheinlich auch viele extravagante Vorstellungen sich in den überspannten Köpfen der Verfasser solcher Schriften von selbst erzeugten, so wie andererseits jene Zeit der Unwissenheit und bereitwilligen Glaubens das für wirklich vorgefallen

nahm, was zuweilen bloß Allegorie ſein ſollte. Der böſe Geiſt, welcher den Mönchen und Anachoreten bei Tiſch und im Bette ſo viel zu ſchaffen machte, mag bloß bedeutet haben, daß wir ſelbſt in der Wüſte vergeblich Ruhe ſuchen und daß uns in der Oede der Einſamkeit Verſuchungen und Leidenſchaften jederzeit eben ſo heftig verfolgen und beſtürmen, wie in dem Geräuſche der Welt. Die Nachahmer jedoch, die mehr Leichtgläubigkeit als Scharfſinn beſaßen, erfanden raſch ähnliche Geſchichten, welche weder Belehrung gewährten, noch als Allegorieen betrachtet werden konnten. —

Die große Vorrathskammer frommer Dichtungen ſcheint die

Legenda Aurea

des Jacobus de Voragine, eines genueſiſchen Dominikaners, geweſen zu ſein, ein Werk, welches den Beinamen „golden," eben ſo wie der Eſel des Apulejus, wegen ſeiner Beliebtheit erhielt. Ein ähnliches Werk, welches Simon Metaphraſtes gegen Ende des zehnten Jahrhunderts in griechiſcher Sprache verfaßte, war das Vorbild dieſes Erzeugniſſes des dreizehnten Jahrhunderts, welches Lebensbeſchreibungen einzelner Heiligen enthält, deren Geſchichte entweder bereits ſchon früher dargeſtellt worden oder doch durch Ueberlieferung bekannt war. Die goldene Legende beſteht jedoch nicht bloß aus dergleichen Lebensbeſchreibungen, ſondern iſt auch, wie es am Schluſſe heißt, mit vielen anderen ſchönen und ſeltſamen Geſchichten ausgeſchmückt, die wahrſcheinlich den Gesta Lombardorum [387]) und anderen Quellen entnommen wurden, welche theils zu obſkur, theils zu umfangreich ſind, als daß man ſie ſo leicht ſollte auffinden können; und einer der urſprünglichen Titel der Legenda Aurea lautete auch wirklich Historia Lombardica. Das Werk des Jacobus de Voragine wurde von Jean de Vignai in's Franzöſiſche überſetzt, und war eins von den drei Büchern, aus denen Caxton ſeine Golden Legend zuſammentrug.

Aus dem Vorrathshauſe des Jacobus de Voragine wurde ſpäterhin die Geſchichte allbekannter Heiligen ausgezogen; denn dort finden wir die Erzählung vom Ritter St. George und dem Drachen, ſo wie von den Siebenſchläfern [de Septem Dormientibus] zu Epheſus; eine Sage, die ſogar Gibbon nicht verſchmäht hat in ſeiner Geſchichte [c. 33.] anzuführen, und die ſo allgemein iſt, daß ſie ſogar im Koran [ſ. Gräße 2, 3, 136 ff. vgl. auch Maßmann, zur Kaiſerchronik V. 6437 ff.] erzählt wird. Auch das Leben des Paulus von Theben, welches urſprünglich der heilige Hieronymus beſchrieben hatte, treffen wir in der Legenda aurea an, und der Auszug, den Porſon in ſeinen Letters to the Archdeacon Travis (p. 30.) davon giebt, mag hier als Probe von derjenigen Art von Ereigniſſen ſtehen, welche das in Rede ſtehende Werk ſeinen Leſern bietet.

„Antonius hielt ſich für den vollkommenſten Einſiedler der Welt, bis ihm endlich in einer Viſion geſagt wurde, daß es einen noch viel vollkommneren gäbe als er wäre, und daß er ſich auf den Weg machen müße, um dieſen Fürſten der Anachoreten zu beſuchen, welchem Befehle auch Antonius alsbald Folge leiſtet. Indem er nun ſo durch die Wüſte einherzieht, ſieht er einen Centauren; bei welcher Gelegenheit der heilige Hieronymus ſich einen beſcheidenen Zweifel erlaubt, ob dieſes Unthier ein natürliches Erzeugniß der an Ungeheuern reichen Wüſte war oder ob der Teufel dieſe Geſtalt angenommen, um den heiligen Mann zu erſchrecken. Bald darauf erblickt letzterer einen Satyr mit gehörnter Stirn und Bocksfüßen, welcher ihm zum Unterpfande des Friedens einige Datteln überreicht. Endlich nachdem ſich Antonius ganz müde und erſchöpft fühlt, findet er den Einſiedler auf, und während ſie ſich nun mit einander unterhalten, erſcheint plötzlich — wer anders als ein Rabe mit einem Laibe Brot, welches er vor ihren Augen niederlegt. Alle Tage, ſagt hierauf Paul zu Antonius, erhalte ich einen halben Laib; da du aber heute bei mir biſt, ſo hat Chriſtus ſeinen Kriegern eine doppelte Ration bewilligt." Auch theilt er dem Antonius mit, daß er die Annäherung ſeines Todes fühle und daher wünſche, in demjenigen Mantel begraben zu werden, welchen einſt Antonius von Athanaſius zum Geſchenk erhalten hatte. Antonius macht ſich daher in größter Eile auf den Weg um den Mantel herbeizuholen, findet jedoch bei ſeiner Rückkehr den Einſiedler bereits todt. Da war nun Noth am Mann; denn Antonius konnte weder Spaten noch Hacke finden, um ein Grab zu machen. Während er ſich jedoch in dieſer Verlegenheit befindet, nähern ſich zwei Löwen mit einem ſo kläglichen Gebrülle, daß er wohl merken mußte, ſie beweinten den Dahingeſchiedenen nach ihrer ungebildeten Weiſe.

Hierauf begannen sie die Erde mit ihren Füßen aufzukratzen, bis sie ein Loch gemacht hatten, welches einen Menschen fassen konnte [388]), und nachdem Antonius seinen Freund begeaben, kamen die beiden Löwen und baten ihn duech Gebäeden und Schmeicheleien um seinen Segen, welchen er ihnen auch auf freundliche Weise ertheilte, worauf sie sich ganz vergnügt verabschiedeten." —

Dee Trésor de l'Ame ist ungefähr von ähnlicher Beschaffenheit wie die Legenda Aurea. Er wuede aus dem Lateinischen in's Französische übeesetzt und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhundeets gedeuckt [389]), war jedoch fast zweihundert Jahre feüher veefaßt worden. Dieses Week besteht aus einer Sammlung Geschichten, erzählt jedoch häufiger solche Wundee, welche die Heiligen bei gehörigee Anrufung nach iheem Tode verrichtet haben als solche, die sie im Laufe ihees Lebens bewiekten. Die längste Geschichte ist ein Bericht von St. Patrick's Fegefeuer, dessen auch in dee Legenda aurea [in der Vita Scti Patricii] Erwähnung geschieht, welches aber hier nach der Eezählung eines spanischen Ritters, der zur Büßung seiner Veebeechen doethin gesandt woeden war, ausführlich beschrieben wird [vergl. weiter unten S. 316.]. —

Außer den Heiligenlegenden waren im zwölften und dreizehnten Jahehunderte auch noch eine Art geistlicher Erzählungen

Contes Devots

in Feankeeich in Umlauf. Diese verfaßte man waheeinlich in der Absicht, den Wirkungen der witzigen und unsittlichen Erzählungen der Trouveues und Minstrels entgegenzuwieken. Sie waren meist das Eezeugniß von Mönchen, welche die Ungereimtheiten, die sie höeten, glaubten oder keinen Anstand nahmen noch neue dazu zu erfinden, um den Ruf der Reliquien ihrer Klöster zu erhöhen.

Die älteste Sammlung solcher geistlichen Erzählungen wied von Einigen dem Odo de Ceriton [oder Shirton], einem englischen Mönche des zwölften Jahehunderts, von Andern jedoch dem Hugo de St. Vietoire, einem Pariser, zugeschieben [389a]). Sie enthält eine Mischung äsopischer Fabeln mit mannigfachen frommen und peofanen Geschichten. So z. B. finden wie darin eine lange Geschichte von einee Art Zaunkönig, die nach dem heiligen Martin genannt wied. Eines Tages nämlich saß ein solches Vögelein, welches lange dünne Beine hatte, auf einem Baume und rief in dee Fülle seines Stolzes aus: „Was kümmert's mich, wenn auch der Himmel einstüezt, denn veemittelst meinee staeken Gliedee weede ich ihn schon empoehalten konnen." Währenddessen fiel ein Blatt vom Baume; alsbald flog der thörichte Pealhans davon, indem er ausrief: „Heiliger Martin, heiliger Maetin, hilf deinem aemen Vögelein" [389b]).

Le Geand [5, 13sqq.] erwähnt noch zwei spätere Sammlungen geistlichee Erzählungen in französischen Versen. Die erste derselben ist von Coinsi oder Comsi, Peior eines Klostees zu Soissons, welcher im Jahre 1236 starb. Viele von den Geschichten dieser Kompilation waren ursprünglich von Hugues Farsi, gleichfalls einem Mönche zu Soissons in lateinischer Speache geschrieben woeden, und größtentheils beziehen sie sich auf Wunder, welche in der Umgegend von Soissons durch die heilige Jungfrau und in Ermangelung dieser durch einen iheer in dem Klostee aufbewahrten Pantoffel bewirkt wurden. Diese Geschichten also hat Comsi in seanzösische Reime gebeacht, und noch einige andere über fromme Gegenstände, die mündlich in Umlaufe waren oder die er selbst erfand, hinzugefügt und dem ganzen den Titel Miracles de Notre Dame gegeben. Der Teufel, welcher, wie dee Veefasser selbst beeichtet, eebitteet gegen ihn wae, weil ee fürchtete daß das Werk ihm viel Schaden thun wüede, versuchte eines Tages ihn zu ersticken; glücklicherweise jedoch fand er noch Zeit ein Keeuz zu schlagen. Gleichwohl stahl ihm dee Böse einige Zeit nachher einige schätzbaee Reliquien, die er besaß. —

Die zweite Kompilation, welche Le Geand eewähnt, ist betitelt Vies des Pères, entwebee weil sie die geistlichen Abenteuer der Einsiebler erzählt, oder weil sie zum Theile aus der Vies des Pères du Désert [s. Anmerk. 386.] ausgezogen sind. Die Erzählungen diesee Sammlung sollen nach Le Grand die des Comsi, sowohl in der Auswahl der Gegenstände, als in der Aet der Erzählung bei weitem übeetreffen. Ihnen hat daher Le Grand bie besten derjenigen Geschichten entnommen, welche er als eine Aet von Fortsetzung oder Supplement zu seinen Contes et Fabliaux (im V. Bd.) untee dem Titel Contes Devots heeausgegeben hat.

In der früheren Zeit waren die Lebensbeschreibungen der Heiligen und die durch die Reliquien derselben bewirkten Wunder die Lieblingsgegenstände gewesen; gegen Ende des eilften und im Laufe der folgenden Jahrhunderte jedoch bildeten die Wunder der heiligen Jungfrau das gewöhnliche Thema. Ihr nämlich wurde zu jener Zeit in Frankreich eine besondere Ehrfurcht erwiesen; ihr zu Ehren wurden auch eine Menge Kathedralen und Klöster errichtet, und sie wurde der Gegenstand der eifrigsten Verehrung. Daher auch erscheint sie als die Heldin der Geschichten des Farsi, der metrischen Erzählungen des Comsi und der Vies des Pères. In allen diesen Werken wird ihr eine unendliche Liebe zu den Menschen zugeschrieben, eine fast allmächtige Gewalt im Himmel und eine große Geneigtheit nicht nur die Seelen zu erretten, sondern sogar den Ruf der größten Verbrecher unverletzt zu erhalten, vorausgesetzt nämlich, daß sie ihr die gehörige Ergebenheit und Ehesurcht erwiesen hatten.

So wird erzählt [De la Sacristine], daß einst eine junge hübsche Nonne Pförtnerin eines Klosters war und auch das Amt hatte, täglich zu den Metten zu läuten. Auf dem Wege nach der Kapelle, woselbst dieß geschah, mußte sie durch einen langen Gang gehen, in welchem sich ein Bild der Jungfrau befand, das sie dann niemals mit einem Ave zu begrüßen unterließ. Inzwischen hatte es der Teufel auf das Verderben dieser jungen Nonne abgesehen und flüsterte ihr hinterlistig in's Ohr, daß sie in der Welt viel glücklicher sein würde, als in diesem ewigen Gefängnisse; daß bei der Schönheit und Jugend, die sie besäße, sie sich jedes Vergnügen verschaffen konnte und daß sie endlich Zeit genug hätte, sich in ein Kloster einzusperren, wenn ihre Reize durch das Alter geschwunden wären. Zu gleicher Zeit bewirkt auch der Teufel, daß sich der Kaplan in die Nonne verliebt, die er so verführt hatte und die, auf dergleichen Bewerbungen vorbereitet, sich leicht überreden läßt mit ihm zu entfliehen. Zu diesem Zwecke bestellt sie den Kaplan für die folgende Nacht nach der Klosterpforte, wohin auch sie sich zur bestimmten Zeit begiebt. Indem sie jedoch in den Gang bei der heiligen Jungfrau vorüberkommt und wie gewöhnlich ein Ave sagt, findet sie an der Pforte eine Frau von strengem Angesichte, welche ihr nicht gestattet weiter zu gehen. Da sich dieß auch in der folgenden Nacht wiederholt, so schickt der ungeduldig gewordene Kaplan einen Abgesandten, der sich über ihr Ausbleiben beklagen solle, und auf diese Weise von dem Grunde desselben in Kenntniß gesetzt, räth er ihr ohne ihr gewöhnliches Ave durch den Gang zu gehen und sich sogar von dem Bilde der Maria abzuwenden. Die Nonne ist jedoch noch nicht verhärtet genug diesen Rath zu befolgen, sondern begiebt sich auf einem andern Wege nach der Pforte und findet natürlich kein Hinderniß weiter auf ihrer Flucht mit dem Kaplan.

Dennoch waren die Ave's, die sie seit ihrem Eintritte in das Kloster gesagt hatte, nicht ganz weggeworfen; denn unsere liebe Frau hatte beschlossen, daß die Schande einer so treuen Dienerin nicht offenkundig werden sollte. Sie nimmt daher die Gestalt und die Kleider ihrer flüchtigen Magd an und erfüllt während der Abwesenheit derselben auf das eifrigste alle ihre Pflichten, indem sie die Sakristeigewänder bewahrt, die Glocken läutet, die Lampen anzündet und auf dem Chore singt. —

Nach zehen Jahren weltlicher Zerstreuung verläßt die entflohene Nonne, eines solchen Lebens überdrüßig geworden, den Gefährten ihrer Flucht und faßt den Entschluß nach dem Kloster zurückzukehren und Buße zu thun. Auf dem Wege dorthin gelangt sie des Nachts nach einem nicht weit davon entfernt liegenden Hause und wird gastfreundlich aufgenommen. Während des nach dem Abendbrote beginnenden Gespräches nimmt sie Veranlaßung zu fragen, was man von der Pförtnerin des benachbarten Klosters sage, welche vor ungefähr zehen Jahren mit dem Kaplane entflohen sei. Der Hausfrau giebt jedoch diese Frage großen Anstoß und sie erwiedert, daß man noch nie eine fleckenlose Tugend auf solche Weise verläumdet hätte; daß die in Rede stehende Nonne ein vollkommenes Muster von Heiligkeit wäre und der Himmel selbst dafür Zeugniß abzulegen schiene, dieweil sie täglich Wunder verrichte.

Diese Rede war für die reuevolle Büßerin ein geheimnißvolles Räthsel; sie bringt die Nacht in Gebet zu und begiebt sich am folgenden Morgen in großer Aufregung nach der Pforte des Klosters. Eine Nonne erscheint und fragt nach ihrem Namen. „Ich bin eine große Sünderin und komme hierher um Buße zu thun," erwiedert Jene, und gesteht hierauf ihre Flucht und die Vergehungen ihres bisherigen Lebens. „Ich, versetzt hierauf die vorgebliche Nonne, bin Maria, der du einst

ſo treu dienteſt und die dafür hier deine Schande verborgen gehalten hat." Die heilige Jungfrau theilt ihr alsdann mit, daß ſie in der ganzen Zeit ihrer Abweſenheit ihre Verrichtungen verſehen, ermahnt die Nonne zur Buße und giebt ihr die klöſterlichen Gewänder wieder, die ſie bei ihrer Flucht zurückgelaßen hatte. Hierauf verſchwand die heilige Jungfrau und die Nonne trat ihre Funktionen wieder an, ohne daß irgend Jemand ahnte, was vorgefallen war, und nimmer auch hätte man etwas davon erfahren, wenn ſie ſelbſt nicht es ſpäter offenbart hätte. Die Kloſterſchweſtern liebten ſie jedoch wegen dieſes Abenteuers nur deſto mehr und achteten ſie doppelt hoch, da ſie ſich offenbar unter dem beſondern Schutze der Mutter Gottes befand.

In dieſer Erzählung, von welcher es mehrere metriſche Bearbeitungen giebt und die ſich auch im Trésor de l'Ame befindet[389e]), fungiert die heilige Jungfrau, wie man geſehen hat, als Hausdienerin; in einer andern übernimmt ſie die Rolle einer Eheſtifterin [Du Bourgeois qui aima une Dame] und in einer dritten verſieht ſie das Amt einer Hebamme bei einer Aebtiſſin, welche ſchwach und unklug geweſen war [De l'Abbesse qui devint enceinte][390]); ja ſie wird gewöhnlich in der Verrichtung der erniedrigendſten Funktionen und zwar für die verwerflichſten Perſonen dargeſtellt.

Während nun ſo in dieſen Geſchichten die heilige Jungfrau die Heldin iſt, ſpielt gewöhnlich der Teufel die männliche Hauptrolle. So zum Beiſpiel [Du Sacristain][390e]) wünſchten einmal die Mönche eines gewiſſen Kloſters die Thür ihrer Kirche zu verzieren. Der Sakriſtan, welcher ſich auf die Skulptur verſtand, brachte daher über demſelben ein ſchönes Bildniß der heiligen Jungfrau an, und da in den meiſten Kirchen, welche zur Zeit dieſer geiſtlichen Romanſchreiber geſchrieben wurden, in der Nähe des Einganges eine Vorſtellung des Jüngſten Gerichtes zu ſehen war, ſo führte auch unſer Sakriſtan eine ſolche aus, auf welcher unſer Heiland mit den Erwählten zur Rechten und den Verdammten zur Linken erſchien. Unter den letztern befand ſich auch der Teufel mit einem eiſernen Haken bewaffnet und von ſo ſcheußlichem Ausſehen, daß ihn Niemand ohne Entſetzen anſchauen konnte. Das Original, beleidigt über die Freiheiten, die ſich der Künſtler mit ſeiner Geſtalt erlaubt, begab ſich eines Tages zu demſelben und frug ihn, warum er ihn ſo häßlich abgebildet hätte. Der Sakriſtan ſagte ihm rund heraus, daß er dieß aus perſönlicher Abneigung und in der ausdrücklichen Abſicht, Haß gegen ihn zu erwecken, gethan. Dieſe Gründe erſchienen jedoch dem Erzfeinde nicht genügend und er drohte jenem mit ſeiner Rache, wenn er im Laufe des Tages die in Rede ſtehende Figur nicht abändere. Als nun der Teufel am nächſten Morgen ſich einſtellte, um die erwarteten Abänderungen in Augenſchein zu nehmen, fand er den Künſtler auf einem Gerüſte ſtehend und damit beſchäftigt das Entſetzliche der Abbildung noch zu vermehren. „Da du entſchloſſen ſcheinſt mein Feind zu ſein, rief der gereizte Satan bei dieſem Anblicke aus, ſo wollen wir doch einmal ſehen, wie du ſpringen kannſt" und mit dieſen Worten warf er das Gerüſt über den Haufen. Der Sakriſtan jedoch hatte nicht ſo bald die heilige Jungfrau zu ſeinem Beiſtande angerufen, als ihr Bild die Hände nach ihm ausſtreckte, und nachdem es ihn eine Zeit lang in der Luft ſchwebend erhalten, um den Zuſchauern Muße zu gewähren, damit ſie dieſes ſchöne Mirakel gehörig anſtaunen konnten, ſetzte es ihn zu des Teufels unendlicher Schmach und Kränkung ſanft auf die Erde nieder.

Obgleich nun durch dieſen Vorfall gedemüthigt, gab der Böſe gleichwohl ſeine Rachgedanken noch nicht auf, ſondern entwarf einen neuen Plan, welcher wenigſtens ſeinem Scharfſinne mehr Ehre machte, als das Umwerfen des Gerüſtes. In der Nähe des Kloſters nämlich wohnte eine junge fromme Witwe, zwiſchen welcher und dem Sakriſtan der Verſucher eine gegenſeitige Neigung erweckte. Die Liebenden beſchloſſen daher in ein fremdes Land zu fliehen und mit dieſer Abſicht verband der Mönch auch noch das löbliche Projekt die Kloſterſchätze mitgehen zu heißen. Sie entwichen daher zur feſtgeſetzten Stunde und der Sakriſtan führte, wie er ſich vorgenommen, das Kreuz, die Kelche und die Rauchfäſſer mit ſich fort. Inzwiſchen war der Teufel auf der Lauer, und kaum hatte ſein Feind den Umkreis des Kloſters verlaßen, ſo durchlief er alle Gänge desſelben und rief mit lauter Stimme aus, daß der Sakriſtan mit den Schätzen des Kloſters durchgienge. Die Fliehenden wurden verfolgt und eingeholt, die Witwe jedoch unbeläſtigt entlaßen. „Dieß, bemerkt hierbei der Verfaſſer, würde heutzutage nicht geſchehen; denn es giebt jetzt nur wenige Mönche, die ſich die Verlegen-

heit der ſchönen Gefangenen nicht zu Nutze gemacht haben würden."

Was jedoch den Sakriſtan betrifft, ſo wurde er alsbald in's Gefängniß geführt. Dort nun erſchien ihm plötzlich der Teufel, um ihn in ſeinem Unglücke zu verhöhnen, zugleich indeß ſchlug er ein Mittel der Ausſöhnung vor. „Schaffe die abſcheuliche Figur fort, die du von mir gemacht haſt und gieb mir ſtatt deſſen ein hübſches Ausſehen, dann verſpreche ich dir, dich aus deiner Verlegenheit zu befreien." Dieß Anerbieten war für den Mönch zu verführeriſch und alſobald fielen ſeine Ketten ab, worauf er ſich nach ſeiner Zelle begab und dort zu Bette gieng. Am nächſten Morgen waren ſeine Brüder im höchſten Grade überraſcht, als ſie ihn frei umhergehen und mit ſeinen gewöhnlichen Verrichtungen beſchäftigt ſahen. Sie ergriffen ihn alsbald und brachten ihn nach dem Kerker zurück; wie groß aber war ihr Erſtaunen, als ſie den Teufel an der Stelle des Sakriſtans erblickten, mit geſenktem Haupte, die Arme auf der Bruſt gekreuzt und mit allen Zeichen der Reue und Zerknirſchung. Man unterrichtete hiervon den Abt, der ſich ſogleich in Prozeſſion mit Kreuz und Weihwaſſer nach dem Kerker begab. Der Teufel mußte nun, wie ſich von ſelbſt verſteht, nolens volens Reißaus nehmen, faßte jedoch vorher den Abt bei der Kapuze und führte ihn mit ſich in die Luft. Zum Glücke für den heiligen Mann aber war er ſo feiſt, daß er aus ſeiner Kutte heraus und nackt in die Mitte der Verſammlung fiel, während der Teufel bloß jenes Kleidungsſtück davontrug, welches ihm überdieß wegen ſeiner Hörner vollkommen nutzlos war.

Natürlich glaubte man nun, daß der Teufel auch den Kirchenraub in der Geſtalt des Sakriſtans begangen hatte, welcher letztere bald nachher ſein Verſprechen erfüllte und eine ſchöne Bildſäule von ſeinem alten Feinde und neulichen Erretter verfertigte. „Dieſe Geſchichte, fügt der Verfaſſer hinzu, wurde alle Jahre in dem Kloſter der Karmelitermönche zu ihrer Erbauung vorgeleſen."

Die Mönche pflegten dem Teufel gewöhnlich eine menſchliche, jedoch ſehr häßliche und abſchreckende Geſtalt zu geben. In den Miniaturgemälden der Handſchriften, den Gemälden der Klöſter und Abbildungen über den Thoren und Fenſtern erſcheint er jederzeit als ein ſchwarzer abgelebter Mann mit einem langen Schwanze und Klauen an Händen und Füßen, und man glaubte, daß es ihm ſchwere Kränkung bereite ſich ſo dargeſtellt zu ſehen. —

Eine der berühmteſten der geiſtlichen Erzählungen iſt die De l'Hermite qu'un Ange conduisit dans le Siècle. Sie befindet ſich nicht in der Sammlung des Comſi, ſondern in den Vies des Pères, woraus Le Grand [5, 211.] einen Auszug davon gegeben hat.

Ein Einſiedler nämlich, welcher ſeit ſeiner früheſten Jugend in Einſamkeit und Buße gelebt hatte, begann endlich gegen den Himmel zu murren, weil er ihn nicht zu einer jener glücklichen und glänzenden Stellungen erhoben hatte, von denen er zuweilen, wenn er Almoſen einſammelte, Zeuge war. Warum doch, dachte der Einſiedler, überhäuft der Schöpfer diejenigen mit ſeinen Wohlthaten, welche ihn vernachläßigen? Warum läßt er ſeine treuen Knechte in Armuth und Verachtung? Warum hat er, der die Welt geſchaffen, nicht auch alle Menſchen gleich gemacht? Warum dieſe ungleiche Vertheilung von Glück und Elend?"

Um dieſe Zweifel zu löſen beſchließt der Einſiedler ſeine Klauſe zu verlaßen und in der Welt Jemand aufzuſuchen, der ſie ihm aufzuklären vermöchte. Er ergreift daher ſeinen Stab und macht ſich auf den Weg. Kaum jedoch hat er ſeine Hütte verlaßen, als er einen Jüngling von einem angenehmen Aeußern antrifft, welcher die Kleidung eines Sergent trug, (eine Benennung, die einen jeden Kriegs- oder Civilbeamten bezeichnete) der in der That aber ein Engel in irdiſcher Geſtalt war. Nachdem ſie einander begrüßt, theilt der Himmelsbewohner dem Einſiedler mit, daß er ſeine Freunde in dieſer Gegend beſuchen wolle, und da er ſchon lange allein einhergezogen wäre, ſo würde es ihm lieb ſein einen Gefährten auf ſeinem weitern Wege zu finden. Der Einſiedler, deſſen Abſicht mit der des Fremden gänzlich übereinſtimmte, erbot ſich ihn zu begleiten, worauf ſie ihre Reiſe miteinander fortſetzten.

Indem ſie nun ſo durch einen Wald einherziehen, überfällt ſie die Nacht; glücklicherweiſe jedoch erblicken ſie eine Einſiedelei und bitten den Bewohner derſelben um Aufnahme Dieſe wird ihnen bereitwillig gewährt und der Klausner bewirthet ſie auch überdieß ſo gut er es vermag. Als aber die Zeit des Gebetes erſchien, bemerken die Gäſte, wie ihr Wirth ſich bloß damit beſchäftigt, einen koſtbaren Becher zu reinigen und zu putzen, aus dem ſie bei ihrer Mahlzeit getrun-

ken hatten. Der Engel giebt Acht, wohin jener ihn legt, ſteht bei Nacht auf, verbirgt ihn und nimmt ihn am folgenden Morgen, ohne ein Wort zu ſagen, mit ſich fort. Unterweges theilt er ſeinem Reiſegefährten mit, was er gethan, worauf dieſer ihn umzukehren und den Becher dem Eigenthümer wieder zuzuſtellen bittet. „Bleib', verſetzt der Engel, ich hatte meine Gründe, ſo zu handeln und du wirſt ſie bald erfahren; vielleicht wirſt du in meinem Benehmen noch manchmal Anlaß zum Erſtaunen finden; jedoch was du auch ſehen magſt, wiſſe, ich thue es nicht ohne Abſicht." Der Einſiedler ſchwieg und folgte ſeinem geheimnißvollen Gefährten weiter nach.

Ermüdet von der Reiſe und ganz durchnäßt, denn es hatte den Tag über geregnet, betraten ſie nun eine volkreiche Stadt; da ſie jedoch kein Geld hatten, ſo giengen ſie von Thür zu Thür und flehten um ein Obdach. Aber vergebens, denn Dom Argent, den die engliſchen Minſtrels Sir Penny [390b]) nennen, wurde damals (wie die Erzählung ſagt) und wird noch jetzt mehr geliebt als Gott. Obgleich der Regen anhielt, ſo mußten ſie ſich gleichwohl auf der Außentreppe eines Hauſes niederlegen, welches einem reichen Wucherer gehörte, der kaum einen Heller weggegeben haben wurde und hätte er ſich damit das Paradies erkaufen können. In dieſem Augenblicke erſchien er am Fenſter; da ihn jedoch die Reiſenden um Aufnahme anflehten, ſchloß er es wieder ohne ſie einer Antwort zu würdigen. Ein Diener indeß, mitleidiger als ſein Gebieter, erhielt endlich die Erlaubniß ſie einzulaßen, ließ ſie auf ein wenig Stroh unter der Treppe niederliegen, und brachte ihnen einen Teller mit Erbſen, die ſein Herr beim Abendbrote übrig gelaßen hatte. Hier blieben ſie die ganze Nacht in ihren naſſen Kleidern ohne Licht und Feuer. Bei Tagesanbruch begab ſich der Engel, ehe ſie weiter zogen, zu dem Hausherrn und ſchenkte ihm den Becher, den er in der Nacht vorher entwendet hatte, worauf der Geizige ihnen voll Freude eine glückliche Reiſe wünſchte. Unterweges natürlich äußerte der Einſiedler ſein Erſtaunen über das Thun ſeines Gefährten, wird indeß von dieſem aufgefordert in ſeinem Urtheile vorſichtig zu ſein.

Der Abend des dritten Tages nun brachte die Reiſenden nach einem reichen Kloſter, woſelbſt ſie eine herrliche Aufnahme fanden. Bevor ſie jedoch weiter zogen, ſteckte der Engel das Lager in Brand, auf dem ſie geruht, ſo daß der Einſiedler, als ſie einen nicht weit entfernten Hügel erſtiegen hatten, das Kloſter in vollen Flammen erblickte. Als nun ſein Begleiter ſich ſelbſt ihm als den Thäter nannte, ſo verfluchte er die Stunde, da er einen ſolchen Böſewicht angetroffen, wurde jedoch wiederum von jenem wegen ſeiner unüberlegten Folgerungen zurechtgewieſen.

Die vierte Nacht endlich brachten ſie in dem Hauſe eines wohlhabenden Bürgers zu. Ihr Wirth war ein ehrwürdiger Greis, der mit einem geliebten Weibe und einem einzigen Sohne von zehen Jahren ein glückliches Alter verlebte und beſonders an dem Letztern ſeine größte Freude hatte. Er bewirthete die Reiſenden auf das freundlichſte und bot ihnen am nächſten Morgen ein herzliches Lebewohl.

Um jedoch die Landſtraße zu erreichen, mußten ſie viele Straßen der Stadt durchziehen und einen Fluß paſſieren. Unter dem Vorgeben ſeiner Unbekanntſchaft mit dem Wege, bat der Engel den Greis ſeinen Sohn mitzuſchicken, damit dieſer ſie bis zur Brücke begleite nnd ihnen den weitern Weg zeige. Bereitwillig weckte der alte Mann den Knaben, welcher alsdann fröhlich neben den Reiſenden einhergieng. Als ſie jedoch alle drei über die Brücke giengen, ſtieß der Engel das Kind in den Strom, der es alsbald in ſeinen Wogen begrub. „Mein Werk iſt vollbracht," ſprach hierauf der Engel. „Ich bin zufrieden mit mir; biſt du es auch?" Letzterer jedoch floh alsbald in größter Eile, und auf dem freien Felde angelangt, ſetzte er ſich nieder um ſeine Thorheit zu beweinen, daß er ſeine Hütte verlaßen; jetzt aber hätte ihn Gottes Strafe getroffen, indem er ſich einem Dämon überliefert ſähe, an deſſen Verbrechen er unfreiwillig zum Mitſchuldigen geworden wäre.

Während er nun ſo in ſeinen Klagen verſenkt daſaß, kam der Engel wieder zu ihm und redete ihn alſo an: „In deiner Hütte haſt du die geheimen Rathſchläge Gottes angeklagt, du haſt ſeine Weisheit bezweifelt und beſchloſſen, dir in der Welt über die unerforſchliche Tiefe ſeiner Abſichten Aufſchluß zu erholen. Dein Verderben war unvermeidlich, hätte ſeine Güte dich verlaßen; jedoch hat er einen Engel geſandt dich zu erleuchten und mich zu dieſem Amte auserſehen. Vergeblich indeß habe ich mich bemüht dir die Welt zu zeigen, die du aufſuchteſt ohne ſie zu kennen; denn du verſtehſt meine Lehren nicht und ich muß ſie dir deutlicher erklären. Du haſt ge-

ſehen wie die Sorge um einen Becher den Sinn eines Einſiedlers erfüllte zu einer Zeit, wo er mit der Erfüllung der wichtigſten Pflicht hätte beſchäftigt ſein ſollen; jetzt aber, nachdem ich ihm ſeinen Schatz geraubt, hängt ſeine Seele nicht mehe an dergleichen nichtigen Dingen und iſt nur allein Gott eegeben. Ich habe den Becher dem Wucherer gegeben als Lohn für die Gaſtfreundſchaft, die ee uns erwieſen, weil Gott auch nicht die geeingſte Handlung unbelohnt läßt, ſein Geiz aber einſt beſtraft werden wied. — Die Mönche des Kloſters, das ich in Aſche gelegt, waeen urſprünglich arm und füheten ein muſterhaftes Leben; nachdem ſie aber die unkluge Freigebigkeit feommer Menſchen bereichert hatte, wurden ihre Sitten veedorben; in dem herelichen Palaſte, den ſie ſich eebauten, dachten ſie bloß daran, neue Reichthümer zu erwerben oder ſich auf jede mögliche Weiſe in die gewinneeichen Aemter des Kloſters einzudeängen; wenn ſie zuſammenkamen, ſo geſchah es nur, um ſich duech Märlein und dergleichen nichtige Dinge zu beluſtigen; ſo daß auf dieſe Weiſe Ordnung, Pflicht und die kirchlichen Verrichtnngen gänzlich vernachläßigt wurden. Nun aber hat ſie Gott gezüchtigt und zu ihrer anfänglichen Armuth zurückgebracht; ſie werden ein minder prächtiges Kloſter eebauen, eine Anzahl Armer wied dabei ihren Unterhalt finden, die Mönche ſeldſt aber, wiederum gezwungen, zu iheem Unterhalte den Boden zu beardeiten, werden wieder demüthiger und beſſer werden."

„Ich ſehe ein, verſetzte hierauf der Einſiedler, daß du in allen Dingen eecht gethan; warum jedoch haſt du das Kind getödtet, welches uns ſo dereitwillig diente? Warum haſt du das hohe Altee des ehrwüedigen Greiſes, der uns mit Wohlthaten übeehäufte, in Verzweiflung geſtürzt?" „Jenee Greis, verſetzte der Engel, fand ehemals ſeine einzige Feeude daran, Gutes zu thun; da abee ſein Sohn heranwuchs, wuede er nach und nach geizig, in dem thörichten Wunſche, ihm ein großes Veemögen zu hinteelaßen. Nun aber iſt das Kind rein von Sünden geſtoeben und unter die Engel aufgenommen worden; dee Vater aber wird zu ſeinem frühern Wandel zurückkehren und ſein Kind im Himmel wiedeefinden; wohingegen ſie ohne meine That, die dir ein Verbrechen ſchien, beide die ewige Seligkeit hätten verlieren können. Dieß alſo ſind die geheimen Rathſchlüſſe Gottes, da du ſie einmal wiſſen willſt; jedoch eriunere dich ſtets, daß ſie dir einſt Anſtoß gewährten. Kehre darum in deine Hütte zueück und thue Buße; denn ich ſteige wieder zum Himmel empor."

Bei dieſen Worten verließ der göttliche Bote die irdiſche Geſtalt, die er angenommen hatte, und verſchwand. Der Einſiedler aber warf ſich alsbald in den Staub und dankte Gott für den väeelichen Verweis, den ſeine Gnade ihm hatte zu Theil werden laßen; hierauf kehrte er in ſeine Klauſe zurück und führte fortan ein ſo heiliges Leben, daß er ſich nicht nur die Vergebung ſeines Fehltrittes, ſondern auch den höchſten Lohn erwaed, welcher einem tugendhaften Leben verheißen iſt.

Dieſe Erzählung bildet das achtzigſte Capitel dee Gesta Romanorum, woſelbſt jedoch der Beand des Kloſters ausgelaßen und an deſſen Stelle die Erwuegung des Kindes in der Wiege getreten iſt, während ein anderes Opfer in den Strom geſtürzt wird. Aehnliches findet ſich in den Sermones de Tempore eines deutſchen Mönches des fünfzehnten Jahrhunderts [390]). Auch in Howell's Letters (B. 4. let. 4.), welche 1650 zum eeſten Male eeſchienen, iſt dieſe Geſchichte mit einigen Abweichungen erzählt, jedoch, wie dort geſagt wird, aus Sir Philipp Heebert's Conceptions entnommen. In dieſer Verſion ſtürzt der Engel beim Beginn der Reiſe einen Mann in den Fluß, welchee in der folgenden Nacht ſeinen Heern derauben wollte; hierauf erwürgt er das Kind, und dann folgt die Geſchichte mit dem Becher. Zuletzt degegnen die Reiſenden einem Kaufmanne, der ſie um den Weg befragt, aber von dem Engel iere geführt und dadurch vor Beeaubung bewahrt wird. Dieſe Reihenfolge findet ſich, wie ich glaube, in keiner andern Daeſtellung dieſer Geſchichte, bildet jedoch keineswegs eine glückliche Steigerung. — Die in Rede ſtehende Erzählung iſt ferner in den Dialogues [P. I. Dial. 2] des platoniſchen Theologen Henry More enthalten, ebenſo in Voltaire's Zadig [ch. 20.], l'Hermite [391]) und bildet gleicherweiſe den Stoff von Paenel's Hermit. Dieß Gedicht iſt der Verſion der Gesta Romanorum ähnlichee als iegend einer andern, hat aber in der Ausführung durch eine vollſtändigere Entwickelung der Sittenlehren, durch eine glücklichere Anordnung der göttlichen Fügungen, und indem es die Entdeckung des Engels bis zum Schluſſe verſchiebt, eine bedeutende Verdeſſerung eehalten. Andereeſeits kann man mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß die

Entwendung des Bechers, wie sie in dem obigen Conte Devot dargestellt wird, den Einsiedler von seiner nicht sehr loblichen Gewohnheit, ihn zur Zeit des Gebetes zu putzen, geheilt und der Beand des Klosters die darin eingeschlichene Ueppigkeit und Misbräuche auf wirksame Weise ausgerottet habe. Wie jedoch Parnel den Vorfall mit dem Becher behandelt, muß er ungenügend erscheinen, sowohl zur Besserung des eitlen Mannes, dem er genommen, als zu der des Geizigen, dem er gegeben wird.

Der erste Keim zu dieser allgemein beliebten und weitverbreiteten Geschichte findet sich, obgleich in einer sehr rohen und unvollkommenen Gestalt, in dem achtzehnten Capitel [v. 64 ff.] des Korans, welches betitelt ist „die Höhle." Dort wird nämlich erzählt, daß Moses, als er die Kinder Israel durch die Wüste führte, an dem Zusammenflusse zweier Seeen den Propheten Al Chidr antraf. Er redete ihn an und bat ihn, daß er ihn unterrichten möchte; worauf jener antwortete: „Fürwahr, du kannst gewiß nicht geduldig ausharren bei mir, denn wie willst du diejenigen Dinge geduldig ertragen, deren Wissenschaft du nicht begreifen kannst?" Und Moses versetzte: „Du sollst mich geduldig finden, so Gott will; ich werde dir auch in keinem Stücke ungehorsam sein." Jener antwortete: „Wo du mir ja nachfolgen willst, so frage mich um nichts eher, als bis ich dir die Bedeutung davon anzeige." So giengen sie beide fort, bis sie zu einem Schiffe kamen, und in dieses machte er ein Loch. Da sprach Moses: „Wie hast du ein Loch darein gemacht, daß du das Schiffsvolk ersäufest? Du hast ein seltsam Ding gethan." Jener aber antwortete: „Hab' ich dir's nicht gesagt, daß du nicht bei mir geduldig ausharren könnest?" Und Moses sprach: „Sei doch nicht unwillig auf mich, daß ich's vergessen habe und lege mir keine Schwierigkeit auf in dem, was mir befohlen worden." Da sie nun das Schiff verlaßen, giengen sie fort, bis sie einen Jüngling antrafen. Denselben tödtete Jener. Worauf Moses sprach: „Hast du nun einen unschuldigen Menschen getödtet, ohne daß er Jemand umgebracht hat? Da hast du eine ungerechte That begangen." Jener aber antwortete: „Hab' ich dir's nicht zuvorgesagt, du werdest bei mir nicht geduldig aushalten?" Und Moses versetzte: „Wann ich nach diesem dich um etwas befrage, so behalte mich nicht mehr in deiner Begleitung. Nun hast du von mir eine Entschuldigung vernommen." Hierauf giengen sie weiter fort, bis sie zu den Einwohnern einer gewissen Stadt kamen. Von diesen Einwohnern forderten sie Speise, diese aber weigerten sich, sie zu beherbergen. Da fanden sie darinnen eine Mauer, die einfallen wollte, und er richtete sie auf. Moses aber sprach: „Wenn du gewollt, hättest du einen Lohn dafur bekommen." Er aber sprach; „Dieses soll nun die Scheidung sein zwischen dir und mir. Doch will ich dir zuvor die Bedeutung dessen anzeigen, was du von mir nicht geduldig und ohne Fragen ertragen konntest. Was das Schiff betrifft, so gehorte es armen Leuten, die ihr Gewerbe auf dem Meere treiben. Ich wollte es aber unbrauchbar machen, weil ein König als Seeräuber hinter ihnen war. Den Jüngling anlangend, so waren seine Elteen rechtgläubig; wir besorgten aber, er möchte sie verleiten seine Irrthümer und seinen Unglauben zu ertragen oder anzunehmen; daher wir wünschten, daß ihr Herr ihnen einen bessern Sohn schenken möchte, der gerechter wäre und mehr gute Neigung gegen sie hätte. Was aber die Mauer angeht, so gehörte sie zweien jungen Waisen in der Stadt und unter derselben lag ein Schatz verborgen, der ihnen gehörte, und weil ihr Vater fromm war, so gefiel es deinem Herrn, daß sie zu ihrem völligen Alter kämen und sie selbst jenen Schatz hervorlangen könnten durch die Barmherzigkeit deines Herrn. Also habe ich, was ich gethan, nicht nach meinem eigenen Willen gethan und dieß ist die Auslegung dessen, was du nicht mit Geduld ertragen konntest." —

Noch verschiedene andere Contes Devots haben, ebenso wie die Geschichte von dem Einsiedler, eine löbliche moralische Tendenz. Bei der Mehrzahl jedoch ist ganz das Gegentheil der Fall, da es die Absicht derselben ist den Lesern einzuschärfen, daß die lasterhaftesten Menschen sich durch das Hersagen einer Anzahl von Ave's die Seligkeit eerwerben konnen Fast in allen wird die Vollkommenheit des sittlichen und christlichen Lebens in das Messelesen, in Fasten und in körperliche Kasteiungen gesetzt, wozu bisweilen, jedoch nur selten, auch noch die Austheilung von Almosen kommt. Von einigen der Erzählungen möchte man sogar glauben, daß sie in der ausdrücklichen Absicht, alles Heilige lächerlich zu machen, geschrieben worden. Diejenigen endlich, welche sich auf die geschlechtlichen Versuchungen der Klosterdewoh-

ner beziehen, wie z. B. Du Prévôt d'Aquilée [Wieland's Waſſerkufe] und D'un Hermite et du duc Malaquin ſind im höchſten Grade unſittlich und es verdient bemerkt zu werden, daß das Leben der Mönche und Nonnen in den Contes Devots viel laſterhafter erſcheint, als in den leichtfertigern Erzeugniſſen der Troubadours.

Wie nun dem aber auch ſei, dieſe Erzählungen wurden von Jahrhundert zu Jahrhundert überliefert und häufig in die aſcetiſchen Schriften der ſpäteren Zeiten aufgenommen, ſo daß ſie aus dem Dunkel der Klöſter, das ſie erzeugt hatte, in das Familienleben übergiengen. Auch in den Homilien der folgenden Perioden pflegte man ſie häufig anzubringen; ſo z. B. findet man eine ſehr lange, kurioſe Geſchichte dieſer Art von einem liederlichen Biſchofe, Namens Eudo, in einer der Sermones de Justitia des Maillard, eines Predigers aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Im Jahre 1389 erſchien zu Paris ein Lehrbuch der Theologie, betitelt Doctrinal de Sapyence, welches Caxton unter dem Titel Court of Sapyence (Hof der Weisheit) in's Engliſche übertrug und worin eine große Menge von Apologen und Parabeln anzutreffen iſt. Um das Jahr 1480 erſchien ein Promtuarium oder Vorrathskammer von Beiſpielen zur Abfaſſung von Predigten [ſieh Anmerk. 390c.], deſſen Verfaſſer in einer Art von Prolog ſagt, daß der heilige Dominicus in ſeinen Predigten immer zahlreiche Ausſchmückungen dieſer Art anbrachte. —

Uebrigens wollen wir hier bemerken, daß zwiſchen den geiſtlichen und den Ritterromanen eine große Aehnlichkeit vorhanden iſt. In den letzteren nämlich bildet den Hauptſtoff häufig eine religiöſe Unternehmung; ſo war das vornehmſte Beſtreben der Ritter der Tafelrunde auf die Aufſuchung des heiligen Grals gerichtet und die Paladine Karls des Großen kämpften hauptſächlich für die Vertreibung der Sarazenen und den Triumph des chriſtlichen Glaubens. Die Geſchichte des

Guerino Meschino
[Größe Sagenkreiſe S 368 η]

aber kann man als Beiſpiel eines Werkes anführen, welches zwiſchen dem geiſtlichen und dem Ritterromane in der Mitte liegt; denn es iſt voll von Thaten irrender Ritter, von Liebeshändeln mit Prinzeſſinnen und von überwältigten Rieſen, und gleichwohl ſcheint es als ob der Hauptzweck des Verfaſſers die Erbauung gläubiger Seelen geweſen ſei. Dieſes Werk erwarb ſich einen Ruf und eine Beliebtheit, von denen vorauszuſehen war, daß ſie Nachahmer erwecken würde. Spanien und Italien haben die Ehre der Abfaſſung desſelben einander ſtreitig gemacht, jedoch ſcheinen die Anſprüche des letztern Landes am meiſten begründet zu ſein und die allgemeine Meinung iſt jetzt, daß ein Florentiner Namens Andrea Patria es im vierzehnten Jahrhundert verfaßt habe. Wie dem aber auch ſei, es erſchien zum erſten Male zu Padua 1473. fol. und zwar in italieniſchrr Sprache; dann zu Venedig 1477. fol., Mailand 1520. 4. und Venedig 1559. 12 Es bildet ferner den Stoff eines Gedichtes der Tullia d'Aragona, einer italieniſchen Dichterin des ſechzehnten Jahrhunderts. Eine franzöſiſche Ueberſetzung[392]) erſchien 1490; endlich hat es Madame Oudot in die Bibliothèque Bleue aufgenommen und Verſchönerungen des Styles angebracht, welche für die Naivität des Originales nur geringen Erſatz leiſten.

Guerino (ſo wird nun aber in dem Werke erzählt) war der Sohn des Königs von Albanien, Milon, welcher aus dem burgundiſchen Hauſe abſtammte [c. 2.]. Mit der Geburt des jungen Prinzen begannen jedoch auch die Unfälle ſeiner Eltern; ſie wurden beide von einem Uſurpator entthront und eingekerkert [c. 4.], der auch ihrrn Erben getödtet haben würde, wenn nicht ſeine Amme mit ihm auf einem Schiffe entflohen wäre. Zwar gerieth dasſelbe in die Gewalt von Seeräubern, welche die Amme tödteten und das Kind einem Kaufmanne aus Konſtantinopel verkauften; dieſer jedoch nahm ſich desſelben an und erzog es auch ſpäter, wobei er ihm wegen der unglücklichrn Umſtande ſeiner Kindheit den Namen Meſchino (der Unglückliche) beilegte [c. 5.]. Als Guerino herangewachſen war, erweckte er die Aufmerkſamkeit des griechiſchen Kaiſers, der ihn daher in ſeine Dienſte nahm und ihm das Amt eines Vorſchneiders übertrug. Zugleich indeß zeichnete ſich Guerino durch ſeine Gewandtheit bei Turnieren und durch ſeine Kriegesthaten aus, verliebte ſich aber auch in die Prinzeſſin Elizena, die Schweſter ſeines Gebieters [c. 6ff. c. 15ff.].

Trotz ſeiner Liebe, ſeiner Verdienſte und ſeines inneren Werthes hatte ihn die Prinzeſſin bei einer Veranlaßung einen Türken genannt, welcher Ausdruck ſo viel bedeutete als Sklave oder

Bude [c. 14.]. Um dieſe Schmach von ſich zu entfernen, beſchließt er auszuziehen und nach ſeiner Abkunft zu forſchen, da ihm bis dahin ſeine Eltern unbekannt geblieben waren. Der Kaiſer befragt hinſichtlich dieſer Unternehmung die Hofaſtrologen, welche ſich nach gehöriger Befragung der Sterne einmüthig dahin ausſprechen, daß Guerino in Betreff ſeiner Abſtammung von Niemand etwas erfahren könne außer von den Sonnen- und Mondbäumen, welche am öſtlichen Ende der Erde wüchſen [c. 28.] [393]).

Nach dieſer Erklärung trifft Guerino Anſtalten zu ſeinem Ausfluge. Nachdem er von der Kaiſerin eine Reliquie, beſtehend aus einem Stücke von dem wahren Kreuze erhalten, welches ihn nach ihrer Verſicherung gegen jede Gefahr und Zauberei beſchützen ſollte, ſchifft er ſich auf einem griechiſchen Fahrzeuge ein [c. 29.] und landet in der kleinen Tartarei [c. 30.]. Hierauf zieht er weiter durch Aſien, ſetzt über das kaſpiſche Meer und beſiegt einen Rieſen, welcher alle Reiſende, deren er irgend habhaft werden konnte, beſonders wenn ſie Chriſten waren, in ſeiner Speiſekammer einſperrte, nicht bloß zu ſeiner eigenen Konſumtion, ſondern auch um ſein Weib, gleichfalls eine Rieſin, nebſt ihren vier Kindern zu regalieren, da dieſe ebenſo wie ihre Eltern ein großes Wohlgefallen an dergleichen Leckerbiſſen fanden. Guerino rettet jedoch die ganze Brut aus und befreit auf dieſe Weiſe zwei Gefangene vom Bratſpieße, welche ſich der Rieſe pour la bonne bouche aufbewahrt hatte [c. 32. 33].

Auf ſeinem weitern Wege nach Indien lehnt unſer Held die Anträge einer Prinzeſſin ab, erbittert indeß dadurch den König, ihren Vater, ſo ſehr, daß dieſer ihn in einen Kerker wirft, woſelbſt er unvermeidlich hätte verhungern müſſen, hätte ihn nicht die eben erſt von ihm verſchmähte Prinzeſſin mit Nahrungsmitteln verſehen und ihm dann von ihrem Vater die Freiheit verſchafft. Dieſes großmüthige Benehmen bringt bei dem Ritter eine ſolche Wirkung hervor, daß er zu Gunſten der edeln Jungfrau ein übereiltes Keuſchheitsgelübde bricht; da er ihr jedoch bloß bei Mahomed Treue ſchwört, ſo nimmt er keinen Anſtand ſie nach Verlauf von drei Monaten zu verlaßen [c. 43—48.].

Auf ſeinem fernern Zuge durch Indien ſieht Guerino eine große Zahl von Ungeheuern [c. 52 ff.] und hört von Völkern mit Hundsköpfen und wieder von andern nur mit einem Fuße, der ſo groß war, daß ſie ſich derſelben als Sonnenſchirme bedienten [c. 56.] [394]). Endlich gelangt er an das äußerſte Ende von Indien, wo er die Sonnen- und Mondbäume findet, welche ihm mittheilen, daß er eigentlich nicht Meſchino heiße, ſondern Guerino, ferner daß er der Sohn eines Königs ſei, indeß, wenn er näheres zu erfahren wünſche, ſich nach dem weſtlichen Ende der Erde begeben müße [c. 60—62.].

Auf ſeinem Rückwege nun ſetzte Guerino die Prinzeſſin von Perſepolis wieder in ihr Reich ein, deſſen ſie durch die Türken beraubt worden war, und da ſie für einander gegenſeitig Zuneigung hegten, ſo würden ſie ſich durch eheliche Bande vereint haben, hätte ihn das unlängſt von den Sonnenbäumen Vernommene nicht daran gehindert. Die geduldige Prinzeſſin bewilligt jedoch ihrem Liebhaber eine zehnjährige Friſt zur Aufſuchung ſeiner Eltern, wogegen er nach Verlauf derſelben zurückzukehren verſpricht [c. 69—83].

Demnächſt nun beſucht Guerino Jeruſalem, verrichtet ſeine Andacht an dem heiligen Grabe und pilgert von da zu dem Berge Sinai [c. 84.]. Hierauf dringt er nach Aethiopien vor und gelangt nach dem Reiche des Prieſters Johann. Da dieſer geiſtliche Monarch eben mit einem wilden Volke, an deſſen Spitze ein Rieſe ſtand, im Kriege begriffen iſt, ſo übernimmt Guerino den Befehl des prieſterlichen Heeres mit dem glücklichſten Erfolge [c. 87—99.].

Auf ſeinem weitern Zuge durch Afrika bekehrt Guerino viele ungläubige Könige zum Chriſtenthum und in einer Gegend dieſes Erdtheiles ſetzt er ſich in Beſitz des ganzen Landes [c. 109 ff.] mit Ausnahme der Staaten des Königs Validor, und iſt eben im Begriff auch gegen dieſen Heiden kräftige Maßregeln zu ergreifen, als er ſeine Bemühungen durch die Schweſter dieſes Monarchen um ein Bedeutendes abgekürzt ſieht. Dieſe afrikaniſche Prinzeſſin nämlich hatte ſich in Guerino von Hörenſagen verliebt, da ſie von ſeiner Schönheit, Tapferkeit und Stärke die günſtigſten Berichte vernommen. Sie bot ihm daher durch einen Abgeſandten den Kopf und das Reich ihres Bruders an, vorausgeſetzt daß er ſie heirathen oder wenigſtens die Pflichten eines Ehemannes übernehmen wolle. Einige aus der Umgebung Guerino's vernehmen dieſe Anträge früher als dieſer ſelbſt, und da ſie das zarte Gewiſſen ihres Gebieters kennen, ſo ſchicken ſie, ohne ihn davon zu unterrichten, den Geſandten in ſei-

nem Namen mit einer günſtigen Antwort zurück. Die Prinzeſſin führt nun ihr Verſprechen auf folgende Weiſe aus; ſie berauſcht nämlich ihren Bruder und da er ſich in Folge deſſen ungebührlich gegen ſie benimmt, ſo haut ſie ihm in einem vorgeblichen Anfall von Zorn den Kopf ab und öffnet alsdann dem Guerino die Thore der Hauptſtadt; indem ſie jedoch von dieſem den Lohn ihres Verrathes in Anſpruch nimmt, ſtößt er ſie mit dem größten Unwillen und der tiefſten Verachtung von ſich [c. 130—133.].

Hierauf erfährt Guerino, daß in den Bergen Kalabriens eine Sibylle lebe, welche die Geburt unſeres Heilandes vorausgeſagt habe, und beſchließt, ſie über ſeine Eltern zu befragen [c. 134.]. In der Nähe derſelben angelangt, vernimmt er, daß er eine ſehr gefährliche Expedition unternommen, da die Sibylle, obgleich bereits 1200 Jahre alt, noch immer Anſchläge auf die Herzen derjenigen mache, welche ſie zu befragen kämen, und daß es höchſt gefährlich ſei ihren Verführungen Gehör zu geben [c. 137.]. Guerino indeß, der die Reize einer 1200jährigen Sibylle nicht ſehr gefürchtet zu haben ſcheint, läßt ſich dadurch nicht von ſeiner Unternehmung abſchrecken und wird auf ſeinem Zuge durch die Berge von einem Einſiedler nach einer Felſenhöhle gewieſen, welche zu dem Aufenthaltsorte der Prophetin führte. An dem Ende der Kluft gelangt er zu einem breiten Fluſſe, den er auf dem Rücken einer gräulichen Schlange überſchreitet, und vernimmt von ihr während der Ueberfahrt, daß ſie einſt menſchliche Geſtalt beſeſſen und durch die Reize der Sibylle dieſe unangenehme Verwandlung erfahren habe. Demnächſt betritt Guerin den Palaſt der Prophetin, welche er von wunderſchönen Zofen umringt und noch ſo friſch fand, als wäre ſie 1180 Jahre jünger geweſen, als ſie wirklich war. Ein herrliches Abendbrot wird demnächſt aufgetiſcht und Guerin erfährt von ihr im Verlaufe der Unterhaltung, die ſich nach dem Mahle entſpinnt, daß ſie das Vorrecht eines ſo langen Lebens und nie ſchwindender Schönheit in Folge ihrer Prophezeiung von der Geburt des Heilandes genöſſe, jedoch nichts deſto weniger keine Chriſtin wäre, ſondern vor wie nach dem Apollo unerſchütterlich anhienge, deſſen Prieſterin ſie in Delphi geweſen und dem ſie die Gabe der Weisſagung verdanke, daß ſie ſich ferner zuletzt in Cumä aufgehalten und von dort nach dem Palaſte, den ſie jetzt bewohne, zurückgezogen habe [c. 139ff.].

Soweit nun war ihre Unterhaltung nicht von der Art geweſen, wie ihre körperliche Ausſtattung erwarten ließ; ſie hatte ſich mehr auf die Vergangenheit als auf die Zukunft bezogen, und ſo mittheilend ſie ſich auch über ihre eigene Geſchichte geäußert hatte, war ſie gleichwohl in Betreff ihres Gaſtes äußerſt zurückhaltend geblieben. Endlich indeß theilt ſie ihm die Namen ſeiner Eltern, ſowie alle Umſtände ſeiner Geburt mit und verſpricht ihm auch ſpäterhin ihren Aufenthaltsort nebſt einigen Aufklärungen über ſein künftiges Geſchick mitzutheilen.

Hierauf führt die Sibylle den Guerino in das zu ſeiner Aufnahme beſtimmte Zimmer und er nimmt alsbald wahr, daß ſie geſonnen iſt ihm ſehr läſtig zu werden, da ſie ihn mit verliebten Blicken anzuſehen und auf das genaueſte zu unterſuchen beginnt. Der Span vom heiligen Kreuze jedoch, den er von der griechiſchen Kaiſerin erhalten, nebſt einem Stoßgebete befreien ihn vor der Hand von den Zudringlichkeiten der Sibylle, welche ſich genöthigt ſieht ihre Abſichten bis zum nächſten und dann noch die fünf folgenden Tage aufzuſchieben und zwar alles in Folge der abſtoßenden Kraft derſelben Reliquie [c. 144.].

Die Prophetin, welche in ihren alten Tagen der ihr von Virgil gegebenen Benennung der „keuſchen Sibylle" nicht mehr würdig geweſen zu ſein ſcheint, theilt ihrem Gaſte noch immer nicht den zeitigen Wohnort ſeiner Eltern mit, damit ſie während ſeines längeren Aufenthaltes in ihrem Palaſte endlich vielleicht Gelegenheit finde, ihre Abſichten zu erreichen. Eines Sonnabends indeß konnte ſie unglücklicherweiſe nicht hindern, daß der Ritter Zeuge einer fatalen und unvermeidlichen Metamorphoſe war. Es ſcheint nämlich, daß Feeen und ähnliche Weſen an dieſem Tage ohne Ausnahme in gräuliche Thiere verwandelt werden und bis zum folgenden Montage in dieſer Geſtalt verharren müßen (ſ. Anm. 225.). Guerino, der bisher den Palaſt nur von ſchönen Herren und Damen bewohnt geſehen hatte, war daher überraſcht ſich an dem genannten Tage in der Mitte einer wahren Menagerie, die Sibylle ſelbſt aber in eine gewundene Schlange umgeſtaltet zu ſehen [c. 145 ff.].

Sobald ſie nun wieder in den Beſitz ihrer Reize gelangt iſt, macht ihr Guerin Vorwürfe

über die Spiralform, die sie an dem vorhergehenden Tage angenommen, und fordert jetzt ganz entschieden, daß sie ihn entlasse [c. 149.]. Nachdem dieß endlich geschehen, begiebt er sich gerades Weges nach Rom, denn obwohl er sich in gewisser Beziehung keine Vorwürfe zu machen hatte, so hält er es dennoch für unerläßlich den heiligen Vater um Vergebung anzustehen, daß er sich bei einer Sibylle Rath erholt, die zugleich eine Zauberin, eine Heidin und eine Schlange war. Der Papst legt ihm zur Buße eine Pilgerfahrt nach Santjago in Spanien und demnächst nach dem Fegefeuer des heiligen Patrick in Irland auf, wobei er ihm Hoffnung macht, daß er an letzterm Orte vielleicht Nachricht in Betreff seiner Eltern erhalten würde [c. 154.].

Auf dem ersten Theile dieser Wallfahrt begegnet dem Helden nichts besonders Merkwürdiges; die Erzählung von St. Patrick's Fegefeuer jedoch ist voller Wunder. Als nämlich der heilige Patricius nach Irland gieng, um dort das Evangelium zu verkünden, wollten die guten Hibernier seine Glaubensartikel nicht eher zu den ihrigen machen, als bis sie sich von der Wahrheit derselben durch den Augenschein überzeugt hätten, so daß der Heilige, um sie zufrieden zu stellen, sich genöthigt sah ein besonderes Fegefeuer herzustellen [395]). — Bei seiner Ankunft in Irland nun macht Guerin dem Erzbischofe seine Aufwartung, welcher zuerst vergeblich ihm von dieser gefährlichen Expedition abzureden versucht, dann aber ihm Empfehlungsbriefe an den Abt der Heiligen Insel (Holy Island) giebt, welches nämlich der Vorhof des Fegefeuers war. Dort angelangt steigt Guerin in einen Brunnen hinunter, auf dessen Boden er eine unterirdische Wiese findet. Hier erhält er von zwei weißgekleideten Männern, welche in einem kirchenartigen Gebäude wohnen, verschiedene Belehrungen und wird hierauf von zwei Dämonen fortgeführt, die ihn von Schlucht zu Schlucht begleiteten, damit er die Qualen des Fegefeuers in Augenschein nehme. Jede dieser Schluchten war zur Bestrafung eines besonderen Lasters bestimmt; so z. B. wurden in einer die Gourmands durch den Anblick und den Duft herrlicher Speisen und Getränke, die sie jedoch nicht ergreifen konnten, zugleich aber auch durch die Kolik und die Unverdaulichkeiten, denen ihre Völlerei sie bei Lebenszeit ausgesetzt hatte, fortwährend gepeinigt. Diese Vorstellung von zukünftigen Strafen, die den Lieblingssünden der Verdammten entsprechen, ist bei den Dichtern gewöhnlich; so findet sie sich bei Dante und in einem von Ford's Dramen heißt es:

— — — „Die Schlemmer werden dort genährt
Mit Kröten und mit Nattern; siedend Oel
Strömt in den Hals des Trunkenbolds; der Wuch'rer
Muß ganze Züge süß'gen Golds verschlucken;
Dort wird der Mörder immerdar erstochen
Und kann doch nimmer sterben."
['Tis a Pity she's a Whore Act 3. Sc. 6.].

Nachdem Guerino die Qualen des Fegefeuers in Augenschein genommen, genießt er auch den Anblick der Hölle selbst, welche in diesem Werke in vier Kreise getheilt ist, ganz übereinstimmend mit den Angaben in Dante's Hölle; ja dieser ganze Abschnitt des in Rede stehenden Romanes muß den übernatürlichen Exkursionen dieses Dichters ihre Entstehung verdanken. Judas Ischariot, Nero und Mahomed spielen in dem Trauerspiele, welches Guerino jetzt erblickt, die Hauptrolle; außerdem aber erkennt er unter Andern auch seinen alten Bekannten, den Riesen Makus, den er in der Tartarei getödtet hatte und dessen Schicksal zur Warnung dienen müßte für alle Diejenigen, so eines ungewöhnlichen Körperwuchses schuldig sind und ihre Weiber und Kinder mit dem Fleische christlicher Reisenden regalieren; nicht minder erblickt er die rothhaarige afrikanische Prinzessin, die um Guerino's willen ihrem berauschten Bruder den Kopf abgeschlagen hatte. Seine höllischen Ciceroni machen inzwischen häufige Versuche ihn zu der Zahl der Verdammten hinzuzufügen, sehen sich jedoch endlich gezwungen ihn dem Henoch und Elias zu übergeben, welche ihm das Paradies in ungefähr der nämlichen Entfernung zeigen, wie Moses das gelobte Land sah. Diese himmlischen Führer theilen ihm mit, daß er in Italien Nachrichten über seine Eltern vernehmen würde nnd weisen ihn auch den Weg nach der Oberwelt zurück, woselbst er endlich nach dreißig ohne Schlaf und Nahrung zugebrachten Tagen glücklich anlangt [c. 158 ff] [395a]).

Bei seiner Rückkehr nach Rom wird Guerin vom Papste nach Albanien gesandt um die Türken zu vertreiben, und nachdem er diese Mission erfüllt [c. 160 ff], findet er seine Eltern in dem Kerker, in welchem sie die langen Jahre hindurch geschmachtet hatten. Sie werden rasch wieder in ihr Reich eingesetzt [c. 170 ff.] und der Roman

ſchließt mit der Vermählung Guerino's mit der Peinzeſſin von Perſepolis, zum großen Verdruſſe der Peinzeſſin Elizena, die es jetzt herzlich dereu ihn einſt unüberlegterweiſe einen Tücken genannt zu haben [c. 192 ff.]. —

Dieß iſt der Inhalt des Guerino Meſchino, welcher ſicherlich von allen irrenden Rittern der am weiteſten umherirrende war. Keiner von ihnen tödtete ſo viele Rieſen und Ungeheuer wie er; keiner war ſeiner Geliebten treuer als er der Prinzeſſin von Perſepolis, und keiner war auch ſo fromm wie er, wie aus ſeinem Benehmen im Fegefeuer und bei der Sibylle, ſowie aus ſeinen zahlreichen Wallfahrten und glücklichen Bekehrungen deutlich hervorgeht.

Man wird nun aber ohne Zweifel im Verlaufe des vorliegenden Werkes die Bemerkung gemacht haben, daß wenn eine Gattung von Dichtungen der andern Platz macht, dieß nur ſtufenweiſe geſchieht und gewöhnlich erſt ein gemiſchtes Erzeugniß zu Tage gefördert wird, welches die Haupteigenſchaften beider Klaſſen in ſich vereinigt. So z. B. ſind in dem eben beſprochenen Romane die Elemente der ritterlichen und der geiſtlichen Dichtungsart vermiſcht, jedoch iſt darin die erſtere noch überwiegend; in anderen Produktionen tritt nach und nach die letztere immer ſtärker hervor, bis endlich die Spuren jener faſt ganz verſchwinden. Das früheſte und ſchönſte der Werke letztgenannter Art ſind

Les Aventures de Lycidas et de Cléorithe.

Es wurde im Jahre 1529 duech den Sieur de Baſtee, Archidiakonus von Sees verfaßt, obgleich letzterer voegiebt, daß es urſprünglich ſyriſch geſchrieben, von ihm aber aus einer griechiſchen Verſion überſetzt wurde.

Es wird darin erzählt, daß als der ottomaniſche Kaiſer Rhodus eroberte, die weiblichen Bewohner dieſer Inſel der Sklaverei und noch härterem Unglücke anheimfielen. Eine von dieſen, Namens Cleoritha, kam in die Gewalt eines Miniſters des Sultans, welcher bei dieſem in höchſtee Gunſt ſtand, und erhielt durch die Benennung „Gemahlin" eine Auszeichnung vor der übrigen Schaar von Beiſchläferinnen.

Ein chriſtlicher Jüngling, Namens Lycidas, welcher von ihrem unglücklichen Schickſale und ihrer unerſchütterlichen Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter Kunde erhielt, war der Meinung, daß ein Beſuch von ihm ihr jedenfalls nur erfreulich ſein müßte. Er erlangt alſo duech Beſtechung eines Verſchnittenen heimlich Zutritt in den Harem, woſelbſt Cleoritha ſeine Aufmerkſamkeit alsbald durch diejenigen Gunſtbezeugungen belohnte, die ihr muſelmänniſcher Eheherr nur mit Gewalt von ihr erlangte.

Dieſes Verhältniß beſtand unentdeckt und ununteebochen ſechs Jahre lang; nach Veelaufe dieſer Zeit jedoch verfällt Lycidas in einen religiöſen Trübſinn, und macht in Folge deſſen ſeinen Gefühlen der Zerknirſchung vor dem geiſtlichen Richteeſtuhle Luft, iſt indeß empört über die Leichtigkeit, mit welcher er für die Verbrechen, die er bekennt, Abſolution eelangt. Von ſeinem Gewiſſen gepeinigt und voll Widerwillen über ſeinen Beichtvater beſchließt er, nachdem er Cleoritha mit einigen Zeilen von ſeiner Abſicht in Kenntniß geſetzt, ſich zu dem Biſchofe von Damaskus zu begeben und vor dieſem die Bürde ſeines Herzens abzulegen.

Am Abend des erſten Tages ſeiner Reiſe gelangt Lycidas zu einem kleinen einſamen Wirthshauſe am Rande eines Waldes, woſelbſt er aber nur ein Zimmer leee findet, welches ſeit langer Zeit ſchon der nächtliche Sammelplatz von Zaubeeern und böſen Geiſtern geweſen war. Lycidas beſteht darauf, daß ihm dieß Gemach angewieſen weede troß dee Beeſicherung des Wirthes, daß ſeit ſieben Jahren alle Reiſenden, die darin geſchlafen, und unter Anderen auch ein Paſcha mit ſechs Janitſcharen duech übeenatüeliche Weſen geſtört worden wäeen.

Kaum hat nun Lycidas die Geiſterſtube betreten, als ſechs nymphenartig gekleidete Jungfrauen erſcheinen, und ihn mit vieler Höflichkeit erſuchen ſie zu iheer Gebieterin zu begleiten. Lycidas ſieht ſie lange mit Gleichgültigkeit an, endlich giebt er dem Andringen der ſchönſten nach und gelangt mit ihnen nach einem Schloſſe, woſelbſt man ihn in einen herrlichen von tauſend Fackeln erleuchteten Saal eintreten läßt. Zwanzig Jünglinge und eben ſo viele Jungfrauen von blendender Schönheit führen dort üppige Tänze auf, während die verführeeiſcheſten Geſänge aus nicht minder ſchönen Kehlen ertönen. Die Königin dieſes Feſtes, aber war ungefähr ſiebzehn Jahre alt und mit den unwiederſtehlichſten Reizen geſchmückt.

Nach Beendigung des Ballets ziehen ſich die

Tänzer und Sänger zurück, und da sich nun Lycidas mit der Dame allein befindet, diese aber sein Schweigen für Ehrfurcht nimmt, so sucht sie ihn durch die Bemerkung zu ermuthigen, daß ihre Umgebung sie ganz in seiner Gewalt gelaßen. Lycidas beobachtet jedoch bei diesem wie bei dem spätern noch deutlichern und anlockendern Entgegenkommen fortwährend die tiefste Schweigsamkeit, so daß endlich die Dame ihrem Unwillen mit heftigen Vorwürfen Luft macht und alsdann verschwindet. Bald darauf verlöschen auch die Lichter, das Gebäude versinkt mit einem furchtbaren Krachen in den Abgrund der Erde und Lycidas sieht sich in einer finstern stürmischen Nacht allein gelaßen.

Von einem schwachen unsichern Lichtschimmer geleitet erreicht er das einsame Haus wieder, welches er verlaßen hat. Dort bleibt er bis Tagesanbruch, bricht alsdann auf und gelangt ohne weitere Abenteuer nach Damaskus. Nachdem Lycidas dem dasigen Bischofe seinen Seelenzustand und seine Gewissenszweifel dargelegt, dringt der Prälat darauf, daß der Reuige vor allen Dingen der Cleoritha entsage, demnächst nach allen merkwürdigen Orten des heiligen Landes in Pilgertracht wallfahre, alsdann sich nach Venedig begebe, um dem Heere dieser Republik bei der Wiedereroberung der Insel Cyprus beizustehen, und endlich in den Malteserorden trete.

Lycidas beginnt demgemäß die Ausführung dieser vielfachen Vorschriften damit, daß er an seine ehemalige Geliebte einen Brief absendet, in welchem er ihr seine Absicht, sowohl sie selbst als seine sonstigen lasterhaften Leidenschaften aufzugeben, mittheilt, in sie dringt wegen ihrer vielfachen Vergehungen Buße zu thun und ihr versichert, daß er fortfahren würde sie zu lieben, wie man die Apostel liebt, und daß er sich ihr im Herrn empfehle.

Cleoritha ist nun zwar über diesen kopfhängerischen Brief höchst ungehalten, jedoch wird sie noch von solcher Leidenschaft für Lycidas beherrscht, daß sie aus dem Harem entflieht um ihn aufzusuchen; sie bricht indeß in einen Strom von Schmähreden aus, da sie ihn nicht an den Orten findet, wo sie ihn anzutreffen erwartet.

Freilich befindet sich Lycidas zu dieser Zeit auf dem Wege nach dem heiligen Lande und begegnet bei dieser Gelegenheit dem Teufel und einem Einsiedler, welche im Kampfe um die Seele des Pilgers ihre Kräfte gegen einander messen. Anfangs erringt der Teufel einige Vortheile, endlich jedoch muß er dem Einsiedler den Sieg überlaßen. Von Jerusalem begiebt sich Lycidas nach Bethanien, um die Kapelle der heiligen Magdalena zu besuchen. An diesem Andachtsorte empfindet er alle Seligkeit der fortschreitenden Reue, und eingedenk der Aehnlichkeit seines eigenen Schicksales mit dem der schwachen aber bußfertigen Sünderin, ehrt er ihr Angedenken durch den Tribut einiger Verse, wie z. B.:

O beaulx yeux de la Magdaleine
Vous étiez lors un mont Aethna
Et vous êtes une fontaine etc.

Nachdem er das heilige Land verlaßen, begiebt er sich zum christlichen Heere nach Cypern, wird zum Obersten eines slavonischen Regimentes ernannt und empfängt, während er an der Spitze desselben kämpft, eine tödtliche Wunde, an der er stirbt; durch seine Versetzung in die Wohnungen der Seligen hält er sich indeß noch immer nicht für frei von der Ausübung irdischer Thätigkeit; denn kaum hat er die himmlische Ruhe gekostet, so erscheint er eines Nachts der Cleoritha, welche bereits zu ihrem ungläubigen Gemahle zurückgekehrt ist und ertheilt ihr mannigfache Ermahnungen in Betreff ihrer Pflichten gegen Gott und die Welt. Unglücklicherweise jedoch wird Cleoritha grade durch die religiösen Gefühle, welche diese Erscheinung in ihr hervorruft, und um aus der Gewalt des Muselmannes zu entkommen, veranlaßt den Anträgen eines Juden Gehör zu geben, der schon lange in ihre Reize verliebt gewesen war, und auf den Rath einer Sklavin läßt sie ihm dieselbe Gunst zu Theil werden, die sie früher dem Lycidas gewährt hatte. Ihr Ehemann jedoch entdeckt dieses sträfliche Verhältniß, er nimmt die strengste Gerechtigkeit seines Landes in Anspruch und derselbe Scheiterhaufen verzehrt den Juden, Cleoritha und die Sklavin. —

Gegen Anfang des 17ten Jahrhunderts erschien in flämischer Mundart ein ziemlich berühmter geistlicher Roman [306]) von Boetius van Bolswert, einem Kupferstecher und Bruder von Scheldt van Bolswert, der in derselben Kunst einen noch größern Namen hatte. Dieses Werk erzählt die Wallfahrt zweier Schwestern, Namens Duyfken und Willemynken (d. h. Taube und Eigensinnig) nach Jerusalem, um ihren Geliebten

aufzusuchen. Die eine von ihnen, wie schon ihr Name andeutet, ist sanft und verständig, die andere hartnäckig und launenhaft. Der Gegensatz in ihrem Benehmen und der verschiedene Ausgang der Abenteuer, die ihnen auf ihrer Pilgerschaft zustoßen, bilden den Stoff des Romanes. So z. B. gelangen sie während eines Marktes oder Festes nach einem Dorfe; Eigensinnig mischt sich unter einen Haufen, der einem Marktschreier folgt, und kehrt zurück voll Ungeziefer, von dem sie nur mit großer Mühe gereinigt wird, während ihre Schwester, welche zu Hause bleibt und Andachtsübungen verrichtet, davon frei bleibt. Dieser Roman ist durchgängig eben so mystisch als abgeschmackt, enthält aber auch gelegentlich Blasphemieen.

Eine Anzahl geistlicher Romane verfaßte zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Camus, Bischof von Belley[397]). Zur Zeit nämlich als dieser Prälat in den geistlichen Stand trat, war der Geschmack an Romanen so stark, daß er fast jede andere Lektüre ausschloß. Camus soll es daher für nöthig erachtet haben, seiner Heerde solche Dichtungen zu bieten, deren Zweck es war, den Gemüthern fromme Gesinnungen einzuflößen. Da er nun einen großen Eifer und einige Phantasie, seine Leser aber nicht viel Geschmack besaßen, so mögen seine Erzeugnisse zu ihrer Zeit den gehofften Zweck erreicht haben; es fehlte ihm jedoch an dem Grade von Kunst und Urtheil, welcher allein ihnen eine dauernde Beliebtheit hätte verschaffen können. Seine zahlreichen mystischen Schriften versanken daher bei fortschreitender Bildung und Gelehrsamkeit in Vergessenheit und ein einziges Beispiel wird genügen den Leser zu überzeugen, daß sie es kaum verdienen von derselben befreit zu werden.

Achantes, ein burgundischer Edelmann wird darin[398]) als Muster jeder christlichen Tugend dargestellt, so wie sein Weib, Namens Sophronia, von deren Charakter man eine ausführliche Schilderung erhält, als ein Beispiel von Frömmigkeit und ehelicher Liebe erscheint. Nach einer langen Reihe von Jahren, in deren Verlauf dieses Paar mit einer Anzahl von Töchtern gesegnet wird, scheidet Achantes zu einem bessern Leben, worauf Sophronia das Gelübde ewigen Wittwenstandes ablegt, in welchem jedoch wahrscheinlich Niemand sie zu stören beabsichtigte, und ihre ganze Zeit der Erziehung ihrer Töchter, besonders der ältesten, Namens Darie, der Heldin des Romanes, widmet. Letztgenannte Jungfrau wird später der Sorgfalt des Theophilus, eines erleuchteten Geistlichen, übergeben und die erste Frucht seiner Lehren äußert sich darin, daß sie ein Kloster gründet. Nachdem ihre Erziehung vollendet ist, verheirathet sie sich; bald nach der Hochzeit jedoch verreist ihr Gemahl und stirbt. Die Nachricht von seinem Tode erhält Darie durch Theophilus, welcher diese Gelegenheit ergreift, um sich in den verschiedenen Trostgründen der Religion ausführlich zu ergehen. Die Folge dieser traurigen Nachricht ist indeß eine zu frühzeitige Entbindung und Darie verscheidet, nachdem sie vorher in dem von ihr selbst erbauten und reich begabten Kloster den Schleier genommen.

Von den Werken des Camus sind jedoch viele eher moralischen als geistlichen Inhaltes, das heißt der Verfasser will, abgesehen von frommen Handlungen, Wallfahrten und der Gründung von Klöstern auch noch irgend eine moralische Lehre einschärfen. Sie sind indeß sämmtlich mit vielfachen, zuweilen nicht sehr passend angewandten biblischen Citaten überladen, sämmtlich von ermüdender Länge, wenn man sie mit dem Interesse der Geschichte vergleicht, und sämmtlich durch gezwungene Antithesen und überflüßige Gelehrsamkeit entstellt. —

Wir haben bereits oben die Contes Devots erwähnt, welche aus gleicher Zeit stammen wie die Fabliaux der Trouveurs. Eine Sammlung Geschichten, theils geistlichen Erzählungen, besonders den Pia Hilaria des Angelin Gazée nachgeahmt, theils aus größeren Andachtswerken ausgezogen, nebst einigen vom Verleger neu hinzugefügten erschien in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in neuerm Französisch[398a]). Wir wollen hier einige wenige Beispiele daraus folgen laßen als Proben von dem höchsten Grade abergläubischer Thorheit und von dem, was eine geraume Zeit hindurch die Unterhaltung religiöser Gemeinschaften in Frankreich und den Niederlanden ausmachte.

Als eines Tages ein Landmann einige Lämmer zum Schlachthofe trieb, begegnete er zufälligerweise und zum Glücke für sie dem heiligen Franziskus. Sobald die Heerde ihn erblickte, erhob sie ein höchst jämmerliches Geblöke, so daß der Heilige den Bauer fragte, was er denn mit diesen Thieren machen wolle; worauf dieser erwiederte: „Ich will ihnen die Hälse abschneiden." Der gute Franziskus empfand den tiefsten Schmerz

bei dieſem furchtbaren Gedanken und konnte auch dem ſanften Flehen der unſchuldigen Geſchöpfe nicht wiederſtehen, er gab alſo dem mitleidloſen Eigenthümer derſelben ſeinen Mantel, erhielt dafür die Lämmer und trieb dieſe nach ſeinem Kloſter, wo er ſie dann ganz, wie es ihnen gefiel, leben und gedeihen ließ.

Unter dieſer kleinen Heerde nun befand ſich ein Schäflein, welches der Heilige zärtlich liebte, ſo daß er zuweilen zu demſelben ſprach und es unterrichtete. „Brüderchen, ſagte er dann, danke deinem Schöpfer nach deinen geringen Kräften. Es iſt recht, daß du zuweilen das Gotteshaus beſuchſt; jedoch ſei dort demüthiger als wenn du in die Hürde kommſt, geh' auf den Zehen, beuge deine Kniee und gieb den kleinen Kindern ein gutes Beiſpiel. Vor allen Dingen aber lauf nicht den Widdern nach, wälze dich nicht im Kothe, ſondern friß in Beſcheidenheit das Gras in unſeren Gärten und verderbe ja nicht die Blumen, mit denen wir die Altäre ausſchmücken."

Solches waren die Lehren, die der heilige Franziskus ſeinem Schäflein gab. Dieſes intereſſante Geſchöpf dachte nun für ſich (en son particulier) darüber nach und übte ſie ſo wohl aus, daß es von jedermann bewundert wurde. Wenn ein Kloſterbruder vorüber gieng, ſo lief es ihm entgegen und machte eine tiefe Verbeugung; wenn es in der Kirche ſingen hörte, ſo gieng es alsbald zu dem Altare der heiligen Jungfrau und begrüßte ſie mit einem ſanften Blöken; wenn vor den heiligen Myſterien geklingelt wurde, ſo beugte es den Kopf zum Zeichen der Ehrfurcht. „O geſegnetes Thier, ruft der Verfaſſer, du warſt kein Schaf, ſondern ein Doktor; du beſchämſt die Weltlinge, welche nach der Kirche gehen um bewundert zu werden, nicht aber um anzubeten. — Ich weiß, fährt er fort, daß der Hugenott lachen und dieß für ein Altweibermärchen halten wird; mag er aber ſagen was er will, der Glaube wird ſiegen und das Schäflein des heiligen Franziskus immerdar geprieſen werden."

Ein andres Mal traf der heilige Franziskus mit einem Wolfe das Uebereinkommen, daß die Stadt fur ſeine Bedürfniſſe ſorgen ſollte, wenn er ſeine Räubereien von Stund' an unterlaßen wolle. Der Wolf gieng nun bereitwillig hierauf ein, ſondern erfreute auch den Heiligen dadurch, daß er ihm häufig ſeine perſönliche Aufwartung machte. — Viele Heilige haben an der Geſellſchaft eines oder des andern Thieres große Freude gehabt und irgendwo wird erzählt, daß der heilige Antonius das Schwein zu ſeinem Gefährten machte [299]); dieſe Brüderſchaft mit Wölfen ſcheint jedoch dem heiligen Franziskus eigen zu ſein.

Der Abt von Coebie hatte die löbliche Gewohnheit, zur Ehre ſeines Namens eine Anzahl Krähen mit großer Sorgfalt aufzuziehen. Einer von dieſen Vögeln jedoch war voller Kniffe und Bosheit. Bald hackte er den Novizen in die Zehen, bald kniff er die Katzen in die Schwänze, bald wieder flog er ſeinen Kameraden mit dem Mittagbrote davon und nöthigte ſie zu faſten gleich den guten Bätern; ſein höchſtes Ergötzen jedoch fand er daran, den Pfauen wenn ſie Räder ſchlugen, die ſchönſten Federn auszurupfen.

Eines Tages nun tritt der Abt in das Refektorium und zieht den Ring ab, um ſich die Hände zu waſchen; unſere Krähe aber bemächtigt ſich desſelben geſchickt und fliegt unbemerkt davon. Da alſo der Abt, indem er ihn wieder aufſtecken will, ihn nicht findet und auch nicht herausbringen kann, was aus demſelben geworden iſt, ſo ſchleudert er den Bann gegen den unbekannten Urheber des Diebſtahles. Alsbald wird die Krähe traurig und klagt immer fort; ſie härmt ſich und führt ein elendes Leben; die Federn fallen ihr bei dem leichteſten Luftzuge aus; die Flügel hangen ihr kraftlos herab; ihr Körper wird trocken und ausgemergelt; ſie rupft den Pfauen keine Federn mehr aus und hackt die Novizen nicht mehr in die Zehen. Ihr Zuſtand flößt nun ſogar denen, die ſie am meiſten gequält, Mitleid ein und ſelbſt das Bedauern der Pfauen wird rege. Um nun die Urſache ihrer Krankheit zu entdecken, unterſucht man ihr Neſt, indem man ſehen will, ob ſie vielleicht irgend eine giftige Pflanze hineingetragen; wie groß jedoch iſt das Erſtaunen Aller, als man darin den verlorenen und faſt ſchon vergeſſenen Ring des Abtes entdeckt. Da demgemäß kein Dieb mehr zu beſtrafen iſt, wird das Anathema zurückgenommen und in Folge deſſen erlangt die Krähe in wenigen Tagen ihre Fröhlichkeit und ihr Embonpoint wieder. —

Dieß waren die Geſchichten, welche die Mönche theils in frommer theils in politiſcher Abſicht erfanden und verbreiteten, welche ſie bei dem großen Haufen für hiſtoriſche Fakta ausgaben und welche von demſelben mit eifriger Neugier und frommer Leichtgläubigkeit aufgenommen wurden.

Einige von dieſen Geſchichten, ſo ungereimt ſie auch ſind, haben gleichwohl verſchiedenen franzöſiſchen und engliſchen Dramen zur Grundlage gedient; ſo z. B. den Fils Ingrats des Piron. Ein anderes Hiſtörchen, welches ſich in den Pia Hilaria des Gazé findet, erzählt wie ein betrunkener Bettler von dem Herzoge von Burgund nach ſeinem Palaſte gebracht wird und dort vierundzwanzig Stunden lang befehlen kann, was er will. Dieſe Geſchichte wird in Goulart's Histoires Admirables von dem burgundiſchen Herzoge Philipp dem Guten erzählt und gieng von dort in eine von Grimſtone's Admirable and Memorable Histories über, welche Malone für die Quelle der Einleitung von Shakeſpeare's „Gezähmter Widerſpenſtigen" hält. Die erſte Idee zu einem ſolchen Vorfalle ſtammt jedoch wahrſcheinlich aus dem Morgenlande. In der Geſchichte von dem erweckten Schläfer in Tauſendundeine-Nacht [Nacht 292 ff. Breslau] giebt der Kalif Harun al Raſchid einem armen Manne, Namens Abu Haſſan, ein Schlafpulver, und läßt ihn alsdann nach ſeinem Palaſte bringen, wo man ihm bei ſeinem Erwachen als Herrſcher der Gläubigen gehuldigt, bis er in der folgenden Nacht ein gleiches Pulver erhält und hierauf nach ſeiner Hütte zurückgebracht wird [vergl. Simrock Quellen des Shakeſpeare 3, 225 ff.]

Von den mannigfachen geiſtlichen Romanen jedoch, welche in verſchiedenen Ländern erſchienen ſind, hat keiner eine ſo verdiente Berühmtheit erlangt, wie John Bunyan's

Pilgrim's Progress,[400])

ein allegoriſches Werk, in welchem der Verfaſſer die Reiſe eines Chriſten von der Stadt der Zerſtörung nach dem himmliſchen Jeruſalem beſchreibt. Als Vorbild desſelben betrachten einige Schriftſteller Baenard's religiöſe Allegorie, die den Titel führt „die Inſel Man oder Vorgänge in Manſhire" (the Isle of Man, or Proceedings in Manshire) und 1627 erſchien, andere halten dafür die Geſchichte von dem „Wandernden Ritter" (Wandering Knight), welche unter der Regierung der Königin Eliſabeth von William Goodyeare aus dem Franzöſiſchen überſetzt wurde. Le Pélerinage de l'Ame von Ant. Gieard, welches Werk 1480 zu Paris gedruckt und ſpäter von Caxton überſetzt wurde, erzählt unter dem Bilde eines Traumes die Reiſe der Seele nachdem ſie den Körper verlaſſen, bis ſie in den himmliſchen Wohnungen anlangt. Ferner giebt es ein altfranzöſiſches Werk von einem Mönche zu Calais verfaßt und bereits 1426 in engliſche Verſe übertragen, welches ſich auf eine Wallfahrt nach Jeruſalem bezieht und verſchiedene Geſpräche zwiſchen den Pilgern Grâce Dieu, Sapience ꝛc. enthält. Das Vorhandenſein derartiger Erzeugniſſe kann jedoch dem Verdienſte der Originalität Bunyan's nur wenig Abbruch thun, und wenn er wirklich die Idee einer Reiſe durch die Gefahren und Verſuchungen des Lebens nach einem endlichen Ruheorte irgendwoher entlehnt hat, ſo war dieß höchſt wahrſcheinlich das bereits erwähnte flämiſche Werk von der Wallfahrt der Duyſken und Willemynken nach Jeruſalem[401]).

Bunyan verfaßte ſeine berühmte Allegorie im Gefängniſſe, woſelbſt er ſich von dem Jahre 1660 bis 1672 befand. Sie beginnt auf eine geheimnißvoll feierliche Weiſe, welche dem Anfange von Dante's göttlicher Komödie auffallend ähnlich iſt. — „Als ich durch die Wildniß dieſer Welt einherzog, heißt es nämlich dort, gelangte ich nach einem Orte, wo ſich eine Höhle befand und ich legte mich daſelbſt zum Schlafe nieder. Und als ich ſchlief, hatte ich einen Traum — ich träumte und ſieh, ich erblickte einen Mann, der in Lumpen gehüllt war, mit einem Buche in der Hand. Ich ſchaute und ſah, wie er das Buch öffnete und da er las, weinte und zitterte er ꝛc." Der Verfaſſer beſchreibt dann die erwachende geiſtliche Furcht ſeines Helden Chriſt — ſeinen Entſchluß die Stadt der Zerſtörung zu verlaßen, der an die Flucht Lot's aus den dem Untergange geweihten Städten der Ebene erinnert — ſeine feuchtloſen Bemühungen, ſein Weib und ſeine Familie ſo wie ſeine Nachbarn zu bewegen, daß ſie ihn begleiten — dann ſeine Trennung von ihnen und endlich alle theils entmuthigenden theils troſtreichen Ereigniſſe, die ihm auf ſeiner Reiſe begegnen.

Es war vielleicht unübelegt von dem Verfaſſer, daß er Chriſt als im Beſitze von Weib und Kindern vorgeſtellt hat; denn was für geiſtliche Lehren er auch immer damit geben will, daß er ſie verläßt, ſo kann man ſich doch eines gewiſſen Gefühles ſeiner Selbſtſucht und Hartherzigkeit nicht erwehren. „Er war nun aber noch nicht weit von ſeinem Hauſe weggelaufen, als ſein Weib und ſeine Kinder es bemerkten und anfiengen ihm nachzurufen, daß er doch zurückkehren möchte; er jedoch ſteckte ſich die Fin-

gee in die Ohren und lief immer weiter, indem er ausrief: „Leben, Leben, ewiges Leben!“ Er ſchaute alſo nicht hinter ſich, ſondern floh nach dee Mitte der Ebene [c. 2.]. Dieß deingt uns keinen ſehr günſtigen Begriff von dem Chaeaktee des Helden bei, und in der That, wenn man von dem Glauben und der Beharrlichkeit desſelben abſieht, iſt er von bloß negativer Beſchaffenheit, ohne irgend eine gute Eigenſchaft, die ihn empfehlen könnte. Wäheend der ganzen Dauer der Pilgerfahrt zeigt Chriſt nur wenig Liebe, Wohlthätigkeit oder auch nur Wohlwollen; ſeine Gefühle ſind engheezig und kleinlich und ſeine Anſtrengungen und Kämpfe durchaus ſelbſtſüchtig.

Bunyan entwickelte jedoch in ſeinem Werke diejenigen Begriffe oom Chriſtenthume, die zu ſeiner Zeit herrſchten und dieß müßen wir bei der Beurtheilung dieſes Schriftſtellees nicht überſehen. Es zeugt von einer reichen und glücklichen Erfindungsgabe, die Ereigniſſe und Chaeakteee ſind gut geſchildert und die Dialoge entfalten eine nicht undedeutende dramatiſche Kunſt. Da indeß Bunyan ein ungebildeter Mann wae, ſo iſt ſein Geſchmack roh und plump, und gewöhnlich thut er der Schönheit ſeiner Gemälde durch irgend einen unglücklichen Zug großen Einteag; auch die gelegentlich angebrachten Verſe ſind höchſt elende Machwerke.

Von einem Geſichtspunkte aus iſt gleichwohl dieſer Mangel an Geleheſamkeit und Geſchmack der Wirkung, die das Werk hervorbringt, im Allgemeinen günſtig. Es erhält nämlich durch denſelben einen gewiſſen Anſtrich von Einfachheit und Waheheit, der auch noch daduech erhöht wird, daß der Verfaſſer gleich Homer nichts abkürzt, ſondeen immer wieder die Geſpräche, ganz ſo wie ſie gehalten werden, und die Ereigniſſe, ganz ſo wie ſie ſich zutragen, wiederholt. Die einzige Kunſt, die der Verfaſſee beſitzt, iſt die des Konteaſtes und ſie bringt eine angenehme Wiekung hervor. So z. B. folgt auf die Beſcheeibung des Palaſtes, wo die vier Jungfrauen Wachſam, Klugheit, Frömmigkeit und Liebe Chriſt bewirthen, ſein leidenvoller Kampf mit Apollyon in dem Thale der Demüthigung [c. 8. 9.], und auf ſeine Gefangenſchaft in dem Kerker des Rieſen Beezweiflung folgt alsbald die anmuthige Schilderung der Lieblichen Berge [c. 15. 16.].

Duech die Einfuhrung von noch zwei Pilgern an verſchiedenen Stellen der Reiſe Chriſt's, von denen der erſte, Namens Treu [c. 11.], als Märtyrer ſtirbt [c. 13.], der andere aber Namens Hoffnungsvoll [c. 14.] nach dem Tode jenes den Heiden bis an das Ende ſeiner Pilgerſchaft begleitet, hat der Verfaſſee nicht nue eine angenehme Abwechslung hervorgedeacht, ſondern er hat auch durch Erzählung ibeer Geſchichte und durch ihre Unterhaltungen Gelegenheit gewonnen, ſein ganzes Glaubensſyſtem darzulegen und zu zeigen, wie dasſelbe geoße Ziel auf veeſchiedene Weiſe erreicht wird. Im Ganzen genommen und wenn man die Anſichten des Verfaſſers vom Chriſtenthume bedenkt, iſt das Werk auf bewunderungswüedige Weiſe entwoeſen und die Schwierigkeiten der Ausführung entſchuldigen diejenigen Unregelmäßigkeiten, welche es, wie man geſtehen muß, gelegentlich dietet. So z. B. iſt man ziemlich überraſcht über die Ruchloſigkeit verſchiedener Perſonen, mit denen Chriſt faſt am Ziele ſeiner Reiſe zuſammentrifft und von denen man nach dem Geundgedanken des Ganzen, daß das Leben eines Chriſten eine Pilgerſchaft ſei, kaum hätte erwarten ſollen, daß ſie auf ihrer Reiſe ſo weit kommen würden.

Es iſt ſchwee von dieſem allegoriſchen Werke eine Prode zu geben, da das Verdienſt desſelben weniger in der Schönheit einzelnee Stellen als vielmehr darin deſteht, daß es den Leſer mit faſt unwiderſtehlicher Gewalt zu dem erſtrebten Ziele hinführt. Die folgende maleriſche Schilderung jedoch iſt kuez und giebt eine günſtige Vorſtellung von dem, was der Verfaſſee in dieſer Art zu leiſten veemag:

„Bei dieſem Lichte alſo gelangte er an das Ende des Tages. Nun ſah ich in meinem Traum, daß an dem Ausgange dieſes Thales Blut, Knochen, Aſche und verſtümmelte Leichname lagen, nämlich von Pilgern, welche früher dieſes Weges gezogen waren; und während ich darüber nachſann, was wohl der Geund davon ſein könnte, erſpähte ich unweit voe mie eine Höhle, worin in alten Zeiten zwei Rieſen, Namens Papſt und Heide wohnten, durch deren Gewalt und Tyrannei die Menſchen, deren Gebeine, Blut, Aſche u. ſ. w. da lagen, auf grauſame Weiſe um's Leben gekommen waeen. Jedoch gieng Chriſt bei dieſem Orte ohne große Gefahr vorubee, worüber ich mich einigeemaßen wunderte; ich habe aber ſeitdem erfahren, daß Heide ſeit langen Tagen ſchon todt iſt, und was den Andern betrifft, ſo lebt er zwar zur Zeit noch, allein vermöge ſei-

nes Alters und der vielen harten Schläge, die er in jüngeren Jahren erfahren hat, iſt er jetzt ſo gebrechlich und ſteif an Gliedern geworden, daß er nicht viel mehr thun kann, als daß er an dem Eingange ſeiner Höhle ſitzt, die vorüberziehenden Pilger angrinſt und an den Nägeln kaut, weil er ihnen nichts anzuheben vermag. So ſah ich alſo, daß Chriſt ſeines Weges zog; beim Anblicke des alten Mannes jedoch, der am Eingange der Höhle ſaß, ſtutzte er, beſonders da derſelbe, obgleich er ihn nicht verfolgen konnte, alſo zu ihm ſprach: „Ihr werdet euch nicht eher beſſern, als bis noch mehr von euch verbrannt ſein werden.“ Chriſt aber ſchwieg, faßte ſich ein Herz und gieng vorüber, ſo daß ihm nichts übles widerfuhr.“ [c. 10.].

Von den eindringlichen Schilderungen, welche dieſes Werk enthält, übertrifft jedoch keine die von dem Durchzuge Chriſts durch den Strom des Todes [c. 20.]. Auch die Ankunft Chriſts und ſeines Gefährten in dem himmliſchen Jeruſalem iſt lieblich dargeſtellt, obgleich manche Züge darin vorkommen, die ein guter Geſchmack verwerfen haben würde. Der Schluß lautet folgendermaßen:

„Nun ſah ich in meinem Traume, daß die beiden Männer zum Thore hinein giengen; und ſieh, als ſie eintraten, wurden ſie verklärt und mit Gewändern bekleidet, die wie Gold glänzten.“

„Da waren auch Einige, die ihnen entgegen kamen mit Harfen und Kronen und gaben ihnen die Harfen, um damit Lobgeſänge anzuſtimmen, und die Kronen als Ehrenzeichen. Alsdann hörte ich in meinem Traume, daß alle Glocken der Stadt vor Jubel ertönten, und daß zu ihnen geſagt wurde: „Gehet ein in die Freude eures Herrn!“ Ich hörte auch die beiden Männer ſelbſt mit lauter Stimme ſingen, indem ſie alſo ſagten: „Lob, Ehre, Preis und Gewalt ſei Dem, der auf dem Stuhle ſitzet und dem Lamme von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

„Indem nun aber die Thore geöffnet wurden, um die beiden Pilger einzulaßen, ſchaute ich ihnen nach in das Innere der Stadt und ſieh, die Stadt glänzte wie die Sonne; auch die Straßen waren mit Gold gepflaſtert und darin wandelten viele Menſchen mit Kronen auf den Häuptern, mit Palmen in den Händen und goldenen Harfen, um damit zu lobpreiſen.“

„Da waren auch Weſen, die hatten Flügel, und ſie antworteten einander ohne Unterlaß und ſagten: „Heilig, heilig, heilig iſt der Herr!“ und hierauf wurden die Thore geſchloſſen. Als ich aber dieß geſehen hatte, wünſchte ich unter ihnen zu ſein.“

Die ſinnbildliche Vorſtellung der himmliſchen Freuden unter dem Bilde einer herrlichen Stadt, die ſo häufig in den geiſtlichen Romanen wiederkehrt, entſprang wahrſcheinlich aus einem bibliſchen Gleichniſſe [402]), welches von den Mönchen und Anachoreten der erſten Jahrhunderte eifrig aufgefaßt wurde. Denn es war ſehr natürlich, daß Menſchen, welche in härenen Kleidern einhergiengen und in einſamen Höhlen oder düſteren Zellen wohnten, ſich vorſtellen mußten, die höchſte Seligkeit beſtände darin, in ſchimmernden Gewändern durch Straßen, die wie Gold glänzten, einherzuparadieren. Obgleich nun aber dieß in der That auch beſſer ſein mag als in Walhalla Meth zu zechen, ſo erſcheint es uns doch kaum ſo anziehend, wie das aradiſche Paradies oder die Loca laeta et amoena virets [403]) eines platoniſchen Elyſiums.

Zehntes Capitel.

Komiſcher Roman. — Rabelais. — Vita di Bertoldo. — Don Quijote. — Guzman de Alfarache. — Marcos de Obregon. — Roman Comique. — Politiſcher Roman. — Utopia. — Argenis. — Séthos u. ſ. w.

Jeder Menſch hat in höherm oder mindern Grade einen Hang zur Satyre und zum Spott (ridicule). Dieſer Hang aber entſpringt aus der Eigenliebe, welche uns nämlich glauben läßt, wir ſeien unſeren Mitgeſchöpfen auf eine oder die andere Weiſe überlegen, und die dieſem Gefühle am gewöhnlichſten durch Satyre und Spott Befriedigung gewährt; denn trotz der Einwürfe Beattie's kann doch in vielen Fällen nichts richtiger ſein als die Bemerkung Addiſon's über die wohlbekannte Theorie des Hobbes, daß, wenn Jemand lacht, er nicht ſehr luſtig, ſondern ſehr ſtolz iſt.

Jedoch außer dieſer Befriedigung gewähren die Werke der Satyre und des Spottes auch noch mehrfachen Nutzen, indem ſie die Menſchen häufig in ihrem wahren Lichte und in ihren richtigen Verhältniſſen mit allen ihren Leidenſchaften und Thorheiten zeigen; denn ſie entfernen von ihrem Innern jenen Firniß, womit die Menſchen Handlungen, welche aus Stolz, Privatzwecken oder freiwilliger Selbſttäuſchung hervorgehen, ſo ſinnreich zu bedecken pflegen.

In keinem Zweige der Literatur aber tritt die Ueberlegenheit der Neuern gegen die Alten offenbarer hervor als in den komiſchen Erzeugniſſen, welche, wie Beattie gezeigt hat, bei erſtern ſowohl zahlreicher als feiner ſind, als bei letztern; denn viele früher unbekannte Quellen des Witzes und der Laune ſind jetzt geöffnet und näher gebracht, ſo wie andererſeits diejenigen, die für alle Jahrhundert gemeinſam fließen, durch feinere Sitte und veredeltern Geſchmack geläutert worden ſind.

Rabelais[404]),

den Sir William Temple [ſ. deſſen Essay on Poetry in ſeinen Miscellanea P. II. — Works London 1720. vol. 1. p. 246.] den „Vater des Spottes" (Father of Ridicule) genannt hat, iſt ſicherlich der erſte unter den neueren Schriftſtellern, die durch ſatyriſche oder komiſche Romane einen berühmten Namen erlangt haben. Zur Zeit, als er auftrat, waren nun aber extravagante Geſchichten auf dem Gipfel der Beliebtheit, und da er beſchloſſen hatte die höchſten Perſonen und alles, was die übrigen Menſchen für ehrwürdig oder wichtig hielten, lächerlich zu machen, ſo kleidete er ſeine Satyre einigermaßen in die Form der lügenhaften Romane ſeiner Zeit, damit ihn dieſer Schleier vor der Rachſucht derjenigen ſchütze, die er zu verſpotten beabſichtigte. Auf dieſe Weiſe, dachte er wahrſcheinlich, würde ſeinem Werke zugleich eine günſtige Aufnahme bei dem großen Haufen zu Theil werden, welchen, wenn er auch

nicht den geheimen Sinn desſelben verſtünde, doch die phantaſtiſchen Geſchichten beluſtigen konnten, die den damals gewöhnlichen einigermaßen ähnlich waren.

In dieſer Abſicht benutzte Rabelais die Schriften ſeiner Vorgänger im ſatyriſchen Romane und ahmte beſonders die „Wahre Geſchichte" des Lucian nach [404a]). Seine Schnurren entlieh er hauptſächlich früheren Facetiae und Hiſtörchen; ſo z. B. iſt die Geſchichte von Hans Carvel's Ring aus den Facetiae des Poggius [ſ. oben S. 296 a. no. 11.]. Um die Beluſtigung des Leſers noch zu erhöhen, hat er viele burleske und barbariſche Wörter aus dem Lateiniſchen und Griechiſchen in ſein Werk eingemiſcht, wozu ihm vielleicht des Teofilo Folengi Liber Macaronicorum den Gedanken eingab, welches dieſer ungefähr zwanzig Jahre früher unter dem Namen Merlinus Coccajus herausgegeben hatte. Ferner befinden ſich inmitten der ſinnreicheren Einfälle des Verfaſſers eine Unzahl Wortſpiele und ähnlicher Witzeleien und, mit einem Worte, man kann ſein Werk als ein Mixtum compositum oder Quodlibet aller luſtigen, ſatyriſchen und komiſchen Schreibweiſen betrachten, die vor ſeiner Zeit zur Anwendung gekommen waren.

Es ſind aber beſonders vier Dinge, die Rabelais hauptſächlich zur Zielſcheibe ſeines Spottes genommen zu haben ſcheint. Erſtens die raffinierte und krumme Politik ſeines Zeitalters; zweitens die Laſter des Klerus, den papiſtiſchen Aberglauben und die religiöſen Kontroverſen, die damals im Gange waren; drittens die verlogenen und extravaganten Geſchichten, an denen man zu jener Zeit Gefallen fand, und endlich viertens die Pedanterie und das philoſophiſche Gewäſche ſeines Jahrhunderts.

Obwohl man nun leicht erkennen kann, daß ſich die Satyre Rabelais' auf die genannten Punkte vorzugsweiſe richtete, ſo bleiben gleichwohl noch eine große Menge Anſpielungen unverſtändlich. Werke des Witzes und der Laune, wenn nicht gegen die Thorheiten aller Jahrhunderte gerichtet, ſind den Verheerungen der Zeit weit mehr ausgeſetzt, als andere literariſche Erzeugniſſe und werden um ſo leichter unverſtändlich, als das Treffende der Anſpielungen nicht gefühlt werden kann, wenn die Sitten und Ereigniſſe, worauf ſie ſich beziehen, vergeſſen ſind. „Diejenigen Veränderungen der Lebensweiſe und Eigenthümlichkeiten der täglichen Gewohnheit, ſagt Johnſon, welche aus Irrthümern und Verkehrtheiten oder im beſten Falle aus zufälligen Einflüſſen und vorübergehenden Eindrücken entſpringen, müßen zugleich mit den erzeugenden Urſachen vergehen." Uns, denen die Thorheiten und Ruchloſigkeiten der griechiſchen Sophiſten unbekannt ſind, kann nichts ſo armſelig erſcheinen wie der Spott, mit welchem Ariſtophanes dieſe vorgeblichen Philoſophen verfolgt hat; und dennoch ſoll er unter einem Volke, das ausgezeichnet war wegen ſeines Witzes und geläuterten Geſchmackes, eine wunderbare Wirkung hervorgebracht haben. Eben ſo iſt der Humor des Hudibras, welcher die Zeit, die ihn ſchuf, mit dem höchſten Ergötzen erfüllte, großentheils für die Nachwelt verloren, welche das finſtere Weſen der Puritaner nicht mehr näher kennt.

Kein ſatyriſches Werk jedoch hat durch den Lauf der Jahrhunderte mehr Abbruch erlitten, als das des Rabelais; denn abgeſehen davon, daß er ſich gutentheils auf zeitweilige und lokale Gegenſtände beſchränkt, ſah er ſich auch noch zur Doppelſinnigkeit gezwungen durch die zarte Natur der Dinge, die er behandelte, durch den willkürlichen und verfolgungsſüchtigen Geiſt der Zeit und des Landes, wo er lebte, und endlich durch die Menge der Feinde, die ihn umgab. Demgemäß bleiben ſelbſt für Diejenigen, welche mit der politiſchen und Kirchengeſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts noch ſo vertraut ſind, gleichwohl viele Dinge in den Werken des Rabelais dunkel und den meiſten Leſern müßen ſie als ein Aggregat unverſtändlicher Extravaganzen erſcheinen; denn die Vortheile, welche dem Verfaſſer zu ſeiner Zeit aus Anſpielungen auf temporäre Meinungen, perſönliche Beziehungen und lokale Gewohnheiten erwuchſen, ſind ſchon lange verloren und jeder Grund zur Beluſtigung, welchen die Art und Weiſe des künſtlichen Lebens gewährte „verdunkelt jetzt nur die Seiten, die er einſt erhellte." Sogar die Umriſſe der Geſchichte, in die Rabelais ſeine Satyre gekleidet hat, ſind zum Gegenſtande des Streites geworden und die Kommentatoren ſtimmen nicht überein in der Erklärung, was für hiſtoriſche Perſonen unter den Haupthelden Gargantua und Pantagruel zu verſtehen ſeien. So haben z. B. einige Schriftſteller behauptet, Gargantua ſei Franz I. und Pantagruel Heinrich II., während doch in dem Leben und den Charakteren dieſer beiden franzöſiſchen Monarchen auch nicht ein

einziger Umſtand, ein einziger Zug vorhanden iſt, der mit den Handlungen oder der Denkweiſe der Helden Rabelais' irgendwie übereinſtimmte.

Andere Kritiker ſind der Meinung geweſen, Grandgouſier, der Vater Gargantua's, ſei Jean d'Albret, König von Navarra; Gargantua, Henry d'Albret, der Sohn und Nachfolger Jean's; Pantagruel, Antoine de Bourbon, Herzog von Vendôme, welcher der Vater Heinrich's IV war und durch ſeine Heirath mit Jeanne d'Albret, der Tochter Henry d'Albret's, ſeinem Schwiegervater ſuccedierte; ferner iſt Picrochole nach dieſer Erklärung ein König von Spanien, entweder Ferdinand von Aragonien oder Karl V; Panurge, der Gefährte des Pantagruel, des zweiten Haupthelden des Werkes, ſoll Jean de Montluc, Biſchof von Valence ſein, welcher gleich Panurge in den alten und neueren Sprachen wohlbewandert, gleich ihm von ſcharfem Verſtande und betrügeriſch und gleich ihm äußerlich ein Katholik war, während er den Aberglauben ſeiner Religion verachtete und gleich Panurge ſeine hohe Stellung dem Hauſe Navarra verdankte. Der Mangel an Uebereinſtimmung, welcher in vielen einzelnen Umſtänden zwiſchen den hiſtoriſchen Charakteren und den Darſtellungen des Rabelais hervortritt und die Haupturſache der Verwickelung dieſes Gegenſtandes iſt, entſpringt daraus, daß die in dem Werke auftretenden Perſonen oft zwei oder auch mehr wirkliche Charaktere vorſtellen, deren ſammtliche Eigenſchaften nnd Abenteuer auf dieſe Weiſe in Eins zuſammengezogen werden. Andererſeits wieder zerlegt Rabelais oftmals die Geſchichte einer einzigen hiſtoriſchen Perſon in mehre Theile, ſo daß das nämliche Individuum unter verſchiedenen Namen auftritt; endlich auch hält er ſich nicht ſtreng an die Zeitfolge, ſondern verbindet häufig Ereigniſſe, die in langen Zwiſchenräumen auf einander folgten

Wenn man daher alle dieſe Umſtände berückſichtigt, ſo wird man finden, daß die Kommentatoren, welche die oben erwähnte Auslegungsweiſe angenommen haben, die Bedeutung und Tendenz der fünf Bücher des Rabelais glücklicher erklären, als man hätte erwarten dürfen [405]).

Das erſte Buch ſeines Werkes nun, welches letztere betitelt iſt La vie de Gargantua et de Pantagruel, erzählt hauptſächlich das Leben des Gargantua. Die Schilderung eines abſurden und widerlichen Gelags ſeines Vaters Grangouſier [ch. 4 ff.] verſpottet die Völlerei des Jean d'Albret, welcher ſich oftmals im Geheim zu ſeinen niedrigſten Unterthanen begab und bei ihnen auf ganz unmäßige Weiſe aß und trank. Die Erzählung, wie Gargantua oder Henry d'Albret auferzogen wurde, ſtimmt ganz mit der Art und Weiſe überein, wie nach den Berichten der Geſchichtſchreiber die jungen Prinzen von Navarra, beſonders aber Heinrich IV ihre Kindheit zubrachten, welchen letztern ſein Großvater von dem zarteſten Alter an auf jede mögliche Weiſe abhärtete. Nach einiger Zeit wird Gargantua der Aufſicht eines Pedanten, Namens Holofernes, übergeben [ch. 14.], von welchem Shakeſpeare in „Verlorene Liebesmüh" wahrſcheinlich die Benennung eines gleichen Charakters hergenommen hat. Die Erziehung des Gargantua iſt eine Satyre auf die damalige pedantiſch-ſcholaſtiſche Lehrweiſe und weiſt zugleich auf die geringe Ausbildung hin, welche Heinrich unter den katholiſchen Erziehern erlangte, wohingegen die Fortſchritte, die Gargantua nachher unter der Leitung des Ponokrates macht, mit welchem er nach Paris geſchickt wird [ch. 15. 23.], andeutet, wie nützlich dem Heinrich der Unterricht der proteſtantiſchen Lehrer wurde, deren Religion er eifrig, wenn auch nur heimlich anhieng. Die Zurückrufung Gargantua's von Paris um ſein Vaterland zu vertheidigen [ch. 29. 34.], welches die Truans [406]) angegriffen haben, ſpielt auf die Kriege zwiſchen dem Hauſe d'Albret und den Spaniern an, indem truand müßig oder träge bedeutet, und die Franzoſen dem letztgenannten Volke dieſe Eigenſchaft beilegten.

Das zweite Buch beginnt mit einer ausführlichen Darlegung des Stammbaumes des Sohnes Gargantua's, Namens Pantagruel, welchen der Verfaſſer von den Rieſen herleitet, der damit den Ahnenſtolz einiger Fürſten von Navarra verſpotten will [ch. 1.]. Demnächſt folgen die wunderbaren Thaten des Helden in ſeiner Kindheit [ch. 5.] und dann die Fahrt, die er in ſeiner Jugend nach Paris unternimmt [ch. 7.]. Vor dieſem Ausfluge noch begegnet er einem Limoſiner, der ihn in einem pedantiſchen und unverſtändlichen Kauderwälſch anſpricht [ch. 6.], wodurch Rabelais die Schriftſteller ſeiner Zeit verſpottet, welche ihre Werke mit lateiniſchen Ausdrücken vollſtopften, denen ſie eine franzöſiſche Endung gaben. Pantagruel langt alſo in Paris an und beginnt ſeine Studien. Der Katalog der St. Victorsbibliothek, in welchem theils wirklich vorhandene theils erdichtete Büchertitel aufgeführt werden

[ch. 7.], soll eine Satyre gegen Diejenigen sein, welche absurde Bücher sammeln. Pantagruel macht solche Fortschritte in seinen Studien, daß er zum Schiedsrichter in einer wichtigen Sache ernannt wird, wobei der unzusammenhängende Unsinn in den Reden der Parteien und Pantagruel's unverständliche Entscheidung [ch. 10 ff.] ein Spott auf das Gerichtsverfahren jener Zeit sein sollen, besonders auf dasjenige, was in dem Prozesse wegen der von dem Conetable von Bourbon besessenen, aber von Franz' I Mutter, Luise von Savoyen, deanspruchten Besitzungen Statt fand. Während seines Aufenthaltes in Paris trifft Pantagruel mit Panurge zusammen [ch. 9.], welcher in dem übrigen Theile des Werkes eine Hauptrolle spielt und Pantagruel auf seinem Zuge gegen die Dipsoden begleitet, welche einen großen Theil seines Gebietes verheert hatten [ch. 23. 25 ff.]. Unter den Dipsoden sind aber die Flamländer und andere Unterthanen Karl's V zu verstehen, welche einen Einfall in die Pikardie und die benachbarten Provinzen machten, in denen Antoine von Bourbon Gouverneur war. Der wirkliche Ausgang dieses Krieges wird gegen Ende dieses Buches [ch. 29] durch die Niederlage der dreihundert Riesen angedeutet.

Im dritten Buche ist Panurge die Hauptperson. Er wird geschildert als schwankend zwischen dem Wunsche, in das eheliche Leben zu treten, und der Furcht, seine Wahl zu bereuen [ch. 9 ff.]. Um seine Zweifel zu zerstreuen, befragt er einige Weissager, besonders einen bejahrten Dichter, Namens Raminagrobis, der sich in den letzten Augenblicken seines Daseins befindet [ch. 21.], und unter welchem Cretin zu verstehen sein soll, ein Schriftsteller, der zu seiner Zeit fast eben so berühmt war, als ihn die Nachwelt vernachlässigt hat. Die letzte Person, die Panurge um Rath fragt, giebt ihm eine volle Flasche leer zurück [ch. 45.], was dieser so versteht, als solle er eine Seefahrt unternehmen, um das Orakel der heiligen Flasche zu befragen [ch. 47.].

Das vierte und fünfte Buch nun erzählt diese Reise, welche Panurge in Begleitung des Pantagruel unternimmt. Sie soll aber das Verlassen der Welt des Irrthumes und die Aufsuchung der Wahrheit bedeuten, welchee letztern der Verfasser in Folge der sprüchwörtlichen Wirkung des Rausches ihren Sitz in einer Flasche anweist. Diese zwei Bücher hält man gewöhnlich für die unterhaltendsten in dem ganzen Werke, da die Satyre allgemein und einleuchtender ist als in den ersten dreien.

In der Erzählung dieser Reise hat der Verfasser nach dem Ausdrucke des de Thou „alle Stände dem Spotte Preis gegeben" (omnes hominum ordines deridendos propinavit). Jede Insel, bei welcher Pantagruel und Panurge vorüberkommen oder an der sie landen, giebt immer neuen Anlaß zur Satyre; so werden in dem Berichte von den zahlreichen Raritäten der ersten Insel, Namens Medamothi (μηδαμόθι d. i. Niegends), bei der sie anlegen [4, 2.], die unwahrscheinlichen Erdichtungen der Reisenden lächerlich gemacht. In einer andern Insel schildert der Verfasser die Sitten der Gerichtsdiener und anderer unteren Beamten der Gerechtigkeit [4, 12 ff.]. Nachdem Pantagruel und Panurge diesen Archipelagus der Ungereimtheit verlassen, leidet ihr Fahrzeug beinahe Schiffbruch in einem Sturme [4, 18 ff.], womit auf die Verfolgung der Hugenotten in Frankreich angespielt wird, so wie das Land woselbst das Schiff anlegt, nachdem es der Gefahr entgangen [4, 25.], England ist, welches einen sichern Hafen gegen die papistischen Gewaltthaten gewährte. Hier bedeuten die Ruinen der Obelisken und Tempel und die Spuren alter Denkmäler die Aufhebung der Klöster, die kurz vorher Statt gefunden hatte. Zuletzt langen Pantagruel und Panurge in dem Laternenlande oder dem Lande der Gelehrsamkeit an, welches Lehrer verschiedener Künste und Wissenschaften bewohnen. Die Reisenden bitten die Königin dieses Landes ihnen eine Laterne zu gewähren, welche ihnen den Weg zu dem Orakel der heiligen Flasche zeige. Dieß wird ihnen nachgegeben [5, 33.] und die Laterne, d. i. das Licht der Gelehrsamkeit, leitet sie nach dem so sehr ersehnten Orte. Nachdem sie nun auf der Insel, auf welcher das Orakel sich befindet, angelangt sind, passieren sie zuerst einen großen Weingarten, an dessen Ende sie, noch immer von der Laterne geführt, durch ein unterirdisches Gewölbe zu dem Portale eines prächtigen Tempels kommen [5, 34. 35.]. Dieser wird nun auf das herrlichste geschildert und die Erklärer haben in der Beschreibung der einzelnen Theile natürlich mehrfache Geheimnisse entdeckt. Die Thore thun sich von selbst auf, worauf die Laterne Abschied nimmt und die Reisenden der Obhut der Priesterin des Tempels, Namens Bacbuc, überläßt [5, 37.]. Hierauf sehen sie ein schönes Gemälde von den

Triumphen des Bacchus [5, 39. 40.], die herrliche Lampe, die den Tempel erleuchtet [5, 41], und die wunderbare Quelle, deren Waſſer wie Wein ſchmeckt [5, 42.]. Endlich gelangt Panurge durch ein goldenes Thor nach einer Kapelle aus durchſichtigen Steinen, in deren Mitte ſich ein ſiebeneckiges Brunnenbecken aus Alabaſter mit der weisſagenden Flaſche befindet, von welcher geſagt wird, daß ſie aus feinem Kryſtalle und von ovaler Form war [5, 43]. Die Prieſterin wirft etwas in die Quelle, worauf das Waſſer Blaſen zu werfen beginnt und man aus der Flaſche das Wort „Trinc“ vernimmt [5, 44.], worauf die Prieſterin den Ausſpruch thut, daß dieß die glückbedeutendſte Antwort ſei, die ſie in der ganzen Zeit ihres Tempeldienſtes oernommen. Sie erklärt aber, daß jener Ausſpruch ſo viel bedeute als „Trink;“ und da ſo die Göttin ſelbſt dem Panurge den Genuß des göttlichen Getränkes gebietet, ſo überreicht die Prieſterin ihm einen Becher Faiernee aus der wundeebaren Quelle. Ehe ſie dann noch den übrigen Gäſten aus derſelben zu trinken gegeben, beginnen ſie beeeits zu raſen, und indem ſo alle von bakchiſcher Begeiſterung ergriffen ſind, ſchließt der Roman mit einer Tirade obſeöner und gottloſer Verſe. —

Wenige Schriftſteller nue ſind mehr geſchmäht und geprieſen worden als Rabelais; ſo hat ihm de Thou den höchſten Beifall gezollt; Ronſaed aber und Caloin, dee ihn zu bekehren gedachte, ihn auf das heftigſte angegriffen. Auch die ſpäteren Kunſtrichter ſtimmen eben ſo wenig übeein; ſo hat ihn Boileau la Raison habillée en masque genannt, wäheend Voltaire in ſeinem Temple du Goût ſich dahin ausſpricht, daß man den ganzen Verſtand und Witz Rabelais' auf drei Seiten zuſammenfaſſen könne, der Reſt des Werkes aber eine Maſſe unzuſammenhängendee Abſurditäten ſei.

Pasquier in ſeinen Briefen (L. 1.) ſagt, daß Rabelais zwei unglückliche Nachahmer hatte; den einen, der unter dem Namen Léon d'Alduiſy ſchrieb, in ſeinen Propos Rustiques, und der andeee ein Anonymus, in einem Werke betitelt les Fanfreluches. — Le Moyen de Parvenir von Béroalde de Veeville iſt dasjenige Werk, welches meiner Meinung nach dem des Rabelais am meiſten ähnlich iſt. Der Verfaſſer nennt ſich einen Nachahmer des Vaters des komiſchen Romanes; ſein Werk zeigt jedoch eine größeee Unordnung als das ſeines Voebildes [406]). Gleich Athenäus führt er eine Geſellſchaft ein, welche ſich über verſchiedenaetige Gegenſtände unterhält, und eine Anzahl Späße und Geſchichten werden auf dieſe Weiſe nach Art des Rabelais auf's Gerathewohl unter einander gewoefen, jedoch weder durch einen Rahmen noch durch einen Hauptcharakter zuſammengehalten. In den Menagiana [4, 422. Amſt. 1716] wied geſagt, daß die beſte dieſee Erzählungen des Verville ſich in Foem von Feage und Antwort am Ende einer Haudſchrift in der alten Sprache der Pikardie befindet, welche den Titel trägt: Les Evangiles des Quenouilles und von der in Druck erſchienenen Ausgabe dieſes Werkes abweicht.

In der chronoiogiſchen Reihenfolge iſt der nächſte komiſche Roman, dee auf das Week des Rabelais folgt, die

Vita di Bertoldo

[Geäße Sagenkreiſe S. 466 ff.]

(Leben des Bertoldo) gegen Ende des ſechzehnten Jahehunderts in italieniſcher Sprache, abgefaßt von Giulio Ceſare Croee mit dem Beinamen della Lira, weii er die Geige, auf welchee er in den Steaßen von Bologna kraßte, mit dieſer erhabenen Benennung beehrte.

Ich keune faſt keinen einzigen berühmten Roman oder Novelle, woein die Hauptpeeſon vermöge ihree Talente aus dem niedrigen Stande zu einer angeſehenen Lebensſtellung empoeſteigt. Die Vita di Bertoldo jedoch ſchildert die Erhebung eines Bauern zu den höchſten Wüeden ſeines Laudes in Folge eines groteskeu Humors und einer ungewöhnlichen Geſchicklichkeit, duech welche er ſich aus den ſchwierigen Lagen ereettet, in die er durch die Bosheit ſeiner Feinde geſtürzt wird.

Dieſer Roman iſt der morgenländiſchen Geſchichte von Saiomon und Markulf entlieben, welche eine der zahlreichen Sagen in Betreff dieſes jüdiſchen Königs iſt. Sie erſchien im zwölften Jahrhunderte in metriſcher Geſtalt franzöſiſch; im Jahre 1488 lateiniſch und engliſch unter dem Titei: „Ausſprüche und Sprüchwörter des Salomon nebſt den Antworten des Maekulf (Sayings and Proverbs of Salomon with the answers of Marcolphus [407]). Die Vita di Bertoldo jedoch iſt die beliebteſte und verbreiteſte Bearbeitung dieſer Geſchichte; ja in dem Lande, welche ſie erzeugte, genoß ſie mehr als zwei Jahehunderte

lang einen Ruf, der dem des Robinſons Cruſoe oder des Pilgrim's Progress in England gleich kam. Die Kinder wußten ſie auswendig und die Wärteeinnen eezählten ſie denen, die noch nicht leſen konnten. Zahlloſe Sentenzen und Sprüchwörter, die darin vorkommen, ſind noch immer im Munde der Wenigen, die ſie nicht geleſen oder ſir vergeſſen haben, wie z. B. der Felede der Marcolfa (la pace di Marcolfa), welche Frau des Helden gewöhnlich mit iheem Manne zankte, um ſich dann wiedrr mit ihm ausſöhnen zu konnen.

Nicht weit vom Anfange dieſes Werkes wird erzählt, daß im ſechsten Jahehunderte der König Aldoin über die Lombaedei herrſchte und in ſeiner Hauptſtadt Verona reſidieete. Zu derſelben Zeit lede in einem kleinen Dorfe dee Umgegend ein Bauer, Namens Bertoldo, der ein ſeltſames und lachenerregendes Aeußere deſaß. Sein groſſer Kopf nämlich war rund wie ein Ball und mit kurzrn rothen Haaren deſetzt, ee hatte zwei kleine Triefaugen mit ſcharlachrothem Rande, eine flache dreite Naſe und einen Mund, der von einem Ohee zum andern reichte, ſo wie auch ſeine übrige Perſönlichkeit den Reizen ſeines Angeſichtes entſprach.

Bertoldo fand jedoch für ſeine Häßlichkeit einen reichen Erſatz in der Schäefr und Gedlegenheit ſeines Verſtandes. Die Nachdarn zogen ſeine Sittenlehren denen ihres Pfarrers vor; er legte ihre Streitigkeiten auf eine für die Parteien befriedigendere Weiſe dei als der Gutsherr oder der Gerichtshalter, und er machte ſie herzlicher lachen als die Luſtigmachee, welche gelegentlich durch das Dorf kamen.

Eines Tages nun ergriff Bertoldo dee Wunſch, die Hauptſtadt und den Hof zu ſehen. Indem er alſo nach Verona kam, ſah er ſogleich bei ſeinem Eintritte zwei Weibee, welche auf der Straße wegen rines Spiegels mit einander zankten und folgte ihnen nach der Gerichtshalle, wohin ſie voegefordert wurden um das Urtheil des Königs zu vernehmen, dee ihren Streit mit angehört hatte. Das auffallende Aeußere des Beetoldo und die Keckheit, daß er ſich auf einen der für die Vornehmſten drs Hofes beſtimmten Sitze niedeeließ, erweckte die Aufmerkſamkeit des Monarchen, deſſen Neugier duech die Antworten, welchr Bertoldo auf die erſten Fragen in Betreff ſeines Standes, Altees und Wohnortes ertheilte, noch welter erregt wurde. In Folge deſſen nahm ihn ſeine Majeſtät noch weiter in's Veehöe und fragte unter Anderm, welches der beſte Wein wäre. „Dee, welchen wie auf Koſten eines Andern trinken," lautetr der Beſcheid. — Wer uns am meiſten ſchmeichle? — „Der, welcher uns dereits betrogen hat oder noch betrügen will," ein Gedanke, der ſich beeeits bei Arioſt findet:

Chi mi fa più carezze che non suole,
O mi ha ingannato o ingannar mi vuole [108]).

Bertoldo gab nun Acht auf die Gerichtsoerhandlungen in Betreff des Spiegels, den der König entzwei zu beechen und unter die beiden ſteeitenden Frauen zu theilen beſahl. Da jedoch die eine derſelben bat, man möchte ihn lieber ganz laßen und iheer Gegneeln geben, ſo deſahl der König ihn ihr einzuhändigen. Die Hofleute zollten dieſer glücklichen Anwendung des Salomoniſchen Urtheiles ihren ungetheilten Beifall; Bertoldo jedoch weiſt auf diejenigen Umſtände hin, oermöge deren ſeinee Meinung nach jene Entſcheidung nicht als Präeedenzfall gelten könne und ſchließt mit einigen beißenden Bemeekungen über das ſchöne Geſchlecht, auf welche der König mit einee ſtudierten Lodrede anwortet. Dieſe Saekasmen ſo wie ein keineswegs ſinnreicher Einfall, oermittelſt drſſen er den König zu überzeugen ſucht, daß ee eine zu günſtige Meinung von den Frauen hege, reizen die Königin zur Rache füe die ihrem Geſchlechte angethane Beleidigung. Unter dem Vorwande alſo Beetoldo belohnen zu wollen, läßt ſie ihn in ihe Zimmer holen. „Was für eine lächerliche Figur haſt du doch" bemerkt ihre Majeſtät, als er eeſcheint. „So wie ſie nun einmal iſt, habe ich ſie von Natur," erwiedert Bertoldo. „Ich ſuche weder meinem Körperwuchs noch meiner Geſichtsfarbe nachzuhelfen." Indem er aber hierauf wahrnimmt, daß die Königin und die Damen ihres Gefolges Gerten in den Händen haben und er demgemäß feindliche Abſichten vermuthet, ſo theilt er ihnen mit, daß er ſich etwas auf die Zauderei oerſtünde und nicht nue ihre Abſichten merke, ſondeen auch vorauswüßte, daß ihm diejenige den erſten Schlag geben würde, welche ihre eigene und ihres Ehrmannes Ehre am wenigſten ſchone. Durch dieſen Einfall, welchee der oben angeführten 39ſten Novelle in den Cento Novelle Antiche entſpricht, kommt Beetoldo ohne Schläge davon.

Das drollige Benehmen des Bertoldo eeweckt

die Eifersucht des Fagotti, der bis dahin der einzige Spaßmacher bei Hofe gewesen war. Hierauf folgen nun eine Anzahl ungereimter Fragen, welche Fagotti in der Absicht, seinen Nebenbuhler bloß zu stellen, an diesen richtet, so wie die siegreichen Antworten unsres Helden. „Wie würdest du Wasser in einem Siebe tragen?" — „Ich würde warten, bis es gefroren wäre." — „Wann kann man einen Hasen fangen, ohne zu laufen?" „Wann er am Spieße steckt." Diese und noch viele andere Antworten Bertoldo's entsprechen den Geschichten, die von Bahalul mit dem Beinamen Al Megnun dem Hofnarren Harun Alraschid's erzählt werden [sieh b'Herbelot Bibl. Orient. s. v. Bahalul].

Um diese Zeit beharren die alten Feinde Bertoldo's, die Hofdamen nämlich, auf ihre Zulaßung in den Staatsrath. Der König geräth über dieses Ansinnen in einige Verlegenheit, bis er endlich auf den Rath Bertoldo's auf ihr Begehren einzugehen scheint und der Frau des Premierministers eine Schachtel übersendet, welche er sie bis zum folgenden Tage in ihrem Garten aufzubewahren bittet, indem dann die Damen und die Minister über den Inhalt der Schachtel berathschlagen würden. Die Frau des Ministers öffnet sie jedoch aus Neugier und der darin eingesperrte Vogel fliegt fort, wodurch sie bewies, wie übel qualifiziert das schöne Geschlecht ist Staatsgeheimnisse zu bewahren.

Die Hofdamen beschließen jedoch sich an Bertoldo wegen des Streiches, der ihnen auf sein Anrathen gespielt worden, zu rächen. Er wird wiederum vor die Königin gefordert, steckt indeß, bevor er sich hinbegiebt, zwei Hasen in seine Taschen. Da er nun um in die Gemächer der Königin zu gelangen über einen Hof mußte, den zwei absichtlich losgekettete ungeheuer große Hunde bewachten, so wandte er die Aufmerksamkeit derselben dadurch von sich ab, daß er die beiden Hasen laufen ließ, und während die Hunde sie verfolgten, gelangte er zum höchsten Verdruß ihrer Majestät und deren Damen wohlbehalten bis zu den Gemächern derselben.

Indem daher die Königin wahrnimmt, daß Bertoldo allen ihren Anschlägen auszuweichen versteht, beharrt sie darauf, daß er ohne weitere Umstände gehängt werde, wozu der König alsbald seine Zustimmung ertheilt. Auch Bertoldo tritt diesem Beschlusse mit weniger Widerstreben bei, als man hätte erwarten dürfen, bedingt sich jedoch aus, daß man ihm die Wahl des Baumes überlaße, an welchem er seine Vergehungen büßen sollte. Er zieht hierauf in Begleitung der Gerichtsdiener und des Henkers aus um seine Wahl zu treffen, hat aber an jedem Baume, auf den man seine Aufmerksamkeit lenkt, etwas auszusetzen; welches Histörchen auch in dem Volksbuche von Salomon und Markulf [K. 8] vorkommt. Während er nun so umhersucht, macht sich Bertoldo durch seine hübschen Geschichten bei seinen Begleitern so beliebt, daß sie ihn entwischen laßen, worauf er in sein Dorf zurückkehrt.

Die Königin bereut indeß später ihre Grausamkeit, und da sie vernimmt daß Bertoldo sich noch am Leben befindet, so bittet sie ihren Gemahl ihn an den Hof zurückzurufen. Er läßt sich aber nur sehr schwer dazu bewegen und wird dann zum geheimen Rathe gemacht, überlebt jedoch vermöge der Veränderung in seiner Lebensweise die Erhebung zu dieser Würde nicht lange.

Ich habe diesen Auszug aus der Vita di Bertoldo nicht wegen ihres hohen Werthes gegeben, sondern wegen ihrer Berühmtheit und weil dieses Buch zweihundert Jahre lang in einem der interessantesten Länder Europa's die hauptsächlichste literarische Unterhaltung gewährte. Es ist indeß unnöthig, mich über das Leben seines Sohnes Bertoldino, welches gleichfalls der Verfasser des Bertoldo, jedoch erst lange Zeit nach seinem ersten Werke schrieb, oder über das seines Enkels Cacasenno von Camillo Scaliger della Fratta des weitern auszulaßen; denn diese Erzeugnisse wurden nie so beliebt wie die Vita di Bertoldo und stehen dieser auch an Werth nach. Der nämliche König, der Bertoldo begünstigt hat, zieht auch den Sohn desselben an seinen Hof, wo er wegen seiner Narrheit und Ungereimtheit eben so berühmt wird, wie sein Vater wegen seiner Klugheit und daher bald mit Schande und Spott in sein Dorf zurückgeschickt wird. Der König jedoch, nicht zufrieden mit diesem einen Versuche, läßt nun den Enkel holen, der sich indeß nur als ein gewaltiger Fresser und Poltron erweist, und die Ereignisse dieser Geschichte beruhen auf der Darlegung dieser seiner bösen Eigenschaften. —

Das Leben dieser drei Bauern bildet den Stoff eines sehr geschätzten italienischen Gedichtes, welches zu Ende des siebzehnten oder am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts unter folgenden Umständen verfaßt wurde. Joseph Maria Crespi,

ein berühmter Künſtlee zu Bologna, verfertigte nämlich eine Reihe von Gemälden zur Erläuterung der Abenteuer des Bertoldo und ſeiner Nachkommen, woein die Figueen der Haupiperſonen mit ungemein viel Geiſt ausgeführet warrn. Nach dieſen Gemälden arbeitete ein anderer italieniſcher Künſtler eine Reihe von Kupferſtichen und ſtati nun eine neue Ausgabe der Proſaromane zu veranſtalten, in denen dieſe hätten ihre Stelle finden können, faßten meheere witzige Köpfe den Plan, Bertoldo und ſeine Familie zu Helden eines Gedichtes zu machrn und zwae in der Manier, die man nach dem Erfinder derſelben, Beeni, die Berneskiſche (genere Berneseo) nenni, und die einen etwas höhern Ton als die Burleske, abee einen niedrern als die Satyee beobachtet. Dieſes Gedicht wurde in zwanzig Geſänge getheilt; jedes Mitglied der Geſellſchaft verfaßte einen Geſang mit Ausnahme von dreien, von denen einee die verſifizierten Inhaltsanzeigen, dee zweite eine Allegorie des Ganzen, der dritte gelehrte Anmeekungen ſchrieb. Dieß Werk erſchien 1736 zu Bologna mit allen den Zieraten, welche die ſchönſten italieniſchen Gedichte zu begleiten pflegen, und hatte bald einen ungeheuren Erfolg. Es wurde auch in den bologneſiſchen und venezianiſchen Dialekt übertragen und den Ausgaben von 1746 und 1747 ein Vokabularium dieſer Mundarten beigegeben. Endlich hat man auch eine neugriechiſche Bearbeitung dieſes Gedichtes.

Bei weitem der berühmteſte Roman der voeliegenden Gattung iſt jedoch das Leben und die Thaten des

Don Quijote [409]),

welcher zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts einige Jahre nach dee Abfaſſung dee Vita di Bertoldo zum erſten Male erſchien.

Zu einer Zeit wo der Geiſt der thatſächlichen irrenden Ritterſchaft eeloſchen wae, die Erzählungen ihrer Extravaganzen abee noch immer mit wahrer Wuth veeſchlungen wurden, unternahm es **Cervantes** den verdorbenen Geſchmack ſeinee Landsleute und beſonders, wie man ſagt, den des Herzogs von Lerma, deſſen Kopf von den Dichtungen der Romantik ganz erfüllt war, lächerlich zu machen. Seine Abſicht war alſo keineswegs, wie einige Scheiftſteller geglaubt haben, die Sucht nach Abenteuern zu verſpotten, welche nicht nur zue Zeit des Cervantes ſelbſt, ſondern auch zu der, in welcher Don Quijote nach dee Darſtellung des Verfaſſers gelebt haben ſoll, gänzlich verſchwunden war; ja im entgegengeſetzten Falle würde der Werth des Werkes ein geringerer ſein, da ein bedeutender Theil des Lächerlichen aus der Seltſamkeit der Unternehmung des Helden entſpeingt. Vielmehr wurde der Don Quijote in der Abſicht geſchrieben die Thorheit Derer bloß zu ſtellen, die ihre Zeit mit der Abfaſſung oder dem Leſen romantiſcher Dichtungen verloeen und darüber andere Studien und Beſchäftigungen vernachläßigten. Auch ſagt Cervantes ſelbſt in der Vorrede, ſein Zweck wäre „das übel begründete Gebäu der Ritterbücher einzureißen und die Autorität und das Anſehen, welche ſie in der Welt und unter dem großen Haufen beſäßen, zu veenichten." [410]).

In dieſer Abſicht alſo hat der Verfaſſer, wie alle Welt weiß, einen Mann von liebenswürdigem Charakter und ſonſt vortrefflichem Verſtande geſchildert, deſſen Gehirn jedoch duech das beſtändige Leſen von allerlei Arten von Ritterromanen in Unordnung gerathen iſt; eine keineswegs unwahrſcheinliche Fiktion, da ſeine Landsleute gegen Ende ihres Lebens häufig dieß Schickſal haben ſollen. — „Sur la fin de ses jours Mendoza devint furieux, comme font d'ordinaire les Espagnols" (ſ. Thuana u. ſ. w.). Die Phantaſie des Don Quijote wied endlich duech Vorſtellungen von Zauberelen und Zweikämpfen ſo ſehr erhitzt und irre geführt, daß er den ganzen chimäeiſchen Wuſt, von dem er las, für Wahrheit nimmt und ſich berufen glaubt, mit Roß und Rüſtung die Welt zu duechziehen und Abenteuer zu ſuchen und zwar ſowohl um das allgemeine Wohl zu befördern, als auch ſich ſelbſt Ruhm zu erweeben. Im Verlaufe ſeiner irrenden Ritterſchaft nun, deren Schauplatz nach La Mancha und Aragon verlegt wird, erſcheinen die gewöhnlichſten Gegenſtände und Ereigniſſe ſeiner krankhaften Einbildung in dem Lichte der Zauberei und des Ritterthumes und er mißt ſie mit dem romantiſchen Maßſtabe, an welchen er durch ſeine Lieblingslektüre gewöhnt war; und wenn er das, was er ſo umgewandelt hat, endlich einmal in ſeinen wahren und natürlichen Farben erblickt, ſo hält er dieſe Wirklichkeit füe lautee Täuſchung und für eine Verwandlung boshafter Zauberer, welche auf ſeinen großen Namen eiferſüchtig wären und ihn des Ruhmes ſeiner Thaten zu beeauben wünſchten.

Dieſer doppelte Irrwahn bildet die Baſis des Werkes und unter dem Einfluſſe desſelben macht der Held eine lange Reihe komiſcher und phantaſtiſcher Abenteuer durch, ohne die Weisheit oder das Paſſende ſeines Unternehmens im geringſten zu bezweifeln. Auf allen ſeinen Zügen aber begleitet ihn ein Knappe und die Miſchung von Leichtgläubigkeit und Verſchlagenheit in dem Charakter desſelben bildet nach der Meinung vieler Kritiker den unterhaltendſten Theil des ganzen Werkes; und in der That wenn, wie man behauptet hat, das Lachen durch den Anblick von unzuſammengehörigen Dingen, die in ein Ganzes vereinigt ſind, erweckt wird, ſo giebt es nichts glücklicheres als die ſtarken und vielfachen Kontraſte zwiſchen Sancho und ſeinem Herrn. Da die Gegenwart des Knappen in dem Werke unerläßlich nothwendig iſt, ſo feſſelt ihn der Ritter an ſich durch das Verſprechen der Statthalterſchaft einer Inſel und durch den glücklichen Zufall, daß ſie in der Sierra Morena einige Goldſtücke finden. Endlich verkleidet ſich einer von Don Quijote's Freunden, um ihn zur Rückkehr in ſein Dorf zu nöthigen, als Ritter, greift ihn an, beſiegt ihn, und beſteht dann der Uebereinkunft gemäß darauf, daß er ſich nach Hauſe begebe und ein Jahr lang jede ritterliche Unternehmung unterlaße. Dieſe Zeit beſchließt der Held als Schäfer zuzubringen und entwirft in dieſer Abſicht einen ungereimten Plan zu dieſer Art von ländlichem Leben, womit Cervantes, obgleich ſelbſt Verfaſſer der Galatea, ohne Zweifel eine Satyre gegen die paſtoralen Dichtungen beabſichtigte, welche zu ſeiner Zeit wie den Ritterromanen in der Volksgunſt zu wetteifern begannen.

In dem Werke des Cervantes bietet ſich uns eine große Neuheit in der ganzen Anlage und der Leſer findet darin eine Art der Unterhaltung, wie in keinem frühern Erzeugniſſe. Wir empfinden das höchſte Vergnügen, indem wir zuerſt die Gegenſtände ſehen, wie ſie wirklich ſind, und dann wie ſie in der Phantaſie des Helden verwandelt erſcheinen. Der Beſchaffenheit des Planes nach iſt zwar der Verfaſſer in der Zahl ſeiner Hauptperſonen etwas beſchränkt; wie jedoch Milton die ſeinigen zu verdoppeln gewußt hat, indem er unſere erſten Eltern zuerſt in einem Zuſtande vollkommener Unſchuld, hierauf aber in dem des Falles und der Sünde geſchildert hat, ſo hat auch Cervantes auf gleiche Weiſe ſeinem Helden einen doppelten Charakter verliehen, indem er ihn als einen Mann von richtigem Verſtande und Bildung darſtellt, der jedoch in Betreff der Gegenſtände des Ritterthumes eine verkehrte Anſchauung hegt. Eben ſo iſt auch Sancho ein Anderer, wenn der Wahnſinn ſeines Herrn auf ihn ſeinen Einfluß ausübt, als wenn er ſeinem natürlichen Charakter folgt. Endlich erſcheinen die übrigen Perſonen gleichfalls in einer doppelten Geſtalt, nämlich in der, welche ſie in der Wirklichkeit beſitzen und in der, die ſie in der Phantaſie des Don Quijote annehmen.

Die größte Kunſt des Werkes beruht jedoch in der Schnelligkeit, mit welcher in dem Helden die ungereimteſten und phantaſtiſcheſten Ideen, die aber immer mit den Abenteuern in den Ritterromanen irgend eine Verwandtſchaft haben, auftauchen, und in dem Ernſte, mit welchem er ſie feſthält. Um aber einzelne Partieen jener romantiſchen Erzeugniſſe gehörig lächerlich machen zu können, wurden letztere von Cervantes auf das ſorgfältigſte ſtudiert. Indeß ſcheinen beſonders die ſpaniſchen Ritterbücher und unter dieſen wieder vorzugsweiſe Amadis de Gaula ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen zu haben. Ja, die Anſpielungen auf dergleichen Werke ſind ſo zahlreich und ein ſo großer Theil der Unterhaltung entſpringt aus der glücklichen Nachahmung dieſer Werke und aus dem poſſierlichen Lichte, in welchem die Ereigniſſe derſelben hier erſcheinen, daß ich nicht umhin kann, diejenigen für einigermaßen unaufrichtig zu halten, welche mit dieſer Gattung von Werken unbekannt ſind und gleichwohl an den Abenteuern des Don Quijote einen großen Gefallen zu finden behaupten. Es läßt ſich jedoch allerdings nicht läugnen, daß ein bedeutender Theil des Vergnügens, welches man bei dem Leſen des Don Quijote empfindet, aus den zahlreichen Schilderungen der Seenerieen, der herrlichen Gebirge, romantiſchen Ströme und entzückenden Thäler eines Landes entſpringt, welches von Cordova bis Roncesvalles gleichſam das eigentliche Land der Romantik zu ſein ſcheint. Auch enthält das Werk eine glückliche Beimiſchung der Geſchichten und Namen der Mauren, eines Volkes, welches in Folge ſeiner einſtigen Größe, Galanterie und Unglücksfälle und vielleicht auch zum Theile durch die vielen klagenden Romanzen, in denen ſeine Thaten und Schickſale erzählt werden, die Phantaſie auf wunderbare Weiſe erregt und unſer Mitgefühl erweckt.

In dem Werke des Cervantes iſt meiner Meinung nach der erſte Theil ohne Zweifel der beſte; denn in dem zweiten empfinden wir tiefen Unwillen über die grauſamen Täuſchungen, welche ſich das herzogliche Paar gegen Don Quijote erlaubt; ſicherlich ſind die phantaſtiſchen Vorſtellungen, welche in ſeinem Gehirne durch den Anblick natürlicher Gegenſtände von ſelbſt rege werden, unterhaltender als diejenigen, welche ihm durch künſtliche Mittel und durch das Einſchreiten andrer Perſonen aufgezwungen werden [410a]).

Der erſte Theil des Don Quijote erſchien 1605, der zweite 1615. In der Zwiſchenzeit und während Cervantes den zweiten Theil zum Drucke vorbereitete, gab ein Schriftſteller, welcher den Namen Avellaneda annahm, im J. 1614 ſeine Fortſetzung des erſten Theiles des Don Quijote zu Tarragona heraus. Dieß iſt das Werk, welches Cervantes in dem zweiten Theile, beſonders aber in der Vorrede zu demſelben ſo häufig erwähnt und angreift; es iſt jedoch ſo wenig bekannt, daß Viele der Meinung geweſen ſind, Cervantes habe nur ein Geſpenſt ſeiner eigenen Phantaſie bekämpft. Wahrſcheinlich hat zwiſchen ihm und Avellaneda ein perſönlicher Zwiſt beſtanden, da die Vorrede des Letztern nicht nur eine ſehr ungerechte Kritik des Werkes ſeines Feindes, ſondern auch viel perſönliche Schmähungen enthält; er erinnert ihn daran, daß er jetzt bereits ſo alt ſei wie das Schloß San Cervantes und ſo grob, daß kein Freund ihm empfehlende Sonette zu ſeinem Werke lieſern wollte, ſo daß er ſie in Folge deſſen vom Prieſter Johann entleihen mußte. Die einzige Entſchuldigung, fähret er fort, ließe ſich für die Ungereimtheiten des erſten Theiles des Don Quijote anführen, daß er im Gefängniſſe geſchrieben und daher auch nothwendigerweiſe von dem Unrathe eines ſolchen Ortes infiziert worden ſei. — Cervantes fühlte wahrſcheinlich, daß weder ſein Alter noch ſeine Armuth und ſein Aufenthalt im Gefängniſſe irgend Gegenſtände begründeten Spottes ſein konnten und ſein Tadel des Avellaneda in dem zweiten Theile des Don Quijote erſcheint daher gewiß gerechtfertigt.

Das Werk des Avellaneda [411]), welches auf dieſe Weiſe mit perſönlichen Schmähungen überladen iſt, enthält auch eine große Zahl der unverſchämteſten Plagiate aus Cervantes, von welchem er ſich beſonders darin unterſcheidet, daß ſeine Ereigniſſe es nicht auf den Amadis de Gaula, ſondern auf den Don Belianis abſehen; das Gehirn des Don Quijote wird bei ihm durch das Leſen der Ritterromane von Neuem erhitzt und er verdammt ſich ſelbſt wegen ſeines unthätigen Lebens und der Nichterfüllung der Pflichten, die ihm obliegen, nämlich die Erde von den hochmüthigen Rieſen zu befreien, welche gegen alles Recht und alle Vernunft ſowohl Ritter als Damen auf das frechſte behandeln. Da er endlich wahrnimmt, daß Dulcinea eine zu ſpröde Prinzeſſin iſt, ſo beſchließt er, ſich „der Ritter ohne Dame" (el Caballero desamorado) zu nennen [c. 4.] und die Erinnerung an ſie aus ſeinem Gedächtniſſe zu verwiſchen, was er durch das Beiſpiel des Sonnenritters rechtfertigt, welcher unter ähnlichen Umſtänden die Prinzeſſin Clariana verläßt [c. 2.]. Zu Anfange ſeines neuen Auszuges hält er ein Wirthshaus für ein Schloß, den Wirth für den Vogt desſelben; ein galiziſches Frauenzimmer aber, das der Maritornes entſpricht, für eine unglückliche Prinzeſſin [c. 4.]; und indem er nach Saragoſſa gelangt, will er einen Verbrecher von der Peitſche der Gerichtsdiener befreien, die er für ehrloſe, gewaltthätige Ritter hält [c. 8.]; welches Ereigniß offenbar dem Vorfalle mit den Galeerenſklaven im erſten Theile des Don Quijote entlehnt iſt.

Hinwiederum muß Avellaneda einen geheimen Zugang zu den Materialien des zweiten Theiles desſelben gehabt haben oder Cervantes hat ihn ſeinerſeits nachgeahmt. So finden wir bei Avellaneda den ganzen Plan von Sancho's Statthalterſchaft [ſ. die folgende Anmerk.] und Don Alvaro Taeſe, welcher Don Quijote in ſeiner Narrheit beſtärkt, indem er ihm einen verkleideten Rieſen vorführt, der aus weiter Ferne herbeikommt um ihn zum Zweikampfe herauszufordern [c. 13.], entſpricht dem Herzoge in dem zweiten Theile des Cervantes.

Ueberhaupt ſind die beiden Werke im Ganzen genommen einander ziemlich ähnlich [412]); jedoch wird in den Vorreden zu den ſpaniſchen Ausgaben und franzöſiſchen Ueberſetzungen des Avellaneda geſagt, daß man in Spanien allgemein dafür hält, er habe Cervantes in der Charakterzeichnung des Sancho übertroffen, welcher nach der Darſtellung des Letztern einigermaßen inkonſequent erſcheint, da er bald wie ein ſimpler Bauer und bald wie ein durchtriebener boshafter Schelm ſpricht. Auch Don Quijote ſelbſt zeigt bei Avellaneda nie den richtigen Verſtand, wel-

chen er bei Cervantes gelegentlich an den Tag legt, und ist in seiner Narrheit ungereimter und phantastischer, besonders wenn er sich in seinen Träumereien Dinge vorstellt, die erst geschehen sollen; so sagt er unter Anderm [s. die vorherg. Anmerk.]: „Ich werde mich dann dem Riesen nähern und ohne Umstände zu ihm sprechen: „Stolzer Riese, ich will mit dir kämpfen unter der Bedingung, daß der Sieger dem Besiegten den Kopf abschlage.“ Da alle Riesen hochmüthig sind, so wird er darauf eingehen, von seinem Wagen herabzukommen und einen weißen Elephanten besteigen, den ein kleiner Zwerg führt, welcher sein Knappe ist und auf einem schwarzen Elephanten sitzend seine Lanze und seinen Schild trägt. Dann werden wir wüthend auf einander losrennen und uns in der Mitte des Kampfplatzes begegnen, und er wird meine Rüstung treffen, sie aber nicht durchbohren können, weil sie bezaubert ist. Gleichwohl werde ich durch die Heftigkeit des Stoßes den Kopf bis auf den Sattelbogen sinken laßen und die Besinnung verlieren; jedoch werde ich mich rasch erholen und den Riesen so gewaltig mit der Lanze auf die Brust treffen, daß er vom Pferde stürzen und ob der Schmach und dem Schmerze seines Sturzes tausendfache Lästerungen gegen den Himmel ausstoßen wird, wie dieß die Weise der Riesen ist ꝛc.“

Von diesem Werke des Avellaneda giebt es eine französische Bearbeitung von Le Sage [413]), welche Baker's englischer Uebersetzung zu Grunde liegt. Le Sage hat vieles eingeflochten, was sich in seinem Originale nicht befindet, unter Anderm eine Geschichte [vol. 1. ch. 29.], die auch in Pope's Essay on Criticism angetroffen wird und dort also beginnt:

„La Mancha's Ritter traf dereinst, sagt man,
Auf seinem Wege einen Barden an“ u. s. w. [414]).

Auch die Katastrophe ist ganz verschieden; bei Le Sage nämlich wird Don Quijote in einem Streite erschossen, wohingegen ihn in dem spanischen Originale Don Alvaro Tarfe, der ihn in seinem Wahnsinne so sehr bestärkt hat, in ein Tollhaus zu Toledo einsperren läßt.

Le Sage wird auch für den Verfasser einer Fortsetzung des ächten Don Quijote gehalten, in welcher eine Anzahl spanischer Geschichten aufgenommen sind und die Abenteuer, die Sancho nach dem Tode seines Herrn besteht, erzählt werden [415]).

Ein Werk von der Berühmtheit des Don Quijote mußte nun aber unfehlbar zahlreiche Nachahmungen hervorrufen. Die ausgezeichnetste von diesen ist Butler's Hudibras, wo der Held, ein presbyterianischer Richter, in Begleitung eines Schreibers von der Sekte der Independenten in der Wuth unwissenden Eifers das Land durchstreift, um Misbräuche abzustellen und Aberglauben zu unterdrücken. In neuerer Zeit jedoch sind noch viel genauere Nachahmungen erschienen; so sind in Pharsamon ou les nouvelles folies romanesques, dem früheſten Werke des berühmten Marivaux, und in Smollet's Sir Launcelot Greaves die Helden ganz von derselben Narrheit befallen wie Don Quijote, was die Aehnlichkeit zu auffallend macht. In anderen Nachahmungen tritt eine andere Art von Wahnwitz auf; so in dem „Weiblichen Quijote“ (the Female Quijote) der Mrs. Lennox, welcher 1752 erschien und eine Satyre auf die Romane Gomberville's und der Scuderi und ihrer Schule enthält, indem darin die Heldin eine Dame von Geburt und liebenswürdigen Eigenschaften ist, welche jedoch, da ihr Vater sie in völliger Abgeschiedenheit von der Welt auferzogen hat und sie fortwährend Werke wie die Clélie und Artaménès zu lesen pflegt, endlich die Ereignisse dieser Romane für wahr hält und ihr Benehmen danach einrichtet. Auch bildet sie sich ein, daß jeder Mann insgeheim in sie verliebt ist und lebt in beständiger Furcht, daß sie mit Gewalt entführt werde. Den Gärtner ihres Vaters hält sie für einen verkleideten Mann von hohem Range; sie bittet ein Kammermädchen ihr die Abenteuer ihrer Herrin zu erzählen, die aber zufällig nicht zum Wiedererzählen eingerichtet sind und entläßt einen vernünftigen Liebhaber, weil sie findet daß er in dem Codex der Galanterie, für welchen ihre Lieblingsromane ihr gelten, nicht gehörig bewandert ist.

In Sorel's Berger Extravagant werden die Hirtenromane auf gleiche Weise verspottet; die anziehendste Nachahmung des Don Quijote jedoch ist, Wieland's Don Silvio de Rosalva.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts nämlich war der Geschmack an Feeenmärchen besonders in Frankreich so allgemein geworden, wie der an Ritterromanen es hundert Jahre vorher

in Spanien geweſen war. Dieſe Leidenſchaft beſchloß Wieland lächerlich zu machen. Silvio de Roſalva, der Held ſeines Romanes, iſt nämlich ein junger valencianiſcher Edelmann, welcher nichts anderes geleſen hat als Feeenmärchen und endlich an die Wirklichkeit der darin geſchilderten Welt glaubt [B. 1. C. 4. 5.]. Da er nun zufällig in einem Walde das Miniaturgemälde einer ſchönen Dame findet, ſo hält er es für das Bildniß einer bezauberten Prinzeſſin, die durch die Fee Radiante, unter deren beſonderm Schutz er zu ſtehen glaubt, für ihn beſtimmt ſei [B. 1. C. 7.]. Die meiſten Abenteuer nun tragen ſich während ſeines Aufſuchens dieſer eingebildeten Geliebten zu, welche, wie er glaubt, von einer boshaften Fee in einen blauen Schmetterling verwandelt worden iſt, weil ſie eine Verbindung mit ihrem Neffen, dem grünen Zwerge, zurückgewieſen [B. 1. C. 10.]. Endlich gelangt er nach dem Schloſſe Lirias [B. 5. C. 4.], deſſen Beſitzer eine Schweſter bei ſich hat, und findet nun daß dieſer das Miniaturgemälde angehört, welches ihre Großmutter in dem Alter von ſechzehn Jahren vorſtellt. Durch dieſen Umſtand wird er von ſeinen Grillen geheilt, wie nicht minder durch die Argumente ſeiner Freunde, beſonders der jungen Dame, in die er ſich heftig verliebt und deren Schönheit der entzauberte Jüngling endlich den imaginären Reizen vorzieht, denen er ſo lange nachgejagt hatte [B. 7. C. 2 ff.]. — Der Hauptumſtand in dieſem Werke, nämlich der mit dem Bildniſſe, iſt der Geſchichte des Seyf el Moluk in 1001 Tag [Tag 100 ff.] entnommen, wo ein Prinz von Aegypten ſich in ein Portrait verliebt und ſeine ganze Jugend in der Aufſuchung des Originales verbringt, bis er endlich entdeckt, daß es das Bildniß einer Tochter des Königs von Chahbal iſt, welche Prinzeſſin zur Zeit des Salomon gelebt hatte und die Geliebte dieſes großen Propheten geweſen war (ſ. auch Bahar Danusch c. 35.). Sonſt iſt das Werk Wieland's eine vollkommene Nachahmung des Don Quijote. Pedrillo, der Diener Silvio's, gleicht dem Sancho in hohem Grade; er beſitzt die nämliche Vorliebe für Sprüchwörter und dieſelbe ſententioſe Geſchwätzigkeit. Eine ſo genaue Nachahmung eines Werkes von anerkanntem Werthe iſt jedoch im höchſten Grade unüberlegt; denn bei jedem Schritte werden wir an das Vorbild erinnert, und wo man ſonſt Schönheiten bemerken würde, drängt ſich uns der Gedanke an die Vortrefflichkeit jenes auf und wie ſehr die Nachahmung demſelben nachſtehe. Zuweilen jedoch hat der deutſche Dichter jene feierliche Abſurdität der Schlüſſe faſt erreicht, welche in den Zwiegeſprächen des Ritters von La Mancha mit ſeinem Knappen die hauptſächlichſte Beluſtigung gewähren. — „Pedrillo, ſagte Don Sylvio, es müßte mich alles betrügen oder wir befinden uns im Schloſſe der weißen Katze, welche eine große Prinzeſſin und zugleich eine Fee iſt; wenn die Sylphide, die du kenneſt, zu dieſem Palaſte gehört, ſo war die Fee, die du geſtern ſaheſt, vermuthlich die weiße Katze ſelbſt.“ [B. 5. C. 4.].

Die Geſchichte des Prinzen Biringuer jedoch [B. 6. C. 1. 2.] gehört Wieland allein an. Dieſe Epiſode iſt aus den extravaganteſten Abenteuern wohlbekannter Feeenmärchen zuſammengetragen und wird dem Don Silolo von einem ſeiner Freunde erzählt, der ihn dadurch, daß er ſeine Leichtgläubigkeit durch dieſe Uebertreibungen gar zu ſehr in Anſpruch nimmt, von ſeiner fixen Idee zu heilen ſucht.

Die Aehnlichkeit zwiſchen den Ereigniſſen in dem Don Silvio de Roſalva und den Abenteuern des Don Quijote hat mich jedoch von der chronologiſchen Reihenfolge der komiſchen Romane entfernt und ich kehre nun zu denſelben zurück.

Um die Zeit als das Werk des Cervantes erſchien, fanden die Spanier, deren romantiſche Dichtungen fünfzig Jahre früher mit lauter Sultanen von Babylon und Kaiſern von Trapezunt angefüllt waren, ihre Hauptbeluſtigung an den Abenteuern ihrer Gauner und Bettler. Alle Werke des ſechzehnten Jahrhunderts, welche von dem Charakter und den Sitten der Spanier handeln, beſonders aber die Beiſe des Elenardus [416]) ſchildern mit den lebendigſten Farben die Indolenz der niederen Klaſſen, vermöge deren ſie es vorzogen zu betteln und zu ſtehlen, als irgend einem Handwerke oder einer ſonſtigen regelmäßigen Beſchäftigung obzuliegen, ſo wie den lächerlichen Stolz der Hidalgo's, welche in ihrem Hauſe weder irgend etwas zu brocken und zu beißen hatten, noch ſonſt eins von den nöthigſten Bedürfniſſen des Lebens beſaßen und gleichwohl mit unermeßlichen Knebelbärten, langen Degen und Manſchetten ohne Hemden durch die Straßen von Madrid oder Toledo einherſchritten. Gleicherweiſe gewährten die elenden Wirthshäuſer, das räudeeiſche Benehmen der Diener der Ge-

rechtigkeit, ſo wie die Unwiſſenheit der Aerzte ein weites Feld für die ſatyriſchen Ereigniſſe jener Zeit, von denen die meiſten vielleicht etwas übertrieben ſind, jedoch wie jede andere Gattung der Romane nur ein ſtarkgefärbtes Gemälde der Sitten ihrer Zeit daboten.

Das erſte Werk nun, welches in dem Gusto Picaresco, wie man ihn genannt hat, den Reigen eröffnet, war **Lazarillo de Tormes**[417]), welches man gewöhnlich dem Diego Hurtado de Mendoza zuſchreibt, der als Gouverneur von Siena und ſpaniſcher Geſandter bei dem Papſte, unter Karl V das Haupt der kaiſerlichen Partei in Italien wurde. Finſter, tyranniſch und mitleidlos, war er ſo in ſeinem politiſchen Charakter ein Seitenſtück zu dem Herzoge von Alba; als Liebesdichter aber ſchuf er die zärtlichſten und eleganteſten Poeſieen ſeines Landes und jeder Vers ſeiner Sonette haucht einen Seufzer nach Ruhm und häuslichem Glücke aus. Nach ſeiner Abberufung aus Siena zog er ſich nach Granada zurück, woſelbſt er eine Geſchichte der mauriſchen Empörung in dieſer Provinz verfaßte, welche nächſt dem Werke des Mariana zu den geſchätzteſten hiſtoriſchen Schriften Spaniens gehört. Auch ſammelte er ungeheure Schätze orientaliſcher Handſchriften, die er bei ſeinem Tode dem Könige vermachte und welche noch immer den koſtbarſten Theil der Eskurial-Bibliothek bilden.

Mendoza ſchrieb den Lazarillo de Tormes in ſeiner Jugend, während er zu Salamanca ſtudierte. Er erſchien 1553 zum erſten Male. Der Held dieſes Werkes iſt der Sohn eines Müllers, welcher an den Ufern des Tormes wohnt. Acht Jahre alt wird er von ſeiner Mutter einem blinden Bettler zum Führer gegeben, den er bald um das Geld und die Lebensmittel zu betrügen weiß, welche mitleidige Seelen ihm geben [tratado 1.]. Hierauf begiebt er ſich in die Dienſte eines Geiſtlichen, der ſeinen Speiſevorrath in einem Kaſten verſchloſſen hält, und in einem langen Capitel wird erzählt, was für Pfiffe Lazarillo anwandte, um ein Paar Brotkrumen herauszuziehen zu können. Vom wüthendſten Hunger gepeinigt verläßt er den Geiſtlichen [tr. 2.] und wird Diener eines altkaſtiliſchen Hidalgo. Dieſem neuen Herrn fehlt es ſo ſehr an den erſten Lebensbedürfniſſen, daß Lazarillo in Klöſtern und an Kirchenthüren für ihn betteln muß, während der Hidalgo die Meſſe hört oder mit aller Gravität eines Herzoges von Infantado auf den Hauptpromenaden einherſtolziert [tr. 3.]. Hierauf tritt er noch in die Dienſte verſchiedener anderer Herren, endlich aber in die eines Erzprieſters, mit deſſen Aufwärterin er ſich verheirathet, womit die Erzählung ſchließt [tr. 4 — 7.].

Die Erzählung ſcheint unvollendet geblieben zu ſein; einen zweiten Theil ſcheib H. de Luna, welcher in ſeiner Vorrede ſagt, daß eine ungereimte Fortſetzung[418]), in welcher Lazarillo in einen Fiſch verwandelt erſcheine, ihn hauptſächlich zu dieſer Arbeit veranlaßt habe. In derſelben nun leidet Lazarillo auf ſeiner Reiſe nach Algier Schiffbruch und wird von einigen Fiſchern aufgefangen [c. 1. 2.], die ihn in verſchiedenen Städten Spaniens als Seeungeheuer ſehen laßen [c. 3 ff.], bis man ihn endlich befreit [c. 7.] und er nach mehreren Abenteuern zu einem Einſiedler gelangt. Da dieſer bald nachher ſtirbt, ſo legt Lazaro die Tracht des Dahingeſchiedenen an und lebt von den Almoſen der Nachbarn [c. 15, 16.], welcher Umſtand einem Theile der Geſchichte des Don Raphael im Gil Blas [l. 1. c. 5. gegen Ende] ähnlich iſt.

Von den ſpaniſchen Nachahmungen des Lazarillo de Tormes iſt die berühmteſte das Leben des

Guzman de Alfarache

von Matteo Aleman, welches zum erſten Male Madrid 1599 erſchien. Hierauf folgten noch 25 Ausgaben in Spanien und zwei franzöſiſche Ueberſetzungen, deren eine von Le Sage verfaßt wurde.

Guzman von Alfarache iſt der Sohn eines genueſiſchen Kaufmannes, der ſich in Sevilla niedergelaßen hat. Da nach dem Tode ſeines Vaters die Familienangelegenheiten in Unordnung gerathen [P. 1. L. 1. c. 1. 2.], ſo entläuft der junge Guzman ſeiner Mutter [1, 1. c. 3.] und beginnt eine Laufbahn, auf welcher ihm mannigfache komiſche Abenteuer zuſtoßen. — In einiger Entfernung von Sevilla begegnet er einem Maulthiertreiber, mit welchem er in verſchiedenen Wirthshäuſern einkehrt, und durch die Beſchreibung, die von dieſem gegeben wird, erhalten wir einen ſehr ungünſtigen Eindruck von den andaluſiſchen Poſada's [1, 1. c. 4 ff.].

In Madrid angelangt friſtet ſich Guzman ſein Leben, indem er den Leuten ihre Einkäufe in

einem Korbe nach Hauſe trägt, und die Perſonen von allen Ständen, mit denen er ſo in Berührung kommt, geben dem Verfaſſer Gelegenheit über die Sitten ſeiner Landsleute unter der Regierung der habsburgiſchen Philippe zu moraliſieren und ſeine Bemerkungen über dieſelben zu machen. Unſer Held verbindet mit ſeinem gegenwärtigen Stande alsbald auch die Praktiken eines Gauners [1, 2. c. 2.] und muß daher nach Toledo fliehen, woſelbſt er den Gentleman ſpielt und ſich in mehrfache Liebesintriguen einläßt. So lange ſein Geld dauert, wird er gut aufgenommen; ſobald er es aber durchgebracht hat, erfährt er zu ſeinem Schaden, was es mit der Freundſchaft von Gaunern und der Liebe von Freudenmädchen für eine Bewandniß habe [1, 2. c. 7. 8.]. Er begiebt ſich daher nach Barcelona und von dort nach Genua, um ſich den Verwandten ſeines Vaters vorzuſtellen [1, 2. c. 10.], die ihn jedoch ſehr übel empfangen [1, 3. c. 1.]. Von Genua muß er ſich nach Rom betteln, welches das Paradies der Bettler zu ſein ſcheint. Dort erwirbt er ſich einen hohen Grad von Vollkommenheit in ſeiner Kunſt, indem er die Regeln einer Geſellſchaft ſtudiert, in die er aufgenommen wird [1, 3. c. 2.]. Unter Anderm macht er ein Geſchwür auf ſo künſtliche Weiſe nach, daß ein Kardinal ihn nach Hauſe nimmt und heilen läßt. Demnächſt tritt er als Page in die Dienſte ſeiner Eminenz und erwirbt ſich die Gunſt ſeines Gebieters in hohem Grade, bis er endlich auf verſchiedenen Diebſtählen ertappt und mit Schande aus dem Hauſe gejagt wird [1, 3. c. 6 ff.]. Er ſucht Zuflucht bei dem franzöſiſchen Geſandten, der ſich leicht von ſeiner Unſchuld überzeugen läßt und ihn in ſeine Dienſte nimmt [1, 3. c. 10.]. Sein neuer Herr braucht ihn als Unterhändler bei einer Dame, in die er verliebt iſt; Guzman benimmt ſich jedoch ſo ungeſchickt, daß die Sache öffentlich wird [P. 2. L. 1. c. 5 ff.]. Voll Verzweiflung über ſein Unglück kehrt er nach Spanien zurück und begegnet auf ſeinem Wege nach Toskana einem Patrone ähnlichen Schlages wie er ſelbſt [2, 2. c. 1.], der ihn früher geprellt hatte [2, 1. c. 8.], nachher aber ihm Andere prellen hilft, während ſie durch verſchiedene Städte Norditaliens kommen [2, 2. c. 2 ff.]. Bei ſeiner Rückkehr nach Madrid heirathet er eine Frau, die er für reich hält. Die Ehe iſt jedoch ſehr unglücklich; ſeine Angelegenheiten gerathen in Unordnung und nach dem Tode ſeiner Frau [2, 3. c. 2. 3.] wird er Student in Alcalá, um eine Pfründe zu erhalten.

Während ſeines Aufenthaltes an dieſer Univerſität wird unſer Held mit drei Schweſtern bekannt, die ſehr muſikaliſch ſind, aber keinen beſondern Ruf genießen. Er giebt die geiſtlichen Erſpektanzen auf, heirathet die älteſte Schweſter und begiebt ſich mit ihr nach Madrid [2, 3. c. 4.]. Eine Zeit lang geht es in Folge ihrer Schönheit und Zuvorkommendheit gegen Fremde ganz gut; nachdem ſie aber mit einem vornehmen Anbeter einen Streit gehabt, wird ſie nebſt ihrem Ehemanne aus Madrid verwieſen [2, 3. c. 5.] und begiebt ſich nach Sevilla, wo ſie bald darauf mit dem Kapitäne eines neapolitaniſchen Schiffes durchgeht [2, 3. c. 6.]. Durch die Fürſprache eines Dominikaners, des Beichtvaters einer alten Dame, nimmt dieſe Guzman als Hausbofmeiſter in ihre Dienſte, er benimmt ſich aber als ſolcher ſo ſchurkiſch, daß er eingezogen und auf die Galeeren geſchickt wird [2, 3. c. 7.]. Seine Mitgefangenen verſuchen ihn in ein Komplott zu ziehen, um das Schiff den Korſaren zu überliefern. Er verräth die Verſchwörung, und nachdem er zum Lohne dafür ſeine Befreiung erhalten, beſchäftigt er ſich hierauf mit der Beſchreibung ſeiner Lebensgeſchichte [2, 3. c. 9].

Es befinden ſich in dieſem Romane verſchiedene intereſſante Epiſoden. Die beſten derſelben ſind die Geſchichte des Osmin und der Daraja, welche dem Guzman auf dem Wege von Sevilla nach Madrid von einem Reiſegefährten erzählt wird [P. 1. L. 1. c. 8.], und die Geſchichte, welche er in dem Hauſe des franzöſiſchen Geſandten zu Rom vernimmt [1, 3. c. 10.]. Die erſtere iſt im ſpaniſchen Style und ſchildert die warme, edle und feine Galanterie, um derentwillen Granada gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſo berühmt war. Die zweite iſt im italieniſchen Geſchmacke und ſchildert die myſteriöſen Intriguen, die grimmige Rachluſt und furchtbare Eiferſucht, von denen wir in den Novelliſten jenes Landes ſo viele Beiſpiele geſehen und die dem Charakter ſeiner Einwohner ſo ſehr entſprechen. Eine dritte Epiſode, die Geſchichte des Luis de Caſtro und Roderigo de Montalvo [2, 1. c. 4.] entſpricht der 41ſten Novelle des Maſſuccio (ſieh oben S. 268 [419]).

Die häufige Anbringung ſolcher Epiſoden iſt einer von denjenigen Punkten, in denen dieſer Roman dem Gil Blas gleicht, als deſſen Vorbild

man den Guzman de Alfarache betrachtet hat. Zwar iſt Guzman ein viel größerer Schelm als Gil Blas und erreicht nie die Würde ſeines Charakters; auch gleichen ſich die Sittenſchilderungen nur wenig und in dem Werke Aleman's findet man ermüdende moraliſche Raiſonnements über jedes Ereigniß, während der franzöſiſche Autor es dem Leſer überläßt ſeine Betrachtungen zu veranſtalten, wo er es für nöthig hält; indeß fangen beide Helden damit an, daß ſie ſich prellen laßen, und werden dann ihrerſeits ſelbſt große Schelme; derſelbe Spott über die Diener der Gerechtigkeit läuft durch beide Werke und die Geſchichte des Scipio, gleich der des Saavedra, iſt nach den Abenteuern ſeines Herrn zu weit ausgeſponnen.

Ob nun Le Sage ſich dieſen Roman zum Vorbilde genommen haben mag oder nicht, jedenfalls rief letzterer einen ganzen Schwarm ſpaniſcher Werke hervor, welche Abenteuer von Bettlern, Zigeunern und den niedrigſten Charakteren zum Gegenſtande haben. Die

Picara Justina

(d. i. die Gannerin Juſtina), als deren Verfaſſer ſich der Licentiat Lopez de Ubeda nennt, die aber gewöhnlich dem Pater Antonio Perez zugeſchrieben wird, ſcheint als Seitenſtück zu dem Guzman de Alfarache geſchrieben worden zu ſein. Dieſer Roman, welcher 1605 erſchien, beginnt wie Fielding's Jonathan Wild mit einem Berichte von den Vorfahren der Heldin Juſtina, der Tochter eines Gaſtwirthes, der ſie frühzeitig in die Kunſt Reiſende zu betrügen einweiht, und welche nach ſeinem Tode in verſchiedenen Kapazitäten in Leon und den beiden Kaſtilien ihre Gannereien fortſetzt. Auch in dieſem Werke finden ſich viele moraliſche und ſatyriſche Betrachtungen eingemiſcht.

La Vida del Gran Tacaño [420])

(das Leben des großen Schelmen) von Quevedo iſt ein Produkt ähnlicher Art. Es enthält die Geſchichte des Sohnes eines Barbieres, Namens Pablo, welcher zuerſt Diener bei einem jungen vornehmen Studenten zu Alcalá iſt, wodurch der Verfaſſer Gelegenheit erhält, uns einige intereſſante Gemälde von den Sitten und Gebräuchen an jener berühmten Univerſität zu geben. Hierauf kommt Pablo nach Madrid und die hier geſchilderten Scenen verſetzen uns in den tiefſten Abgrund des Laſters und Elends. Er wird zuerſt Mitglied einer Brüderſchaft, welche von Gaunerſtreichen lebt; und die Hauptereigniſſe des Romanes erzählen, mit welcher Geſchicklichkeit man ſich eine Kruſte trockenen Brotes verſchaffte und, nachdem man ſie verzehrt, mit gehörigem Anſtande zu erſcheinen ſuchte, indem man ſich eine Krauſe auf ſolche Weiſe umband, daß ſie wie die Fortſetzung eines Hemdes ausſah und einen Mantel ſo umhieng, daß man glauben konnte, es befänden ſich darunter noch andere Kleider. Pablo tritt nachher in eine Spitzbubenbande, und in Folge eines Angriffes auf die Häſcher, woran er Theil nimmt, ſieht er ſich gezwungen ſich nach Weſtindien einzuſchiffen. — Ein Ereigniß, welches ſich zuträgt, während Pablo als Bedienter eines jungen Studenten mit demſelben nach Alcalá reiſt [cap. 4.], ſcheint dem Le Sage die Geſchichte mit dem Pfiffikus eingegeben zu haben, welcher den Eierkuchen des Gil Blas aufißt, nachdem er ihn „l'ornement d'Oviedo, le flambeau de la philosophie, la huitième merveille du monde" genannt hat [l. l. ch. 2. [421])].

In der That trifft man in den meiſten ſpaniſchen Romanen dieſer Gattung gelegentlich Geſchichten an, welche der Verfaſſer des Gil Blas benützt hat; am meiſten iſt dieß jedoch der Fall mit der

Vida y Hechos del Escudero Marcos de Obregon [422])

(Leben und Thaten des Escudero M. de O.), indem Le Sage nicht nur den Charakter des Gil Blas dem des Obregon nachgebildet, ſondern auch viele von den Ereigniſſen genau nachgeahmt hat. Dieſes Werk, welches in England ein Gegenſtand großen Intereſſes geweſen iſt, verfaßte gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts Vicente Eſpinel, welcher 1651 geboren wurde und ſich „Kapellan des Königs in dem Hoſpital der Stadt Ronda" nennt. Es erſchien zum erſten Male im Jahre 1618; es iſt in drei Theile oder Relaciones, dieſe aber wieder in Capitel oder Descansos getheilt, und wird in der Perſon des Helden erzählt. Die Vorrede enthält eine Geſchichte, mit welcher die in der Einleitung des Gil Blas enthaltene, in Betreff der zwei Studenten und des Licentiaten Pedro Garcias,

faſt ganz übereinſtimmt. In dem Descanso I. befinden ſich verſchiedene Anekdoten als Beiſpiele großer Gemüthsruhe, von denen eine erzählt, daß Jemand, der um ſechs Uhr des Morgens eine Herausforderung erhält, darauf erwidert, er ſtünde ſelbſt in Fällen, wo er großes Vergnügen erwarte, nie vor Mittag auf und man könne daher auch nicht erwarten, er ſolle um ſechs Uhr aufſtehen um ſich todt ſtechen zu laßen; worauf er ſich ruhig umdreht und weiter ſchläft; — eine Antwort, welche auch Don Mathias de Silva einem von den Herren des Gil Blas ertheilt [l. 3. ch. 8.]. In dem folgenden Capitel tritt Marcos bei dem Doktor Sagredo in Dienſt, einem Manne von großer Anmaßung und Geſchwätzigkeit, und welcher ein eben ſo großer Freund des Aderlaßens iſt, wie der Doktor Sangrado des Le Sage. Die Hauptbeſchäftigung des Marcos aber beſteht darin, bei der Frau ſeines Herrn, der Donna Mergelina, den Dienſt zu verſehen, welche er mit einem ihm befreundeten Barbiergeſellen bekannt macht, worauf eine Liebesintrigue erzählt wird, deren Details mit denen der Geſchichte des garçon barbier Diego im Gil Blas [l. 2. ch. 7.] genau übereinſtimmen; ja, Diego erwähnt ſogar im Laufe ſeiner Erzählung, daß der Diener der Mergillina, Marcos de Obregon hieß. Nachdem Marcos das Haus des Doktors verlaßen [Rel. I. Desc. 6.] und noch verſchiedene Abenteuer durchgemacht hat, gelangt er zu einem Einſiedler, welchem er die früheren Ereigniſſe ſeines Lebens mittheilt [Desc. 8 sqq.]. Er hatte nämlich in ſeiner Jugend viel Lernbegierde gezeigt und wurde daher von ſeinem Vater unter der Obhut eines Maulthiertreibers nach Salamanka geſchickt. Unterwegs begegnet er einem Schmarotzer, der ihn durch die übertriebenſten Schmeicheleien dazu bringt, ihn mit einem Abendbrote freizuhalten [vgl. Anm. 421.] und nach Befriedigung ſeines Hungers zu ihm ſagt, daß ein vornehmer Mann in der Nachbarſchaft zweihundert Dukaten darum geben würde, ſolch' eine Zierde der Wiſſenſchaften zu ſehen. Marcos begiebt ſich daher zu demſelben und findet daß er blind iſt, worauf der Schmarotzer voll Spott bemerkt, daß der Mann wohl zweihundert Dukaten darum geben würde, wenn er ihn oder ſonſt irgend Jemand ſehen könnte [R. 1. D. 9.]. Auf dieſer Reiſe des Marcos nach Salamanca trägt ſich auch noch eine andere Geſchichte zu [R. 1. D. 10.], die im Gil Blas [l. 1. ch. 3.] wiederkehrt, wie nämlich ein Maulthiertreiber, um einem Liebeshandel ungeſtörter obliegen zu können, die Geſellſchaft in dem Wirthshauſe zu Cacabelos verſcheucht. Später verläßt jedoch der junge Marcos ſeine Studien zu Salamanca [R. 1. D. 21.] und tritt in die Dienſte des Grafen von Lemos [R. 1. D 23] und dann in die des Herzoges von Medina Sidonia. Auf Befehl des Letztern ſchifft er ſich mit noch anderen Domeſtiken desſelben von Südſpanien aus nach Italien ein. Auf ihrer Fahrt landen ſie an einer kleinen Inſel in der Nähe von Majorka und begeben ſich während ihres Aufenthaltes daſelbſt nach einer Höhle in einem Walde, um ſich daſelbſt zu beluſtigen und zu erfriſchen. Zwar warnt ſie der Gouverneur der Inſel vor der Gefahr, der ſie ſich ausſetzen, da ſich häufig barbareskiſche Seeräuber dort einzufinden pflegten; jedoch beachten ſie dieß nicht und werden daher gleich am folgenden Tage von einem Korſaren überfallen. Da ſie dieß für einen Scherz einiger Freunde halten, die ſich verkleidet hätten um ſie zu erſchrecken, ſo vernachläßigen ſie die nöthigen Vertheidigungsmittel und ſehen ſich daher überwältigt und gefangen genommen. Marcos wird hierauf nach Algier gebracht und an einen Einwohner dieſer Stadt verkauft, deſſen Tochter ſich in ihn verliebt [R 2. D. 6—9.]. — Alle dieſe Ereigniſſe kehren in der Geſchichte des Don Rafael im Gil Blas wieder, und gleich dem Don Rafael auch landet Marcos nach ſeiner Flucht aus Algier zuerſt in Genua [423]). Während er ſich dann in Venedig aufhält, geht ihm eine Buhlerin, Namens Camilla, mit ſeinem Gepäcke durch und prellt ihn um einen Ring [R. 3. D. 8. 9.] ganz auf dieſelbe Weiſe, wie Gil Blas in dem Abenteuer des Hôtel Garni angeführt wird [l. 2. ch. 4.]. Von Italien kehrt Marcos in ſein Vaterland zurück [R. 3. D. 10], woran ſich demnächſt ſeine ſpätere Lebensgeſchichte bis zu ſeiner Ankunft bei dem Einſiedler ſchließt. Gegen Ende des Werkes begegnet er noch einmal ſeinem alten Herrn, dem Doktor Sagredo, welcher gleich ihm Räubern in die Hände gefallen iſt, worauf beide nach der Höhle gebracht werden, die jenen und ihrem Hauptmanne Roque Amador zum Aufenthalte dient [R. 3. D. 18.]. Während ihrer Gefangenſchaft daſelbſt vernimmt Marcos die feitherige Geſchichte des Doktor Sagredo [R. 3. D. 19 sqq.], ſo wie ſpäter die Räuber auch noch eine Dame einbringen, in welcher

Maccos die Donna Mergelina, die Frau des Doktor Sagredo erkennt. Bald darauf erlangen alle Drei durch Auflösung der Räuberbande ihre Freiheit wieder und gelangen wohlbehalten nach Madrid [R. 3. D. 24. 25]. Dieses Abenteuer, womit der spanische Roman schließt, hat Le Sage an den Anfang seiner unterhaltenden, jedoch, wie man gestehen muß, nicht sehr originellen Erzählung gestellt [l. 1. ch. 10.].

Le Sage hat in seinen Nachahmungen der spanischen Novellen des gusto picaresco bloß die höheren Klassen von Schelmen geschildert. Die Scenen des Lasters und Elendes hingegen, wie sie in dem Gran Tacaño und Lazarillo de Tormes mit so starken wenn auch nicht angenehmen Farben ausgemalt werden, zeugen von einer Art düsterer Lustigkeit, welche den Spaniern eigenthümlich ist. Von englischen Werken nähern sich diesem Geschmacke am meisten de Foe's Bampfylde Moore Carew und Fielding's Jonathan Wild [424]). —

Es möchte hier am Orte sein, einige von den komischen Erzählungen aufzuführen, welche im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts fast gleichzeitig mit den später zu erwähnenden heroischen Romanen in Frankreich erschienen und gleich ihnen dem modernen Romane vorangiengen; jedoch sind sie weder so selten, noch so vortrefflich, daß sie eine ausführlichere Analyse erfordern oder verdienen. Das früheste und berühmteste Werk dieser Art ist Scarron's [425])

Roman Comique,

welcher so heißt, weil er die Abenteuer einer herumziehenden Komödiantentruppe während ihres Aufenthaltes in Mans und der Umgebung dieser Stadt erzählt. Der Gedanke, ein Werk dieser Art zu schreiben, erwachte in dem Verfasser zuerst, als er in Mans anlangte, um eine Pfründe, die er erhalten hatte, in Besitz zu nehmen und einige auffallende Eigenthümlichkeiten lokaler Scenerie so wie verschiedene lächerliche Ereignisse wahrnahm, welche einer sich gerade damals in Mans aufhaltenden Schauspielerbande zustießen [426]). Personen letztern Standes standen damals keineswegs so tief unter der Beachtung des Genies und seiner Satyre, noch auch machte daher der Autor einen so üdeln Gebrauch von seinen Talenten, wie wie bei uns zu Lande und zwar in jetziger Zeit zu glauben geneigt sein möchten. Denn zur Zeit Scarron's behandelte man jene Komödianten in den Gegenden, durch welche sie kamen, mit einer absurden Aufmerksamkeit und Achtung. Der daraus entstehende Dünkel und Hochmuth derselben verdiente Züchtigung und wurde von der Satyre solcher Schriftsteller, wie Scarron und Le Sage, für einen nicht unwürdigen Gegenstand gehalten.

Der Roman beginnt mit einer grotesken Beschreibung des Aufzuges einer herumziehenden Komödiantentruppe, welche auf ihrem Wege nach Alençon in Mans anlangt, indem sie die Stadt, in der sie zuletzt gespielt, wegen Moedes haben verlaßen müßen, den ihr Thürsteher an einem Beamten des Intendanten der Provinz verübt hat. Sie willigen darein, einen Abend in dem Hofe des Ballhauses zu spielen; da jedoch der Rest der Gesellschaft erst am folgenden Tage erwartet wird, so gerathen sie wegen ihrer geringen Zahl in einige Verlegenheit; es sind ihrer nämlich nur drei; Destin, welcher Helden- und Liebhaberrollen spielt, Rancune und eine einzige Schauspielerin. Indeß beseitigt Rancune diesen Einwurf, indem er bemerkt, daß er einst ganz allein ein Stück aufgeführt und in der nämlichen Scene einen König, eine Königin und einen Gesandten gespielt habe. Eine zweite Schwierigkeit entsteht daraus, daß sich der Gardrobenschlüssel in den Händen der Nachkommenden befindet; jedoch La Rappinière, der lieutenant de prevôt der die Komödianten bei ihrer Ankunft examiniert hat, beschenkt die Schauspielerin mit einer alten Robe seiner Frau und die beiden Acteurs legen die Kleidungsstücke zweier jungen Leute an, welche eben eine Partie Ball spielen.

Es dauert nicht lange, so ist alles arrangirt. Nachdem die Zuschauer Platz genommen, erhebt sich ein schmutziges Betttuch und man sieht Destin als Herodes auf einer Matratze liegen mit einem Korbe als Krone auf dem Kopfe, wie er mit dem Tone Mondori's ausruft:

Fantôme injurieux qui troubles mon repos! [427])

Die Actrice spielt die Rollen der Marianne und Salome, während Rancune in sämmtlichen übrigen Partieen allgemeinen Beifall einerntet. In der interessantesten Scene der Tragödie jedoch stürzen die beiden jungen Männer auf die Bühne, um die von Herodes und Phrerora getragenen Gewänder in Anspruch zu nehmen, die Zuschauer nehmen pro und contra Partei und das Trauer-

ſpiel ſchließt mit Unfällen, die mehr Wirklichkeit beſitzen, wenn auch weniger tragiſch ſind als der Tod Mariann's und die Verzweiflung des jüdiſchen Monarchen. Nach dieſem Handgemenge folgt eine beluſtigende Schilderung von einem Abendbrote, welches ein Einwohner von Mans den Schauſpielern giebt. Am folgenden Tage langt der Reſt derſelben an und unter Anderm auch Madame L'Etoile, die vorgebliche Schweſter Deſtin's, und Leander ſein Kammerdiener, welcher bereits nach der erſten Stelle in der Truppe ſtrebt. Sie ſpielen noch einige Zeit in Mans fort und werden endlich eingeladen, in einem benachbarten Landhauſe eine Vorſtellung zu geben; kurz vor dem Beginne derſelben wird eine der Actricen mit Gewalt entführt, während ſie im Garten ihre Rolle einſtudiert. Die anderen Schauſpieler machen ſich daher auf, um ihre Spur wiederzufinden, und die zweite Hälfte des Werkes erzählt hauptſächlich die Abenteuer, welche ihnen hiebei begegnen.

Der ernſtere Theil dieſes Romanes bezieht ſich auf die Liebeshändel Deſtin's und der Madame L'Etoile und auf die Geſchichte des Leander, welcher eigentlich ein junger Mann von vornehmer Geburt iſt, jedoch aus Liebe zu einer der Schauſpielerinnen ſich der Truppe angeſchloſſen hat. Der komiſche Theil hingegen beſteht in der Charakterſchilderung Rancune's und Ragotin's, und in der Erzählung ihrer Abſurditäten. Erſterer, wie ſchon ſein Name andeutet, iſt unter den Seinigen berüchtigt wegen ſeiner Bosheit und ſeines Neides. Er findet an Jedem ſeiner Kunſtgenoſſen etwas zu tadeln; ſo war ſeiner Meinung nach Belleroze ſteif, Mondori barſch, Floridor kalt, und daraus ſoll nun folgen, daß er allein der einzige fehlerloſe Schauſpieler ſei. Zur Zeit als man die Stücke des Hardy aufführte, ſpielte er die Rolle der Amme mit einer Larve vor dem Geſichte und ſeit dem Fortſchritte des Drama's hatte er die Rolle der Vertrauten und Geſandten übernommen. Ragotin iſt ein Anwalt, der ſich in Madame L'Etoile verliebt hat und daher in die Truppe eingetreten iſt; er ſchreibt ungeheure Maſſen ſchlechter Verſe und will unter Anderm einmal der Geſellſchaft ein von ihm verfaßtes Schauſpiel vorleſen, betitelt: „Les Faits et Gestes de Charlemagne en vingt quatre journées.“ Ein großer Theil des Romanes iſt angefüllt mit den komiſchen Bedrängniſſen, in welche dieſe närriſche Perſon zum Theil durch ihre eigene Thorheit und zum Theil durch die Bosheit Rancune's geräth. Dieſe ſind zuweilen beluſtigend, im Allgemeinen aber höchſt übertrieben, denn ſie überſchreiten alle Gränzen der Wahrſcheinlichkeit.

Es befinden ſich in dem Roman Comique auch eine Anzahl Epiſoden, wie z. B. L'Amante Invisible, A Trompeur Trompeur et Demi u. ſ. w., welche den Nouvelles Tragi-Comiques desſelben Verfaſſers im hohen Grade ähneln. Der Schauplatz dieſer Epiſoden wird ohne Unterſchied nach Spanien verlegt und ſie ſollen ſämmtlich aus der Sprache dieſes Landes überſetzt ſein, welches auch wirklich bei vielen der Fall iſt. Es ſind lauter Liebesgeſchichten mit vielen Intriguen und glücklichem Ausgange.

Scaeron ſoll die Abſicht gehabt haben zu dem Roman Comique noch einen dritten Theil hinzuzufügen; auch ſchließt er, wie er jetzt beſchaffen iſt, ſehr abgeriſſen ſo daß verſchiedene Autoren es verſucht haben ihn zu Ende zu bringen. Eine von dieſen Fortſetzungen, deren Verfaſſer den falſchen Namen Offray angenommen hat, bringt die Schauſpielertruppe nach Alençon, wo dem Ragotin gleich übertriebene, aber weniger unterhaltende Unfälle zuſtoßen als die ſind, welche ihm in den erſten Theilen widerfahren. In einer andern Ergänzung von dem Abbé Preſchac iſt Ragotin gleichfalls der Hauptcharakter und läßt es ſich ſehr angelegen ſein einen Quackſalber, den er für einen Zauberer hält, zu überreden, daß er ſeiner Leidenſchaft für Madame L'Etoile zu einem glücklichen Ende verhelfe. In einem dritten Schluſſe von einem anonymen Verfaſſer wird ſowohl Ragotin wie Rancune aufgegeben und der Leſer erhält eine Fortſetzung des ernſtern Theiles des Romans, beſonders aber der Geſchichte Deſtin's, von welchem ſich am Ende erweiſt, daß er der Sohn des Grafen von Glaris iſt, der wie jener Irländer von der Amme vertauſcht worden iſt.

Der Roman Comique iſt auch von d'Orvilliers verſifiziert und in dieſer Geſtalt zu Paris 1733 herausgegeben worden. Eben ſo hat La Fontaine ein Luſtſpiel geſchrieben, in welches die meiſten Charaktere und beſten Situationen des genannten Romans aufgenommen ſind.

Scarron hat in ſeinen Werken die provinziellen Sitten ſeiner Zeit geſchildert und mit lebendigen und treffenden Farben ein Gemälde des ridicule

campagnard gegeben. Die Absurditäten des Pariser Bürgees hat Furetière [428]) in seinem

Roman Bourgeois

dargestellt, welcher am Anfange die lächerliche Bewerbung eines Advokaten, Namens Nicodemus, um Javotte, die Tochter eines schurkischen Prokurators, zum Gegenstande hat. Nicodemus schmeichelt sich bei dem Vater seiner Geliebten ein, indem er ihm das Heft zu zehn Sous schreibt und in seinen Prozessen um die Hälfte der gewöhnlichen Bezahlung plaidiert. Endlich kommt die Sache fast zum Abschlusse, als mit einem Male Alles wieder durch das Erscheinen eines Mädchens, Namens Lucretia, unterbrochen wird, welche auf die Erfüllung eines frühern Heirathsversprechens Anspruch macht; und ehe Nicodemus sich von ihr losmachen kann, stellt sich ein anderer Liebhaber dar, der von Javotte's Vater vorgezogen wird. Dieser neue Bewerber ist ebenfalls ein Advokat gleich seinem Nebenbuhler; das einzige Mal jedoch, wo er vor den Gerichtsschranken erschien, war, als er zwanzig Jahre früher den Amtseid leistete, den er auch auf das strengste beobachtet hatte, da er nie Gelegenheit gefunden ihn zu übertreten. Er besitzt jedoch ein beträchtliches Vermögen, von dem er einen großen Theil auf altes Porzellan und Bücher mit gothischen Buchstaben und hölzernen Einbänden gewandt hat; seine Kleidung bilder eine Musterkarte aller Moden, die sein zwei Jahrhunderten in Frankreich geherrscht hatten. Um sich nun für einen solchen Ehemann passend zu machen, erhält Javotte die Erlaubniß eine Gesellschaft von Schöngeistern zu besuchen, deren einer, Namens Pancraee, sie überredet mit ihm zu entfliehen.

In diesem Romane findet man verschiedene lebendige Skizzen, eine bedeutende Fruchtbarkeit in den Schilderungen und Kenntniß des menschlichen Charakters; jedoch artet er gleich dem Roman Comique zu oft in Karrikatur aus.

Politischer Roman.

Den Ursprung dieser Gattung von Romanen will man bereits in der Cyropädie des Xenophon finden; jedoch hat man viel darüber gestritten, ob der Verfasser dieser berühmten Schrift in derselben einen Roman oder ein historisches Werk liefern wollte. Derjenige Theil der Cyropädie, welcher sich auf die Lebensereignisse des Cyrus von seinem vierzigsten Jahre bis zu seinem Tode bezieht, mag nun zwar allerdings eine geschichtliche Grundlage haben; die Einzelheiten seiner Jugend und Erziehung indeß, welche die Zeit von seiner Geburt bis zu seinem sechzehnten Jahre umfassen, müßen gänzlich der eigenen Erfindung des Verfassers entsprungen sein.

Ich bin nun aber nicht ganz sicher, ob ich zu dieser Gattung von Romanen auch die

Utopia [429])

des Thomas Morus rechnen soll. Zwar ist jeder Umstand in diesem Werke rein imaginär; da jedoch keine eigentliche Geschichte darin durchgeführt wird, so kann man es vielleicht eher für eine politische Abhandlung als für einen Roman halten. Gleich den Werken anderer spekulativer Politiker entsprang die Idee dazu aus der Republik des Plato. Gleich dieser nämlich enthält die Utopia die ideale Schilderung eines Volkes, welches in der That armselig und elend sein würde, nach der Darstellung des Verfassers indeß sich vollkommen glücklich fühlt. Durch die Darstellung der einzelnen Einrichtungen desselben tadelt er indirekt die Mängel der vorhandenen Regierungen und stellt ein vollkommeneres Vorbild zur Nachahmung auf.

Der Verfasser giebt nun aber vor, daß er einst zu Antwerpen einem Manne, Namens Raphael, begegnete, welcher Amerigo Vespucci nach der neuen Welt begleitet und auf der Fahrt dorthin die Insel Utopia besucht hatte, aus deren Namen schon die Nichtexistenz derselben hervorgeht [429a]). Das erste Buch, welches bloß einleitend ist, enthält ein Gespräch hauptsächlich über die Regierung von Staaten, welches der Verfasser und jener imaginäre Reisende mit einander haben. In dem zweiten Buche giebt letzterer eine geographische Beschreibung der Insel und schildert die socialen Verhältnisse der Einwohner, ihre Obrigkeiten, ihre Künste, ihre Kriegsweise und ihre Religion, in welcher letzigenannten Beziehung ganz gegen die Erwartung des Lesers, der mit dem Leben des Verfassers näher bekannt ist, die unbegränzteste Toleranz herrscht. Der größte Theil der Einwohner glaubt an einen allmächtigen, Alles durchdringenden Geist, während andere die Heroen der Vorzeit verehren oder die Sterne anbeten. Das Grundprinzip dieser Republik ist die Ge-

meinſchaftlichkeit des Vermögens, und das hierauf errichtete Gebäude entſpricht ganz ſeiner Baſis. In der That, das Intereſſe an dieſem Werke entſpringt lediglich aus der klaſſiſchen Eleganz des Styles und aus der Wißbegierde, welche uns anzutreiben pflegt die Meinungen ausgezeichneter Geiſter kennen zu lernen.

Die Utopia wurde um das Jahr 1516 geſchrieben und bildete bald einen Gegenſtand der Bewunderung für alle Kenner der lateiniſchen Sprache jener Zeit. Eine engliſche Ueberſetzung von Robinſon hat Diddin nebſt einer literariſchen Einleitung herausgegeben. Das Leben des Thomas Morus iſt von ſeinem Schwiegerſohne Roper, von ſeinem Urenkel More und außerdem von Cayley beſchrieben worden; jedoch iſt dieß ein zu umfangreicher und zu wichtiger Gegenſtand, als daß wir ihn hier in einer kurzen Ueberſicht behandeln könnten. Der Charakter des Thomas Morus war allerdings von Aberglauben und dem Verfolgungseifer, durch welchen die Bekenner des römiſch-katholiſchen Glaubens ſich nur gar zu oft auszeichnen, umwölkt, jedoch bietet er noch hinreichenden Grund zur Bewunderung durch ſeine glänzenden juriſtiſchen Talente, ſeine außerordentliche Gemüthsruhe und vor Allem durch die Tiefe und Eleganz ſeiner humaniſtiſchen Gelehrſamkeit, die um ſo wunderbarer erſcheint, wenn man bedenkt, in welchem Lande er gelebt hat, wie vielfaltig und wichtig ſeine Berufsgeſchäfte waren und wie früh er der Welt entriſſen wurde. Quid tandem non praestitisset admirabilis ista naturae felicitas, si hoc ingenium instituisset Italia, si totum Musarum sacris vacaret, si ad justam frugem ac veluti autumnum suum maturuisset! [430])

Die Utopia veranlaßte viele ſpekulative Werke, welche in der Form von Romanen von vollkommen ſein ſollenden Regierungsſyſtemen handelten; zu dieſen gehört z. B. Harrington's Oceana, welche in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts in England erſchien, und obgleich es das Muſter einer ſogenannten vollkommenen Republik ſein ſoll, doch das vernünftigſte von allen ähnlichen Erzeugniſſen iſt [431]).

Die

Argenis [432])

des Barclay wird gewöhnlich unter die politiſchen Romane gerechnet, obgleich ſie meiner Meinung nach mehr wegen der darin vorkommenden Unterſuchungen als wegen ſonſt einer ſtark entgegentretenden Analogie der Erzählung mit politiſchen Ereigniſſen zu denſelben gehört.

Barclay war der Sohn ſchottiſcher Eltern, aber 1582 in England geboren. Beleidigt, wie man ſagt, über die Anforderung Jakobs I die Arcadia [433]) in's Lateiniſche zu übertragen, verfaßte er die Argenis, um zu zeigen, er könne ein beſſeres Original ſchreiben. Sie wurde 1621 vollendet und herausgegeben, in welchem Jahre auch der Verfaſſer ſtarb.

Argenis iſt die Tochter und Kronerbin des Königs von Sizilien, Meliander und der Roman beſchreibt hauptſächlich den Krieg, den zwei Nebenbuhler, nämlich Lycogenes, ein rebelliſcher Unterthan des Meliander, und Poliarchus, Fürſt von Gallien, um ihre Hand führen [434]).

Es iſt die gewöhnliche Meinung, daß alle Ereigniſſe der Argenis eine Anſpielung auf politiſche Ereigniſſe aus den Kriegen der franzöſiſchen Ligue enthalten, jedoch iſt es ſchwer genau anzugeben, welche beſondere Vorfälle und Perſonen gemeint werden. Jeder Kommentator hat ſie daher auch anders ausgelegt, wozu überdieß die unbeſtimmte Beſchaffenheit des Werkes einen weiten Spielraum gewährte. Indeß ſcheint man doch allgemein anzunehmen, daß unter Meliander Heinrich III zu verſtehen ſei; Argenis ferner bedeute das Succeſſionsrecht, Lycogenes die Guiſen oder die ganze Ligue und Poliarchus Heinrich den Vierten oder ſeine Partei. Die allergeringſten Ereigniſſe des Romanes hat man gleichfalls hiſtoriſch erklärt, aber auf eine ſo gezwungene und willkürliche Weiſe, daß ſie bei einem ſolchen Verfahren mit gleicher Wahrſcheinlichkeit auf die politiſchen Vorfälle jeder Zeit und jedes Landes angewandt werden könnten wie auf die, welche ſich gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts in Frankreich zutrugen. Im Ganzen genommen unterſcheidet ſich die Argenis nur wenig von den gewöhnlichen heroiſchen Romanen, außer etwa daß ſie faſt gar keine Epiſoden, dagegen aber eine große Anzahl politiſcher Betrachtungen enthält, in welchen letzteren jederzeit ſo kraß monarchiſche Prinzipien ausgeſprochen ſind, daß man den Verfaſſer häufig als Vertheidiger einer willkürlichen Regierungsweiſe angeklagt hat. In einer lateiniſchen Biographie des Barclay wird erzählt daß die Argenis ein Lieblingsbuch des Kardinals Richelieu war und er viele von ſeinen politiſchen

Maßregeln daraus entlehen hat. Auch der Dichter Cowper empfiehlt die Argenis seinen Freunden Rose und Lady Hesketh als den unterhaltendsten Roman, der je geschrieben worden. „Sie ist, sagt er in einem Briefe an erstern, in hohem Grade interessant; reicher an Ereignissen, als man sich irgend denken kann; voller Ueberraschungen, die der Leser niemals ahnt, und gleichwohl frei von aller Verschlingung und Verwirrung. Auch der Styl scheint mir von der Art, daß er selbst einem Tacitus nicht zur Unehre gereichen würde." Andererseits jedoch ist die Latinität Barclay's von dem Pater José Isla in seinem berühmten spanischen Werke Fray Gerundio sehr stark verspottet worden. „Da ist der Schotte Johann Barclay, der, wenn es ihm auch den Hals kostete, nicht sagen würde exhortatio, sondern paraenesis, was ganz das nämliche bedeutet, aber etwas mehr nach dem Griechischen schmeckt; noch auch obedire, sondern decedere, was absonderlicher und obendrein auch noch zweideutig ist."

Obgleich der Télémaque, dieses schöne Werk Fenelon's, eher ein episches Gedicht in Prosa als ein Roman ist, so schrint er gleichwohl Veranlaßung zu mehreren politischen Romanen gegeben oder doch wenigstens den Geschmack an dieser Gattung von Erzeugnissen genährt zu haben. Auch durch die Cyropädie des Xenophon, welche, wie bereits bemerkt, vielleicht als der Ursprung aller derartigen Werke zu betrachten ist, dürften besondres zwei derselben, welche zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich erschienen, hervorgerufen worden sein, nämlich Les Voyages de Cyrus und Le Repos de Cyrus, von denen das erstere den Chevalier Ramsay, den Freund Fenelon's und Erzieher der Söhne des Prätendenten, zum Verfasser hat. Der Autor behandelt darin denjenigen Theil des Lebens des Cyrus, der sich von dem sechzehnten bis zu dem vierzigsten Jahre desselben erstreckt, und von welchem in der Cyropädie nichts gesagt ist. In diesem Zeitraume läßt Ramsay seinen Helden nach Gefallen umherreisen und beschreibt bei dieser Gelegenheit die Sitten, Religionen und Staatseinrichtungen der Länder, welche derselbe besucht, wie auch einige von den wichtigsten Ereignissen ihrer Geschichte. Auf diese Weise durchzieht der persische Prinz Griechenland, Syrien und Aegypten und erfreut sich im Laufe seiner Reisen langer philosophischer und politischer Unterhaltungen mit Zoroaster, Solon und dem Propheten Daniel. Was nun so der Verfasser über die Sitten der verschiedenen Völker sagt, belegt er zugleich mit Stellen aus den Klassikern; er bekundet eine bedeutende Kenntniß der Chronologie und Geschichte und geht ausführlich auf die Fabeln der Alten ein, aus denen er zu beweisen sucht, daß die Grundwahrheiten der Religion in den mythologischen Systemen aller Völker zu finden sind. Sein Werk ist jedoch mehr eine Schrift zur Belehrung eines jungen Prinzen als ein Roman, und das einzige romantische Ereigniß bildet die Liebe des Cyrus zu Cassandana, welche einen beträchtlichen Theil des ersten Theiles einnimmt und wobei die gewöhnlichen Hindernisse von Seiten der Eltern und eines mächtigen Nebenbuhlers sich dem Glücke der Liebenden entgegenstellen. — Im Jahre 1728 erschien zu Amsterdam eine Satyre auf Ramsay's Werk unter dem Titel: La Nouvelle Cyropédie ou Réflexions de Cyrus sur ses Voyages. In dieser Schrift beklagt sich Cyrus, nachdem er Herr von Asien geworden, in sechs Abendunterhaltungen mit seinem Vertrauten Aeaspes über die pedantische und lächerliche Rolle, welche man ihn auf seinen Reisen spielen läßt. — Eine ernsthafte Kritik jedoch schrieb der Pater Vinot, welche Ramsay auf geziemende Weise beantwortete.

Le Repos de Cyrus [vom Abbé Pernetti] umfaßt den nämlichen Abschnitt aus dem Leben des persischen Prinzen wie das Werk des Ramsay und schildert seine Reise nach Medien, seine Jagd an den Gränzen von Assyrien, seine Kriege mit dem Herrscher dieses Landes und seine Rückkehr nach Persien.

Die meisten von den politischen Romanen sind jedoch in den zu Grunde liegenden Erzählungen nur sehr wenig interessant, und andererseits ist man schon lange von der Thorheit der Spekulationen über vollkommen sein sollende Regierungssysteme überzeugt. In der That giebt es nur zwei Arten von Erzeugnissen, welche in einer Geschichte der romanischen Dichtungen auf eine genaue Analyse Anspruch zu haben scheinen; erstlich diejenigen, welche, obschon vergleichungsweise unvollkommen, doch die frühesten Muster einer besondern Gattung von Romanen gewesen sind, und zweitens das vollkommenste Erzeugniß dieser Gattung; also gleichsam der Patriarch der Familie und der berühmteste der Nachkommen. In vielen Fällen jedoch ist das Hauptwerk der Klasse so allgemein bekannt, daß jedes Detail in Betreff desselben langweilig und überflüßig scheinen

möchte. Dieß iſt bei den politiſchen Romanen ganz beſonders der Fall mit dem Télémaque, den faſt Jedermann ſchon in der Jugend kennen gelernt hat; und daher möchte es zweckmäßiger ſein das nächſtvollkommene Werk zu analyſieren, welches bei weitem nicht ſo bekannt iſt, nämlich

Séthos [435]).

Dieſer Roman, welcher 1731 zum erſten Male erſchien, hatte zum Verfaſſer den Abbé Terraſſon, einen Gelehrten, der in ſeinem von D'Alembert geſprochenen Eloge an die Spitze der praktiſchen Philoſophen ſeiner Zeit geſtellt wird. „Er war von ruhigem, einfachem und offenherzigem Charakter, ſagt d'Alembert, und ſo weit entfernt davon, ſich um die Gunſtbezeugungen der Hohen zu bewerben, daß er nicht einmal die Namen Derer kannte, welche ſie verliehen. Mehr Philoſoph als Demokrat, ließ er ſich nicht einmal dazu herab über die Ungereimtheiten ſeiner Zeitgenoſſen zu lachen, und ebenſo unbekümmert um ſich wie um Andere, ſchien er vielmehr die Erde, die wir bewohnen, von einem fernen Planeten aus zu betrachten."

Der Autor giebt vor, daß er ſein Werk aus einer griechiſchen Handſchrift überſetzt habe, deren Verfaſſer wahrſcheinlich unter Marc Aurel lebte. Nachdem er dem Télémaque das gebührende und den Voyages de Cyrus vielleicht mehr als das gebührende Lob ertheilt, bemerkt er daß ſein Roman nicht bloß gleich dieſen Werken eine Erziehungslehre, ſondern die praktiſche Anwendung ihrer Prinzipien auf die verſchiedenartigen Vorfälle des Lebens enthalte. Ein fernerer Zweck des Terraſſon war die Zuſammenſtellung alles deſſen, was man über die Alterthümer, Sitten und Gebräuche der alten Aegypter oder über den Urſprung der Künſte und Wiſſenſchaften erfahren hat. In dieſer Beziehung iſt Séthos vielleicht ganz beſonders ſchätzbar, ja nur wenige antiquariſche Werke würden einen größern Werth beſitzen als dieß, wenn der Verfaſſer, der ein ſehr gelehrter Mann war, ſeine Quellen in Anmerkungen angeführt hätte [436]).

Ungefähr fünfzig Jahre vor dem trojaniſchen Kriege beſtieg Oſoroth in einem bereits etwas vorgerückten Lebensalter den Thron von Memphis, welches unter den vier großen Reichen Aegyptens der Würde nach das zweite war. Er hatte ſich bereits früher mit Nephthe, Prinzeſſin von This, einer andern ägyptiſchen Monarchie, vermählt und hatte von ihr einen Sohn, Namens Séthos, den Helden des Romanes. Oſoroth, welcher vieles mit Ludwig XV gemein hat, war einer jener ſchwachen, indolenten und gleichgültigen Charaktere, welche die beſten oder ſchlechteſten Fürſten ſind, je nachdem der Zufall ihnen gute oder ſchlechte Verwalter der königlichen Autorität an die Hand giebt. Dieſer Monarch übertrug die Leitung der Staatsgeſchäfte ſeiner Gemahlin, und was im Volke für eine erleuchtete Wahl galt, war nur das Reſultat ſeiner natürlichen Gleichgültigkeit. Die Königin nämlich regierte bewundernswürdig, theils in Folge ihrer eigenen ausgezeichneten Eigenſchaften und theils vermöge der Rathſchläge des Amedes, eines Weiſen, den ſie bei jeder wichtigen Veranlaßung befragte. Als Séthos ein Alter von acht Jahren erreicht hatte, verfiel die Königin, deren Geſundheit ſchon lange geſchwächt geweſen, in eine gefährliche Krankheit. Inzwiſchen war Oſoroth, welcher, obgleich der Monarch eines großen Volkes, doch das ſonderbare Schauſpiel eines Mannes gewährte, der mit ſeiner Zeit nichts anzufangen wußte, in die Netze einer Hofdame, Namens Daluca, geriethen und die Königin ſah mit Schmerz voraus, daß in dem Falle ihres Todes das Schickſal ihres Sohnes von jenem unwürdigen Weibe abhangen würde. Endlich verſchied ſie, nachdem ſie ihren Sohn dem weiſen Amedes anvertraut und zugleich dem jungen Prinzen ein Käſtchen mit koſtbaren Juwelen übergeben hatte, wobei ſie ihm ganz beſonders einſchärfte, einen herzförmigen Smaragd auf das ſorgfältigſte zu bewahren, auf welchem ſich die Figuren des Oſiris und Horus ſo wie der Iſis erhaben eingeſchnitten befanden.

So wie nun die feierlichen Gebete für die Geſundheit der Nephthe dem Verfaſſer Gelegenheit geben, einige von den religiöſen Gebräuchen der Aegypter zu ſchildern, ſo benützt er ihr prächtiges Begräbniß, um die Leichenfeierlichkeiten derſelben zu beſchreiben. Die Aegypter waren aber nach Herodot das erſte Volk, welches an die Unſterblichkeit der Seele glaubte, und die Einfachheit ihrer Paläſte im Vergleich mit ihren prächtigen Grabmälern zeigte deutlich, daß ſie ſich mit den vergänglichen irdiſchen Wohnungen weniger beſchäftigten, als mit den Oerten ihres ewigen Aufenthaltes. Ehe ferner der Leichnam eines Königs von Charon nach dem Labyrinthe in der Mitte des Sees Möris gebracht werden konnte,

wurde von 41 gerechten und unerbittlichen Richtern ein Urtheil gefällt, ob der Verſtorbene eines Leichenbegängniſſes würdig wäre. Bei der gegenwärtigen Veranlaßung nun hält der Oberprieſter von Memphis eine Leichenrede über die dahingeſchiedene Königin; „Portrait, ſagt D'Alembert, que Tacite eût admiré et dont Platon eût conseillé la lecture à tous les Rois.“

Nach dem Tode der Nephthe wird Daluca erſt Regentin, dann Gemahlin des Oſoroth und die von ihr angeordnete Verwaltung des Staates bildet einen vollkommenen Gegenſatz zu dem der vorigen Königin. Ihre Abneigung gegen Sethos wächſt, indem ſie ſelbſt zwei Söhne gebiert, und um ihren Anſchlägen gegen den jungen Prinzen Erfolg zu ſichern, beginnt ſie damit die Sitten des Hofes zu verderben, und die Fortſchritte dieſer Entartung ſo wie die Art und Weiſe, wie ſie bewirkt wird, ſind mit großer ſatyriſcher Kraft geſchildert. Inzwiſchen beginnt die Erziehung des Sethos, ein Gegenſtand, welcher durch eine ſchöne jedoch gedrungene Darſtellung des Zuſtandes der Künſte und Wiſſenſchaften in Aegypten eingeführt wird, ſo wie durch die Beſchreibung des Palaſtes und der Gärten der Könige von Memphis, die ein großes Muſeum bildeten und alles enthielten, was die Talente der Menſchen zu üben oder die Kenntniſſe derſelben aufzubewahren vermag.

Die bewundernswürdigen Anlagen des jungen Sethos unterſtützten ganz vortrefflich die Lehren des weiſen Amedes, der ihn durch jegliche Uebung des Geiſtes und des Körpers für diejenigen Kämpfe vorbereitete, die er in Folge ſeiner Lage vorausſah. Verſchiedene Beiſpiele von dem Muthe und der Geſchicklichkeit des Prinzen werden angeführt, wie z. B. daß er der erſte war, der von der großen Pyramide herabſtieg mit dem Geſichte gegen die Zuſchauer gewandt, ſo wie daß er eine ungeheure Schlange gefangen nahm, welche eine Provinz des Reiches verheerte. Nachdem nun ſo Sethos hinlängliche Beweiſe von ſeiner Klugheit und ſeiner Geiſtesſtärke gegeben, beſchließt Amedes im Geheimen ſeinem jetzt ſechzehnjährigen Zöglinge die höchſten Weihen zu verſchaffen, eine Ehre, die man nur durch ungewöhnlichen Muth und Ausdauer erreichen konnte. Der ganze Verlauf dieſer erhabenen Ceremonie, die unterirdiſchen Tempel, Paläſte und Gärten der ägyptiſchen Prieſter werden ſehr ſchön geſchildert und bilden bei weitem den intereſſanteſten Theil des Werkes.

Nachdem Amedes Erlaubniß erhalten, mit ſeinem Zöglinge einige Monate lang die Tempel Aegyptens zu beſuchen, führt er ihn bei Nacht nach der großen Pyramide, und gelangen in ihrem Innern zu jenem geheimnißvollen Brunnen, über welchen die Reiſenden ſo viel geſprochen haben (ſ. Clarke's Travels vol. III. p. 138sqq.). Sie ſteigen vermittelſt kleiner eiſerner Stufen hinunter und nähern ſich zweien ehernen Thoren, die ſich leiſe öffnen, aber mit einem furchtbaren Krachen wieder ſchließen. Sethos ſieht in der Ferne durch eiſerne Gitter hohe erleuchtete Bogengänge und vernimmt die lieblichſte Muſik, welche, wie Amedes ihm ſagt, der ſelbſt eingeweiht war, von Prieſtern und Prieſterinnen in einem unterirdiſchen Tempel gemacht wurde. Auch vernimmt Sethos, daß er jetzt Gelegenheit hätte jene Prüfungen durchzumachen, welche der Einweihung vorangiengen und den heldenmäßigſten Muth und die größte Klugheit in Anſpruch nahmen. Sethos beſchließt natürlich weiter zu gehen, ohne ſich durch eine furchtbare Inſchrift über einem Portale, welches er jetzt durchſchreitet, abſchrecken zu laßen.

Nachdem er Amedes verlaßen, geht Sethos mehr als eine Stunde weit ohne etwas Neues zu entdecken; endlich jedoch gelangt er zu einem eiſernen Thore und weiter vorwärts zu dreien Männern, „armés d'un casque, qui étoit chargé d'une tête d'Anubis: c'est ce qui donna lieu à Orphée de faire de ces trois hommes les trois têtes du chien Cerbère, qui permettoit l'entrée de l'Enfer sans en permettre la sortie.“ [I. p. 127 ff.]. Der Autor erzählt hierauf in höchſt ergreifender Weiſe die körperliche Reinigung des Sethos durch Feuer, Waſſer und Luft, worauf auch ſeine Seele in gleicher Art durch Gebete und Lehren ſo wie durch Stillſchweigen und Einſamkeit ihre Läuterung erhält.

Am Schluſſe ſeiner Einweihung wird Sethos durch alle unterirdiſchen Wohnungen der Prieſter geführt, deren Beſchreibung faſt ganz aus dem ſechsten Buche der Aeneide entnommen iſt. Keine Klaſſe der Menſchen iſt von jeher ſo glänzend in ihren Gebäuden geweſen wie die Prieſter, und da Aegypten dasjenige Land war, in welchem ſie am meiſten Gewalt beſaßen, ſo hatten ſie auch nirgends ſo prachtige Bauwerke errichtet. Terraſſon's Schilderung des unterirdiſchen Elyſiums

und der Kunſt, womit die Prieſter ſich der Seenerie desſelben bei den täuſchenden Viſionen bedienten, welche ſie denen, die ſie um Rath fragten, vorgaukelten, iſt in einem ungewöhnlichen Grade glücklich. Auch die Myſterien des Pantheon's werden entſchleiert und der Verfaſſer ſchließt ſeinen höchſt intereſſanten Bericht von der Einweihung mit einer Schilderung des Iſiſchen Feſtzuges und der Weiſe, wie Sethos dem Volke vorgeſtellt wird.

Das Intereſſe des Romanes nimmt nun ab und der Verfaſſer ſcheint an Geiſt zu verlieren, ſobald er die düſtere Pracht des antiken Aberglaubens verläßt. Durch die ſchlechte Regierung der Daluea geräth das Königreich in einen Streit mit den Nachbarſtaaten. Sethos begiebt ſich nach dem Kriegsſchauplatze, woſelbſt er ſich nicht bloß durch ſeine wunderbare Tapferkeit, ſondern auch durch außerordentliche Kriegserfindungen auszeichnet. In Folge der Verrätherei des Memphitiſchen Feldherrn jedoch, der von der Königin Daluea den Auftrag erhalten hat, ſie von Sethos zu befreien, wird er in einem Nachtkampfe mit dem Feinde ſchwer verwundet und bleibt für todt auf dem Platze. Da jedoch einige äthiopiſche Krieger ſpäter entdecken, daß noch Leben in ihm iſt, ſo wird er von dieſen als Sklave an die Phönicier verkauft, die er dann in einer großen Unternehmung nach Taprobane (Ceylon) begleitet. Nachdem die Phönicier dort eine Niederlaßung gegründet, erwirbt ſich Sethos, der jetzt den Namen Cheres führt, durch ſeine Weisheit und Tapferkeit ſo ſehr die Gunſt des Anführers der Expedition, daß dieſer ihm eine Flotte giebt, damit er eine Entdeckungsreiſe rund um Afrika mache. In dieſer Unternehmung vereinigt Sethos die Geſchicklichkeit des Kolumbus mit dem milden Charakter des Cook und dem militairiſchen Genie des Cäſar. Er civiliſiert Guinea und gründet eine großartige Handelsniederlaßung, welche er Neu-Tyrus nennt.

Inzwiſchen benützt ein Betrüger, Namens Azores, ein in Aegypten allgemein verbreitetes Gerücht, daß Sethos noch lebe, giebt ſich für denſelben aus und belagert mit Hülfe eines arabiſchen Heeres Hieropolis, die Hauptſtadt des Königs von This, um deſſen Tochter Mnevie er ſich vergeblich beworben. Da Sethos von dieſem Betruge Nachricht erhält, ſo begiebt er ſich, noch immer unter dem Namen Cheres, nach Aegypten, ſchlägt Azores unter den Mauern von Hieropolis und treibt ihn nach Arabien zurück. Sethos wird daher von dem Könige von This mit der größten Freude und Dankbarkeit empfangen und eine gegenſeitige Leidenſchaft entſpinnt ſich zwiſchen ihm und der Prinzeſſin Mnevie. Er erhält demnächſt von den drei übrigen Königen Aegyptens den Titel „Erretter" und wird Anführer ihrer Streitkräfte, in welcher Eigenſchaft er Azores, der das Gebiet von Memphis mit einem neugeſammelten Heere angegriffen hat, wiederum beſiegt.

Während er nun auf dieſe Weiſe zu Felde liegt, befragt die Prinzeſſin Mnevie, welche ſich wegen der Abweſenheit und der Gefahren ihres Liebhabers in großer Sorge befindet, die Prieſter zu Heliopolis in Betreff ſeines Geſchickes, wobei der Verfaſſer wiederum Gelegenheit hat eine Schilderung von den feierlichen Gaukeleien der ägyptiſchen Prieſter zu geben, in welchen Partieen er ſo ſehr glänzt. Sethos unternimmt bei ſeiner Rückkehr nach Memphis, wohin er den gefangenen Azores führt, das öffentliche Verhör dieſes Betrügers in Gegenwart des Königs und der Prinzen. Der Sklave erkennt alsbald ſeinen Gebieter wieder, worauf der wahre Sethos endlich ſich zu erkennen giebt und unwiderlegliche Beweiſe ſeiner Identität darbietet. Oſoroth legt ſogleich die Regierung zu ſeinen Gunſten nieder und Daluea vergiftet ſich; Sethos aber tritt nach einer fünftägigen Herrſchaft und nachdem er ſeinen Namen in das Verzeichniß der ägyptiſchen Könige als Sethos Soſis oder Sethos der Erretter hat eintragen laßen, ſeinem Halbbruder Beon, einem der Söhne Daluea's, die Krone ab. Damit noch nicht zufrieden, bewegt er die Prinzeſſin Mnevie ſeinem zweiten Bruder Pemphos, der ſie lange geliebt, ihre Hand zu reichen, während er ſelbſt unter dem Titel „König und Erretter" ſich in die Tempel zu Memphis zurückzieht, woſelbſt er häufig Geſandtſchaften von verſchiedenen Königen erhält und faſt täglich von ſeinen Brüdern um Rath gefragt wird.

Dieſe übertriebene Großmuth des Helden, vermöge deren er einem Bruder ſeine Krone und dem andern ſeine Geliebte abtritt, iſt gerade das, was den Leſer am meiſten täuſcht und ihm mißfällt. Terraſſon mochte immerhin das höchſte Gut in der Geometrie und einem zurückgezogenen Leben finden, dieß iſt jedoch nicht die allgemeine Meinung der Romanleſer. Allerdings iſt es etwas Erhabenes auf eine Krone und eine Geliebte zu verzichten; jedoch der Erretter Aegyptens

mochte wohl zuweilen den Gedanken haben (und der Leſer des Sethos wird wahrſcheinlich immer ſo denken), daß er beſſer gethan, beides zu behalten:

„Lorsque je prête à tous une main secourable,
Par quel destin faut-il que ma vertu m'accable?“

In der That iſt der ganze letztere Theil des Sethos, ſeine Reiſe um Afrika und ſeine Kriege mit dem Betrüger unerträglich langweilig. Die erſten Bücher jedoch ſind ungemein intereſſant, und während D'Alembert geſteht, daß die Philoſophie und Gelehrſamkeit, die der Verfaſſer in ſeinem Werke entwickelt, einer Zeit und einem Volke, die Alles dem Vergnügen opferten, nur wenig zuſagten, erklärt er gleichwohl: „qu'il n'y a rien dans le Télémaque, qui approche d'un grand nombre de caractères, de traits de morale, de réflexions fines et de discours quelquefois sublimes qu'on trouve dans Séthos.“ „Der Verfaſſer des Séthos, ſagt Gibbon (Miscellanies IV. p. 195.) war ein Gelehrter und ein Philoſoph. Sein Buch beſitzt weit mehr Originalität und Abwechslung als der Telemaque; dennoch iſt Séthos vergeſſen und der Télémaque wird unſterblich ſein. Jene Harmonie des Styles und das große Talent zu dem Herzen und die Leidenſchaften zu ſprechen, welches Fenelon beſaß, war Terraſſon unbekannt, und ich wundere mich nicht, daß Homer von dem Einen bewundert und von dem Andern getadelt wurde.“ Und in der That iſt Terraſſon, wenigſtens in England, mehr als ein zweiter Zoilus, denn als der Verfaſſer des Séthos bekannt.

Außer ſeinem inneren Werthe iſt der in Rede ſtehende Roman auch noch deswegen intereſſant, weil er der Hypotheſe in Betreff des ſechsten Buches der Aeneide zu Grunde liegt, welche Warburton in ſeiner Divine Legation of Moses, die im Jahre 1738, alſo ſieben Jahre nach dem Erſcheinen des Séthos herauskam, aufſtellte. Schon Servius, einer der früheſten Erklärer des Virgil, hat bemerkt [zur Aen. 6, 1.], daß viele Dinge in der Aenide nach der tiefen Gelehrſamkeit der ägyptiſchen Theologie berichtet ſind (multa per altam scientiam theologicorum Aegyptiorum). Dieſe Idee wird von Terraſſon in ſeiner ganzen Schilderung der unterirdiſchen Wohnungen der ägyptiſchen Prieſter und der Einweihung ſeines Helden durchgeführt. „Mais on voit clairement dans les trois épreuves du feu, de l'eau et de l'air, les trois purifications, que les ames doivent essuyer avant que de revenir à la vie et que le plus grand poète des Latins a empruntées dans le sixième livre de son Enéide [v. 742.]:

Infectum eluitur scelus aut exuritur igni

sansomettre la circonstance de la suspension à l'air agité ou aux vents; le fleuve d'oubli et la porte d'ivoire y ont leur place.“ [I. 3. p. 141 ff.]. Und ferner: „J'aurois lieu de faire ici une invocation semblable à celles des poètes, qui entreprennent une description des Enfers. — Qu'il me soit permis de révéler les choses, que j'ai apprises et de mettre au jour ce qui se passoit dans les entrailles de la terre et sous le voile impénétrable du plus profond silence. A peine Séthos fut-il descendu dans le souterrain du coté du temple supérieur, qu'il fut extrémément surpris d'entendre des cris d'enfans. Orphée, qui en avoit été surpris comme lui, supposa depuis que les enfans morts à la mamelle étoient placés à l'entrée des enfers:

Continuo auditae voces, vagitus et ingens,
Infantumque animae flentes in limine primo;
Quos dulcis vitae exsortes et ab ubere raptos
Abstulit atra dies et funere mersit acerbo [437])

[livre 4 p. 204 ff.]

En avançant Séthos se trouva dans un lieu enchanté qu'on appelloit l'Elisée .... Ici comme le jour tomboit d'une hauteur de cent quarante pieds, il étoit un peu affoibli; et les ombres des arbres dont ce jardin étoit rempli l'affoiblissant encore, il sembloit que l'on ne jouissoit en plein jour que d'un clair de Lune .... C'est ce qui fist naître à Orphée la pensée de donner à l'Elisée un soleil et des astres particuliers — solemque suum sua sidera norunt“ [438])

[livre 4. p. 214 ff].

Terraſſon erklärt jedoch, daß die allegoriſchen Darſtellungen der Aegypter „sont peu de chose en comparaison des mystères de Cérès institués à Eleusine sur le modèle de ceux d'Isis.“ — Nun aber behauptet Warburton in dem zweiten Buche des oben genannten Werkes, während er darzuthun ſtrebt, daß alle Geſetzgeber den Glauben an einen zukünftigen Zuſtand der Belohnung und Strafe durch die Einſetzung von Myſterien zu verſtärken ſuchten, daß das allegoriſche Hinabſteigen des Aeneas in die Hölle nichts anderes als eine ænigmatiſche Darſtellung ſeiner Einwei-

hung in die eleuſiniſchen Myſterien geweſen ſei, „welche urſprünglich aus Aegypten, der Quelle aller Geſetzgebung kamen.“ Demnach bemüht er ſich zu zeigen, daß die ganze Reiſe durch den Tartarus und das Elyſium ſymboliſch dem entſpricht was man über die Myſterien weiß. — Dieſe Uſurpation Warburton's bemerkte zuerſt Coopee in ſeinem Leben des Sokrates (Life of Socrates), wo er ſagt: „Waeburton veemuthet, daß das ganze ſechste Buch der Aeneide eine Schilderung der eleuſiniſchen Myſteeien ſei, welche Meinung er aus einem franzöſiſchen Romane, betitelt: Das Leben des Sethos, entliehen oder eigentlich geſtolen hat.“ Gibbon ſagt in ſeinen kritiſchen Bemerkungen übee das ſechste Buch der Aeneibe (Critical Observations on the sixth Book of the Aeneid), woſelbſt ee Warburton's Hypotheſe vollſtänbig widerlegt: „Einige Schriftſteller haben die Hölle der Dichter in den Bergweeken von Epirus und andere in den ägyptiſchen Myſterien geſucht. Da letztere Meinung in einem feanzöſiſchen Werke ſechs Jahre früher als in England aufgeſtellt wuede, ſo haben einige unedle Gegnee den gelehrten Verfaſſer der Divine Legation ſehr hart mitgenommen. Zwar muß man geſtehen, daß der Schein ſehr gegen ihn ſpricht; was aber wiegt der Schein (fügt Gibbon ſarkaſtiſch hinzu) gegen die Erklärung ſeiner Herrlichkeit, daß dieß ein Ehrenpunkt iſt, mit welchem er es ganz beſonders genau nimmt und daß nie ein Schriftſteller ſo abgeneigt geweſen ſei wie er ſich anzumaßen was einem Andern gehöee (ſieh Letters to a late Professor of Oxford). Außerdem hat er dieſe geheimnißvolle Entbeckung mit noch vielen neuen Argumenten bereichert, welche allen geringeeen Keitikern füe immer entgangen wäeen. So z. B. beweiſt er in Bezug auf Herkules, daß ſeine Einweihung in die Myſterien und ſein Hinabſteigen in die Schattenwelt ganz baſſelbe ſeien, weil ein alter Autor behauptet hat, ſie wären verſchieden.“ [439]).

Elftes Capitel.

Schäferroman. — Arcadia des Sannazaro. — Diana. — Astrée. — Arcadia des Sir Philipp Sidney.

Wir haben bereits in dem erſten Theile dieſes Werkes geſehen, daß unter den verhältnißmäßig wenigen und unintereſſanten Proſadichtungen der Alten auch der Hirtenroman eine Stelle eingenommen und bereits Longus ein ſehr vollkommenes Erzeugniß dieſer Gattung der Welt dargeboten hatte. Es ließ ſich daher erwarten, daß nach weiterer Verbreitung des Geſchmackes an Proſadichtungen man auch dieſe leichten und angenehmen Erzählungen nicht vernachläßigen würde, und ſchon der bloße Umſtand daß ſo viele von den bisher erſchienenen Werken Kämpfe und Blutvergießen zum Hauptgegenſtande hatten, mußte zur Folge haben, daß der Geiſt ſich nach ländlicher Ruhe ſehnte, ſo wie andererſeits die ſchönen Beſchreibungen der freien Natur, die man gelegentlich in die Ritterromane eingemiſcht fand, die Idee zu Dichtungen eingeben mochte, welche gänzlich der Schilderung ländlicher Sitten und Ergötzungen gewidmet wären. Auch noch ein anderer Umſtand trug vielleicht zur Beförderung dieſes Geſchmackes bei. Virgil gehörte nämlich zu denjenigen Dichtern, deren Namen man ſogar in der finſterſten Nacht der Unwiſſenheit verehrt hatte, und ſeine Werke wurden bei dem erſten Wiederaufleben der Wiſſenſchaften ein Gegenſtand der höchſten Bewunderung und Nachahmung. Unter ſeinen herrlichen Schöpfungen nehmen aber ſeine Eklogen eine ausgezeichnete Stelle ein und zu einer Zeit, wo Bücher und Handſchriften ſo ſchwer zu beſchaffen waren, bildeten ſie wahrſcheinlich den bekannteſten Theil ſeiner Schriften. Auch dieſer Umſtand diente möglicherweiſe dazu, den Geſchmack an dergleichen Dichtungen hervorzurufen, während das Beſtreben ſich die Arbeit zu erleichtern die Verfaſſer veranlaßte, ſie ganz oder zum Theile in Proſa zu ſchreiben und mit roheren Materialien häufig die Schilderungen und Bilder jenes Dichters zu verbinden, welcher der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung war.

Zwar hatte auch ſchon das Mittelalter zahlreiche Hirtendichtungen hervorgebracht, jedoch glichen ſie mehr der Ekloge und dem Drama als dem Romane. Die ſchalen Erzeugniſſe der Troubadours aber enthielten nur abgeſchmackte oder gekünſtelte Beſchreibungen der Natur, nicht aber die Liebeshändel und Abenteuer von Hirten und Schäferinnen; wogegen ſich unter den Werken der Trouveurs allerdings einige Dichtungen letzterer Art befinden. In dieſen zeigt ſich oft viel Natürlichkeit des Dialoges, jedoch ſind ſie nur wenig von einander unterſchieden. Ein Dichter geht ſpazieren (immer aber im Frühling) und begegnet einer ſchönen Schäferin. Zuweilen ruft ſie die in der Nähe befindlichen Hirten um Hülfe an, welche denn auch in größter Eile herbeikommen und den Liebhaber in die Flucht jagen; gewöhnlich aber nimmt ſie ſeine Wünſche günſtig

auf und die Erfüllung derſelben wird ſehr oft umſtändlich beſchrieben.

Der

Ameto

des Boccaccio iſt eine Idylle in Proſa mit eingemiſchten Poeſieen und gleicht den ländlichen Dichtungen der Troubadours in hohem Grade, iſt jedoch reicher an Naturſchilderungen. Der Schauplatz iſt das alte Hetrurien und ſieben Nymphen erzählen ihre Liebesgeſchichten, welche ſämmtlich mit Eklogen ſchließen. Dieſe Eklogen waren die erſten in der italieniſchen Sprache. Ameto, ein junger Jäger, hat den Vorſitz in dieſer verliebten Geſellſchaft, deren Abenteuer gleich denen in allen ſpäteren Hirtenromanen wirkliche Vorfälle zum Gegenſtande haben, wie Sanſovino [der Herausgeber des Ameto, Venez. 1545.] in einem langen Briefe nachzuweiſen ſucht; ſeine Erklärungen und Entdeckungen ſind jedoch nicht ſehr intereſſant, ausgenommen etwa diejenigen, die ſich auf Fiammetta und ihren Liebhaber Caleone beziehen, unter welchem letztern Boccaccio ſelbſt zu verſtehen iſt [440]).

Man kann den Ameto mit Recht als das Vorbild der

Arcadia

des Sannazaro betrachten, welche gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts geſchrieben wurde und zwar nicht als ein Hirtenroman betrachtet werden kann, jedoch für dieſe Art von Erzeugniſſen zuerſt das Feld eröffnet zu haben ſcheint. Gleich dem Ameto beſteht dieſes Werk aus Proſa und Verſen, welche Schreibart man auch in allen folgenden Dichtungen dieſer Gattung annahm, wobei indeß die Proſa gewöhnlich überwiegt und Sonette oder Eklogen nur gelegentlich der Abwechslung wegen oder als eine Art von Zwiſchenſpiel eingemiſcht ſind. Die Arcadia enthält jedoch ungefähr gleich viel Proſa und Verſe, indem, nach den eigenen Worten des Verfaſſers, es ſeine Hauptabſicht war, eine Reihe von Eklogen zu ſchreiben, wobei die Proſa wahrſcheinlich nur dazu dienen ſollte, ſie in eine Art von Verbindung zu bringen. Auch umfaßt die Arcadia eigentlich keine Geſchichte mit einem gehörigen Anfange und Schluſſe, was bei einem Romane doch weſentlich iſt. Sie beſteht nämlich ganz aus Schilderungen der Beſchäftigungen und Zeitvertreibe der Hirten, deren Handlungen und Gefühle der Einfachheit des ländlichen Lebens gewöhnlich recht gut angepaßt ſind. Der Verfaſſer, der unter dem Namen Ergaſto und Sincero in dem Werke eine Hauptrolle ſpielt, verläßt, wie darin erzählt wird, Italien wegen einer unglücklichen Liebe [Prosa 7.] und begiebt ſich nach einer Ebene auf dem Gipfel des Berges Parthenius, einer reizenden nur von Hirten bewohnten Gegend Arkadiens [Prosa 1.]. Letztere kommen manchmal zuſammen, um in Wechſelgeſängen über die Grauſamkeit ihrer Geliebten zu klagen [Egloga 1. 4. 8.] oder das Feſt ihrer Göttin Pales zu feiern [Pr. 3.] oder am Grabe irgend eines verſtorbenen Gefährten das Lob desſelben zu ſingen [Pr. 5.]. Unter dem Namen der Maſſilia, von welcher der Verfaſſer vorgiebt, daß ſie die berühmteſte Sibylle Arkadiens geweſen, beweint er den Tod ſeiner Mutter. Ergaſt veranſtaltet an ihrem Grabe Leichenſpiele und theilt die Preiſe unter den Siegern aus [Pr. 10. 11.]. Das Werk enthält auch viele Anſpielungen auf die Unfälle der vertriebenen Beherrſcher von Neapel, welche die Gönner Sannazaro's geweſen waren. Ferner erzählt er ſeine Liebesgeſchichte mit der ſchönen Carmoſina, feiert ihre Reize unter dem Namen der Amarante [Pr. 4.] und beklagt ihren Tod unter dem der Phyllis [Egl. 12.]. Endlich trifft er eines Morgens eine liebliche Najade, die ihn unter den Boden des Meeres führt und ihn die Höhlen ſehen läßt, aus der alle Ströme der Erde und namentlich der Sebeto entſpringen. Solche unterſeeiſche Reiſen waren bei den italieniſchen Dichtern ſehr beliebt, welche darin wahrſcheinlich die Excurſion des Hirten Ariſtäus in dem vierten Buche der Georgica (v. 360 ff.) nachahmten; ſo werden z. B. im vierzehnten Geſange des Befreiten Jeruſalems die zwei Ritter, welche Rinaldo aufſuchen, von einem Zauberer tief unter die Erde hinuntergeführt (St. 37 ff.), und Aehnliches findet ſich auch bei Fracaſtoro im zweiten Buche der Syphilis. Nach dieſer Beſichtigung der Stromquellen kommt Sannazaro auf einem Wege, deſſen unverſtändliche Beſchreibung zukünftigen Reiſenden zu Nichts nützen kann, am Fuße eines Berges in Italien wieder an das Tageslicht hervor und ſchließt das Werk mit ſeiner Rückkehr nach Italien, woſelbſt er endlich zu ſeiner, noch mehr aber des Leſers großer Genugthuung anlangt [Pr. 12.].

In der Arcadia ſind die Eklogen hauptſächlich in gleitenden Reimen (Versi sdruccioli) ge-

ſchrieben, deren Erfindung einige Schriftſteller dem Sannazaro zugeſchrieben haben. Sie beſtehen, wie bereits bemerkt, meiſt aus Klagen um den Tod eines Hirten oder über die Grauſamkeit einer Schäferin, oder aus Wettgeſängen um einen beſtimmten Preis, als einen Hirtenſtab, ein Lamm, einen Becher mit nicht ſehr züchtigen Schnitzbildern u. ſ. w. [441]). Dieſe Eklagen ſind gutentheils dem Virgil und andeeen Klaſſikern nachgeahmt, mit deren Werken ſich Sannazaro frühzeitig vertraut gemacht hatte, ehe er ſeine bewundernswürdigen lateiniſchen Gedichte ſchrieb.

Die italieniſchen Hirtendramen ſcheinen den Verfaſſern der Schäferromane viele Ereigniſſe und Einfälle eingegeben zu haben; ſo z B. hat Poliziano in ſeinem Orfeo, der erſten Schöpfung dieſer zierlichen Gattung dramatiſcher Dichtungen, von dem Echo Gebrauch gemacht:

Che fai tu Echo mentre ch'io ti chiamo? —
Amo [442]).

Dieſe Spielerei nun, von welcher ſich bereits in der griechiſchen Anthologie einige Beiſpiele finden [z. B. XII, 43.] und wegen welcher Martial [2, 86.] die Dichter ſeiner Zeit verſpottet, findet man häufig bei den italieniſchen Nachahmern Poliziano's und in mehr oder minder ungereimter Weiſe in allen Hirtenromanen.

In dem Pastor Fido (der treue Schäfer) des Guarini verkleidet ſich ein Liebhaber bei einem Feſte als Frauenzimmer, damit er mit ſeiner Geliebten zuſammenkommen könne, was ihm ſonſt nicht möglich iſt. Ein gleicher Vorfall bildet auch in dem Haupttheile der Astrée von Urfé ein wichtiges Ereigniß und findet ſich gleichermaßen in einer der Epiſoden der

Diana,

welche um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts von Jorge de Montemayor [443]) in ſpaniſcher Sprache geſchrieben wurde und der älteſte regelmäßige Schäferroman iſt. Der Schauplatz befindet ſich am Fuße des Gebirges in Leon, jedoch läßt ſich in Folge der Vermiſchung neuerer Sitten und alter Mythologie die Zeit der Handlung unmöglich angeben. Die handelnden Perſonen rufen abwechſelnd die Heiligen und die Thiere des Waldes an und das Geſchick einer der Hauptheldin, die in einem Kloſter erzogen worden, hängt von den Orakeln der Venus und Minerva ab.

Diana, die Hauptheldin dieſes Werkes, war die ſchönſte der Schäferinnen, welche die von dem Esla bewäſſerten lachenden Fluren bewohnten. Der junge Sireno, der gleichfalls an den Ufern dieſes Stromes wohnt, betet die reizende Dianaan und dieſe empfindet dieſelbe Leidenſchaft für ihn. Sie liebten einander wie man ſich in dem goldenen Zeitalter liebte, und ihr Glück war ſo vollſtändig, wie ſich dieß irgend mit der Unſchuld vertrug.

Eine derartige Seligkeit kann jedoch in einem Romane nicht lange dauern. Sirrno muß aus einem nicht weiter angegebenen Grunde ſeine Heimat verlaßen und reiſt ab nach einer jener Zuſammenkünſte, deren Zärtlichkeit faſt für die Bitterkeit der Trennung Erſatz leiſtet. Die traurige Zeit der Abweſenheit endet mit einer noch traurigern Rückkehr, da Sieeno jetzt ſeine Geliebte in den Armen Delio's findet, eines rohen Schäfers, an welchen ihr Vater ſie mit Gewalt veemählt hatte. Die ganze Gegend erinnert den Liebhaber an das einſt beſeſſene, nun aber verlorene Glück; er ſieht Diana's Namen mit dem ſeinigen verſchlungen auf den Rinden der Bäume eingegraben und erblickt wiederum die Quelle, an der ſie einander ewige Treue geſchworen.

Während er nun die Gegenſtände anſchaut, die in ihm ſo heftige und ſchmerzliche Gemüthsbewegungen hervorrufen, vernimmt er die muſikaliſchen Klagen des Schäfers Silvano, eines verſchmähten Liebhabers der Diana Obgleich früher Nebenbuhler, werden ſie dennoch durch das gleiche Unglück jetzt zu Freunden und beweinen demnächſt beide lange in Proſa und Verſen ihre untreue Geliebte, worauf eine troſtloſe Schäferin ſie antrifft, welche aus einem Dickicht an den Ufern des Esla hervorkommt. Sie theilen ihr die Urſache ihres Kummers mit und auch ſie erzählt ihnen alsdann ihre Geſchichte.

Ihr Name wae nämlich Seloagia Bei einem Feſte zu Ehren der Ceres hatte ſie eine ſchöne Schäferin kennen gelernt und mit ihr ein eben ſo plötzliches als ſtarkes Freundſchaftsband geknüpft. Nach Beendigung der religiöſen Feier geſtand die Schäferin der Selvagia, daß ſie nur verkleidet und eigentlich der Schäfer Alanio wäre, worauf dieſer der Seloagia zu Füßen fiel, ihr ſeine glühende Leidenſchaft geſtand und ſie um Vergebung anflehte. Von dieſem Augenblicke an faßte ſie die wärmſte Zuneigung für den, welcher jetzt vor ihr auf den Knieen lag, der aber nicht der Schäfer Alanio ſondern die Schäferin Is-

menia war, die zum Scherze ſich für ihren Vetter und Liebhabee Alanio ausgab, welchem ſie auffallend ähnlich ſah. Als jedoch Letzterer von ſeinee Geliebten dieß Abenteuer und beſondees die dadurch erweckte hoffnungsloſe Leidenſchaft der Selvagia eefuhr, ſo beſchloß er ſich dieſen Vorfall zu Nutze zu machen. Er verließ Ismenia und ſchloß ſich dee Selvagia an, welche ſehe gern ihre Liebe von dem falſchen auf den wahren Alanio übertrug. Ismenia tröſtete ſich fue den Verluſt ihres Liebhabees dadurch, daß ſie mit einem Schäfer, Namens Montano, koketierte, wogegen Alanio, ſobald er dieß vernimmt, die Grille faßt ſich die Zuneigung ſeiner frühern Geliebten wieder zu erwerben. Inzwiſchen kam Montano häufig zu Selvagia's Vater, um mie ihm einige Hutungsrechte zu ordnen, wobei ee in Kurzem Ismenia gänzlich vergißt und ſich in Selvagia bis über die Ohren verliebt. Er verfolgt daher Selvagia durch Feld und Wald, ihn verfolgt andeeeeſeits Ismenia und dieſe wird wiederum von Alanio verfolgt. Die Idee zu dieſee Brouillerie d'Amour entſprang aus einem italieniſchen Hietendrama und erinnert an die Liebeshändel des Pan und der Echo in einer Idylle des Moſchus [no. 6.]:

„Pan war entbrannt für Echo, die Nachbarin, Echo hinwieder
War's für den hüpfenden Satyr, entbrannt war der Satyr für Lyda.
So wie Echo den Pan, ſo hielt der Satyr die Echo,
Lyda den Satyr in Glut: ſie entflammt' umwechſelnde Sehnſucht.
Denn wie der eine gehaßt den Liebenden, eben ſo ſchnöde
Ward er liebend verſchmäht und duldete, was er geübet.
Wer noch dem Eros entgieng, den witzige meine Belehrung:
Sei nur Liebenden hold, daß du, wie du liebeſt, geliebt ſeiſt."

In dieſer Lage der Dinge war Selvagia bei einer Taute, welche an den Ufern des Esla lebte, zum Beſuche gekommen und hatte ſeit ihree Ankunft vernommen, daß Montano zu den Füßen der Ismenia zurückgekehrt und der Gatte dieſer Schäferin geworden war, die zugleich ihre Schweſter mit Alanio vermählt hatte.

Ich weiß zwar nicht, ob die Zuhörer dieſe Geſchichte gleich, wie ſie dieſelbe vernahmen, zu entwirren vermochten, ſie verabredeten jedoch mit dieſer an Verwicklungen ſo reichen Schäferin, am nächſten Morgen in einem einſamen Thale zuſammenzukommen [l. l.], woſelbſt ſie dann ohne allen Zwang ſeufzten und lange Unterhaltungen übee das Unglück in der Liebe hatten, ſo wie Unteeſuchungen über Fragen der Galanterie veranſtalteten. Die Debatten dieſer verliebten Geſellſchaft erhalten eine bedeutende Abwechslung durch die Ankunft dreier Nymphen, welche eben ihre Abenteuer erzählen wollen, als ſie durch das unceremonlöſe Auftreten dreier ungeſchlachter Bewerbee darin unterbrochen werden. Dieſes Ereigniß dient dazu, um die ſtattliche Schäferin Felismena einzuführen, welche in einem ſehr kritiſchen Augenblicke und von Allen ungeſehen dieſe hitzigen Liebhaber der Reihe nach mit ihren Pfeilen duechbohrt und hierauf hervortritt, worauf ſie ihre Geſchichte alſo beginnt:

„Eines Tages kuez vor meinee Geburt fand zwiſchen meinen Eltern eine Unterhaltung über das Urtheil des Paris Statt, wobei meine Mutter ihre Misbilligung darüber ausſprach, daß nicht Minerva den Apfel erhalten, und behauptete, er hätte dieſer zu Theil werden müßen, da ſie die höchſten Eigenſchaften des Geiſtes mit Schönheit des Körpers verband. Im Laufe der folgenden Nacht erſchien ihr Venus im Traum, waef ihr ihre Undankbarkeit für die Gunſtbezeugungen vor, die ſie ihr erwieſen und verkündete ihr, daß das Kind, welches ſie nahe daran war zu gebären, ihr das Leben koſten und einſt von den heftigſten Leidenſchaften, welche der Zoen der Venus zu erwecken vermöchte, gequält werden würde."

„Meine Mutter empfand bei dieſem grauſamen Ausſpruche die tiefſte Unruhe, bis, nachdem Venus verſchwunden, Mineroa ihr erſchien und ſie durch die Verſicherung tröſtete, daß ſich ihr Sprößling durch Feſtigkeit des Geiſtes und Waffenthaten auszeichnen würde."

„Die erſte von den Drohungen der Venus gieng eaſch in Eefüllung, und da auch mein Vater ſeiner Gemahlin bald in's Grab nachfolgte, blieb ich eine elternloſe Waiſe. Ich wurde hierauf in einem Kloſter erzogen, lebte dann in dem Hauſe einer Anverwandten und nachdem ich mein ſiebzehntes Jahe erreicht, wurde ich das Opfer der beleidigten Göttin, indem ich mich in Don Felix, einen jungen Edelmann der Nachbarſchaft, ver-

liebte. Zwar ſah ich meine Leidenſchaft erwiedert, jedoch ſein Vater, von unſrem Verhältniſſe in Kenntniß geſetzt, ſchickte ihn an den Hof, um unſere Vereinigung zu verhindern. Bald nach ſeiner Abreiſe folgte ich ihm in der Verkleidung eines Pagen und entdeckte gleich an demſelben Abende, als ich in der Hauptſtadt anlangte, daß Don Felix bereits ſein Herz anderweitig verſchenkt hatte. Ohne mich zu erkennen, nahm er mich in ſeine Dienſte und brauchte mich zur Beförderung ſeines Briefwechſels mit ſeiner neuen Geliebten. Vermöge der Verkleidung, in der dieſe mich ſtets erblickte, faßte ſie für mich eine große Zuneigung, und da ſie wahrnahm, daß, wenn ſie mich häufig ſehen wollte, ſie die Hoffnungen ihres Liebhabers rege erhalten müßte, beantwortete ſie auch die Briefe desſelben und zwar in einer Weiſe, die zwar nicht entſcheidend jedoch milder und ermuthigender war als früher. Endlich erbittert über die Kälte, die ich nothwendig für ſie an den Tag legen mußte, wueden ihre Antworten an Don Felix nach und nach immer weniger günſtig, ſo daß der Kummer, in welchen er demgemäß verſank, mein Mitleid erweckte. Als er nun aber eines Tages heftiger als gewöhnlich in ſeine Geliebte drang, erklärte ſie ihm auf eine deutliche und heftige Weiſe, welche Gefühle ſie für mich hegte, und nachdem ſie ſich in ihr Kabinet zurückgezogen, verſchied ſie alsbald in Folge ihrer großen Aufregung. Don Felix verſchwand, ſobald er die Nachricht von ihrem Tode vernahm, und ſeit einem Jahre ſchon ſtreife ich in der Tracht einer Schäferin von Land zu Land umher, um den undankbaren Flüchtling aufzuſuchen."

Eine Geliebte, die ihrem Liebhaber als Page dient und von ihm gebraucht wird, um ihm eine ſpröde Schöne geneigt zu machen, iſt bei den alten Novelliſten gewöhnlich anzutreffen. Eine ſich auf einen ſolchen Gegenſtand gründende Novelle befindet ſich bei Cinthio und eine andere bei Bandello, woraus Shakeſpeare den Stoff zu ſeinem „Heiligen Dreikönigsabend" entnommen hat (ſiehe oben S. 291.). Dieſe beiden italieniſchen Novellen liegen wahrſcheinlich der obigen Epiſode der Diana zu Grunde, welche ihrerſeits wieder den Stoff zu der Geſchichte des Protheus und der Julia in den „Beiden Edelleuten von Verona" geliefert zu haben ſcheint. Man wird ſich nämlich erinnern, daß während Protheus und Julia in einandee verliebt ſind, Erſterer von ſeinem Vater von Verona an den Hof zu Mailand geſandt wird, wohin er ſich zur See begiebt. Bald nach ſeiner Ankunft feſſelt ihn Sylvia, die Tochter des Herzogs. Julia folgt ihm jedoch als Page verkleidet und entdeckt den Verluſt ſeines Herzens durch eine Serenade, welche er ſeiner neuen Geliebten darbringt. Sie tritt hierauf in ſeine Dienſte und ſie ſoll ihm nun die Zuneigung ihrer Nebenbuhlerin erwerben. Die Umriſſe dieſes Entwurfes ſtimmen ſo genau mit dem ſpaniſchen Romane überein, daß man faſt mit Gewißheit annehmen kann, Shakeſpeare habe ihn nachgeahmt, um ſo mehr als ſich in ſeinem Luſtſpiele einige Einzelnheiten der ſpaniſchen Erzählung auf das genaueſte wirdergegeben finden; ſo z. B. der Umſtand mit dem Briefe, welchen Protheus an Julia richtet, ihre Zurückweiſung desſelben, als ihre Zofe ihe denſelben überreicht und die Liſt, durch welche ſie nachher denſelben zue Anſicht zu bekommen ſucht (Act I. Sc. 2.); ja an einigen Stellen hat ſogar der Dramatiker die Sprache des Hirtenromanes kopiert.

Während nun ſo Shakeſpeare dem letztern auf das genaueſte gefolgt iſt, iſt er andererſeits von demſelben in weſentlichrn Umſtänden abgewichen und zwar, wie gewöhnlich, auf eine Weiſe, daß er dem Stoffe eher Eintrag thut als ihn verbeſſert. In der Diana ſchickt der Vater des Don Felix dieſen auf Reiſen, um einer unpaſſenden Heieath zuvorzukommen; Protheus jedoch wird auf den müßigen Rath eines Dieners nach Mailand geſandt und ſichtbarlich zu keinem andern Zwecke, als um die Intrigue des Stückes herbeizuführen. Zwar iſt auch Don Felix ein untreuer Liebhaber, jedoch ſeine Galanterie, ſein Edelſinn und ſein Ehrgefühl bewahren ihm gleichwohl die Achtung und das Intereſſe des Leſers; der nichtswürdige Böſewicht hingegen, als welcher er in dem Drama erſcheint, verläßt nicht nur die eigene Geliebte, ſondern verfucht auch noch ſeinen Freund der ſeinigen zu berauben und zwar durch die niedrigſten Kunſtgriffe. Auch das Wiedererwachen der Leidenſchaft iſt in dem Romane viel natürlicher und erweckt weit mehr Wohlgefallen als in dem Luſtſpiele. In erſterm iſt Celia die zweite Liebe des Don Felix dann nicht mehr am Leben, und ſeine alte Geliebte hat ſich, wie wir nachher ſehen werden, einen neuen Anſpruch auf ſeine Dankbarkeit erworben; Protheus hingegen kehrt zu Julia eben ſo leichtſinnig zurück, wie er ſie verläßt, und offenbar aus keinem andern Grunde, als weil ihm ſeine Liſt mißglückt

und ſein Betrug offenkundig geworden iſt. — Die Geſchichte der Felismena ſcheint auch demjenigen Theile von Beaumont und Fletcher's Philaster zu Grunde zu liegen, der ſich auf die Verkleidung der Euphraſia bezieht, auf welcher das Hauptthema dieſes Trauerſpieles beruht.

Um jedoch zu dem Romane zurückzukehren, ſo hat Felismena nicht ſobald ihre Geſchichte beendet, als die drei Schäferinnen, die ſie aus der Gewalt der Satyre befreit hat, der übrigen Geſellſchaft mittheilen, daß ſie dem Dienſte der Diana geweihte Jungfrauen wären und ſich nun erbieten, ſie nach dem Tempel dieſer Göttin zu geleiten [l. 2.].

Auf dem Wege dorthin gelangen ſie zu einer entzückenden Inſel in einem See, wo ſie in einer Hütte eine Schäferin in einem zierlichen Negligé ſchlafen finden. Dieſe behauptet beim Erwachen, daß ihre Seufzer die Bäume des Thales bewegten und ihre Thränen die Gewäſſer nährten, welche die Inſel umgaben. Es wäre nun aber jeder Hirtenetiquette entgegen geweſen, die Stärke ihrer Seufzer oder die Fülle ihrer Thränen zu beſtreiten, deren ungewöhnliche Abundanz ſie durch Mittheilung ihrer Geſchichte erklärt. Der weſentliche Inhalt dieſer beſtand nämlich darin, daß ſie von einem Vater und einem Sohne geliebt wurde und daß letzterer bei einer nächtlichen Zuſammenkunft mit ihr von einem Pfeile durchbort wurde, den ſein verborgen liegender Vater abgeſchoſſen hatte, da er nicht ahnte, wer ſein Nebenbuhler wäre; daß er aber, ſobald er ſeinen Sohn erkannte, auf den Körper desſelben niederſank und ſich mit einem Dolche erſtach. Die Urheberin dieſes Doppeltodes verhinderte die freiwillige Strafe des Vaters nicht, ſondern floh davon über das furchtbare Schauſpiel entſetzt und war nicht eher ſtehen geblieben, als bis ſie jene Hütte erreicht, woſelbſt ſie unſere Reiſenden ſchlafend gefunden hatten [l. 3.].

Beliſa, ſo hieß nämlich die Schäferin, willigt demnächſt ein, die Nymphen der Diana nach dem Tempel der Göttin zu begleiten, den die ganze Geſellſchaft nach einer langen Reiſe endlich erreicht. Aus dieſem herrlichen Gebäude, welches in einer von faſt undurchdringlichen Waldungen umgebenen Ebene lag, kommt eine Schaar Nymphen von unbeſchreiblichee Schönheit hervor, mit einer Prieſterin von würdigem Anſehen an ihrer Spitze, welche die Ankömmlinge mit vieler Gaſtfreundlichkeit empfängt. Sie treten in eine prächtige Halle, welche mit den Bildſäulen alter durch Hochherzigkeit und Tapferkeit ausgezeichneter Helden geſchmückt iſt. Nach dieſen erblickte man eine lange Reihe berühmter Spanier und der Preis ſpaniſcher Schönheiten wurde durch Orpheus gefeiert, welcher durch Zauberkräfte ſeine Jugend und Sangeskunſt bewahrt hatte. Hierauf folgte ein herrliches Mahl, nach welchem Felismena auf Bitten der Prieſterin eine mauriſche Geſchichte erzählt, deren Lebendigkeit und Intereſſe gegen die Mattigkeit des paſtoralen Theils des Romanes einen auffallenden Kontraſt bildet.

Ferdinand von Kaſtilien (ſo wird nämlich erzählt) ernannte einſt nach der Eroberung einer bedeutenden Provinz des Königreiches Granada den Rodrigo de Narvaez zum Alkaide der neuerworbenen Feſtungen. Indem er nun in einer Nacht ſeinen Wohnſitz zu Alora verließ um die feindlichen Gränzen auszukundſchaften, gelangte er an einen Fluß, den er mit vier der ihn begleitenden Ritter paſſierte, während er die übrigen fünf bei der Furt zurückließ. Letztere vernahmen bald darauf in einiger Entfernung eine ſanfte Stimme und erblickten, nachdem ſie ſich verborgen, bei dem Lichte des Mondes einen jungen Mauren auf einem herrlichen Roſſe und in prächtiger Waffenrüſtung, welcher, während er einherritt, in arabiſcher Sprache die leidenſchaftlichſten Liebeslieder ſang, die man ſich irgend denken kann. Die ſpaniſchen Ritter griffen ihn von allen Seiten an; jedoch hatte er ſie trotz ihrer großen Mehrzahl faſt ſchon überwältigt, als ſie durch das auf einen Fall der Noth verabredete Hornſignal den noch nicht ſehr weit entfernten Roderich zurückriefen. Letzterer forderte den jungen Maurenritter zum Zweikampfe heraus und dieſer nahm ihn auch an, wurde jedoch, durch den vorhergehenden Kampf bereits ermattet, der Gefangene ſeines chriſtlichen Gegners. Indem ihn nun Roderich nach Alora führte, bemerkte er ſeine tiefe Niedergeſchlagenheit und bat ihn daher, daß er ihm die Urſache derſelben mittheilen möchte, da er ſie durchaus nicht einem Mangel an Standhaftigkeit in dem Unfalle, der ihm ſo eben begegnet, zuſchreiben könnte. Dieſer Bitte willfahrend theilt der Maure ihm mit, daß er der letzte Sprößling der einſt in Granada ſo mächtigen und beliebten Familie der Abencerragen wäre. Nachdem alle ſeine Verwandten ſich die Ungnade des Königs zugezogen und demgemäß enthauptet worden waren, hätte man ihn als Kind nach Cartana, einer

Feſtung an der chriſtlichen Gränze geſandt, deren Befehlshaber, ein geheimer Freund ſeines verſtorbenen Vaters, ihn als ſeinen Sohn auferzog. Er beſaß aber auch noch eine Tochter, Namens Jariſa, und die jugendliche Zuneigung zwiſchen ihr und ihrem Pflegebruder, ſo wie das veränderte Benehmen beider, als ſie entdeckten, daß ſie nicht verwandt wären, wird mit vieler Wahrheit und Zartheit geſchildert. Das Glück der Liebenden dauerte jedoch nicht lange, da Jariſa ihren Vater nach Coyn begleiten mußte, zu deſſen Befehlshaber er von ſeinem Könige ernannt wurde. Am Tage vor dem Kampfe mit den Chriſten hatte nun der junge Maure von ſeiner Geliebten einen Brief erhalten, worin ſie ihm mittheilte, daß ihr Vater ſich nach Granada begeben hätte und ſie ihn daher erwarte. Er befand ſich daher auf dem Wege nach Coyn, als er in die Gewalt der Kaſtilier gerieth. Als Rodrigo dieß vernahm, gewährte er ſeinem Gefangenen die Freiheit auf drei Tage und dieſer ſetzte auch alsbald ſeinen Weg zu ſeiner Geliebten fort. Die Freude des Wiederſehens war vollkommen, bis er ihr erzählte, was ihm zugeſtoßen und daß er in die Gefangenſchaft zurückkehren müße. Jariſa beſteht darauf, ihn nach Alora zu begleiten und ſie langen bei Tagesanbruch daſelbſt an. Roderich ſchenkt ihnen nicht nur die Freiheit, ſondern ſchreibt auch noch in Betreff ihrer an den König von Granada, welcher trotz dem, daß die Bitte von dem furchtbarſten ſeiner Feinde ausging, gleichwohl dem letzten Sproſſen der Familie der Abencerragen Verzeihung gewährte [l. 4.] [444]).

Am folgenden Tage nun führt die Prieſterin der Diana, welche durch göttliche Eingebung alle Unfälle ihrer Gäſte kannte und einen Plan zu ihrem künftigen Glücke entworfen hatte, dieſe in das Innere des Tempels und füllt drei Becher mit dem Waſſer eines bezauberten Stromes. Nachdem Sireno, Siloano und Selvagia dieſelben ausgetrunken, verfallen ſie alsbald in einen tiefen Schlaf, in welchem ſie eine beträchtliche Zeit hindurch verharren. Sireno erwacht hierauf in einem Zuſtande der größten Gleichgültigkeit für ſeine einſt ſo ſehr geliebte Diana, während Siloano und Selvagia, ihre früheren Neigungen vergeſſend, voll heftiger Liebe für einander erwachen und derſelben die glühendſten Ausdrücke verleihen. — Dieſer durch den Trank der Prieſterin hervorgebrachte Wechſel der Gefühle ſcheint einigen der ſchönſten Scenen in Shakeſpeare's Sommernachtstraume zu Grunde zu liegen. Sieh auch die Pucelle d'Orleans ch. 17.

Felismena empfängt inzwiſchen von der Prieſterin eine Reiſeroute und macht ſich dieſee gemäß mit ihren Pfeilen auf den Weg. Während desſelben gelangt ſie zu der Hütte eines Schäfers, in welchem ſie den Geliebten der Beliſa entdeckt. Bei ſeinem Anblicke muthmaßt ſie, daß er an der durch den Pfeil erhaltenen Wunde nicht geſtorben war und ſein Vater ſich in zu großer Uebereilung erſtochen, ſeine Geliebte aber gleichfalls zu ſchnell die Flucht ergriffen hatte. Im Verlaufe der Unterhaltung jedoch ergiebt ſich, daß obgleich allerdings ſein Vater ſein Nebenbuhler geweſen und ſeine Geliebte ihm ein Stelldichein verſprochen hatte, ſie dennoch nicht erſchienen war. Ein in Beliſa verliebter Zauberer nämlich hatte wahrſcheinlich in Vorausſicht der nächtlichen Zuſammenkunft die Phantome hervorgerufen, welche das von Beliſa erzählte ſcheindar blutige Trauerſpiel vor ihr aufführten, ehe der Liebhaber erſchien, und als er endlich zur Stelle kam, war ſchon Alles verſchwunden. Nachdem ſie dieſe Erklärung vernommen, ſchickt ihn Felismena nach dem Tempel der Diana und giebt ihn ſo den Armen der Beliſa wieder [l. 5.].

Demnächſt ſetzt ſie ſelbſt ihren Weg nach dem Thale des Mondego fort und erblickt auf demſelben in der Nähe von Coimbra einen Ritter, der von drei Perſonen angegriffen wird. Mit dieſen verfährt ſie wie früher mit den drei Satyren und entdeckt nun in dem von ihr Befreiten ihren Don Felix. Sie kehrt mit ihm nach dem Tempel der Diana zurück und wird dort mit ihm verbunden; zugleich auch vereinen eheliche Bande den Silvanus mit Selvagia und Beliſa mit ihrem Geliebten.

Der Roman ſchließt, während Sireno ſich noch immer in dem durch den Trank der Prieſterin hervorgebrachten Zuſtande von Gleichgültigkeit für Diana befindet [l. 7.]. Ich habe nie die Fortſetzung des Alonzo Perez geſehen [445]); in der des Gaspar Gil Polo indeß erholt ſich Sireno endlich nach und nach aus dieſer Unempfindlichkeit. Delio, der Gemahl der Diana, verliebt ſich gleichfalls in eine Schäferin, die kurz zuvor an den Ufern des Esla angelangt iſt; und da er ſie nun eines Tages allein im Walde antrifft, verfolgt er ſie in verbrecheriſcher Abſicht, erhitzt ſich indeß auf dieſer Jagd ſo ſehr, daß er bald darauf

ſtirbt. Da ſo nichts mehr die Vereinigung Diana's und Sireno's hindert, feiern ſie ihre Vermählung nach Ablauf der herkömmlichen Trauerzeit.

Indem auf dieſe Weiſe Gil Polo den Roman da aufnahm, wo der Schluß der Erzählung nahe war, ſo füllte er ſein Werk hauptſächlich mit Poeſieen und Epiſoden aus, worin er jedoch weniger verwickelt und vielleicht mehr intereſſant iſt als ſein Vorgänger Montemayor.

Cervantes verurtheilt die Fortſetzung des Alonzo Perez, ertheilt indeß der des Gil Polo ein übertriebenes Lob, ja er ſcheint ſie ſogar höher zu ſtellen als das Werk des Montemayor. „Und da wir einmal mit der Diana des Montemayor angefangen haben (heißt es nämlich an der mehrmals angeführten Stelle des Don Quijote), ſo bin ich der Meinung, daß ſie nicht verbrannt werde, ſondern nur daß man Alles, was von der klugen Felicia und dem bezauberten Waſſer handelt, ſo wie alle längere Gedichte herausnehme; dahingegen verbleibe ihr der proſaiſche Theil und die Ehre, das erſte dieſer Art von Büchern geweſen zu ſein." — „Nun kommt, ſagte der Barbier, die Diana, mit dem Beinamen die zweite von dem Salamanker, ſo wie noch ein Buch mit demſelben Titel, deſſen Verfaſſer Gil Polo iſt." — „Die Diana des Salamankers, verſetzte der Pfarrer, möge die zum Scheiterhaufen Verdammten begleiten und ihre Zahl vermehren, die des Gil Polo hingegen muß bewahrt werden, als hätte Apoll ſelbſt ſie verfaßt." —

Was in der Diana des Montemayor und in den Fortſetzungen derſelben ganz beſonders auffällt, iſt die große Zahl von Epiſoden und die unkünſtleriſche Weiſe, mit der ſie angebracht ſind. Auch hat man vermuthet, daß Montemayor nicht ſo wohl die Abſicht hatte einen intereſſanten und gehörig zuſammenhängenden Roman zu ſchreiben, als vielmehr unter erdichteten Namen ſeine eigene Geſchichte und die Liebeshändel der vornehmen Perſonen am Hofe Karls V. zu erzählen: „verſchiedene Geſchichten von Ereigniſſen (wie er ſelbſt es ausdrückt), die ſich wirklich zugetragen haben, obgleich ſie hier unter dem Gewande einer Hirtenerzählung erſcheinen." Unter dem Namen Silvano ſoll er beſonders eine Jugendliebe des Herzogs von Alba, in deſſen Dienſt er einen großen Theil ſeiner erſten Jahre zubrachte, geſchildert haben, er ſelbſt aber in eine ſpaniſche Dame verliebt geweſen ſein, die er in ſeinen Sonetten Marfida nennt und bei ſeiner Rückkehr von einer langen Reiſe anderweitig vermählt fand, welchen Vorfall er unter der endlichen Verbindung der Diana mit Delio darſtellt. Dieſe Dame lebte, wie man ſagt, in dem Königreiche Leon bis zu einem hohen Alter und wurde daſelbſt zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts von Philipp III und ſeinem Hofe bei ihrer Rückkehr von Portugal beſucht.

Die Galatea des Cervantes, welche der Diana nachgebildet iſt, ſoll gleichfalls in der Abſicht geſchrieben ſein, Ereigniſſe aus der Zeit des Verfaſſers zu berichten, obwohl er ſie unter der Schilderung der Lebensweiſe von Schäfern und Schäferinnen, welche die Ufer des Tajo und Henares bewohnen, verdeckt. So glaubt man, daß Cervantes unter Damon ſich ſelbſt darſtellt und unter Amarillis die ſpröde Nymphe, um deren Gunſt er ſich bewarb. Dieſer Roman, welcher mit Ausnahme einiger ohne Erfolg gebliebenen Gedichte das früheſte Werk des Cervantes war und 1584 zum erſten Male erſchien, iſt jetzt durch die Nachahmung des Florian allgemein bekannt. Die Abenteuer ſind nicht ſo weit hergeholt wie die der Diana, jedoch der Styl ſteht dem in der letztern bei weitem nach, beſonders in den poetiſchen Theilen, woraus erhellt, daß Cervantes, wie er ſelbſt in dem Don Quijote ſagt, mit dem Unglücke genauer vertraut war als mit der Muſe[444]). Die Epiſoden ſind wie bei ſeinem Vorbilde auf eine höchſt verwickelte Weiſe eingeflochten; man findet auch die nämlichen langen Diskuſſionen über die Natur der Liebe, wie in der Diana, gleiche Pedanterei und weit mehr gekünſtelte Gedanken; alle Heroen der Fabelwelt und Geſchichte werden namhaft gemacht und die Sonne ſcheint bloß mit dem Lichte, welches ſie von den Augen der Galatea borgt.

Ante la luz de unos serenos ojos
Que al Sol dan luz con que da luz al suelo.
[L. II. 2tes Sonett].

Das Werk beſteht aus ſechs Büchern, und obgleich unvollſtändig, iſt es doch groß genug, um dem Cervantes nachſagen zu können, daß er ſowohl eins der langweiligſten als eins der unterhaltendſten Bücher der Welt geſchrieben.

Da die Diana des Montemayor der beliebteſte Roman wurde, der ſeit der Zeit des Amadis de Gaula erſchienen war, ſo folgten außer der Galatea des Cervantes auch noch viele andere Nachahmungen desſelben. Dazu gehören unter

Andern „Die zehn Bücher Liebesschicksale“ (los diez Libros de Fortunas d'Amor) von Pedro Frasso, welche 1573 herauskamen und im Don Quijote erwähnt werden; „Der Iberische Hirt“ (El Pastor de Iberia) von Bernaedo de la Vega; „Die enttäuschte Eifersucht“ (El Desengaño de Celos) von Lope de Enelso, 1586, und „Die Nymphen des Henares“ (Las Ninfas de Henares) in sechs Büchern, Alcalá 1587, von Bernardo Gonzales, welcher in der Vorrede gesteht, daß er eben von den Kanarischen Inseln zurückgekehrt sei und nie die Ufer des Henaees gesehen habe [447]).

Diese spanischen Dichtungen gleichen in Nichts dem Longos (welchen man als das Vorbild dieser Gattung von Romanen betrachtet hat), außer daß darin der Schauplatz auf das Land verlegt ist und Schäfer und Schäferinnen die handelnden Personen sind. Die Verfasser dieser Werke haben die Schönheit und Harmonie der Schilderungen des Griechen nicht erreicht, die Einfachheit seiner Charaktere und Empfindungen aber nicht einmal nachzuahmen gesucht.

Spätere Schriftsteller wählten unglücklicherweise statt des griechischen Styles der Hirtendichtungen den spanischen; so ahmte den Montemayor und Cervantes, deren Werke in Spanien so beliebt geworden waren, Honoré d'Urfé, ein französischer Edelmann, in seiner

Astrée

nach, welche unter der Verhüllung eines Hirtenromanes die seltsame Geschichte seiner eigenen Familie und die Liebeshändel an dem Hofe Heinrichs IV schildert. Der erste Band, der diesem Monarchen gewidmet ist, erschien 1610, der zweite zehn Jahre später, und der dritte mit einer Dedikation an Ludwig XIII einige Jahre nach jenem. Der Herzog von Savoyen war Depositarius der Handschrift des vierten Theiles, welche beim Tode des Verfassers der Mademoiselle d'Urfé übersandt wurde. Diese vertraute sie dem Sekretair ihres verstorbenen Verwandten, Namens Baro an, der sie zwei Jahre nach dem Tode seines Herrn mit einer Widmung an Maela von Medleis herausgab und aus gleichfalls in seinen Händen befindlichen Memoiren und Fragmenten noch einen fünften Theil zusammenstellte. Das ganze erschien zu Rouen 1647 in fünf Bänden. Eine spätere Ausgabe besorgte der Abbé Souchai, worin vieles sehr verstümmelt ist, besonders die Dialoge.

Die Zeit der Handlung dieses berühmten Werkes wird in das Ende des fünften oder den Anfang des sechsten Jahrhunderts und der Schauplatz an die Ufer des Lignon verlegt [448]). Es wird darin erzählt, daß Celadon der liebenswürdigste und verliebteste aller Schäfer war, welche in jenem glücklichen Zeitalter und jener entzückenden Gegend wohnten. Seine Leidenschaft wurde von der schönen Asträa erwiedert, bis endlich der Neid und Verrath des Schäfers Semire ihr Herz mit Eifersucht erfüllte Sie begegnet ihrem Liebhaber, wirft ihm seine Treulosigkeit vor und flieht dann seine Gegenwart Celadon stürzt sich hierauf mit verschränkten Armen in den Fluß, sieht sich jedoch in seiner Hoffnung so den Tod zu finden getäuscht, denn er wird in einiger Entfernung in der Nähe eines Myrthenhains von den Wellen ausgespült, woselbst drei Nymphen ihm zu Hülfe kommen und ihn nach dem Schlosse Issoura führen.

Asträa, welche im Verborgenen gesehen, wie ihr Liebhaber sich den Wellen übergab, solch' eine gewaltige Wirkung ihrer Vorwürfe aber nicht erwartet hatte, sinkt in Ohnmacht und stürzt in den Strom. Einige benachbarte Hirten retten sie und bringen sie in eine Hütte, woselbst sie Lycidas, der Bruder des Celadon besucht, welcher letztere nun vergeblich aufgesucht wird. Asträa giebt vor, er wäre ertrunken, indem er sie zu retten versuchte; da aber der Ausdruck ihres Kummers den Erwartungen des Bruders nicht entspricht, so wirft er ihr Gleichgültigkeit bei dem Tode eines so treuen Liebhabers vor, worauf Astäa zwar seinen Tugenden alle Anerkennung erweist, jedoch darüber klagt, daß er ein zu weites Herz gehabt und sie namentlich um der Amynta willen verlaßen habe. Nun muthmaßt Lycidas, daß wohl ihre Eifersucht der Anlaß zu dem Tode seines Bruders gewesen sei, und erinnert sie, daß Celadon auf ihren eigenen Wunsch allen Schäferinnen der Nachbarschaft den Hof gemacht, um seine wirkliche Leidenschaft zu verbergen; ein Uebereinkommen, dessen sich Asträa selbst, ohne ein besonders starkes Gedächtniß zu besitzen, wohl hätte erinnern können. Durch den Wunsch der Phillis und Diana, zweier ihrer Gefährtinnen, wird sie nun veranlaßt, den Verlauf ihrer Zuneigung zu Celadon so wie ihre ganze frühere Geschichte bis zu der Wasserscene zu erzählen; wobei sie leider

auch nicht die geringſte Spur jenes kurz zuvor an den Tag gelegten Mangels an Gedächtniß blicken läßt

Aſträa beginnt damit, daß ſie die Gefühle, welche ſie, obgleich erſt zwölf Jahre alt, bei ihrem erſten Zuſammentreffen mit Celadon empfand, in größter Ausführlichkeit ſchildert. Bald nach jener Zuſammenkunft wurde das Feſt der Venus gefeiert und bei dieſer Gelegenheit pflegten vier Jungfrauen im Tempel der Göttin das Urtheil des Paris vorzuſtellen. Von dieſem Schauſpiele, deſſen Beſchreibung dem zehnten Buche des Apulejus entnommen iſt, waren männliche Zuſchauer bei Strafe der Steinigung ausgeſchloſſen. Celadon indeß erlangte, als Jungfrau verkleidet, Zutritt und glücklicherweiſe wurde ihm die Rolle des Paris übertragen. Die drei um den Preis der Schönheit wetteifernden Nymphen, zu denen auch Aſträa gehörte, wurden in dem Koſtüme, welches einſt die drei Göttinnen bei gleicher Veranlaßung trugen, dem Urtheile des Celadon unterworfen und dieſer hatte ſo die beſte Gelegenheit, ſeiner Geliebten den Preis zu verleihen, worauf er ihr ſpäter mittheilte, welcher Gefahr er ſich um ihretwillen ausgeſetzt. Ein ähnliches Ereigniß findet man im Pastor Fido [Atto II. sc. I.] und im fünften Geſange von Taſſo's Rinaldo. In erſterm miſcht ſich nämlich Mirtillo als ſeine Schweſter verkleidet unter eine Schaar Nymphen, die darüber ſtreiten, welche von ihnen den lieblichſten Kuß geben könne; Amarillis, die Geliebte des Mirtillo, wird zum Richter gewählt und empfängt die Liebkoſungen ihres Liebhabers zugleich mit denen ihrer übrigen ſchönen Geſpielinnen. In dem Rinaldo hingegen ſtimmt der Vorfall mit dem oben erzählten noch mehr überein, außer daß dort der kühne Liebhaber von ſeiner Geliebten Olinda entdeckt wird, hier aber Celadon das Geheimniß ſelbſt offenbart Etwas Aehnliches auch, wie man ſich erinnern wird, haben wir oben (S. 352 ff.) in der Skizze der Diana des Montemayor erwähnt.

Trotz dieſem glücklichen Anfange wurde die endliche Vereinigung des Celadon und der Aſträa durch die zwiſchen ihren Eltern herrſchende Feindſchaft verzögert, denn der Vater Celadon's ſchickt dieſen, ſobald er von ſeiner Leidenſchaft Kenntniß erlangt, auf drei Jahre nach Italien. Bei ſeiner Rückkehr iſt zwar ſeine Liebe noch unverändert, da jedoch Semire die Aſträa nach einem Orte bringt, von wo aus ſie ſehen konnte, wie ſich Celadon dem Anſcheine nach um die Gunſt der Amynta bewirbt, ſo verurſacht ihre Eiferſucht und treuloſes Gedächtniß dir plötzlichr Kataſtrophe, mit welcher der Roman beginnt und die bereits erwähnt worden iſt.

Um dieſe Zeit gereicht der Aſträa der Tod ihrer beiden Eltern zu nicht geringem Troſte, da der Schmerz, den ſir um dieſes Verluſtes willen an den Tag legt, dazu dient ihren eigentlichen Kummer zu verbergen, den ſie um den Tod Celadon's empfindet. „Presque au même temps elle perdit Alcé et Hypolite ses père et mère — Hypolite pour la frayeur qu'elle eut de la perte d'Astrée lorsqu'elle tomba dans l'eau; et Alcé pour le deplaisir de la perte de sa chère compagne, *ce qui toutefois ne fut à Astrée un foible soulagement*, pouvant plaindre la perte de Celadon sous la couverture de celle de son père et de sa mère.“

Während ſo der Aſträa durch den Tod ihrer Eltern keine geringr Erleichterung zu Theil wird, hält ſich Celadon in dem Schloſſe Iſſoura auf in Geſellſchaft der Nymphen, die ihn gerettet hatten. Galatea, die ſchönſte derſelben und Schweſter des Herrſchers jener Gegend, vernachläßigt um ſeinetwillen ihrr zwei früheren Liebhaber, nämlich den Polemas, Statthalter des Landes in Abweſenheit ihres Bruders, und den Lindamor, den ſie bisher begünſtigt hatte und der jetzt mit ſeinem Gebieter gegen einen der benachbarten Fürſten zu Felde lag.

Trotz dieſem ſchmeichelhaften Vorzuge und der unverdienten Härte, mit welcher er war behandelt worden, bleibt das Herz des Celadon der Aſträa gleichwohl noch immer treu. Da jedoch Galatea, nach dem Ausdrucke des d'Urfé, ihn „zur Liebe peitſchen“ will, ſo findet er es für nöthig ihrer Peitſche zu entfliehen, wobei ihm Leonide, eine der Hofnymphen der Galatea, behülflich iſt, und alsbald nimmt er ſeinen Weg nach den Ufern des Lignon. Indeß hatte ihn ſeine Geliebte, als er ſie zum letzten Male ſah, aus ihrer Gegenwart verbannt und er wählt daher zu ſeinem Aufenthalte eine wilde Höhle, welche in der Mitte eines Waldes und am Ufrr eines Fluſſes lag. Hier beſchließt rr den Reſt ſeiner Tage zuzubringen, indem er ſich mit der Hoffnung tröſtet, Aſträa ungeſehen von ihr zu ſchauen, und einen kleinen Tempel errichtet, welchen er mit Anſpielung auf ihren Namen, der Göttin der Gerechtigkeit widmet.

Digitized by Google

Während er nun so eines Tages auf einer Flur umherirrt, trifft er eine Anzahl schlafender Schäferinnen und unter diesen bemerkt er auch die Astrea. Da er es nicht wagt vor ihr zu erscheinen, so ergreift er den Ausweg ihr ein Briefchen zu schreiben und ihr dieß auf den Busen zu legen. Als sie nun erwacht, erblickt sie ihren Liebhaber, wie er in der Ferne verschwindet, glaubt jedoch, sie hätte seinen Geist gesehen und wird hierin auch noch durch den Brief bestärkt, in welchem er ihr mittheilte, daß seine Ueberreste in der Nachbarschaft lägen.

Die Schäfer der Umgegend errichten daher dem Celadon ein Kenotaph, um seinem umherirrenden Schatten Ruhe zu verschaffen; Schäferinnen pflücken Blumen und streuen sie auf das Grabmal; dreimal rufen die Druidinnen seine Seele; auch der Oberpriester ruft ihm den letzten Gruß nach, und obwohl sie glaubten, er wäre ertrunken, flehten sie gleichwohl, daß die Erde ihn nicht drücken möge.

Leonide, die Nymphe, welche dem Celadon bei seiner Flucht von dem Hofe der Galatea Beistand geleistet hatte und wußte, daß er sich noch am Leben befand, war bei der erwähnten Ceremonie gegenwärtig. Auch besucht sie den Einsiedler häufig in seiner Höhle und bringt einmal ihren Oheim, den Oberdruiden Adamas, mit sich, welcher Celadon in dem Schlosse Issoura kennen gelernt hatte. Dieser Druide nimmt großen Antheil an dem Schicksale des letztern, und da er ihn aus seiner Einsamkeit hervorzuziehen wünscht, so sucht er ihn zu überreden, daß er den Befehlen seiner Geliebten ungehorsam werde und ihre Gegenwart suche, statt sie zu fliehen. Der eigensinnige Geliebte erweist sich jedoch in dieser Beziehung unbeugsam und Adamas schlägt demnächst vor, daß Celadon als Mädchen verkleidet in sein Haus komme und dort die Rolle seiner Tochter Alexis spiele, welche sich bereits seit acht Jahren bei den Druiden in den Höhlen von Carnutes befand. Auf diesen Plan geht Celadon sehr bereitwillig ein, und kaum ist er in der Wohnung des Adamas angelangt, als sämmtliche Schäferinnen der Nachbarschaft und unter ihnen auch Astrea herbeikommen, um der Tochter des Oberdruiden ihre Ehrfurcht zu erweisen. Astrea erkennt nun zwar ihren Geliebten nicht, wird jedoch von einem geheimen, unerklärlichen Gefühl überwältigt. Sie bleibt einige Zeit lang bei der falschen Alexis, welche sich alsdann bei ihr aufhält, nämlich in der Hütte des Phocion, woselbst Astrea seit dem Tode ihrer Eltern gelebt hatte. Der Bericht von der Freundschaft dieser vorgeblichen Jungfrau und der Astrea, ihre sentimentalen Unterhaltungen und die Freiheiten, welche sich erstere herausnimmt, bilden einen beträchtlichen, wenn auch auf keine Weise einen interessanten Theil des Romanes.

Inzwischen hatte Polemas, der, wie man sich erinnern wird, der Anbeter Galatea's war, um seinen Ehrgeiz und seine Liebe zugleich zu befriedigen, ein Heer versammelt und belagert in der Stadt Marcilly den Gegenstand seiner Leidenschaft, auf den jetzt nach dem Tode des Bruders die Regierung übergegangen war. Adamas besaß den Oberbefehl in der Stadt, wohingegen Polemas sich der falschen Alexis, welche er für die Tochter des Adamas hielt, bemächtigt hatte, damit er sie vor seinen stürmenden Truppen einherführen und die belagerte Stadt den Angriff nicht zurückweisen konnte. Zufällig hatte jedoch Astrea an dem Tage, an welchem Alexis geraubt werden sollte, die Gewänder ihrer Gespielin angelegt und sah sich demgemäß statt dieser nach dem Lager des Polemas gebracht, wohin ihr Celadon bald nachher folgte. Beide wurden nun zwar vor das angreifende Heer hingestellt, jedoch Astrea, sobald die Belagerten sie erblickten, durch eine Maschine in die Höhe gezogen, während Celadon sich gegen die Stürmenden kehrte und viel zu ihrer Niederlage beitrug. Lindamor kommt später der Galatea zu Hülfe und tödtet den Polemas im Zweikampf.

Ungeachtet seiner kriegerischen Thaten bleibt Celadon noch immer von Astrea unerkannt und sie kehren beide in die einsame Wohnung des Adamas zurück. Endlich jedoch führt die Nymphe Leonide Astrea nach einem Haine, unter dem Vorwande ihr dort den Schatten Celadon's zu zeigen. Nachdem nun dort die vorgebliche Geisterbeschwörerin gewisse Zauberworte ausgesprochen, fällt Celadon, der sie begleitet hat, seiner Geliebten zu Füßen und gesteht die List, zu der er Zuflucht genommen. „Geh, sagt jedoch die unerbittliche Schäferin, und sühne durch den Tod dein Vergehen.“ Celadon bittet sie hierauf ihm genauer die Todesart anzugeben, die er wählen soll; sie will indeß keine Wahl treffen, sondern überläßt ihm dieselbe gänzlich, vorausgesetzt daß er nur rasch zu Ende komme.

Auf diese Weise gezwungen selbst zu wählen

fällt ihm ein, daß die schnellste Weise dem Befehle seiner Geliebten nachzukommen sein würde, wenn er sich zu den Löwen begäbe, welche die Quelle der Liebestreue, ein Werk des Zauberers Merlin, bewachten. Diese verständigen Thiere pflegten jedoch Menschen mit reinem Herzen, und die nie Verstellung geübt hatten, keineswegs zu verschlingen, so daß Celadon, welcher trotz seiner neulichen Verkleidung von ihnen zu dieser Klasse gezählt wurde, die Vortheile nicht genießen konnte, zu denen er sonst berechtigt gewesen wäre. Während er sich nun durch die unerwartete Enthaltsamkeit der Löwen in diesem Dilemma befindet, kommt Asträa zu demselben Orte, wo sich ihr Geliebter befindet. Indem sie nämlich ihre Grausamkeit bereute, hatte sie sich in derselben Absicht wie Celadon zu der Quelle begeben, jedoch findet sie sich sehr getäuscht, daß die Löwen sie liebkosen statt sie zu verschlingen, welches Verfahren diese Thiere weit gewöhnlicher beobachteten. Die Quelle war aber so beschaffen, daß wenn Liebende hineinschauten, sie darin ihr eigenes Bild neben dem ihrer Geliebten erblickten, wenn diese nämlich treu war; andernfalls aber sahen sie die Gestalt des glücklichern Nebenbuhlers. Während nun Celadon und Astréa irgend einen günstigen Wechsel in dem Sinn und Appetit der Löwen erwarten, werfen sie ihre Augen auf die Quelle und beide werden alsbald von ihrer gegenseitigen Treue überzeugt. Inzwischen nähert sich der Oberdruide Adamas dieser sonderbaren Scene und richtet ein glühendes Gebet an Amor, worauf dieser Gott nach einem Wechsel von Licht und Finsterniß, so wie nach einem Sturme, welcher die Gewässer der Quelle erregte, und einer Windstille, die sie wieder beschwichtigte, mit dem gehörigen Effekt ein Orakel verkündet und in demselben die Vereinigung des Celadon und der Asträa gebietet, worauf die Löwen, die bereits Symptome einer nahenden Staarsucht gegeben, sich in versteinerte Zieraten der Quelle verwandeln. Zwei treue Liebende hatten sich nämlich jetzt den bezauberten Gewässern derselben in der Absicht für einander zu sterben genähert und so den für das Ende des Zaubers bestimmten Zeitpunkt herbeigeführt.

Dieß ist die Hauptgeschichte in dieser so berühmten Hirtendichtung, während die an Wichtigkeit ihr zunächst stehende Geschichte, die darin enthalten ist, sich auf die Abenteuer des Sylvander und der Diana bezieht. Sylvander nämlich, ein freundloser und unbekannter Schäfer, langt an den Ufern des Lignon an und seufzt insgeheim für die schöne Diana. Diese Nymphe wurde aber auch zugleich von Philander geliebt, welcher sich in der Nachbarschaft als Jungfrau verkleidet aufhält und im Kampfe mit einem gräulichen Mohren bei der Vertheidigung der Ehre seiner Geliebten umkommt. Gleich Celadon begiebt sich Sylvander nach der Quelle der Liebestreue und soll in Folge eines Orakels des sanften Amor geopfert werden. Während er sich eifrig zu dieser Ceremonie vorbereitet, wird er als der in seiner Kindheit geraubte Sohn des Oberdruiden Adamas erkannt, welches Ereigniß d'Urfé offenbar dem Pastor Fido entlieh.

Es ist nun zwar allgemein bekannt, daß der Verfasser in die Abenteuer des Celadon und der Asträa so wie des Sylvander und der Diana die Geschichte seiner eigenen Familie eingeflochten hat; darüber jedoch, wie dieß geschehen, ist viel gestritten worden. Die Schwierigkeit der Erklärung entspringt theils daraus, daß der Verfasser bald *einen* historischen Charakter unter *zwei* erdichteten Namen schildert, bald die Geschichte *eines* Individuums auf *mehrere* fingirte Personen vertheilt, theils aber auch daraus, daß er die Reihenfolge der Zeit verändert und in wenigen Wochen Ereignisse zusammenfaßt, welche sich im Verlaufe mehrerer Jahre zutrugen. In einer auf Bitten Huet's verfaßten und herausgegebenen Abhandlung erzählt Patru, daß er auf einer Reise durch Italien den sich zur Zeit in Turin aufhaltenden Verfasser der Astrée besuchte und dieser ihm versprach, ihm die in seinem Werke enthaltenen Geheimnisse zu erklären, wenn er sich bei seiner Rückkehr aus dem Süden Italiens einige Zeit bei ihm aufhalten wollte. D'Urfé starb jedoch inzwischen und Patru konnte daher nur mittheilen, was er bereits früher gewußt oder während seines Besuches erfahren hatte. Huet hat diesen Gegenstand in einem an Scudéri gerichteten Briefe vom Jahre 1699, welcher die zwölfte der von dem Abbé Tillader herausgegebenen Abhandlungen bildet [449]), weiter verfolgt; er erhielt die darin enthaltenen Mittheilungen von einem Marquis d'Urfé, dem letzten dieses Titels, wie ich glaube, und von Margarethe d'Allegre, der Wittwe Charles Emanuels, des Neffen d'Urfé's.

Aus diesen Erläuterungen erhellt nun, daß Honoré d'Urfé von einer berühmten französischen Familie abstammte, der fünfte von sechs Brüdern war und nicht weit von dem Orte geboren wurde,

wohin er den Schauplatz seiner Asträa verlegt hat. Nun sollte Diana von Chateaumorand, die Erbin der Baronie Chateaumorand, welche in der Nachbarschaft der Besitzungen seines Vaters lag, mit Anne d'Urfé, dem ältesten der Brüder vermählt werden; während der Vorbereitungen zur Hochzeit jedoch verliebte sich Honoré auf das Leidenschaftlichste in die Braut, so daß der Vater, der dieß bemerkte, ihn nach Malta schickte, damit die Heirath kein Hinderniß erleide. Bei seiner Rückkehr fand er seinen Bruder als Gemahl der Diana, obschon er nicht im Stande war, die Pflichten eines solchen vollständig zu erfüllen, wenn gleich er die Schönheit seiner Gemahlin in hundert und vierzig Sonnetten gefeiert haben soll. Diese nominelle Heirath wurde nach zehn oder, wie Andere behaupten, nach zweiundzwanzig Jahren aufgelöst, worauf Honoré jetzt jedoch mehr aus Interesse als aus Liebe sich mit Diana vermählte. Er wurde indeß bald ihrer überdrüßig, besonders, wie man sagt, um der großen Hunde willen, die sie stets um sich hatte und sogar zu Tisch und Bett zuließ, eine Gewohnheit, welche sie trotz der Vorstellungen ihres Gemahles nicht aufgeben wollte. Er verließ daher sie und ihre hündischen Gesellschafter und begab sich nach Piemont, woselbst er bei dem Herzoge von Savoyen große Gunst genoß und seine Astrée verfaßte. Es ist nicht das am wenigsten Wunderbare in seiner seltsamen Lebensgeschichte, daß er seine Zeit darauf verwandte, seine Anbetung einer Frau zu feiern, die er voll Widerwillen verlaßen hatte. Diana überlebte ihn viele Jahre und der Neffe des Verfassers theilte dem Huet mit, daß zur Zeit, wo er sie sah, man noch immer wahrnehmen konnte, daß sie einst wunderschön gewesen sein mußte; jedoch selbst in ihrem hohen Alter war sie noch in ihre frühere Reize vernarrt und lebte, um die Trümmer derselben zu bewahren, im höchsten Grade zurückgezogen und fern von aller Gesellschaft, indem sie jede Sonne und jeden Wind vermied und nur unter dem Schutze einer Larve öffentlich erschien.

Diese Familiengeschichte nun soll d'Urfé in seinem Romane geschildert haben. Asträa und Diana stellen beide die Diana von Chateaumorand vor, während er selbst unter dem Celadon und Sylvander auftritt. Letzterer ist ein Schäfer, weil der Verfasser ein nachgeborner Sohn war; er seufzt insgeheim um Diana, weil er durch die Heirath seines Bruders gezwungen war seine Leidenschaft zu verbergen. Daß Celadon sich in den Lignon stürzt, zielt auf seine Reise nach Malta und seine dortigen Gelübde als Ritter. Galatea ist die Königin Margarethe von Valois und daß er von ihr in dem Schlosse Issoura zurückgehalten wird, spielt darauf an, daß er während der Kriege der Ligue von ihren Wachen gefangen genommen und nach ihrer Residenz in dem Schlosse Usson gebracht wurde, wo er, wie man sagt, sich bei ihrer Majestät sehr angenehm zu machen wußte; welchem Umstande man den Widerwillen zuschreibt, welchen Heinrich IV jederzeit für d'Urfé an den Tag legte. Unter der Verkleidung der vorgeblichen Alexis schildert der Verfasser die Freundschaft, welche Diana für ihn als Schwägerin empfand und die unschuldigen Freiheiten, welche sie sich erlaubten. Der als Mädchen verkleidete Philander ist der ältere d'Urfé, und der Mohr, im Kampfe gegen welchen er stirbt, ist eine Personifikation des Gewissens, das ihn endlich zwang den Besitz der Diana aufzugeben, wenn man überhaupt sagen kann, daß er sie besaß. Die Befreiung des Sylvander vom Opferiode bedeutet d'Urfé's Hoffnung sich einst noch mit Diana vermählen zu können; Adamas ist die geistliche Gewalt, welche die Ehe des altern d'Urfé auflöste; die Quelle der Liebestreue bedeutet die Vermählung als endlichen Beweis wahrer Liebe und die versteinerten Löwen sind Sinnbilder der durch treue Zuneigung überwältigten mannigfachen Unannehmlichkeiten im ehelichen Leben.

Außer diesen beiden Geschichten, unter welchen die Familienabenteuer der d'Urfé's dargestellt werden, begegnet man noch in der Astrée dreiunddreißig langen Episoden, welche die Geschichte verschiedener Schäfer und Schäferinnen enthalten, denen die Hauptpersonen beim Weiden ihrer Heerden begegnen. Einige dieser Hirten wohnen in der Nähe, andere kommen auf Befehl irgend eines Orakels herbei, um den Oberdruiden in Betreff ihrer Liebeszweifel und Unfälle um Rath zu fragen. Dieß veranlaßt häufig lange Diskussionen über Liebesfragen, welche endlich von irgend einem berühmten und unparteiischen Hirten entschieden werden.

Man weiß, daß der Verfasser in diesen Episoden und Untersuchungen die Galanterieen und die Chronique scandaleuse des Hofes Heinrichs IV geschildert hat. So z. B. ist in der Geschichte der Daphnide unter dieser Schäferin die Herzogin

von Beaufort zu verſtehen; unter Alcidon der Herzog von Bellegarde; unter Clarinte die Prinzeſſin von Conti; unter Aminior der Herzog von Maine; unter Alcyre der Graf von Sommerive; unter Thorismond Heinrich III und unter Eurich, dem Könige der Weſtgothen, Heinrich IV. Dieſe Erläuterungen erhielt Patru von Herrn von Lamet, einem Vertrauten des Herzogs von Maine, und vermittelſt derſelben verſteht man leicht die Liebe der Daphnide und des Alcidon, die dazwiſchenkommende Leidenſchaft des Eurich, die ehrgeizigen Entwürfe der Daphnide, die Hinderniſſe, die ſich in der Perſon der Clarinte ihrer Erhöhung entgegenſtellen, und die mannigfachen Intriguen und Liſten, durch welche ſie dieſelben aus dem Wege zu räumen ſucht.

In einer andern Epiſode verunſtaltet Celidée, um ihren Liebhaber Thamire von ſeiner Eiferſucht zu heilen, ihr Geſicht dadurch, daß ſie es mit einem ſpitzen Diamant zerreißt, welche heroiſche That die Zuneigung ihres Liebhabers noch mehr erhöht. — Dieß ſpielt auf die Vernachläßigung an, welche ein franzöſiſcher Prinz ſeiner Gemahlin erwieß; nachdem er jedoch wegen eines Staatsvergehens eingekerkert worden war, folgte ſie ihm freiwillig in's Gefängniß. Dort bekam ſie die Pocken, welches der ſpitze Diamant iſt, und obwohl ſo ihrer Reize beraubt, erwarb ſie ſich doch endlich durch ihre Hingebung und ihre Leiden die dahingeſchwundene Liebe ihres Gemahles wieder.

Dieſen und ähnlichen Gegenſtänden und Ereigniſſen des wirklichen Lebens verdankte die Aſträa hauptſächlich ihre Beliebtheit. Nachdem jedoch die Erinnerung an jene verſchwunden war, blieb das Werk bloß auf ſeinen innern Werth angewieſen, welcher, wie es ſcheint, nicht von der Art iſt, daß er es vor Vergeſſenheit ſchützen kann. Als das Werk erſchien, wurde der Tadel laut, daß es zu viel Gelehrſamkeit enthielte und die Sprache und Empfindungen für Schäfer zu hoch wären. „Sylvander, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller, fut le seul qui eût étudié à l'école des Massiliens et je ne sçais seulement comment ils pouvoient s'entendre, eux qui n'avoient pas fait leurs cours chez les Massiliens.“ D'Urfé ſcheint dieſen letzten Vorwurf vorausgeſehen zu haben, da er ſich in der phantaſtiſchen Anrede an die Schäferin Aſträa, welche er dem erſten Theile des Werkes vorangeſchickt hat, gegen einen ſolchen Tadel verwahrt und zwar aus dem Grunde, weil die darin auftretenden Perſonen nicht aus Noth, ſondern aus freier Wahl Schäfer waren. „Responds leur, ma Bergère, que tu n'es pas ny celles aussi qui te suivent, de ces Bergères necessiteuses qui pour gagner leurs vies conduisent les troupeaux aux pasturages, mais que vous n'avez toutes pris cette condition que pour vivre plus doucement et sans contrainte: Que si vos conceptions et vos paroles estoient veritablement telles que celles des Bergères ordinaires, ils auroient aussi peu de plaisir de vous écouter que vous auriez beaucoup de honte à les redire; et qu'outre cela la pluspart de la trouppe est remplie d'Amour, qui dans l'Aminte fait bien paroistre qu'il change et le langage et les conceptions quand il dit:

Queste selve hoggi ragionar d'Amore
S'udranno in nova guisa, e ben parassi
Che la mia Deità sia qui presente
In se medesima, non ne' suoi ministri.
Spirerò nobili sensi a' rozzi petti,
Raddolcirò delle lor lingue il suono [430]).

Ein Hauptfehler der Aſträa, der ſie einem neuern Leſer unerträglich langweilig macht, ſind die langen, matten Unterhaltungen über weitausgeſponnene Gegenſtände. Auch die Abſicht des Verfaſſers, welche dem Werke einen temporären Ruf erwarb, war einer dauernden Berühmtheit desſelben hinderlich, da der Zug der romantiſchen Ideeen nothwendigerweiſe gehemmt werden mußte, wenn man die Ereigniſſe des Romanes mit denen des wirklichen Lebens verglich. Die Abenteuer aus dem Leben d'Urfé's ſelbſt, welche unter der Hülle ländlicher Ereigniſſe dargeſtellt ſind, haben mit der Unſchuld derſelben nichts gemein, und die Liebeshändel an dem Hofe Heinrichs IV wichen gar zu ſehr von der ſchlichten Liebe und Treue von Schäfern und Schäferinnen ab.

Ein anderer Fehler der Aſträa, der übrigens allen Hirtenromanen, mit Ausnahme der Lesbiaca des Longos, gemeinſam iſt, liegt in der Einmiſchung kriegeriſcher Scenen in ein Werk, welches der Schilderung ländlichen Glückes gewidmet ſein ſoll. Taſſo und andere Dichter haben ſich hohen und vielleicht gerechten Beifall dadurch erworben, daß ſie ihre Leſer zuweilen aus dem Waffengetümmel in die Ruhe eines geräuſchloſen Lebens verſetzen und ſie aus der Anſchauung der Naturſchönheiten Erholung ſchöpfen laßen;

ein gleiches Lob verdient jedoch nicht der Schriftſteller, der uns aus der ländlichen Stille in das Getöſe kriegeriſcher Thaten hineinreißt.

Trotz allem dem muß das Werk wohl einigen innern Werth beſitzen, da viele ernſte und ausgezeichnete Männer es bewunderten, die ſich gewiß nicht duech die Schilderung der ſkandalöſen Ereigniſſe jener Zeit angezogen fühlen konnten. Camus, Biſchof von Belley, ertheilt demſelben in ſeinem Traité de l'Esprit de François de Sales ein übertriebenes Lob und Huet pflegte das Werk in Geſellſchaft ſeiner Schweſtern zu leſen, wobei ſie, wie er erzählt, das Buch oft niederlegen mußten, um ihren Thränen freien Lauf zu laßen! Rochefoucault (der Verfaſſer der Maximes), brachte zu einer Zeit ſeines Lebens ſeine Nachmittage mit Segrais in dem Hauſe der Madame Lafayette zu, wo die Astrée den Gegenſtand ihrer Studien bildete. — „Que je regrette que ce sont là des fables!" war einſt der Ausruf eines berühmten Schriftſtellers, als er die Aſträa zu Ende geleſen hatte. Huet (ſieh oben S. 361 b.) erwähnt auch, daß dieß Werk die Grundlage eines ziemlich berühmten epiſchen Gedichtes bildete, und nicht minder hat es den Stoff zu einer unermeßlichen Zahl tragikomiſcher und Hirtendramen hergeliehen In den meiſten derſelben iſt der proſaiſche Dialog bloß verſifizirt, in anderen jedoch ſind die weither geholten Gedanken und gekünſtelten Gefühle des d'Urſé noch weit mehr übertrieben woeden; ſo wird in Les Amours d'Astrée et de Celadon die Rettung des Celadon, nachdem er ſich in den Strom geſtürzt, auf folgende Weiſe erklärt:

„Mais le Dieu de Lignon pour lui trop pitoyable
Contre sa volonté le jetta sur la sable,
De pour que la grandeur du feu de son amour
Ne changeât en guérets son humide séjour."

Ich werde die Bemerkungen über den Schäferroman mit der Analyſe der

Arcadia

des Sir Philip Sidney ſchließen, eines Werkes, welches einſt viel geleſen und bewundert wurde, nicht weniger virlleicht wegen des heldenmüthigen Charakters und ruhmvollen Todes des Verfaſſers, als wegen ſeines innern Werthes. Dieſer Roman iſt zuweilen „die Arcadia der Gräfin von Pembroke" (The Countess of Pembroce's Arcadia) betitelt, weil er für die Schweſter Sidney's, dieſen „Gegenſtand aller Verſe," geſchrieben und demſelben gewidmet wurde. „Ihr ſelbſt, ſagt er in der Dedikation, könnet am beſten die Art wie er es verfaßte bezeugen, indem er es auf loſe Blätter ſchrieb, meiſt in eurer Gegenwart, das Uebrige aber auf Blätter, die er euch, ſobald ſie geſchrieben waren, überſandte." Das unvollendet gebliebene Werk erſchien nach dem Tode Sidney's und aus der Art ſeiner Abfaſſung ſo wie aus dem Umſtande, daß er nicht die letzte Hand daran legen konnte, läßt ſich nicht erwarten, daß es denjenigen Grad von Vollkommenheit beſitze, welchen der Verfaſſer demſelben hätte verleihen können, wenn die Länge ſeines Lebens, nach Sir W. Temple's Ausdruck [ſ. Essay on Poetry in ſeinen Miscellanea P. II. — Works. Lond. 1720. vol. I. p. 241.], ſeinen hohen Geiſtesgaben und Tugenden entſprochen hätte. Da es zu einer Zeit geſchrieben wurde, wo die Züge der alten mittelalterlichen Romantik noch nicht ganz verwiſcht waren, ſo prägt ſich darin ein gemiſchter Charakter aus; denn es iſt nämlich auch zum Theile von heroiſcher Art, ſo wie es nicht minder einen bedeutenden Zuſatz von dem enthält, was nach der Abſicht des Verfaſſers komiſche Schilderungen ſein ſollen. Es iſt der Form nach epiſch, indem es in der Mitte der Handlung beginnt und dann wie gewöhnlich im weitern Verlaufe diejenigen Ereigniſſe erzählungsweiſe nachholt, die dem Anfange vorangiengen.

Baſilius, König von Arkadien, hatte ſich noch in hohem Alter mit einer jungen Peinzeſſin, Namens Gynecia, der Tochter des Königs von Cypern vermählt. „Aus dieſer Ehe, heißt es in der Erzählung weiter, entſpringen zwei Töchter, welche in allen denjenigen Eigenſchaften, die den mit Vernunft begabten Geſchöpfen eigenthümlich ſind, ſo über alles Maaß ausgezeichnet waren, daß man glauben darf, ſie wurden geboren um zu zeigen, daß die Natur dieſem Geſchlechte ſich nicht als Stiefmutter erweiſt, wie ſehr auch immer einige nur in der Verläumdung ſcharfſinnige Menſchen es zu ſchmähen geſucht haben. Die ältere heißt Pamela, von welcher Viele glaubten, daß ſie ihrer Schweſter nicht nachſtünde; was mich betrifft, ſo ſchien es mir, als ich ſie beide erblickte, daß Philoclea mehr Anmuth, Pamela aber mehr Majeſtät beſaß (wenn nämlich bei ſo hohen Vollkommenheiten ein Mehr Statt finden konnte); mir ſchien daß Amor in Philoclea's

Augen ſpielte, in denen der Pamela aber drohte; mir ſchien daß Pamela's Schönheit nur überredete, jedoch ſo überredete daß alle Herzen nachgeben mußten. Pamela's Schönheit hingegen beauchte Gewalt, jedoch ſolche Gewalt, daß kein Herz widerſtehen konnte. Auch ſcheint es, daß folgendes Verhältniß zwiſchen ihren Charakteren beſteht: Philoclea iſt ſo verſchämt, als wenn alle ihre herrlichen Eigenſchaften ſich bei ihr eingeſchlichen hätten, ehe ſie es merkte, ſo demüthig daß ſie allen Stolz außer Faſſung bringt; mit einem Worte, ihr Thun iſt ein ſolches, welches Hoffnung erregt, jedoch der Hoffnung gute Sitte lehrt; Pamela hingegen beſitzt einen hohen Sinn, und meidet den Stolz nicht deswegen, weil ſie ſich ihrer Fürtrefflichkeiten nicht bewußt iſt, ſondern indem ſie eine derſelben darin beſtehen läßt von Stolz frei zu ſein; ſie beſitzt die Weisheit, die Größe und den Adel der Mutter, jedoch, wenn ich recht urtheile, mit einem beſtändigern Charakter verbunden" (pag. 10. ed. Lond. 1674).

Da es nun ſo dem Baſilius bloß an etwas fehlte, was ſein Glück ſtören konnte, ſo beſchloß er den Tempel zu Delphi zu beſuchen, wo er die folgende poetiſche Antwort als hinreichenden Stoff zum Nachdenken erhielt:

„Ein frecher Rand durch Fürſtenthat bedroht
Dein ältres Kind, das dennoch dir verbleibt;
Dein jüng'res liebt nach der Natur Gebot,
Obwohl nur unnatürlich ſolche Liebe treibt.
Sie werden dann mit Beiden ſich verbinden,
Die man als deine Mörder wird verkünden
An deinem Sarg, wo lebend ſie dich finden.
Auf deinem Thron wirſt einen Fremden ſehen;
Und ehe dieſes Unglück all' geſchehen,
Wirſt Eh'bruch du mit deinem Weib begehen."

Entſetzt über dieſes fuchtbare Orakel beſtrebt ſich Baſilius, die Erfüllung desſelben zu hindern und zieht ſich von ſeinem Hofe in einen Wald zurück, woſelbſt er zwei Förſterwohnungen erbaut hatte. Die eine derſelben nimmt er ſelbſt ein nebſt ſeiner Gemahlin und jüngern Tochter, während er die andere der Pamela überläßt, welche letztere er der Obhut des Dametas, eines eingebildeten, pinſelhaften Bauern übergeben hat, deſſen Frau und Tochter, Namens Miſo und Mopſa, als vollkommene Hexen an Charakter und Ausſehen beſchrieben werden. Die Einfälle dieſer Familie nun bilden das, was der komiſche Theil des Romanes ſein ſoll.

Um dieſe Zeit aber geſchieht es, daß Pyrocles, Sohn des mazedoniſchen Königs Euarchus, und ſein Vetter Muſidorus, Prinz von Theſſalien, zwei Fürſtenſöhne, wie man ſie nur in Romanen findet, nach beiſpiellos tapfern Thaten an der Küſte von Arkadien Schiffbruch leiden. Der erſtere von dieſen beiden Helden verliebt ſich in Philoclea, letzterer in ihre Schweſter Pamela. Mit der gewöhnlichen Vorliebe der Romanprinzen für Verkleidung unter Umſtänden, wo die Darlegung ihres wirklichen Standes ihrem Zwecke beſſer entſprechen würde, tritt Muſidorus unter dem Namen Dorus als Schäfer in die Dienſte des Dametas; Pyrocles hingegen nimmt Amazonentracht und den Namen Zelmane an und wird ſo von Baſilius in ſein Haus aufgenommen. Die Lage des Pyrocles (jetzt Zelmane) iſt jedoch nicht ſo angenehm, als er gehofft hatte; denn einerſeits wird er von der Liebe des Baſilius und anderſeits von der Gyneeia's beſtürmt, da letztere mit mehr Scharfblick als ihr Gemahl ſein Geſchlecht muthmaßt und ihn auch nicht einen Augenblick mit Philoclea allein laßen will. Der Umſtand, daß ein Held ſich in weiblicher Tracht bei ſeiner Geliebten aufhält und zwar eine Zeit lang von ihr unerkannt, hat zwar den Urſprung in der Geſchichte des Achilles und findet ſich in der Argenis und anderen Romanen dieſer Zeit wieder; der Theil der Arcadia jedoch, der ſich auf die Verkleidung des Pyrocles bezieht, iſt unmittelbar der franzöſiſchen Ueberſetzung des elften Buches des Amadis de Gaula entnommen, wo Ageſilan von Colchos, während er ſich in gleicher Verkleidung befindet, auf ähnliche Weiſe von dem Könige von Galdap und deſſen Gemahlin verfolgt wird (ſ. oben S. 157.). — Es möchte nun aber vielleicht nicht unpaſſend ſein zu erwähnen, wie die königliche Familie ſich die Zeit vertrieb, weil dieß ein intereſſantes Gemälde von der Sanftheit der Damenherzen zur Zeit der Königin Eliſabeth gewährt. „Zuweilen, heißt es nämlich, angelten ſie in einem naheliegenden, kleinen Fluſſe, welcher dafür, daß er die Wurzeln der blühenden Bäume benetzte, mit ihrem Schatten belohnt wurde; dort pflegten ſie ſich niederzulaßen und Pamela und Philoclea hübſche Wetten zu machen, wer von ihnen am ſchnellſten die thörichten Fiſche berücken konne, während Zelmane betheuerte, daß Fürſtenherzen die paſſendſte Beute für ſie wären. Sie hatte auch eine Angel in der Hand, jedoch die Fängerin war ſo gefangen, daß ſie alles Fangen

vergaß. Inzwiſchen pflegte Baſilius ſelbſt zu kochen, was ſo geangelt wurde, Gynecia aber ſtill zu ſitzen, jedoch ohne ſtilles Nachſinnen. Bald brachte ſie ihnen eine geblendete Taube, die deſto höher zu fliegen ſtrebte, je blinder ſie war; bald wieder eine Weihe, der man geſchickt einen Darm herausgezogen hatte, worauf man ſie fliegen ließ, ſo daß alle in der Nähe befindlichen Weihen ꝛc" (p. 58.) [450a]).

Es würde jedoch langweilig und zwecklos ſein, die verſchiedenen Bücher der Arcadia genauer zu analyſieren. Muſidorus ſieht ſich lange Zeit durch Dametas und deſſen Frau, ſowie durch ſeine häßliche Tochter Mopſa, für die er Liebe heucheln muß, in ſeinen Plänen gehindert, bis er ſich endlich der Pamela entdeckt und ſie zur Flucht beredet, auf welcher ſie ſich jedoch, obwohl noch nicht weit entfernt, damit aufhalten in die Rinde der Bäume ſchlechte Sonnette einzuſchneiden. Inzwiſchen verſucht ſowohl der König als ſeine Gemahlin, jeder für ſich, ſeine Angelegenheiten mit Zelmane zur Entſcheidung zu bringen. Durch ihre Zudringlichkeiten gequält, giebt letztere ihnen endlich in einer Höhle um Mitternacht ein Stelldichein, woſelbſt Baſilius, wie Zelmane vorausgeſehen hat, die Königin im Finſtern nicht erkennt und ſo den letzten und geheimnißvollen Theil der delphiſchen Weisſagung erfüllt, außerdem aber auch noch, da er durſtig iſt, ohne es zu bemerken, einen Liebestrank, den Gynecia mitgebracht um Zelmane's Liebe zu erhöhen, austrinkt und in Folge dieſes Getränkes in einen todtenähnlichen Schlaf ſinkt. Während nun ſo das königliche Paar dieſem Höhlenabenteuer obliegt, ergreift die vorgebliche Zelmane die günſtige Gelegenheit Philoclea zu beſuchen und ſich ihr als den mazedoniſche Prinz Pyrocles vorzuſtellen. Seine Abſicht, ſie zur Flucht zu überreden, erreicht er jedoch nicht, ſondern nach langem Hin- und Herreden fallen vielmehr beide in Ohnmacht, ſo daß am folgenden Morgen der Prinz in männlicher Kleidung in dem Zimmer Philoclea's gefunden wird. Auch Pamela und ihr Liebhaber haben inzwiſchen mit dem Einſchneiden ihrer Sonnette zu viel Zeit verloren, ſo daß ſie von den nachgeſandten Soldaten eingeholt und zurückgebracht werden.

Der König befindet ſich noch immer ſcheinbar in einem lebloſen Zuſtande und Gynecia klagt ſich voll Verzweiflung als die Urſache ſeines Todes an, ſo daß nun ganz Arkadien in die größte Verwirrung geräth. Bei dieſer Lage der Dinge langt zufällig der mazedoniſche König Euarchus an der Küſte an und Philanax, der Regent des Landes, erwählt ihn zum Richter in der nun folgenden Unterſuchung, ſo daß er demgemäß den königlichen Thron einnimmt und auf dieſe Weiſe wiederum einen Theil des delphiſchen Räthſels erklärt. Gynecia wird dazu verdammt, mit dem Leichname ihres Gemahles, den ſie ihrem eigenen Geſtändniſſe gemäß vergiftet hat, lebendig begraben zu werden. Hierauf folgt der Prozeß gegen die Prinzen und es folgen lange Gerichtsreden in dem giftigen Style des Sir Edward Coke [450b]). Das Ende iſt, daß Pyrocles von einem Thurme geſtürzt, ſein Vetter aber enthauptet werden ſoll, und der König von Mazedonien beſtätigt dieſe Urtheile, obgleich er nun in dem einen der Verbrecher ſeinen Sohn und in dem andern ſeinen Neffen entdeckt. Alle befinden ſich ſo in dem tiefſten Kummer, als Baſilius, deſſen Leichnam ſich im Gerichtshofe befindet, ſich endlich von den Wirkungen des Liebestrankes, der jedoch nur ein Schlaftrunk geweſen, erholt; und da nun ſo das Orakel vollſtändig erfüllt iſt, ſo werden die beiden Prinzen mit den Töchtern des arkadiſchen Monarchen vermählt. —

Dieß iſt der allgemeine Inhalt der Arcadia. Der heroiſche Theil des Romanes beſteht in einer ausführlichen Schilderung der Thaten des Pyrocles und Muſidorus, welche ſie vor ihrer Ankunft in Arkadien verrichten, ſo wie der eines Krieges, den Baſilius gegen ſeinen Neffen Amphialus führt, deſſen Mutter ſich einſt hinterliſtigerweiſe der beiden Prinzeſſinnen bemächtigt hatte und ſie gefangen hält. Auch begegnet man einigen glücklichen Beſchreibungen von Turnieren und anderen Luſtgefechten; jedoch iſt das Werk im Ganzen genommen im höchſten Grade ermüdend und das Hauptintereſſe deſſelben beſteht in der ſtattlichen Würde und oft anmuthigen Schönheit des Ausdruckes. „In den Revolutionen des Geſchmackes und der Sprache" ſagt Biſchof Hurd (Dialogues Moral and Political p. 157. ed. 1760) befindet ſich ein gewiſſer Zeitpunkt, der für die Zwecke der Poeſie (und wohl auch der höhern Proſa) günſtiger iſt als jeder andere. Es mag allerdings ſchwer ſein dieſen Zeitpunkt genau zu beſtimmen; jedoch werden wir uns wohl kaum irren, wenn wir ihn irgend wo zwiſchen den rohen Verſuchen der ungezügelten Phantaſie einerſeits und den durch geläuterte Vernunft und Wiſſenſchaft hervorgerufenen Einſchränkungen an-

dererſeits ſuchen wollen. Dieß nun war der Zuſtand unſerer Sprache in dem Zeitalter der Eliſabeth. Sie war damals rein, kräftig, deutlich und frei von Künſtelei; zugleich aber hatte der proſaiſche Geiſt der Philoſophie und Logik jene hohe bilderreiche Ausdrucksweiſe noch nicht zurückgedrängt, welche den Zwecken des Dichters in ſo hohem Grade entſpricht." Zu der Zeit, auf welche der Biſchof anſpielt, ahmte man die italieniſchen Schriftſteller nach, wie man bisher die franzöſiſchen nachgeahmt hatte, und daher beſitzt der Styl Sidney's und ſeiner Zeitgenoſſen nebſt dem ſtattlichen majeſtäniſchen Schritte der Erzeugniſſe jener auch viel von ihrem Schwulſt und ihren Gedankenſpielereien. Ich konnte aus der Arcadia eine Anzahl ſchöner Schilderungen ausheben, wie z. B. die ſo ſehr bewunderte Stelle in dem zweiten Buche, wie Muſidorus ein Roß bändigt. Von der Kunſt des Verfaſſers in der Charakterzeichnung haben wir bereits oben ein Beiſpiel geſehen und auch folgendes iſt ein höchſt treffendes Gemälde eines Geizigen: „Ein Mann von dem neidiſcheſten Sinne, der jemals die Luft mit ſeinem Athem verpeſtete, deſſen Augen keinen glücklichen Menſchen gerade anblicken, deſſen Ohren Niemandes Lob anhören konnten; gegen die Natur aller anderen Plagen von dem Wohlergehen Anderer geplagt; der das Glück zum Anlaß ſeines Unglückes und eine gute Nachricht zum Gegenſtande ſeines Kummers machte; mit einem Worte, ein Menſch, deſſen Gunſt Niemand gewinnen konnte, außer dadurch daß er elend war." (p. 130.). Dieſe Charakterſchilderung iſt in der neunzehnten Nummer des Spectator nachgeahmt und erweitert worden. Die folgende Beſchreibung der ſtickenden Pamela gewährt eine ziemlich genaue Vorſtellung von den in das Werk eingeſtreuten Spielereien dieſer Art: „Die Blumen, die ſie gearbeitet hatte, beſaßen ſolches Leben, daß der geſchickteſte Maler von ihrer Nadel hätte lernen können, welche ſo zierlich durch die Stickerei hin und her eilte, als wenn ſie ſich nur ungern von einer ſolchen Gebieterin entfernt und nur durch die Hoffnung, bald wieder zurückzukehren, dazu vermocht würde; während der Canvaß mit tauſend Augen auf die Herrin ſchaute und liebevoll die Wunden umſchloß, die ſie ihm gab; auch die Scheere war zur Hand, um die Seide, die zu kurz geworden, zu enthaupten. Und wenn ſie zuweilen den Faden abbiß, ſo ſchien es, als wenn ſie da, wo ſie lange Zeit zugebracht, um eine einzige Roſe mit ihren Händen zu machen, mit ihren Lippen in einem Augenblicke viele Roſen hätte machen können; ſo wie es andererſeits ſchien, als ob die Lilien ihre Weiße nicht ſowohl von dem Stoffe erhielten, aus dem ſie gemacht wurden, als vielmehr von der Hand, welche ſie machte, und als ob ſie durch die Sonnen ihrer Augen ihr Wachsthum empfiengen und durch die erquickende Luft, die ein unabſichtlicher Seufzer ihnen gewährte, erfriſcht würden."

Wir haben bereits erwähnt, daß der komiſch ſein ſollende Theil des Romanes aus ſpöttiſchen Bemerkungen über Dametas, beſonders wegen ſeiner Liebe zum Landbau, ſo wie über die Ungereimtheiten ſeiner Frau und Tochter beſteht. Jedoch iſt die Komik keineswegs glücklich und eben ſo wenig auch iſt dem Verfaſſer der paſtorale Theil des Werkes gelungen. Am Schluſſe jedes Buches nämlich tritt eine Schaar Hirten auf, welche dem Baſilius ihre Aufwartung machen und abwechſelnd Liebes- und ländliche Lieder ſingen. Wahrſcheinlich jedoch findet ſich in keinem Werke unſerer Sprache eine größere Zahl elender Verſe als in der Arcadia, obwohl vielleicht der Grund davon nicht ſowohl in des Verfaſſers Mangel an poetiſchem Talente liegen mag, als vielmehr in ſeiner Künſtelei und ſeinen beſtändigen Verſuchen nach einem unausführbaren Syſteme zu verſifizieren. Zu ſeiner Zeit nämlich hielt man es für möglich, alle die verſchiedenartigen Versarten der Griechen und Römer in die engliſche Sprache einzuführen, und daher finden wir in der Arcadia Hexameter, elegiſche, ſapphiſche, anakreontiſche, phaläciſche, asklepiadiſche Verſe oder doch wenigſtens, was der Verfaſſer dafür hielt, und mit einem Worte Alles, nur keine Poeſie. Die Wirkung iſt in der That im höchſten Grade widerlich.

Eine andere Künſtelei, die zu jener Zeit im Schwunge war und zu welcher beſonders Sidney durch ſeine Nachahmung des Sannazaro verleitet wurde, beſtand in der Aneignung aller der mannigfachen geſuchten Dichtungsarten der italieniſchen Poeſie. So finden wir in der Arcadia Terzinen, Sextinen, Canzonen, Sonnette und Echo's, von denen der größte Theil vermöge des Zwanges, die ſie dem Dichter auferlegten, faſt, einige aber gänzlich unverſtändlich ſind. In der ganzen Arcadia habe ich, ſo viel ich mich erinnere, nur zwei Gedichte angetroffen, welche die Mittelmäßigkeit erreichen, und dieſe haben wenigſtens

das Verdienſt, daß ſie wirklich im italieniſchen Style ſind. Das erſte iſt ein Sonnett auf eine ſchlafende Dame, das zweite ein Madrigal an die Sonne.

I.

Hüll' meinen Schatz ein, holdes Augenpaar,
Die Strahlen birg, der Erde einzig Licht;
Dem ſüßen Leib' entzieh, o Schlaf, dich nicht,
Daß für den hohen Geiſt ſie Kraft bewahr';
Und droht ſo, trauter Schlaf, nicht mehr Gefahr,
Weil's an Geſchoß dem Liebesgott gebricht,
O dann mit jedem Reiz ſie rings umflicht
Und banne weit der böſen Träume Schaar.
Doch dünket euch, ihr Träume, dieß zu viel,
Euch von ſo holdem Gegenſtand zu trennen,
Als wollt' ich euch ſolch' hohe Wonn' misgönnen,
Dann nehmet meine Form bei eurem Spiel,
Küßt ſie von mir und ſagt, ſo lang nicht lacht
Ihr Auge mir, ſeh' ich nur finſt're Nacht.
(p. 364.)

II.

Was eilſt du von hier,
O holder Sol, des Tages Quell' und Zier?
Willſt melden du den Auen
Des Weſtens, welche Sterne Oſten bringt?
Denkſt du, wenn dein Strahl ſinkt,
Daß unſ'rer andren Sonn' du könnſt vertrauen?
Doch bleib, um recht zu ſchauen,
Wie Deinesgleichen unter uns verweilt;
Dein Licht blick' ungetheilt
Den Himmelsſunken an, der uns beglückt:
So hohe Schönheit haſt du nie erblickt! —
Doch nein, dein Lauf enteilt,
Du haſt dich uns durch tiefe Nacht entrückt.
Denn du, der Schöpfer unſ'res Tags, willſt nicht
Verdunkelt ſehen dich durch andres Licht.
(p. 368.)

Dieß ſind die beſten Erzeugniſſe eines Schriftſtellers, den Sir William Temple in einem Lande, welches bereits Shakeſpeare, Spenſer und Milton hervorgebracht hatte, nicht Anſtand nahm zu nennen „den größten Dichter und edelſten Geiſt von allen, welche in unſerer oder irgend einer neuern Sprache Schriften hinterlaßen haben." [Essay on Poetry l. c.]. Auch von Cowley und Waller wurde die Arcadia viel geleſen und bewundert und von unſren älteren Dramatikern offenbar ſehr häufig nachgeahmt. So iſt die Geſchichte des Plangus in der Arcadia der Urſprung von Shirley's „Andromana oder die Kaufmannsfrau" (Andromana or the Merchant's Wife) und Beaumont und Fletcher's „Rache des Amor" (Cupid's Revenge). Der Abſchnitt des Werkes, wo Pyrokles einwilligt den Befehl über die Heloten zu übernehmen, ſcheint die Idee zu demjenigen Theile der „Beiden Edelleute von Verona" an die Hand gegeben zu haben, wo Valentin ſich mit den Geächteten verbindet. Eine Epiſode des zweiten Buches der Arcadia, wo ein König von Paphlagonien, den ſein Baſtardſohn geblendet hat, von ſeinem rechtmäßigen Erben, den er früher um ſeines ruchloſen Bruders willen höchſt grauſam behandelt, umher geführt wird, liegt dem Theile des „König Lear" zu Grunde, der ſich auf Gloſter und deſſen beide Söhne bezieht. In dem Romane befindet ſich dieſelbe Schilderung eines furchtbaren Sturmes und dieſelbe Bitte des Vaters, ihn auf die Spitze einer Klippe zu leiten, wie wir ſie in jenem ergreifenden Trauerſpiele antreffen.

Nicht minder war Sidney's Werk, wie Milton erzählt, der Kerkergenoſſe Karls I, welchem letztgenannter Dichter in ſeinem Iconoclastes [sect. 1.] den Vorwurf macht, ein Gebet der Pamela geſtohlen und in ſeine Icon Basilike eingerückt zu haben. Darüber jedoch, ob der Verfaſſer letzteren Werkes wirklich in dieſe Unachtſamkeit verfallen iſt oder ſein Gegner, der dasſelbe für ächt gehalten zu haben ſcheint, die Interpolation veranlaßt hat, um ſeinen König wegen Gottloſigkeit ſchmähen und wegen eines Plagiats verhöhnen zu können, iſt von den Biographen des engliſchen Barden viel hin- und hergeſtritten worden (ſ. Symmons's Life of Milton p. 278 und Andere).

Zwölftes Capitel.

Heroiſcher Roman. — Poléxandre. — Cléopatra. — Cassandra. — Ibrahim. — Clélie u. ſ. w.

Boileau [in der Einleitung zu ſeinen Héros de Roman] und noch verſchiedene andere franzöſiſche Schriftſteller haben den Urſprung des heroiſchen Romanes aus dem Hirtenromane, beſonders aus d'Urfé's Astrée hergeleitet und in der That auch ſagt Fräulein von Scudéri in ihrer Vorrede zu Ibrahim, einem ihrer früheſten Werke, daß ſie ſich die Aſträa zum Muſter genommen habe. Letzterer Gattung von Schriften kann man ohne Zweifel einige der kraftloſeſten Züge des Heldenromanes, ſeine abgeſchmackten Dialoge und langweiligen Epiſoden zuſchreiben; viele von den Elementen desſelben müßen jedoch in frühern und lebendigern Erzeugniſſen geſucht werden. So z. B. finden wir in dem heroiſchen Romane Manches aus den alten Ritterromanen wieder. Zwar ſind die Drachen, Nekromanten, Rieſen und bezauberten Schlöſſer verbannt; jedoch Heroismus und Galanterie herrſchen darin noch immer. Dieſe Eigenſchaften haben indeß eine verſchiedene Stellung und Wichtigkeit erhalten. In den Ritterbüchern nämlich iſt die Liebe wenn auch eine ernſte und hochgeachtete Leidenſchaft, doch den Heldenthaten untergeordnet; der Ritter ſcheint ſeine Dame nur deswegen geliebt zu haben, weil ſie ihm Veranlaßung oder Entſchuldigung gewährte für irgend eine kriegeriſche That, für irgend ein gefährliches Abenteuer und er betrauerte ihren Verluſt, da dieſer begleitet wurde von dem ſeines höhern Abgottes — der Ehre; wohingegen in dem heroiſchen Romane die Liebe die Hauptleidenſchaft zu bilden ſcheint und die kriegeriſchen Thaten hauptſächlich um der Geliebten willen ausgeführt werden. Ruhmſucht iſt alſo die Triebfeder in der einen Gattung von Schriften und die Liebe iſt es in der andern; in beiden jedoch ſind die Helden Ritter, welche, nach dem Ausdrucke des Sir Philipp Sidney, für die Liebe zur Ehre und für die Ehre der Liebe kämpfen.

Vieles in dem heroiſchen Romane ſtammt auch aus den alten griechiſchen Romanen. Der Geiſt dieſer letzteren nämlich hatte ſich während des Mittelalters lebendig erhalten und war ſogar trotz des Anſehens und der Beliebtheit der Ritterbücher nie ganz erloſchen. Der Filocopo des Boccaccio, der zur Unterhaltung der Maria, der natürlichen Tochter des Königs von Neapel, ſoll verfaßt worden ſein, zeigt eine ſehr große Aehnlichkeit mit den griechiſchen Romanen. Dieſes Werk iſt einem franzöſiſchen Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts entnommen, welches in faſt allen europäiſchen Sprachen bearbeitet wurde (ſieh Ellis Metrical Romances vol. III.). Bei Boccaccio verliebt ſich Florio, Prinz von Spanien, in eine am Hofe ſeines Vaters erzogene Waiſe, Namens Biancofiore. Um die Gefahr

einer unebenbürtigen Verbindung seines Sohnes zu vermeiden, verkauft der König die Biancofiore an asiatische Kaufleute und der Rest des Romanes erzählt nun, wie Florio unter dem Namen Filocopo sie aufsucht. Das Werk gehört der Hauptsache nach zu der Klasse der heroischen Romane, jedoch bietet er auch Beispiele von fast jeder andern Gattung der Romantik; so treten heidnische Gottheiten in Verkleidung auf und der Nebenbuhler Florio's wird in eine Quelle verwandelt; an dem Hofe zu Neapel, den Florio besucht, werden Liebesgeschichten erzählt und die Schilderung der Gärten und des Serails des ägyptischen Emirs gleicht ähnlichen Schilderungen in Feeenmärchen und anderen morgenländischen Dichtungen [451]).

Die Aethiopica des Heliodor wurde 1547 von Amyot in's Französische übertragen und vor dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts waren bereits zehn Auflagen davon erschienen. Die Historia de los Amores de Clareo y Florisea y de los Trabajos de Isea (Geschichte des Clareo und der Florisea so wie der unglücklichen Ysea) von Alonzo Nuñez de Reinoso, [in ihrem ersten Theil] eine genaue Nachahmung des Achilles Tatius, wurde 1554 gleichfalls in's Französische übersetzt und erwarb sich bald große Beliebtheit [452]).

Als nun die Ritterromane in der Gunst des Publikums sanken, war es natürlich, daß man eine andere Gattung von Dichtungen suchte, welche die Stelle jener ersetzen konnten. Die geistlichen und Hirtenromane gewährten für diesen Zweck keine hinlänglicher Unterhaltung und Abwechslung und der Verkauf der zehn Auflagen des Heliodor war ein starkes Reizmittel, um etwas Neues von ähnlicher Art zu versuchen. Demgemäß sahen sich die Schriftsteller derjenigen Dichtungsart, die man ganz besonders den heroischen Roman nennen kann, theils unter den klassischen, theils unter den maurischen Helden nach passenden Charakteren um.

Daß man klassischer Helden wählte, kam vielleicht von Amyot's Uebersetzung des Plutarch her, in welcher sich viele Interpolationen befanden, die nach dem Verfasser von „La Vie et Faits de Marc Antoine Le Triumvir et de sa mie Cleopatre translaté de l'historien Plutarque pour très illustre et puissante dame Madame Françoise de Fouez dame de Chateaubriand" schmeckten.

Es war die wohlbekannte „Historia de las Guerras civiles de Granada" (Geschichte der Bürgerkriege in Granada), welche die maurischen Erzählungen und Charaktere in Frankreich in Aufnahme brachte. Die Spanier schreiben dieß Werk einem Mauren zu, der sich nach der Eroberung von Granada nach Afrika begab. Sein Enkel, der die Handschrift erbte, überlieferte sie, wie sie weiter erzählen, einem Juden und dieser schenkte sie wiederum dem Rodrigo Ponce de Leon, Grafen von Baylen, von welchem sie Gines Perez de Hita erhielt, der sie in's Spanische übertrug [453]). Diese Nachrichten sind jedoch höchst unsicher. Die Kenntniß, welche der Verfasser in Betreff der Stämme und Familien der in Granada vor der Eroberung dieser Stadt ansäßigen Mauren an den Tag legt, macht es zwar allerdings wahrscheinlich, daß Hita rücksichtlich der maurischen Zwistigkeiten arabische Handschriften zu Rathe zog [454]); andererseits jedoch beweist die Vorliebe für die Sache der Christen, welche sich in dem ganzen Werke kund thut, daß der vorgebliche Uebersetzer der eigentliche Verfasser des größten Theiles der Erzählung war und daß es ursprünglich spanisch geschrieben wurde.

Dieses Werk kann man in einigen der politischen Hauptereignisse für historisch halten; allein die Reden der Helden, die Liebeshändel der maurischen Fürsten, die Spiele und Festlichkeiten sind nur der Phantasie entsprungen. Indeß sind darin die nationalen Sitten treu bewahrt und der Roman des Hita gewährt mehr Belehrung in Betreff dieser und des Charakters der Mauren als irgend einer der spanischen Historiker.

Der Roman beginnt mit der frühern Geschichte von Granada, jedoch kommen wir bald zu denjenigen Ereignissen, welche dem Falle dieses Reiches vorangiengen und ihn beschleunigten, zu den Streitigkeiten um die Herrschaft nämlich und den Parteiungen der Zegris und Abenceragen. Die erstere Familie war von den Königen von Fez und Marokko entsprungen, letztere stammte von den alten Fürsten von Jemen ab. In diesem Werke sowohl wie in allen anderen, die von den Faktionen zu Granada handeln, werden die Zegris als ein wildes unruhiges Geschlecht, die Abenceragen hingegen nicht nur als ihnen gleich an Tapferkeit, sondern auch als mit hoher Liebenswürdigkeit, zierlichen Sitten und gebildetem Geiste begabt dargestellt. Die Zegris jedoch blieben der Sache ihres Landes treu, während ihre Gegner endlich unter die Banner Ferdinands

traten und ſo den Fall Granada's hauptſächlich zu Stande brachten. Der ſpaniſche Monarch nämlich, die mauriſchen Streitigkeiten und die Tapferkeit des Don Rodrigo von Aragon, Großmeiſters des Ordens von Calatrava benützend, griff Granada nachdrücklich an und eroberte es endlich mit Hülfe der Abencerragen, welche aus Rache für die unerhörten Grauſamkeiten, die einer der einheimiſchen Fürſten an ihnen ausübte, zu ihm übertraten. Dieß Werk ſchildert auch das ſeltſame, obwohl nicht ungewöhnliche Schauſpiel, wie ein Volk inmitten üppiger Schwelgereien und Feſtgelage verſcheidet. Die Thore der Hauptſtadt wurden von einem fremden Feinde beſtürmt, die Kraft und Tapferkeit der Einwohner rieb ſich in innerlichen Zwiſtigkeiten auf, jedoch nichts konnte den Lauf der Feſtlichkeiten unterbrechen. Jeder Tag brachte neues Unglück außerhalb, neues Blutvergießen innerhalb und gleichwohl war jede freie Stunde den Zechgelagen und eitler romantiſcher Galanterie gewidmet. In dem Werke des Hita befindet ſich auch eine Anzahl Romanzen, da jedes Feſt und jeder Kampf dem Autor Stoff zu dieſer Art von Dichtungen darbietet, von denen einige wahrſcheinlich die Erfindung des Hita, andere aber auf arabiſche Traditionen gegründet ſind.

Dieſer Roman, oder dieſe Geſchichte erſchien zum erſten Male zu Zaragoza 1595 [***]) und wurde bald außerordentlich beliebt. Es gab davon keine wörtliche Ueberſetzung vor der Saué's; eine genaue Nachahmung jedoch, die zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts herauskam, iſt der Urſprung aller derjenigen franzöſiſchen Romane, welche von den Abenteuern und Galanterieen der Mauren zu Granada handeln, wie z. B. der Almahide des Fräuleins von Scudéri und andeeer.

Obgleich nun aber die bisher erwähnten Werke den Veefaſſern der heroiſchen Romane einen Theil ihres Stoffes mögen an die Hand gegeben haben, ſo ſind doch viele von den Schilderungen in dieſer wie in jeder andern Gattung von Dichtungen den eben zur Zeit der Abfaſſung herrſchenden Sitten entnommen. Jene Hingebung für das ſchöne Geſchlecht beſonders, welche ſie eher zu Gegenſtänden der Anbetung als der Liebe machte und das charakteriſtiſche Merkzeichen der heroiſchen Romane ausmacht, war die Folge des beſondeen Zuſtandes der Gefühle und Empfindungen zur Zeit Ludwigs XIV. Niemals wohl iſt ein Fürſt ſo ſehr der Gegenſtand der Nachahmung für ſein Volk geweſen, wie dieſer Monarch; daher auch affektierten ſeine Hofleute dieſelbe Art von Galanterie wie Ludwig, welcher jederzeit der Schönheit ehrfurchtsvolle Huldigungen darbrachte und deſſen Liebe, wenn auch weniger chevaleresk als die Franz des Erſten oder weniger zärtlich als die Heinrichs des Vierten, doch wenigſtens mehr äußern Schein von Verehrung und Anbetung gewährte. „C'est avec éclat et somptuosité, ſagt Ségur (Les Femmes vol. II. p. 156.), qu'il (Louis XIV) offre des hommages à la beauté. Forcé d'aimer il fait une Divinité de l'objet qu'il exhausse, pour ne pas se rabaisser à ses propres yeux et élève la femme devant laquelle il se prosterne. Nous l'imitons tous à la ville et à la cour. Aucun roi n'a donné le ton comme celui-ci, n'a, comme lui, influé sur la conduite et presque sur les pensées. Notre galanterie a pris la teinte de respect pour le sexe dont le monarque nous offre l'exemple."

Wir finden daher, daß ſowohl wenn klaſſiſche als wenn mauriſche Helden eingeführt werden, der allgemeine Ton der heroiſchen Romane faſt derſelbe iſt. Außer dieſer erhabenen Art von Liebe aber, welche keine Härte erkalten machen und keine Entfernung vermindern konnte, für welche kein Opfer zu groß und keine Unternehmung zu gefährlich war, finden wir auch ſtets dieſelbe endloſe Länge, dieſelben umſtändlichen Beſchreibungen, dieſelben langweiligen Geſpräche und dieſelben Unterbrechungen der Haupterzählung durch eingeflochtene Geſchichten, welche die Aufmerkſamkeit verwirren und zerſtreuen. Dieſe langen und immer wiederkehrenden Epiſoden, eine klägliche Fruchtbarkeit, welche immer nur einen Beweis von wirklicher Dürftigkeit ablegt, iſt der Hauptfehler der heroiſchen Romane. „Eh mon Dieu, ſagte ein berühmter Philoſoph, si vous avez de quoi faire deux Romans, faites en deux et ne les mêlez pas pour les gâter l'un l'autre."

Ich werde nun meinem bisherigen Verfahren gemäß dem Leſer einen kurzen Bericht von einigen der berühmteſten Romans de longue haleine, wie man ſie gewöhnlich genannt hat, abſtatten, welche letztere Bezeichnung man etwa durch den Ausdruck „langathmige Romane" wiedergeben könnte.

Faſt alle von dieſen wurden nun aber von

drei Autoren verfaßt, nämlich Gomberville, Calprenède und Fräulein von Scudéri. Der

Poléxandre

des Gomberville[438]), welcher 1632 zum ersten Male erschien und zur Zeit des Kardinals Richelieu einen großen Ruf genoß, war der erste der heroischen Romane und scheint das Vorbild dee Romane des Calprenède gewesen zu sein. Man kann dieses dickleibige Werk als eine Art Mittelgattung zwischen diesen späteren Erzeugnissen und den alten Ritterbüchern betrachten. Zwar besitzt es eine nähere Verwandschaft mir den heroischen Romanen, jedoch sind viele von den Thaten des Helden ganz so extravagant, wie die eines Paladins odee Ritters der Tafelrunde. In der Episode von dem peruanischen Inka findet man auch einen furchtbaren Riesen und in einem andern Theile des Werkes machen wir die Bekanntschaft eines Drachen, welcher ein ganzes Königreich verheert, so wie auch außerdem eine zahllose Menge von Turnieren in den Lauf der Erzählung eingestreut sind. In einigen Zügen zeigt der Polexandre eine sehr große Uebereinstimmung mit den griechischen Romanen; so ist die Anordnung der Ereignisse ähnlich; letztere erwachsen häufig aus Abenteuern mit Seeräubern und der Schauplatz ist häufig auf der See oder kleinen Inseln oder an der Seeküste.

Polexandre, dee Held dieses Werkes, ist König der kanarischen Inseln und herrscht über sie bald nach der Entdeckung von Amerika. In seiner Jugend hatte er das Glück von einem bretagnischen Seeräuberschiffe gefangen genommen und nach Frankreich gebracht zu werden, woselbst er eine bessere Erziehung erhielt, als sie ihm die kanarischen Professoren hätten ertheilen können.

Nach einee Abwesenheit von mehreren Jahren kehrt Polexandre in sein Vaterland zurück und landet unterwegs an der afrikanischen Küste, woselbst er erfährt, daß der tapfere Abdelmelec, Sohn des mächtigen Kaisers von Marokko, Muley Nazar, ein glänzendes Turnier verkündigt habe, um sämmtliche Helden und Herrscher der Erde zu der Anerkennung zu zwingen, daß Alcidiana, die Königin dee Unzugänglichen Insel, die schönste Frau auf Erden sei. Zwae hatte der marokkanische Prinz Alcidiana nie gesehen, jedoch hatre er sich in ein Bildniß dieser unvergleichlichen Schönheit verliebt. Diese Idee, daß sich Prinzen (denn diese Narrheit ist besonders ihnen eigen) in ein Porträt verlieben, dessen Original sich am Ende der Welt oder vielleicht auch nirgends befindet, scheint orientalischen Ursprunges zu sein. So wird in Tausendundein Tag die Geschichte eines Prinzen erzählt, der nach langem Umhersuchen endlich entdeckt, daß das Bildniß, welches er anbetet, eine der Beischläferiunen Salomons vorstellt (s. oben S. 335a.).

Der kanarische Prinz begiebt sich zu dem Turniere in der Absicht, die von Abdelmelec in Betreff der Schönheit seinee Geliebten aufgestellte Behauptung anzufechten; jedoch der Anblick des Bildes macht auf sein Herz einen solchen Eindruck, daß, weit entfernt die Superiorität der Alcidiana zu bestreiten, er vielmehr gegen Abdelmelec kämpft, um ihn zum Aufgeben seiner Leidenschaft und zum Verzichten auf das Gemälde zu zwingen.

Nachdem er sich in den Besitz der letztgenannten Trophäe gesetzt, kehrt Polexandre als erklärter Anbeter der Alcidiana nach den kanarischen Inseln zurück. Bei seiner Ankunft daselbst findet er, daß seine Schwester unlängst von Korsaren entführt worden war. Zwar verfolgte bereits der König von Schottland die Räuber, jedoch hält Polexandre dieß noch nicht für genügend. Während er nun den Seeräubern nachsetzt, wird er von einem Sturme nach einer unbekannten Insel verschlagen. Bei seiner Landung findet er, daß dieselbe entzückend schön und die Bevölkerung dem Anscheine nach civilisiert ist. Ein Schäfer erbietet sich, ihn nach der nächsten Behausung zu führen, und auf ihrem Wege dahin sehen sie einen Hirsch aus einem Walde von Zedern und Palmen hervorspringen mit einem Pfeile in der Schulree. Alsbald auch vernimmt Polexandre den Schall eines Hornes und erblickt einen von vier weißen Rossen gezogenen Wagen. Letzterer war offen und hatte die Gestalr eines Thrones. Eine schöne Frau als Nymphe gekleider zügelte das Gespann, während eine andere von noch herrlicherem Aussehen, welche Bogen und Pfeile trug, den Hauptsitz in dieser Jagdmaschine einnahm. Obgleich nun Polexandre bloß einen kurzen Blick auf sie werfen kann, so entdeckr er doch durch die Aehnlichkeit mit dem Porträt, daß dieß die göttliche Alcidiana ist, und die Leidenschaft, deren erste Regungen er bereits empfunden hat, nimmt seine Seele vollständig in Besitz, so daß er bereits beginnt zwischen seiner Lage und der des verwundeten Hirsches sinnreiche Parallelen zu ziehen und

in seinem Sinne diesem Thiere Unempfindlichkeit vorwirft, weil es das hohe Entzücken, von den Pfeilen Alcidiana's durchbohrt zu werden, verschmäht hat. Polexandre beschließt daher auf der Insel zu bleiben und sich als Schäfer zu verkleiden, damit er so häufiger Gelegenheit habe den Gegenstand seiner Leidenschaft zu sehen. Ein alter Mann, bei welchem er wohnt, setzt ihn von der Geschichte der Königin in nähere Kenntniß und erwähnt unter Anderm eine Weissagung, die bald nach ihrer Geburt geschah, vermöge deren sie der Gefahr ausgesetzt war, mit einem Sklaven von dem rohesten Volke Afrika's vermählt zu werden, woraus jedoch dem Reiche die größte Glückseligkeit erwachsen sollte, wenn sie sich nämlich zu dieser Verbindung entschließen konnte. Um die Gefahr dieser Misheirath zu vermeiden, blieb nun zwar die Prinzessin meistentheils in ihrem Palaste, jedoch hat Polexandre zuweilen Gelegenheit sie zu sehen, und endlich sogar das Glück, ihr auf der Jagd das Leben zu retten. Dieß verschafft ihm Zutritt in den Palast, noch weit mehr aber der Umstand, daß er eine Empörung unterdrückt, die auf der Insel ausbricht. Er erwirbt sich nach und nach ihr Vertrauen, und da sie an den reichen Geschenken, welche er unter ihr Gefolge austheilt, seinen Stand entdeckt, so läßt sie etwas von dem Hochmuthe nach, welcher der Hauptzug ihres Charakters gewesen zu sein scheint. Der Roman beschäftigt sich also demnächst mit den Kämpfen dieser letztern Sinnesart und der Liebe, welche in einem Kapitel, betitelt Histoire des divers sentimens d'Alcidiane, ausführlich beschrieben werden. Endlich verläßt Polexandre die Fürstin, um einen portugiesischen Korsaren zu verfolgen, welcher eine von ihren Lieblingsdamen fortgeführt hatte, und ist bald so weit von der Insel entfernt, daß er sie aus den Augen verliert und zwar für immer; denn sie besaß die unglückliche Eigenschaft, daß wenn man sie einmal aus dem Gesichte verlor, man nie wieder hingelangen konnte.

Der übrige Theil des Romanes erzählt nun die Abenteuer des Polexandre bei seinen fruchtlosen Versuchen dieses unsichtbare Land wieder zu erreichen, und bei seiner Ausrottung der kühnen Fürsten, welche nach der Liebe seiner Herzensgebieterin strebten. Denn diese schöne Monarchin wurde von allen Königen der Erde geliebt; sogar diejenigen, welche auf ihre Hand keine Ansprüche machen konnten, erklärten sich als ihre Anbeter, und Ritter, die sich am äußersten Ende der Erde befanden, enthielten sich streng jedes Blickes auf irgend ein anderes Weib, nachdem sie einmal ihr Bildniß gesehen. Man sollte nun zwar denken, daß es sogar von einer Prinzessin zu weit gegangen heißt, wenn sie eine so entfernte Courmacherei übel nimmt; gleichwohl fühlte sie sich schwer beleidigt, daß der Khan der Tartarei, der Prinz von Dänemark und der Kaiser von Marokko ihre Bewunderung für sie an den Tag gelegt hatten; denn obwohl ihr Wohnsitz unzugänglich und ihre Verehrer tausend Meilen entfernt waren, so hielt sie gleichwohl jede Anbetung für ein tödtliches Vergehen, wenn sie nicht von Polexandre ausgieng. Dieser Prinz durchstreift unterdeß verschiedene Theile der Erde, um die Unzugängliche Insel aufzufinden; der Schauplatz seiner Abenteuer ist aber hauptsächlich Afrika und fast die Hälfte des Romanes ist mit mauriſchen Episoden angefüllt.

Endlich kommt Polexandre nach einem Lande an den Ufern des Niger, dessen Monarch alljährlich eine Anzahl Personen nach dem Tempel der Sonne schickte, woselbst sie unter die Sklaven dieser Gottheit aufgenommen wurden. Polexandre bittet um Erlaubniß, eine solche Expedition, als Sklave verkleidet, begleiten zu dürfen, da er wußte daß Alcidiana gleichfalls alle Jahre eine Opfergabe hinzusenden pflegte. Durch diese List gelangt er wieder auf dem Schiffe, welches den Tribut überbrachte und durch Zauberei jederzeit den rechten Weg steuerte, nach der Unzugänglichen Insel zurück. Bei seiner Ankunft daselbst findet er ein spanisches Heer, welches unter dem Befehle des Herzogs von Medina Sidonia abgesandt war, um die kanarischen Inseln zu unterjochen, jedoch nach der Unzugänglichen Insel verschlagen unterdeß die Eroberung derselben versuchte. Polexandre erringt, anfangs unerkannt, einige glänzende Erfolge über die Spanier und in der Insel verbreitet sich das Gerücht, daß der in der Weissagung erwähnte Sklave, dessen Vermählung mit ihrer Königin von so großem Glücke begleitet sein sollte, angekommen sei. Die Ankunft einer zweiten spanischen Flotte und die wachsenden Gefahren des Reiches veranlaßen daher die Einwohner darauf zu beharren, daß Alcidiana die Prophezeiung erfülle, so daß sie sich endlich genöthigt sieht, einen Tag zur Hochzeit festzusetzen. Am Altare jedoch entdeckt sich ihr Polexandre zu ihrer unendlichen Freude und derselbe Tag ist

Zeuge der Vernichtung der beiden ſpaniſchen Armeeen, der Verbrennung ihrer Flotte und der Verbindung Polexandee's mit Alcidiana.

Dieß alſo iſt der Umriß des Hauptſtoffes des Romanes, jedoch folgen die Ereigniſſe in ganz anderer Weiſe auf einander, als ſie hier erzählt worden. Der Verfaſſer, wie bereits bemerkt, gleich den griechiſchen Romanſchreibern,

„verſetzet den Leſer
Mitten hinein in das Werk, als kennt er Jegliches,“
[Horaz Epiſt. an die Piſonen V. 148 ff.]

was einen großen Theil des Werkes unverſtändlicher macht, als er ſonſt ſein würde, weil wir nämlich mit den Umſtänden und der Lage der Hauptperſonen ſo wie mit den Anſpielungen, die ihre langweiligen Unterhaltungen enthalten, ganz unbekannt ſind.

Gomberville gab zuerſt eine Skizze dieſes Romanes heraus unter dem Titel L'Exil de Polexandre, welche dann ſpäter bis zu dem gegenwärtigen Umfange des Werkes erweitert wurde. Dieß beſteht nämlich aus fünf Bänden und jeder Band enthält etwa 1200 Seiten nebſt einer Widmung voll Schmeicheleien. Eine dieſer Widmungen deutet darauf hin, daß der Verfaſſer in dem Romane eine politiſche Anſicht ausgeſprochen habe; jedoch geht nichts der Art aus dem Werke ſelbſt hervor, außer etwa der beſtändige Wunſch den Charakter der Spanier und der unteren Klaſſen der Geſellſchaft herabzuſetzen.

Gomberville begann auch den Roman

Le Jeune Alcidiane,

Sohn Polexandre's und Alcidiane's, welcher ſpäter von Madame Gomez beendet wurde. Bald nach der Geburt dieſes Prinzen prophezeit ein Einſiedler, der ſich auf ſeine Sehergabe viel zu Gute thut, daß der Neugeborene dazu beſtimmt ſei, einſt ſeinen Vater zu erſchlagen. Der Roman erzählt nun, auf welche Weiſe man die Erfüllung dieſer Weisſagung zu hindern ſuchte.

Außerdem iſt Gomberville auch noch Verfaſſer zweier Romane von keinem großen Werthe oder Rufe, nämlich der Caritée und der Cytherée.

Von den Schriftſtellern der in Rede ſtehenden Klaſſe iſt Calprenède [497]) ohne Zweifel der beſte. Die franzöſiſchen Kritiker ſind in Betreff ſeiner Cleopatra und Cassandra getheilter Meinung, indem die einen dem erſtern, die andern dem letztern Werke den Vorzug ertheilen; darüber jedoch iſt kein Zweifel, daß einem derſelben die Palme auf dem Gebiete der heroiſchen Romane zukommt.

Die

Cléopatre

erſchien zuerſt theilweiſe und zwar kam der erſte dieſer Theile 1646 heraus. Das ganze Werk erſchien dann noch einmal in zwölf Bänden Oktav. Man braucht ſich indeß nicht darüber zu wundern, daß der Verfaſſer ſeinem Erzeugniſſe eine ſo unbarmherzige Ausdehnung gab, da es eigentlich drei unermeßliche und großen Theils ganz unzuſammenhängende Romane nebſt einem halben Dutzend kleinerer Geſchichten oder Epiſoden enthält, welche letztere gleichfalls in geringer Beziehung zu den Haupterzählungen oder unter einander ſtehen. Die Anlage des Werkes iſt ungefähr ſo, als wenn Richardſon ſtatt aus ſeiner Pamela, ſeinem Sir Charles Grandison und ſeiner Clarissa drei Romane zu machen, ſie in ein einziges Werk zuſammengefaßt und dem Ganzen irgend einen dieſer Namen gegeben hätte. Daß der Verfaſſer des in Rede ſtehenden Romanes ein ſolches Verfahren beobachtet hat, wird aus dem folgenden Abriß zur Genüge hervorgehen.

Noch waren die Schatten der Nacht der erſten Röthe des anbrechenden Tages nicht gewichen, als der troſtloſe Tyridates, durch ſeine qualvolle Unruhe aus dem Schlafe geweckt und unfähig das nahende Licht abzuwarten, ſeine einſame Wohnung verließ, um auf dem Seeufer von Alexandrien ſeinen matten Körper zu erfriſchen und ſeine Liebesgedanken auszuhauchen.

Nach einiger Zeit erblickt er ein großes Feuer auf dem Meere, welches, wie er vermuthete, von einem brennenden Schiffe herkommen mußte, und natürlich vergleicht er die Flammen desſelben mit denen, die ihn ſelbſt verzehren. „Ah flammes devorantes, ruft er aus, vous agisses bien avec moins de puissance et avec moins de cruauté que les miennes: si vous n'estes bientôt esteintes, la matière de laquelle vous vous repaisses maintenant, sera bientost consumée: mais la mienne trouve dans mon ame un aliment éternel et je ne puis esperer de secours ny par un élément contraire ny par la fin d'une matière, qui se brule sans se consumer.

Dieſer feurige Liebhaber ſetzt ſeine Rhapſodie bis zum Anbruche des Tages fort und ſieht dann

ein Brett dem Ufer nahen, worauf die Königin von Aethiopien mit einer ihrer Ehrendamen saß, während ihr Premierminister hinter demselben einherschwamm und es von sich her stieß. Tyridates stürzt sich in die Wellen, um ihnen Beistand zu leisten, und indem er den fast schon erschöpften Minister für seine eigene Rettung sorgen heißt, nimmt er die Stelle desselben hinter dem Brette ein, so daß die ganze Gesellschaft wohlbehalten an das Ufer gelangt.

Die vornehmste der beiden Damen glich der Venus, die eben aus dem Schoße der Thetis hervorkommt, und wäre auch von Tyridates für eine Meergöttin gehalten worden, hätte er nicht gesehen, daß die Wellen sie zu rauh behandelten, als daß sie ihre Unterthanen sein konnten. Das erste, was die Königin bei ihrer Landung zu thun hatte, war daß sie in Ohnmacht fiel und ihre Zofe, die, wie Puff sagt [467a]), immer thun mußte, was ihre Gebieterin that, und bei der gegenwärtigen Veranlaßung gleichfalls zu einer Ohnmacht berechtigt war, sank sogleich zu ihren Füßen hin. Nachdem sie sich jedoch erholt, führte sie Tyridates zugleich mit Eteokles (so hieß nämlich der Minister) nach seiner einsamen Wohnung, welche sich nicht weit vom Ufer befand.

Sobald die Königin einige Stunden Ruhe genossen hat, macht ihr Wirth seine Aufwartung und bei dieser Gelegenheit ersucht sie ihn, ihr seine Lebensgeschichte zu erzählen. Tyridates erklärt hierauf, daß ihn dieß nöthigen würde zu offenbaren, was er so lange als möglich zu verheimlichen beschlossen hatte, und daß er selbst durch die Mittheilung seines Namens sein Leben gefährdete. Gleichwohl läßt er alle diese Bedenken unbeachtet und thut ihr kund, daß er der Bruder des Phraates, Königs von Parthien sei. Dieser hatte nämlich den Thron bestiegen, nachdem er seinen Vater und alle übrigen Glieder seiner Familie mit Ausnahme des Tyridates hatte ermorden laßen, welcher letztere nach einem benachbarten Hofe entkam und sich später nach Judäa begab, dessen König Herodes der offene Feind des Phraates war. Die Geschichte der Mariamne, ganz wie sie Josephus erzählt, bildet die Grundlage der Abenteuer des Tyridates. Zwischen dieser Fürstin und ihrem Gemahle war nämlich eine ziemliche Kälte eingetreten, weil er kurz vorher ihren Vater Alexander, ihren Oheim Antigonus, ihre beiden Großväter und ihren Bruder Aristobulus hatte hinrichten laßen. Tyridates verliebte sich auf das heftigste in Mariamne, und obgleich sie ihre Treue gegen Herodes unverletzt bewahrte, so flößte gleichwohl Salome, die Schwester dieses Monarchen, aus Rache weil Tyridates ihre Liebe verschmäht und aus Haß gegen Mariamne, ihrem Bruder den heftigsten Verdacht gegen Letztere ein. Um der Sicherheit seiner selbst sowohl als Mariamne's willen mußte dahee Tyridates nach einem andern Lande fliehen. Er begab sich zuerst nach Rom; da aber der Glanz und die Vergnügungen dieser Hauptstadt ihm bei seiner jetzigen Gemüthsstimmung zuwider waren, so hatte er sich nach Alexandrien zurückgezogen, woselbst er die erwähnte einsame Wohnung inne hatte.

Als Dank für diese Mittheilungen beginnt nun die Begleiterin der Königin von Aethiopien die Lebensgeschichte ihrer Gebieterin, welche eine der drei Hauptgeschichten des Werkes bildet. Sie handelt von den Liebeshändeln der Königin mit Cäsarion, dem Sohne des Julius Cäsar und der Kleopatra, welcher für todt gehalten wurde, in der That aber nach dem Sturze des Markus Antonius nach Aethiopien entkommen war.

Um diese Zeit kommt Coriolan, König von Mauretanien, zu Tyridates und seine Geschichte kann man als die Haupterzählung des Romanes halten, da seine Geliebte, Cleopatra, demselben den Namen giebt. Coriolan war der Sohn des berühmten Juba und wurde nach dem Tode seines Vaters in Rom erzogen. Dort verliebt er sich in die Tochter der Königin von Aegypten und des Markus Antonius; unwillig jedoch über den Vorzug, den Augustus seinem Rival Tiberius erweist, sticht er diesen eines Tages auf der Straße nieder und flieht hierauf nach Mauretanien. Dort erweckt er unter den ehemaligen Unterthanen seines Vaters eine Empörung, und nachdem er die gegen ihn gesandten römischen Feldherren geschlagen, besteigt er den Thron seiner Vorfahren. Nach seiner Krönung begiebt er sich incognito nach Sicilien, wo sich damals der Hof des Augustus befand, um eine Zusammenkunft mit seiner Geliebten zu haben; da ihm jedoch diese Treulosigkeit vorwirft und ihn meidet statt ihn, wie er gehofft, mit Freundlichkeit zu empfangen, so wird er von einem heftigen Fieber befallen. Nachdem ihn dieses verlaßen, vernimmt er daß Cleopatra den Hof des Augustus nach Aegypten begleitet hat, und begiebt sich nun gleichfalls nach Alexandrien, um sie wo möglich zu einer Erklärung ihres Betragens zu bringen.

Der Roman kehrt jetzt zu der Königin von Aethiopien zurück, welche während ihres Aufenthaltes bei Tyridates von Seeräubern entführt, jedoch später von Cornelius Gallus, dem Präfekten von Aegypten, wieder befreit und nach Alexandrien gebracht wird. In dem Palaste des Präfekten trifft sie mit der Tochter des parthischen Königs Phraates zusammen, welche gleich ihr selbst durch ein römisches Schiff aus der Gewalt der Seeräuber befreit worden war. Die Geschichte der Elisa und ihres Liebhabers Artadanus, eines jungen Abenteurers, welcher sich später als der Sohn des großen Pompejus erweist, ist die dritte Haupterzählung dieses Romanes. Artadanus ist ohne Zweifel der kriegerischeste und verliebteste aller Romanhelden und um Elisa's willen erobert er für ihren Vater unermeßliche Reiche in Asien fast nur durch seine persönliche Tapferkeit.

Es ist unmöglich den Prinzen und Prinzessinnen durch all' die verschiedenen Abenteuer und Wechselfälle, die ihnen zustoßen, zu folgen; es möge genügen, wenn wir sagen daß sie endlich sammt und sonders in Alexandrien zusammentreffen und eine Aussöhnung zwischen Coriolan und Cleopatra Statt findet. Die Absicht des Kaisers Augustus die Prinzessin Elisa mit seinem Günstling Agrippa und Cleopatra mit Tiberius zu vermählen, veranlaßt Artadanus und Coriolan die Alexandrier zu einer Empörung gegen die Römer zu reizen. Sie erstürmen die Citadelle der Stadt, werden aber von Augustus in derselben belagert und bald in die größte Noth gebracht. Der Kaiser jedoch, durch eine drohende Erscheinung des Julius Cäsar erschreckt, gewährt den beiden Belagerten Verzeihung und verbindet sie mit den Gegenständen ihrer Liebe.

Dieser Schluß des Romanes ist so ungenügend, wie nur irgend ein Schluß eines solchen Werkes hätte möglicherweise sein können. Es thut dem Leser leid, daß die Hauptpersonen ihr Leben und ihre Glückseligkeit der Gnade eines launenhaften Tyrannen verdanken sollen, der sie früher verfolgt hat. Hätten sie ihn zu einem Vergleiche gezwungen oder wären sie seiner Gewalt durch die Flucht entkommen, so wäre der Ausgang unendlich mehr befriedigend gewesen. Der Hauptfehler des Romanes jedoch beruht in der ungeheuren Zahl einzelnstehender Geschichten, welche es hindern, daß die Aufmerksamkeit oder die Theilnahme sich für einen bestimmten Gegenstand entscheide. Die Cleopatra unterscheidet sich nämlich von allen anderen heroischen Romanen darin, daß diese eine einzige Hauptgeschichte und eine Anzahl Episoden enthalten, wohingegen in der Cleopatra nicht nur kein Mangel an Episoden ist, sondern auch drei Hauptgeschichten zu Grunde liegen, welche keine innere Verbindung unter einander haben und die Aufmerksamkeit des Lesers auf gleiche Weise in Anspruch nehmen; ja derjenige Abschnitt des Romanes, der sich auf die Abenteuer der Titelheldin bezieht, ist weder der längste noch der am besten durchgeführte Theil des Werkes. Der Liebhaber der Cleopatra ist weniger interessant als Artabanus und Cäsarion; er sticht seinen Nebenbuhler auf der Straße nieder, reizt die ehemaligen Unterthanen zur Empörung und überläßt sie dann der Gnade der Römer.

In den zahllosen Geschichten, aus denen der Roman besteht, ist nur wenig Abwechslung anzutreffen. In allen von ihnen verlieben sich unvergleichliche Prinzen jederzeit in himmlische Prinzessinnen, denen alle eine ähnliche Anderung erweisen und um derentwillen alle ähnliche Thaten verrichten. Auch in dem Charakter der Heldinnen herrscht nur wenig Unterschied und er besteht eigentlich nur in den persönlichen Eigenschaften, die ihnen beigelegt werden; so z. B. werden die majestätischen Formen der äthiopischen Fürstin mit den sanften Reizen Elisa's in Kontrast gesetzt. Die große Zahl von Liebhabern endlich, welche jede von den Heldinnen besitzt, ermüdet die Aufmerksamkeit und verwickelt die Geschichte. Außer einigen Sklaven untergeordneter Art nämlich, hat jede derselben noch drei bis vier wichtige und leidenschaftliche Anbeter, so wird Cleopatra von Tiberius, Coriolan und Artarus, die äthiopische Königin Candace von Cäsarion, Tyridazus, Gallus und dem Seeräuber Zenodorus, Elisa endlich von Artabanes, Tigranes und Agrippa geliebt.

Die Basis dieses Romanes ist zwar geschichtlich, jedoch nur wenigen von den Ereignissen liegt geschichtliche Wahrheit zu Grunde. Gleichwohl verstoßen sie nicht gegen die Glaubhaftigkeit, weil sie mit bekannten geschichtlichen Thatsachen nicht in Widerspruch stehen und von der Art sind, daß sie sich zugetragen haben mögen, ohne in den gleichzeitigen Geschichtswerken angeführt zu werden. So können wir leicht glauben, daß Cäsarion nicht ermordet wurde, sondern nach Aethiopien entkam, und daß Pompejus einen nachgeborenen Sohn

hatte, welcher in dem Heere eines asiatischen Herrschers diente. Die Empörung in Mauretanien jedoch und die Krönung des Coriolan durch die ehemaligen Unterthanen seines Vaters machen hiervon eine Ausnahme; denn es ist allgemein bekannt, daß der Sohn des Juba seine Erhebung der Gunst des Augustus verdankte, und daher thut sich das in dem Romane erzählte Ereigniß als ein erdichtetes kund.

Die Reden und Unterhaltungen sind zwar oft weitschweifig, jedoch erheben sie sich häufig bis zur Beredsamkeit und schildern die Regungen der Würde und Zärtlichkeit in bewunderungswerther Sprache. Sonst sind die Gedanken nicht eben zahlreich und meist weithergeholt und übertrieben.

Die Cléopatre hat gleich den meisten übrigen heroischen Romanen jener Zeit zu verschiedenen englischen Dramen den Stoff geliefert, so z. B. zu dem „Jungen König" (The young King) von Mrs. Behn, zu Lee's „Gloriana, oder der Hof des Augustus Cäsar" (Gloriana or the Court of Augustus Caesar) und noch einigen anderen, welche sämmtlich an dem Bombast und dem Schwulste des Werkes leiden, dem sie entnommen sind.

Calprenède ist auch der Verfasser der

Cassandra,

eines Romanes, der fast die nämlichen Schönheiten und Mängel besitzt wie die Cléopatre.

Es wird nämlich darin erzählt, daß an den Ufern des Euphrat, nicht weit von Babylon, einst zwei Fremde von ihren Rossen stiegen. Derjenige von ihnen, welcher der Pracht seiner Kleidung und der Ehrfurcht nach, die der andere ihm erwies, der Herr zu sein schien, eröffnet den Roman damit, daß er sich in's Gras legt und alle Sorgen, die ihn beunruhigen, in einen tiefen Schlaf begräbt. Aus diesem Zustande des Vergessens weckt ihn der Klang von Waffen, der durch einen Kampf zwischen zwei Rittern hervorgerufen wird. Er legt sich daher in's Mittel, indem er die Kämpfenden der Reihe nach angreift, von denen einer endlich entkommt. Die schwarze Rüstung und der dunkle Helmbusch des Zurückbleibenden bezeugten zwar, daß er einen schweren Kummer im Herzen trug, jedoch war unserm Vermittler der Grund desselben so wie der Name des Fremden unbekannt, bis er endlich erfuhr, daß Letzterer der unglückliche Lysimachus, sein entflohener Gegner aber Perdikkas, der Mörder der Wittwe Alexander's des Großen, der schönen Statira und ihrer Schwester, der himmlischen Parisatis, wäre. Als derjenige, dem die Mittheilungen gemacht wurden, dieselben vernommen hatte, stürzte er sich in sein Schwert, weshalb Lysimachus vermuthete, daß er an dem Schicksale einer oder der andern der genannten Schönheiten ein besonderes Interesse nahm. Da jedoch die Wunde nicht tödtlich ist, so wird er nach dem nicht weit davon entfernten Hause eines gewissen Polemo geschafft und während er allmälig genest, willigt sein Diener darein, dem Lysimachus die Abenteuer seines Herrn ausführlich zu erzählen. Der Name des letztern war nämlich Oroondates und seine Abstammung die erlauchteste der Welt, da er das Glück hatte der einzige Sohn des großen Königs von Skythien zu sein. Zwischen diesem und Darius bestand nun eine tödtliche Feindschaft und beständiger Krieg. In einem dieser Kämpfe, dessen Schauplatz an dem Araxes lag, unternahm der Prinz Oroondates, der damals zum ersten Male die kriegerische Laufbahn betrat, einen nächtlichen Streifzug in das persische Lager und erblickte, indem er in ein Zelt drang, bei dem Lichte von tausend Kerzen eine Schaar von Frauen, unter denen sich die Gemahlin des Großen Königs und deren Tochter Statira befand, welche ihm das vollkommenste Werk der Natur zu sein dünkte. Der Prinz zog sich mit Betheuerungen seiner Ehrfurcht zurück, nahm aber eine Liebe mit sich, welche ihn veranlaßte, als die beiderseitigen Heere ihre Winterquartiere bezogen, sich verkleidet und unter dem angenommenen Namen Orontes nach dem Hofe von Persepolis zu begeben, „wo diejenige, wie der Roman erzählt, welche ihn in einem schlichten Gewande bei dem Scheine weniger Kerzen und in dem Schrecken der Nacht, während ihn Gefangenschaft bedrohte, bezaubert hatte, sich ihm jetzt beim hellen Tageslichte mit Edelsteinen bedeckt auf einem stattlichen Throne herrlich und triumphierend zeigte." Der vorgebliche Orontes wurde von dem persischen Monarchen mit vieler Güte, von seinem Sohne Artaxerres mit der wärmsten Freundschaft, von dessen Base Roxane mit ungewünschter Zuvorkommenheit, von der Prinzessin Statira hingegen mit großer Kälte empfangen.

Um diese Zeit nun gelangte nach Persepolis die Nachricht von einem Einfalle der Skythen

und dem Vorrücken des Alexander nach dem Granikus. Es wurde daher beschlossen, daß der König in eigener Person dem letztern entgegenziehen, Artaxerxes aber, von erfahrenen Feldherrn unterstützt, die Skythen zurückschlagen sollte. Oroondates entdeckte nun dem Artaxerxes und der Statira seinen wirklichen Stand und Namen, von denen letztere seiner Bewerbung jetzt ein minder abgeneigtes Gehör lieh, und indem er das Wohl seines Vaterlandes seiner Liebe nachsetzte, beschloß er den Artaxerxes auf seinem Feldzuge zu begleiten und in den Reihen der Perser zu kämpfen. Artaxerxes konnte daher seinerseits nicht weniger thun, als daß er die Skythen in der darauffolgenden Schlacht nach Möglichkeit schonte, und demgemäß schlug er ihren Angriff so schwach zurück, daß er überwältigt und von Oroondates für todt gehalten wurde, welcher, nachdem er von zehn in dieser Schlacht erhaltenen Wunden geheilt worden und die Skythen sich zurückgezogen hatten, nach Persien zurückkehrte, um dem Darius in seinen Kämpfen gegen Alexander beizustehen, — Kämpfe, welche ganz geeignet waren Gegenstände der Romantik zu werden. Der Fall der persischen Monarchie nämlich ist der glänzendste, von dem die Annalen der Geschichte berichten; denn das Reich des Alexander war vor seiner Vernichtung in Bedeutungslosigkeit gesunken, die römische Macht war bis zum Schatten herabgeschwunden, ehe sie gänzlich verschied, jedoch Darius fiel „von seinem hohen Stand," als der Thron des Cyrus noch mit unvermindertem Glanze leuchtete. Auch ist in dem persischen Namen etwas so Erhabenes, in dem Charakter des Alexander etwas so Chevalereskes und in seinen Thaten etwas so Wunderbares, daß Alles zusammengenommen nothwendigerweise jene Gefühle der Bewunderung erwecken muß, welche die Romantik ganz besonders hervorrufen will. Wir finden nun in dem vorliegenden Romane, vor der Beschreibung der Schlacht beim Issus eine glänzende Schilderung des persischen Heeres, dessen wesentlichster Theil aus dem heiligen Feuer, welches dreihundert fünfundsechzig in Purpur gekleidete Magier auf silbernen Altären trugen, aus dem Wagen des Jupiter und dem Sonnenrosse, aus den goldenen Wagen, auf denen die Königin und die Prinzessinnen fuhren, so wie endlich aus den Harmamaxen des königlichen Hofstaates bestand. Vor der Schlacht redet Darius die Krieger in einer lebendigen Rede an, in welcher er sie bei ihren heimischen Göttern, bei dem ewigen Feuer, welches auf den Altären vor ihnen hergetragen wurde, bei dem Lichte der Sonne und dem Andenken des Cyrus beschwört, den Namen und das Volk der Perser von gänzlichem Verderben und der höchsten Schmach zu retten und ihren Nachkommen denjenigen Ruhm zu überliefern, den sie von ihren Vorfahren unbefleckt erhalten hätten. Hierauf beschäftigt sich der Roman mit den Ereignissen dieses Krieges, den mannigfachen Listen, von denen Oroondates Gebrauch macht, um Statira in ihrer Gefangenschaft zu sehen, und der Eifersucht, welche durch die Ränke der Norane in ihrer und ihres Geliebten Brust erweckt wird.

Nach dem Tode des Darius kehrte Oroondates nach Skythien zurück, wo ihn sein Vater wegen des an seinem Vaterlande geübten Verrathes einkerkern ließ, und die oberste Leitung der Staatsgeschäfte dem Arsaces, einem jungen Fremden von unbekannter Geburt, aber ausgezeichneter Weisheit und Tapferkeit übergab. Da dieser jedoch endlich in Ungnade fiel, wurde Oroondates nach Verlauf zweier Jahre in Freiheit gesetzt und zum Befehlshaber eines Heeres ernannt, welches einen Einfall der Maeedonier zurückschlagen sollte. Er führte den ihm gewordenen Auftrag mit ganz besonderm Glücke aus und entdeckte unter den griechischen Gefangenen einen Verschnittenen, den Vertrauten der Statira, welcher alle seine früheren Zweifel an der Treue seiner Geliebten verscheuchte, ihn aber zugleich unterrichtete, daß sie aus Zorn über seine vermeintliche Unbeständigkeit die Hand des Alexander angenommen hatte. In Folge dieser Mittheilungen eilte Oroondates nach Susa, wo er Statira sah und ihr die nöthigen Erklärungen über sein früheres Betragen gab. Von dort begab er sich nach Babylon, woselbst Alexander damals seinen Hof hielt, um ihn durch einen Zweikampf zu zwingen, daß er ihm Statira abtrete, und auf seinem Wege dahin geschah es eben, daß er, wie bereits zu Anfange erzählt, mit Lysimachus an den Ufern des Euphrat zusammentraf.

Lysimachus beginnt nun die Erzählung seiner eigenen Abenteuer, welche außer seinen kriegerischen Thaten im Dienste des Alexander aus seiner Liebe zu Parisatis, der Schwester der Statira, der Nebenbuhlerschaft des Hephaestion, der diese Prinzessin von Alexander zur Gemahlin er-

heit, der Erneuerung seiner Hoffnungen nach dem Tode dieses Günstlinges des macedonischen Monarchen und seiner Verfolgung des Perdikkas, welcher, wie er glaubte, die beiden persischen Königstöchter ermordet hatte, bestehen und mit seinem Kampfe gegen diesen Verräther, den Oroondates unterbrochen hatte, schließen.

Hierauf langt auch Thalestris, die Königin der Amazonen, welche eben zu jener Zeit einen entflohenen Liebhaber aufsuchte, dessen Zartgefühl sie durch ihre wohlbekannte Gesandtschaft an Alexandre verletzt hatte, an den Ufern des Euphrat an und schickt der Erzählung ihrer Abenteuer ein Resumé der amazonischen Geschichte seit der Periode des trojanischen Krieges voran.

Um dieselbe Zeit auch wird Berenice, die Schwester des Oroondates, welche von Arsakomes, einem Höflinge seines Vaters, geraubt worden war, von ihrem Bruder aus der Gewalt dieses zudringlichen Liebhabers befreit und nach der königlichen Herberge an den Ufern des Euphrat gebracht.

Es hatten sich nun aber bei der ersten Ankunft des Oroondates in dem Hause des Polemo zwei junge Frauenzimmer in schlichter Kleidung, Namens Cassandra und Euridice, daselbst aufgehalten, welche nachher verschwunden waren. Man hatte sie keiner besondern Aufmerksamkeit werth gehalten und weder ihre Gegenwart noch ihre darauffolgende Abwesenheit weiter beachtet, bis ein Vertrauter der persischen Königsfamilie anlangte und dem Oroondates mittheilte, daß die erstere dieser beiden Frauen die stattliche Statira und die andere die unvergleichliche Parisatis gewesen sei. Die Namen Cassandra und Euridice hatten sie in ihrem frühern Privatleben getragen, sie aber bei der Thronbesteigung ihres Vaters für die königlichern Benennungen Statira und Parisatis vertauscht. Sie waren nämlich nicht, wie Lysimachus wähnte, als Opfer der Wuth Roxane's und des Perdikkas gefallen, sondern nur durch eine List des Letztern, der in Statira verliebt war, um sie vor den Verfolgungen der Roxane zu schützen, in dem Hause des Polemo verborgen gehalten, nachher aber wieder auf seinen Befehl und als erfordere es ihre Sicherheit, fortgeführt worden, ehe sie noch eine günstige Gelegenheit gefunden hatten, sich dem Oroondates entdecken zu können.

Oroondates, Lysimachus und die Ihrigen treffen nun Anstalten, um die Fürstinnen aus der Gewalt des Perdikkas zu befreien. In diesem Kampfe war der bereits erwähnte Arsaces die Hauptstütze der Feinde; endlich jedoch wird derselbe in einem Zweikampfe mit Oroondates schwer verwundet und gefangen in's Lager gebracht, woselbst er sich während seiner Genesung als der persische Prinz Artaxerxes erweist, von welchem man glaubte, daß er in der Schlacht gegen die Skythen gefallen sei. Die Abenteuer des Artaxerxes, welche einen großen Theil des Romanes einnehmen, gleichen denen der Hauptpersonen in hohem Grade. Er war bloß durch Blutverlust in Ohnmacht gesunken und ein vornehmer Skythe hatte ihn dann das Leben gerettet. Nachdem er von seinen Wunden geheilt worden, verliebte er sich in die skythische Prinzessin Berenice. Wegen der zwischen seiner und ihrer Familie bestehenden Feindseligkeit nahm er den Namen Arsaces an und leistete unter demselben ihrem Vaterlande ausgezeichnete Dienste, während das seinige von Alexander unterjocht wurde. Nachdem jedoch Berenice von dem Liebhaber, aus dessen Gewalt ihr Bruder, wie oben erwähnt, sie später befreite, geraubt worden war, machte sich Arsaces auf den Weg, um sie wieder aufzusuchen. In der Nähe von Babylon erfuhr er, daß sie sich im Lager des Lysimachus befand, und da er nicht wußte, daß ihr Bruder (der zu dieser Zeit nicht seinen Namen Oroondates trug) sich gleichfalls dort aufhielt, so hatte er sich natürlich der Partei des Perdikkas angeschlossen. Jetzt aber fühlt er sich gedrungen den ihm theuersten Freunden beizustehen, welche durch seine Gegenwart mit noch höherm Muth erfüllt einen Sturm auf Babylon unternehmen, woselbst sich die beiden Prinzessinnen befinden. Gleich bei dem ersten Angriffe jedoch wird Oroondates gefangen genommen und Perdikkas will ihn, als seinen Nebenbuhler in der Gunst der Statira, umbringen lassen, wohingegen Roxane aus ähnlichen Gründen verlangt, daß Statira geopfert werde. Hierüber entsteht ein Streit, den die Belagerer benützen, indem sie in Babylon eindringen, beide Parteien überwältigen und den skythischen Helden so wie die persische Königstochter aus der dringendsten Todesgefahr befreien. Lysimachus vermählt sich nun mit Parisatis, während sich Oroondates mit seiner göttlichen Statira nach Skythien begiebt, dessen Thron er wegen des kurz vorher erfolgten Todes seines Vaters besteigt. Der persische Prinz giebt für immer den Namen Artaxerxes auf und

vermählt ſich als Arſaces mit Berrniee. Späterhin durch ſeinen Schwager unterſtützt eroberte er viele Länder und wurde jener berühmte Arſaces, der das parthiſche Reich gründete.

Rouſſeau erzählt in ſeinen Confessions, daß er in ſeiner Jugend ſehr viel Zeit auf die heroiſchen Romane verwandte und daß er in Geſellſchaft ſeines Vatees Nächte lang bei den Abenteuern des Oroondates aufſaß, bis das Zwitſchern der Schwalben an ihrem Fenſter ſie von dem Anbruch des Tages in Kenntniß ſetzte. Man kann daher die Grundlage vieler Ereigniſſe in ſeiner Héloise in dieſen Romanen auffinden; ſo z. B. iſt der Cassandra diejenige Stelle der Héloise entnommen, wo St. Preux, während ſeine Geliebte an den Pocken darniederliegt, heimlich in ihr Zimmer kommt und ſich ihrem Bette nähert, damit auch er angeſteckt werde und an ihrer Gefahr Theil nehme; ſo daß Julia nach ihrer Wiederherſtellung eine dunkle Vorſtellung davon hae, daß ſie ihn in ihrer Krankheit geſehen, aber nicht gewiß weiß, ob im Traume oder in der Wirklichkeit.

Calprenède iſt auch Verfaſſer des

Pharamond,

welcher Roman von der Liebe dieſes Stifters der franzöſiſchen Monarchie zu der ſchönen Roſamunde, der Tochter des Königs der Cimbrier handelt und von der grauſamen Nothwendigkeit, in die er ſich verſetzt ſieht, ſein Reich gegen ihre Angriffe und diejenigen furchtbaren Nebenbuhler zu vertheidigen, welche ſie ihm erweckte und die theils ſie ſelbſt, theils den cimbriſchen Thron zu erringen ſtrebten.

In dieſer Feindſeligkeit verharrt ſie lange, obgleich wider ihren Willen, da nämlich ihr Vater, der Todfeind des Pharamund, ſie auf ſeinem Sterbebette beſchworen hatte, letztern immerdar zu bekämpfen; endlich jedoch wird ſie beſänftigt, nachdem ſie entdeckt, daß Pharamund nicht der Mörder ihres Bruders iſt, welcher Wahn der Hauptgrund der Feindſchaft geweſen war.

Lee's Trauerſpiel „Theodoſius, oder die Gewalt der Liebe“ (Theodosius or the Force of Love) iſt dem Romane Pharamond entnommen, in deſſen drittem Theile (Buch 3.) die Geſchichte des Varanes, welche dieſer Tragödie zu Grunde liegt, erzählt wird.

Jedoch iſt nicht der ganze Roman, welcher den Titel Pharamond trägt, das Werk Calprenède's; er ſchrieb nur die ſieben erſten Bände; die fünf letzten fügte Pierre de Vaumorière hinzu, welcher ſelbſt auch verſchiedene Romane allein verfaßte, wie z. B. Le grand Scipion, der für ſein beſtes Werk gehalten wird.

Es iſt ohne Zweifel auffallend, daß ſo langweilige und phantaſtiſche Erzeugniſſe, wie die Romane Gomberville's und Calprenède's, ſich einr ſo große und ſo langdauernde Beliebtheit erwerben konnten; jedoch darüber kann man ſich nicht wundern, daß, ſo lange Leſer waren, ſich auch Autoren fanden, welche dergleichen Werke zu Tage förderten; denn, wie Johnſon bemerkt, „wenn ſich Jemand durch Uebung einige Geläufigkeit des Ausdruckes erworben hatte, ſo brauchte er ſich bloß in ſein Zimmer einzuſchließen, ſeine Phantaſie mit unglaublichen Dingen zu erhitzen und ihr dann freien Lauf zu laßen. So entſtanden Bücher, ohne die Mühe des Studiums, ohne Kenntniß der Natur und ohne Bekanntſchaft mit dem Leben.“

Die bändereichſte Verfaſſerin von heroiſchen Romanen iſt jedoch Fräulein von Scudéri [**], deren früheſtes Erzeugniß

Ibrahim, ou l'illustre Bassa

1635 zum erſten Male erſchien. Der Held dieſes Romanes iſt Großvezier Solimans des Prächtigen. In ſeiner Jugend war er in die Prinzeſſin von Monaco verliebt; durch ein falſches Gerücht von ihrer Untreue in den tiefſten Kummer verſenkt hatte er jedoch Genua verlaßen und ſich, nachdem er Deutſchland durchreiſt, auf der Oſtſee eingeſchifft, um in den Kriegen Schwedens einen ehrenvollen Tod zu ſuchen. Die Ausführung dieſes Planes erleidet indeß ein Hinderniß, welches Niemand hätte vorſehen können; er geräth in die Gefangenſchaft des Dey's von Algier, welcher gerade damals in eigener Perſon in der Oſtſee kreuzte! — Zum Erſatz für dieſen Unfall iſt ſein ſpäteres Glück ganz eben ſo unwahrſcheinlich wie dieſer; denn zu Konſtantinopel als Sklave verkauft und wegen eines Fluchtverſuches zum Tode verurtheilt wird er von der Tochter des Sultans, welche von ihrem Fenſter aus Zeuge ſeiner Hinrichtung ſein wollte, geſehen und ſeine edle Geſtalt macht einen ſolchen Eindruck auf ſie, daß ſie ihn nicht nur durch ihre

Fürbitte von der Todesstrafe befreit, sondern auch bei ihrem Vater einführt, welcher ihn nach einer längern Unterhaltung über Gegenstände der Malerei, Mathematik und Musik zum Großvezier ernennt. Als solcher besiegt er den Schach von Persien und richtet ein furchtbares Gemetzel unter den rebellischen Calendern von Natolien an. Endlich jedoch vernimmt er, daß das Gerücht von der Untreue seiner frühern Geliebten grundlos war, und kehrt daher nach Italien zurück, woselbst er sich mit der Prinzessin aussöhnt; da er aber nur kurzen Urlaub hat, so muß er bald nach Konstantinopel umkehren, wohin ihm indeß kurz darauf auch seine Geliebte folgt. Hier nun geschieht es, daß Soliman sie sieht, und gleich beim ersten Anblicke sich so sehr in sie verliebt, daß er ihr die Alternative stellt, Zeuge der Hinrichtung Ibrahims zu sein oder seine Wünsche zu erfüllen. In Folge dieses Dilemma's entfliehen die Liebenden zu Schiff, werden jedoch eingeholt und nach Konstantinopel zurückgebracht. Soliman beschließt nun beiden Verbrechern ohne Weiteres diejenigen Strafen aufzuerlegen, zwischen denen er ihnen früher die Wahl gelaßen; die Prinzessin wird zum Serail verdammt und Ibrahim soll einen Besuch von den Stummen empfangen. Plötzlich indeß erinnert sich der Sultan, daß er einst geschworen, Ibrahim solle, so lange er lebe und regiere, keinen gewaltsamen Tod erleiden. Ueber diesen Gewissenspunkt befragt Soliman den Mufti, einen Mann plein d'esprit et de finesse, wie der Roman besagt, und dieser äußert seine Meinung dahin, daß da der Schlaf eine Art Tod sei, der Großvezier, während der Sultan schliefe, ohne Skrupel stranguliert werden konnte.

Soliman geht daher frühzeitig zu Bette mit dem festen Entschlusse einzuschlafen, bleibt jedoch trotz allen seinen Anstrengungen wach, und da er so Zeit zu genauerer Ueberlegung hat, kommt er auf den ganz richtigen Gedanken, daß die Auslegung des Mufti mehr sinnreich als stichhaltig sei. Er läßt daher den Liebenden Verzeihung angedeihen, worauf diese sich einige Tage nachher mit Geschenken des Kaisers beladen nach Genua einschiffen.

Man kann sich nun aber kaum wohl etwas Lächerlicheres denken als den Schluß dieses Romanes, namentlich als die Interpretation des Mufti und die Bemühungen seines Gebieters einzuschlafen. Auch die plötzliche Sinnesänderung des letztern, durch welche allein die Liebenden gerettet werden, entspringt aus keinem genügenden Grunde und ist weder natürlich noch geschickt erfunden. Der ganze Roman ist überladen mit langweiligen Beschreibungen des Innern türkischer und italienischer Paläste, was Boileau zu der Bemerkung veranlaßt hat, daß, wenn eine der Personen, die in Fräulein von Scudéri's Romanen auftreten, einmal in ein Haus kommt, sie ihn nicht eher wieder hinausläßt, als bis sie ein Inventarium des Mobiliars gegeben hat. — Der Stoff eines englischen Trauerspieles betitelt „Ibrahim or the Illustrious Bassa" von Elkanah Settle, welches 1677 erschien, ist diesem Romane entnommen. —

Von allen Helden des Alterthumes ist keiner durch die Romantik so sehr entstellt worden, wie Cyrus. Wir haben bereits gesehen (S. 344.), daß Ramsay ihn als einen pedantischen Staatsmann dargestellt hat; die Schilderung jedoch, welche Fräulein von Scudéri in dem

Artaméne, ou Le Grand Cyrus

von ihm entwirft, gleicht dem Helden des Herodot, dem weisen Monarchen des Xenophon oder dem von den Propheten des alten Testamentes verkündigten Könige noch viel weniger. Artaméne war der zwrite Roman, den Fräul. von Scudéri schrieb und gleich anfangs unter dem Namen ihres Bruders, Georges de Scudéri, herausgab.

Es wird nun aber darin erzählt, daß der medische König Astyages voll Bestürzung über das unglückdrohende Horoskop seines Enkels Cyrus ihn auf einem wüsten Berge aussetzen ließ. Er wurde jedoch von einem Schäfer gerettet und auferzogen und zeichnete sich bald unter seinen Gespielen aus, über die er eine Art von königlichem Ansehen behauptete. Durch das Geständniß des Schäfers entdeckt man nun zwar, daß sein Pflegesohn der Enkel des Astyages ist; da jedoch die Magier der Meinung sind, daß die Art von Herrschaft, welche Cyrus über seine Spielkameraden ausübte, die von den Planeten geweissagte Usurpation wäre, so läßt sein königlicher Großvater ihn an den Hof bringen und in diesem Theile des Romanes werden nun in der Weise des Xenophon einige kindische Anekdoten in Betreff des jungen Cyrus erzählt.

Wiederum verkünden die Gestirne Unheil und Cyrus wird nach Persien verbannt. Von dort

aus begiebt er ſich unter dem angenommenen Namen Artamenes auf Reiſen und beſucht verſchiedene Städte Griechenlands, beſonders Korinth, woſelbſt ihn der weiſe Periander und deſſen Mutter auf das prächtigſte bewirthen. Auf ſeinem Rückwege nach Aſien begiebt er ſich nach Kappadocien, woſelbſt damals ſein Oheim Cyaxares, Sohn des Aſtyages, herrſchte. Da dieſer Monarch, wie man ſagte, eine eben ſo abergläubiſche Furcht vor Cyrus beſaß wie ſein Vater, ſo mußte der junge Prinz auch hier ſeinen wahren Namen verbergen. In einem Tempel zu Sinope, der Hauptſtadt Kappadociens, geſchah es nun, daß er Mandane, die Tochter des Cyaxares und Heldin des Romanes, zum erſten Male erblickte, da ſie mit ihrem Vater und ſeinen Magiern daſelbſt erſchien, um den Göttern für den Tod des Cyrus zu danken, den man ſeit ſeiner Abreiſe von Perſien für todt hielt. Trotzdem daß alſo die Prinzeſſin gar nicht freundlich für ihn geſtimmt ſchien, verliebte ſich Cyrus gleichwohl in ſie über die Maßen oder, wie der Roman es ausdrückt, er wurde bei ihrer himmliſchen Erſcheinung gleichſam von Liebe vernichtet.

Cyrus bietet in Folge deſſen dem Cyaxares ſeine Dienſte in dem Kriege an, welchen der König von Pontus gegen ihn führte, weil man ihm die Hand der Mandane verweigert hatte. Ein Abenteurer, Namens Philidaspes, der ſich nachher aber als König von Aſſyrien erweiſt, diente gleichfalls in dem Kappadociſchen Heere. Auch er war in Mandane verliebt und zwiſchen ihm und Artamenes fand daher ein beſtändiger Wetteifer der Liebe und des Ruhmes Statt.

Inzwiſchen langt von Aſtyages die Nachricht an, daß er um jeder Möglichkeit, daß die perſiſche Familie zu irgend einer Zeit den mediſchen Thron beſteige, zuvorzukommen, beſchloſſen hatte ſich wiederum zu vermählen und daß nach reiflicher Ueberlegung die Königin der Skythen, Thomyris, ihm die einzig paſſende Partie zu ſein ſchien. Artamenes wird daher von Cyaxares als Geſandter an dieſe nördliche Potentatin abgeſchickt, um ſie für dieſen Heirathsplan günſtig zu ſtimmen. Bei ſeiner Ankunft jedoch verliebt ſich die Königin unglücklicherweiſe in ihn ſelbſt, ſo daß der Zweck ſeiner Miſſion unerreicht bleibt und er nur mit großer Mühe aus ihren Händen entkommt. Nach Kappadocien zurückgekehrt findet er, daß ſein Nebenbuhler, der König von Aſſyrien, die Mandane geraubt und nach Babylon gebracht hatte. Er erhält den Oberbefehl über die Kappadociſche Armee und belagert die letztgenannte Hauptſtadt. Eben jedoch, da er nahe daran iſt ſie zu erobern, entflieht der König, nimmt Mandane mit ſich und ſchließt ſich in Sinope ein. Dorthin nun marſchiert er mit ſeinem Heere, findet indeß vor den Wällen angelangt die Stadt in vollen Flammen. Bei dieſem Anblicke beginnt Artamenes ſich über die Götter zu beſchweren und ihnen in ziemlich kräftigen Ausdrücken Grauſamkeit und Ungerechtigkeit vorzuwerfen. Allerdings war ſeine Lage eine ſehr unerfreuliche, jedoch kaum eine ſolche, daß dadurch die Ungereimtheit und das Unzuſammenhängende ſeiner langen Deklamation gerechtfertigt erſcheinen konnte. Endlich indeß tröſtet er ſich durch den Gedanken, daß, wenn er ſich in die Flammen ſtürzte, ſich wenigſtens doch ſeine Aſche mit der ſeiner geliebten Prinzeſſin vermiſchen würde; freilich eine Hoffnung, deren Erfüllung mehr gewünſcht als erwartet werden konnte. Da nun ſo einer ſeiner oberſten Rathgeber wahrnimmt, daß er des Rathes gar ſehr bedürftig iſt, ſo ſpricht er ſeine Meinung dahin aus, es wäre am beſten ganz auf die Weiſe zu verfahren, wie wenn die Stadt nicht in Feuer ſtünde. Der größte Theil des Heeres wird daher von den Flammen verzehrt oder von den einſtürzenden Häuſern zerſchmettert; indeß erreicht Cyrus doch den Thurm, in welchem, wie er muthmaßt, Mandane eingeſperrt iſt. Hier jedoch findet er bloß den König von Aſſyrien, denn Mandane war in der Verwirrung von einem Vertrauten dieſes Fürſten geraubt worden. Die Nebenbuhler kommen überein, für den Augenblick ihren Zwiſt zu vergeſſen und gemeinſchaftlich die Befreiung Mandane's zu verſuchen. Der nun folgende Theil des Romans beſchäftigt ſich mit ihrer Verfolgung des Räubers und ihren Bemühungen, die Prinzeſſin aus der Gewalt eines alten Liebhabers, des Königs von Pontus nämlich, in deſſen Hände ſie gefallen war, zu befreien. Auch finden wir hier die Geſchichte der Eiferſucht Mandane's und die Briefe, welche die unglückliche Mandane an den untreuen Cyrus und der unglückliche Cyrus an die ungerechte Mandane ſchreibt.

Endlich gelingt es Cyrus ſeine Geliebte aus der Gewalt des pontiſchen Königs zu erretten; ebenſo findet der König von Aſſyrien im Laufe des Krieges ſeinen Tod, Cyrus hat länger keinen Nebenbuhler zu fürchten, und da auch ſein Großvater ſo wie ſein Oheim ihre abergläu-

biſchen Befürchtungen bei Seite gelegt haben, vermählt er ſich endlich mit der Prinzeſſin Mandane zu Ekbatana, der Hauptſtadt von Medien.

Die Epiſoden in dieſem Romane ſind ſehr zahlreich und beſtehen aus der Geſchichte derjenigen Fürſten, welche entweder auf der Seite des Cyrus oder des Königs von Pontus kämpfen. Dieſer Roman iſt es auch, der in Boileau's Les Héros de Roman ganz beſonders lächerlich gemacht worden iſt; ſo ſagt Diogenes zu Pluto: „Diriez-vous bien pourquoi Cyrus a tant conquis de provinces .... et ravagé plus de la moitié de monde? — Belle demande. C'est que c'étoit un prince ambitieux .... — Point du tout; c'est qu'il vouloit délivrer sa princesse, qui avoit été enlevée .... Et savez-vous combien elle a été enlevée de fois? — Où veux-tu, que je l'aille chercher? — Huit fois! — Voilà une beauté, qui a passé par bien des mains.“

Clélie, Histoire Romaine

iſt gleichfalls ein Roman des Fräuleins von Scudéri, obſchon er, ebenſo wie die beiden bereits angeführten, anfangs unter dem Namen ihres Bruders erſchien (Paris 1656). Er umfaßt zehn Bände Oktav, von denen jeder achthundert Seiten ſtark iſt.

Dieſes Werk genoß eine Zeit lang einen bedeutenden Ruf, galt jedoch ſpäter und vielleicht mit Recht für eins der langweiligſten aller langweiligen Erzeugniſſe ſeiner Verfaſſerin. Es enthält weniger Ereigniſſe und mehr Details in Bezug auf das Herz als die anderen und iſt angefüllt mit jenen welthergeholten Empfindungen, die zu Anfange des Jahehunderts Ludwigs des Vierzehnten ſo ſehr in Mode waren.

Was aber dieſen Roman hauptſächlich lächerlich gemacht hat, iſt die Carte du psys de Tendre, welche ſich vor demſelben befindet. Auf der Karte dieſes imaginären Landes findet man den Strom Inclination, auf deſſen rechtem Ufer man die Dörfer Jolis Vers und Epitres Galantes und auf dem linken Ufer die Dörfer Complaiſance, Petits Soins und Aſſiduités findet. Weiter in's Land hinein ſind die Hütten Légèreté und Oubli nebſt dem See Indifference. Ein Weg führt uns nach dem Diſtrikte Deſertion und Perfidie; wenn man aber den Strom hinunterfähet, ſo gelangt man nach den Städten Tendre ſur Eſtime, Tendre ſur Inclination u. ſ. w.

Die Zeit dieſes Romans fällt in die erſten Jahrhunderte der römiſchen Geſchichte und die Heldin iſt jene Clölia, welche der Gewalt des Porſenna entfloh, indem ſie über die Tiber ſchwamm. Aruns (Aconce), der Sohn dieſes Königs, iſt der begünſtigte Nebenbuhler der Clölia und ſeine Nebenbuhler ſind ein junger Römer, Namens Horatius, der König Tarquinius und deſſen Sohn Sextus. Ein großer Theil des Romanes erzählt die Vertreibung der Römiſchen Königsfamilie und die Belagerung Roms durch dieſe und die Verbündeten derſelben. Während dieſer Belagerung hält ſich Clölia nebſt anderen römiſchen Frauen an einem ſichern Ort in der Nähe von Rom auf, und ihre Geſellſchaft wird durch die Ankunft Anakreons bedeutend belebt, welcher zwei griechiſche Frauen auf ihrer Reiſe nach dem Orakel zu Präneſte begleitete. Obgleich ſchon mehr als ſechzig Jahre alt iſt der Dichter doch noch immer fröhlich und angenehm und gewährt eben ſo viel Unterhaltung durch ſeine Converſation als durch ſeine jolis vers. Der Roman endet mit dem Abſchluſſe eines Separatfriedens zwiſchen den Römern und Porſenna und der Vermählung Clolia's mit ſeinem Sohne Aruns.

Jedoch nur ein kleiner Theil beſchäftigt ſich mit dem, was der Hauptſtoff ſein ſoll. Der größte Theil dieſer großen Bändezahl iſt angefüllt mit Epiſoden, welche meiſt aus langweiligen, unintereſſanten und verwickelten Liebesgeſchichten beſtehen. Es iſt allgemein bekannt, daß Fräul. von Scudéri in den darin auftretenden Perſonen viele ihrer Zeitgenoſſen zu ſchildern verſucht hat. Daher erſcheint Brutus hier als ein Stutzer und Lucretia als Kokette. Eine der erſten Epiſoden handelt von dieſen beiden Perſonen, zwiſchen denen ein ſentimentales Liebesverhältniß herrſcht, in deſſen Verlauf Brutus viele Gedichte an ſeine Geliebte richtet. Folgendes iſt eins derſelben:

Quand verrais-je ce que j'adore
Eclairer ces aimables lieux?
O doux momens, — momens précieux,
Ne reviendrez-vous point encore?
Hélas, de l'une à l'autre aurore
A peine ai-je fermé les yeux etc.

Wenn wir indeß in dieſer Maskerade nicht die Zeit des Tarquinius entdecken können, ſo erhalten wir dadurch doch einige Kenntniß von den Sitten

und Perſonen aus der Zeit der Verfaſſerin. Unter der Brüderſchaft der weiſen Syrakuſaner hat ſie die Geſellſchaft von Port Royal geſchildert und namentlich die Hauptzierde derſelben, Arnauld d'Andilly, unter dem Namen Timanto. Alkandre iſt Ludwig XIV, der damals erſt achtzehn Jahr alt war und von dem ſie ein ſehr ſchmeichelhaftes Porträt gegeben hat. Scaurus und Liriane, welche nach dem Orakel zu Präneſte kommen, ſollen der berühmte Scarron und die noch berühmtere Gemahlin desſelben ſein. Unter Damo, der Tochter des Pythagoras, welche die Erziehung des Brutus übernimmt, hat ſie Ninon de l'Enclos gezeichnet, welche die jungen Edelleute, die ihre glänzende Geſellſchaft ſuchten, in der Galanterie unterrichtete; endlich hat ſie ſich ſelbſt unter dem Gemälde der Arricidie geſchildert, welche nämlich mehr durch die Schönheit ihres Geiſtes, als durch die Reize ihres Körpers entzückt. Dieſes ſeltſame Verfahren, der alten Geſchichte Perſonen zu entleihen und ihnen die verfeinerten Sitten und Gefühle der neuern Zeit, namentlich in Hinſicht auf die Liebe zuzuſchreiben, wird von Boileau in ſeiner Art Poétique [Ch. 3. v. 115 ff.] wiederholt getadelt und lächerlich gemacht:

Gardez donc de donner ainsi que dans Clélie
L'air et l'esprit Français à l'antique Italie,
Et sous des noms Romains faisant notre portrait
Peindre Caton galant et Brutus dameret.

Der Roman

Almahide,

gleichfalls von dem Fräulein von Scudéri, gründet ſich auf die Geſchichte der Zwiſtigkeiten der Abenceragen und Zegris und beginnt mit der Erzählung eines Streites zwiſchen dieſen beiden Parteien in den Straßen von Granada. Dieſen ſieht von der Höhe eines Thurmes Roderigo de Narva, ein ſpaniſcher Feldhauptmann, der ſich in Gefangenſchaft der Mohren befindet, und Fernando de Salis, ein Sklave der Königin Almahide, welcher jenem auf ſein Bitten die Geſchichte des granadiſchen Hofes mittheilt.

Bei der Geburt der regierenden Königin Almahide nämlich hatte ein Aſtrolog geweisſagt, daß ſie einſt zugleich glücklich und unglücklich, Mädchen und Ehefrau, das Weib eines Königs und eine Sklavin ſein und noch mehrere dergleichen Gegenſätze in ſich vereinen würde. Um dieſes ſeltſame Geſchick zu vermeiden, ſchickte ihr Vater Morayzel ſie nach Algier und zwar unter der Obhut jenes Aſtrologen, der freilich mehr als irgend Jemand ein Intereſſe haben mußte, ſeine Prophezeiung erfüllt zu ſehen. Nach mehrfachen Abenteuern leidet ſie an der Küſte von Andaluſien Schiffbruch und findet Zuflucht im Palaſte des Herzogs von Medina Sidonia, woſelbſt ſich zwiſchen ihr und dem Sohne des Herzogs, Ponce de Leon, eine gegenſeitige Zuneigung entſpinnt, obwohl bald darauf auch der Marquis von Montemayor, Erbe des Herzogs von Infantado, ſie zum Gegenſtande ſeiner Liebe erwählt.

Endlich erfahren Almahide's Eltern, wo ſie ſich befindet, und laßen in Folge deſſen ſie abholen. Ponce de Leon folgt ihr in Sklaventracht nach Granada und macht es ſo, daß er an Morayzel, den Vater ſeiner Geliebten verkauft wird, der ihn ſeiner Tochter ſchenkt. Eine ähnliche Liſt braucht ihr anderer Liebhaber, der ſich in einem Gefechte mit den Mauren, welche Morayzel befehligt, gefangen nehmen läßt, worauf ihn jener gleichfalls ſeiner Tochter zum Diener giebt.

Die Zwiſtigkeiten, welche ſich zwiſchen den beiden Liebhabern entſpinnen, werden durch die Klugheit und Mäßigung Almahide's in Zaum gehalten; jedoch wartet jeder von ihnen die Gelegenheit ab, um ſeinen Nebenbuhler beſeitigen zu können.

Inzwiſchen ſieht der König von Granada, Boabdilin, ſein Reich von den Parteien der Zegris und Abenceragen zerfleiſcht, und da er ſelbſt zu dem Geſchlechte der erſtern gehörte, ſo wurde beſchloſſen, daß er, um die Streitigkeiten beizulegen, ſich eine Gemahlin aus den letztern wählen ſollte. Unglücklicherweiſe jedoch iſt er in ein Frauenzimmer von niedrigem Stande, Namens Miriam ſo ſehr verliebt, daß er keine andere Vermählung eingehen will, indem er ſie ſelbſt nicht zu der königlichen Würde erheben kann. Unter dieſen Umſtänden wird Almahide gebeten, daß ſie eine Zeit lang die Rolle als Gemahlin Boabdilin's ſpiele und ſo das Volk täuſche. Sie geht auch bereitwillig auf dieſen Plan ein, hat indeß kaum ihre temporäre Stellung übernommen, als der König ſich in ſie verliebt und ganz unerwartet fordert, daß ſie ſich nicht bloß auf die Erfüllung der äußerlichen Pflichten ihrer Rolle beſchränke. Almahide widerſetzt ſich jedoch dieſer wichtigen Abänderung des urſprünglichen Ueber-

einkommens, indem ſie geſteht, daß ſie ihr Herz bereits einem Andern geſchenkt, und der Roman ſchließt mit der Erzählung mehrfacher Liſt, die der König, obwohl ohne Erfolg, anwendet um zu entdecken, wer ſein Nebenbuhler ſei.

Der Roman iſt, wie man ſieht, unvollendet und das eben Mitgetheilte, obwohl es im Original acht Bände Oktav ausfüllt, kann nur als eine Art von Einleitung derjenigen Abenteuer gelten, welche noch folgen ſollten. Mathilde d'Aguilar, der letzte Roman des Fräuleins von Scudéri, iſt gleichfalls eine ſpaniſche Geſchichte und gründet ſich zum Theil auf die Kämpfe zwiſchen den Chriſten und Mauren.

Von allen Analogieen nun, welche zwiſchen den verſchiedenen Zweigen der ſchönen Literatur beſtehen, iſt gewiß keine größer, als die zwiſchen dem Roman und dem Drama. Daher geſchah es auch, daß ſo wie die italieniſchen Novellen den Stoff zu den älteſten engliſchen Tragödien und Luſtſpielen lieferten, eben ſo die franzöſiſchen heroiſchen Romane hauptſächlich zur Bildung derjenigen Schule des engliſchen Drama's beitrugen, welche man die zweite große Schule nennen kann, wo ſtattliches Ceremoniell ſo wie immer wiederkehrende Höhe der Gefuhle und des Ausdruckes ſtatt jener grotesken Charaktere und vielfachen Leidenſchaften ſubſtituiert wurden, welche früher die Bühne beherrſcht hatten. Dieſen franzöſiſchen Romanen alſo wurde der Stoff der Tragödien aus der Zeit Karls II und Wilhelms entliehen und ihnen iſt die Herrſchaft jenes falſchen Geſchmackes, jenes Pomps und jener unnatürlichen Erhabenheit zuzuſchreiben, welche die dramatiſchen Schöpfungen Dryden's und Lee's charakteriſieren.

Wenn es nun aber auch unerklärlich ſcheint, daß Romane wie die des Calprenède und der Scudéri im Auslande irgendwie Gegenſtand literariſcher Nachahmung werden konnten, ſo kann man doch, wie ich glaube, die Beliebtheit, welche ſie und beſonders die Erzeugniſſe der Madame Scudéri in ihrem Heimathlande genoſſen, einigermaßen dem Umſtande zuſchreiben, daß ſich darin eine ſo große Zahl lebender Perſonen geſchildert fand. Jeder wünſchte zu wiſſen, was von ſeinen Bekannten geſagt wurde, und eine wirkliche oder eingebildete Aehnlichkeit zu entdecken; die Hofdamen ſahen mit hohem Vergnügen in dem Ibrahim oder der Clélie ſchmeichleriſche Porträts ihrer Schönheit und vielleicht auch hofften ſie durch dieſelben ihre Reize der Nachwelt überliefert zu ſehen. Der Ruf dieſer Romane war daher eben ſo vergänglich wie die Schönheit oder wenigſtens wie das Daſein derjenigen Perſonen, deren Aeußeres oder Inneres ſie ſchilderten. Die Menſchen fühlen ſich nur wenig angezogen durch die Augen oder die Augenbrauen antiquierter Koketten und die Werke, worin dieſelben gefeiert wurden, zeigten ſich bald in jener Langweiligkeit, welche nur durch ein temporäres Intereſſe belebt worden war; denn nachdem dieſes verloren gegangen, blieb nichts als eine im höchſten Grade ſpiritualiſierte Liebe, welche mit einer wirklichen Leidenſchaft gar keine Aehnlichkeit hatte, und als Sitten, welche nur einer idealen Welt angehörten. Auch die chevalereſken Gefühle, welche während der Jugend Ludwigs XIV in einer feinern und galantern Form wieder aufgelebt waren, hatten ſich abgenutzt und ihr Verfall mußte auch den durch dieſelben hervorgerufenen und genährten Werken verderblich ſein. Das ſchöne Geſchlecht wurde nicht länger vergöttert und jene Tage waren verſchwunden, wo der Herzog von Rocheſoucault den Einfluß der Reize ſeiner Geliebten alſo ſchildern konnte:

Pour mériter son coeur, pour plaire à ses beaux yeux,
J'ai fait guerre à mon roi, je l'aurois faite aux Dieux [449]).

Außerdem trug auch die Weitſchweifigkeit und der Umfang dieſer Erzeugniſſe nicht wenig dazu bei, daß ſie in Vernachläßigung geriethen, als kürzere und lebendigere Werke in großer Menge auftauchten und die Damen nicht länger Zeit hatten, ihre Aufmerkſamkeit anderthalb Jahre lang der Geſchichte einer ſchönen Aethiopierin zu widmen.

Zu all' dieſem kommt aber noch der Umſtand, daß die Heldenromane, als ihr Anſehen ſchon in Verfall gerieth, von einem Geiſte angegriffen wurden, der beinahe demjenigen gleich kam, welcher früher die Ritterromane durch ſeinen Spott zum Sturze gebracht hatte. Molière's Precieuses Ridicules erſchien 1659, als die heroiſchen Romane noch zu ſehr beliebt waren, um ſo leicht in Miskredit gebracht werden zu können; Boileau's Satyre hingegen, welche den Titel führt: „Les Héros de Roman, Dialogue," obwohl um dieſelbe Zeit verfaßt, kam gleichwohl erſt nach dem Tode des Fräuleins von Scudéri heraus, welcher 1701

erfolgte, zu welcher Zeit der Ruf ihrer Romane im Sinken war und duech den Spott Boileau's wahrſcheiniich noch mehr erſchüttert wuede. Letzteer erzäbit, daß er in ſeiuee Jugend, wo dieſe Weeke Mode waren, ſie mit hoher Bewunderung durchlas und als Meiſterſtücke der Sprache betrachtete. Als ſich jedoch ſein Geſchmack berichtigte, ſah er die Ungereimtheiten derſelben ein und verfaßte den erwähnten Diaiog, von dem ee ſagt, es wäee le moins frivole ouvrage, qui soit encore sorti de ma plume. Der Schaupiatz in dieſem Werke iſt das Reich des Pluto, der ſich bei Minos beklagt, daß die von der Oberwelt kommenden Schatten keinen Menſchenoeeſtand mehr beſäßen, daß ſie alle nur gaiante Reden füheten und der Proſerpina vorwürfen, ſie hätte l'air bourgeois. Während dieſer Unteehaitung bringt Rhadamanthus die Nachricht, daß die ganze Hölle ſich in Aufruhr befände, daß er Prometheus in Freiheit getroffen hätte mit dem Geier auf der Fauſt, daß Tantalus berauſcht wäre und Irion eben einer der Furien Gewait angethan hätte. Cyrus, Aiexander und andere Heiden werden daher aus den eiyſäiſchen Feldern herbeigeholt um den Aufſtand zu unteedrücken; ſie erſcheinen in Begleitung ihrer Geliebten und die Satyre auf die heroiſchen Romane iſt in der Uebertriebenheit und Affektation iheee Gefühle und Sprache enthalten [460]).

Es ſcheint nicht nothwendig, daß wir weiter unterſuchen, aus welchen Gründen die heroiſchen Romane ihe Anſehen verloren, da vieimehr einem jetzigen Leſer die temporäee Gunſt, welche ſie genoſſen, unerklärlicher oorkommen mag, als dee Verluſt derſelben. Aehnliche Urſachen trugen übrigens dazu bei, auch den Hirtenroman unbeliebt zu machen, und mit Ausnahme der Werke Florian's begegnet man in neuerer Zeit keiner irgend bedeutenden Nachahmung dieſer Gattung von Eezeugniſſen. Die geiſtlichen Romane, deren Zweck es wae Geſchmack an den aſcetiſchen Tugenden einzuflößen, geriethen in Folge der zunehmenden Aufklärung in Verachtung; die politiſchen Romane endlich hatten nie eine bedeutende Klaſſe von Dichtungen ausgemacht und in der neuern Zeit hat man Werke wie die Utopia oder Argenis eben nicht oft nachgeahmt.

Dreizehntes Capitel.

Moderner franzöſiſcher Roman. — Feeenmärchen. — Voyages Imaginaires.

Der menſchliche Geiſt ſcheint jederzeit irgend eine Gattung von Dichtungen zu ſeiner Erholung und Unterhaltung zu bedürfen und wir haben bisher immer geſehen, daß kaum eine Klaſſe derſelben verſchwunden war, als auch ſchon eine neue auftauchte. Der Verfall, in welchen das Anſehen der Ritterbücher gerieth, rief die mannigfachen Arten romantiſcher Erzeugniſſe hervor, mit denen wir uns zuletzt beſchäftigt haben, und die verſchiedenartigen Urſachen, welche jenen Verfall bewirkten, gaben wiederum indirekt Veranlaßung zu den neuen Arten von Dichtungen, welche gegen Ende des ſiebzehnten und in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich herrſchend wurden.

Man kann dieſelben meiner Meinung nach in vier Klaſſen theilen; 1) die, welche eine geſchichtliche Grundlage haben, wie z. B. Les Exilés de la Cour d'Auguste und die zahlreichen Werke über die Liebeshändel der franzöſiſchen Monarchen von dem erſten Merovinger bis auf den letzten Bourbon; 2) Romane wie die Marianne, Gil Blas, Héloise u. ſ. w., deren Ereigniſſe, ob ernſthaft oder komiſch, gänzlich erdichtet ſind; 3) eine Art Romane von moraliſcher oder ſatyriſcher Tendenz, wo Fremde in den verſchiedenen Ländern Europa's umherreiſen und die Sitten der Einwohner beſchreiben. Zu dieſer Klaſſe gehören Werke wie der Espion Turc, deren Stoff theils erdichtet, theils wahr iſt. Die Reiſe und die handelnden Perſonen nämlich ſind der Phantaſie entſprungen, von den Sitten und Gebräuchen hingegen wird eine richtige Schilderung wenigſtens beabſichtigt; und endlich 4) Feeenmärchen, zu denen man auch noch die franzöſiſchen Nachahmungen der morgenländiſchen Märchen und die Voyages Imaginaires rechnen kann.

1) Der Zweck des hiſtoriſchen Romans iſt der, den Lehren der Moral das mächtige Gepräge der Erfahrung und des Beiſpiels aufzudrücken. Man glaubte, daß die Abenteuer allgemein bekannter Helden, wenngleich zum Theile erdichtet oder der Vermuthung entnommen, einen tiefern Eindruck hervorbringen würden, als die Geſchichte einer erdichteten Perſon. In den meiſten Erzeugniſſen dieſer Gattung jedoch werden wir entweder durch ein zu großes Detail bereits bekannter Ereigniſſe ermüdet, oder nehmen Anſtoß an der offenbaren Verletzung der geſchichtlichen Wahrheit. —

Die politiſchen und die Liebesintriguen des franzöſiſchen Hofes haben zu einer großen Zahl Werke dieſer Klaſſe den Stoff hergegeben, die in der Zeit, von welcher wir jetzt ſprechen, erſchienen. Zwar kam bereits im Jahre 1517 ein Roman heraus, welcher den König Chlotar und deſſen

vier Gemahlinnen zum Gegenstande hatte [161]); jedoch scheint diese Art von Dichtungen dem Geschmacke jener Periode nicht entsprochen zu haben und es verging eine lange Zeit, ehe sie weiter bearbeitet wurde. Um die Mitte des folgenden Jahrhunderts gab de la Tour Hotman die Histoire Celtique heraus, in welcher, wie man sagt, die wichtigsten Handlungen der französischen Monarchen skizziert sind, jedoch nur so schwach und unbestimmt, daß Diejenigen, welche die französische Geschichte nicht genauer kennen, keine Uebereinstimmung in den Ereignissen zu finden vermögen. Endlich jedoch erschienen im Jahre 1695 die Intrigues Galantes de la cour de France, welche ursprünglich von Sauval geschrieben, später aber von dem Herausgeber Vanel durchgesehen und vermehrt wurden. In diesem Werke, welches die Geschichte der Liebeshändel der französischen Könige vom Anfange der Monarchie bis auf Ludwig XIV enthält, wird derjenigen Leidenschaft, die ohne Zweifel in Frankreich einen großen Einfluß auf Staatsangelegenheiten gehabt hat, diese auch im reichsten Maße zugeschrieben; so treibt nur sie allein die merovingische Königsfamilie zu gränzenlosen Gräuelthaten an, sie allein veranlaßt Karl VII die Freiheit seines Landes zu erringen und sie allein auch bestimmt unter den späteren Regierungen die Entscheidungen des Kabinets und die Gunstbezeugungen der Krone.

Außer dieser allgemeinen Geschichte bildet die Regierung fast jedes Monarchen insbesondere den Gegenstand eines Liebesromanes. So haben wir Anecdotes de la Cour de France sous le Règne de Childeric, welche 1736 erschienen und fälschlich dem Grafen Hamilton zugeschrieben werden. Auch die Liebeshändel der blutdürstigen und lasterhaften Fredegunde, der Geliebten Chilperichs, haben den Stoff zu vielen Romanen hergegeben. Madame de Lussan schrieb Anecdotes de la cour de Philippe Auguste, Memoires Secrètes des Intrigues de la cour de François le Premier u. s. w. Die Ereignisse der Regierung des letztern Fürsten, die sich für romantische Bearbeitung so ganz besonders eignen, sind der Gegenstand noch anderer Werke ähnlicher Art gewesen; so hat Gräfin Murat, die Verfasserin der Feenmärchen, einen Roman geschrieben, betitelt La Comtesse de Chateaubriant, welche Dame die Geliebte jenes Königs war. Les Amours du Grand Alcandre von der Prinzessin Conti schildern die fortwährenden Galanterieen Heinrichs IV und haben in Frankreich entweder wegen ihres inneren Werthes oder des interessanten Charakters des Helden oder des hohen Ranges der Verfasserin große Berühmtheit erlangt. Die Werke, welche die Liebeshändel Ludwigs XIII zum Gegenstande haben, sind, wie man erwarten kann, meist satyrisch. Diejenigen, welche sich auf Ludwig XIV beziehen, sind in einen dichten Schleier der Dichtung gehüllt, wie dieß der Umstand, daß sich die Liebeshändel erst kurz vorher zugetragen und die betreffenden Personen oder doch wenigstens ihre unmittelbaren Nachkommen noch lebten, auch erwarten läßt.

Andere Schriftsteller dieser Periode haben ihren Stoff älteren Zeiten entnommen. Les Femmes Galantes de l'Antiquité von Serviez, welche im Jahre 1726 erschienen, beginnen mit den vielfachen Liebeshändeln der heidnischen Gottheiten. Alles Wunderbare in der Mythologie ist weggelaßen und die Stelle desselben mit lauter der Phantasie des Verfassers entsprungenen Liebesabentheuern ausgefüllt worden. Jo, Semele u. s. w. treten in den ersten drei Bänden auf; Sappho und andere Frauen, welche sich mit sterblichen Liebhabern begnügten, bilden den Stoff der folgenden. Wie in den Romanen, die sich auf die französische Geschichte gründen, wird jedes Ereigniß in diesem Werke der Liebe zugeschrieben; ja der Verfasser erklärt sogar, es sei seine Absicht zu zeigen, daß die wunderbaren Unternehmungen und unglaublichen Revolutionen, von denen die alte Geschichte erzählt, in Wahrheit keine andere Triebfeder hatten, als das Rachegefühl eines verschmähten Nebenbuhlers oder den Befehl einer gebieterischen Geliebten.

Serviez ist auch der Verfasser von Les Impératrices Romaines, worin er mit den vier Frauen Cäsars beginnt und mit der Vermählung Constantins schließt. Die meisten der darin erzählten Anekdoten gründen sich zum Theil auf Thatsachen, zu denen indeß der Verfasser ganz nach Belieben vielfache Umstände hinzugedichtet hat, obwohl er, wenn es seine Absicht war, die Abscheulichkeiten des Lasters in ihrer größten Mannigfaltigkeit und unbeschränktesten Ausdehnung zu schildern, wie man aus seiner Wahl eines solchen Gegenstandes wohl muthmaßen kann, der Ausschmückungen der Phantasie gar nicht bedurft hätte. Dieß Werk erschien zuerst unter dem Titel

Les Femmes des Douze Césars; da es jedoch ſpäter fortgeſetzt wurde, ſo kam es 1728 unter dem Titel heraus, den es jetzt träge.

Dem letztgenannten Werke ähnlich ſind Les Exilés de la Cour d'Auguste der Madame Jardins, welche nach ihrer zweiten Verheirathung den Namen Villedieu führt [† 1683]. In dieſem Romane ſpielt natürlich Ovid eine Hauptrolle. Auch andere vornehme Römer folgen ihm an den Ort ſeiner Verbannung, woſelbſt ſie ihm ſowohl die Geſchichte ihrer eigenen Unglücksfälle als auch die Ereigniſſe, welche ſich in Rom während ſeines Exils zugetragen haben, erzählen.

Alle bisher erwähnten Werke gründen ſich auf die Geſchichte, auf Vermuthung und auf die Phantaſie. Die meiſten derſelben ſind voll galanter Abenteuer, wobei freilich die Verfaſſer behaupten, daß die Sache der Moralität durch die daraus entſpringenden Betrachtungen gefördert werde. Es findet ſich in dieſen Erzeugniſſen nur wenig Empfindung oder Charakterſchilderung, und Wahrheit und Dichtung ſind auf eine nicht angenehme Weiſe vermiſcht. Auch wird für die Abweichungen von erſterer durch die Ausſchmückungen der letztern kein Erſatz geleiſtet und der Leſer vergiebt daher nur ſchwer die Abänderungen geſchichtlicher Thatſachen, da er für dieſelben keine Ereigniſſe eingeflochten findet, deren Schmuck den Mangel an geſchichtlicher Wirklichkeit weniger empfinden ließe.

2) Obgleich der berühmte Roman

La Princesse de Clèves

einigermaßen hiſtoriſch iſt und daher, namentlich ſeinem Anfange nach, zu derjenigen Gattung von Erzeugniſſen gehört, mit denen wir uns ſo eben beſchäftigt haben, ſo kann man ihn gleichwohl für die früheſte jener ſchönen gänzlich erdichteten Schöpfungen halten, deren Abſicht es iſt, natürliche Ereigniſſe als auf natürlichem Wege geſchehen zu ſchildern, welche ohne die Hülfe des Wunderbaren das Intereſſe lebendig zu erhalten wiſſen und in denen das menſchliche Leben erſcheint, wie es iſt, indem es nur durch ſolche Ereigniſſe, die ſich alltäglich in der Welt zutragen, Abwechslung erhält und nur durch Leidenſchaften bewegt wird, welche wir in unſerm Umgange mit den Menſchen wirklich antreffen.

Von dieſem Geſichtspunkte aus bildet die Prinzeſſin von Clèves gewiſſermaßen eine Aera in der Geſchichte der Literatur. Die Verfaſſer der Romane de longue haleine, ja ſogar die meiſten der gleichzeitigen Liebesdichter ſcheinen nur ſelten das Herz befragt zu haben und vermochten daher auch nur ſelten es zu rühren. Ihren Liebhabern liegt, wie es ſcheint, mehr daran, neue und ſinnreiche Gedanken zu erfinden als ihre Geliebten für ſich einzunehmen, ſo wie allerdings letztere wieder von der Art ſind, daß ſie kein Recht haben mehr zu erwarten als Wortſpiele, Bombaſt oder überſchwängliches Geſchwätz. Die Gräfin de la Fayette[462]), die Verfaſſerin der Princesse de Clèves, zog endlich die menſchlichen Leidenſchaften in ihren Kreis, und wenn auch ihre Helden und Heldinnen noch immer Prinzen und Prinzeſſinnen ſind und die Kataſtrophe des Ganzen vielleicht noch zu ſehr an die Manier der alten Schule erinnert, ſo hat ſie dennoch ein Werk hervorgebracht, welches zugleich würdevoll und zärtlich iſt, ſo wie voll von intereſſanten Charakterſchilderungen und Ereigniſſen.

Der Schauplatz dieſer letztern iſt an den Hof Heinrichs II von Frankreich verlegt und die Zeit fällt in den Schluß der Regierung dieſes Monarchen. Die Verfaſſerin beginnt mit der Schilderung der verſchiedenen Perſonen an jenem Hofe und zeichnet ihre Charaktere und politiſchen Abſichten mit aller Wahrheit der Geſchichte. Es befindet ſich unter dieſen auch Maria Stuart, die unglückliche Königin von Schottland und wir ſind ſo gewöhnt ſie in Kummer und Elend zu ſehen, daß wir eine gewiſſe Sympathie und Genugthuung empfinden, ſie auch in der Luſt und Fröhlichkeit der Jugend zu ſchauen.

Unter den Prinzen und Herren am Hofe Heinrichs zeichnete ſich der Herzog von Nemours durch Schönheit und Galanterie ganz beſonders aus; ja ſein Ruf in dieſer Beziehung iſt ſo hoch, daß ein Geſandter, den Heinrich abſendet um der Königin Eliſabeth bei ihrer Thronbeſteigung Glück zu wünſchen, ſie für denſelben ganz eingenommen findet und Heinrich ihn ermahnt, ſein Glück bei ihr zu verſuchen. Der Herzog ſchickt daher einen Vertrauten ab, welcher unterſuchen ſoll, ob irgend ein Grund zur Hoffnung vorhanden ſei, und ſtattet inzwiſchen dem Herzoge von Savoyen einen Beſuch ab.

In ſeiner Abweſenheit langt am Hofe eine junge Schönheit an, welche alle andern Schönheiten verdunkelt. Sie war die einzige Tochter

der Frau von Chartres, einer Wittwe vom höchſten Range, und von ihrer Mutter, welche ihr die edelſten Gefühle der Reinheit, Würde und Sitte eingeflößt hatte, in einer fernen Provinz erzogen worden. Bei ihrer Ankunft am Hofe ſammelt ſich um ſie eine große Zahl der ausgezeichneteſten Bewerber, die durch ihre Schönheit, ihren Reichthum und Rang angezogen werden. Endlich wählt ſie auf den Rath ihrer Mutter den Prinzen von Clèves, einen jungen Mann von den vortrefflichſten Eigenſchaften, der, ohne ihren Rang und Reichthum zu kennen, ſich bei einem zufälligen Zuſammentreffen mit ihr in ſie verliebt hatte. Jedoch fühlte er ſich trotz des Beſitzes ſeiner ſchönen Gemahlin, die er leidenſchaftlich anbetete, nicht vollſtändig glücklich. Er wußte nämlich, daß ſie für ihn keine anderen Gefühle hegte, als die der höchſten Achtung und Ehrfurcht, und da ſo noch etwas mehr als Beſitz vorhanden war, was er noch nicht beſaß, ſo genoß er die Rechte eines Gatten, ohne daß er dabei aufhörte ein Liebhaber zu ſein.

Inzwiſchen ſchienen die Abſichten des Herzogs von Nemours auf den engliſchen Thron zu ihrer Verwirklichung nur ſeine Gegenwart zu verlangen; ehe er ſich jedoch nach London begiebt, kehrt er erſt nach Paris zurück, um bei der Vermählung der Prinzeſſin Claude von Frankreich gegenwärtig zu ſein. Bei ſeinem Eintritte in den Ballſaal befiehlt der König der Prinzeſſin von Clèves und dem Herzoge, die ſich bei dieſer Gelegenheit zum erſten Male ſehen, daß ſie mit einander tanzen ſollen, ohne daß er ſie erſt einander vorzuſtellen für nöthig erachtet.

Der Herzog verliebt ſich alsbald in die Prinzeſſin im höchſten Grade und giebt jeden Gedanken an England und ſeine frühere Geliebte auf. Er verbirgt gleichwohl ſeine Leidenſchaft vor ſeinen vertrauteſten Freunden und geſteht ſie ſogar der Prinzeſſin ſelbſt nicht, giebt ihr aber zugleich zahlreiche Beweiſe von der Größe ſeiner Liebe und Bewunderung, ſo daß er ihr, ohne auch nur das feinſte Zartgefühl zu beleidigen, gleichwohl beweiſt, daß es nie eine heftigere Leidenſchaft gegeben habe oder die mehr im Stande geweſen ſei die größten Opfer zu bringen. Dieß nun äußert ſich in einzelnen Umſtänden, welche einen der intereſſanteſten Theile des Romanes ausmachen und vielleicht von der Art ſind, daß nur eine Frau ſie ſo trefflich ſchildern konnte. Die Prinzeſſin wird unwillkürlich gerührt und der Tod ihrer Mutter, welcher um dieſe Zeit eintritt, macht ſie noch hülfloſer. Endlich entdeckt ſie, daß der Herzog ihr nicht mehr gleichgiltig iſt, und daß alles was ſie jetzt thun kann, darin beſteht, ihn ſo ſehr zu vermeiden wie möglich und ſich von der Welt zurückgezogen zu halten.

Der Prinz von Clèves war indeß viel bei Hofe und wünſchte auch ſeine Gemahlin dort zu ſehen, ſo daß es ihm im höchſten Grade leid that, dieſen Hang zur Einſamkeit bei ihr zu bemerken. Da ſie jedoch jederzeit fürchten muß, den Herzog nicht nur bei Hofe, ſondern ſogar in ihrem eigenen Hauſe zu ſehen, indem er ein Freund ihres Gemahls iſt, ſo bewegt ſie endlich Letzteren dazu, daß er ihr erlaubt, ſich auf's Land zurückzuziehen. Sie begiebt ſich daher nach Colomiers, einem ſchönen Landſitze des Fürſten, eine Tagereiſe von Paris. Der Herzog von Nemours vernimmt, daß ſie ſich dort aufhält, und da ſeine Schweſter, die Herzogin von Mercoeur, in der Nachbarſchaft wohnt, ſo beſchließt er ſeine Schweſter in Begleitung des Vidome von Chartres zu beſuchen, welcher letztere ſein vertrauteſter Freund und ein naher Verwandter der Prinzeſſin von Clèves iſt.

Eines Tages trennt der Herzog ſich auf der Jagd von ſeinen Begleitern und gelangt, in dem Walde umherirrend, nach einem Pavillon in der Nähe von Colomiers. Er tritt hinein, und während er denſelben genauer in Augenſchein nimmt, ſieht er den Prinzen von Clèves und deſſen Gemahlin darauf zukommen. Durch eine gewiſſe Schüchternheit und Schuldgefühl getrieben, zieht ſich der Herzog, um nicht geſehen zu werden, in eins der Zimmer des Pavillons zurück, während jene beiden ſich außerhalb der Säulenhalle niederlaßen, ſo daß er es nicht vermeiden kann ihre Unterhaltung mit anzuhören. Der Prinz bringt in ſeine Gemahlin, an den Hof zurückzukehren, ſagt ihr, daß ſie trauriger iſt als gewöhnlich und daß irgend ein großer Wechſel eingetreten oder ein wichtiger Grund vorhanden ſein müße, daß ſie den Hof ſo ſehr meide. Endlich heftig bedrängt und in der Meinung daß ein direktes Geſtändniß ihren Gemahl veranlaßen würde ihr zu geſtatten, daß ſie den ihr drohenden Gefahren zu entkommen ſuche, theile ſie ihm ihre Befürchtungen mit. Der Prinz geräth hierbei in die größte Niedergeſchlagenheit, denn er hatte bisher ſeinen größten Troſt in dem Gedanken gefunden, daß wenn ſeine Gemahlin ihn auch nicht leidenſchaft-

lich liebe, dieß doch nur daher käme, weil ihr Herz für Leidenſchaft unempfänglich wäre. „— Et qui est-il, Madame, cet homme heureux, qui vous donne cette crainte? Depuis quand vous plait-il? qu'a-t-il fait pour vous plaire? quel chemin a-t-il trouvé pour aller à votre coeur? — Je m'estois consolé en quelque sorte de ne l'avoir pas touché par la pensée qu'il estoit incapable de l'estre: cependant un autre fait ce que je n'ay pu faire; j'ay tout ensemble la jalousie d'un mari et celle d'un amant; mais il est impossible d'avoir celle d'un mari après un procédé comme le votre — mais vous me rendez malheureux par la plus grande marque de fidélité que jamais une femme ait donnée à son mari."

Der Fürſt bemüht ſich jedoch vergebens, den Gegenſtand ihrer Befürchtungen zu erfahren. „Il me semble, repondit-elle, que vous devez estre content de ma sincerité: ne m'en demandez pas davantage et ne me donnez point lieu de me repentir de ce que je viens de faire; contentez-vous de l'assurance que je vous donne encore, qu'aucune de mes actions n'a fait paroistre mes sentimens et que l'on ne m'a jamais rien dit, dont j'aye pu m'offenser."

Endlich läßt ſich die Prinzeſſin bewegen an den Hof zurückzukehren und ihr Gemahl, der noch immer den Gegenſtand ihrer Zuneigung und Befürchtungen kennen zu lernen wünſcht, macht endlich durch eine Liſt ausfindig, daß es der Herzog von Nemours iſt. Hierauf folgen vielfache Details, welche ſämmtlich auf bewunderungswürdige Weiſe zu der Entwickelung der Geſchichte beitragen, die man aber in ihrer Ausführlichkeit leſen muß. Nach dem tragiſchen Tode Heinrichs, von welchem wie von deſſen politiſchen Wirkungen das Werk eine vortreffliche Schilderung gewährt, begeben ſich der Prinz von Clèves und der Herzog von Nemours zur Krönung des jungen Königs nach Rheims. Inzwiſchen zieht ſich die Prinzeſſin auf ihren Landſitz Colomiers zurück, woſelbſt ſie von einer Dame beſucht wird, welche bei ihrer Rückkehr der Königin in Gegenwart des Prinzen von Clèves und des Herzogs von Nemours das einſame Leben der Prinzeſſin ſchildert und wie entzückende Abende ſie in Geſellſchaft der letztern in einem ſchönen Pavillon im Walde zugebracht habe. Der Herzog erinnert ſich des Ortes und beſchließt ſich dorthin zu begeben, in der Hoffnung die Prinzeſſin vielleicht ſprechen zu können, während der Prinz, welcher aus einigen Fragen, die der Herzog an die Dame richtet, die Abſicht desſelben erräth, das Benehmen desſelben zu beobachten beſchließt.

Am folgenden Tage beurlaubt ſich der Herzog, als wolle er nach Paris gehen, begiebt ſich aber nach Colomiers und der Prinz ſchickt ihm einen Vertrauten nach. Dieſer folgt dem Herzog in den Wald und ſieht wie er, obwohl es ſchon Nacht iſt, über ein hohes Pfahlwerk in den Blumengarten ſpringt, in welchem der Pavillon ſtand. „— Les Palisades estoient fort hautes et il y en avoit encore derrière pour empescher qu'on ne pust entrer; en sorte qu'il estoit assez difficile de se faire passage. Monsieur de Nemours en vint à bout néanmoins. Sitôt qu'il fut dans ce jardin il n'eut pas de peine à demêler où estoit Madame de Clèves; il vit beaucoup de lumières dans le cabinet, toutes les fenestres en estoient ouvertes, et en se glissant le long des palissades, il s'en approcha avec un trouble et une émotion qu'il est aisé de se répresenter. Il se rangea derrière une des fenestres, qui servoient de perte, pour voir ce que faisoit Madame de Clèves. Il vit qu'elle estoit seule; mais il la vit d'une si admirable beauté qu'à peine fut-il maistre du transport que luy donna cette vue. Il faisait chaud et elle n'avoit rien sur sa tête et sur sa gorge que ses cheveux confusement rattachez. Elle estoit sur un lit de repos avec une table devant elle, où il y avait plusieurs corbeilles pleines de rubans; elle en choisit quelques uns et Monsieur de Nemours remarqua que c'estoit des mêmes couleurs qu'il avait portées au tournois. Il vit qu'elle en faisait des noeuds à une canne des Indes fort extraordinaire, qu'il avoit donnée à sa soeur, à qui Madame de Clèves l'avoit prise sans faire semblant de la reconnoître pour avoir esté à Monsieur de Nemours. Après qu'elle eut achevé son ouvrage avec une grace et une douceur qui répandoient sur son visage les sentimens qu'elle avoit dans le coeur, elle prit un flambeau et s'en alla proche d'une grande table vis-à-vis du tableau du siége de Mets où estoit le portrait de Monsieur de Nemours; elle s'assit et se mit à régarder ce portrait avec une attention et une reverie que la passion seule peut donner."

„On ne pent exprimer ce que sentit Monsieur de Nemours dans ce moment. Voir au

milieu de la nuit dans le plus beau lieu du monde une personne qu'il adoroit, la voir sans qu'elle sçeust qu'il la voyoit et la voir toute occupée de choses, qui avoient du raport a luy et à la passion qu'elle luy cachoit; — c'est ce qui n'a jamais esté goûté ny imaginé par nul autre amant."

Während drr Herzog näher herantreten will um die Prinzeſſin genauer zu betrachten, verwickelt er ſich mit der Schärpr und Madamr de Clèves, welche ſich bei dem Geräuſch umkehrt, entdeckt halb und halb den Herzog, worauf ſie alsbald zu iheen Feauen rilt, die ſich in einem anſtoßenden Zimmer befinden. Der Herzog hält ſich die Nacht hinduech in der Nähe des Pavillons auf und kehrt des Morgens nach dem Dorfr zurück, nicht weit von welchem der Emiſſär des Prinzen ſich verborgen hält. Des Abends brgiebt ee ſich wieder nach dem Pavillon, wohin ihm jener folgt; er findet ihn jedoch verſchloſſen und die Prinzrſſin nicht mehr da. Während des übrigen Theiles drr Nacht irrt der Herzog wirberum troſtlos umher und verläßt den Wald erſt beim Anbruchr des Tages.

Dee Emiſſär kehet nun nach Rheims zurück und eezählt ſeinem Gebieter dir verdächtigen Umſtände, von denrn er Zeuge geweſen. Bei Anhörung dieſee Nachricht wird dee Prinz alsbald von einem heftigen Fieber ergriffen; ſeine Gemahlin eilt zu ihm und es findet eine rührende Unterhaltung Statt; er theilt ihe mit, daß ihr Benehmen ihm das Heez gebrochen habr, und obgleich es ihr zum Theile grlingt ſeinen Verdacht zu veeſcheuchen, ſo giebt ee doch bald darauf den Geiſt auf.

Der Kummer der Prinzeſſin iſt unausſprechlich, während drr Herzog inzwiſchen dir ſchüchternſte, ehrfurchtvollſte und heftigſte Liebr an den Tag legt. Hieauf findet einr Zuſammenkunft und bewunderungswürdige Unterhaltung ſtatt, in wrlcher die Prinzeſſin, nachdem ſie ihm ihre Zuneigung geſtanden, auf ihren Entſchluß, Witwe zu bleiben, behaert; und zwar aus dem doppelten Grunde, weil ſie den Herzog immerdar als den beteachten müſſe, der theilweiſe den Tod ihres Gemahls veranlaßt habe, und dann weil ſeinr Liebe zu ihrem Glückr ſo unentbehrlich ſei, daß ſie furchtete, ſie könnte ihe durch rine eheliche Verbindung veeloren gehen und am Endr durch ſeine Eiferſucht oder Kälte gequalt weeden. Sir zieht ſich hienach auf ihrr Güter in der Nähe der Pyrenärn zurück, woſelbſt ſie in eine lange Krenkheit fällt. Nachdem ſir geneſen, beharrt ſir auf ihrem Entſchluß, ihn nie wiedee zu ſehen oder Briefe von ihm zu empfangen, und verbringt den Reſt ihres Lebens in Uebungen der Andacht und Milbthatigkeit. — „Elle passoit une partie de l'année dans cette maison religieuse et l'autre chez elle; mais dans une rétraite et dans des occupations plus saintes que celles des couvents les plus austéres, et sa vie, qui fut assez courte, laissa des exemples de vertu inimitables."

Man wird vielleicht in keinem andern Erzeugniſſe der Literatue eine richtigere Schilderung der Natur der Liebe finden als in dem, welches wir ſo eben beſpeochen. Der Umſtand, daß eine verheirathete Feau der Gegenſtand derſelben iſt, wüebe einen Tadel des Weekes begründen, wäre derſelbr nicht einigermaßen nothwendig, am den Triumph der Vernunft und Tugend übee dir Leidenſchaft zu zeigen. Die Herzensreinheit und das würdrvolle Benehmen der Peinzeſſin von Clèves ſind auf bewunderungswürdige Weiſe geſchildert unb bilden einen auffallenden Gegenſatz gegen die Galanterir und Immoealität iheer Umgebung. Hätte die Verfaſſerin dieſes Werkes zu einer andern Zeit gelebt, ſo wäre wahrſcheinlich auch nicht ein einziger tadelnswüediger Zug in dasſrlbe aufgenommen worden; zur Zeit Ludwigs XIV jedoch wurdr dieſer Monarch als ein Muſter der Vollkommenheit betrachtet und ſrine Mängel und Laſtee galten als nachahmenswerth. Einige Beiſpiele dieſee Denkart finden ſich daher auch in dieſem Werke wieder unb beſondees ſcheint einr königliche Maiteeſſe für einr ehrenwerthe, würdigr Perſon zu gelten. So z. B. ſpricht die ſtolze und tugendhafte Frau von Chartees zu ihrer Tochter auf folgendr Weiſe von der Leidenſchaft Heinrichs II füe dir Herzogin von Valentinois: — „Il est vray que ce n'est ni le merite ni la fidelité de Madame de Valentinois qui a fait naître la passion du Roy ni qui l'a conservée et c'est aussi en quoy il n'est pas excusable; car si cette femme avoit eu de la jeunesse et de la beauté jointe à sa naissance; qu'elle eust eu le merite de n'avoir jamais rien aimé; qu'elle eust aimé le Roy avec une fidelité exacte; qu'elle l'eust aimé par rapport à sa seule personne sans interest de grandeur ni de fortune et sans se servir de son pouvoir que pour des choses honnestes ou agréables au Roy mesme; il faut avouer qu'on auroit eu de la peine à

s'empescher de louer ce Prince du grand attachement qu'il a pour elle.“ Ungeachtet dieſer lockern Moral in Betreff der königlichen Liebeshändel, welche allerdings auch auf das Privatleben Einfluß gehabt haben muß, findet man gleichwohl in der ganzen Anlage, den Gedanken und der Sprache dieſes Werkes eine gewiſſe chevalereske Hoheit im Vereine mit einer gewiſſen Zartheit der Empfindungen und Gefühle, welche den Leſer im höchſten Grade anziehen. Die geſchichtlichen Einzelheiten ſind gewöhnlich richtig und die Epiſoden mit großer Kunſt eingeflochten, ſo daß ſie nie den Effekt der Haupterzählung ſtören. Mit einem Worte, dieſes vortreffliche Werk beſitzt die ganze Würde der alten Romane, ohne deren Weitſchweifigkeit oder lächerlichen Schwulſt und vereint die ganze Zartheit und Genauigkeit der Zeichnung, wie man ſie in den neuern Romanen findet, mit einer gewiſſen feudalen Stattlichkeit und Majeſtät, wie ſie in einer höhern Region der Literatur in den Werken Boſſuet's und Corneille's hervortritt.

Die Gräfin de La Fayette iſt auch Verfaſſerin der

Zayde,

eines ſehr ſchönen und intereſſanten Romans, welcher der Princesse de Clèves ähnlich iſt, ſich jedoch unglücklicherweiſe in ſeinen Ereigniſſen und Charakteren der alten Schule zu ſehr nähert.

Gonſalvo, ein vornehmer Spanier, voll Unwillen über die Behandlung, die ihm an dem Hofe zu Leon widerfährt, über die Undankbarkeit ſeines Fürſten, den Verrath eines Freundes und die Untreue einer Geliebten, zieht ſich in eine entlegene Gegend Kataloniens zurück und findet zufällig Aufnahme in dem Hauſe des Alfonſo, eines navarreſiſchen Granden, der wegen des Unglückes, das er durch übertriebene und grundloſe Eiferſucht über ſich ſelbſt und über diejenigen, welche er am zärtlichſten liebte, gebracht hatte, ſein Leben in Einſamkeit zubringt. Das gemeinſchaftliche Trübſal knüpft ein feſtes Freundſchaftsband zwiſchen Gonſalvo und Alfonſo; ſie beſchließen in Geſellſchaft unglücklich zu ſein, und dieß giebt der Verfaſſerin Gelegenheit, die Wirkungen und die Stärke der Leiden, welche uns Andere mit denen, die wir uns ſelbſt verurſachen, in Kontraſt zu bringen.

Eines Tages während Gonſalvo am Meeresufer wandelt, erblickt er das Wrack eines Schiffes und nicht weit davon ein Frauenzimmer in bewußtloſem Zuſtande. Sie wird in die Behauſung des Alfonſo gebracht und erholt ſich bald nachher. Zwiſchen Gonſalvo und dieſer Dame, welche ſich als eine mauriſche Prinzeſſin erweiſt und die Heldin dieſes Romans iſt, entſpinnt ſich eine gegenſeitige Liebe. Indem ſie nun an einer einſamen Küſte leben und Keiner des Andern Sprache verſteht, giebt dieſe ihre eigenthümliche Lage Gelegenheit zu einer anziehenden Schilderung der Empfindungen und des gegenſeitigen Verſtändniſſes der Leidenſchaft, welche weit intereſſanter iſt, als die folgenden Abenteuer dieſer Geſchichte.

Der Roman Zayde ſteht der Princesse de Clèves einigermaßen nach; von beiden Werken zuſammengenommen kann man indeß wohl ſagen, daß ſie eine neue Aera auf dem Gebiete der romantiſchen Erzählungen begründet und den glücklichſten Wechſel, dem wir bis jetzt noch im Laufe unſeres Ueberblickes begegnet ſind, bewirkt haben. Die Romane der Gräfin de La Fayette waren nach dem Ausdrucke Voltaire's „les premiers où l'on vit les moeurs des honnêtes gens et des aventures naturelles décrites avec grâce. Avant elle on écrivoit d'un style empoulé des choses peu vraisemblables.“ [Siècle de Louis XIV t. 1. Ecrivains du Siècle etc. s. v. La Fayette]. Wir werden daher finden, daß von nun an der alte Romanſtyl gänzlich verlaßen wurde und die Verfaſſer erdichteter Erzählungen ſich jetzt ebenſowenig der Maſchinerie des Ritterromans als der Mittel der heroiſchen Romane bedienen durften. Sie konnten nicht länger eine Heldin durch Rieſen oder Ritter entführen oder aus der Gefangenſchaft befreien laßen; ſie verſuchten nicht länger durch unnatürliche oder übertriebene Schilderungen zu gefallen, ſondern wetteiferten mit einander in der richtigen Darſtellung des menſchlichen Charakters und der Sitten des wirklichen Lebens und die größere oder geringere Annäherung ihrer Werke zu dieſem Ziele galt nun als das Kriterium ihres Werthes.

Nach dieſer wichtigen Revolution des Geſchmacks ſind die bedeutendſten Romane, welche in Frankreich erſchienen, die Vie de Marianne und der Paysan Parvenu, beide von Marivaux[463]), von denen erſterer verdientermaßen der berühmtere iſt. Er ſchildert den edlen Stolz der Tugend im Unglück und die Hülfe, welche ihr endlich durch eine nicht minder edle Wohlthäterin zu Theil wird.

Eine Kutſche, in welcher Marianne, die Heldin des Werkes, im Alter von zwei oder drei Jahren mit Perſonen reiſt, die man ſpäter für ihre Eltern hält, wird von Räubern angefallen, welche alle Paſſagiere mit Ausnahme des Kindes ermorden. Dieſes übergiebt man der Obhut des Pfarrers eines benachbarten Dorfes, der Marianne mit großer Liebe und Sorgfalt bis zu ihrem ſechzehnten Jahre auferzieht. Um dieſe Zeit muß ſich die Schweſter des Geiſtlichen zu einem ſterbenden Verwandten nach Paris begeben und nimmt Marianne mit ſich, um ſie auf anſtändige Weiſe unterzubringen. Während ihres Aufenthaltes in Paris wird die Schweſter des Pfarrers unglücklicherweiſe krank und ſtirbt bald darauf. Zugleich auch war Letzterer in Blödſinn gerathen und da ſein Vermögen durch die ſeiner Schweſter überſandten Gelder erſchöpft worden, ſo daß Marianne nicht daran denken kann zu ihm zurückzukehren und ihr kein anderer Schutz bleibt als der eines Kloſtergeiſtlichen, dem ihre Freundin ſie auf ihrem Sterbebette empfohlen hatte. Dieſer übergiebt ſie dem Herrn von Climal, auf deſſen Wohlthätigkeit er ein unbedingtes Vertrauen ſetzt, der jedoch bei ſolchen Gelegenheiten ſeinen Beutel nur zu den ehrloſeſten Zwecken zu öffnen pflegt. Er bringt daher Marianne in das Haus einer Madame Dutour, einer Leinwandhändlerin, und während ſie ſich bei dieſer aufhält, offenbaren ſich die Abſichten ihres ſcheinheiligen Beſchützers. Indem ſie nun eines Tages von der Meſſe in ihre Wohnung zurückkehrt, verrenkt ſie ſich zufällig den Fuß, und da ſie ſo nicht weiter gehen kann, wird ſie in das naheliegende Haus des Herrn Valoille gebracht, zwiſchen welchem jungen Manne und Marianne ſich eine gegenſeitige Leidenſchaft ziemlich plötzlich entſpinnt. Herr von Climal, der Oheim des Herrn Valville, tritt eines Tages zufällig in das Zimmer, wo ſein Neffe vor Marianne auf den Knieen liegt, ſo daß er die Nothwendigkeit einſieht, nach der Rückkehr Marianne's in ihre frühere Wohnung ſeine Bewerbung nachdrücklicher zu verfolgen, welche jedoch Marianne, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit verdoppeltem Unwillen zurückweiſt. Valville, der jetzt den Aufenthaltsort ſeiner Geliebten ausfindig gemacht hat, findet auch ſeinerſeits eines Tages ſeinen Oheim auf den Knieen vor Marianne. Herr von Climal verzweifelt endlich daran die Zuneigung der Letztern zu gewinnen und entzieht ihr ſeine Unterſtützung, worauf die Waiſe ſich wieder an den Kloſtergeiſtlichen wendet, der ſie urſprünglich an Climal empfohlen hatte. Indem ſie ihn jedoch beſucht, findet ſie den Heuchler bei ihm, der ſich bemüht den Prieſter zu überreden, daß Marianne ſeine Abſichten falſch verſtanden und ſie wahrſcheinlich undankbarerweiſe in einem unrichtigen Lichte darſtellen würde. Unſre Heldin wendet ſich daher an die Priorin eines Kloſters, und da durch einen glücklichen Zufall eben eine wohlthätige Dame, Namens Miron, ſich bei ihr befindet, ſo wird ſie von dieſer auf ihre Koſten in dem Kloſter untergebracht. Bald nachher erwähnt Madame Miron gegen Marianne, daß ſie in der letzten Zeit vielen Kummer gehabt, weil ihr Sohn, Herr Valville, um eines Mädchens willen, die eines Tages wegen eines ihr auf der Straße zugeſtoßenen Unfalls in ſein Haus gebracht worden war, eine ſehr vortheilhafte Partie ausgeſchlagen habe. Marianne geſteht ihrer Wohlthäterin, daß ſie der Gegenſtand von Valville's Liebe ſei, auch läugnet ſie nicht, daß auch ſie Neigung für ihn empfinde, jedoch verſpricht ſie zugleich ſich auf jede Weiſe zu bemühen, damit ſie jeden Gedanken an eine ſo ungleiche Verbindung aus dem Sinn verbanne. Die Betheuerungen Valville's jedoch, daß eine jede andere Heirath ſein Glück auf immer vernichten würde, bewegen ſeine Mutter endlich ihre Zuſtimmung zu ſeiner Vermählung mit Marianne zu geben und um der Welt willen beſchließt man die Umſtände ihrer Kindheit verborgen zu halten. Da dieſe jedoch gleich zum erſten Male, wo Marianne den Verwandten Valville's vorgeſtellt wird, durch Madame Dutour, welche unerwartet erſcheint, an den Tag kommen, ſo findet die Heirath bei der Familie ihres Liebhabers vielen Widerſpruch. Alle dieſe Hinderniſſe werden jedoch endlich beſiegt und Alles ſcheint einem glücklichen Ende entgegen zu gehen; indeß erwarten Marianne noch härtere Prüfungen, als ſie bisher ſchon erfahren hatte. Valville nämlich verliebt ſich plötzlich in ein anderes Frauenzimmer und der Roman ſchließt mitten in der Geſchichte einer Nonne, welche ſich über ihre eigenen Unglücksfälle des weitern auslaßen will, um ſo Marianne für die Untreue ihres Bräutigams zu tröſten.

Dieſer Roman enthält viele ſehr intereſſante Situationen, iſt jedoch zugleich auch nicht frei von Unwahrſcheinlichkeiten. Man erfährt nie recht, warum Marianne nicht zu dem Pfarrer zurückkehrt und der einzige Grund, der ſich dem Leſer

darbietet, iſt der, daß die Erzählung ihre Anweſenheit in Paris erfordert. Obgleich möglich, ſo iſt es doch nicht ſehr wahrſcheinlich, daß Climal das Zimmer Valville's gerade in dem Augenblicke betritt, wo dieſer vor Marianne auf den Knieen liegt; daß ferner Valville ſeinerſeits ſeinen Oheim in der nämlichen Stellung findet; daß Marianne den Kloſtergeiſtlichen gerade in dem Augenblicke beſucht, wo Climal ſich bemüht, ihn von ihrem Irrthume zu überzeugen; daß Madame Dutour gerade während der erſten kurzen Staatsviſite Marianne's bei den Verwandten Valville's gleichfalls hinkommt, um einige Waaren zu verkaufen, und daß Valville und deſſen Mutter das Zimmer des Geiſtlichen gerade in den Augenblicke betreten, wo er auf Bitten dieſer Verwandten von ſeinem Anſehen bei Marianne Gebrauch macht und ſie zur Aufgabe aller Gedanken an eine Verbindung mit Valville zu bewegen ſucht. Und gleichwohl beruhen alle Ereigniſſe des Romans auf dieſen ſonderbaren Zufälligkeiten. Auch iſt es meiner Meinung nach unzart von Madame Miran und nicht minder unwahrſcheinlich, wenn man ihren ſonſtigen Charakter in Erwähnung zieht, daß ſie Marianne zwingt, ihrem Sohne das Unpaſſende ſeiner Leidenſchaft vorzuſtellen. Eben ſo iſt der Verſuch die näheren Umſtände der Jugend Marianne's zu verheimlichen, hoffnungslos und erniedrigend; auch werden nicht diejenigen Maßregeln ergriffen, welche die begründete Ausſicht gewähren können, daß ſich die Welt in dieſer Beziehung würde täuſchen laßen. Vor allen Dingen hätte man ſich doch wenigſtens des Schweigens der Madame Dutour verſichern ſollen, durch deren Unvorſichtigkeit die Entdeckung hauptſächlich geſchieht.

Der Hauptfehler des Romanes liegt jedoch darin, daß er unvollendet iſt und der Leſer daher unbefriedigt bleibt. Ehe indeß der Schluß in demſelben Grad unvollkommener als der zweite Theil der Erzählung geworden wäre, wie dieſer dem erſten nachſteht, ſo hat Marivaux wohl daran gethan ſie nicht zu beenden, und ſeine Indolenz hat ſeinem Rufe und der Unterhaltung der Nachwelt nur wenig Eintrag gethan.

Es iſt alſo beſonders das, was ich früher als die Ausſchmückung der Romane bezeichnet habe, worin ſich Marivaux ganz beſonders auszeichnet. In der Charakterſchilderung iſt er in der That ohne Gleichen; er hat mit unnachahmlicher Kunſt der Unterſcheidung die natürliche Güte der Madame Miran und die erhabene Tugend ihrer Freundin, der Madame Dorſin, gezeichnet. Der Charakter der Heldin iſt ein gemiſchter; Eitelkeit ſcheint ihre Hauptleidenſchaft zu ſein, jedoch iſt ſie ſo natürlich und giebt ſo wenig Anſtoß, daß ſie nur ein Lächeln erweckt und nie Verachtung oder Widerwillen oder einen Wunſch ſie zu kränken hervorruft. Am glücklichſten aber iſt der Verfaſſer, wenn er die unbegründeten Prätenſionen Solcher, die ſich falſche Charaktere anmaßen, die Inſolenz des Reichthums, die Arroganz der Macht oder des Ranges, die Kunſtgriffe einer bloß formellen, äußerlichen Religion und die Verſtellung falſcher Freunde ſchildert. Auch das herbe Benehmen von Wohlthätern, ihr oft noch mehr empörendes Mitleid und den dünnen Schleier des Zartgefühles, den ſie zuweilen annehmen, hat er trefflich dargeſtellt. Am allerbeſten aber gelingt es ihm, die ſtupide Neugier und verletzende Güte einer gemeinen Sinnesart zu zeichnen, wozu ihm der Charakter der Madame Dutour, welche denen, die ſie tröſten und mit Herzlichkeit behandeln will das Herz durchbohrt, eine günſtige Gelegenheit bot. — „Est-il vrai, ſagt ihr Ladenmädchen zu Marianne, est il vrai, que vous n'avez ni père ni mère, et que vous n'êtes l'enfant à personne! — Taisez-vous, idiote, lui dit Madame Dutour, qui vit que j'etois fâchée; qui est ce qui a jamais dit aux gens qu'ils sont des enfant trouvés? J'aimerois autant qu'on me dit que je suis bâtarde.“ — Es iſt allgemein bekannt, daß Marivaux ſeinem Climal den Vorzug gab vor Molière's Tartuffe; jedoch laßen dieſe beiden Charakter kaum einen Vergleich zu. Der Scheinheilige in dem Romane und der in der Novelle ſind, wie d'Alembert in ſeinem Eloge Marivaux's richtig bemerkt hat, von ganz verſchiedener Art. Climal iſt ein gebildeter Heuchler und an feine Geſellſchaft gewöhnt; Tartuffe hingegen von einem gröberen und gemeineren Schlage. Die Sterbeſcene, wo Climal ſeine Reue an den Tag legt und ſein Benehmen gegen Marianne wieder gut zu machen ſucht, hält man gewöhnlich für den ſchönſten Theil des ganzen Werkes und in der That iſt Climals Rede die wahre und rührende Sprache der Zerknirſchung; jedoch muß man geſtehen, daß ihm für einen am Schlagfluſſe Sterbenden zu viel Worte zu Gebote ſtehen.

Die Gedanken und Betrachtungen in dieſem Romane ſind ſehr zahlreich und betreffen haupt-

ſächlich die geheimen Motive der Eitelkeit, die Täuſchungen der Eigenliebe und die Sophismen der Leidenſchaft. Marivaux offenbart die verborgenſten Falten des Herzens; jedoch wirft man ihm vor, daß er ſich bei einem einzelnen Gedanken zu lange aufhält und ihn unter jeder irgend möglichen Geſtalt betrachtet. Auch ſeine Charakterzeichnungen beſitzen mehr Zartheit als Stärke. — Le sentiment, ſagt d'Alembert, y est plutôt peint en miniature, qu'il ne l'est à grand traits" und nach dem Ausdrucke eines andern Philoſophen kannte er „tous les sentiers du coeur, mais il en ignorait les grandes routes."

Ein Hauptfehler Marivaux's liegt in ſeinem Style. Zwar kann einem Fremden dieſer Fehler nicht ſo ſehr auffallen wie ſeinen Landsleuten; alle franzöſiſchen Kritiker aber ſtimmen in dem Tadel der Sonderbarkeit und Affektation ſeiner Ausdrucksweiſe überein. —

Marivaux's Paysan Parvenu gleicht ſeiner Marianne in vielen Zügen, obwohl er ihr bedeutend nachſteht. Es würde jedoch ſchwer ſein ein Werk zu analyſieren, welches nur wenige Ereigniſſe enthält und deſſen Hauptverdienſt in der Zeichnung faſt unmerkbarer Schattierungen des Gefühles und Charakters beſteht.

Der Abbé Prévôt [464]), welcher unter den franzöſiſchen Romanſchriftſtellern die zweite Stelle einnimmt, zeichnet ſich eben ſo ſehr durch ſeine Phantaſie aus, wie Marivaux durch ſeine Zartheit und ſeine Kenntniß des menſchlichen Herzens. Er war der erſte, der die Schreckensſcenen der Tragödie in den Roman hinübertrug, und man hat ihn den Crébillon dieſer Gattung von Dichtungen genannt, da er ſich hauptſächlich beſtrebt in dem Leſer duech die furchtbarſten und grauſenhafteſten Schilderungen Entſetzen hervorzurufen. In ſeinem früheſten Erzeugniſſe, Mémoires d'un Homme de Qualité, welches 1729 erſchien, zieht ſich z. B. der Marquis von *** nach dem Verluſte eines geliebten Weibes nach einem einſamen Wohnſitze in Italien zurück, deſſen Wände und Fußboden mit ſchwarzem Tuche bedeckt ſind, außer wo ſich die Gewänder der Verſtorbenen aufgehängt befinden. Ein goldenes Käſtchen, welches ihr Herz enthält, hat er ſtets neben ſich. Hier nun bringt er viele Monate lang bei Kerzenſchein damit zu, das Bildniß des hingeſchiedenen Gegenſtandes ſeiner Liebe zu betrachten und ſtürzt ſich dann mit einem Male aus dieſer Behauſung in das fröhliche Leben eines Karthäuſerkloſters, aus welchem ihn jedoch der Herzog von *** herausreißt, der ihn überredet, ſeinen Sohn auf deſſen Reiſen an die verſchiedenen Höfe Europa's zu begleiten. —

Die Histoire du Chevalier des Grieux et de

Manon Lescaut [465]),

der ſonderbarſte und intereſſanteſte von Prévôt's Romanen findet ſich gewöhnlich den Mémoires d'un Homme de Qualité angehängt, obwohl ſie erſt viel ſpäter geſchrieben und auch beſonders herausgegeben worden iſt. Es wird darin erzählt, wie ein junger Mann, der viele glänzende und manche ehrenwerthe Eigenſchaften beſitzt, aber von einer unſeligen und faſt unwiderſtehlichen Leidenſchaft unterjocht iſt, jedes Geſetz eines regelmäßigen Lebens mit Füßen tritt und es endlich vorzieht alle Vortheile, die Vermögen und Naturgaben ihm gewähren, zurückzuweiſen und mit dem unwürdigen Gegenſtande ſeiner Liebe in Noth und Elend umherzuirren.

Dieſer junge Mann, Namens des Grieux, entflieht, während er ſich noch auf der Univerſität befindet, mit Manon Leſcaut, der Heldin dieſes Romans, und kann ſich von dieſer ſchmachvollen Verbindung nie wieder losmachen. Manon, unfähig die Noth der Armuth zu ertragen und verführt durch eine maßloſe Eitelkeit, verſchafft ſich ſelbſt und ihrem Liebhaber den erforderlichen Unterhalt durch die entehrendſten Mittel, obwohl ſie trotz ihrer mehrfachen Untreue dennoch die glühendſte Liebe für ihn bewahrt. Gleiche Motive der Zuneigung veranlaßen ihn, Betrügereien am Spieltiſche auszuüben und ſeiner Geliebten in der Plünderung ihrer Bewunderer beizuſtehen, ſo daß er in jeder Lage den Kontraſt eines ehrloſen Benehmens und der erhabenſten Gefühle gewährt. Der Verfaſſer ſucht die Handlungen ſeines Helden dadurch zu bemänteln, daß er die unvergleichliche Schönheit und Anmuth ſo wie den entzückenden Frohſinn Manon's mit den wärmſten Faeben ſchildert, und dieſe Eigenſchaften verbreiten einen Zauber um ſie, der ſie ſelbſt in dem tiefſten Abgrund des Laſters und Elends nicht verläßt. Ein ſchlecht ausgeführter Betrug giebt endlich den Freunden ihres bethörten Liebhabers Gelegenheit, denſelben von ihr zu trennen; ſie wird nebſt anderen Verbrechern nach Neu-Orleans geſchickt, jedoch des Grieux beſchließt, ſie ſelbſt jenſeits des atlantiſchen Oceans zu begleiten.

In der neuen Welt nun wird ſie ebenſo bewunderungswürdig durch ihre Beſtändigkeit und Treue, wie ſie es früher durch die Wärme ihrer Zuneigung geweſen, und die Irrthümer einer genußſüchtigen Phantaſie werden nunmehr durch die Tugenden eines liebevollen Herzens verdannt. Sie weiſt eine vortheilhafte Verbindung zurück, und da der Gefährte ihrer Verdannung den Unwillen des Gouverneurs auf ſich zieht, ſo folgt ſie ihm in die Wildniſſe Amerika's, wo ſie von Kummer und Mühſal erſchöpft ihren Geiſt aufgiebt. Ihr Liebhaber kehrt nach Frankreich zurück.

Man hat gegen die ſittliche Tendenz dieſes Werkes den Vorwurf erhoben, daß der Charakter Manon's trotz ihrer Fehltritte und Vergehungen zu großen Zauber ausübt; in der That aber zeigt ſie in dem erſten Theile ihrer Laufbahn eine ungeheure Selbſtſucht und zwar eine ſolche, welche widerlicher iſt als jede andere, nämlich einen übermäßigen Hang zu Vergnügungen und Luxus und beſonders eine wahre Theaterwuth; um derartige Leidenſchaften zu befriedigen verräth und opfert ſie ihren Liebhaber. Erſt in den Wildniſſen der neuen Welt tritt der Zweck des Verfaſſers deutlicher hervor, welcher nämlich ſcheint zeigen zu wollen, daß eine ſtarke Zuneigung ein jedes Herz über ſich ſelbſt zu erheben und jeder Tugend fähig zu machen vermag. Der Roman beſitzt allerdings zahlreiche Fehler in Betreff der Moral, der Wahrſcheinlichkeit und des richtigen Geſchmackes, jedoch wird jederzeit der unvergleichlichen Schönheit Manon's einige Bewunderung und der erhabenen Leidenſchaft und Hingebung ihres Liebhabers einiges Intereſſe zu Theil werden.

Ein Hauptfehler der Romane Prévôt's beſteht in der verwickelten Anordnung der Ereigniſſe; es ſcheint, als gehe er auf's Gerathewohl vorwärts, ohne recht zu wiſſen, wo er hinaus wolle, ſo daß er ein Abenteuer auf das andere häuft und oftmals ſeine intereſſanteſten Charaktere aus dem Geſichte verliert. Dieſe Mängel treten jedoch in ſeiner Manon Lescaut weniger hervor, als in den meiſten übrigen ſeiner Werke; am meiſten auffallend aber ſind ſie in ſeinem Doyen de Killerine und ſeiner Histoire de Cléveland. Erſteres Erzeugniß nennt der Verfaſſer beſcheidenerweiſe eine „Histoire ornée de tout ce qui peut rendre une lecture utile et agréable.“ Es erzählt die Geſchichte einer katholiſchen Familie Irlands, welche aus drei Brüdern und einer Schweſter beſteht und nach der Revolution (von 1688) nach Frankreich überſetzt, um dort ihr Glück zu ſuchen. Der Dechant, welcher der älteſte von ihnen und dieſem Unternehmen eigentlich entgegen iſt, willigt gleichwohl ein, ſeine Geſchwiſter zu begleiten, damit ſie ſeiner Weisheit und Rathſchläge nicht verluſtig gehen mögen, welche er ihnen denn auch bei jeder Gelegenheit in reichem Maße zu Theil werden läßt. Der Roman beſteht nun aus der Erzählung der vielfachen Abenteuer, Verlegenheiten und Betrübniſſe, welche dieſer Familie in einem fremden Lande zuſtoßen und hauptſächlich durch die ungewöhnliche Schönheit der Schweſter, den Ehrgeiz des zweiten und die Schwäche des jüngern Bruders hervorgerufen werden. Der Dechant hingegen, ein Mann von der ſtrengſten Religioſität und Tugend, iſt lediglich mit dem gegenwärtigen und zukünftigen Wohle ſeiner Angehörigen beſchäftigt, ergeht ſich jedoch in ſo häufigen und langweiligen Ermahnungen, daß, wie der Abbé Desfontaines bemerkt hat, er dem Leſer eben ſo unausſtehlich wird wie ſeinen Geſchwiſtern.

Cléveland [466]) enthält die romantiſchen Abenteuer eines natürlichen Sohnes Oliver Cromwells, der in ſeiner Jugend von ſeiner Mutter in tiefer Einſamkeit erzogen und von ſeinem Vater vernachläßigt oder vielmehr verfolgt wird, ſo daß er ſchon früh eine unbeſiegbare Abneigung gegen denſelben faßt. Endlich entkommt er nach Frankreich und ſein Mangel an Selbſtvertrauen bei ſeinem Eintritte in die Welt ſo wie das Entſtehen und Wachsthum ſeiner erſten Leidenſchaft werden treffend geſchildert. Er folgt dem Gegenſtande ſeiner Neigung in die Wildniſſe Amerika's, wohin ſie ihren Vater begleitet hatte, und wird dort, nachdem er ſich mit ihr verbunden, der Häuptling und Wohlthäter eines Stammes von Wilden, in welcher Lage er Gelegenheit hat die Energie ſeines Geiſtes zu entfalten. Die unbegründete Eiferſucht ſeiner Frau jedoch, der ſie ſich eine lange Reihe von Jahren hingiebt, führt endlich zu neuen Abenteuern und ſchrecklichen Kataſtrophen. Einer der intereſſanteſten Theile des Romanes iſt die Epiſode in Betreff eines faſt unzugänglichen Eilandes in der Nähe von St. Helena, woſelbſt ſich eine Art utopiſcher Kolonie von flüchtigen Proteſtanten aus Rochelle niedergelaßen hat, welche nach den ſchrecklichen Leiden, die ſie während der Belagerung ihrer Vaterſtadt ausgeſtanden, ſich nach einer ſichern Zufluchtſtätte ſehnten und von der übrigen Welt

entfernt in jenem abgelegenen Winkel der Erde anſiedelten. Dieſe Kolonie wird von einem zweiten natürlichen Sohne Oliver Cromwells beſucht, der dann ſeinem Bruder Cleveland zur See begegnet und ihm erzählt, was er geſehen. Im Ganzen ſind die Ereigniſſe in dieſem Romane phantaſtiſch und unglaublich, die Charaktere jedoch ſcharf gezeichnet, leidenſchaftlich und ungewöhnlich.

Die Romane der Frau von Riccoboni, welche meiſt um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts geſchrieben wurden, zeichnen ſich aus durch ihren Zartſinn und ihre Lebendigkeit. Der Styl derſelben iſt klar und ſchön und die Reflexionen, obwohl nicht ſo tief wie die Marivaux's, ſind gleichwohl anziehend durch ihre Neuheit, Richtigkeit und den treffenden Ausdruck; ja auf jeder Seite begegnen wir glücklichen Gedanken und Ausſprüchen, deren wir uns zu erinnern wünſchen. Die Histoire de Miss Jenny iſt meiner Meinung das intereſſanteſte und rührendſte der Werke der Frau von Riccoboni. Es ſchildert die weibliche Tugend, die der größten Gefahr und Armuth ausgeſetzt iſt, was ein Lieblingsthema der franzöſiſchen Romanſchriftſteller zu ſein ſcheint. Die Histoire du Marquis de Cressy giebt die Schilderung eines Mannes von Rang und Talenten, aber unbegränztem Ehrgeize und ſchlechtem Herzen. Er opfert das Weib, welches er liebt und das ihn gleichfalls anbetet, um eine vortheilhaftere Verbindung zu ſchließen. Die jedoch, mit welcher er ſich verbindet, iſt unglücklicher als die Geliebte, die er verlaßen hat, und wird durch die Gleichgültigkeit und Untreue ihres Gemahls dazu getrieben, daß ſie durch Gift ihrem Leben ein Ende macht. Der Marquis iſt jedoch nicht ſo gefühllos, daß er nicht empfinden ſollte, was für Elend er um ſich her verbreitet hat. „Il fut grand — il fut distingué — il obtint tous les titres, tous les honneurs, qu'il avoit desiré — il fut riche — il fut élevé — mais il ne fut point heureux.“

In den Lettres de Miisdy Catesby zeigen ſich die geiſtigen Kämpfe einer Frau, welche von einem Manne verlaßen worden iſt, den ſie anbetet, der aber dann wieder Vergebung und Ausſöhnung ſucht. Ihr Liebhaber hatte ſich feierlich mit ihr verlobt, wegen eines Gewiſſenszweifels aber ſich mit einer andern vermählt. Nach dem Tode ſeiner Frau kommt er nach London und bewirbt ſich auf's Neue um die Hand der Lady Catesby. Um ſeinem Ungeſtüme zu entgehen, begiebt ſie ſich auf's Land und ſchildert in ihren erſten Briefen an ihre Freundin, die bei weitem den beſten Theil des Werkes ausmachen, mit bewunderungswürdiger Lebendigkeit die Charaktere der Perſonen, mit denen ſie in den Schlöſſern und Landſitzen der Umgegend zuſammentrifft. — Auch der Roman Ernestine beſitzt einen hohen Grad von Anmuth und Schönheit. Die übrigen Werke der Frau von Riccoboni hingegen, wie z. B. Christine de Suabe, Histoire d'Aloise de Livarot u. ſ. w. ſtehen meiner Meinung nach, den erwähnten Erzeugniſſen bei weitem nach.

Rouſſeau's Heloïse[407]) hält man allgemein für den beredteſten und rührendſten aller franzöſiſchen Romane; er ſcheint jedoch mehr wegen der Leidenſchaft und des Gefühls einzelner Stellen, als wegen der Vortrefflichkeit der Fabel Bewunderung zu verdienen. Ereigniſſe von dem höchſten Intereſſe, welche zu Anfange des Werkes eintreten, tragen dazu bei über die folgenden Theile desſelben eine gewiſſe Mattigkeit zu verbreiten. Die wichtigſten Handlungen der Hauptperſonen, auf welche doch der Roman ſich gründet, ſind gänzlich unwahrſcheinlich und vertragen ſich nicht nur nicht mit den Gefühlen und Leidenſchaften, welche dieſen Perſonen an anderen Stellen zugeſchrieben werden, ſondern widerſtreben ſogar der gewöhnlichen Empfindungsweiſe der menſchlichen Natur. Dazu gehört z. B. die Heirath Juliens mit Volmar, während ſie noch in St Preux verliebt iſt, der Aufenthalt St. Preux's bei dem Weibe, das er anbetet, und dem Manne, mit welchem ſie ſich verbunden, — ſo wie das Vertrauen, welches Volmar in ſie ſetzt, obwohl er das frühere Verhältniß zwiſchen ihm und Julien kennt. Nachdem der Verfaſſer ſeine handelnden Perſonen in dieſe Situation gebracht, befreit er ſich von allen Schwierigkeiten durch den Tod der Heldin, welche nach dem Ausdrucke eines franzöſiſchen Schriftſtellers „meurt uniquement pour tirer M. Rousseau d'embarras.“ —

Der Pathos und die Beredſamkeit Rouſſeau's, die Zartheit der Madame Riccoboni und die Menſchenkenntniß Marivaux's haben den Franzoſen auf dem Gebiete der Romane ernſter Art den höchſten Ruf erworben[408]). In vielen dieſer Werke jedoch, wenngleich ſie, was das Talent betrifft, Bewunderung verdienen, findet man einen Kampf der Pflichten, in welchem von den letztern diejenigen für wichtiger gelten, die da nachſtehen, und wiederum diejenigen vernachläßigt

werden, die da eher als alle andern ihre Erfüllung finden ſollten. Auf dieſe Weiſe ſehen wir uns zuweilen verlockt die Vernachläßigung gebieteriſcher, wenn auch prunkloſer Tugenden durch ein ſubtiles Gefühl zu entſchuldigen und die Blüthen der Tugend mehr als die Wuezel und Zweige derſelben zu pflegen.

Es läßt ſich nun aber natürlich erwarten, daß während die ernſtere Gattung der erdichteten Erzählungen auf ſo erfolgreiche Weiſe kultiviert wurde, die heiteren und lebendigeren Eezeugniſſe desſelben Gebietes der Dichtung gleichfalls nicht vernachläßigt wurden. Die Gaieté Française war ja unter allen Nationen Europa's ſprüchwörtlich gewoeden, und da der Charakter eines Volkes ſich jedeezeit wenigſtens einigermaßen in ſeinen dichteriſchen Schöpfungen abſpiegelt, ſo wueden natürlich enſprechende Erzeugniſſe zu Tage gefördert. Die ausgezeichneteſten unter dieſen ſind ohne Zweifel die Werke des Le Sage, deſſen Gil Blas zu allgemein bekannt iſt als daß es hier einer Analyſe ſeines Inhaltes bedürfte. Die Originalität dieſes unterhaltenden Romanes, in welchem alle Stände des Lebens mit ſo großee Treue und Lebendigkeit geſchildert ſind, iſt jedoch in Folge ſeiner Aehnlichkeit mit dem bereits oben beſpeochenen ſpaniſchen Roman Marcos de Obregon bedeutend angefochten worden. Viele von den Geſchichten des Gil Blas ſind auch ſpaniſchen Dramen enmommen [vgl. Tieck Kritiſche Schriften 2, 82 ff.], haben jedoch ihrerſeits wieder den Stoff zu vielen engliſchen Theaterſtücken hergegeben; ſo iſt Cibber's Luſtſpiel „Sie wollte und wollte nicht" (She Would aud She Would Not) der Geſchichte der Aurora [l. 4. ch. 1 ff.] und Thomſon's „Tankred und Sigismunda" der Mariage de Vengeance [l. 4. ch. 4.] entliehen.

Die Grundidee des Diable Boiteux iſt gleichfalls aus dem Spaniſchen geborgt, wie auch der Verfaſſer ſelbſt in ſeiner Zueignung anerkannt hat. Ein Theil des Werkes ſcheint jedoch urſprünglich aus dem kabaliſtiſchen Werke Vinculum Spirituum gezogen zu ſein. Die Aſiaten glaubien nämlich, daß man durch Enthaltſamkeit und beſondere Gebeie böſe Geiſter zum Gehoeſam zwingen und in Phiolen bannen könnte. In dem aus dem Morgenlande ſtammenden Vinculum Spirituum wird daher erzählt, daß Salomon vermittelſt eines gelehrten Buches in den Beſitz des Geheimniſſes gelangte, drei Millionen hölliſchee Geiſter nebſt zweiundſiebzig ihrer Könige, von denen Beleth der oberſte, Beliar der zweite und Asmodeus der dritte wae, in eine ſchwarze Glasflaſche einzuſchließen, welche er nachher in einen tiefen Brunnen in der Nähe von Babylon warf. Zum Glück füe die Gefangenen ſtiegen die Babylonier, in dee Hoffnung einen Schatz in dem Brunnen zu finden, in denſelben hinunter und zerbrachen die Flaſche, worauf die befreiten Dämone in ihr gewöhnliches Element zurückkehrten [ſ. auch 1001 Nacht, Nacht 9 ff. Breslau]. Dieſe Vorſtellung von Geiſtern, die in eine Glasflaſche eingeſperrt ſind, iſt in das ſpaniſche Werk El Diablo Cojuelo, welches von Luis Velez de Guevaea veefaßt wurde und 1641 erſchien, übergegangen. Hier betritt nämlich ein Student, Namens Don Cleofas, zufällig die Wohnung eines Aſtrologen und befreit aus einer Glasflaſche, in die ihn letzterer gebannt, einen Teufel, benannt el Diablo Cojuelo (der hinkende Teufel), welcher faſt von ähnlichem Schlage iſt, wie der Asmodée des Le Sage und zum Danke füe den empfangenen Dienſt den Studenten das Innere der Häuſee zu Madrid ſehen läßt. Viele von den Porträts des Le Sage ſind gleichfalls dem Werke Guevara's entliehen, wie z. B. das der Donna Fabula und ihres Gemahles Don Torribio, ferner das des Alchymiſten, welchee den Stein dee Weiſen ſucht, ſo wie des Heuchlers, welcher ſich vorbereitet einee Verſammlung von Zauberern beizuwohnen, die zwiſchen San Sebaſtian und Fuentarabia gehalten weeden ſoll [Le Sage ch. 3. Guevara tranco 2.]. Wie bei Le Sage [ch. 9.] zeigt der Diablo Cojuelo dem Don Cleofas das Innere eines Jereuhauſes [tr. 3.], nachhee jedoch führt ee Don Cleofas über Madrid hinaus, zeigt ihm die in dee Umgegend befindlichen Klöſter und Akademieen und bringt ihn durch die Luft nach den ſpaniſchen Provinzialſtädten und den Landſitzen der Geanden. Einige von den Situationen in dem Diable Boiteux ſind auch dem Dia y Noche de Madrid (Tag und Nacht von Madrid) von J. Santos entliehen, ſo wie hinwiederum die Geſchichte des Grafen Belflor [ch. 4.] augenſcheinlich Beaumarchais den Stoff zu ſeinem Luſtſpiele Eugénie geliefert hat.

Le Bachelier de Salamanca, gleichfalls ein Werk des Le Sage, beſitzt ziemlich dieſelbe Art von Humor, welche den Gil Blas und den Diable Boiteux charakteriſiert, obgleich es dieſen beiden Erzeugniſſen bei weitem nachſteht. Don Cherubim, der Baccalaureus von Salamanka, kommt

hier nach und nach in alle verſchiedenrn Lagen des Lebens, wodurch der Veefaſſee freien Spielraum zur Satyre erhält, die demgemäß eben ſo mannigfach iſt wie die Menſchenklaſſen, mit denen der Held zu verſchiedener Zeit in Berührung geräth. Der erſte Theil, wo er als Erzieher auftritt, iſt bei weitem der überraſchendſte und inteeeſſanteſte. Le Sage hat hier die etgenſinnigen Launen der Kinder, die alberne Nachſicht der Eltern ſo wie die Mühſeligkeiten, die Sklaverei und unzarte Behandlung, welche ſo oft einer Klaſſe von Menſchen zu Theil werden, denen man in allen Läudern die gehörige Anerkennung nur zu häufig vorenthält, auf bewunderungswürdige Weiſe geſchildert. „Wenn wir, ſagt Petrarka, den Erzeugern unſres Körpers Alles ſchuldig ſind, was verdanken wir nicht erſt den Eltern und Bildnern unſres Geiſtes! Denn um wie viel mehr machen ſich Diejenigen um uns veedient, welche unſeren Seelenkräften als die, ſo unſerm Körper Pflege angedeihen laßrn!" (Petrarc. lit.)

Le Sage iſt auch der Verfaſſer des Estevanille Gonzales ou le Garçon de bonne humeur. Die Anlage dieſes Romanes und einige Ereigniſſe desſelben (obgleich weniger als man nach der Uebereinſtimmung der Titel vermuthen ſollte) ſind der 1646 zu Brüſſel erſchienenen ſpaniſchen Autobiographie Vida y Hechos de Estevanillo Gonzalez hombre de buen humor compuesto por el mesmo entnommen [vgl. Tieck Kritiſche Schriften 2, 65 ff.].

Während der Mindeejährigkeit Ludwigs XV und der Regentſchaft jenes Herzogs von Orleans, der die glänzende Ausgabe des Longus veranſtaltete, that ſich an dem franzöſiſchrn Hofe eine vergnügungsſüchtige und offene Verworfenheit kund, welche derjenigen glich, die ein halbes Jahrhundert vorher zur Zeit Karls II in England geherrſcht hatte und einen auffallenden Kontraſt gegen die ſtrengen und düſtern Sitten bildete, welche die letzten Regierungsjaheen Ludwigs XIV charakteriſierten. Um dieſe Zeit alſo, wo Libertinage durch die Sanktion der höchſten Perſonen im Staat Mode geworden war, wurde Crébillon, der Sohn des berühmten Tragikers, der Gründee einer neuen Art komiſcher Romane. Seine Werke genoſſen, als ſie erſchienen, einen hohen, aber unverdienten und bald wieder ſchwindenden Ruf, den ſie beſonders der Satyre und den perſönlichen Anſpielungen ſo wie dem eleganten Gewande verdankten, in welchem hier die Schilderungen dee Sittenloſigkeit auftraten. Ein großer Theil ſeines Ecumoire ou Tanzaï et Neadarné, welches aus dem Japaneſiſchen überſetzt ſein ſollte, wuede in der Abſicht geſchrieben, die durch die Streitigkeiten der Janſeniſten und Moliniſten verurſachten Unruhen lächerlich zu machen, und enthält zugleich die allegoriſche Geſchichte der Bulle Unigenitus. Sonſt erzählt dieſer Roman eigentlich die Geſchichte eines Prinzen und einer Prinzeſſin des Morgenlandes, deren gegenſeitiger Liebe und Glückſeligkeit durch boshafte Feeen beſtändige Hinderniſſe entgegengeſtellt werden und durch welche Mittel man dieſelben zu entfernen ſucht, deren Hauptſächlichſtes das Geräth iſt, welches dem Werke den Titel giebt. In der Epiſode von einem Maulwurfe, der einſt eine Fee, Namens Mouſtache, geweſen war und ſeine Geſchichte erzählt, hat der Verfaſſer den affektierten Styl und die endloſen Reflexionen Marivaur's lächerlich gemacht.

In dem Romane Le Sopha wird ein Geiſt von Beama in dieſes Möbel gebannt, welches dem Werke den Namen giebt. Er erhält zwar die Erlaubniß ſeinen Aufenthaltsort zu ändern, jedoch muß dieſer immer von der erwähnten Art ſein, bis er endlich durch ein ſeltſames Zuſammentreffen von Umſtänden befreit wird. —

Ah, Quel Conte! enthält die Geſchichte eines morgenländiſchen Herrſchers, der von einer Fee, der Beſchützerin ſeines Reiches, geliebt wied. Aus Rache dafür, daß er ſie vernachläßigt, flößt ſie ihm eine Leidenſchaft für eine Gans ein, welche er bei einem glänzenden Balle in Begleitung aller Vögel angetroffen hatte. Von letztern wird eine ausführliche Beſchreibung mitgetheilr und dieſer ganze Einfall mag die Idee zu dem „Ball des Elephanten" (the Elephant's Ball) [469]), dem „Pfau zu Hauſe" (the Peacock at home) [470]) und dergleichen Erzeugniſſen gegeben haben. Die meiſten Vögel waren urſprünglich Prinzen, Prinzeſſinnen oder Feeen geweſen, und der größte Theil des Romanes erzählt die Abenteuer, welche eine ſolche Metamorphoſe veranlaßten und ohne Zweifel einen verborgenen Sinn und Satyre enthalten, den meiſten nicht franzöſiſchen Leſern aber nur als eine Maſſe ungereimter Extravaganzen erſcheinen müßen.

In Les Egarements du Coeur et de l'Esprit ſollen die Abenteuer mehr als einer Perſon von Range an dem damaligen franzöſiſchen Hofe geſchildert. Dieſer Roman erzählt den erſten Eintritt eines jungen Mannes in's Leben, ſeine Unerfah-

renheit und Verführung ſo wie die daraus entſpringenden Gewiſſensbiſſe, ſo daß ſich die Ausſicht ſeiner Rückkehr auf den Weg der Tugend eröffnet. Der Verfaſſer hat ſich bloß auf die Wirkungen der Liebe oder von etwas dieſer Aehnlichem beſchränkt, den Einfluß der übrigen Leidenſchaften aber nicht geſchildert.

Crebillon fand einen Nachahmer an Baſtide, welcher ſpäter die Bibliothèque des Romans redigierte, ſowie auch an Dorat, in deſſen Malheurs d'Inconstance und Les Sacrifices de l'Amour. Crebillons Manier genoß jedoch nur eine momentane Beliebtheit und gerieth in Miskredit als die Sitten des franzöſiſchen Hofes, wenn auch nicht reiner wurden, doch wenigſtens ihre Zügelloſigkeit nicht ſo offen zur Schau trugen.

Ein Autor, welcher bereits alle Quellen des tragiſchen Pathos und Mitgefühls erſchöpft hatte, ſtrömte endlich auch alle Fluten der Satyre über den Aberglauben und den Despotismus aus, die in ſeinem Vaterlande herrſchten. Die meiſten Romane Voltaire's haben eine philoſophiſche oder moraliſche Tendenz; ſei es nun aber, daß der Verfaſſer dieß ſo will oder daß ſich der Leſer durch den Reiz ſeines Styles und beißenden Spottes fortreißen läßt, den vollſtändigen Zweck der geſchilderten Ereigniſſe nimmt man ſelten wahr, ehe man das Ende des Werkes erreicht. Am häufigſten iſt es die Abſicht des Verfaſſers das, was ſein ſoll, mit dem, was wirklich iſt, Pedanterei mit Unwiſſenheit, die Macht der Großen mit ihrer Unwürdigkeit und die Strenge der religiöſen Dogmen mit der Verdorbenheit derer, die ſie einſchärfen, in Kontraſt zu bringen. Memnon ſoll zeigen, daß es Thorheit iſt nach dem höchſten Gipfel der Weisheit zu ſtreben, Zadig aber daß wir die Ereigniſſe des Lebens nicht beherrſchen können. L'Homme aux quarante Écus ſoll das Verfahren der Staatsökonomen verſpotten und die Vision de Babouc die Franzoſen von ihrer Geneigtheit, alles in einem lächerlichen Lichte zu betrachten, heilen, obwohl Voltaire ſelbſt dieſen Fehler im höchſten Grade beſaß. Obgleich indeß die Tendenz dieſes berühmten Schelmſtellers und der Zauber, durch welchen die Ereigniſſe ſeiner Romane uns feſſeln, ihm eigen ſind, ſo ſind doch die Ereigniſſe ſelbſt nur ſelten neu. In dem Micromegas hat er einen Gedanken aus Gulliver's [470 a]) Reiſen nachgeahmt; in dem Ingenu iſt die Hauptſituation der Baronne de Luz, einem Romane von Duclos, entnommen. Auch den Urſprung faſt jeden Capitels im Zadig kann man leicht nachweiſen; ſo ſtammt die Geſchichte Le Nez [ch. 2.] aus der Geſchichte der Matrone von Epheſus (ſieh oben S. 40 ff.); im Arioſt [c. 17. v. 17 ff.] findet man Les Combats oder die Geſchichte des Mannes in grüner Rüſtung [ch. 19.] und in einer der Contes Devots die gegen Ende des Romanes befindliche Erzählung L'Ermite [ch. 20.] (ſ. oben S. 309 ff.); Le Chien et le Cheval [ch. 3.] iſt die Aufſuchung des Cynogefore in den Soirées Bretonnes des Gueulette, der es einem italieniſchen Werke Peregrinaggio de Tre Figliuole del Re de Serendippo entlieh (ſ. unten S. 410 b ff.). Urſprünglich jedoch findet ſich dieſe Geſchichte in einem arabiſchen Werke des dreizehnten Jahrhunderts, betitelt Nighiaristan [471]), welches geſchrieben wurde, um den Scharfſinn des arabiſchen Volkes zu zeigen. Hier gehen drei Brüder von der Familie Adnan auf Reiſen und begegnen einem Kameeltreiber, der ſie fragt, ob ſie einem ihm entlaufenen Kameele begegnet wären. Der erſte von den Brüdern nun ſagt, das Thier ſei auf einem Auge blind geweſen; der zweite ſagt, es habe ihm ein Zahn gefehlt, und der dritte führt an, es ſei lahm und auf einer Seite mit Oel und auf der andern mit Honig beladen geweſen. Da ſie auf dieſe Weiſe den Verdacht erwecken, daß ſie das Kameel geſtohlen, ſo werden ſie in's Gefängniß geſchickt und erklären nachher dem Richter, wie ſie alle dieſe Umſtände zu entdecken vermochten, ohne das Thier geſehen zu haben [ſieh auch 1001 Nacht Nacht 458. Breslau]. Die Idee zu einem andern Romane Voltaire's, La Princesse de Babylon, iſt einer franzöſiſchen Erzählung entnommen, welche den Titel führt: Le Parisien et la Princesse de Babylone und aufgenommen iſt in La Nouvelle Fabrique des excellens Traits de Verité par Philippe Alcripe. Dieſer Name iſt ein erdichteter, jedoch weiß man, daß der Verfaſſer ein Mönch der Abtei Mortemer war, welcher um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts lebte. In ſeiner Erzählung Le Parisien etc. hat die ſchöne Prinzeſſin von Babylon einen unwillkommenen und widerlichen Bewerber in der Perſon des Sophi von Perſien. Der Sohn eines franzöſiſchen Juweliers, der von ihrer Schönheit hört, ſendet ihr vermittelſt einer Schwalbe einen Liebesbrief und empfängt eine günſtige Antwort auf ähnliche Weiſe, und dieſer Vogel, welcher dem Phönix Voltaire's entſpricht, wird der Freund und Vertraute der Lie-

benden. Hierauf begiebt ſich der Pariſer nach Babylon und entführt von dort die Prinzeſſin, während ſie ſich einmal für krank ausgiebt.

Im Candide, dem berühmteſten der Romane Voltaire's, ſcheinen die Ereigniſſe mehr Neuheit zu beſitzen. Wie Jedermann weiß, iſt es der Zweck dieſes Werkes, die Vorſtellung, daß alle Dinge dieſer Welt am beſten eingerichtet ſind, durch eine abſichtlich übertriebene Schilderung der menſchlichen Drangſale lächerlich zu machen. Es iſt jedoch zweifelhaft, ob das Syſtem des Optimismus, wenn man es nur recht verſteht, Spott verdient. Daß Krieg, Laſter und Krankheit vielfaches Elend erzeugen, iſt allerdings nicht zu leugnen, indeß müßen wir annehmen, daß nun einmal die Weltordnung keine andere ſein konnte, und wer daran zweifelt, daß ſie, ſo wie ſie nun eben beſteht, die beſte ſei, welche möglicherweiſe getroffen werden konnte, ſcheint auch an der Allgütigkeit des Schöpfers der Welt zu zweifeln.

3) Diejenige Klaſſe von Proſadichtungen, welche der angenommenen Eintheilung gemäß nun folgt, umfaßt ſolche Werke lokaler Satyre, in denen Bemerkungen über die Geſchichte, Sitten und Gebräuche eines Volkes durch das fingierte Medium eines Fremden mitgetheilt werden, auf deſſen Betrachtungsweiſe die Ideen und Vorſtellungen, an die der Eingeborene gewöhnt iſt, keinen Einfluß ausüben.

Es iſt der Zweck dieſer Gattung von Werken zu zeigen, daß unſere Sitten und Künſte nicht ganz ſo vollkommen ſind, wie Eigenliebe und Gewohnheit uns gewöhnlich glauben laßen; und man nahm dieſe Form an, um ſowohl religioſe als politiſche Meinungen mit mehr Freiheit beſprechen zu können, indem man ſie nämlich Auslandern zuſchrieb, für deren Anſchauungsweiſe der Verfaſſer nicht verantwortlich ſchrinen konnte.

Der Espion Turc ſcheint das Urbild dieſer Art von Werken geweſen zu ſein. Nach der Meinung einiger Schriftſteller war der Verfaſſer ein Italiener, Namens Johann Paul Marana, welcher ſich durch politiſche Verwickelungen in ſeinem Vaterlande gezwungen ſah nach Paris zu geben und dort den „Turkiſchen Spion" ſchrieb. In den Mélanges de Vigneul Marville wird geſagt, daß er zuerſt in italieniſcher Sprache unter dem Titel L'Esploratore Turco erſchien und gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts in einzelnen Bänden herauskam. Ich habe jedoch dieſes Werk nie in jener Sprache geſehen und das italieniſche Original iſt etwas ungewiß. In der That auch wird in Nichols' Literary Anecdotes [1, 704. cf. 413 ff] geſagt, daß Dr. Manley der urſprüngliche Verfaſſer desſelben war und Dr. Midgeley, welcher es aus dem Italieniſchen überſetzt zu haben vorgab, es unter ſeinen Papieren gefunden hatte und davon eigenen Gebrauch machte [vergl. Barbier Dictionnaire des Anonymes ed. 2. no. 5352.].

Mahmut, der turkiſche Spion, wird, wie das Werk angiebt, von der Pforte abgeſandt um das Benehmen der chriſtlichen Höfe zu beobachten und hält ſich vom Jahre 1637 bis 1682 zu Paris auf. Während dieſer Zeit unterhält er einen Briefwechſel mit dem Divan ſo wie mit ſeinen eigenen Freunden und Vertrauten zu Konſtantinopel. Das Werk umfaßt eine endloſe Zahl von Gegenſtanden; die mitgetheilten Nachrichten ſind jedoch meiſt politiſch und betreffen beſonders die franzöſiſchen Angelegenheiten, obwohl auch die innere Politik Spaniens, Englands und der italieniſchen Staaten beſprochen werden. In einigen Briefen giebt der Spion Nachricht von Schlachten, Belagerungen und anderen kriegeriſchen Ereigniſſen und läßt ſich über das Verfahren und die Tapferkeit berühmter Feldherren ſo wie über das Kriegsglück aus, während er in andern von Hofintriguen und den Schlauheiten der Staatsmänner handelt. Wann er an ſeine Freunde ſchreibt, ſo theilt er ihnen Nachrichten mit, welche theils komiſch, theils rührend oder ſeltſam ſind und zuweilen auch die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft oder antiquariſche Forſchungen betreffen, welche nach ſeinem Ausdruck den Schleier von der fruheſten Kindheit der Zeit wegziehen und die Wiege der Welt enthüllen ſollen. Mit vieler Freiheit ſpricht er über religiöſe Gegenſtände ſo wie über das, was er in Betreff der Angelegenheiten ſeines eigenen Vaterlandes vernimmt, über die Unzufriedenheit und Rebellion der Bei's und Paſcha's, den Krieg mit den Perſern und den Liebeshändeln des Serails.

Der Styl dieſes Allerlei's iſt ernſt und feierlich und ſogar in den luſtigen und humoriſtiſchen Stellen wird der Pomp des Ausdruckes beibehalten. Man hat dem Verfaſſer den Vorwurf gemacht, daß er von allen Dingen handelt, auf Nichts aber tiefer eingeht. Letzteres ſcheint jedoch nicht ſeine Abſicht geweſen zu ſein und verträgt ſich auch nicht mit dem Plane eines Buches, wie der „Türkiſche Spion" iſt.

Auf dieſes Werk folgten die Lettres Persannes von Montesquieu, welche das beliebteſte Erzeugniß der Klaſſe ſind, die wir jetzt behandeln. Der Hauptzweck dieſes berühmten Buches iſt der, ſinnreiche Schilderungen von den Vergehen der Menſchen zu geben und die öffentliche Aufmerkſamkeit auf einige wichtige Punkte der Moral und Politik zu lenken. Der Haupttheil des Werkes beſteht aus den Briefen zweier Perſer, die der Verfaſſer, wie er vorgiebt, in Paris kennen gelernt und von welchen er Abſchriften der Briefe, die ſie in die Heimat ſchreiben, erhalten hatte. Einer derſelben, Namens Usbek, war nämlich dem Neide und der Verleumdung ſeiner Landsleute entflohen und bloß von ſeinem Freunde Rika begleitet nach dem Weſten Europa's gekommen, um ſich in den Wiſſenſchaften zu vervollkommnen. Der Styl in den Briefen dieſer beiden Fremden iſt gänzlich verſchieden. Die des Usbek, ſelbſt wenn er in Betreff ſeines Serails ſchreibt, ſind ernſt und philoſophiſch, die des Rika hingegen heiter und unterhaltend. In der Korreſpondenz beider jedoch werden europäiſche Sitten und Meinungen mit den aſiatiſchen in Kontraſt geſetzt und die Thorheiten und Laſter der weſtlichen Welt in orientaliſchem Tone und orientaliſcher Weiſe angegriffen. Man findet auch ziemlich viele Spekulationen über Staatswirthſchaft, beſonders über Bevölkerung. In den Briefen Usbek's an ſeine Weiber und Diener drückt ſich ſogar, wenn er ſich in der beſten Laune befindet, ein Grad von Eiferſucht gegen erſtere und der Verachtung gegen letztere aus, der meiner Meinung nach gezwungen und übertrieben erſcheint. „Comment (heißt es in einem Briefe an ſeine Lieblingsfrau), comment vous êtes-vous oubliée jusqu'à ne pas sentir qu'il ne vous est pas permis de recevoir dans votre chambre un eunuque blanc tandis que vous en avez de noirs destinés à vous servir" [lettre 15.]; anderwärts bezeugt er die größte Wuth, weil einige ſeiner Weiber ſich beklagen, que la présence continuelle d'un eunuque noir les ennuie [lettre 16.]; er geräth in Verzweiflung, als ihm der oberſte Verſchnittene mittheilt, daß „Zelis allant, il y a quelques jour à la mosque, laissa tomber son voile et parut presque à visage découvert devant tout le peuple. — J'ai trouvé Zachi couchée avec une de ses esclaves, chose si defendue par les loix du Serail" [lett. 129.]. Wenn er an ſeine Eunuchen ſchreibt, redet er ſie gewöhnlich an „Rébut indigne de la nature humaine und erinnert ſie: „Vous n'êtes dans le monde, que pour vivre sous mes loix ou pour mourir dès que je l'ordonne, — qui ne respirez qu'autant que mon bonheur, mon amour, ma jalousie même ont besoin de votre bassesse, et enfin qui ne pourrez avoir d'autre partage que la soumission, d'autre ame que mes volontés, d'autre espérance que ma felicité" [lettre 16.]. Dieſer Perſer iſt jedoch eben ſo maßlos in ſeinen Lobpreiſungen wie in ſeinen Schmähungen. So frägt er in einem Briefe den Mollak Mehemet Ali, den Hüter der drei Geäder, wobei er wahrſcheinlich vergißt, daß er eben nur den Hüter dieſer Geäder anredet: „Pourquoi vis tu dans les tombeaux, divin Mollak! — Tu es bien plus fait pour le séjour des étoiles; tu te caches sans doute de peur d'obscurir le soleil; tu n'as point de tâches comme cet astre, mais comme lui tu te couvres de nuages."

In den Lettres Juives von d'Argens, welche auf die Lettres Persannes folgten, befinden ſich viele Sarkasmen und Invektiven; der Verfaſſer hat ſtarke Gedanken, aber einen ungraziöſen Styl.

Die Lettres Peruviennes der Frau von Graffigny weichen einigermaßen von den bisher erwähnten Werken dieſer Gattung ab. Sie erzählen nämlich die Geſchichte einer einzelnen Perſon, in welche jedoch Betrachtungen über Sitten und Gebräuche eingeflochten ſind, und bilden nach der Meinung einiger Kritiker den älteſten Roman in Briefen, den Frankreich beſitzt.

Zilia, eine peruaniſche Jungfrau, wird von den Spaniern, da ſie ſich eben mit dem Inka vermählen ſoll, geraubt; jedoch das Fahrzeug, auf welchem ſie ſich befindet, wird während der Ueberfahrt nach Europa von einem franzöſiſchen Schiffe genommen. Von Paris aus ſchreibt ſie an ihren Bräutigam und in ihren Briefen drückt ſie die Wirkung aus, welche unſre gewöhnlichſten Künſte und Entdeckungen auf Jemand haben würden, der nicht ſeit ſeiner früheſten Kindheit an dieſelben gewohnt wäre. Der Befehlshaber des franzöſiſchen Schiffes hat inzwiſchen für ſeine Gefangene die heftigſte aber edelmüthigſte Leidenſchaft gefaßt und thut Alles, was er irgend vermag, um ihr eine Zuſammenkunft mit dem Inka zu verſchaffen, der, wie ſie vernommen, unlängſt in Spanien angelangt war. Der peruaniſche Monarch hat jedoch bereits andere Bande geknüpft und ſowohl ſein Herz als ſeine Religion geändert.

Ee kommt zwar nach Paris, aber nur, wie es ſcheint, um mit ſeiner früheren Geliebten in aller Form zu brechen. So ihrem Schickſale überlaßen und in ihren theuerſten Hoffnungen getäuſcht, weigert ſich Zilia gleichwohl die Hand, die ſie einſt dem peruaniſchen Furſten reichen ſollte, dem Europaer zu geben, indem ſie die Heiligkeit ihrer früheren Verpflichtungen nicht verletzen will und durch die Untreue des Inka nicht von denſelben befreit zu ſein glaubt.

Die Lettres Chinoises des Marquis d'Argens enthalten die Briefe dreier Mandarine, die von ihrem Kaiſer beauftragt werden, den Zuſtand der religiöſen Meinungen, der Politik und der Sitten der Europaer zu unterſuchen. Der Vornehmſte von ihnen halt ſich theils in Paris theils in London auf, wäheend er den zweiten nach Spanien und den dritten nach den italieniſchen Staaten ſendet, von wo aus ſie mit ihm korreſpondiren. In den Depeſchen, die der Hauptemiſſar nach China abſchickt, geht er ausfuhrlich auf die franzöſiſche und engliſche Politik ein und giebt auch einige Andeutungen von den wichtigſten Epochen der europäiſchen Geſchichte ſeit dem Sturze des römiſchen Reiches. Der ſich in Italien aufhaltende Mandarin giebt nur eine Skizze ſeiner Reiſe, ſchildert aber ziemlich glücklich die charakteriſtiſchen Züge der kleinen Staaten, die er beſucht, die Gewinnſucht der Genueſen, den glänzenden aber hohlen Prunk zu Mailand, das myſterioſe Weſen und die Intriguen Venedigs und die Verodung von Ferrara; in Betreff des Turiner Hofes macht er den humoriſtiſchen Vorſchlag, ihn für das Kabinet des chineſiſchen Kaiſers als Zierat zu kaufen. In einigen der Bemerkungen und in der Anſchauungsweiſe dieſer Mandarine zeigt ſich viel Lebendigkeit und Naivetät; ſo z. B. heißt es in einem Briefe: „Une chose surtout nous surprit étrangement: c'étoit de voir marcher de jeunes femmes découvertes dans les rues sans qu'aucun homme les violât;“ und wieder anderswo: „Les négocians d'Europe acquierent de grands biens avec beaucoup d'aisance. — Voici comme ils amassent des trésors. On attire chez soi autant de richesses que l'on peut. Quand on en a fait une bonne provision, l'on ferme sa porte et l'on garde ce qu'on a. Cela s'appelle ici faire banqueroute.“

Die eben erwähnten Weeke haben Anlaß gegeben zu den neueren Erzeugniſſen L'Espion Anglais [172]), L'Espion Americain en Europe, und in England zu Goldſmiths „Weltbürger“ (the Citizien of the World).

In den meiſten aller angeführeten Werke, beſondees in den Lettres Chinoises und den Lettres Persannes wird Alles mit misbilligenden und ſatiriſchen Augen angeſehen. Man kann dieſen Umſtand einigermaßen als ungewöhnlich und charakteriſtiſch betrachten, da alle Menſchen gewohnlich geneigt ſind den Sitten und Gewohnheiten, in deren Mitte ſie auferzogen worden, den Vorzug zu geben, daher jede Abweichung von denſelben in anderen Ländern ihnen als ein Mangel zu erſcheinen pflegt, beſonders wenn ihre Heimat ihnen duech längere Abweſenheit theurer geworden iſt. Im Ganzen muß man die Idee, welche dieſe Klaſſe von Werken erzeugte, für eine glückliche halten, da ſie nicht nur Gelegenheit zu naiven Bemerkungen gewähet, ſo wie größerer Freiheit zu unterſuchen und ſogar allgemein angenommenen Meinungen zu widerſprechen, ohne daß man Anſtoß giebt, ſondern auch Dinge, die früher zur Gewohnheit geworden, in einem neuen Licht anſchauen läßt. Wir empfinden daher bei dergleichen Werken ein gewiſſes Vergnügen, dem ähnlich, welches wir fühlen, wenn wir einem Fremden eine ſchöne uns wohlbekannte Gegend zeigen, wobei wir uns an ſeiner Ueberraſchung ergötzen und ſogar gewiſſermaßen mit derſelben ſympathiſiren und daran theilnehmen.

4) Die letzte Klaſſe franzöſiſcher Proſadichtungen des achtzehnten Jahrhunderts ruft uns von ſolchen Werken, worin die wirklichen Vorfälle des menſchlichen Lebens dargeſtellt werden, zu Abenteuern und Zaubereien zurück, welche ungewöhnlicher und wunderbarer ſind als ſelbſt diejenigen, welche in den Zeiten der höchſten Blute des Ritterthums geſchildert wurden.

Menſchen von beſchränkten Begriffen glauben lieber an eine Mehrzahl körperlicher Gottheiten von geringerer Gewalt, als an einen einzigen geiſtigen und allmächtigen Gott. Sie ſchreiben Alles einer direkten Thätigkeit zu, das Böſe boshaften, das Gute wohlthätigen Mächten. Und wenn auch einmal ein noch im Kindesalter befindliches Volk an einen höchſten Gott geglaubt hat, ſo hielt es gleichwohl dafür, die ganze Natur ſei voll von noch anderen unſichtbaren Weſen.

— — — Passim genios sparsere latentes,
Qui regerent motumque darent vitamque foverent,
Arboribus Dryadas, fluviorum Naiadas undis,
Tum Satyros sylvis et turpia numina Faunos [473]).

Dieſe Nymphen und Dryaden des Alterthums verdankten ihr Daſein denſelben Prinzipien religiöſen Glaubens, welche ſpäter die Elemente mit Feeen beoölkerten, und es wurden in Betreff ihrer Abenteuer erzählt, die mit derjenigen Klaſſe von Erzählungen, mit der wir uns jetzt beſchäftigen wollen, einen hohen Grad von Aehnlichkeit haben. Ein Scholiaſt zu Apollonius von Rhodus [2, 479.] merkt an, daß einſt ein Jüngling, Namens Rhoekus, welcher eine ſchöne Eiche ihrem Falle nahe ſah, ſie ſtützen ließ. Die Nymphe des Baumes, deren Exiſtenz von der Erhaltung desſelben abhieng, erſchien ihm unerwartet und hieß ihn zum Danke fordern, was er nur irgend wolle. Da die Dryade ſehr ſchön war, ſo bat Rhoekus ſie um ihre Liebe, die ſie ihm auch bereitwillig verhieß, worauf ſie nicht lange nachher eine Biene abſandte, um ihn zu ihr zu holen; der Jüngling hatte jedoch eben etwas Anderes vor, war auch über das unverſtändliche Geſumme des Thierchens verdrießlich und jagte es daher von ſich, ſo daß die Nymphe, über dieſe unhöfliche Behandlung ihrer Abgeſandtin beleidigt Rhoekus in Folge deſſen des Geſichtes beraubte. — Ferner hatten auch die Alten Gottinnen, welche gleich den Feeen bei Geburten die Obhut führten und gleichfalls wie dieſe ſich an denen rächten, die ſie mit Geringſchätzung behandelten, wenn ſie in unanſehnlicher Geſtalt erſchienen. Latona verwandelte die lyciſchen Bauern in Fröſche weil dieſe ſie von einer Quelle verjagten, an welcher ſie auf der Flucht vor der Wuth Juno's ihren Durſt löſchen wollte [Ovid. Met. 6, 338 ff.]; und Ceres metamorphoſierte einen unverſchämten Knaben in eine Eidechſe, weil er ſie verſpottet hatte, als ſie, müde und unter verſtelltem Aeußern in einer Hütte einkehrend, eine Gerſtenſuppe voll Haſt verzehrte [id. ib 5, 450 ff.]. Andererſeits erzählt Palaephatus [c. 49], daß Venus in der Geſtalt einer verkrüppelten alten Frau einem armen Fahrmann, Namens Phaon, erſchien, der ſelbſt hochbejahrt war, und da er ſie gleichwohl umſonſt überſetzte, ſie ihn zum Lohne für dieſen Dienſt in einen Jüngling verwandelte, der dann von Sappho ſo ſehr geliebt wurde.

Der Feeen neuerer Zeit giebt es verſchiedene Arten und man kann ſie ganz gut in die nordiſchen und morgenländiſchen eintheilen. Die erſtern (gewöhnlich Elfen genannt), bildeten einen Theil der ſkandinaviſchen Mythologie und hatten ihren Urſprung in dem Wunſche, die Leere und Einförmigkeit der äußern Natur auszufüllen. Ihre Attribute waren, gleich denen ihrer morgenländiſchen Schweſtern, übernatürliche Macht und Weisheit, jedoch beſaßen ſie einen boshaften und rachſüchtigen Charakter und ein widerliches Aeußere. Sie bewohnten die mit Haidekraut bedeckten Berge, die kalten Seeen und die einſamen Fichtenwälder des Nordens und ihre Nachkommen waren in England lange der Gegenſtand des Volksaberglaubens [473a]).

Die luſtigen Weſen oder Peris des Oſtens hingegen verdankten ihre Exiſtenz jener warmen Phantaſie, die uns veranlaßt, jedem Gegenſtande der Natur Leben mitzutheilen. Wohlthätigkeit und Schönheit waren ihnen eigen; ſie lebten in der Sonne oder dem Regenbogen und nährten ſich von dem Dufte der Blumen. Ihr Daſein war zwar nicht unendlich, jedoch von unbeſchränkter Dauer.

Europa lernte dieſe letzteren Geſchöpfe der Phantaſie durch die Kreuzfahrer und die ſpaniſchen Mauren kennen. Ihre Attribute und Eigenſchaften wurden mit denen der nordiſchen Elfen vermengt und es entſtand ſo eine Art von Weſen zu beliebigem Gebrauche der Dichter und Romanſchreiber jener Zeit, welche nach Verhältniß der lokalen Umſtände, der Kenntniſſe und der Phantaſie des Autors mehr oder weniger von den orientaliſchen oder nordiſchen Vorſtellungen enthielt, obgleich, wie in jeder andern Gattung der romantiſchen Dichtung, ſo auch hier die erſteren überwogen.

Der Glaube an Feeen erhielt ſich während des ganzen Mittelalters. Sie ſpielen in den Fabliaux der Trouveurs wie z. B. in dem Lai de Lanval und Gruélan (Le Grand 1, 92. 125.) eine bedeutende Rolle. In der Aufzählung der Stoffe bretaniſcher Lais, die ſich einer altengliſchen Ueberſetzung des Lai le Frain befindet (ſieh oben S. 204 b) heißt es

„Viele ſind von Feeenbrauch."

Lancelot du Lac, einer der berühmteſten Ritterromane, worin die Dame vom See der intereſſanteſte Charakter iſt (S. 74.), verſchaffte dem Feeengeſchlechte in Frankreich großes Anſehen. Daher

haben wir geſehen, daß dasſelde in dem darauffolgenden Romane Ysaie le Triste bereits eine wichtigere und einflußreichere Rolle ſpielte. Auch der Roman de Melusine [ſ. Graße Sagenkreiſe S. 382 ff.] iſt ein vollſtändiges Feerenmärchen. Er wurde gegen Ende des viezehnten Jahrhunderts von Jean d'Arras auf den Wunſch des Herzogs von Berri, Sohnes des franzöſiſchen Königs Johann, verfaßt und gründet ſich auf einen Vorfall, über welchen ſich in dem im Beſitze des Herzogs befindlichen Archive des Hauſes Luſignan eine Nachricht befand. In dieſer Geſchichte wird erzählt, daß Peeſina, Königin von Albanien, welche ihr Gemahl Helmas vertragbrüchig im Kindbette beſucht hatte, darüber erzürnt, ſich mit ihrer noch ganz jungen Tochter Meluſine an den Hof ihrer Schweſter, der Königin der Verlorenen Inſel (Isle Perdue) zurückzog. Als Meluſine heranwuchs, wurde ſie von ihrer Mutter, die mit übernatürlichen Kräften begabt war, in der Zauberkunſt unterrichtet, und der erſte Gebrauch, den ſie von derſelben machte, beſtand darin, daß ſie ihren Vater in das Innere des Berges Avalon einſperrte. Die Mutter jedoch, welche noch immer einige Zuneigung für ihren Gemahl hegte, verdammte Meluſine zur Strafe für dieſe That dazu, daß ſie ſich jeden Sonnabend in eine Schlange verwandeln mußte [474]). Dieſe periodiſche Metamorphoſe ſollte ſo lange fortdauern, bis ſie einen Gemahl fände, der ihr verſpräche, ſie während ihrer allwöchentlichen Verwandlung nie mit ſeiner Gegenwart zu behelligen, und zugleich wurde ihr verordnet an dieſen Tagen ein Bad zu nehmen, indem ſie, wenn ſie dieß regelmäßig thäte, endlich von ihrer Schmach befreit werden würde. Meluſine machte ſich daher auf, um einen Ehegemahl zu ſuchen, der ſich die erwähnte Bedingung gefallen ließe, und fand zuvörderſt bei den Feen in Poitou eine zuvorkommende Aufnahme. Dort lernte ſie Raimund, Neffen des Grafen von Poitiers, kennen und reichte demſelben ihre Hand, da er auf die an ihn geſtellten Foderungen eingieng. Er gelangte durch die Zauberkünſte ſeiner Gemahlin, welche ſich beſonders auf den Bau uneinnehmbarer Schlöſſer verſtand, deren eins ſpäter ihren Nachkommen, den Grafen von Luſignan, gehörte, in kurzer Zeit zu großem Reichthum und Macht. Endlich wurde dem Grafen von einem ſeiner Brüder der Glaube beigebracht, daß ſeine Frau an jedem Sonntage eine Zuſammenkunft mit einem Liebhaber habe. Er verdarg ſich daher einmal an dieſem Tage in ihrem Zimmer und ſah, wie ſie von dem Zauberbade Gebrauch machte; ſobald indeß Meluſine den unbeſonnenen Späher erblickte, eilte ſie mit lautem Jammergeſchrei von dannen. Zwar iſt ſie nun ſeit jener Zeit nie wieder von ſterblichen Augen geſehen worden; jedoch ſagt Brantome [Eloge de Louis II Duc de Montpensier; ſ. die Stelle auch bei Moreri Dict. Histor. 4, 1094 und bei Dodenek: des Deutſchen Mittelalters Volksglauben I, 14 ff], daß ſie in dem Schloſſe Luſignan umgegangen ſei und jedes Unglück, welches der franzöſiſchen Monarchie drohte, durch lautes Geſchrei vorherverkündet habe. Das genannte Schloß wurde wegen des langen und tapfern Widerſtandes, den es dem Herzog von Montpenſier während der Bürgerkriege in Frankreich geleiſtet hatte, von dieſem zerſtört; das Haus Luſignan aber hatte bis zur Zeit, wo es in das Haus Montmorenci-Luxembourg übergieng, als Helmſchmuck eine badende Frau mit Anſpielung auf die Geſchichte der Meluſine [475]).

Bis dahin jedoch waren die europäiſchen Feeen nicht mächtig und prunkend genug geweſen um allgemeinen Eingang finden zu können; die italieniſchen Dichter des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts hingegen ſtatteten dieſe Geſchöpfe der Phantaſie mit all' dem Schmucke aus, den poetiſche Erfindung irgend zu verleihen vermochte. Sie erlangten auf dieſe Weiſe mehr Glanz und Intereſſe und wurden für die Rolle vorbereitet, vermöge welcher ſie eine Reihe von Jahren hindurch die Hauptunterhaltung der gebildetſten Nation Europa's ausmachten.

In den Nächten des Straparola, welche im Jahre 1585 mit bedeutenden Verſchönerungen in's Franzöſiſche überſetzt wurden, finden ſich nicht nur Feenmärchen überhaupt, ſondern auch die Umriſſe zu den bekannteſten und beliebteſten derſelben, ſo z. B. von Le Chat Botté, Prince Marcassin, Blanchebelle, Fortunio u ſ. w. (ſ. oben S. 285.).

Als unmittelbarer Vorläufer und Vorbild der franzöſiſchen Feenmärchen iſt jedoch der Pentamerone des Giambattiſta Baſile [475a]) zu betrachten, welcher im neapolitaniſchen Dialekte geſchrieben wurde und 1637 erſchien. Dieß Werk iſt in fünf Tage getheilt, von denen jeder zehn Mährchen enthält. Das dritte des erſten Tages, welches mit geringen Abänderungen der erſten Erzählung der dritten Nacht des Straparola [476])

entliehen iſt, mag als Beiſpiel der genauen Uebereinſtimmung dienen, welche zwiſchen dem Pentamerone und den Erzeugniſſen Perrault's und ſeiner Nachahmer vorhanden iſt. Der Sohn einer aemen Frau zu Caſoria, Namens Pervonto, zeichnete ſich eben ſo ſehr durch ſeine häßliche Leibesgeſtalt wie durch ſeine Dummheit aus. Während er nun eines Tages in den Wald geht um Reisbündel zu machen, ſieht er drei ſchlafende Jünglinge und macht über ſie eine Art Laube um ſie gegen die Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Da ſie nun erwachen, theilen ſie ihm mit, daß er, ohne es zu wiſſen, ſich drei Feeenſohne verpflichtet habe, und verſprechen ihm zum Danke, daß ſeine Wünſche jederzeit erfüllt werden ſollten. Der erſte Gebrauch, den er von dieſer unbeſchränkten Gewalt macht, beſteht darin, daß er wünſcht, das Reisbund, auf welches er ſich rittlings geſetzt hat, möchte mit ihm von ſelbſt nach Hauſe galoppieren. In dieſem ſeltſamen Aufzuge erblickt ihn die Tochter des Königs und lacht darüber dermaßen, daß er, um ſich zu rächen, wünſcht, daß ſie von ihm ſchwanger werde. Sie bringt daher zu gehöriger Zeit Zwillinge zur Welt und dee König, ihr Vater, der darüber im höchſten Grade erzürnt iſt, veranſtaltee nach einiger Zeit mehrere Feſte, zu denen er der Reihe nach alle männlichen Bewohner ſeines Reiches einladet in der Erwartung, daß die Kinder aus Inſtinkt irgend ein Zeichen ihees Urſprunges geben würden. Zum Erſtaunen des Hofes empfängt auch wirklich der häßliche Bauer allein ihre unwillkommenen Liebkoſungen und wird daher dazu verurtheilt, mit der Prinzeſſin und den beiden Kindern in einem Faſſe in's Meer geworfen zu werden. Während dieſer ſehr unſichern Seereiſe erfährt die Prinzeſſin die Geſchichte des Abenteuers mit den Feeenſohnen und den Urſprung ihrer Schwangerſchaft. Nachdem ſie nun die näheeen Umſtände hiervon vernommen, ſpricht ſie alsbald ihre Meinung dahin aus, daß es räthlich wäee ihe gegenwärtiges ungewohnliches Fahrzeug in ein bequemeres Schiff zu verwandeln. Kaum hat Pervonto in Folge deſſen einen derartigen Wunſch geäußert, ſo wird aus dem Faſſe auf der Stelle eine zierliche wohlbemannte Pinaſſe, welche ſie in eine entzückend ſchöne Gegend an dem Ufer Kalabriens beingt. Dort kommt auf einen weitern Wunſch ein herrlichee Palaſt hervor und endlich verſchafft ſich auch Pervonto auf den Rath der Prinzeſſin durch dasſelbe leichte Mittel alle nur möglichen Schonheiten des Körpers und Geiſtesgaben. An jenem Orte nun bringt das Ehepaar eine Reihe von Jaheen im Genuſſe ungeſtorten Glückes zu, bis endlich der alte König ſich einmal auf der Jagd verirrt und nach dem herelichen Palaſte gelangt, woſelbſt er ſich dann mit ſeiner Tochter und ihrem Gemahl ausſohnt.

Das vierte Märchen des dritten Tages im Pentamerone iſt der Urſprung von L'Adroite Princesse, dem eeſten Feeenmärchen, welches in Feankreich erſchien. Man hat allgemein Charles Perrault für den Verfaſſer desſelben gehalten und es befindet ſich auch in einigen Ausgaben ſeiner Werke. Es iſt der Geäfin Mueat gewidmet, die ſpäter wegen der Vortrefflichkeit ihrer Erzeugniſſe ähnlicher Art eine ſo große Berühmtheit erlangte, und ſoll die Lehre einſchärfen, daß Müßiggang aller Laſter Anfang iſt und Mistrauen Sicherheit erzeugt. Dieſe Maximen werden nämlich durch folgenbes Beiſpiel begründet:

Ein König, der einen Keeuzzug unteenahm, übertrng einer ihm befreundeten Fee die Sorge für ſeine drei Töchter Nonchalante, Babillarde und Finette, welche Namen den Charakter der Prinzeſſinnen bezeichneten. Letztere wurden in einen unzugänglichen Thurm eingeſchloſſen und auf Bitten des Königs übergab die Fee einer jeben von ihnen einen bezauberten Rocken, welcher in Stücke brechen ſollte, wenn die Eignerin irgend etwas iheem guten Rufe Nachtheiliges thäte, wozu, wie dem Könige ſchien, ſeine Tochter allerdings nur wenig Gelegenheit haben konnten. — Auf der Spitze des Thuemes befand ſich ein Flaſchenzug, veemittelſt deſſen die Prinzeſſinnen in einem Korbe die nothigen Lebensmittel und was ſie ſonſt bedurften, in die Höhe zogen.

Nach kurzem Aufenthalte in dieſer Einſamkeit fiengen die beiden alteren Schweſtern an desſelben überdrüßig zu werden. Eines Tages nun zogen ſie in dem Korbe eine alte Bettlerin empoe, welche am Fuße des Thurmes ſie um eine Gabe angefleht hatte. Nonchalante hoffte nämlich, ſie würde Magddienſte verrichten und Babillarde wünſchte Jemand zu haben, mit dem ſie plaudern konnte. Die vermeinte Bettlerin war jedoch ein benachbarter Prinz, ein heftiger Feind des Königs, welcher dieſe Verkleidung angenommen hatte, um füe gewiſſe Beleidigungen, die er von ihm erduldet, Rache zu uben. Dieſer Abſicht gemäß machte er den beiden älteſten Schweſtern ſo eifrig den Hof, daß er in Kurzem die totale Zertrümmerung ihrer

Rocken bewiekte. Finette jedoch wich all' seinen schlauen Kunstgriffen aus, wohingegen er auf seinem Sterbebette, auf welches er in Folge der Schlingen, die sie ihm legte, gerieth, seinen jüngern Bruder schwören ließ, Finette zur Gemahlin zu fordern und sie in der Hochzeitnacht zu ermorden.

Inzwischen kehrte der Vater von dem Kreuzzuge zurück und fragte alsbald nach den Rocken seiner Töchter, worauf jede den noch unzerbrochenen Rocken Finette's vorwies, welche ihnen denselben zu diesem Behufe der Reihe nach lieh. Der König ließ sich jedoch nicht so leicht zufriedenstellen und verlangte zur größten Bestürzung der beiden schuldigen Prinzessinnen alle drei Rocken auf einmal zu sehen. Das Vergehen der älteren Schwestern kam also auf diese Weise zu Tage und sie wurden demgemäß zu der Fee geschickt, die ihnen die Rocken gegeben, woselbst die eine eine lange Reihe von Jahren hindurch zu harter Arbeit, die andere hingegen zu stetem Schweigen verurtheilt wurde. Der Rest des Märchens erzählt nun noch, durch welche List Finette dem Schicksale entgeht, welches der Bruder des Verführers ihrer Schwestern auch ihr bereiten will.

Dieses Märchen ist, wie bereits erwähnt, mit einiger Abweichung in der Maschinerie und in den Ereignissen, dem Pentamerone entnommen, so z. B. daß in letzterm die drei Töchter statt der Rocken Ringe erhalten, deren Helle von der Keuschheit des Besitzers Zeugniß ablegt.

Auf die Adroite Princesso folgte ein Band Märchen [Contes de ma mère l'Oye], welche ohne allen Zweifel Perrault zum Verfasser haben. Sie erschienen 1697 und sind als Erzeugnisse des Perrault d'Armancour, eines Sohnes des Autors, einem Gliede der französischen Königsfamilie gewidmet. Jedermann wird sich bei der bloßen Erwähnung der Titel dieser Märchen sogleich alles dessen erinnern, was sie enthalten. La Barbe Bleue hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der Geschichte des dritten Kalenders in Tausendundeine Nacht [Nacht 64 ff. Breslau], welchem alle Schlüssel eines prächtigen Palastes anvertraut werden, mit dem Befehle jedoch, ein gewisses Gemach nicht zu öffnen. Er befriedigt gleichwohl seine Neugier und wird für seinen Ungehorsam bestraft [vergl. Grimm Kindermärchen III. S. 75 ff.]. Man hat indeß behauptet, Gilles, Marquis von Laval, ein Befehlshaber unter der Regierung Karls VI und VII, welcher sich durch seine militärischen Talente und seine Unerschrockenheit auszeichnete und fürstliche Einkünfte besaß, jedoch der Magie ergeben und wegen des Mordes seiner Weiber so wie seiner ungewöhnlichen Ausschweifungen berüchtigt war, sei der ursprüngliche Blaubart gewesen. — Der Gedanke zu dem Märchen La Belle au Bois Dormant scheint dem Schlafe des Epimenides entnommen zu sein [477]); es ist das beste der Märchen Perrault's und brachte zuerst diese Gattung von Erzeugnissen in Mode. Le Chat Botté ist der ersten Erzählung der eilften Nacht Straparola's entliehen, woselbst die Katze Konstantin's ihrem Herrn ein schönes Schloß und die Erdin eines Königreiches verschafft (sieh oben S. 286). Riquet à la Houpe stammt auch aus Straparola [478]) her und die zu Grunde liegende Idee ist von Madame Villeneuve in dem berühmten Märchen La Belle et la Bête gleichfalls aufgenommen und weiter ausgeführt worden. In Le Petit Poucet ist der Umstand von dem Aufenthalte bei dem wilden Manne aus der Geschichte des Ulysses und Polyphemus oder der vierten Erzählung des ersten Jünglings in dem Bahar Danusch und die Art der Befreiung aus der Geschichte des Theseus und der Ariadne entnommen [Grimm a. a. O. S. 26. Nr. 15.] Allen diesen Märchen ist eine kurze Moral in schlechten Versen angehängt und allerdings können die meisten von ihnen zu einer Art Lehre dienen; so ist es der Zweck von Le Petit Chaperon Rouge junge Leute vor Schmeichlern zu warnen [Grimm a. a. O. S. 49. Nr. 26.], so wie Barbe Bleue gegen die Neugier gerichtet ist; aus Le Chat Botté lernen wir, daß Talente so viel werth sind wie Vermögen und aus Le petit Poucet, daß durch Muth und Geschick der schwächste Mensch der Macht der Gewaltigen entgehen kann.

Die Märchen Perrault's sind die besten unter allen, sie zeichnen sich besonders durch ihre Einfachheit und durch ihren traulichen naiven Styl aus, so wie durch den Schein unbedingten Glaubens auf Seiten des Erzählers, was uns vielleicht erhöhtes Vergnügen gewährt, wenn wir die tiefe Gelehrsamkeit und das hohe Alter des Verfassers zur Zeit ihrer Abfassung bedenken.

Bald nach dem Erscheinen der Märchen Perraults, gegen Ende der Regierung Ludwigs XIV nahm der Hof ein ernstes und moralisches Aussehen an und es wurde Mode, ganze Bibliotheken zur Belehrung und Unterhaltung der jungen Prinzen der königlichen Familie zu schreiben. Zu der-

ſelben Zeit gab es eine Anzahl Damen von hohem Range, welche viel zuſammenlebten und die Literatur mit einigem Erfolge kultivierten. Da nun die Welt der langen Romane überdrüßig war, indem ſie zu viel Zeit und Aufmerkſamkeit erforderten, ſolche Romane wie Marianne aber zu viel Geiſt erforderten, als daß jede vornehme Dame ſich mit Ausſicht auf Erfolg daran hätte verſuchen können, ſo hielt man dafür, daß Feeenmärchen wie die von Perrault zur Unterhaltung und allgemeinen Reputation der Geſellſchaft am ziemendſten ſein möchten.

Selbſt der Umſtand, daß ein Mann wie Perrault ſich mit dieſer Gattung von Erzählungen beſchäftigt hatte, ſchützte ſie vor dem Vorwurfe des Kindiſchen, den man ihr ſonſt vielleicht hätte machen können. Es brauchte ſich keine Modedame einer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit zu ſchämen, welche ſelbſt die Aufmerkſamkeit eines gelehrten Akademikers erweckt hatte und von ihm ſogar in der Widmung eines ſeiner Märchen [479]) der weiblichen Welt empfohlen worden war:

Les Fables plairont jusqu'aux plus grands esprits,
Si vous voulez, belle Comtesse,
Par vos heureux talens orner de tels récits;
L'antique Gaule vous en presse:
Daignez donc mettre dans leurs jours
Les Contes ingenus quoique remplis d'adresse,
Qu'ont inventé les Troubadours;
Le sens mysterieux que leur tour enveloppe
Egale bien celui d'Esope.

Die Gräfin d'Aulnoy, die Gräfin Murat und Fräulein de la Force, die alle faſt zu gleicher Zeit lebten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts ſchrieben, waren die ausgezeichneteſten Schriftſtellerinnen auf dieſem Gebiete. In den Märchen Perrault's wird von der Maſchinerie des Wunderbaren nur ein ſehr geringer Gebrauch gemacht und zwar iſt dieß nur dann der Fall, wenn die Moral, die immer hauptſächlich im Auge behalten wird, auf dieſe Weiſe nachdrücklicher eingeprägt werden kann. Die drei genannten Damen jedoch ſcheinen die Natur um die Wette aus ihren Erzeugniſſen verbannt und in der Meinung geſchrieben zu haben, daß diejenige den Preis verdiene, deren Paläſte von den meiſten Karfunkeln erleuchtet, deren Zwerge am kleinſten und häßlichſten und deren Wagen von den gräulichſten Ungeheuern gezogen wären. Ereigniſſe, die an Wahrſcheinlichkeit gränzten, wurden ſorgfältig ausgeſchloſſen und das Wunderbarſte in dieſen Erzählungen iſt, wie Fontenelle bemerkt, wenn Jemand, der darin mitten im Ocean Schiffbruch leidet, das Unglück hat zu ertrinken.

Die Märchen der Gräfin d'Aulnoy [480]) [ſieh Grimm a. a. O. S. 380ff.] der fruchtbarſten Schriftſtellerin auf dieſem Gebiete, entbehren zwar der Einfachheit Perrault's, jedoch beſitzen ſie viel Witz und Lebhaftigkeit. Ihre beſten Erzählungen ſind L'Oiseau Bleu und Le Prince Lutin, der vielleicht die luſtigſte und lebendigſte aller Geſchichten der Bibliothèque Bleue iſt. Sie iſt auch die Verfaſſerin von La Belle aux Cheveux d'Or, Le Rameau d'Or und Graeieuse et Percinet, welches letztere Märchen der Leidensgeſchichte der Pſyche im Apulejus entlehnt zu ſein ſcheint (ſieh oben S. 48.). Eine große Zahl Märchen, wie z. B. Fortunée, Le Nain Jaune, La Biche au Bois bilden Epiſoden in zwei Novellen betitelt: Ponce de Leon und Don Ferenand de Tolède, von denen die erſtere eine im höchſten Grade ſchöne und romantiſche Erzählung iſt. Noch zahlreicher ſind die Märchen, welche ſie in eine Geſchichte, betitelt Le Gentilhomme Bourgeois, eingeflochten hat, von denen La Chatte Blanche die beſte, aber auch die wunderreichſte iſt. In den Ereigniſſen aller dieſer Märchen zeigt ſich nur wenig Erfindungsgabe, indem die meiſten derſelben faſt unverändert dem Pentamerone des Baſile oder den Nächten des Straparola entnommen ſind. So z. B. enthält die erſte Erzählung der zweiten Nacht die Geſchichte einer Königin von England, welche wegen ihrer Kinderloſigkeit untröſtlich iſt. Endlich fliegen einſt drei Feeen bei ihr vorüber, während ſie ſchläft, von denen die erſte beſtimmt, daß die Königin einen Sohn gebären, die zweite, daß er mit jeder ſittlichen und geiſtigen Vollkommenheit begabt ſein, die dritte jedoch, daß er in Geſtalt eines Ferkels in die Welt kommen und dieſelbe ſo lange behalten ſolle, bis er drei Frauen geheirathet und die freiwilligen Liebkoſungen der letztern erhalten haben würde. Wie ſich erwarten ließ, wälzt ſich der Prinz in ſeiner Jugend ſehr gern im Koth und verurſacht ſeiner Gouvernante und ſeinem Kammerdiener große Ausgaben für wohlriechende Waſſer und dergleichen. Nachdem er jedoch herangewachſen iſt, heirathet er hinter einander zwei Frauen, welche ihn zu ermorden ſuchen, ſo daß er ſich von ihnen ſcheidet. Seine geiſtigen Vorzüge erwerben

ihm jedoch endlich die Zuneigung einer ſchönen Prinzeſſin in ſo hohem Grade, daß ſie die körperlichen Mängel, an denen er leidet, überſieht und ihr Mann auf dieſe Weiſe die gewöhnliche Geſtalt ſeiner Standesgenoſſen erlangt. — In dieſer Geſchichte wird man ſogleich den Prince Marcassin der Gräfin d'Aulnoy erkennen. Auf ihre übrigen Nachahmungen der Mærchen Straparola's iſt bei dieſem Schriftſteller hingewieſen worden (ſ. oben S. 285.).

In den Märchen der Gräfin Murat[491]) findet man weder die Einfachheit Perrault's noch die Lebendigkeit der Grafin d'Aulnoy. Sie iſt die Verfaſſerin von Le Parfait Amour, Anguilette, Jeune et Belle u. ſ. w. Ihr beſtes Erzeugniß iſt Le Palais de Vengeance, wo ein Zauberer ſich in eine Prinzeſſin verliebt, jedoch von ihr verſchmäht wird und ſie mit ſeinem begünſtigten Nebenbuhler in einen herrlichen Palaſt einſchließt, wo ſie, wie der Zauberer vorausgeſehen, gar bald ganz die nämliche Langeweile befällt, wie ſie Madame du Deffand und der Präſident Henault während des Tages empfanden, den ſie in ihrer gegenſeitigen Geſellſchaft zubringen wollten.

Mademoiſelle de la Force[492]), die Verfaſſerin von Plus belle que Fée, L'Enchanteur, Tourbillon, Vert et Bleue hat alle ihre Nebenbuhlerinnen in der Uebertreibung des Wunderbaren übertroffen. Bezauberte Paläſte von Opalen und Diamanten waren zu gewöhnlich geworden und Mlle. de la Force führte Paläſte ein, welche mit allen ihren Gärten u. ſ. w. von Ort zu Ort flogen.

Obgleich nun in den Mærchen der drei erwähnten Schriftſtellerinnen eine große Verſchiedenheit des Styles herrſcht, ſo iſt in denſelben doch ein hoher Grad von Einformigkeit in den Ereigniſſen anzutreffen. Die Hauptperſonen befinden ſich in den höchſten Stellungen des Lebens und ſind entweder unübertreffliche Muſter von Schönheit oder Ungeheuer von Häßlichkeit; und wenn irgend ein König mehr als eine Tochter hat, ſo iſt die jüngſte wie in der Geſchichte der Pſyche jederzeit die liebenswürdigſte und holdſeligſte. Feeen, welche die menſchlichen Pläne unterſtützen oder vernichten, ſpielen darin eine weſentliche Rolle. Die Erzählung beginnt gewöhnlich mit der Entbindung einer Königin, bei welcher ſich eine Fee gegenwärtig befindet oder zuerſt, ſich nicht gegenwärtig befunden zu haben und endet gewöhnlich mit der Vermählung eines Prinzen und einer Prinzeſſin, die in einander verliebt ſind. Meiſt iſt letztere in einen bezauberten Palaſt eingeſchloſſen, ſo daß es der Klugheit und Tapferkeit eines Prinzen bedarf um ſie aus demſelben zu befreien und hierbei muß ihm eine wohlwollende Fee beiſtehen, deren Gunſt er ſich wahrſcheinlich durch einen Dienſt erworben, welchen er ihr, ohne es zu ahnen, zu einer Zeit erweiſt, wo ſie die Geſtalt irgend eines verächtlichen Thieres angenommen hat. Liebe und Neid ſind die einzigen Leidenſchaften, welche dabei auftreten, und alle Drangſale beſtehen aus Beraubung der Freiheit, Verwandlungen oder der Auferlegung übertriebener Arbeiten.

Um dieſelbe Zeit, wo dieſe Damen ſchrieben, verſuchte ſich eine Anzahl geringerer Schriftſteller, wie z. B. die Verfaſſer von La Tyrannie des Fées detruite[493]) und Contes moins Contes que les autres in ähnlichen Erzeugniſſen. Später folgte ihnen Boca, ou la Vertu Recompensée der Madame Maechand, welches Mærchen 1735 erſchien, wie auch Le Prince invisible und Le Prince des Aigues Marins der Mad. Leoêque, deren Mærchen ſich durch die darin eingeflochtenen ſchönen Verſe und die Zartheit der Gefühle auszeichnen. Les Féeries nouvelles lautet der Titel einer Anzahl Mærchen des Grafen Caylus, welcher ſich auf kurze Zeit von den Aegyptern, Etruskern und Galliern wegwandte und ſeine Geſchichten mit einer Einfachheit, Naivität und ſatyriſchen Schärfe in der Verſpottung von Charakterſchwächen erzählte, welche ſich kaum von einem Manne erwarten ließen, der ſo lange in den Schachten des Alterthumes nachgegraben hatte. Die Contes Marins der Mad. Villeneuve, welche 1740 erſchienen, führen dieſen Titel, weil ſie von einer alten Frau auf einer Fahrt nach St. Domingo erzählt werden. Das bekannteſte dieſer Mærchen iſt La Belle et la Bête, deren erſter Theil vielleicht Alles übertrifft, was die lebendige und fruchtbare Phantaſie der Franzoſen und Araber erzeugt hat. Die Soirées Bretonnes von Gueulette, der durch ſeine zahlreichen Nachahmungen morgenländiſcher Mærchen ſo ſehr bekannt iſt, erwarben ſich gleichfalls einen bedeutenden Ruf. Sein Werk iſt zum Theile eine Bearbeitung eines italieniſchen Werkes, betitelt: „Wanderung dreier Sohne des Königs von Serendippo" (Peregrinaggio de tre figliuoli del Re di Serendippo per opra di M. Christoforo Armeno della Persiana nell' Italiana lingua tras-

portato. Venezia 1584. 18. vergl. Geäße II, 3, 993 ff.) und die Geſchichten werden an einee Reihe von Abenden erzahlt, um den Tiefſinn einer bretoniſchen Prinzeſſin zu zerſtreuen, ſo wie die in dem Peregrinaggio dazu dienen, den Sultan Behram fue den Verluſt ſriner Lieblingsgemahlin zu tröſten, welche dieſer Spiegel der Gerechtigkeit und Gnade wegen eines unzeiigen Scherzes über ſeine Grſchicklichkeit im Bogenſchießen von Lowen hatte in Stucke zerreiſſen laßen. Die Aufſuchung des Cynogefoee in den Soirées Bretonnes, welche gleichfalls in dem italieniſchen Werke erzählt wied, hat den Stoff zu der Verfolgung der Hündin und des Roſſes in Voltaire's Zadig hergellrhen (ſ. oben S. 401.). Ferner befindet ſich ſowohl in dem Peregrinaggio als in den Soirées Bretonnes die Geſchichte eines morgenländiſchen Königs, welcher einen Leichnam dadurch, daß er ſeine eigene Seele in denſelben hineinzaubeete, wiederbeleben konnte; da ee aber unvorſichtigerweiſe in ein oon ihm auf der Jagd getodtetes Hirſchkalb geflogen wae, ſo nahm ſein Lieblingsvezier, dem ee das Geheimniß, wie er dieſe Seelenwanderung bewirkir, anvertraut hatte, den königlichen Koeper an, der auf dieſe Weiſr ledlos geblieben war, und kehrte in den Palaſt zurück, wo er die Rolle ſeines Gebieters ſpielte. Endlich fand der König Gelegenheit in einen todten Papagei überzugeben, in welchee Geſtalt er ſich fangen und der Königin ſchenken ließ. Hieeauf wollte einmal der Vezier letztere duech eine Probe von ſeiner geheimnißoollen Kunſt unterhalten und belebte den Korper eines todten Lieblingsoogels, welche Gelegenheit der Konig alsbald ergreift, um in ſeinen eigenen Körper, den der Vezier verlaßen, zuruckzukeheen und ſeinem verrätheriſchen Miniſter alsbald den Hals umzudeehen.

Dieſe Geſchichte iſt ſo verbreitet, daß ſir ſich mit geringen Abweichungen in dem Bahar Danusch (Cap. 45 u. 46.), in 1001 Tag (Tag 57 ff.), (woraus ſir in Nr. 578 des Spectator übergegangen iſt), in einem myſtiſchen Romane von Feaugois Beroalde und in den Illustres Fées (in dieſen unter dem Titel Le Bienfaisant ou Quiribirini) wiederfindet [***]). Letztere Sammlung enthält noch viele andere wohlbekannte und beliebte Feeenmärchen, unter denen man jedoch nur wenige von den Beefaſſern erfundene anteifft; ſo z. B. iſt Blanchebelle eben ſo wie Fortunio dem Straparola rnnommen (ſ. oben S. 285.).

Abgeſehen von den brrrits erwähnten Märchen wurde auch noch eine große Menge deeartiger Ezeuguiſſe in den Mercure de France aufgenommen, oon denen viele ohne Angabe dee Verfaſſer blieben und ſpäter in verſchiedenen Sammlungen erſchienen, wie z. B. in der Bibliothèque des Fées et des Genies von dem Abbé de la Porte. Die ausgezeichneteſten Männer Frankreichs verſchmähten es nicht zu dieſen Sammlungen Beitrage zu liefern, wie aus der Reine Fantasque Rouſſeau's, dee Aglae ou Nabotine des Malers Coypel und dem Acajou et Zirphile des Duelos eehellt.

Ich kann hier auch die Veilles de Thessalie der Madame de Luſſan erwähnen, obgleich man ſie kaum Feeenmärchen nennen darf, da ſie hauptſachlich von Zaubereien und Beſchwörungen handeln, wie ſie einſt der Gegenſtand des Volksglaubens in Theſſalien waren, und die ſich hauptſächlich auf Täuſchungen gründeten, welche, wie man dafür hält, von gewiſſen Perſonen in jenem Lande ausgeubt wurden. Das Werk des Apulejus gab der Mad. de Luſſan waheſcheinlich den Gedanken zu dem ihrigen ein. Es iſt auffallend, daß ſie keine Nachahmer fand, wenn man die neue und eegreifendr Maſchinerie ſo wie die bewunderungswurdige Weiſe in Erwägung zieht, wir ſie in einigen iheer Geſchichten, beſonders in der erſten, von derſelben Gebrauch gemacht hat. —

Jedermann weiß, welche Beliebtheit die unter dem Namen Contes des Fées bekannten Märchen eine lange Reihe von Jaheen hindurch in Frankreich genoſſen. Der Graf Caylus ſagt in ſeiner Vorrede zu Cadichon, welche im Jahre 1768 geſchrieben wurde: „Les Contes des Fées ont été longtems à la mode et dans ma jeunesse on ne lisoit guéres que cela dans le monde.“

Einr andere Art Erzählungen von ganz verſchiedenem Tone als die eben beſpeochenen, und welche in den Sitten der Mythologie des Morgenlandes wurzelten, waren in Frankreich zu derſelben Zeit wir die Ferenmärchen oon europäiſchem Urſprunge an der Tagesordnung. Dieß hatte ſeinen Grund in der Ermuthigung, welche unter Ludwig XIV der orientaliſchen Literatur zu Theil wurdr, in der Girr, mit welcher das Publikum die aradiſchen und perſiſchen Märchen aufnahm, und in der Geleichteeung, welche den Nachahmern deeartiger Erzählungen durch die in d'Herbelot's Bibliothèque Orientale und in Chardin's Reiſen mitgetheilten Belehrungen dargeboten wurde.

In der morgenländiſchen [namentlich perſiſchen] Mythologie waren die zwiſchen Gott und den Menſchen ſtehenden Weſen zahlreicher und ihre Attribute eindrucksvoller, als in der aller anderen Länder. Es herrſchte nämlich nach derſelben der Glaube, daß vor der Schöpfung Adams die Welt von Geiſtern bewohnt wurde, von denen die einen Peris, die anderen Dews hießen. Erſtere waren ſchön und freundlich, letztere hingegen von widerlichem Ausſehen und boshaftem Sinn. Nach der Menſchenſchöpfung zogen ſich dieſe Weſen von der Erde nach einer ferner ihnen eigenen Gegend, Giniſtan genannt, zurück, obwohl ſie ſich noch gelegentlich um irdiſche Angelegenheiten kümmerten, wobei die Peris zum Wohle, die Dews zum Verderben der Menſchen wirkten. Beide unterrichteten häufig die Sterblichen in ihren Künſten, ſo daß dieſe Zauberer und Magier wurden und ſich je nach dem Charakter ihrer Lehrer bös oder übelgeſinnt zeigten. — Dieſe Mythologie alſo liegt den morgenländiſchen Märchen zu Grunde, welche in Frankreich ſo viele Nachahmungen erzeugten. Außer dieſer Art von Maſchinerie beſteht der charakteriſtiſcheſte Zug dieſer Gattung von Erzeugniſſen in den eigenthümlichen Sitten und geſellſchaftlichen Zuſtänden, die ſie ſchildern, und beſonders in dem Despotismus, der das Vermögen und das Leben der Menſchen für Nichts achtet und ſogar ohne die Dazwiſchenkunft übernatürlicher Mächte einen raſchen Uebergang vom Glücke zum Unglücke oder von der höchſten Höhe zur tiefſten Erniedrigung bewirkt.

Die dem warmen Himmel Aſiens eigene Indolenz und das üppige Leben, welches die Könige und andere Vornehme in ihren Serails führen, macht, daß ſie auf dieſe Art von Unterhaltung einen hohen Werth legen, und da ſie unwiſſend und daher leichtgläubig ſind, auch wenig Verlangen nach ſittlicher Ausbildung oder Kenntniß der Natur hegen, ſo iſt es nicht nothwendig, daß dieſe Erzählungen wahrſcheinlich oder belehrend ſeien; es genügt, wenn ſie überraſchen. Daher ſind auch die meiſten morgenländiſchen Märchen höchſt extravagant und ihre Ereigniſſe fallen hauptſächlich in das Gebiet des Wunderbaren. Da ferner der Geſchmack der Zuhörer nicht durch das Studium der Einfachheit der Natur geläutert iſt und ſie ſich beſonders viel auf den Glanz ihrer Umgebung und die Maſſen von Juwelen und Seltenheiten, die ſie in ihren Schatzkammern anhäufen, zu gute thun, ſo ergehen ſich ihre Verfaſſer dieſer Vorliebe gemäß in der Schilderung reicher Gewänder, prunkender Geräthe, herrlicher Gaſtmähler, prächtiger Paläſte und dergleichen mehr.

Von allen morgenländiſchen Märchen ſind, in Europa wenigſtens, die berühmteſten die, welche die Tauſendundeine Nacht enthält. Sie ſollen nach der Zeit der arabiſchen Eroberungen im Weſten, wahrſcheinlich zwiſchen dem Ende des dreizehnten und dem des vierzehnten Jahrhunderts, geſchrieben worden ſein; und es ſcheint in der That eine begründete Vermuthung, daß ihre Abfaſſung in eine Periode fiel, wo die kriegeriſche Glut der Araber ſich einigermaßen abgekühlt hatte; denn Helden und Krieger treten in dieſen berühmten Wundermärchen nicht auf und die einzigen Menſchenklaſſen, welche darin handelnd erſcheinen, ſind Kadi's, Kaufleute, Kalender und Sklaven. Auch wird in der Geſchichte des Barbiers [Nacht 171. Breslau] ein Ereigniß erwähnt, welches ſich, wie dort geſagt wird, unter der Regierung des Monſtancer Billah, des 36ſten Kaliſen aus dem Geſchlechte der Abaſſiden, zugetragen haben ſoll, welcher in dem 632ſten Jahre der Hedſchra, d. h. im Jahre 1226 den Thron beſtieg. Darüber, ob die Tauſendundeine Nacht eine Sammlung von Märchen oder das Erzeugniß eines einzigen Geiſtes ſei, iſt vielfach geſtritten worden. Am wahrſcheinlichſten möchte ſein, daß das Werk in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt von einem Individuum geſchrieben worden, jedoch gleich dem Decamerone oder den Cent Nouvelles Nouvelles aus verſchiedenen Quellen, nämlich arabiſchen, perſiſchen, indiſchen und griechiſchen Sagen zuſammen getragen iſt; ſo z. B. befindet ſich in der dritten Reiſe des Sindbad die Geſchichte des Polyphemus[484a]); andere Abenteuer des kühnen Seefahrers ſcheinen aus der Geſchichte des Ariſtomenes, wie ſie Pauſanias [4, 15 ff.] erzählt, entlehnt zu ſein; ſo wie wir auch die Erzählungen in Betreff der Phädra und der Circe nebſt der Geſchichte des Joſeph mit charakteriſtiſchen Ausſchmückungen in das in Rede ſtehende Werk aufgenommen finden [vergl. Gräße Allg. Literat. Geſch. II, 1. S. 459 ff.].

Der Hitopadesa hat wahrſcheinlich dem arabiſchen Autor die Idee eingegeben, ſeine Geſchichten in einen Rahmen einzufaſſen, ſo wie wiederum ſein Beiſpiel in allen ähnlichen Werken befolgt, worden iſt. Der Rahmen der Tauſendundeine-Nacht iſt weniger komplicirt als der des Hitopadesa, aber auch nicht ſehr ſinnreich. Er beſteht

nämlich, wie Jedermann weiß, darin, daß ein Sultan voll Zorn über die Untreue ſeines Weibes beſchließt alle Abend eine andere Frau zu heirathen und ſie des Morgens erdroſſeln zu laßen, um ſie an einem ähnlichen Vergehen zu hindern. Endlich bewirbt ſich die Tochter eines Veziers um die Hand dieſes nachſichtigen Ehemannes und weiß durch die Erzählung von Märchen, welche die Neugier des Sultans wecken und lebendig erhalten, die fernere Feier ſo häufiger und blutiger Hochzeiten zu unterbrechen und ihr eigenes Leben zu retten. Ihr Gemahl war vielleicht eben ſo kindiſch in ſeiner Gnade, wie thöricht in ſeiner Grauſamkeit; jedoch ſind die Geſchichten ſo intereſſant, daß, wie ein franzöſiſcher Kritiker bemerkt hat, es wohl keinen Menſchen giebt, der nicht darauf beharrt haben würde das Ende jedes Märchens zu erfahren, wenn er nur ſonſt mit ſeiner Majeſtät hätte ausrufen können: „Je la ferai bien mourir demain!“ Die Geſchichten ſind übrigens zu wohl bekannt und zu zahlreich, als daß wir hier eine Analyſe derſelben geben dürften; ihr Hauptverdienſt beſteht in der bewunderungswürdigen Schilderung der morgenländiſchen Sitten, der Schelmerei der Sklaven, der Heuchelei der Derwiſche, der Beſtechlichkeit der Richter, des verderblichen Einfluſſes jenes Despotismus, der trotz aller aſiatiſchen Revolutionen immer derſelbe geblieben iſt, ſo wie endlich der Kühnheit und Schlauheit der Weiber, welche ſich deſto großeren Gefahren ausſetzen, je ſtrenger ſie eingeſperrt gehalten werden; und es ſcheint, daß auch die Sultanin bloß darauf ausgehe, ihr Leben zu retten und gar nicht die Abſicht habe, durch die Tendenz ihrer Erzählungen ihren Gemahl von der Treue und Tugend der Frauen zu überzeugen, was man allerdings für einen Fehler angeſehen hat.

In den perſiſchen Märchen hingegen, welche den Titel „Tauſendundein Tag“ führen, wo eine Prinzeſſin wider das männliche Geſchlecht eben ſo eingenommen iſt, wie in Tauſendundeine Nacht der Sultan gegen das weibliche, beſteht der Zweck aller Erzählungen darin, der Schönen die Ueberzeugung beizubringen, daß allerdings dauernde Zuneigung und eheliches Glück in der Welt vorhanden ſeien. Es wird nämlich darin erzählt, daß eine Prinzeſſin von Kaſchmir eine ſo blendende Schönheit beſaß, daß alle, welche das Unglück hatten ſie zu ſchauen, um ihren Verſtand kamen oder ſich nach und nach verzehrten [485]). Der König, ihr Vater, nahm bald wahr, daß ſeinem Reiche die Gefahr drohte, entvölkert zu werden oder ſich in ein allgemeines Tollhaus zu verwandeln. Er ſperrt daher ſeine Tochter in einen Thurm ein und beauftragt die Amme derſelben, ihre Abneigung gegen eine eheliche Verbindung, durch die Erzählung von Geſchichten zu beſiegen, von denen daher die meiſten irgend ein Beiſpiel von einem treuen Liebhaber oder einem liebevollen Gatten enthalten. Die überſpannte Prinzeſſin iſt jedoch nimmer mit dem Gehörten zufrieden, ſondern hat jederzeit an der Zärtlichkeit oder der Liebesglut des Helden der Geſchichte etwas auszuſetzen, was immer ein neues Märchen hervorruft, in welcher die Amme das beau ideal ihrer ſpröden Zuhörerin zu realiſieren ſucht; es bedarf indeß der Erzählungen von Tauſendundeinem Tage, bevor es ihr gelingt, die Hartnäckigkeit Jener zu beſiegen. In dieſen Märchen zeigt ſich mehr Zartheit, aber weniger Kraft und Erfindungsgabe als in Tauſendundeine Nacht, was vielleicht dem Geiſt und Charakter des Volkes, welches ſie ſchuf, ganz gemäß iſt. Man weiß übrigens, daß die Zeit ihrer Abfaſſung lange nach der des arabiſchen Werkes fällt und vermuthet, daß ſie ein Derwiſch geſchrieben habe, weil ſie nämlich eine große Zahl mohamedaniſcher Legenden enthalten und ſich darin ein tiefer Haß gegen die Religion der Parſen ausſpricht, welche von den Nachfolgern des Propheten über den Haufen geworfen wurde [485a]).

Die Tauſendundeine Nacht wurde von Galland, Tauſendundeinen Tag hingegen von Pétis de la Croix und Le Sage zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in's Franzöſiſche überſetzt. Beide Werke ſind für den europäiſchen Markt bearbeitet und neue Wunder und Zaubereien eingeflochten worden:

> Et loin de se perdre en chemin,
> Parurent sortant de chez Barbin
> Plus Arabe qu'en Arabie.

Pétis de la Croix iſt auch der Ueberſetzer der Histoire de la Sultane de Perse et des [quarante] Visirs, Contes Turcs, welche ſich auf die Geſchichte der Sieben Weiſen Meiſter gründet und dem Lehrer Amuraths II, dem Scheik Zadeh, zugeſchrieben wird [485b]). In dieſer Sammlung [Erzählung des ſechsten Veziers] befindet ſich die Geſchichte des Santon Barſiſa, eines heiligen Mannes, der ſein Leben in einer Höhle unter

Faſten und Gebet zugebracht und ſich ſo den Ruf eines auserwählten Lieblings des Himmels erworben hatte, ſo daß man glaubte, Kranke würden, wenn er für ſie Gelubde thäte, auf der Stelle geſund. Indem nun einſt die Tochter des Königs in eine gefährliche Krankheit verfiel, wurde ſie zu dem Santon geſchickt, welchem der Teufel bei dieſer Gelegenheit einen Beſuch abſtattete. Der Einſiedler unterlag ſeiner Verſuchung und erklärte, es wäre zur Heilung der Prinzeſſin nothwendig, daß ſie die Nacht bei ihm in der Höhle zubringe. Dieß geſchah und le Santon, ſagt die franzöſiſche Ueberſetzung, démentit en un moment une vertu de cent années! Er häuft nun Verbrechen auf Verbrechen; um ſeine Schande zu verbergen ermordet er die Prinzeſſin, vergräbt den Leichnam am Eingange der Höhle und ſagt zu denen, die ſie am folgenden Morgen abholen wollen, daß ſie ſich bereits fortbegeben habe. Der Teufel offenbart nachher ſeine That, der todte Körper wird aufgefunden und der Santon zur verdienten Strafe geführt. Da er nun an der Richtſtätte anlangt, erſcheint ihm der Böſe und verſpricht ihn wegzuführen, wenn er ihn andeten wolle; jedoch kaum iſt dieß geſchehen, ſo überläßt der Teufel Barſiſa der Gewalt des Henkers.

Dieſe Legende war urſprünglich von Saadi, dem berühmten perſiſchen Dichter, in einer Parabelſammlung nebſt andern ſinnreichen und nützlichen Geſchichten erzählt worden [486]). Früh ſchon wurde ſie in Europa in einem Conte Dévot nachgeahmt, der den Titel führt: De l'Hermite, que le Diable trompa, und von welchem Le Grand (3, 229.) vier verſchiedene Bearbeitungen aufzählt. Aus der Geſchichte der Vierzig Veziere gieng dieſe Hiſtorie in die engliſche Zeitſchrift „The Guardian" über und gab den Stoff zu Lewis' Roman „Der Mönch" (The Monk), wo Ambroſio, ein wegen ſeiner Beredſamkeit und Heiligkeit hochberühmter Mönch zu Madrid, von einem böſen Geiſte in menſchlicher Geſtalt dazu verführt wird, der ſchönen Antonia Gewalt anzuthun und ſie dann zur Verheimlichung ſeiner Schuld zu ermorden. Nach der Entdeckung dieſer Verbrechen wird er in die Kerker der Inquiſition geſchleppt, aus welchen ihn der Teufel, den er um Hulfe anruft, zu erretten verſpricht, wenn er ihm ſeine Seele verſchriebe. Dieß geſchieht und der Böſe trägt Ambroſio in ſeinen Klauen davon, zerreißt und zerſchmettert ihn jedoch nachher an den Felſen der Sierra Morena.

Die Geſchichte des Fauſt nach Göthe's [487]) Bearbeitung iſt ähnlichen Inhaltes. Fauſt, ein weiſer und gelehrter Mann, geräth durch den Teufel in Liebesverſuchung, wird von Verbrechen zu Verbrechen verleitet und endlich von dem Böſen in die Hölle gefuhrt [487a]).

Die wunderſamen Ereigniſſe und die prächtige Maſchinerie der morgenländiſchen Märchen machten einen ſtarken Eindruck auf die Phantaſie und erweckten bald Aufmerkſamkeit. Ein blumenreicher Styl aber und phantaſtiſche Gebilde ſind leicht nachzuahmen, ſo wie markierte, eigenthumliche Sitten, deren feinere Schattierungen das größere Publikum nicht genauer kennt, leicht zu ſchildern. Die Nachahmer orientaliſcher Dichtungen haben uns daher eine Fulle von Juwelen, Verſchnittenen, Kadi's, Zauberern und Sklaven vorgeführt und alle ihre handeluden Perſonen ſind Mohamedaner oder Heiden, welche der deſpotiſchen Herrſchaft von Kalipben, Paſcha's und Vezieren unterworfen ſiud, die ihrerſeits wieder Scherbet trinken, auf Sopha's ruben und auf Kameelen oder Dromedaren reiten.

Der wichtigſte Nachahmer morgenländiſcher Märchen unter den Franzoſen iſt Gueulette. Er iſt der Verfaſſer der

Mille et un Quart d'Heure, Contes Tartares,

welche der Tauſendundeinen Nacht ſo wie dem Tauſendundeinen Tag ſowohl hinſichtlich des Rahmens, in den ſie gefaßt erſcheinen, als der Beſchaffenheit der Erzählungen ſelbſt ähnlich ſind.

Ein Derwiſch namlich, welcher in der Nähe von Aſtrachan lebte, fand eines Abends bei ſeiner Ruckkehr nach Hauſe einen neugeborenen Knaben vor. Dieſer wurde von ihm der Frau eines Schneiders zu Aſtrachan, von welcher er gewöhnlich Almoſen empfieng, anvertraut und lernte ſpater unter dem Namen Schemseddin das Handwerk ſeines vermeintlichen Vaters. Einſt ſieht ihn eine der ſchönen Bewohnerinnen des Serails und von Liebe ergriffen laßt ſie ihn unter dem Vorwande, ſich ein Kleidungsſtück bei ihm beſtellen zu wollen, zu ſich holen. Bei einer der hierauf folgenden Zuſammenkunfte werden jedoch die Liebenden von dem Könige überraſcht, welcher ſie eben ſeiner Eiferſucht zu opfern im Begriffe iſt, als er ſelbſt von Schemseddin getödtet wird. Es ergiebt ſich nun in Folge der

Aufhellungen einer alten Sultanin, daß Schemseddin der Sohn des ermordeten Königs ist und nach seiner Geburt in Folge der Weissagung eines Sterndeuters, daß er seinen Vater um's Leben bringen würde, ausgesetzt worden war. Schemseddin besteigt daher den Thron von Astrachan und vermählt sich mit dem Gegenstande seiner Zuneigung: da ihn jedoch Gewissensbisse über die unfreiwillige Ermordung seines Vaters fortwährend quälen, so unternimmt er zur Büßung seiner Schuld in Begleitung seiner Gemahlin eine Pilgerfahrt nach Mekka. Auf der Rückkehr verfällt Letztere in eine Krankheit, und da man sie für todt hält, legt man sie in einen prächtigen Sarg. Der Sultan wird demnächst von einem Beduinenstamm überfallen und todt auf dem Platze gelaßen, der Sarg aber, in welchem sich seine Gemahlin befindet, von den Räubern fortgeführt. Bei seiner Ankunft in Astrachan findet er seinen Thron im Besitze eines Usurpators, der ihn blenden und einkerkern läßt; jedoch eine Kontrerevolution giebt ihm seine Freiheit und Macht wieder, obwohl seine Aerzte vergeblich ein Heilmittel gegen seine Blindheit zu finden suchen. Endlich erklärt einer von ihnen, daß sich auf der Insel Serendib (Ceylon) ein Baum und auf diesem Baume ein Vogel und um den Hals dieses Vogels ein Fläschchen und in diesem Fläschchen ein Wasser befände, welches selbst in den verzweifeltsten Fällen von Augenkrankheiten ein Specificum wäre. Der Arzt wird daher abgesandt, um etwas von diesem Wasser herbeizuschaffen Während seiner Abwesenheit nun pflegte der König alle Tage eine Stunde außerhalb seines Palastes und den vierten Theil dieser Zeit im Gespräche mit Weisen oder mit Fremden, die seinen Hof besuchten und ihre Abenteuer erzählten, zuzubringen. Seine Vezière begannen jedoch zu fuechten, daß dieser Unterhaltungsstoff endlich ausgehen möchte und der Sohn des Arztes, der nach Serendib gereist war, welcher, wie es scheint, viel las und sich im Besitze eines guten Gedächtnisses befand, übernahm es daher seiner Majestät bis zur Rückkehr seines Vaters alle Tage eine Viertelstunde lang durch die Erzählung einer Geschichte die Zeit zu vertreiben.

In diesen so eingeleiteten Geschichten selbst ist jedoch nur wenig Erfindung; die Maschinerie und Ausschmuckung sind orientalischen Märchen, eine große Zahl der Ereignisse aber den Nächten des Straparola entnommen. So z. B. liegt der Histoire de Sinadab fils du Medecin Sazan die erste Geschichte dieses Werkes zu Grunde (sieh oben S. 284.). Ein alter Mann nämlich ertheilt seinem Sohne Sinadab den Rath, nie in den Dienst eines Fürsten zu treten, nie seiner Frau ein Geheimniß zu offenbaren und nie ein Pflegekind zu erziehen. Sinadab jedoch wird durch seine Talente und Tugenden der Günstling eines Königs, mit dessen Schwester er sich vermählt, und da er keine Kinder hat, so nimmt er den Sohn eines seiner Sklaven an Kindesstatt an. Er befindet sich nun vollkommen wohl und glücklich und lacht über die Rathschläge seines kindischen Vaters. Im Verlaufe der Zeit jedoch vertraut er seiner Frau ein unbedeutendes Vergehen, daß er sich hat zu Schulden kommen laßen, als Geheimniß an und alsobald theilt sie es ihrem Bruder mit, der ihn undankbarerweise ohne Weiteres zum Tode verdammt. Sinadab war indeß so allgemein beliebt, daß sich Niemand zum Henker hergeben wollte, bis endlich sein Adoptivsohn Roumy sich freiwillig dazu erbietet. Bei Straparola giebt ein genuesischer Kaufmann seinem Sohne ähnliche Rathschläge, deren Vernachläßigung gleiche Folgen hat. — Die Histoire du Chien de Sahed et du Cadi de Candahar ist bereits bei den Cent Nouvelles Nouvelles (no. 96.) erwähnt worden. — Les Bossus de Damas [Quart d'H. 13 ff.] ist das Fabliau Les trois Bossus (s. oben S. 210.) und Le Centaure Bleu [Quart d'H. 47 ff.] aus der ersten Erzählung der vierten Nacht des Straparola. — Einige Geschichten, wie z. B. die Geschichte des Feridun und die des Mahalem, Königs von Borneo [Quart d'H. 62 ff.] werden von Chondemir und anderen orientalischen Schriftstellern erzählt [cf. d'Herbelot Bibl. Orient. s. vv. Feridoun u. Khondemir]. L'Histoire de Faruk [Quart d'H. 98 ff.], wo ein Sohn sich weigert mit seinen Brüdern um die Herrschaft zu streiten, weil er mit einem Bogen nach dem Leichnam ihres Vaters schießen soll, ist das Fabliau Le Jugement de Salomon (Le Grand 2, 426.) oder das 45ste Capitel der Gesta Romanorum. Ein anderer Theil derselben Geschichte, wo ein Richter durch einen Ring, den er von seinem Sohne erhalt, entdeckt, daß dieser eine Räuberei begangen, ist die Erzählung des jüdischen Arztes in Tausendundeine Nacht [Nacht 154, Breslau]. — Die Geschichte Du vieux Calender entspricht der von den Zwei Träumen in den Sieben Weisen Meistern (s oben S. 197.).

Die Histoire d'Alconz, Taher et du Meunier [Quart d'H. 90 ff.], welche ein übertriebenes Gemälde weiblicher Untreue enthält, ist genau die fünfte Novelle des Printemps von Jacques Yver, welcher 1575 erschien.

Alle diese Geschichten drehen sich um plötzliche Veränderungen und Glückswechsel. Sie stehen zwar den ächt morgenländischen Märchen bei Weitem nach, werden aber für die besten der französischen Nachahmungen gehalten.

Das Werk schließt endlich mit der Rückkehr des Arztes, der das kostliche Augenwasser mitbringt. Bei seiner Ankunft in Ceylon hatte er nämlich gefunden, daß der Baum bloß von einer Frau bestiegen werden konnte, die ihrem Manne nie die Treue gebrochen hatte. Keine Schöne aber wollte das Experiment machen, bis es endlich die Sultanin von Astrachan unternahm, welche von ihrem Gemahle für todt gehalten worden war, obwohl die Beduinen in ihr später noch Leben entdeckten. Sie war alsdann ihrer Gewalt entflohen und ihren Weg von Arabien nach Astrachan verfehlend an den Hof des Königs von Ceylon gekommen. Sie begleitete hierauf den Arzt zu ihrem Gemahl zurück, dem die kostbare Medizin, die sie mitbrachte, nicht nur als ein Heilmittel für sein verlorenes Gesicht, sondern auch als ein unbestreitbares Zeugniß ihrer unerschütterlichen Liebe für ihn im höchsten Grade willkommen war.

Gueulette ist auch der Verfasser der

Contes Chinois
ou les Aventures merveilleuses du Mandarin Fum-Hoam.

Diese Erzählungen werden auf folgende Art eingeführt. Ein chinesischer Kaiser schickt einen Abgesandten nach Circassien mit dem Auftrage, die schönsten Weiber dieses Landes für ihn anzukaufen. Der Emissar kehrt mit einer großen und wohlgewählten Anzahl von Sklavinnen zurück, zugleich aber auch in Begleitung des Königs von Georgien und seiner Tochter, denen er bei der Ausführung seiner Mission begegnet war und, da sie von einem Usurpator aus ihrem Reiche vertrieben worden waren, eine Zufluchtstätte in seinem Wohnsitz zu Tonkin angeboten hatte. Der chinesische Monarch beschaut die gefälligen circassischen Schönen mit vollkommener Gleichgültigkeit, verliebt sich aber über alle Maßen in die georgische Prinzessin. Da er jedoch zu wissen wünscht, ob er auch ohne den Glanz des Diadems ihr Herz gewinnen könne, so giebt er sich für den Bruder ihres Wirthes aus und bewirbt sich als solcher um ihre Gunst, während zugleich ein Mandarin die Rolle des Kaisers spielt und sein Nebenbuhler bei der Prinzessin ist. Da nun diese den allem Anscheine nach am wenigsten vortheilhaften Anträgen den Vorzug giebt, so entdeckt sich ihr endlich ihr königlicher Bewerber und erhebt sie zu seiner Gemahlin. Sie bedingt sich jedoch hierbei die freie Ausübung ihrer, d. h. der mahomedanischen Religion aus, während zugleich ihr Gemahl sie durch die weisen Unterhaltungen des Mandarins Fum-Hoam zu den Lehren des Chaeabout und zwar besonders dem Theile derselben, der die Seelenwanderung behauptete und gegen welchen sie am meisten Opposition machte, zu bekehren versucht. Fum-Hoam erscheint daher jeden Abend vor seiner erhabenen Gebieterin und erzählt mit vieler Gravität die mannigfachen Abenteuer, die ihm in den verschiedenen Körpern jedes Geschlechtes und Standes zugestoßen waren. Gelegentlich hatte er aber auch Leiber von Thieren und selbst geringere bewohnt, wie z. B. von Schoßhunden, Flöhen u. s. w. was ihm Gelegenheit gab von den geheimsten Abenteuern Zeuge zu sein, die er nun auch wiedererzählt.

Les Sultanes de Guzaratte
ou les Songes des Hommes éveillés, Contes Mogols,

sind aus der nämlichen fruchtbaren Feder wie die Chinesischen und Tartarischen Märchen. Der Sultan von Guzerat, ein Vasall des Großmoguls, besaß, wie daselbst erzählt wird, vier Weiber, welche mit ihm und unter einander viele Jahre lang in der größten Eintracht lebten. Endlich von den Reizen einer Circassierin gefesselt, entzieht er einen großen Theil seines Zutrauens und seiner Liebe den älteren Weibern und schenkt ihn jener. Nach Verlauf von fünfzehn Jahren fängt er an, die Treue seiner circassischen Favoritin zu bezweifeln und einigermaßen über die Vernachlässigung, die er ihren Nebenbuhlerinnen erwiesen, Reue zu empfinden. Da er nun ihre geheimen Gedanken zu entdecken wünscht, so befragt er einen berühmten Kabalisten, auf dessen Rath er seine Weiber nach einem Palaste bringt, woselbst er von einem gewissen Gemache aus alles sehen

und hören konnte, was in dem Innern des Gebäudes gethan oder gesprochen wurde. Demnächst verbreitet der Sultan das Gerücht seines Todes und begiebt sich gelegentlich nach dem Palaste, um ungesehen Zeuge davon zu sein, wie seine Weiber in ihrer vermeintlichen Wittwenschaft die Zeit zubringen. Nachdem die Trauerzeit verlaufen ist, schicken letztere täglich einige Diener nach einer Karavanserei, um den daselbst anlangenden Reisenden einen Schlaftrunk einzugeben und sie so nach dem Palaste zu bringen, damit sie dann an dem folgenden Abende ihre Gebieterinnen durch die Erzählung ihrer Abenteuer unterhalten. Die letzte Gesellschaft, die sich auf diese Weise nach dem Palaste versetzt sieht, besteht aus einer Truppe von Tänzern und Komödianten, deren einen die Circassierin zum größten Verdrusse des Sultans heirathet

Die

Contes Orientaux

des Grafen Caylus werden einem Könige von Persien, der an Schlaflosigkeit leidet, erzählt, um dieselbe auf solche Weise zu verbannen. Die in diesem Werke vorkommende Histoire de la Corbeille, die sich als „plus longue que celle de Feredbaad" und „plus triste, que celle de Wamakweazra" ankündigt, erzählt die Geschichte eines glücklichen Monarchen, an dessen Hof ein in die tiefste Traurigkeit versenkter Derwisch anlangt. Der König, der den Grund derselben zu erfahren wünscht, wird dahin beschieden, daß er dieß nur könne, wenn er sich nach einer gewissen Stadt in China begebe. Der Schach reist also dorthin und findet bei seiner Ankunft alle Einwohner in größter Betrübniß. Da seine Neugier hiedurch noch erhöht wird, so steigt er der Anweisung eines derselben gemäß in einen Korb, der sich über der Mauer eines verfallenen Schlosses aufgehängt befand, und wird alsbald mit größter Schnelligkeit nach einer entzückenden Gegend geführt, woselbst er seine Tage in allen nur irgend denkbaren Vergnügungen in der Gesellschaft einer engelschönen Frau zubringt. Nach einiger Zeit kehrt er in dem Korbe wieder auf die Erde zurück und verbringt, gleich dem Derwische, den Rest seines Lebens in tiefer Niedergeschlagenheit über den Verlust jener herrlichen Freuden, die er genossen und die ihm den Geschmack an allen andern geraubt hatten. — Diese Geschichte, die eigentlich eine moralische Dichtung sein und zeigen soll, daß es nur eine Folge der Gnade Gottes ist, wenn er ihnen eine deutlichere Offenbarung der Seligkeit des ewigen Lebens vorenthalten hat, findet sich in der ganzen Welt wieder, von den Traditionen der Brahmanen bis zu der Mythologie der Skandinavier; denn sie wird in dem 38sten und den beiden folgenden Capiteln des Bahar-Danusch, welche die Geschichte des Yezzeez enthalten, so wie in dem neunzehnten Abschnitte der Edda erzählt [***]).

Die Märchen des Grafen Hamilton Fleur d'Épine und Les quatre Facardins sollen hauptsächlich eine Satyre auf den zu seiner Zeit herrschenden Geschmack an morgenländischen Dichtungen enthalten. Fleur d'Épine wird für die letzte Geschichte der Tausendundeine-Nacht ausgegeben und von der Schwester Schehzeades erzählt. Es heißt darin, daß eine Prinzessin von Kaschmir eine so blendende Schönheit besaß, daß Jeder, der sie sah, erblindete oder sich verzehrte; welcher Anfang die Einleitung von Tausendundeinem-Tag lächerlich machen soll. Ein verkleideter Prinz, der sich einst bei dem Seneschal des Königs aufhält, erbietet sich mit Hülfe einer Fee die verderblichen Wirkungen ihrer Reize zu hemmen, ohne den Glanz derselben zu vermindern. Die genannte Fee hatte ihm nämlich ihren Beistand verheißen, unter der Bedingung, daß er ihre Tochter aus der Gewalt einer boshaften Zauberin befreie und letztere zugleich des musikalischen Pferdes und der Lichtmütze beraube. Das Märchen erzählt nun die Ausführung dieser Thaten und die Liebesgeschichte Fleur d'Epine's und des Prinzen.

Les quatre Facardins, welche theils ein Feenmärchen theils ein Ritterroman sind, enthalten die Abenteuer des Prinzen von Trapezunt, des Liebhabers der Dinarzade. Es soll eine allgemeine Satyre auf alle unglaubliche Abenteuer sein, steht jedoch der Fleur d'Épine bei Weitem nach.

Unter die morgenländischen und Feenmärchen kann man auch die in Frankreich unter dem Namen Voyages Imaginaires bekannten Erzeugnisse zählen, welche in einem historischen Berichte über prosaische Dichtungen nicht füglich ganz übergangen werden können. Diese Reisen stehen zu wirklichen Reisen in demselben Verhältnisse, wie Novellen und Romane zu der Geschichte und den Lebensbeschreibungen. Die Verfasser derselben hatten zwar verschiedene Absichten, jedoch enthalten sie am gewöhnlichsten Beschreibungen, Ereignisse und mannigfache Belehrung, wie sie die Scenen oder Sitten der wirklichen Welt nicht darbieten. Einige

von ihnen, wie z. B. Robinſon Cruſoe wollen die Menſchen zum Bewußtſein deſſen bringen, was ſie vermögen, indem ſie zeigen, was jene in vollkommener Einſamkeit und nur auf ihre eigenen Hülfsmittel angewieſen zu leiſten im Stande ſind. So ſieht man in der Isle Inconnue, was der Menſch erreichen kann, wenn er auf die häusliche Geſellſchaft beſchränkt und von allem Umgange mit der übrigen Welt abgeſchloſſen iſt. Zuweilen auch gelangt der imaginäre Reiſende zu Völkern von vollkommener und idealer Weisheit. Manchmal wieder bedient ſich der Verfaſſer eines Schiffbruches oder der Seeräuber und bringt ſeinen Helden auf irgend eine ungaſtliche Küſte, deren vorgebliche Entfernung ihn berechtigt, ſie mit allen Arten Ungeheuer und Wunderdinge zu bevölkern. Nicht minder wurden die Planeten und der Mittelpunkt der Erde zum Schauplatze dieſer chimäriſchen Fahrten gemacht, die ſelbſt in ihrer gewöhnlichſten Geſtalt immer unterhaltend ſind, wohingegen ſie in ihrer vollkommeneren Ausbildung, wie z. B. in dem berühmten Werke Swift's das Hülfsmittel der ſchärfſten Satyre und ſelbſt philoſophiſcher Forſchungen geworden ſind.

Den Urſprung dieſer Art von Dichtungen kann man zwar, wenn man will, in der Wahren Geſchichte (Ἀληθὴς Ἱστορία) des Lucian ſuchen; die Odyſſee jedoch, in welcher Homer von Menſchenfreſſern und Rieſen mit einem Auge in der Stirn redet, iſt das urſprüngliche Vorbild derſelben. Auch Kteſias aus Knidus erzählte in ſeinen Indiſchen Nachrichten viele unglaubliche Dinge und Jambulus in ſeinem Reiſeberichte [bei Diodor II. c. 55 sqq.] noch viel größere Uebertreibungen. Dieß waren indeß bona fide Hiſtoriker oder wünſchten wenigſtens in vollem Ernſte ihren Leſer etwas weiß zu machen. Die Schrift des Lucian hingegen iſt das erſte Werk, welches eingeräumtermaßen Fabeln enthält, obgleich die Idee dazu aus den lügenhaften Berichten jener Autoren entſprungen ſein mag. Ja, der Verfaſſer ſelbſt theilt uns mit, daß Alles, was er ſagt, auf einen oder den anderen der alten Dichter oder Geſchichtſchreiber anſpielt, welche unglaubliche Unwahrheiten mitgetheilt haben [l. l. c. 1 sqq].

Lucian alſo erzählt, daß er von Neugier getrieben, ſich an den Säulen des Herkules einſchiffte und in den weſtlichen Ocean hineinfuhr. Eine Zeit lang hatte das Fahrzeug einen günſtigen Wind, endlich jedoch überfiel es ein Sturm, der mehr als drittehalb Monate lang anhielt und es zuletzt nach einer entzückenden Inſel verſchlug [1, 5. 6.], woſelbſt mancherlei Wunder zu ſchauen waren. Ein Fluß nämlich, zu welchem ſie dort kamen, enthielt lauter Wein [1, 7.] und die Gipfel der Bäume beſtanden aus dem Oberleibe von Weibern; indem aber mehrere von den Begleitern Lucians ſich zu große Freiheiten gegen letztere herausnahmen, wuchſen ſie mit denſelben zuſammen [1, 8.]. Diejenigen von der Schiffsmannſchaft indeß, welche mit Lucian wieder unter Segel giengen, wurden alsbald von einem Wirbelwinde mit unſäglicher Schnelligkeit durch die Luft hin nach einem glänzenden Lande getragen [1, 9.], welches ſie daſelbſt angelangt als den Mond erkannten. Hier wurden ſie von Männern begrüßt, welche auf Geiern ritten und ſie an den Hof ihres Königs führten, der ſich als der wohlbekannte Endymion erwies [1, 10. 11.]. Dieſer Fürſt befand ſich im Kriege mit Phaeton, dem Könige der Sonne, indem beide Potentaten einander das Recht, den Morgenſtern zu koloniſieren, ſtreitig machten. Die Fremden wurden von ſeiner lunaeiſchen Majeſtät gnädig empfangen und um ihren Beiſtand in dem bevorſtehenden Feldzuge gebeten, zu welchem Behufe er ihnen einen Geier von Primaqualität anbot. Lucian nimmt dieſen Antrag an [1, 12.] und ſtößt zum Mondheere und deſſen Hülfstruppen vom Großen Bären, die zum Theile auf Flöhen ritten, von welchen jeder ſo groß war wie zwölf Elephanten [1, 13.]. Eine Schaar Spinnen, welche das Heer begleitete, wird detaſchirt, um zwiſchen dem Monde und dem Morgenſterne ein Gewebe zu machen und dieß alsdann zum Schlachtfelde erwählt [1, 15.]. In dem darauffolgenden Kampfe mit den Sonnenbataillonen und deren Bundesgenoſſen vom Hundſterne unterliegen die Freunde Lucians, welcher nebſt zweien ſeiner Freunde in die Gefangenſchaft der Feinde geräth [1, 17. 18.]. Nach dem Friedensſchluſſe kehrt er in's Meer zurück [1, 27—29.], wo ihn aber bald darauf ein Wallfiſch mitſammt dem Schiffe verſchlingt [1, 30], in deſſen Bauche ſich unermeßliche Regionen mit Wäldern und Bergen befinden und von ſeltſam geſtalteten Menſchen bewohnt werden [1, 31—36.]. Lucian und ſeine Gefährten befreien ſich endlich dadurch, daß ſie die Wälder anzünden und ſo das Seeungeheuer in Flammen aufgehn [2, 1. 2.]. Demnächſt ſegeln ſie durch ein Milchmeer und gelangen nach einer Inſel aus Käſe [2, 3.] u. ſ. w.

In dieſer Satyre Lucian's iſt nun aber die Satyre zu augenfällig und übertrieben. Sie beſteht aus einer Maſſe von Wunderdingen, die ohne Ordnung oder Einheit zuſammengeworfen ſind und denen es auch an dem allergeringſten Scheine von Wahrſcheinlichkeit fehlt. „Menſchenbäume, ſagt Beattie in ſeinem vortrefflichen Essay on Poetry, Schiffe, die in der Luft ſegeln, Heere von Ungeheuern, die zwiſchen der Sonne und dem Monde auf Spinnenweben einherziehen, befeindete Völker, welche in dem Bauche eines Wallfiſches Wälder und Berge bewohnen, ähneln mehr den Teäumen eines Tollhäuslers als den Phantaſiegebilden eines vernünftigen Weſens" [489]).

Der Geiſt jener exteavaganten Erzählungen, welcher Lucian's Satyre verſpotten wollte, verloſch jedoch niemals ganz und ſogar in wahre Reiſeberichte wurden erdichtete Ausſchmückungen eingeflochten. Der Hang zum Wunderbaren, welcher während des Mittelaltees herrſchte, beſchränkte ſich nämlich nicht bloß auf die Ritterbücher, ſondern durchdrang das ganze Gebiet der Literatur und Wiſſenſchaft, und dieß bewirkte ein ähnliches Verfahren in den Berichten derjenigen Reiſenden, welche ferne Länder beſuchten; denn dergleichen Reiſebeſchreibungen würden die Leſer nicht ſehr angezogen haben, wären ſie nicht voll geweſen von Wundern der Natur und übermenſchlichen Erzeugniſſen der Kunſt. Demgemäß erzählten Benjamin von Tudela, ein ſpaniſcher Jude, welcher um die Mitte des zwölften Jahrhunderts durch Perſien bis an die Gränzen von China vordrang, ſo wie der Venetianer Marco Polo, der hundert Jahre ſpäter dieſe und noch andere Länder Mittelaſiens beſuchte, in ihren Reiſeberichten viele wunderbare und romantiſche Geſchichten. Das Werk Mandeville's wurde im fünfzehnten Jahrhunderte in faſt alle europäiſchen Sprachen überſetzt und in die Sammlung Ramuſio's aufgenommen. Zu derſelben Zeit auch übertrug man die Mirabilia Mundi des Solinus, welche viele wunderbare Erzählungen in der Weiſe der Voyages Imaginaires enthalten, in's Franzöſiſche und ſie erwarben ſich allgemeine Beliebtheit

Die Reiſen des Ferdinand Mendez Pinto [490]), welchen Addiſon einen Mann von unendlichen Abentenern und unbegränzter Einbildungskraft nennt, lieferten das Vorbild zu Ereigniſſen, welche zwar eingeräumter Maßen erdichtet, jedoch kaum unglaublicher waren als jene.

Wir begegnen auch einem Beiſpiele der philoſophiſchern Klaſſe der Voyages Imaginaires in der Geſchichte des Hai Ebn Yokdhan von dem aeabiſchen Philoſophen Ebn-Tophail, welcher gegen Ende des zwölften Jahrhunderts in Spanien lebte. Dieſes Werk übertrug Moſes Nardonenſis in's Hebräiſche und Pokocke 1671 in's Lateiniſche. Mehrere engliſche Ueberſetzungen wurden aus dem letztern, die des Simon Ockley, welche 1708 erſchien, jedoch aus dem arabiſchen Originale gemacht [491]).

In dem geiſtlichen Romane „Barlaam und Joſaphat" haben wir einen von der Welt abgeſchiedenen Prinzen ſtufenweiſe durch eigenes Nachdenken moraliſche Begriffe ſo wie Vorſtellungen von Krankheit und Tod erlangen ſehen [492]). Gleichfalls vor der Zeit des Ebn-Tophail nämlich zu Anfange des eilften Jahrhunderts, wae dieſes Syſtem der Selbſtbildung in einer Abhandlung des berühmten Aoieenna, welche einen Umriß von der des Ebn-Tophail enthält, exemplifiziert worden. Es wird darin nämlich vorgegeben, daß auf einer entzückenden aber unbewohnten Inſel ein menſchliches Weſen ohne Zuthun irdiſcher Eltern durch das bloße Zuſammentreffen der Elemente hervoegebracht wird, welche Vorſtellung den Syſtemen des Demokrit und Epikur, wie Lukrez (l. 2.) ſie darſtellt, ziemlich entſpricht. Das auf dieſe ungewöhniiche Weiſe erzeugte Weſen erhält, wenngleich jeglicher Belehrung entbehrend, durch ſeine eigene Anſtrengung Alles, was zu ſeiner perſönlichen Bequemlichkeit erforderlich iſt, und gelangt endlich auch durch Nachdenken zu den abſtrakten Wahrheiten der Religion. Dieſe Jbee nun iſt von Ebn-Tophail weiter entwickelt worden, deſſen Hauptabſicht es nämlich iſt zu zeigen, daß der Menſch ohne irgend eine äußere Hülfe nicht nur alle perſönlichen Bedürfniſſe befriedigen, ſondern auch zu einer gewiſſen Kenntniß aller Gegenſtände der Natur gelangen und ſo nach und nach ſeine Abhängigkeit von einem höhern Weſen, die Unſterblichkeit der Seele und andere zum Heil der letztern nothige Lehren entdecken kann.

Es heißt nämlich in dem Werke Ebn-Tophail's, daß im indiſchen Ocean gerade unter dem Aequator eine Inſel liegt, welche einſt von einem ſtolzen tyranniſchen Könige beherrſcht wurde. Dieſer Monarch beſaß eine Schweſter von ungewöhnlicher Schönheit, die er in einen Thurm einſperrte und nicht heirathen ließ, weil er keinen ihr entſpre-

chenden Gemahl zu finden vermochte. Sie hatte indeß ein geheimes Ehebündniß mit einem Jünglinge, Namens Yokdhan eingegangen und gebar in Folge deſſen einen Sohn. Da ſie den Zorn ihres Bruders fuchtet, ſo ſetzt ſie das Kind in einem kleinen Kaſten in's Meer, welches denſelben in der nämlichen Nacht nach einer nicht weit entfernten, unbewohnten Inſel trägt und in Folge einer ungewöhnlich hohen Flut in einem dem Ufer nahe liegenden Hain landen läßt. Hier wird Ebn-Yokdhan (dieſen Namen hat nämlich das Knäblein von ſeiner Mutter erhalten) von einem Reh geſäugt. Nachdem es herangewachſen iſt, folgt er ſeiner Amme, die ihm alle mögliche Zärtlichkeit erweiſt ihn vermöge ihrer ungewöhnlichen Klugheit nach Orten führt, wo Fruchtbäume wachſen, und ihn mit den reifſten und ſüßeſten Erzeugniſſen derſelben nährt. Des Mittags ſchutzt ſie ihn gegen die heiße Sonnenglut; des Nachts liebkoſt ſie ihn und hält ihn warm. Im Laufe der Zeit gewohnt ſie ihn mit den Heerden von Rehen umherzuziehen, unter denen er mancherlei Ideeen und Eindrücke empfängt und in ihm nach und nach das Verlangen nach einigen Dingen ſo wie eine Abneigung gegen andere rege wird. Indem er ferner auf die Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Thiere achtet, verfehlt er nicht zu bemerken, daß ſie alle Vertheidigungswaffen beſitzen, wie Hufe, Hörner, Klauen, er hingegen nackt und unbewaffnet iſt, daher er auch immer den Kürzern zieht, wenn ſich über die von den Bäumen fallenden Früchte ein Streit erhebt. Er nimmt ferner wahr, daß ſeine Gefährten mit Haaren, Wolle oder Federn bekleidet ſind, während er ſelbſt ſich allen Rauheiten des Wetters ausgeſetzt ſieht. Sobald er ungefähr ein Alter von ſieben Jahren erreicht hat, denkt er daran, den Mängeln, deren er ſich ſo in Betreff ſeiner bewußt geworden, Abhülfe zu leiſten und macht ſich zuvörderſt eine Bedeckung aus dem Felle und den Federn eines todten Adlers. Bald darauf eröffnet ihm das Verſcheiden ſeiner Amme, des Rehes, ein weites Feld der Spekulation. Es theilt ihm die Idee von einer Auflöſung des Körpers mit und veranlaßt ihn über das Weſen nachzudenken, welches, wie er muthmaßt, denſelben verlaſſen haben muß, was es war, wie es entſtünde, was es mit dem Körper verband und wohin es gegangen.

Da ſich eines Tages zufällig durch das Zuſammenreiben einiger Schilfhalme ein Feuer entzündet, ſo wird unſerm Einſiedler ſelbſt in Abweſenheit der Sonne der Genuß des Feuers und der Hitze zu Theil, und indem er die Gewalt des Feuers durch das Hineinwerfen einiger Subſtanzen prüft, verſucht er dieß auch mit einem Stücke von einem Fiſche, den das Meer an's Ufer geſpült hatte, und lernt ſo die erſten Elemente der Kochkunſt kennen.

Außer der Decke, die er ſich aus den Fellen wilder Thiere bereitet, macht er auch Fäden aus ihren Haaren, und indem er auf den Bau der Schwalbennester achtet, lernt er die Kunſt des Bauens kennen, ſo wie er nicht minder Mittel findet andere Thiere einzuholen, indem er die ſchnellſten von ihnen zähmt und beſteigt.

Der erſte Theil des Lebens des Ebn-Yokdhan [393]) iſt alſo ziemlich unterhaltend und den Abenteuern des Robinſon Cruſoe ziemlich ähnlich; nachdem er aber alle äußerlichen Bedürfniſſe befriedigt hat und Muße findet zu geiſtigen Spekulationen, wird das Werk im höchſten Grade myſtiſch und an einigen Stellen ſogar unverſtändlich. Zuvörderſt nämlich unterſucht Yokdhan die Eigenthümlichkeiten aller Körper dieſer ſublunariſchen Welt, als Pflanzen, Mineralien u. ſ. w. Indem er nun die Gegenſtände der Natur betrachtet, muthmaßt er, daß alle dieſe Dinge durch Etwas erzeugt ſein müßen, und erlangt ſo eine allgemeine, wenn auch unbeſtimmte Idee von dem Schöpfer. Da er ihn aber näher kennen zu lernen wünſcht, ſo richtet er ſeine Aufmerkſamkeit auf die himmliſchen Körper, deren Größe und Bewegungen ſeine Bewunderung und Staunen erhöhen. Nachdem er ſo eine genauere Kenntniß des höchſten Weſens erlangt hat, wünſcht er auch zu wiſſen, durch welche ſeiner geiſtigen Fähigkeiten er das Daſein desſelben begriffen hat und geräth auf dieſe Weiſe in metaphyſiſche Spekulationen und auf Ideeen von praktiſcher Moral, welche darin beſtanden zu haben ſcheinen, daß er ſeinen Lebenswandel gewiſſen weit hergeholten Analogieen mit den Himmelskörpern anpaßt. Endlich ſubtiliſiert und ſpekuliert er dermaßen, daß er alle materiellen Gegenſtände aus ſeinen Betrachtungen und ſelbſt aus ſeinen Sinnen verbannt, bis er, in die Anſchauung des durch ſich ſelbſt ſeienden Weſens verſenkt und über die Grenzen dieſer Welt hinaus entrückt, in ſeinen Verzückungen diejenigen Viſionen von Seligkeit genießt, nach denen die Quietiſten, deutſchen Theo-

ſophen und andere Schwärmer der neuern Zeit geſtrebt haben.

Es finden ſich in dieſem Werke natürlich viele Irrthümer der Theologie und Philoſophie, da erſtere mahomedaniſch und letztere ariſtoteliſch iſt. Die dort ausgeſprochenen Grundprinzipien beſtehen nämlich darin, daß wie uns ohne Hülfe der Belehrung die Kenntniß aller zum Seelenheile nothwendigen Dinge ſo wie durch Nachdenken eine geläuterte und abſtrakte Art von Anbetung, eine Anſchauung der Gottheit, zu eigen machen können, wie ſie kaum den großten Günſtlingen des Himmels in den alteſten Zeiten zu Theil wurde und wie ſie weder die moſaiſche noch die chriſtliche Heilsordnung verheißen hat.

Es vergingen viele Jahrhunderte, ehe von der Wahren Geſchichte des Lucian oder dem myſtiſchen Werke Ebn-Tophails irgend eine direkte Nachahmung erſchien. Endlich kamen während einer Zeit, als die phyſiſche Theorie von der Weltordnung noch keine beſtimmte Geſtaltung gewonnen hatte und die Carteſiſche Hypotheſe noch mit anderen Syſtemen um den Sieg kämpfte, verſchiedene Werke dieſer Art zum Vorſchein. Sie dienten dazu diejenigen Gegenſtände, deren Unterſuchung damals an der Tagesordnung war, auf anziehende Weiſe zu beſprechen, wobei die Verfaſſer jede mögliche neue Anſicht einfließen laßen konnten, ohne einerſeits ihrem Rufe zu ſchaden, wenn ſich dieſelbe als irrig erwies, und andererſeits ohne die Gefahr den Vorurtheilen der Welt Anſtoß zu geben.

Die Histoire Comique des Etats et Empires de la Lune von Cyrano Bergerac und Les Etats et Empires du Soleil von demſelben Verfaſſer ſcheinen beide dieſen Zweck verfolgt zu haben. Ich werde von dem erſten und beſten dieſer beiden Werke eine kurze Ueberſicht geben, da man mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthet, Swift ſei durch dasſelbe zur Annahme der nämlichen Schreibart veranlaßt worden, und es ſelbſt auch ſich unter den Erzeugniſſen dieſer Gattung einen großen Ruf erworben hat.

Beide Werke Cyrano's erſchienen erſt nach ſeinem Tode und ſind zum Theile lückenhaft. Die Histoire etc. de la Lune wurde von einem Herrn de Bret herausgegeben, welcher in ſeiner Vorrede ſagt, daß der Vater Cyrano's „estoit un bon vieux Gentilhomme assez indifferent pour l'education de ses enfans.“ Auch erzählt er, daß der junge Cyrano in die Armee eintrat und der berühmteſte Duellant ſeiner Zeit wurde, indem er mehr als hundert Mal den Kampfplatz betrat, ohne auch nur ein einziges Mal perſönlich bei den Sachen, die er durchfocht, betroffen geweſen zu ſein. Er wurde 1640 bei der Belagerung von Arras verwundet und ſtarb in Folge davon, wie auch von frühzeitigen Ausſchweifungen, Strapazen und Kümmerniſſen im fünfunddreißigſten Jahre ſeines Alters.

Der Gedanke, eine imaginäre Reiſe nach dem Monde zu beſchreiben, ſcheint zum Theil aus dem Umſtande entſprungen zu ſein, daß dieſer Himmelskörper unter den Philoſophen jener Zeit ein Gegenſtand der Forſchung geworden war. Gegen die alte Meinung der Peripatetiker, daß der Mond wegen ſeiner unveränderlichen Natur keine bewohnbare Welt ſein könnte, ſetzten Gilberr (Philosoph. Magnet. c. 13. 14.), Henry Leroy und Franceseo Patrizio ſehr ausführlich die Gründe auseinander, auf welche ſie ihr entgegengeſetztes Syſtem gründeten, während Hevelius in ſeiner Selenographie und Gaſſendi ſich hinſichtlich der Flüſſe und Berge des Mondes in ernſtkomiſchen Spekulationen ergingen.

Cyrano faßte daher den Plan, die Chimären[494]), welche einige ſeiner Zeitgenoſſen zu ernſthaft behandelt hatten, in einer humoriſtiſchen Weiſe zu beſprechen. Er verband damit zugleich die Abſicht, die Pedanterei und Schulzänkereien ſeiner Zeit und jenen Autoritätsglauben, der ſo lange der Wiſſenſchaft zum Verderben gereicht hatte, lächerlich zu machen. Den Gedanken aber, dieſe Satyre in die Form einer Mondreiſebeſchreibung zu bringen, entnahm er wahrſcheinlich zunächſt dem ſpaniſchen Werke des Dominico Gonzales, von welchem ſpäter eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchien unter dem Titel L'Homme dans la Lune ou le Voyage Chimérique fait au Monde de la Lune, nouvellement decouvert par Dominique Gonzales, Aventurier Espagnol, autrement dit le Courier Volant. Bayle irrt, indem er glaubt, daß Bergerac irgendwie der Reiſe nach Auſtralaſien, die unter dem erdichteten Namen Jaques Sadeur erſchien (ſ. Anmerk. 514.) verpflichtet iſt. Allerdings iſt dieß eine imaginäre Reiſe, jedoch haben die beiden Werke nur wenig Aehnlichkeit und Bergerac war ſchon mehr als zwanzig Jahre todt, ehe die Reiſe Sadeur's von dem berüchtigten Gabriel de Foigny geſchrieben wurde.

Bergerac beginnt ſein Werk mit der Erzählung einer Unterhaltung, welche ihm den Gedanken zu ſeiner luftigen Erkurſion eingab. Seine darauf folgenden Meditationen endigten damit, daß er einen Plan ſie in's Werk zu richten entwarf, indem er nämlich einige Flaſchen mit Thau fullte und ſie ſich um den Leib befeſtigte, worauf ihn die Hitze der Sonne, welche den Thau anzog, zugleich mit in die Höhe hob. Er kam hierauf wieder in Canada zur Erde und hatte daſelbſt einige aſtronomiſche Unterhaltungen mit dem Gouverneur, die er dem Leſer mittheilt. Es würde nutzlos ſein ausführlich zu berichten, auf welche Weiſe er ſpäter in einer Art elaſtiſcher Maſchine (deren Konſtruktion nicht ſehr genau beſchrieben wird) ſeinen Flug auf's Neue verſuchte oder durch welche Umſtände es ihm endlich gelang, ſeine Abſicht zu erreichen. Genug daß die Fiktion Bergerac's zur Erklärung ſeines Fluges weit weniger glücklich iſt, als die des Dominico Gonzales, welcher vorgiebt, daß er von Ganzars, einer Art Zugvögel, welche in dem Monde überwintern, zu dieſem Himmelskörper emporgeführt wurde.

Nach einem langen Steigen befindet Cyrano ſich zwiſchen zweien Monden, von denen unſere Erde der größte iſt, und endlich erreicht er die Mondathmoſphäre, nach welcher ſeine Füße ſich demnächſt hinkehren. Dieß geſchieht jedoch nicht eher, als bis er dem Monde bedeutend näher iſt als der Erde und es iſt intereſſant zu ſehen, daß er hiebei ziemlich ſo räſonniert, wie dieß jetzt ein Newtonianer thun würde. „Car, disois-je en moy-mesme, cette Masso (la lune) estant moindre que la nostre, il faut que la sphère de son activité ait aussi moins d'étendue et que par consequent J'aye senty plustard la force de son centre" [p. 300. Oeuvres Vol. I. Amsterdam 1710.].

Nach ſeiner Ankunft in dem Monde befindet ſich eine Lücke in dem Werke, was ſich, wie bereits früher bemerkt, noch mehremal wiederholt, und zwar mögen einige dieſer Lücken vielleicht von dem Verfaſſer ſelbſt herſtammen, wo ſich ihm nämlich eine nicht leicht zu überſteigende Schwierigkeit darbot, andere aber von dem Herausgeber, wenn er zu freie Stellen unterdrückte. Die Schönheiten der Gegenden im Monde werden mit viel Glück geſchildert, obgleich dieſe Gemälde nicht frei ſind von der Affektation, welche zur Zeit Bergerac's unter den franzöſiſchen Autoren herrſchte. „Là le Printemps compose tous les saisons — là les ruisseaux par un agréable murmure racontent leurs voyages aux cailloux — là mille petits gosiers emplumés font rétentir la forest au bruit de leurs melodieuses chansons; et la trémnussante assemblée de ces divins musiciens est si générale, qu'il semble que chaque feuille dans les bois ait pris la langue et la figure d'un rossignol — on ne sçait si les fleurs agitées par un doux zéphir courent plutost après elles-mesmes, qu'elles ne fuyent pour eschapper aux caresses de ce vent folâtre [p. 302.].

Nachdem er in einem Walde von Jasmin und Myrthen etwa eine halbe Meile weit gegangen iſt, erblickt Bergerac einen ſchönen, majeſtätiſchen Jüngling, der im Schatten ruhte. Mit dieſem, der einſt ein Bewohner unſerer Erde geweſen war, läßt er ſich in eine Unterhaltung ein, von welcher wir bloß noch Bruchſtücke beſitzen. Bald nachher jedoch iſt er weniger glücklich, indem er den Eingeborenen des Landes begegnet, die als ungeheure, nackte Menſchen beſchrieben werden, welche zwölf Ellen hoch ſind und auf allen Vieren gehen. Dieſe halten den neuen Ankömmling für ein kleines Wunderthier und übergeben ihn einem Marktſchreier, damit er von dieſem, wie Gulliver, den Leuten gezeigt werde. — „Ce Basteleur me porta à son logis, où il m'instruit à faire le Godenot, à passer les culbutes, à figurer des grimaces; et les après-dinées il faisoit prendre à la porte un certain prix de ceux qui me vouloient voir. Mais le ciel fléchy de mes douleurs et faché de voir prophaner le Temple de son maître voulut qu'un jour comme j'estois attaché au bout d'une corde, avec laquelle le Charlatan me faisoit sauter pour divertir le monde, j'entendis la voix d'un homme qui me demanda en Grec qui j'estois. Je fus bien estonné d'entendre parler en ce pais-là comme en notre monde. Il m'interrogea quelque temps; je lui répondis et luy contay ensuite généralement toute l'entreprise et le succès de mon voyage; il me consola et je me souviens qu'il me dit: „Hé bien mon fils, vous portez enfin la peine des fniblesses de votre monde. Il y a du vulgaire icy comme là qui ne peut souffrir la pensée des choses, où il n'est point accoutumé. Mais sçachez qu'on ne vous traite qu'à la pareille; et que si quelqu'un de cette terre avoit monté dans la vostre avec la hardiesse de se dire homme, vns sçavans le feroient estouffer

comme un monstre.“ Il me promit ensuite qu'il advertiroit la Cour de mon desastre [p. 309].

Dieſer freundliche Mann nun war weder von ſublunariſchem noch lunariſchem Urſprunge, vielmehr theilt er Bergerac mit, daß eigentlich die Sonne ſein Vaterland wäre, welche zuweilen im Falle einer Uebervölkerung Kolonieen nach den benachbarten Planeten ausſende. Er hatte auch in ſeiner Jugend unſere Erde beſucht, war in Griechenland als der Dämon des Sokrates bekannt geweſen und hatte ſich in Rom dem Brutus angeſchloſſen. Endlich jedoch zog er den Aufenthalt im Monde dem auf der Erde vor, wofür er verſchiedene Gründe anführt. „C'est que les hommes, ſagt er nämlich, y sont amateurs de la verité, qu'on n'y voit point de Pedans, que les Philosophes ne se laissent qu'à la raison et que l'autorité d'un sçavant, ny le plus grand nombre, ne l'emportent point sor l'opinion d'un bateur en grange quand il raisonne aussi fortement. Bref, en ce pays on ne conte ponr insenses que les Sophistes et les Orateurs.“ Je lui demanday combien de temps its vivoient; Il me repondoit, trois ou quatre mille ans.“ [p. 311.].

Mit dieſem Sonnenſprößling läßt ſich Bergerac auf philoſophiſche Unterhaltungen ein und es folgen nun verſchiedene ſehr ſublime Diskuſſionen, welche glücklicherweiſe von ſeinem Freunde, den Marktſchreier, unterbrochen werden. „Il en estoit là dans son discours quand mon basteleur s'aperçut que la chambrée commençoit à s'ennuyer de mon jargon qu'ils n'entendoient point, et qu'ils prenoient pour un grognement non articulé: il se remit de plus belle à tirer ma cordo pour me faire sauter jusqu'à ce que les spectateurs étant saouls de rire et d'asseurer que j'avois presque autant d'esprit que les bestes de leur psis, ils se retirèrent chacun chez soy“ [p. 313.].

Die Hauptunannehmlichkeit, die Cyrano während der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes im Monde empfand, war der Mangel an Lebensmitteln, da die Einwohner desſelben von dem bloßen Geruche wohlriechender Speiſen leben; welche Art der Subſiſtenz ihnen auch in der Wahren Geſchichte des Lucian beigelegt wird und woraus die Nachahmung des griechiſchen Satirikers von Seiten unſeres Verfaſſers erhellt. Zuletzt jedoch gelingt es Cyrano, den Mondbewohnern begreiflich zu machen, daß er zu ſeinem Unterhalte etwas Subſtantielleres bedürfe, als des bloßen Dampfes oder Geruches von Feſtgelagen.

Endlich wird er auch von dem ihm befreundeten Dämon an den Hof gebracht, wo man nach langem Hin- und Herreden zu dem Schluſſe kommt, daß er das Weibchen des kleinen Thierchens der Königin ſei, welches demgemäß herbeigeholt wird. „Il m'arborda, erzählt Bergerac, par un *Criado de vuestra Merced*[495]); je luy ripostay sa révérence à peu près en mesmes termes [p. 321.]. Dieſer Herr war nämlich Dominico Gonzales, der Kaſtilier, der ſich mit den Ganzars gleichfalls nach dem Monde begeben hatte; und dieſer Umſtand iſt, beiläufig bemerkt, ein Beweis, daß das Werk des Gonzales, wie wir bereits oben erwähnt, dem des Bergerac als Vorbild diente, ſo wie hinwiederum letzteres offenbar Swift den Gedanken zu Gullivers Reiſe nach Brobdignag eingab. Dominico war unmittelbar nach ſeiner Ankunft zu der Klaſſe der Affen gezählt worden, da er in die ſpaniſche Tracht gekleidet war, welche die Bewohner jenes Planeten nach langem Nachdenken als die lächerlichſte, die ſie irgend erſinnen konnten, zur Modekleidung ihrer Affen beſtimmt hatten. Da nun Cyrano von den Weiſen des Mondes für das Weibchen der nämlichen Art von Affen gehalten wurde, für deren Männchen Dominico galt, ſo wurden ſie zuſammengeſperrt und es folgen nun lange und ziemlich ermüdende Unterhaltungen über die Prinzipien der Elemente, über die Möglichkeit eines leeren Raumes und andere Gegenſtände, welche zur Zeit Bergerac's unter den philoſophiſchen Forſchern an der Tagesordnung waren. — „Voilà, ſagt er, les choses à peu près dont nous amusions les temps: car ce petit Espagnol avoit l'esprit joly. Nostre entretien toutefois n'estoit que la nuit à cause que depuis six heures du matin jusqu'au soir la grande foule du monde, qui nous venoit contempler à nostre logis nous eust detourné. Car quelquesuns nous jettoient des pierres, d'autres des noix, d'autres de l'herbe. Il n'estoit bruit que des bestes du roi, on nous servoit tous les jours à manger à nos heures et le Roy et la Reine prenoient eux-mesmes assez souvent la peine de me taster le ventre pour connoistre si je n'emplissois point, car ils bruloient d'une envie extraordinaire d'avoir de la race de ces petits animaux. Je ne sçais si ce fut pour avoir esté plus attentif que mon masle à leurs simagrées et à leurs tons, mais j'appris plustost que

luy à entendre leur langue et à l'escorcher un peu [p. 330.].

Dieſer letztere Umſtand, daß nämlich Cyrano ſich einige Kenntniß der Landesſprache aneignete, war ihm jedoch keineswegs günſtig, ſondern ſetzte ihn vielmehr mancherlei Unannehmlichkeiten und Verfolgungen aus, da einige Freidenker anfiengen zu behaupten, daß er mit Vernunft begabt ſei. Dieſer Meinung widerſetzten ſich auf das wüthendſte die rechtgläubigern und angeſehenern Weiſen, welche ſich dahin ausſprachen, daß es nicht nur thöricht, ſondern auch eine gräuliche Gottloſigkeit wäre zu glauben, daß ein Geſchöpf, welches nicht auf allen Vieren gienge, irgent eine Art geiſtiger Fähigkeit beſäße. „Nous autres, argumentierten ſie, marchons à quatre pieds, parce que Dieu ne se voulut pas fier d'une chose si precieuse à une moins ferme assiette, et il eut peur qu'allant autrement il n'arrivast malheur à l'homme; c'est pourquoi il prit la peine de l'asseoir sur quatre piliers, afin qu'il ne pût tomber: mais dédaignant de se mesler de la construction de ces deux brutes, il les abandonna au caprice de la Nature, laquelle ne craignant pas la perte de si peu de chose ne les appuya que aur deux pattes" [p. 331.].

Das Hauptargument gegen die Nationalität Cyrano's und ſeines Männchens, auf welches die Mondweiſen ein ganz beſonderes Gewicht legten, beſtand jedoch darin, daß dieſe Thiere das Os sublime [496]) beſaßen, was die Weiſen unſerer Erde in ihren Diskuſſionen gegen die Vierfüßler mit Recht als Unterpfand der Unſterblichkeit betrachten. — „Voyez un peu outre cela, ſagten nämlich die Mondphiloſophen, comment ila (Cyrano und der Spanier) ont la teste tournée devers le Ciel. C'est la disette, ou Dieu les a mis de toutes choses, qui l'a située de la sorte, car cette posture suppliante témoigne qu'ils se plaignent au ciel de celui qui les a ereés et qu'il luy demandent permission de s'accomoder de nos restes. Mais nous autres nous avons la teste penchée en bas pour contempler les biens dont nous sommes seigneurs comme n'y ayant rien au ciel à qui notre heureuse condition puisse porter envie" [l. c.]

Das Reſultat der philoſophiſchen Konferenzen in Betreff Cyrano's war, daß er ein Vogel ſein müße; eine Entdeckung, auf die ſich die Weiſen nicht wenig zu gut thaten. Er wurde daher in einen Käfig eingeſperrt und dem Vogelwärter der Königin anvertraut, der es ſich angelegen ſein ließ, ihn ebenſo abzurichten wie man hienieden die Hänflinge abrichtet. Unter den Auſpizien dieſes Mannes machte Cyrano ſolche Fortſchritte, daß die Dispute in Betreff ſeiner Nationalität ſich erneuten, und die Folge davon war, daß diejenigen Weiſen, welche die orthodoxe Anſicht vertheidigten, ſich genöthigt ſahen „de faire publier un Arrest par lequel on defendait de croire que j'eusse de la raison avec un commendement très-exprès à toutes personnes de quelque qualité qu'elles fussent, de s'immaginer quoy que je pusse faire de spirituel, que c'estoit l'instinct qui me le faisoit faire" [p. 332.].

Denen, die mit der Geſchichte der Philoſophie und dem Stande der Meinungen zur Zeit Bergerac's bekannt ſind, wird die eben erwähnte Satyre des letztern im hohen Grade treffend erſcheinen. Die Anhänger des ariſtoteliſchen Syſtems hatten einſt, ſo lächerlich dieß auch ſcheinen mag, zu Paris einen Arrêt erwirkt, vermöge deſſen dasſelbe nicht angefochten werden ſollte; und einige neuere Bewunderer dieſer Lehren, wüthend über den Stoß, welchen Descartes, Gaſſendi und andere franzöſiſche Philoſophen denſelben verſetzten, wünſchten ein ähnliches Mittel in Anwendung zu bringen.

Trotz des Lunar-Arrêt's jedoch wurde der Streit ſo hitzig, daß zur endlichen Entſcheidung desſelben Cyrano den Befehl erhielt, vor einer öffentlichen Verſammlung zu erſcheinen, wo über ſeine geiſtigen Fähigkeiten ein Urtheil gefällt werden ſollte. Die Examinatoren befragten ihn über einige Punkte der Philoſophie und widerlegten die Meinungen, die er in ſeinen Antworten an den Tag legte, „de sorte que n'y pouvant répondre, j'allegnay pour dernier réfuge les principes d'Aristote, qui ne me servirent pas davantage que les Sophismes, car en deux mots ils m'en découvrirent la fausseté. Cet Aristote, me dirent ils, dont vous vantez si fort la science, accommodoit sans doute les principes à sa philosophie, au lieu d'accomodez sa philnsophie anx principes. Enfin comme ils virent que je ne leur elabandois autre chose ainon qu'ils n'estnient pas plus sçavans qu' Aristote et qu'on m'avoit defendu de disputer contre ceux, qui nioient les principes, ils conclurent tous d'une commune voix que je n'estnis pas nn homme mais possible quelque espéce d'austruche, ai bien, qu'nn ordonna à l'Oyseleur de me re-

porter en cage. J'y passois mon temps avec assez de plaisir, car à cause de leur langue que je possédois correctement toute la cour se divertissoit à me faire jaser. Les Filles de la Reine entr'autres fourroient toujours quelque bribe dans mon panier; et la plus gentille de toutes ayant conceu quelque amitié pour moy, elle estoit si transportée de joye, lorsqu'estant en secret, jo l'entretenois des mocurs et des divertissemens de nos eloches et de nos autres divertissemens de musique, qu'elle me protestoit, les larmes aux yeux, que si jamais je me trouvois en estat de revoler en nostro monde, elle me suivroit de bon coeur" [p. 332 ff.].

Dieſe junge Dame legt fortwährend große Zuneigung fur Cyrano an den Tag, was uns an die Liebe der ſchönen Glumdalclitſch für Gulliver in Brobdignag erinnert.

Endlich verſchafft ihm ſein Freund, der Dämon des Sokrates, die Freiheit, jedoch entgeht er alsdann nur mit der größten Noth einem Todesurtheile wegen Gottloſigkeit, indem er behauptet daß unſere Erde nicht bloß ein Mond, ſondern auch eine bewohnte Erde ſei. Dieſe Meinung war von den Weiſen mit ſo großem Eifer und ſo vielen guten Argumenten angegriffen worden, daß Cyrano aus Rache behauptet, er ſei zu dem Glauben gekommen, ihre Erde ſei keine Erde, ſondern ein Mond. — „Mais, me dirent ils tous, vous voyez de la terre, des rivières, des mers, que seroit-ce donc tout cela? N'importe, repartis-je Aristote asseure que ce n'est que la Lune; et si vous aviez dit le contraire dans les classes où j'ai fait mes études, on vous auroit sifflé. Il se fit sur cela un grand éclat de rire; il ne faut pas demander si ce fut de leur ignorance. Mais cependant on me conduisit dans ma cage" [p. 337 ff.]. Kurzum, vor ſeiner Befreiung aus dieſer zweiten Gefangenſchaft war Cyrano genöthigt, eine amende zu machen und in den Hauptſtraßen der Stadt öffentlich auszurufen: „Peuple, je vous déclare que cette Lune-cy n'est pas une Lune, mais un Monde, et que ce Monde de la bas n'est pas un Monde mais une Lune. Tel est co que le Conseil trouve bon que vous croyez" [p. 340.].

Hierauf folgen eine Anzahl philoſophiſcher Unterſuchungen, welche Bergerac mit dem Dämon und ſeinen Freunden hatte. Unter Anderm giebt die Ankunft eines auf beſondere Weiſe herausgeputzten Mannes von Rang Veranlaßung zu einer Diskuſſion, welche Sterne benutzt hat. — „Cette Coustume me semble bien extraordinaire, repartis-je, car en nostre monde la marque de noblesse est de porter une Epée. Mais l'Hoste sans s'émouvoir: „O mon petit homme, s'écria-t-il, quoy, les grands de vostre monde sont si enragés de faire parade d'un instrument qui designe un bourreau et qui n'est forgé que pour nous détruire, enfin l'ennemy juré de tout co qui vit; et do cacher au contraire ce sans qui nous serions au rang de ce qui n'est pas, lo Promethée do chaque animal, et le reparateur infatigable des foiblesses de la nature. Malheureuse contrée, où les marques de génération sont ignominieuses et où celles d'anéantissement sont honorables" [p. 368.] [497]).

Endlich kehrt Cyrano nach einer Rundreiſe um den Mond von dieſem Weltkörper in den Armen des Dämons auf die Erde zurück, welcher letztere ihn auf den Gipfel eines Hügels niederſetzt und dann verſchwindet. Einige italieniſche Bauern, denen er begegnet, bekreuzen ſich voller Schrecken, geleiten ihn aber endlich nach einem Dorfe. Hier wird er von einem heftigen Gedelle von Hunden überfallen, da dieſe nämlich an ihm den Geruch des Mondes, welchen ſie anzubellen pflegen, riechen und ihn daher mit beſtändigem Lärm verfolgen. Nachdem aber Cyrano einige Tage lang auf einer Terraſſe in der Sonne auf und ab ſpaziert iſt, gelingt es ihm den Geruch los zu werden und mit ſeinen hündiſchen Feinden Frieden zu ſchließen, worauf er Rom beſucht und endlich in Marſeilles anlangt. —

Dieß etwa iſt der Hauptinhalt der Histoire Comique des Etats et Empires de la Lune, eines Werkes, welches gleich allen denen, deren Satyre irgendwie ſich nur auf gleichzeitige Umſtände bezieht, viel von ſeinem erſten Reize verloren hat. Es verdient jedoch noch immer geleſen zu werden und beſonders von denen, die mit der Geſchichte der Philoſophie desjenigen Zeitabſchnittes bekannt ſind, in welchem es geſchrieben wurde; für einen engliſchen Leſer aber muß es um ſo anziehender ſein, da es dem beliebteſten Erzeugniſſe eines ſo berühmten Schriftſtellers, wie Swift iſt, zum Vorbilde gedient hat, und zwar muß man ſelbſt ſchon in dem kurzen Abriſſe von Cyrano's Mondreiſe, den wir oben gegeben, auf den erſten Blick nicht bloß hinſichtlich des Planes im Allgemeinen, ſondern auch in den Einzelheiten vielfache Aehnlichkeit mit der Reiſe nach Brod-

dignag erkennen. Gulliver wird gleich nach seiner Ankunft in diesem seltsamen Lande von einer Anzahl Einwohner umringt, die ähnliche Dimensionen besitzen, wie die Leute im Monde, und über seine unbedeutende Statur erstaunen; man läßt ihn in einer der Hauptstädte als Wunderding sehen, er belustigt die Zuschauer durch mancherlei Kunststücke und erwirbt sich einige Kenntniß der Landessprache; demnächst wird er an den Hof gebracht, woselbst er dem Lieblingszwerge der Königin vorgestellt wird und sich unter den vornehmsten Gelehrten, deren Spekulationen fast ganz so wie die der Mondweisen lächerlich gemacht werden, ein Streit darüber erhebt, zu welcher Spezies von Geschöpfen er gehöre. Die Art des Witzes und der Laune im Allgemeinen ist außerdem dieselbe und scheint diesen beiden Schriftstellern eigenthümlich zu sein. Zwar giengen dem Franzosen die Vortheile der Bildung und Gelehrsamkeit ab, die sein Nachfolger besaß, und daher war vielleicht seine Einbildungskraft weniger gezügelt und korrekt; in vielen Beziehungen jedoch sind seine Extravaganzen angenehmer und seine luftigen Exkursionen frei von dem, was man als den Haupttadel gegen die Satyre der vier Reisen Gullivers betrachtet (vgl. weiter unten).

So wie Cyrano's Mondfahrt der Ursprung von Gulliver's Reise nach Broddignag ist, eben so scheint die Histoire des Etats du Soleil die Idee zu der Reise nach Laputa geliefert zu haben. Diese zweite Expedition Cyrano's steht zwar an Werth der ersten bei Weitem nach, jedoch soll sie wie der dritte Ausflug Gulliovers hauptsächlich das thörichte Treiben der Charlatans und Projektenmacher auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit und Wissenschaft verspotten.

Wahrscheinlich in Folge der Nachahmung von Bergerac's Werken [497a]) beschrieben viele von den Voyages Imaginaires, die in Frankreich während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erschienen, Reisen nach den Himmelskörpern. Die Voyages de Milord Ceton von Marie Anne de Roumier erzählen, wie ein englischer Edelmann während der Unruhen in seinem Vaterlande zur Zeit Kromwells in eine Fliege verwandelt und in dieser Gestalt von einem befreundeten Genius nach dem Monde und den sieben Planeten getragen wird. Der Verfasser paßt den Charakter der Einwohner jedes Sternes dem Namen an, den dieser auf der Erde trägt. So ist Venus der Mittelpunkt der Liebesgenüsse und Merkur die Wohnung des Geizes und Betruges. Auf diese Weise werden verschiedene Laster im Allgemeinen satyrisch gegeißelt, so wie nicht minder scheint, daß gelegentlich bestimmte, der in dem jedesmaligen Planeten herrschenden Leidenschaft ergebene Individuen lächerlich gemacht worden sind.

Man hat auch noch einige Beschreibungen von Expeditionen durch das Innere der Erde, von denen die nach Kircher's Mundus Subterraneus berühmteste, nämlich des Chevalier Mouhy's Lamekis Nachricht giebt von den Anbetern des Serapis, die sich von der übrigen Welt nach dem Mittelpunkte der Erde zurückzogen, damit sie in dieser Abgeschlossenheit ihre Mysterien in ungestörter Ruhe feiern könnten. Dieses Werk gleicht ziemlich einem morgenländischen Märchen; es ist voller Wunder und zeugt von einem großen Reichthume der Phantasie.

Zu diesen mirakulosen Expeditionen in die Höhe oder in die Tiefe gehören auch eine Art allegorischer Reisen nach imaginären Ländern, welche der besondere Aufenthalt irgend einer Leidenschaft oder Thorheit sein sollen. Von dieser Art ist z. B. Le Voyage de l'Isle d'Amour, Relation du Royaume de Coqueterie [498]) u. s. w. Das beste Werk dieser Gattung, das ich gesehen, heißt Le Voyage merveilleux du Prince Fan-Feredin dans la Romancie. Es enthält die Beschreibung eines mit chimärischen Erzeugnissen angefüllten und mit Einwohnern von seltsamen oder gekünstelten Sitten bevölkerten Reiches und ist im Ganzen eine vortreffliche Satyre auf die unwahrscheinlichen Scenerieen und unnatürlichen Sitten, mit denen so viele Romanschreiber ihre Werke ausstaffiert haben. So z. B. sind einige Felsen, bei denen Fan-Feredin auf seiner Reise vorüberkommt, so weich wie Sammet, da sie nämlich den Tag vorher durch die Klagen eines Liebenden erreicht worden sind; ein großer Theil der Satyre ist gegen Cleveland und die Mémoires d'un homme de Qualité von Prévôt gerichtet. Der Verfasser dieses Werkes war der Jesuit Guillaume Bougeant, welcher sich durch verschiedene historische und satyrische Schriften berühmt machte und im Jahre 1743 starb.

Zu den erwähnten Arten von Voyages Imaginaires kann man auch Werke wie Sterne's „Empfindsame Reise" zählen, wo das Land ein wirklich vorhandenes, die Vorfälle aber erdichtet sind. Das früheste und berühmteste dieser Erzeugnisse ist Le Voyage de Chapelle [498a]), aus der

Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, worin eine Reiſe durch verſchiedene Provinzen von Frankreich beſchrieben wird. Dieß Werk diente als Muſter zu La Fontaine's Le Voyage de Paris en Limousin, zu Le Voyage en Languedoc und einer Anzahl ähnlicher Produktionen, von denen viele, gleich ihrem Vorbilde, theils in Proſa theils in Verſen abgefaßt ſind.

Den Voyages Imaginaires gleicht die Klaſſe der Songes et Visions und unterſcheidet ſich von denſelben nur darin, daß hierbei der Körper ruht, während der Geiſt durch die ganze Welt der Chimären frei umherſchweift. Dieſe Erzeugniſſe ſind von einer mehr flüchtigen Beſchaffenheit als jene Reiſen, da ihre Dauer beſchränkt iſt; dafür ſind ſie aber auch wenigre unnatürlich, da der Phantaſie nichts zu extravagant ſcheint, ſobald das Auge der Vernunft zugleich mit dem des Körpers geſchloſſen iſt. Von dieſer Art Schriften hat uns das Alterthum einige ſchöne Beiſpiele überliefert [499]); das früheſte der neuern Zeit iſt Boccaccio's Labirinto d'Amore, welches zu ähnlichen franzöſiſchen Erzeugniſſen Veranlaßung gab.

In Italien folgte auf daſſelbe im Jahre 1499 die Hypnerotomachia Poliphili [500]) von Francesco Colonna, einem Geiſtlichen, der ſo auf allegoriſche Weiſe ſeine Leidenſchaft für eine Nonne, Namens Lucretia Manea [501]), geſchildert haben ſoll. Es wird darin erzählt, wie ſich Poliſilo im Traume, von ſeiner Geliebten Polia, durch die Tempel, Gräber und Alterthümer Griechenlands und Aegyptens geführt ſieht. Endlich werden ſie von Amor in einer Barke nach der Inſel Cytherea übergeſetzt, von welcher uns das Werk eine ſchöne Schilderung giebt und woſelbſt ſie die Feſte der Venus und die Erinnerungsfeier zu Ehren des Adonis mit anſehen. Die Nymphen bewegen Polia ihre Geſchichte zu erzählen, nach deren Beendigung Poliſilo durch den Geſang der Nachtigall aufgeweckt wird. Dieß Werk iſt voller Myſterien, welche Polia erklärt, aber trotz ihrer Erklärung nicht immer verſtändlicher macht.

Der Poliſilo wurde ſchon früh [1546] unter dem Titel Hypnerotomachie ou Discours du Songe de Poliphile in's Franzöſiſche übertragen und rief ähnliche Erzeugniſſe hervor, welche während der vorliegenden Periode in Frankreich in großer Zahl erſchienen.

In den Songes d'un Hermite [von Meerler: ſ. Barbier Dict. des Anonym. 2ed. no. 17176.] paſſieren die verſchiedenen Stände und Beſchäftigungen des Lebens die Revue vor einem Einſiedler, welchem ſie ſämmtlich nicht von der Art ſcheinen, daß ſie ihn veranlaßen ſollten ſeine Einſamkeit zu verlaßen.

In Mercier's Songes et Visions Philosophiques erzählt der Verfaſſer, daß er einſt auf der Rückreiſe von dem Lande nach Paris in einem kleinen Wirthshauſe einkehrte, woſelbſt er einer reizenden Frau begegnete, welche eine unglückliche Liebesheirath eingegangen war. Während ſie ihm nun ihre Geſchichte erzählt, wird ſie durch die Ankunft ihres verloren geglaubten Gatten in eine freudige Ueberraſchung verſetzt. Die Geſchichte der, welche der Verfaſſer vernommen, ſo wie die Scene, von der er Zeuge geweſen, veranlaßen ihn ſich in Gedanken über die Freuden und Leiden der Liebe zu verſenken, die dann den Gegenſtand ſeines erſten Traumes bilden, da die Eindrücke, die er empfangen, auch noch im Schlafe fortdauerten. Die Natur hält ihm einen Spiegel vor, in welchem er die Wirkungen und den Einfluß jener Leidenſchaft in den verſchiedenen Zuſtänden der Geſellſchaft, den Impuls, den ſie dem Wilden verleiht, ſo wie die Stille des häuslichen Glückes in der civiliſierten Welt erblickt, welcher letztere der Verfaſſer den Vorzug vor den Genüſſen des Indianers zu geben ſcheint. Seine zweite Viſion bezieht ſich auf den Krieg und wird durch das Leſen des berühmten Werkes von Hugo Grotius hervorgerufen. Der Träumer ſieht ſich in ein Thal verſetzt, wo die Gerechtigkeit über das Schickſal der Eroberer und Helden entſcheidet. Hier ziehen die Geiſter Alexanders, Tamerlans und anderer berühmter Krieger vor ihm vorüber und vernehmen das verdiente Urtheil.

Die Romans Cabalistiques bilden die letzte Klaſſe in dieſer Gattung von Proſadichtungen, die zu erwähnen ſein möchte. Viele Jahrhunderte lang machten die Geheimniſſe der kabaliſtiſchen Philoſophie in Frankreich einen Gegenſtand des Glaubens und der Forſchung aus. Die Zwecke, wonach die Anhänger derſelben ſtrebten, war die Verwandlung von Metallen und die Verfertigung des Lebenselixieres aus der Quinteſſenz der vier Elemente, die nach dieſen phantaſtiſchen Vorſtellungen von Sylphen, Undinen, Gnomen und Salamandern bewohnt oder beherrſcht wurden. Die thörichten Beſtrebungen der Kabaliſten hatten jedoch einige Entdeckungen in der Experimentalphyſik zur Folge und der mehr

zur Ausschmückung dienende Theil ihres Systemes hat die Maschinerie zu dem geschmackvollsten Gedichte in unserer Sprache geliefert [302]).

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, als die Anhänger dieser Philosophie noch ziemlich in Ansehen standen, unternahm es der Abbé Montfaucon de Villars die Ungereimtheiten derselben in einer Satyre, betitelt Le Comte de Gabalis, ou Entretiens sur les Sciences secrètes zu verspotten, welches Werk große Beliebtheit erlangte und vielleicht dazu beitrug, die darin gerügten Träumereien lacherlich zu machen. Der Verfasser giebt darin vor, daß er mit einer Anzahl Philosophen, welche dem Studium der verborgenen Wissenschaften oblagen, in Beziehung stand und in ihrem Namen mit dem Grafen Gabalis, einem berühmten deutschen Adepten, der in der französischen Hauptstadt erwartet wurde, korrespondierte. Der Graf wird durch die Briefe sehr zu Gunsten des Schreibers eingenommen und besucht denselben auch gleich nach seiner Ankunft in Paris. Da er ihn zur Aufnahme seiner Lehren auf das vortrefflichste ausgestattet findet, so beschließt er, ihm alle Geheimnisse der Rosenkreuzerischen Wissenschaft zu offenbaren, legt ihm jedoch vor seiner Einweihung eine Art Enthaltsamkeit auf, welche, wenn sie in der That so wesentlich für die erfolgreiche Pflege der kabalistischen Künste, wie der Adept behauptete, war, hinlänglich die geringen Fortschritte, die sie machten, erklärt. Als Ersatz dafür wird dem Schüler die vertrauteste Bekanntschaft mit den Elementargeistern verheißen und er fühlt daher natürlich ein großes Verlangen, die Beschaffenheit derselben näher kennen zu lernen. Dieß veranlaßt die darauffolgenden Unterhaltungen, welche sich auf die oben erwähnten Geister und die Art ihres Umganges mit den Menschenkindern beziehen. Das ganze System von den Sylphen, Gnomen u. s. w. war ursprünglich von Paracelsus ausführlich behandelt worden [303]). Der Abbé Villars folgt jedoch hauptsächlich der Chiave del Gabinetto, welches Werk dem Giuseppe Francesco Borri, einem mailändischen Betrüger, zugeschrieben wird, der wegen seines liederlichen Lebens und seiner ketzerischen Meinungen sein Vaterland verlaßen mußte und in Europa umherreiste, wobei er die Leichtgläubigen durch seine vorgebliche Kenntniß der kabalistischen Geheimnisse betrog. Während seines Lebens erschien eine Reihe von Briefen in Druck, unter dem Titel La Chiave del Gabinetto, welche von Borri geschrieben worden sein sollten, jedoch in der That bloß eine Darstellung seiner Ansichten und vermeintlichen Geheimnisse enthalten. Die beiden ersten Briefe berichten ein Gespräch, welches einst Borri und ein dänischer Kabalist in Betreff der Elementargeister hatten, während die übrigen die Geheimnisse von der Verwandlung der Metalle, dem Perpetuum mobile u. s. w. offenbaren.

Auf den Comte Gabalis folgten eine Anzahl von Erzählungen, welche von den Elementargeistern handelten; so z. B. Les Ondins, wo eine Prinzessin aus der Gewalt eines sie verfolgenden Zauberers entflieht. Sie gelangt an das Meeresufer und in einem Anfalle von Verzweiflung über ihre verlaßene Lage stürzt sie sich in die Tiefe, wird jedoch daselbst von den Seejungfern gastfreundlich aufgenommen, von deren Palast und Reich eine herrliche Schilderung folgt.

L'Amant Salamandre [von Cointreau] erzählt wie eine Erzieherin, um ihren Sohn zu versorgen, das ihrer Sorgfalt anvertraute schöne und reiche junge Mädchen in eine Lage zu bringen beschließt, welche dasselbe zwingen soll sich mit jenem zu verbinden. In dieser Absicht verleitet sie ihren Zögling alle Menschen zu verachten und nach höheren Wesen zu seufzen, als welche allein ihrer Tugenden und Vollkommenheiten würdig wären. Demgemäß wendet das Mädchen alle ihre Gedanken darauf, Umgang mit Elementargeistern zu suchen, und indem der junge Mann mit der imponierenden Attributen eines Salamanders bekleidet bei ihr eingeführt wird, raubt er ihr schließlich Unschuld und Ehre.

Les Lutins du Château de Kernosy haben die durch ihre Feenenmärchen so berühmte Gräfin Murat zur Verfasserin. Auch in diesem Werke sind die Zauberein keine wirklichen Wirkungen der Zauberkunst. Zwei Liebhaber nämlich verkleiden sich als Elementargeister, um in das Schloß, welches ihre beiden Geliebten bewohnen, Zutritt zu erlangen, täuschen so die Wachsamkeit einer alten und strengen Hofmeisterin und befreien sich von ihren Nebenbuhlern, zweien leichtgläubigen plumpen Landjunkern.

Der Vater der Geschichte, Herodot [304]), erzählt uns von Menschen, welche sich zu Zeiten in Wölfe verwandelten, und in der achten Ekloge des Virgil heißt es, daß Moeris oft in gleicher Gestalt gesehen wurde. Auch Solinus erwähnt ein Volk in Syrien, welches dieselbe beneidens-

werthe Eigenſchaft beſaß. Dieſe Vorſtellung nun hatte ohne Zweifel ihren Grund in dem Betruge vermeintlicher Zauberer, welche vorgaben, derartige Verwandlungen bewirken zu konnen und ſich vielleicht zu dieſem Behufe in Wolfsfelle hüllten. Wie dem aber auch ſein mag, dee Glaube an dergleichen Menſchen dauerte in ganz Europa fort; ſie hießen Garwalf bei den Normannen und biselaveret bei den Bretonen, welches letztere Wort der Titel eines der armoeikaniſchen Lai's der Marie de France iſt. Es erzählt die Geſchichte eines Barons, deſſen Gemahlin wahrnahm, daß er ohne Ausnahme dee Tage in jeder Woche abweſend war, und ihn über die Urſache dieſes periodiſchen Verſchwindens endlich ſo ſchaef beſeagte, daß er ihr das demüthigende Geſtändniß ablegte, er ſtreife die Hälfte der Woche als Währwolf (biselaveret) umher; auch entlockte ſie ihm ein Geheimniß, welches ſie befähigte, ſich von ſeiner Metamorphoſe zu vergewiſſern. Nach einer Stelle in Latour d'Auveegne's Origines Gauloises [ch. 2.] möchte es ſcheinen, daß der Glaube an dieſe Art Verwandlung noch lange in der Bretagne fortdauerte. „Dans l'opinion des Bretons ces mêmes hommes se revêtent pendant la nuit do peaux do loups et en prennent quelquefois la forme pour se trouver à des assemblées où le démon est supposé présider. Ce que l'on dit ici des déguisements et des courses nocturnes de ces prétendus hommes-loups, dont l'espèce n'est pas entièrement éteinte dans l'ancienne Armorique, nous rapello ce que l'histoire rapporte des Lycanthropes d'Irlande." In der That auch beſtand dieſer Aberglaube in Irland wahrſcheinlich länger als in iegend einem andeen Lande. „In einigen Gegenden von Frankreich, ſagt Sir William Temple in ſeinen Miscellanea [P. II. Essay on Poetry. — Works. London 1720. vol. I. p. 244.] glaubte einſt das gemeine Volk fue ganz gewiß, daß es Währwölfe (Lougaroos) oder in Wölfe verwandelte Menſchen gäbe, und ich erinnere mich verſchiedener Jeländer, die denſelben Glauden hegten."

Unter dieſem Namen Loups-Gacour erſcheinen die mit der erwähnten angenehmen Eigenſchaft begadten Perſonen in verſchiedenen franzöſiſchen Dichtungen der Periode, die wir eben behandelt haben. Dieſe Produktionen ſind in der Ilistoire des Imaginations do M. Ouſle von dem Abbé Bardelon ſehr glücklich verſpottet worden. Dieß Werk iſt zum Theil in der Weiſe des Don Quijote geſchrieben und erzählt die Geſchichte eines leichtgläubigen und indolenten Mannes, welcher nichts als Wundererzählungen lieſt und endlich an Zauberer, Dämonen und Währwölfe glaubt. Er bildet ſich zuerſt ein, daß ihn ein Geiſt verfolge, dann hält er ſich abwechſelnd für einen Zauberer und Währwolf und einen bringt außeedem ſeine Zeit damit zu, ein Verfahren zu entdecken, wie er in die Gedanken anderer Menſchen eindringen und ſich die Liebe des ſchönen Geſchlechtes erwerden könne.

Vierzehntes Capitel.

Kurze Geſchichte des Urſprunges und Fortganges der neueren engliſchen Proſadichtungen — der ernſten — der komiſchen — der romantiſchen. — Schluß.

Man wird bemerkt haben, daß der Bericht über die neueren franzöſiſchen Romane und Erzählungen weit weniger ausführlich geweſen iſt als die Analyſe der ihnen voraufgehenden Erſcheinungen. Zu dieſer kürzern Behandlungsweiſe hat mich theils die große Zahl, theils die Bekanntſchaft der neueren Produktionen veranlaßt. In den älteren Zeiten nämlich gab es von dergleichen Erzeugniſſen nur wenige und es war daher vergleichungsweiſe leicht, ſie vollſtändiger aufzuzählen und zu beſprechen. Während des vorigen Jahrhunderts jedoch war die Menge derſelben ſowohl in Frankreich als in England ſo bedeutend, daß wenn von ihnen ein eben ſo genauer Bericht erſtattet werden ſollte wie von den früheren Produktionen, dieß viele Bände anfüllen würde. Eine ſolche Vollſtändigkeit iſt aber auch um ſo weniger nothwendig, da wenn derartige Werke in ſo großer Zahl und Mannigfaltigkeit erſcheinen, ſie aufhören die Zeit, welche ſie hervorbringt, zu charakteriſieren. In den früheren Jahrhunderten nämlich, wo es wenige Leſer gab und nur immer eine Gattung von Dichtungen bearbeitet wurde, war es leicht zu beurtheilen, welche Umſtände dieſelbe hervorriefen und hinwiederum dadurch hervorgerufen wurden. Später jedoch ſind nicht nur eine zahlloſe Menge von Werken, ſondern auch Werke von verſchiedener Art zugleich zum Vorſcheine gekommen und ſie bezeichneten daher, wie bemerkt, nicht länger ſcharf genug den Geſchmack und die Gefühle, welche zur Zeit ihrer Abfaſſung vorherrſchend waren. Ganz beſonders aber erſcheint eine genauere Analyſe unnöthig und überflüßig, wenn die Produktionen ſelbſt den meiſten Leſern bekannt ſind; denn eine ſolche mag wohl an ihrer Stelle ſein, wo letzteres nicht der Fall und das Original ſehr umfangreich iſt; wohingegen bei einem konzis und elegant geſchriebenen Werke der Werth desſelben weniger in der Geſchichte ſelbſt als in dem Style, den Gefühlen, dem Kolorite, kurz in ſolchen Dingen beſteht, die in einem Auszuge gänzlich verfliegen.

Dieſe Gründe haben mich abgehalten die neuern franzöſiſchen Erzeugniſſe ausführlicher zu behandeln und ſie finden auf die engliſchen eine noch viel größere Anwendung. Was konnte wohl unerträglicher ſein, als eine Analyſe des Tom Jones und wie ſchwach müßte die Idee ſein, welche eine ſolche von dem Originale beizubringen vermöchte? Ich werde mich daher nur auf eine ſehr kurze und allgemeine Ueberſicht der neueren engliſchen Romane beſchränken.

Wir haben bereits geſehen, daß unter der Regierung unſerer Heinriche und Eduarde die Fabelwelt der Ritterbücher die Hauptunterhaltung des engliſchen Volkes ausmachte. Die franzöſi-

ſchen Originalromane von Arthur und der Tafelrunde genoſſen unter den Plantagenets fortwährend die größte Beliebtheit; zur Zeit Eduards des Vierten jedoch erſchien eine Kompilation aus den berühmteſten derſelben in engliſcher Tracht unter dem Namen Morte Arthure (ſieh oben S. 76.), während um dieſelbe Zeit die Romane von Troja und den Helden des klaſſiſchen Alterthumes von dem unermüdlichen Caxton überſetzt und gedruckt wueden. Unter Heinrich VIII übertrug Lord Berners den Artus de la Bretagne und Huon de Bourdeaux, welche nebſt dem Morte Arthure während der Herrſchaft der Tudors die hauptſächlichſte Lektüre unſerer Vorfahren bildeten. Zur Zeit der Königin Eliſabeth wurden die Romane von Amadis und Palmerin überſetzt und auch einige Nachahmungen der Ritterbücher in engliſcher Sprache geſchrieben. Als Repräſentant derſelben kann man des Emanuel Ford „Berühmte, ergötzliche und anmuthige Geſchichte des hochberühmten Parismus, Prinzen von Böheim" (The famous, delectable and pleasaunt Hystorie of the renowned Parismus, Prince of Bohemia) betrachten, welche 1598 erſchien. Dieß Werk war zu ſeiner Zeit ſo beliebt, daß mir die dreizehnte mit gothiſchen Buchſtaben gedruckte Ausgabe vorliegt. Es iſt beſonders nach den ſpaniſchen Romanen, namentlich dem Palmerin de Oliva gearbeitet.

Der Roman „Ornatus and Artesia" gleichfalls von Emanuel Ford und der „Pheander, oder der jungfräuliche Ritter" (Pheander or Maiden Knight), welcher von Henry Roberts verfaßt und 1595 gedruckt wurde, gehören zu derſelben Gattung von Proſadichtungrn. Um dieſe Zeit jedoch war der ächte Geiſt des Ritterthumes verflogen und die genannten Wrrke gewähren nur einen ſchwachen Abglanz der gewaltigen Kämpfe und kühnen Abenteuer eines Lancelot oder Triſtan. Ein neuer Zuſtand der Geſellſchaft und der Sitten hatte ſich herangebildet und die Nation griff daher mit großer Gier nach den zahlrrichen Uebeerſetzungen und Nachahmungen der italieniſchen Novellen, welche durch Paynter's Palace of Pleasure, Whetſtone's Heptameron und Grimſtone's Admirable Histories in den ausgedehnteſten Umlauf kamen und den höheren Klaſſen engliſcher Leſer dieſelbe Unterhaltung gewährten, die ihee Vorväter aus der Recuyell of tho Hystoryes of Troye (ſieh oben S. 180.) und den Aetburſagen geſchöpft hatten. Die Heldenthaten der Ritterbücher, die blutigen Gräuel und Liebeshändel der italieniſchen Novellen ſind jetzt auf gleiche Weiſe vergeſſen, und ſo lange Werke wie die Richaedſon's und Fielding's zwiſchen ihnen und der ſpätern Zeit ſtehen, können ſie allerdings kaum mehr die Aufmerkſamkeit dieſer erwecken. Gleichwohl ſollte man nicht überſehen, daß die Phantaſiegebilde der Ritterwelt der reichen Einbildungskraft Spenſers eehöhte Fülle und Mannigfaltigkeit verliehen, wäheend die Ereigniſſe der italieniſchen Novellen ſogar der unerſchöpflichen Phantaſie Shakeſpeare's Materialien darboten und ſowohl dem tragiſchen wie dem komiſchen Intereſſe jene eigenthümliche Färbung verliehen, welche ſich in den Erzeugniſſen der ſo zahlreichen und edlen Reihe unſeeer dramatiſchen Dichter ausſpricht.

Während nun aber die engliſche Nation zur Zeit Eliſabeths an den Gebilden der ſchwindenden Ritterwelt und den älteſten Bearbeitungen der italieniſchen Novellen ihre Hanptunterhaltung fand, kam eine neue Aet von Romanen auf, deren Styl einen hohen Grad von ſchlechtem Geſchmacke und Affektation beſaß, welcher bis dahin ohne Gleichen geweſen war und, wie wir hoffen, wohl nie wieder nachgeahmt werden wied. Das erſte Werk dieſer Art war der Euphues des John Lylie, der 1553 in Kent geboren wurde Ee gieng fruhzeitig an den Hof, wo er die Gunſt der Konigin genoß und die Würde eines maître des plaisirs (Master of the Revels) zu erlangen hoffte, jedoch, nachdem er viele Jahre vergeblich gewartet, ſich endlich getäuſcht ſah. Während ſeines Aufenthaltes am Hofe nun ſchrieb er ſeinen Euphues, welchen man zuweilen irrigerweiſe für eine Satyee auf die Ausdeucksweiſe der Hofdamen zur Zeit Eliſabeths gehalten hat; denn der Euphues ſcheint ein vollkommen ernſthaftes Werk zu ſein und der Verfaſſer beſaß entweder den ſchlechten Geſchmack, in demſelben die Phraſeologie, welche damals heerſchend war, anzunehmen oder, was wahrſcheinlicher iſt, die Beliebtheit ſeiner Produktion führte unter den Précieuses Ridicules ſeiner Zeit jenen affektierten Jargon ein, ganz ſo wie die Romane des Feäulein von Scudéri die langen und hochtrabenden Komplimente ihrer Helden und Heldinnen in Mode brachte; daher Boileau ſagt [Satire 3. v. 43. 44]:

Deux nobles campagnards grands lecteurs de Romans
M'ont dit tout Cyrus dans leurs longs complimens

Lylie's Werk, welches um das Jahr 1580 erſchien, iſt in zwei Theile getheilt, von denen der erſte Euphues, der zweite hingegen „Euphues und ſein England" (Euphues and his England) betitelt iſt. Zu Anfange wird nun erzählt, daß Euphues, ein junger Athener, der ſich durch Schönheit und Witz, ſo wie durch ein verliebtes Temperament und Reiſeluſt auszeichnete, an den Hof von Neapel kam, „welcher eher das Tabernakel der Venus, als der Tempel der Veſta war und ſich mehr für einen Atheiſten als einen Athenienſer ziemte." Hier wird Euphues mit einem neapolitaniſchen Jünglinge, Namens Philautus, befreundet, der ihn einſt in das Haus ſeiner Geliebten Lucilla oder der Edeldame (Gentlewoman), wie ſie ſtets in dem Romane genannt wird, zu Abendbrot mitnimmt, woſelbſt jedoch Euphues ſo kalt empfangen wird, daß er fragt, ob es in Italien Sitte ſei, Fremde mit Befremdung zu empfangen. Trotz dieſer ungünſtigen Aufnahme verliebt ſich Euphues heftig in Lucilla und bittet nach dem Abendeſſen um Erlaubniß, die Frage, ob Liebe mehr durch die Vollkommenheiten des Geiſtes oder die Schönheit des Körpers erweckt werde, ausführlich unterſuchen zu dürfen. Lucilla wird durch die Beredſamkeit des Euphues in der Behandlung eines ſo zarten Gegenſtandes dermaßen gefeſſelt, daß ſie „um ſeinetwillen ſich nicht mehr um Philautus' Willen kümmert" und ihn verläßt. Hierauf findet man nur noch wenig Handlung in dem Romane, aber deſto mehr Geſpräche zwiſchen Euphues und ſeiner neuen Geliebten, beſonders über die Beſtändigkeit in der Liebe, deren Vorhandenſein Euphues dadurch zu beweiſen ſucht, daß er Lucilla erinnert, „wie zwar der Roſt den härteſten Stahl zerfrißt, jedoch nicht den Smaragd angreift; wie ferner zwar der Polyp ſeine Farbe ändert, jedoch der Salamander ſein Ausſehen bewahrt." Auf alles dieß antwortet Lucilla damit, daß ſie gegen ihn ganz ebenſo verfährt, wie früher gegen Philautus. Dieſe unglücklichen Liebhaber verſöhnen ſich nun wieder und Euphues ſchreibt ſeine „Abkühlende Karte an Philautus und alle zärtlichen Liebhaber."[303]) Er kehrt hierauf nach Athen zurück, von wo aus er noch verſchiedene Briefe an ſeinen neapolitaniſchen Freund richtet und ihm auch eine Abhandlung über die Erziehung, die er „Euphues und ſein Ephoebus" benannt hat, zukommen läßt.

Zu Anfange des zweiten Theiles begeben ſich beide Freunde nach England. Die epiſodiſche Geſchichte des Eremiten, welche ſie während der Seereiſe vernehmen, iſt vortrefflich und der Rath des letztern an ſeine Familie erinnert uns an jenes vollkommene Beiſpiel weltlicher Klugheit, welches die „Lehren des Lord Burleigh an ſeinen Sohn" (Instructions of Lord Burleigh to his Son) enthalten. Nach der Ankunft des Euphues in England werden uns einige intereſſante Details in Betreff der Sitten und Regierungsweiſe dieſes Landes zur Zeit der Königin Eliſabeth geboten. In London angelangt verliebt ſich Philautus in eine Dame, Namens Camilla, und befragt daher einen Zauberer, wie er ſich ihre Zuneigung erwerben könne, wobei er natürlich alle Beiſpiele von heftiger Leidenſchaft aus der alten Geſchichte und Mythologie aufzählen muß. Eben ſo gelehrt iſt der Zauberer in Betreff der Liebestränke; indeß ſchließt er damit, daß er ſagt: „Obgleich es Viele gegeben hat, welche ſo gottlos waren dergleichen Mittel zu ſuchen, ſo iſt doch noch nie Jemand ſo unglücklich geweſen ſie zu finden." Da ſich nun Philautus auf dieſe Weiſe in ſeiner Erwartung getäuſcht ſieht, ſo überſendet er der Camilla einen Liebesbrief in einer Maulbeere, der jedoch ſeine Wirkung verfehlt, daher er ihr einen zweiten zukommen läßt, in welchem er ſich das Leben zu nehmen droht und ſich unterſchreibt: „der Deine für immer, obgleich in kurzem nimmer."

In dieſem kritiſchen Zeitpunkte wird Euphues durch Briefe nach Athen zurückgerufen, von wo aus er zum Gebrauche der neapolitaniſchen Damen eine Schrift nach Italien ſendet, die er „Euphues' Spiegel für Europa" benennt und als einen Spiegel betrachtet, nach welchem die anderen Länder ſich richten ſollen. Sie enthält, wie ſich von ſelbſt verſteht, eine lobpreiſende Schilderung des Hofes der Königin Eliſabeth, der Schönheit, der Geiſtesgaben und vor Allem der Keuſchheit dieſer ſelbſt, ſo wie endlich der Tugenden der engliſchen Frauen, „welche nicht wie die italieniſchen Damen ehe ſie aufſtehen, Wein trinken, um ihre Farbe zu erhöhen." Philautus meldet nun ſeinem Freunde, daß er ſich mit ſeiner dritten Geliebten, Namens Flavia, vermählt hat. „Hierauf ergab ſich Euphues der Einſamkeit und beſchloß in irgend einer wilden Gegend ſeinen Aufenthalt zu nehmen, indem er ſeinen Freunden den Auftrag gab, daß wenn irgend eine wichtige Nachricht oder Briefe anlangten, ſie ihm dieſelben nach dem Berge Selexſedra überſenden

ſollten, wo ich ihn ſeiner Muße oder Muſe überlaße."

Der eben beſprochene Roman leidet nun aber beſonders an drei Fehlern, welche in allen Erzeugniſſen derſelben Schule wiederkehren; erſtens an einer beſtändigen Antitheſe nicht bloß der Ideeen, ſondern auch der Worte, wie z. B. one more given to theft than to threft (einer, der mehr ergeben iſt dem Diebſtahle als der Sparſamkeit); zweitens an einer ungereimten Affektation von Gelehrſamkeit in fortwäheenden Beziehungen auf Geſchichte und Mythologie, und drittens an einer lächerlichen Ueberfülle von Gleichniſſen. Treffend wird daher Lylie von Drayton charakteriſiert, als einer der immer

„Von Steinen, Sternen, Fiſchen, Fliegen ſpricht,
Mit Worten ſpielt, mit müß'gen Bildern ficht."

So z. B. bemerkt Lylie gleich zu Anfange ſeines Werkes, indem er in Betreff der Zieelichkeit und Geiſtesgaben ſeines Helden moraliſiert, „daß die friſcheſten Faeben am ſchnellſten ſchwinden, das ſchärfſte Scheermeſſer am ſchnellſten ſeine Schneide umbiegt, das feinſte Tuch am ſchnellſten von Motten verzehrt wird und Cambray ſchneller Flecken bekömmt als grobe Sackleinwand." Dieſelbe Ausdeucksweiſe wird in den leidenſchaftlichſten Briefen und Geſprächen beibehalten; ſo vergleicht Philautus in einem Briefe an Euphues, der ihm eben das Herz ſeiner Geliebten geeaubt hat, dieſen ſeinen Nebenbuhler auf einer einzigen Seite mit Moſchus, mit einer Ceber, einer Schwalbe, einer Biene und einer Spinne, während die vollkommene Freundſchaft mit dem Johanniskäfer, dem Weihrauche und der Damaſeenerroſe verglichen wird. Um aber auch eine Probe von der Liebesſprache dieſes Romanes zu geben, wollen wir hier nur anführen, daß Lucilla, nachdem ſie ihee Anbeter daran erinnert hat, daß es mehr Gefahren in der Liebe giebt als Haſen auf dem Athos, alle Beiſpiele von Frauen des Alterthumes durchgeht, welche von Fremden getäuſcht wurden, wie z. B. Dido, Ariadne u. ſ. w., und dann ſo foetfährt: „Es iſt gewöhnlich und beklagenswerth zu ſehen, wie die Aegloſigkeit von der Schlauheit übeeliſtet wird, und wie diejenigen, ſo die meiſte Gewalt beſitzen, am meiſten von Bosheit angeſteckt ſind. Die Spinne webt das feine Gewebe, um die Fliege zu fangen, der Wolf nimmt ein freundliches Geſicht an, um das Lamm zu zerreißen, der Falk ſtößt auf das Rebhuhn, der Adler ſchnappt nach der Fliege.... Ich habe geleſen, daß der Stier, wenn er an einen Feigenbaum gebunden wird, ſeine Stärke verliert, daß ganze Heerden von Rothwild ſtille ſtehen und umheeſchauen, wenn ſie einen ſüßen Apfel wittern, daß der Delphin durch den Klang der Muſik an's Ufer gezogen wird. Es iſt daher kein Wunder, daß wenn man wilde Hirſche mit einem Apfel fängt, ein zahmes Mädchen durch eine Blume gewonnen wird, — daß wenn man den ſchnellen Delphin durch harmoniſche Töne heranlockt, die Feauen durch die Melodie der menſchlichen Rede beſtrickt werden."

Ungeachtet jedoch des ſchlechten Geſchmackes und der Affektation, die ſich in dem Euphues kund thun oder vielleicht gerade in Folge derſelben, war dieſes Werk zur Zeit ſeiner Abfaſſung im höchſten Grade beliebt, beſonders aber unter den Hofdamen, welche alle darin vorkommenden Phraſen auswendig wußten. Blount, der Herausgeber von ſechs von Lylie's Luſtſpielen, theilt uns mit, daß alle Damen jener Zeit bei Letzterm in die Schule giengen, indem diejenige, welche nicht in Euphuismen redete, bei Hofe eben ſo wenig angeſehen war, als wenn ſie nicht hätte franzöſiſch ſprechen können. Ben Johnſon läßt ſeine Damen oft den Euphues citieren; ſo z. B. ſagt Fallace in „Alle Verdeüßlich" (Every Man out of his Humour Act. V. Sc. X.) „O, Meiſter Brick, hart iſt die Wahl, wie es im Euphues heißt, wenn man gezwungen iſt entweder durch Schweigen vor Kummer zu ſterben oder durch Sprechen mit Schande zu leben."

Unglücklicherweiſe jedoch hatte Lylie nicht bloß Bewundeeee, ſondern, wie ſich ganz natüelich in Folge ſeiner Beliebtheit erwaeten ließ, auch Nachahmer. Einer der früheſten von dieſen war Lodge, der Verfaſſer von „Roſalinde oder Euphues' goldne Hinterlaßenſchaft" (Rosalynd or Euphues' Golden Legacy), welches Werk 1590 erſchien und beſonders deswegen intereſſant iſt, weil es den Stoff zu einem der berühmteſten Luſtſpiele Shakeſpeare's herlieh. Einen Theil von ſeinem Romane entnahm Lodge wahrſcheinlich aus „Des Koches Erzählung von Gamelyn" (The Coke's Tale of Gamelyn), welche von einem Zeitgenoſſen Chaucer's verfaßt wurde und zuweilen irrthümlicherweiſe dieſem Vater der engliſchen Poeſie zugeſchrieben worden iſt. Es wird darin erzählt, wie Gamelyn, der jüngere Sohn des Sir Jo-

han de Boundis, von seinem ältern Bruder seines Erbtheiles beraubt und auch sonst hinterlistig behandelt wird, indem dieser ihn unter Anderm überredet sich mit einem handfesten Gegner in einen Kampf einzulassen, da er nämlich hofft, daß Gamelyn dabei um's Leben kommen würde. In allen seinen Unfällen jedoch wird Letzterer von Adam, dem alten Haushofmeister seines verstorbenen Vaters, auf das innigste bemitleidet, durch dessen Beistand er auch endlich aus der Gewalt seines grausamen Bruders entkommt. Hierauf gelangt er mit seinem Befreier zu einem Walde, woselbst er eine Schaar Geächteter antrifft und von ihnen zu ihrem Könige gekürt wird. — Andererseits hat Lodge's „Rosalinde" fast den ganzen Stoff zu „Wie es euch gefällt" hergegeben, indem Shakespeare aus jener Erzählung nicht bloß den Plan zu seinem Lustspiele, sondern auch die Umrisse einiger Hauptcharaktere, so wie selbst verschiedene Reden und Ausdrücke entlehnen hat; so z. B. den Ausdruck „Weinende Thränen" (Weeping tears), welchen der Narr (Akt II. Sc. 4.) gebraucht; ferner die Schilderung, welche Oliver (Akt IV. Sc. 3.) davon giebt, wie ihn Orlando im Walde entdeckt, während ihm von dem Löwen und der Schlange Gefahr droht; eben so ist der Gesang in der zweiten Scene des vierten Aktes, welcher anfängt

„Was kriegt der, der den Hirsch erlegt? —
Sein ledern Kleid und Horn er trägt" u. s. w.

einer Stelle in Lodge entnommen, wo es heißt: „Was giebt's Neues, Förster? Hast du ein Rothwild angeschossen und es bei'm Fallen verloren? Grämе dich nicht um einen so geringen Verlust, Mann; dein Antheil war doch nur das Fell und das Geweih." — Lodge's Roman enthält auch einige Verse, welche von ziemlich poetischem Geschmack und Gefühl zeugen und von Shakespeare in den Liedern und sonstigen Gedichten, die er in sein herrliches Drama eingeflochten, nicht vernachlässiget worden sind. Die Rolle des Narren und Audrey's gehören jedoch Shakespeare's eigener Erfindung an, eben so wie die des Jaques, welche gleich dem „blassen Tod" in dem Frühlingsliede des Horaz [Od. I, 4.] den Hintergrund der Scene mit einer düstern Empfindsamkeit anfüllt. Die Katastrophe des Drama's weicht gleichfalls von der des Romanes bedeutend ab. Shakespeare scheint, wie die Kommentatoren bemerken, den Schluß desselben in großer Eile gearbeitet zu haben. Bei Lodge rettet der ältere Bruder die Aliena aus der Gewalt einer Bande Räuber, „welche sie zu rauben und dem Könige zu schenken gedachten, indem sie auf diese Weise für sich alle Verzeihung zu erkaufen hofften." Ohne diesen Umstand erscheint die Leidenschaft Celia's (welche den Namen Aliena angenommen hat) zu plötzlich; denn sie faßt dieselbe für einen Mann, den sie zwar an dem Hofe ihres Vaters kennen gelernt, jedoch hatte er sich daselbst nur durch seinen rohen, unliebenswürdigen Charakter und durch seine üble Behandlung eines jüngern Bruders bemerkbar gemacht; von seiner Besserung aber hat sie nur eben jetzt etwas gehört. Bei Lodge endlich wird der gewaltthätige Herzog Rosader, nicht durch die frommen Rathschläge eines Einsiedlers von seinem Plane abgebracht, sondern von den zwölf Pairs von Frankreich, die sein dritter Bruder zur Hülfe gerufen, besiegt und getödtet. Dieß Ereigniß ließ sich allerdings nicht gut dramatisch verarbeiten; aber sogar in demjenigen, welches von Shakespeare an die Stelle desselben gesetzt worden, hat er, zum Schlusse eilend, den Dialog zwischen dem Usurpator und dem Einsiedler unterdrückt „und so, wie Johnson bemerkt, die Gelegenheit zu einer moralischen Lehre verloren, die ihm einen seiner höchsten Dichterkräfte würdigen Stoff hätte bieten können. Auch hat er den alten Adam, den Diener des Sir Rowland de Boys vergessen, dessen Treue wohl einiger Beachtung und Belohnung werth gewesen wäre und welchen Lodge am Schlusse seines Romanes zum Hauptmanne der königlichen Leibwache macht."

Auch den Stoff zu seinem „Wintermärchen" hat Shakespeare einem Romane derselben Schule entnommen, nämlich der „Anmuthigen Geschichte des Dorastus und der Fawnia" (Pleasant History of Dorastus and Fawnia [306]) von Robert Greene, einem wegen seines Genies und seiner Immoralität gleich merkwürdigen Schriftsteller. Man war einst der Meinung, daß der Roman sich auf das Lustspiel gründe, jedoch entdeckte später Dr. Farmer ein Exemplar des ersten vom Jahre 1588, zu welcher Zeit das „Wintermärchen" noch nicht verfaßt war. Unser großer Dramatiker hat jedoch alle Namen verändert; sein Leontes, König von Sizilien, heißt in dem Romane Egistes; Polyxenes, König von Böhmen, heißt daselbst Pandosto; Mamillius, Prinz von

Sizilien — Garimer; Hermione — Bellaria; Florizel — Doraſtus und endlich Perdita — Fawnia. Außerdem hat Shakeſpeare noch die Rolle des Antigonus, der Paulina und des Autolykus hinzugefügt. In dem Haupttheile des Stoffes iſt er dem Romane knechtiſch gefolgt; auch das Orakel in der zweiten Scene des dritten Aktes iſt daraus enmommen und an mehreren Stellen hat er bloß die Sprache verſifiziert. So z. B. geben die Verſe:

„— — — — Die Götter ſelbſt
Sich vor der Liebe Gottheit beugend, hüllten
Sich ein in Thiergeſtalten: Jupiter,
Er brüllt' als Stier; Neptun, der grüne, ward
Ein Bock und blökt'; der Gott im Feuerkleid,
Apoll, der gold'ne, ward ein armer Schäfer,
Wie ich jetzt bin." —

[Akt IV. Sc. 3.],

folgende Stelle des Greene'ſchen Romans wieder: „Und doch, Doraſtus, beſchäme nicht die Hirtengewänder. — Die himmliſchen Götter haben zuweilen irdiſche Gedanken; Neptun wuede ein Widder, Jupiter ein Stier, Apollo ein Schäfer. Sie Götter und doch verliebt — du ein Menſch, beſtimmt zur Liebe." Dadurch, daß er ſich ſo ſteeng an den Roman hielt, iſt Shakeſpeare auch zu den gröbſten geographiſchen Verſtößen verleitet worden, indem er z. B. Böhmen an das Meer verlegt, Geſandte nach der Inſel Delphi ſchickt u. ſ. w. Er iſt ferner durch den Roman zu ſolchen Unwahrſcheinlichkeiten und zu einer ſolchen Verletzung aller Regeln der Dramatik verleitet worden, daß ſie nur durch ſeine kunſtvolle Charakterzeichnung und jene romantiſche Einfachheit, welche die Gefühle und die Sprache durchweht, wieder gut gemacht werden konnten.

Greene iſt auch der Verfaſſer der Arcadia, eines Romanes, welcher 1587 erſchien, und Sidney's berühmtem Hirtenromane nachgebildet iſt, der zwar erſt einige Jahre ſpäter gedruckt wurde, jedoch ſchon lange voeher verfaßt worden war.

Die ſchönſte und beſte von Greene's Produktionen jedoch iſt ſeine Philomela, auch „Lady Fitzwater's Nachtigall" (Lady Fitzwater's Nightingale) betitelt, weil er nämlich das Buch der Lady Fitzwater widmete; „denn, ſagt er in der Zuſchrift, es iſt zum Lobe der weiblichen Keuſchheit geſchrieben." Dieſe ſchöne Erzählung iſt in der erſten Nummer der Archaica wieder abgedruckt worden und ſie genügt, wie der Herausgeber bemerkt, um das Andenken des Verfaſſers von der Schande einer ſteten Herabwürdigung ſeiner Talente im Dienſte der Immoralität zu befreien. Der Charakter der Philomela iſt ſo herrlich gezeichnet und beſitzt eine ſo engelgleiche Reinheit, daß die Phantaſie, welche ihn ſchuf, zu manchen Zeiten wenigſtens von den zarteſten und erhabenſten Gedanken erfüllt geweſen ſein muß. Zwar iſt der Styl durch die Affektation des Euphuismus entſtellt, in dem Plane der Erzählung jedoch findet ſich eine ſorgfältige Auswahl der Umſtände, welche der Kunſt einer ſpätern Periode vorgreift und um ſo merkwürdiger erſcheinen muß, wenn man ſie mit der Weitſchweifigkeit der Arcadia Sidney's vergleicht, welches Werk zu jener Zeit das höchſte Anſehen genoß.

Es wird nun aber in dieſem Romane erzählt, daß Philomela, die Heldin desſelben und Gemahlin des venezianiſchen Grafen Philippo Medici, das Wunder der Inſelſtadt bildete, „nicht wegen ihrer Schönheit, obwohl Italien keine gleiche aufzuweiſen hatte — auch nicht wegen ihrer Mitgift, obwohl ſie die einzige Tochter des Herzogs von Mailand war — ſondern wegen der bewunderungswürdigen Zierden ihres Geiſtes, deren ſie ſo viele und unvergleichliche beſaß, daß die Tugend in denſelben das Paradies ihrer Vollkommenheit gepflanzt zu haben ſchien." Obgleich der Schleier, welchen Philomela „für ihr Angeſicht gebrauchte; die Wände ihres Hauſes waren — obwohl ſie nie anders als in Geſellſchaft ihres Gemahls auszugehen pflegte und dann mit ſo großer Verſchämtheit, als hielte ſie ſich für ſchuldig, weil ſie über den Schatten ihrer eigenen Behauſung hinaus ſcheint," quälte ſie gleichwohl der Graf „mehr durch Eiferſucht, als er ſie durch Liebe belohnte, indem er ſich von derjenigen Leidenſchaft nährte, welche gleich dem Neide an ihrem eigenen Fleiſche nagt." Unter ſolchen Umſtänden dachte er darüber nach, welcher von ſeinen Gäſten wohl „bei ihr die freundlichſte Aufnahme fände." Zwar konnte er ſich durchaus auf keine Unziemlichkeit oder auch nur Unbeſonnenheit in ihrem Betragen beſinnen, indeß erinnerte er ſich, „daß nicht jeder äußere Schein ein authentiſcher Beweis iſt, daß die Aloeblätter einen deſto bitterern Saft haben, je grüner ſie ausſehen und daß der Salamander am wärmſten iſt, wenn er am weiteſten vom Feuer entfernt liegt;" aus allen welchen Betrach-

tungen er den Schluß zieht, „daß die Frauen je herzhohler deſto lippenheiliger ſind."

Dieſe unſelige Erinnerung in Betreff der Farbe der Aloeblätter und der ſo ſonderbaren Eigenſchaften des Salamanders benebſt anderen gleich überzeugenden Gleichniſſen, die er den Sternen und Adlern und aſtronomiſchen Kalendern entnimmt, veranlaßen den Grafen die Tugend ſeiner Gemahlin vermittelſt eines vertrauten Freundes, Namens Giovanni Luteſio, den zierlichſten und höflichſten Mann in Venedig, zu prüfen, wobei dieſer ihm verſpricht, daß, wenn er ſie geneigt fände ſeiner Leidenſchaft Gehör zu geben, er ihm dieß unverhöhlen mittheilen würde.

Luteſio beginnt daher ſeinen Köder auszuwerfen, und indem er eines Tages Philomela allein in ihrem Garten findet, woſelbſt ſie zur Laute viele fröhliche Lieder ſingt, benützt er dieſe Gelegenheit ihr mitzutheilen, daß er verliebt ſei, ohne ihr jedoch den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft namhaft zu machen. Hierauf ergeht ſich Philomela in ſo vielen moraliſchen Maximen, die ſie durch paſſende Beiſpiele aus der Mythologie und römiſchen Geſchichte erläutert, und ſagt ſo viele ſchöne Dinge über Raben und moſchusduftende Angelika, daß Luteſio nicht weiter zu gehen wagt, ſondern ſich zu ſeinem Freunde begiebt, um ihn von der Züchtigkeit ſeiner Gemahlin in Kenntniß zu ſetzen und ihm die „abkühlende Karte guten Rathes," (vergl. Anm. 505.) den er von ihrer Klugheit empfangen, mitzutheilen.

Philippo jedoch iſt damit nicht zufrieden; er ſchreibt den Schatz goldener Lehren, den ſie geäußert, dem Umſtande zu, daß ſein Freund ihr nicht geſtanden, ſie ſelbſt ſei der Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft, und überredet ihn daher, ihr eine Liebe zu geſtehen, die er nicht fühlt. Luteſio überſendet in Folge deſſen der Philomela einen Brief deraetigen Inhaltes nebſt einem ſchlechten Sonette, worauf ſie zwar voll Unwillen antwortet, jedoch folgt auch zugleich eine Erwiderung auf ſein Sonett, um zu „zeigen, daß ihr Verſtand ihrer Tugend gleich käme."

Alles dieß wird ihrem Gemahle hinterbracht, der nun beginnt Verdacht gegen Luteſio zu hegen und zu fürchten, „daß man nicht mit Feuer ſpielen noch mit Gefühlen tändeln düefe und daß der, ſo im Scheeze ein Hofmacher geweſen, im Ernſte ein begünſtizter Liebhaber werden möchte." Endlich glaubt er ſeinen Verdacht durch federleichte Kleinigkeiten ſo ſehr beſtätigt zu ſehen, daß er keinen Zweifel an der Untreue ſeines Weibes hegt; da er jedoch keine Beweiſe hat, ſo ſtiftet er zwei Sklaven an, ihre Schuld zu bezeugen. Der Gerichtshof ſpricht daher die Eheſcheidung aus und verbannt ſowohl Luteſio als Philomela von dem venetianiſchen Gebiete.

Philomela begiebt ſich zur See nach Palermo. Während der Fahrt verliebe ſich der Schiffskapitän in ſie, „aber ſeine Leidenſchafe wurde duech ihre ſeltenen Eigenſchaften ſo ſehr in Schranken gehalten, daß er ſich eher beſtrebte, ſie wie eine Heilige zu verehren, als ſie wie ein Liebchen zu minnen." In Palermo angelangt, wohnt ſie bei ihm und ſeiner Frau und findet in ihrem anſpruchloſen Hauſe, daß „die Ruhe in ſchlichten Gedanken und die ſicherſte Zufriedenheit in den ärmſten Hütten wohne; daß die höchſten Bäume den heftigſten Stürmen und die vornehmſten Menſchen den finſterſtrn Blicken des Schickſals ausgeſetzt ſeien; ſie ertrug daher mit Geduld ihre einfache Lebensweiſe und genoß einen ruhigern Schlaf, als in ihrem Palaſte zu Venedig. Nur dann war ſie unzufrieden, wenn ſie an Philippo dachte, daß er ſo lieblos geweſen, und an Luteſio, daß er um ihretwillen ſo ſchweres Unrecht erduldet hatte; jedoch ſalbte ſie dieſe Wunden, ſo gut ſie konnte, und bedeckte ihr hartes Geſchick mit dem Schatten ihrer Unſchuld."

Inzwiſchen war Luteſio zu dem Herzoge von Mailand, dem Vater Philomela's, geflohen und hatte ihn von der ſeiner Tochter angethanen Schmach in Kenntniß geſetzt. Der Herzog begiebt ſich daher ſogleich nach Venedig und verlangt von dem Senate Genugthuung. Die Sklaven, welche von Philippo früher zu dem falſchen Zeugniſſe angeſtiftet worden waren, geſtehen ihren Meineid, worauf ihr Gebieter ſelbſt ſich erhebt und erklärt, „daß es nichts ſo Geheimes giebt, was nicht der Verlauf der Tage offenbare; daß ſo wie das Oel, obſchon es feucht iſt, kein Feuer auslöſcht, ſo auch die Zeit, obſchon es noch ſo lange währe, kein ſicherer Schutz für die Sünde iſt; vielmehr wie ein Funke, der aus der Aſche hervor geſcharrt wird, endlich anfängt zu glühen und eine Flamme emporzuſenden, ſo pflegt auch der in Stillſchweigen verborgene Verrath hervorzubrechen und um Rache zu ſchreien."

„Jede Bosheit, fährt der Graf fort, die das Herz begeht, verräth der Wurm des Gewiſſens im Laufe der Zeit. Es würde wenig nützen, wollte ich den Kummer, der mich ergreift, um-

ſtändlich ſchildern und eben ſo wenig brauche ich die Unſchuld meines Weibes zu beſtätigen, da doch dieſe Sklaven, welche ich zum Meineide anſtiftete, ihre Keuſchheit und meine Schmach laut verkündet haben. Darum möge es genügen, daß ich, wenn auch zu ſpät, Reue empfinde und gern mein Unrecht wieder gut machen wollte; aber meine Sünde kann keine Sühnung finden, denn es giebt keine hinreichende Genugthuung für ungerechte Verläumdung. Zur Buße für meinen Meineid gegen Philomela flehe ich daher um Gerechtigkeit gegen mich ſelbſt, ſo daß ihr mir eine Strafe auferlegen möget, aber keine geringere als den Tod."

Durch die Nachſicht des Herzoges wird jedoch Philippo's Leben geſchont und alle machen ſich demnächſt in verſchiedenen Richtungen auf den Weg, um die ſchwer gekränkte Philomela aufzuſuchen. Ihr Gemahl kommt nach Palermo und klagt ſich voller Verzweiflung eines Mordes an, den er in einem entlegenen Stadttheile hatte begehen ſehen. Da nun Philomela vernimmt, daß ein Venetianer in's Gefängniß geworfen worden wäre, ſo bittet ſie um die Erlaubniß ihn ſehen zu dürfen und erblickt hierauf durch das Gitter ihren Gemahl; kurz darauf erfährt ſie auch, daß ihre Unſchuld in Venedig an den Tag gekommen ſei. Ihre erſten Empfindungen waren die des Zornes und der Hoffnung auf Rache, bald jedoch erinnert ſie ſich „daß der Name „Gemahl" ein hohes Wort iſt, welches von dem Munde leicht ausgeſprochen wird, nie aber aus dem Herzen verbannt werden darf. — Weißt du nicht, daß die Liebe eines Weibes nur mit dem Leben enden ſoll? Daß die Ehe nur im Grabe ihre Endſchaft erreicht?" Sie ſucht alsdann eine Entſchuldigung für das Verfahren ihres Mannes zu finden, indem ſie zu ſich ſagt: „er begieng dieß Unrecht nicht, weil er eine andere liebte, ſondern weil er dich zu ſehr liebte. Es war Eiferſucht, die ihn zu dieſer Thorheit zwang, und Verdacht regt ſich nur bei denen, die eine innige Liebe hegen."

Unter dem Einfluſſe dieſer Gefühle erſcheint ſie bei dem Verhöre ihres Gemahls vor dem Gerichtshofe und klagt ſich ſelbſt des Mordes an; jedoch im weitern Verlaufe desſelben kommt die Unſchuld beider an den Tag, und da der Richter ſie fragt, warum ſie ſich dieſer That ſchuldig bekannt hätten, ſo antwortet Philippo, es wäre aus Verzweiflung geſchehen, weil er des Lebens überdrüßig geweſen, und Philomela ſagt, ſie hätte es gethan um ihren Gemahl vom Tode zu retten.

„Kaum hörten dieß die Sicilianer, ſo beachen ſie in ein lautes Freudengeſchrei über Philomela's wunderbare Tugend aus und Philippo, vor Kummer und Freude ohnmächtig, wurde halb todt in ſeine Wohnung gebracht, woſelbſt er noch keine zwei Stunden gelegen hatte, als er von der Heftigkeit der Gefühle überwältigt ſein Leben endete. Sobald Philomela den Tod ihres Gemahles vernahm, wurde ſie von dem tiefſten Schmerze ergriffen; ſie kehrte nach Venedig zurück und dort brachte die troſtloſe Wittwe des Philippo Medici den Reſt ihrer Tage zu. Dieſe ihre beſtändige Keuſchheit nun machte ſie ſo berühmt, daß man ſie während ihres Lebens als ein Muſter von Tugend pries, nach ihrem Tode aber ſie feierlich und mit ungewöhnlichen Ehren in der St. Markuskirche beſtattete und ihren Namen bis auf dieſen Tag wie den einer Heiligen hoch hält."

Der Schluß der Geſchichte iſt offenbar Boccaccio's berühmter Novelle von Titus und Geſippus (ſieh oben S. 252.) entnommen; der erſte Theil hingegen, welcher erzählt, wie Philippo die Treue ſeiner Gemahlin vermittelſt ſeines Freundes auf die Probe ſtellt, entſpricht, wie man ohne Zweifel bemerkt haben wird, der Epiſode des Don Quijote (Parte I. c. 33.), welche überſchrieben iſt: „Thörichte Neugier" (El Curioso Impertinente), wo Anſelmo ſeinen Freund überredet, die Keuſchheit der Camilla, der Gemahlin Anſelmo's auf die Probe zu ſtellen. Es iſt jedoch nicht wahrſcheinlich, daß Greene den Cervantes oder dieſer jenen nachgeahmt habe; denn Greene war todt, ehe der Don Quijote, erſchien und es läßt ſich nicht füglich annehmen, daß Cervantes Gelegenheit gehabt die Philomela zu leſen. Es muß daher beiden ein gemeinſchaftliches Original zu Grunde liegen und in der That auch erinnere ich mich, daß ich dieſe Geſchichte einmal in einem alten italieniſchen Novelliſten gefunden, kann mich aber desſelben nicht genauer erinnern [ſ. auch v. d. Hagen Geſammtabenteuer zu Nr. 27.]. Die Philomela lieh den Stoff zu Davenport's Schauſpiele „die Stadtnachtmütze" (the City Night-cap), wo Lorenzo die Keuſchheit ſeines Weibes Aſtemia, der Schweſter des Dogen von Venedig, durch ſeinen Freund Philippo auf die Probe ſtellt. Dieſes Stück wurde zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts verfaßt und befindet ſich in Dodsley's Sammlung [vol. IX.]; Letzterer irrt jedoch,

wenn er glaubt, daß es dem Curioso Impertinente entnommen ſei, da es weit mehr mit der Philomela übereinſtimmt. Lorenzo nämlich beſticht zwei Sklaven, die Untreue ſeiner Gemahlin zu beſchwören, worauf der Doge von Venedig kommt und für die ſeiner Schweſter angethane Unbill Genugthuung fordert. Letzteres hat ſich inzwiſchen nach Mailand zurückgezogen und Alles, was daſelbſt vorfällt, entſpricht genau dem, was ſich in der Philomela zu Palermo zuträgt. Auch der Styl iſt voller Euphuismen und ſogar die Worte Greene's ſind zuweilen wiedergegeben; ſo z. B.:

„Ach, wenn das Blatt der Aloe am grünſten iſt,
Dann iſt der Saft am bitterſten. Ein guter Schein
Iſt kein authentiſcher Beweis; denn oftmals ſind
Die Lippenheil'gen herzhohl." — — —
[Act I. Sc. 1.].

Lodge und Greene ſind die einzigen Nachahmer Lylie's, welche für die Affektation des Styles durch Genie oder Erfindungsgabe einigermaßen Erſatz geleiſtet haben, und ich bin keineswegs geſonnen, den Leſer mit den Euphuismen des Philotimus von Brian Melbank, welcher 1583 erſchien, oder mit denen der „Leiden der Mavillia" (Miseries of Mavillia) von Breton bloß deswegen aufzuhalten, weil dieſe Werke mit gothiſchen Buchſtaben gedruckt und ſo ſelten ſind, wie ſie zu ſein verdienen.

Der Romanſtyl, den Lylie einführte, behauptete ſich nicht lange, aber auch der auf denſelben folgende Geſchmack verdient kein höheres Lob. Während der unruhigen Regierung Karl's I und der Republik hatte zwar das engliſche Volk Wichtigeres zu thun, als Romane zu ſchreiben oder zu leſen; zur Zeit der Reſtauration jedoch nährte die Beliebtheit der Arcadia, welche unter Jakob I mehrmals war herausgegeben worden, und die weite Verbreitung der heroiſchen Romane Frankreichs den Geſchmack an Produktionen, welche voluminöſer waren, als alle bis dahin erſchienenen. Die Eliana, welche 1661 herauskam, zeichnet ſich durch ihre Affektation eben ſo aus, wie die Romane der Lylie'ſchen Schule, obgleich ſie von anderer Art iſt; ſo z. B. wenn Jemand in der Eliana ſtirbt, ſo heißt es, er ſei hinabgeſtiegen in die unterirdiſchen Alleen des ſtygiſchen Hains; ſehen (to see) wird immer durch to invisage, aufrichten (to raise) durch to suscitate ausgedrückt und eine Strickleiter (a ladder of ropes) heißt a fanal ladder. Flora „breitet ihren duftigen Mantel über die Oberfläche der Erde aus und beſtickt das grüne Gras mit ihren ſchönheitsvollen Zierden" (bespangles the verdant grass with her beauteous adornments); und ein Liebhaber „betritt einen Hain, der befreit iſt von jedem andern Beſuche als dem der umherſchweifenden Thiere und anmuthigen Vögel, deren liebliche Töne ihn wider ſeinen Willen aus ſeinen melancholiſchen Betrachtungen herausſtreiben" (whose dulcet notes exulcerate him out of his melancholy contemplations).

Die berühmte Herzogin von Newcaſtle förderte ähnliche Erzeugniſſe zu Tage [307]; der einzige engliſche Roman dieſer Gattung, der einigermaßen einen Namen erlangte, iſt die Parthenissa des Roger Boyle, Grafen von Orrery, welche 1664 erſchien und ziemlich die Manier der franzöſiſchen Romane aus der Schule des Calprenède und der Scudéri nachahmt. Die Erzählung beginnt damit, daß ein Fremder in reicher Rüſtung, der mit allen Gaben der Natur und Erziehung in gehörigem Maaße geſegnet iſt, bei dem Tempel zu Hieropolis in Syrien abſteigt, wo die Göttin der Liebe ein Orakel gegründet hatte, welches ſo berühmt war wie ſie ſelbſt. Ein Prieſter, Namens Kallimachus, redet ihn an und bittet ihn ohne weitere Umſtände ihm ſeine Lebensgeſchichte mitzutheilen. Der Fremde findet ſich auch bereit ihm die gewünſchten Aufſchlüſſe zu geben und zwar als Buße, jedoch erhellt nicht deutlich, ob er dieſelbe ſich ſelbſt oder dem Prieſter auferlegen will; eins jedoch iſt gewiß, nämlich daß ſie jedenfalls den Leſer trifft. Er erzählt demgemäß ſeine Geſchichte eine Zeit lang ohne Unterbrechung fort, überträgt aber am Ende die Fortſetzung einem treuen Diener. Wir vernehmen alſo, daß der Fremde ein mediſcher Prinz, Namens Artabanes iſt, der an dem Hofe des Königs von Parthien geboren und erzogen wurde; ferner erſehen wir auch, daß er in die Parthenissa bis über die Ohren verliebt iſt, welche junge Dame, die Heldin des Romanes, bei dem Tode ihres Vaters nach dem parthiſchen Hofe gekommen war, um daſelbſt die Bitte vorzutragen, daß die Einkünfte eines Fürſtenthumes, welche jener genoſſen hatte, auch ihr gewährt würden. Artabanes fand bald Gelegenheit, ſeine Leidenſchaft für ſie an den Tag zu legen. Bei einem großen Nationalfeſte nämlich verkündete eines Tages ein langer Zug mit

einer gehörigen Begleitung von Zinken und Trompeten die Annäherung einer vornehmen Person. Dieser Fremde erwies sich als ein arabischer Prinz, der die herkommliche Absicht hegte, die Unvergleichlichkeit der Reize seiner Herzenskönigin im Zweikampfe zu vertheidigen; wobei er eine tragbare Bildergallerie zu Jedermanns Ansicht aufstellte, welche die Bildnisse von vierundzwanzig Schönen umfaßte, deren thörichte Liebhaber den Dünkel gehabt hatten zu behaupten, daß die Reize ihrer Damen denen der schönen Mizalenza glichen. Die Tapferkeit des Artabanes nun hindert es nicht nur, daß das Porträt der Parthenissa zu der Gemäldeausstellung hinzugefügt wurde, sondern verschafft ihr mit einem Schlage den Besitz jener Chefs-d'oeuvre, welche die Sammlung seines Gegners enthielt. Artabanes hat jedoch in dem Günstlinge des Königs, Surena, einen furchtbaren Nebenbuhler. Da indeß Letzterer sieht, daß er in der Zuneigung der Parthenissa keine Fortschritte macht, so veranlaßt er eine ihrer Vertrauten durch reiche Geschenke, daß sie dem Artabanes einen Brief in die Hände spielt, aus welchem hervorgeht, daß zwischen Surena und Parthenissa ein sehr intimes Verhältniß obwaltet. In Folge dessen hat Artabanes einen furchtbaren Kampf mit Surena, schont jedoch das Leben desselben und verläßt hierauf Parthien, fest überzeugt von der Untreue der Parthenissa und mit dem unerschütterlichen Entschlusse, auf dem Gipfel der Alpen seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Auf der Seereise nach dieser hochgelegenen Gegend wird er von einem Piraten gefangen genommen und von diesem nebst einem Schock anderer Gefangenen seinem Freunde und Beschützer Pompejus, dem allbekannten Patrone und Ermuthiger der Seeräuber, zum Geschenke dargebracht. Artabanes entkommt jedoch später aus der Knechtschaft, stellt sich an die Spitze seiner Mitsklaven, und indem die Schaar derselben immer mehr zunimmt, erweist sich der Held dieses Romanes am Ende als unser alter Bekannter aus der Geschichte, Spartakus. Die Erzählung des nun folgenden Krieges ist genau historisch, nur wird gesagt, die Nachricht von dem Tode des Spartakus in der Schlacht am Silarus sei falsch, da er nicht nur diesen Kampf überlebte, sondern auch seinen Plan, ein Alpenklausner zu werden, fahren ließ und sich inkognito nach Rom begab. Dorthin kam auch ein parthischer Freund, der ihm seinen Verdacht in Betreff der Parthenissa benahm und ihn überredete, mit ihm in sein Vaterland zurückzukehren. Daselbst angelangt, sah er sich von seinem alten Nebenbuhler Surena, so wie nicht minder von einem neuen, der in der Person des Königs auftrat, noch immer sehr behelligt. Da Parthenissa in die Gewalt des Letztern gerieth und sie fürchtete, er möchte seine Bewerbungen bis zum Aeußersten treiben, so nahm sie einen Trank, der ihr das Aussehen einer Todten gab. Unser leichtgläubiger Held aber, welcher sie für vergiftet hielt, wurde von so heftigem Kummer hierüber ergriffen, daß er sich erstach; jedoch erholte er sich wieder durch ärztlichen Beistand und war nun, wie zu Anfange des Romanes berichtet worden, nach Hierapolis gekommen, um das Orakel zu befragen, was er unter so bewandten Umständen thun solle. — Der Priester Kallimachus beginnt nun, als Aequivalent für die vernommene Geschichte, die Mittheilung seiner eigenen Abenteuer und es zeigt sich, daß er der König von Bithynien, Nikomedes, der Vater von Julius Cäsar's Nikomedes, ist. Mitten im Besten dieser Erzählung jedoch sieht Artabenes wie eine Dame, welche ganz wie Parthenissa aussieht, landet und sich mit einem jungen Ritter in ein Dickicht begiebt. Indeß kann er kaum glauben, daß es die Gebieterin seines Herzens sei und zwar erstens, weil er wußte, daß sie todt war, zweitens aber deswegen, weil ihr Betragen sich nicht nur nicht mit ihrer Treue gegen ihn, sondern überhaupt nicht mit weiblichem Dekorum vertrug. Der Roman bricht jedoch ab, bevor der Verfasser seine Heldin aus der verdächtigen Situation befreit, in die er sie gebracht hat. Diesen unvollendeten Zustand, in welchem das Werk hinterblieben ist, und der bei Marivaux's Marianne und Paysan Parvenu als ein Hauptmangel erscheint, wird indeß gewiß kein Kritiker bei der Parthenissa tadeln. Außer der Episode, welche die Geschichte des Kallimachus bildet, wird auch noch die Geschichte des Perolla erzählt, eines der Anhänger des Spartakus, welcher in eine schöne Kapuanerin verliebt war und durch ein Unglück, das in Betracht der so verschiedenen Zeiten, in denen sie lebten, höchst sonderbar erscheinen muß, Hannibal zum Nebenbuhler hatte. Die Leidenschaft des Karthagers aber war so groß, daß er während der Dauer seines Aufenthaltes in Italien die Leitung aller Kriegesangelegenheiten dem edeln Maharbal übergab und die Eroberung der ganzen Welt aufgab, um die unglückliche Izadora zu erobern. Nichtsdestoweniger

würde er zur Zeit, da er nach Rom vorrückte, jene erstere bewiekt haben, hätte ihn nicht seine schöne Feindin durch die dringendsten Bitten vermocht seine Waffen eher anders wohin zu wenden, als sie zue Zerstörung derjenigen Stadt zu gebrauchen, welche ihe das Dasein gegeben. — Hannibal und Spartakus sind virlleicht diejenigen Helden des Alterthumes, welche am wenigsten dazu taugen die Rolle winselnder Romanhelden zu spielen und besonders vermag der Letztere in dieser Beziehung wenig Interesse zu erregen, da sich gar keine romantischen Ideeen an seinen Namen knüpfen.

Von den sechs Bänden, aus denen dieser Roman desteht, hat der Verfasser einen der Herzogin von Orleans, die übrigen hingegen der Lady Sundeeland gewidmet, welche Letztere unter dem Namen Sacharissa besser bekannt ist[809]).

Der Umstand, daß sowohl die Parthenissa als die Eliana unvollendet geblieben sind, beweist, daß diese Art von Produktionen keine große Ermuthigung fand. In dee That auch ließ sich nicht erwarten, daß ein Roman wie die Parthenissa, der vielleicht für die feieeliche Galanterie, welche an dem Hofe Ludwigs XIV herrschte, recht gut passen mochte, zur Zeit Karls II in England hatte Beifall finden sollen. Man verlangte etwas minder Ernstes und Hochtrabendes, und man kann daher dieser Periode den Ursprung derjenigen Gattung von Erzeugnissen zuschreiben, welche, durch den bessern Geschmack der folgenden Zeit genährt, zu dem neuern englischen Romane herangeeeist ist. Damals [1709] erschien die Atalantis der Mrs. Manley, welche gleich der Astrée Urfé's lautee skandalöse Geschichten der vornehmen Welt enthielt. Dieses Umstandes wegen wurde dieses Werk eine Zeit lang stark gelesen und demselben von Pope die Unsterblichkeit mit eben so großer Uebereilung vorausgesagt, wie man den von Jarvis gemalten Schönheiten eine tausendjährige Blüthe verhieß.

Die Romane der Mrs. Aphra Behn, welche im Jahre 1687 starb, erschienen meist gegen Ende der Regierung Karls II. Von dieser Dame sagte Sir Robert Steele, wie wir aus Granger's Biographical Dictionary ersehen, daß sie den praktischen Theil der Liebe besser verstand, als den spekulativen Ihren Werken ist die unralische Pest, von welcher die Literatur ihrer Zeit angesteckt wae, nicht fremd geblieben; und in der That, wenn sich nur ein einziger Dichter jener Periode unbefleckter Erzeugnisse rühmen konnte, so läßt sich kaum eewarten, daß auch nur ein einziger Romanschreiber sich ein gleiches Lod erworben habrn sollte. Oroonoko ist der interessanteste untee den Romanen der Mrs. Behn und frei von dem Tadel, den man gegen viele der übrigen aussprechen muß. Von den Ereignissen, welche die Umrisse zu demselben lieferten, war Mrs. Behn selbst Zeugin, als sie ihren Vater nach Surinam begleitete; auch haben sie, wie die Verfasserin bemeekt, Southern den Stoff zu einem der bekanntesten und rührendsten seiner Trauerspiele an die Hand gegeben [nämlich dem Oroonoko].

Mrs. Behn fand eine Nachahmerin in der Mrs. Heywood, welche 1696 geboren wuede und 1758 staeb. Ihre ersten Romane, wie z. B. „Liebe im Uebermaß" (Love in Excess), „der britische Einsiedler" (The British Recluse), „der gekränkte Ehemann" (The Injured Husband), in denen sie von den Intriguen und zügellosesten Scenen vielfachee Liedeshändel den Schleiee weggezogen und sie ausführlich geschildert hat, besitzen in sittlicher Beziehung alle Fehler der ihnen vorangehenden Erzeugnisse. Ihre Männer sind Wüstlinge im höchsten Geade und ihre weiblichen Charaktere so leidenschaftlich wie die maurischen Prinzessinnen in den spanischen Ritterromanen. Die „Geschichte der Miß Betsy Thoughtleß" (The History of Miss Betsy Thoughtless) jedoch, ein späteres und umfangreicheres Werk dieser Schriftstellerin, ist zwar nicht überall frei von den erwähnten Flecken, indeß verdient es sowohl wegen seines eigenen Werthes, als auch deswegen Beachtung, weil es offenbar der Miß Burney die Idee zu ihrer Evelina eingegeben hat.

In dem Romane der Mrs. Heywood betritt eine junge Dame in London schon früh den großen und geschäftigen Schauplatz der Welt. Sie lebt in dem Hause und unter der Obhut der Lady Mellasin, eines Weibes von niedriger Geburt, gemeinen Sitten und ausschweifendem Charakter, deren Gemahl der Vater der Miß Thoughtleß zum Vormunde der letztern ernannt hat. Von dieser Frau nun und von der Bosheit und Impertinenz der Miß Flora, ihrer Tochter, muß die Heldin der Erzählung gar sehr Vieles dulden. Obgleich sie ferner einen tugendhaften Sinn, einen guten Verstand und ein gefühlvolles Herz besitzt, so verursachen ihr doch ihre Unkenntniß der äußeren Formen und ihre Unbekanntschaft mit den Gewohnheiten der Welt viele fatale Vorfälle und

bringen ſie in unangenehme, für ihre Eitelkeit höchſt kränkende Situationen, welche endlich das Zartgefühl eines liebenswürdigen, ihr ganz ergebenen jungen Mannes verletzen und ihr das Herz desſelben faſt für immer entfremden.

Die Evelina der Miß Burney befindet ſich faſt in gleicher Lage und ihre Verlegenheiten entſpringen aus ähnlichen Urſachen. Der Hauptanſtoß nämlich, den Truewoorth, der Liebhaber der Miß Thoughtleß, an dem Betragen der Letztern nimmt, entſpringt aus dem Umſtande, daß er ſie in der Geſellſchaft der Miß Forward antrifft, mit welcher ſie zuſammen in einer Penſionsanſtalt geweſen war und von deren üblen Ruf ſie nichts wußte. Ebenſo wird das Zartgefühl des Lord Orville verwundet und ſeine Zuneigung für Evelina erſchüttert, weil er ihr im Vauxhall in ähnlicher Geſellſchaft begegnet. Der darauffolgende Beſuch und Rath der Liebhaber wird jedoch von den Heldinnen auf ganz verſchiedene Weiſe aufgenommen.

Aber nicht nur die Analogie des Werkes der Mrs. Heywood im Allgemeinen entſpricht der Evelina der Miß Burney, ſondern auch viele Charakterſchilderungen in jenem ſtimmen mit denen des letztern berühmten Romanes überein. Truewoorth iſt ganz derſelbe edle und zuvorkommende Liebhaber wie Lord Orville und Lady Mellaſin ganz dieſelbe gemeine, ausſchweifende Frau von niedriger Herkunft wie Madame Duval. Die Bosheit und Eiferſucht ferner, mit welcher Miß Flora Mellaſin die Heldin zu Anfange des Romanes verfolgt, entſpricht der Bosheit und Eiferſucht der beiden Miß Branghton; Miß Mabel endlich, die liebenswürdige und beſcheidene Freundin der Betſy Thoughtleß, ſcheint den Gedanken zu der Freundin Evelina's, Miß Mirvan, eingegeben zu haben; obwohl man auch außerdem noch in vielen untergeordneten Charakteren beider Romane die nämliche Zuverſicht, affektirte Gleichgültigkeit und galante Frechheit geſchildert findet.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wuchs die Zahl der engliſchen Produktionen auf dieſem Gebiete mit reißender Schnelligkeit. Diejenigen nun, welche ſeit dieſer Zeit erſchienen ſind, laßen ſich meiner Meinung nach in *ernſte*, *komiſche* und *romantiſche* eintheilen.

An die Spitze der erſten Klaſſe müſſen ohne allen Zweifel die Romane *Richardſon's* geſtellt werden. Das früheſte Erzeugniß dieſes berühmten Schriftſtellers iſt ſeine Pamela, deren erſter Theil 1740 erſchien. Aus der Biographie Richardſon's erſieht man, daß die Buchhändler, für die er gelegentlich arbeitete, ihn erſucht hatten, einen Band Briefe über verſchiedene Gegenſtände des gewöhnlichen Lebens zu ſchreiben. Richardſon wollte nun, daß dieſe Produktion zugleich zum Wohle der unteren Klaſſen dienen ſollte; da aber ein Brief immer den andern hervorrief, ſo wurde daraus ein Roman, welcher endlich unter dem Titel „Geſchichte der Pamela" (History of Pamela) dem Publikum übergeben wurde. In der erwähnten Lebensbeſchreibung wird geſagt, daß der Zweck des Verfaſſers in der Pamela ein doppelter war, nämlich zu zeigen, wie ein Wüſtling durch den Einfluß tugendhafter Liebe gebeſſert werden kann, und dann wie die Tugend durch die ſchwerſten Prüfungen ſicher und triumphierend einen ehrenvollen Lohn erreicht. In dieſer Abſicht nun zeigt der Roman ein junges Mädchen der niedrigſten Lebensſphäre, welche den Nachſtellungen ihres Herrn ausgeſetzt iſt. Der erſte Theil der Geſchichte ſchildert alſo die Verſuche, die gegen ihre Tugend unternommen werden, und ihren glücklichen Widerſtand in Briefen Pamela's an ihre Eltern, deren Charaktere die Sitten und Tugenden der unterſten Klaſſen der engliſchen Geſellſchaft repräſentieren ſollen. In Folge der fortwährenden Beſtrebungen ihres Herrn jedoch kommt unſere Heldin endlich auf den Gedanken, daß ſie wohl noch am Ende etwas mehr erreichen könne, als ſich von ſeinen Schlingen frei zu erhalten; die Klugheit kommt jetzt der Tugend zu Hülfe und ihr Herr belohnt ſie endlich nach einem harten Kampfe ſeines Stolzes mit ſeiner Leidenſchaft durch das Anerbieten ſeiner Hand, welches denn auch Pamela dankbar annimmt. Später folgten noch zwei Bände, welche Letztere als Ehefrau vorführen. Aus dieſen beiden Theilen des Romanes nun hat Goldoni den Stoff zu ſeinen beiden Luſtſpielen „Pamela als Mädchen" (Pamela Nubile) und „Pamela als Frau" (Pamela Maritata) entnommen.

Bei ihrem Erſcheinen wurde die Pamela mit allgemeinem Beifalle aufgenommen; der Ruf dieſes Werkes iſt jedoch einigermaßen durch die größere Berühmtheit der ſpäteren Erzeugniſſe Richardſon's verdunkelt worden. Von letzteren iſt es beſonders die Clariſſa, auf welche ſeine Celebrität ſich hauptſächlich gründet. Wie Jedermann weiß, enthält dieſer Roman die Geſchichte eines jungen Mädchens von Stande, welche ihre Eltern zu einer Heirath zwingen wollen, die ihr

widerſtrebt und, um dieſelbe zu vermeiden, ſich in den Schutz eines Liebhabers begiebt, welcher ihr Zutrauen ſchmählich misbraucht und zuletzt ſeine Leidenſchaft befriedigt, wenngleich es ihm nicht gelungen war, ihre Tugend zu Falle zu bringen. Sie weiſt ſeine Hand zurück, die er ihr endlich anbietet, und verbirgt ſich in einer einſamen Wohnung, wo ſie von Kummer und Scham überwältigt ſtirbt. Es iſt eine oft wiederholte Bemerkung, daß für Richardſon der Ruhm aufbewahrt war, in dieſer Erzählung alle Umſtände, welche weibliche Schmach und Schande begleiten, als beſiegt zu zeigen, die Würde der Tugend, ſelbſt in den ſchmerzlichſten Lagen, in's hellſte Licht zu ſtellen und, was die Hauptmoral dieſes Werkes iſt, zu weiſen, daß die Tugend in jeder Lage triumphiert.

Das Hauptverdienſt Richardſon's beſteht in ſeiner Charakterzeichnung. Klaeiſſa iſt ein Muſterbild weiblicher Vortrefflichkeit Die übrigen Glieder der Familie Harlowe beſitzen alle eine gewiſſe Aehnlichkeit und zugleich hat doch jedes derſelben etwas Eigenthümliches. „Der ſtrenge Vater, ſagt Mrs. Barbauld in ihrer Vorrede, der leidenſchaftliche finſtere Bruder, die neidiſche boshafte Schweſter, die geldſüchtigen Oheime, die ſanfte aber ſchwache Mutter werden alle durch jene Steifheit, Prunkſucht und Feierlichkeit, welche über die ganze Gruppe geworfen iſt, ſo wie durch die ſelbſtſüchtigen Familienzwecke, in denen ſie alle übereinſtimmen, hinwiederum aſſimiliert.“ Der Charakter des Lovelace iſt, wie allbekannt, eine Erweiterung des Lothario in Rowe's „Schöner Büßerin“ (The Fair Penitent); nach Dr. Johnſon's Meinung jedoch (ſiehe deſſen Leben Rowe's) hat Richardſon ſein Vorbild in der moraliſchen Wirkung bei Weitem übertroffen. „Lothario, ſagt der berühmte Biograph, bewahrt ſich durch ſeinen Frohſinn, den man nicht haſſen, und durch ſeinen Muth, den man nicht verachten kann, das Wohlwollen des Zuſchauers in einem zu hohen Grade. Nur Richardſon allein vermochte es zugleich Achtung und Abſcheu zu erwecken, alles Wohlwollen, welches Schlauheit, ſeines Benehmen und Muth gewöhnlich hervorrufen, durch tugendhaften Zorn zu überwältigen und endlich den Helden über den Schurken verachten zu laßen.“

Obgleich indeß die Charakterſchilderung des Lovelace vielleicht nicht in ihrer moraliſchen Tendenz zu tadeln ſein mag, ſo giebt es doch in dem ganzen Bereiche der Dichtung keine andere, die der Wahrſcheinlichkeit ſo ſehr Trotz bietet. Es hat nicht nur niemals einen Charakter wie den des Lovelace gegeben, ſondern er ſcheint ſogar mit der menſchlichen Natur unverträglich zu ſein. Große Verbrechen können zwar, auch wenn kein ſtarkes Motiv vorliegt, aus Uebereilung begangen werden, eine überlegte lang fortgeſetzte Nichtswürdigkeit jedoch hat immer irgend einen beſtimmten Zweck verfolgt, der ſich nicht auf unſchuldigem Wege erreichen ließ. —

Nachdem Richardſon in ſeiner Klariſſa ein Muſter weiblicher Delikateſſe, Anmuth und Würde aufgeſtellt hatte, verſuchte er in ſeinem Sir Charles Grandison, ſeinem dritten und letzten Werke, einen vollkommenen männlichen Charakter zu ſchildern, welcher alle Gaben des Körpers und des Geiſtes mit der ſtrengſten Beobachtung der moraliſchen und religioſen Pflichten vereinen ſollte. Alle Ereigniſſe beziehen ſich auf die vielfachen Verhältniſſe, in denen „dieſes fehlerloſe Wunderthier“ erſcheint und es hat das Anſehen, als ob die übrigen Perſonen nur auftreten, damit ihm Gelegenheit gegeben werde, ſeine zahlreichen Vollkommenheiten an den Tag legen zu können, ausgenommen vielleicht Clementina, deren Wahnſinn mit ſo ächten Zügen der Natur und Leidenſchaft geſchildert wird, daß er kaum verlieren würde, auch wenn man ihn mit dem eines Oreſtes [300]) oder Lear vergleichen wollte.

Es iſt alſo die Abſicht Richardſon's in allen ſeinen Romanen, die Ueberlegenheit der Tugend zu vergegenwärtigen. Er verſucht in der Pamela den Charakter eines Wüſtlings verächtlich zu machen und den Werth der Tugend an einem höherer Bildung entbehrenden Geiſte zu zeigen, ſowie die Belohnung, welche ihr zuweilen zu Theil wird. In der Clariſſa hingegen hat er die Schönheit geiſtiger Vollkommenheiten geſchildert, welche freilich hienieden nicht immer ihren Lohn erreicht. In Sir Charles Grandison endlich thut er dar, wie Moralität alle Talente und Eigenſchaften erhöht und verſchönert.

Außer den Werken Richardſon's giebt es auch noch verſchiedene andere engliſche Romane, die ſich durch ihre Innigkeit und ihren Pathos auszeichnen und deren Hauptzweck es iſt unſer Mitgefühl zu erregen. In Mrs. Sheridan's Sydney Biddulph wird auf die Heldin jede Art von Kummer gehäuft, um zu zeigen, daß weder Klugheit noch Vorſicht noch der beſte Charakter genügen, um uns vor den Uebeln des Lebens zu ſchützen.

Dieß Werk wurde, wie die Verfaſſerin ſagt, gegen das moraliſche Syſtem geſchrieben, welches damals Mode war, daß nämlich Tugend und Gluck immer Hand in Hand gehen oder wie Congreve am Schluſſe ſeiner „Trauernden Braut" (The Mourning Bride) es ausdrückt:

„Daß Segen ſtets der Tugend That begleitet
Und, wenn auch ſpät, doch ſichern Lohn bereitet."

In den Produktionen Godwin's werden einige von den ſtärkſten Gefühlen des menſchlichen Herzens auf eine gewaltige Weiſe erregt und es giebt nur wenige Romane, welche erſchütterndere Gemälde bieten oder ein höheres Intereſſe erwecken als Caleb Williams. Der Charakter der Hauptperſon, des Falkland nämlich, der ſich auf phantaſtiſche Prinzipien von Ehre gründet, iſt vielleicht, genau genommen, keine urſprüngliche Erfindung Godwin's, da er dem des Shamont in Beaumont und Fletcher's „Muth und Ehre" (Nice Valour) entſpricht. Der hohe Grad von Leiden, die ſich auf Falkland häufen, das undurchdringliche Dunkel, das ihn umgiebt, und die furchtbaren Verfolgungen, denen er den muthmaßlichen Beſitzer ſeines ſchrecklichen Geheimniſſes preisgiebt, gehören jedoch dem Verfaſſer eigenthümlich an und ſind mit einer Kraft geſchildert, welche ſelbſt von den ſchönſten Stellen poetiſcher oder dramatiſcher Dichtung nicht übertroffen worden iſt. Godwin's anderer Roman St. Leon ſoll zeigen, daß unvergängliche Jugend und unerſchöpfliche Reichthümer das menſchliche Glück nicht vermehrt haben würden. Indeß beweiſt dieſe Geſchichte keineswegs das Ungenügende derartiger Gaben; denn mit Ausnahme der Zurückhaltung und des Mistrauens, welche dadurch in dem häuslichen Kreiſe St. Leon's hervorgerufen werden, erſcheint dieſer ſtets eher als ein Opfer des Unglückes, als der Folgen ſeiner übernatürlichen Eigenſchaften. Auch iſt es ein ungünſtiger Umſtand, daß der Verfaſſer, um zu zeigen, wie durch das Lebenselixier die Leiden des Daſeins nur verlängert werden, ſich genöthigt ſah, ſeinen Helden in ein fernes und abergläubiſches Zeitalter zu verſetzen, da ſich uns ſtets der Gedanke aufdrängt, wie verſchieden das Schickſal St. Leon's geweſen ſein würde, wenn er in einem glücklichern Lande und einem aufgeklärtern Jahrhunderte gelebt hätte. Auch ſind ſeine Unglücksfälle viel zu ähnlich, da dieſe hauptſächlich in der Beraubung perſönlicher Freiheit beſtehen und er ſich hintereinander in den Kerkern zu Konſtanz, der Inquiſition zu Madrid und des Bethlen Gabor befindet. Daher hat mir auch der Theil des Romanes, der ſeiner Erwerbung des Lebenselixiers und des Steins der Weiſen voraufgeht, immer am anziehendſten geſchienen. Die geſchichtlichen Ereigniſſe hingegen, welche ſich auf diejenigen italieniſchen Feldzüge beziehen, die mit der Schlacht bei Pavia endeten, ſind mit der größten Lebendigkeit erzählt und die Kontraſte ritterlichen Glanzes, armſeligſter Dürftigkeit und behaglichen Auskommens in dem häuslichen Leben des St. Leon auf bewunderungswürdige Weiſe geſchildert, während Margaretha, welche dieſen wechſelnden Lagen ihres Gatten zur Zierde zum Troſte und zur Verſchönerung gereicht, als eins der ſchönſten Gemälde weiblicher Vortrefflichkeit erſcheint, die je dargeboten worden ſind. Nicht minder iſt der Charakter St. Leon's gut durchgeführt; wir freuen uns über die Treue und die Vaterlandsliebe, die er ſchon ſo früh an den Tag legt, ſo wie über ſeine Hochherzigkeit und zärtliche Liebe für ſeine Familie, während zugleich ſein Hang, ſich mit Pracht zu umringen und Bewunderung zu erregen, den Weg dazu anbahnen, daß er die verhängnißvollen Gaben des Alchymiſten annimmt. In dem ganzen Romane ſind die Geſpräche voller Beredſamkeit und faſt jede Scene mit dem kräftigen und lebendigen Pinſel eines Meiſters gemalt. Noch nie iſt eine Rettung anziehender, als die des St. Leon von dem Auto da Fé zu Valladolid oder eine Gegend herzerquickender geſchildert worden, als dieß in dem Romane bei Gelegenheit der auf jenes Ereigniß folgenden Rückkehr St. Leon's zu dem Wohnſitze ſeiner Väter geſchieht. Noch nie auch hat der menſchliche Geiſt ein furchtbareres Gemälde von Verlaſſenheit und geiſtiger Verödung geſchaffen, als das des geheimnißvollen Fremden, welcher in der Hütte des St. Leon anlangt und ihm das unſelige Geſchenk zurückläßt. Am Schluſſe des Werkes bleibt uns der ſtärkſte Eindruck von denjenigen Gefühlen gänzlicher Einſamkeit und Ertödtung des Herzens, welche St. Leon empfindet und die durch ſeine ſtete Erinnerung an die Scenen frühern Glückes noch quälender gemacht werden.

Unter den Verfaſſern komiſcher Romane ſind, wie allbekannt, Fielding und Smollett die berühmteſten, mit deren Werken ich den Leſer nicht lange aufhalten werde; denn es wünſcht Niemand zum

zwanzigſten Male zu hören, daß Erſterer ſich durch ſeine Schilderung von Landjunkern und der Letztere von Seeleuten auszeichnet. Die Vorzüglichkeit beider in dieſen verſchiedenen Arten von Charakterzeichnungen iſt ein ſtarker Beweis davon, wie nothwendig Erfahrung und Umgang mit der Welt für einen Sittenmaler ſind, indem Fielding einige Jahre lang Gutsbeſitzer und Smollet Gehülfe eines Chirurgen am Bord eines Linienſchiffes war. Tom Jones iſt das berühmteſte von Fielding's Werken und vielleicht der ausgezeichneteſte aller komiſchen Romane. Der Verfaſſer erweckt in uns das wärmſte Intereſſe für ſeinen Helden, bringt ihn durch eine Reihe von Vorfällen in die größte Bedrangniß, und während nun alles düſter und finſter um ihn her erſcheint, befreit er durch eine zugleich natürliche und außerordentliche Verkettung von Umſtänden ſowohl den Helden als den Leſer aus ſeiner Noth. Es giebt keinen Roman, deſſen Anlage bewunderungswürdiger wäre, als die des Tom Jones; auch nicht ein Umſtand findet ſich darin, der nicht einigermaßen zu der Kataſtrophe beitrüge; und überdieß, was für Humor und Natürlichkeit, was für wunderbare Kraft und Wahrheit in der Schilderung der Ereigniſſe! Nur einen einzigen Fehler mochte vielleicht dieſe Erzahlung beſitzen, der ſo leicht hätte verbeſſert werden können, daß man bedauern muß, daß der Verfaſſer dieß unterlaßen hat. Jones nämlich erweiſt ſich am Ende doch als ein uneheliches Kind, obwohl ſich dieſer Umſtand leicht vermeiden ließ, wenn die Mutter als heimlich mit dem jungen Geiſtlichen verheirathet dargeſtellt wurde. Dieß hätte nicht nur von der Geburt des Helden jeden Flecken entfernt, ſondern auch ihm ein größeres Anrecht auf das Eigenthum ſeines Oheimes Allworthy verliehen. In der That auch läßt in einer elenden Fortſetzung, die vom Tom Jones erſchienen iſt, der querköpfige Verfaſſer, als deſſen Liebling Bliſil auftritt, dieſen ſeinen Helden nach dem Tode Allworthy's einen Prozeß gegen Tom anhängig machen und Letztern denſelben zugleich mit ſeinem Vermögen verlieren.

Von den Romanen Smollett's iſt Humphrey Clinker bei weitem der originellſte. In dieſem Werke führt der Verfaſſer aus, was bis dahin faſt noch nie verſucht worden war, nämlich die Schilderung der verſchiedenen Wirkungen, welche die nämlichen Scenen, Perſonen und Vorfälle auf verſchiedene Charaktere und Gemüthsarten hervorbringen, und in einer der lebendigſten launigſten Gemälde beſtätigt er die große moraliſche Wahrheit, daß unſer Glück und alle unſere Empfindungen nicht ſowohl aus äußeren Umſtänden, als aus der Beſchaffenheit des Gemüthes entſpringen. In den übrigen Werken Smollett's hat der Verfaſſer, wie ſchon bemerkt, beſonders die Seeleute, ihre Miſchung von Rauhheit und innigem Gefühle, ihre engherzigen Vorurtheile, ihre unbeſonnene Verſchwendung, ihre unerſchrockne Tapferkeit und ihren warmen Edelmuth auf bewundernswerthe Weiſe geſchildert. In ſeinem Peregrine Pickle ſind die derartigen Charaktere etwas karikiert, der des Tom Bowling in Roderick Random jedoch hat ſogar etwas Erhabenes und wird immerdar als ein glückliches Gemälde jener Seehelden betrachtet werden, denen Großbritannien einen ſo großen Theil ſeines Glückes und Ruhmes verdankt.

Obgleich es, wie ich bereits früher erwähnt, nicht in meiner Abſicht liegt auf eine genauere Behandlung der engliſchen Proſadichtungen einzugehen, da dieß allein ein Werk von mehreren Bänden erfordern würde, ſo möchte es doch vielleicht nicht paſſend erſcheinen, die eigentlich romantiſchen Produktionen gänzlich zu übergehen, da dieſe Gattung von Romanen der engliſchen Literatur gutentheils eigenthümlich iſt, gewiſſermaßen von allen übrigen Erſcheinungen, die ich bisher beſprochen, abweicht und ſich einer zahlreichen Klaſſe von Leſern dadurch empfohlen hat, daß ſie Empfindungen des ſtärkſten Grauens erweckt.

„In jeder Bruſt, ſagt ein geſchmackvoller Schriftſteller, die überhaupt für den Einfluß der Phantaſie empfänglich iſt, findet ſich der Keim einer gewiſſen abergläubiſchen Furcht vor der Geiſterwelt, welche leicht die Idee eines Umganges mit derſelben hervorruft. Einſamkeit — Dunkelheit — leiſe, flüſternde Töne — der undeutliche Anblick von Gegenſtänden — alles dieß trägt dazu bei jenes geheimnißvolle, das Innerſte durchzuckende Grauen zu erregen, welches durch die Gedanken an „die Mächte, die unſichtbar und weit mächtiger ſind als wir," veranlaßt wird."

Es iſt vielleicht auffallend, daß ſo gewaltige und allgemeine Gefühle nicht ſchon früher zum Gegenſtande romantiſcher Behandlung gemacht worden ſind; denn man kann den Urſprung dieſer Gattung von Romanen nicht höher hinauf ver-

folgen, als bis zu dem „Schlosse von Otranto" (The Castle of Otranto) von Horace Walpole.

Folgenden interessanten Bericht von der Idee zu diesem Werke und der Art der Abfassung desselben giebt der Autor selbst in einem Briefe an Mr. Cole (datiert Strawberry-Hill, den 9. März 1769): „Soll ich Ihnen gestehen, welches der Ursprung dieses Romanes war? Ich erwachte eines Morgens zu Anfange Juni vorigen Jahres aus einem Traume, von welchem mir nichts weiter im Gedächtnisse blieb, als daß ich mich in einem alten Schlosse befand (ein sehr natürlicher Traum für einen Kopf, der wie der meine mit mittelalterlichen Geschichten angefüllt ist) und daß ich auf der obersten Balustrade einer großen Treppe eine gigantische bepanzerte Hand erblickte. Ich setzte mich daher des Abends nieder und fieng an zu schreiben, ohne im geringsten zu wissen, was ich zu sagen oder zu erzählen beabsichtigte. Die Arbeit wuchs mir unter den Händen und ich faßte Liebe zu ihr, wozu auch noch der Umstand kam, daß ich an Alles lieber dachte als an Politik. Kurzum, meine Erzählung fesselte mich so sehr, daß ich sie in weniger als zwei Monaten vollendete und eines Abends von der Zeit, wo ich Thee getrunken hatte, also etwa von sechs Uhr an bis nach halb zwei des Morgens hinter einander fort schrieb. Endlich waren meine Hände und Finger so ermüdet, daß ich die Feder nicht mehr halten noch den Satz vollenden konnte, sondern das Gespräch Mathilde's und Isabella's mitten im Paragraphe unterbrechen mußte. Sie werden über meinen Eifer lachen; jedoch wenn ich Ihnen durch eine einigermaßen treue Schilderung der Sitten alter Zeit einige Unterhaltung gewährt habe, so bin ich zufrieden."

Dieses mit so vieler Liebe geschriebene Werk ließ jedoch Walpole nicht unter seinem Namen erscheinen, sondern gab es als die Uebersetzung eines italienischen Autors heraus, den er Onuphrio Montalto nannte; auch gab er vor, das Original sei zu Neapel 1529 mit gothischen Buchstaben gedruckt und unlängst in der Bibliothek einer alten katholischen Familie in Nordengland aufgefunden worden. Walpole's Arbeit wurde bei ihrem Erscheinen nicht günstig aufgenommen und das übertriebene Lob, mit welchem der wirkliche Verfasser den vorgeblichen überhäuft, erscheint jetzt, wo die Täuschung entdeckt ist, in hohem Grade ungereimt.

Walpole sagt, er habe in diesem Werke versucht den ältern und den neuern Roman zu vermischen; wenn er aber unter dem ältern Romane die Ritterbücher versteht, so muß man dagegen bemerken, daß die Extravaganzen seiner Produktion gar keine Aehnlichkeit mit der Maschinerie jener besitzen. Denn welche Analogie besteht zwischen den Schädeln und Skeletten, den geheimen Thüren, feuchten Gewölben, Fallthüren und öden Gemächern des Schlosses von Otranto und den zeltbedeckten Feldern und luftigen Zaubereien der Ritterwelt?

Es sind viele Zweifel darüber entstanden, ob Walpole's Werk ernst oder scherzhaft gemeint war; wenn ersteres der Fall ist, so kann man es bloß als einen sehr schwachen Versuch übernatürliches Grauen oder Schrecken zu erregen, betrachten; denn ein unermeßlicher Helm gewährt einen nur armseligen Anlaß zu dergleichen Empfindungen und die Maschinerie ist so gewaltsam, daß sie eben dadurch die beabsichtigte Wirkung zerstört. Ein Schwert, das bloß durch hundert Menschen emporgehoben werden kann — Blut, welches einer Statue aus der Nase tropft — ein Romanheld, der in einen Helm eingesperrt wird — alle diese Dinge sehen nicht aus wie der erste und ernstgemeinte Versuch einer neuen Gattung von Romanen, sondern weit eher, als wenn sie ersonnen wären, frühere Ungereimtheiten durch Uebertreibung lächerlich zu machen, wie dieß mit dem Don Quijote hinsichtlich der Ritterbücher der Fall war.

Jedoch, wie dem auch sei, das Schloß von Otranto enthält alle Elemente der romantischen Gattung. Wir finden darin hohles Stöhnen, gothische Fenster, welche das Tageslicht abhalten, und Fallthüren mit Treppen, die zu öden Gewölben führen. Auch das Benehmen der Dienerschaft, die weibische Furcht der Zofen und die durch ihre plumpen Scherze und Umschweife hervorgebrachten Verzögerungen sind in allen späteren Produktionen dieser Art nachgeahmt worden. Als Entschuldigung für diese Abweichung von dem ernsten Tone des Ganzen führt Walpole an, daß er sich Shakespeare zum Muster genommen, welcher in seine tragischesten Schöpfungen die plumpen Späße von Todtengräbern und römischen Bürgern eingeflochten hat, und bemerkt weiter, daß, wie wichtig auch immer die Pflichten der Helden und Fürsten, wie ernst und düster auch immer ihre Empfindungen sein mögen, sich doch

nicht die nämlichen Affekte in ihren Dienern ausprägen oder sie doch wenigstens dieselben nicht auf so würdevolle Weise ausdrücken, und daß so der durch die pathetische Erhabenheit der Einen und die Natürlichkeit der Anderen hervorgebrachte Kontrast erstere desto stärker hervortreten läßt.

Der „Alte Englische Baron" (The Old English Baron) von Clara Reeve, welcher 1780 erschien, ist der literarische Nachkomme des Schlosses von Otranto und beruht gleich diesem auf der Entdeckung eines Mordes durch übernatürliche Mitwirkung und der darauffolgenden Wiedereinsetzung des rechtmäßigen Erben in seine Rechte. Auch dieser Roman soll, wie die Verfasserin selbst sagt, die anziehendsten und interessantesten Züge der alten Romane mit den Ereignissen und Gefühlen des wirklichen Lebens vereinen. Die letztern sind jedoch zuweilen zu natürlich geschildert und die wichtigsten und heroischesten Charaktere dieses Werkes legen eine Besorgtheit in Betreff der Jahrgelder, der Einrichtung von Pachthöfen und der Hausgeräthe an den Tag, welche zu der schauerlichen und gigantischen Haltung des Ganzen nur sehr schlecht stimmt; so heißt es einmal: „Sir Philipp hatte eine Besprechung mit Lord Fitz-Owen in Betreff der Uebergabe des Landgutes und bestand dabei in Erwägung der Rückstände auf dem Hausgeräthe und der Einrichtung des Pachthofes. Als jedoch Lord Fitz-Owen auf die Erziehung des jungen Mannes und die dadurch verursachten Kosten anspielte, versetzte Sir Philipp: „Sie haben Recht, Milord; daran hatte ich nicht gedacht."" Und ein andermal: „„Du mein Sohn wirst das Haus und das Landgut deines Oheims in Besitz nehmen und nur die Verpflichtung haben, jedem deiner jüngeren Brüder alljährlich die Summe von tausend Pfund auszuzahlen."" Wieder ein andermal ergreift der Baron Sir Philipp's Hand und sagt: „„Edler Herr, ich will für jetzt Ihr Miether sein, und inzwischen soll mein Schloß in Wales hergestellt werden. Es befindet sich auf meinem Landgute auch noch ein anderes Haus, welches lange Jahre unbewohnt gewesen ist; ich will es auf meine Kosten ausbessern und gehörig einrichten lassen.""

Wir wollen unsere Bemerkungen über diese Gattung von Romanen mit den Werken der Mrs. Radcliffe beschließen, da alle diejenigen Schriftsteller, welche ihr auf diesem Pfade folgten, ihre Manier gewöhnlich so knechtisch nachgeahmt haben, daß von ihnen weder in Betreff der Ereignisse noch der Maschinerie irgend bedeutend Neues hervorgebracht worden ist. Die drei berühmtesten ihrer Romane, welche allein ich auch nur gelesen, sind der „Roman des Waldes" (Romance of the Forest), die „Geheimnisse des Schlosses Udolpho" (The Mysteries of Udolpho) und der „Italiener oder der Beichtstuhl der Schwarzen Bußenden" (The Italian or the Confessional of the Black Penitents).

Es scheint nun aber die Hauptabsicht dieser mit Recht gefeierten Schriftstellerin gewesen zu sein, heftige Gefühle der Ueberraschung, des Schreckens und besonders des Grauens vermittelst scheinbar übernatürlicher Einwirkungen hervorzubringen. Um dieß zu bewirken, versetzt sie ihre handelnden Personen und ihre Leser mitten unter Scenen, welche darauf berechnet sind, dieselben stark aufzuregen und sie für Geisterseherei empfänglich zu machen; gothische Schlösser, düstere Abteien, unterirdische Gänge, Räuberhöhlen, das Stöhnen des Windes, das Heulen des Sturmes — alle diese Dinge werden zu jenem Zwecke in Anwendung gebracht, und damit sie ihre volle Wirkung äußern, ist die Hauptperson in ihren Romanen jederzeit ein liebenswürdiges und schutzloses weibliches Wesen, welches sich von Fallstricken und Bösewichtern umringt sieht. Der Punkt aber, in welchem sich die Produktionen der Mrs. Radcliffe hauptsächlich von den ihnen vorangehenden unterscheiden, besteht darin, daß die Maschinerie in dem „Schloß von Otranto" und dem „Alten Englischen Baron" eine in der That übernatürliche, bei Mrs. Radcliffe hingegen dieß wie schon bemerkt, nur scheinbar und von der Art ist, daß sie durch natürliche Ereignisse erklärt wird oder doch wenigstens erklärt werden soll. Auf diese Weise erweckt sie allerdings ein höchst lebendiges Interesse, da der Leser den vollen Eindruck des dem Anscheine nach Wunderbaren und Grauenerregenden empfindet; jedoch hat dieses Verfahren einen Fehler zur Folge, der freilich davon unzertrennlich zu sein scheint. Da es nämlich die Absicht der Verfasserin ist, daß die mysteriösen Vorfälle später ihre Aufklärung erhalten sollen, so erscheinen sie alle als lauter gebährende Berge und sogar, wenn es ihr gelingt jene wunderbaren Umstände hinlänglich aufzuhellen, fühlen wir uns gewissermaßen dadurch getäuscht, daß wir uns durch Kleinigkeiten so sehr haben aufregen lassen. In der That aber werden sie nie gehörig erklärt; ja, die Erklärung scheint meist im höchsten Grade ungenügend; so

z. B. nach all' dem Wunder, der Beſtürzung, dem Grauen und der Erwartung, die durch das geheimnißvolle Gemach in dem Schloſſe Udolpho erweckt werden, welche Täuſchung und Verdruß empfinden wir nicht, daß dieſer ganze Spektakel von einer Wachsfigur herkam! Mit einem Worte nicht nur von Mrs. Radcliffe's Schloſſern, ſondern auch von ihren Werken im Allgemeinen kann man ſagen, daß ſie reich ſind „an Stellen, die zu nichts führen."

In den Romanen dieſer Schriftſtellerin herrſcht ferner ein hoher Grad von Einförmigkeit und Manieriertheit, was vielleicht bei allen Erzeugniſſen eines ſtarken und originellen Geiſtes der Fall iſt. So gleichen ihre Heldinnen einander gar zu ſehr oder vielmehr man findet kaum irgend einen Schatten von Verſchiedenheit zwiſchen ihnen. Sie haben alle blaue Augen und kaſtanienbraunes Haar, ſie beſitzen alle „die luftige Leichtigkeit einer Nymphe," ſie ſehen alle gern die untergehende Sonne, die purpurnen Farben des Abends und die lebendige Glut oder den ſchwindenden Glanz des weſtlichen Horizontes. Unglücklicherweiſe ſtehen ſie alle früh auf; ich ſage unglücklicherweiſe, denn die Heldinnen der Mrs. Radcliffe ſind immer, wenn's Noth thut, mit Bleiſtift und Papier verſorgt und laßen die Sonne nie in Frieden auf- oder untergehen. Wie Tilburina im Luſtſpiele[310]) „ſind ſie unrettlich nach dem Takte der Menuet aus Ariadne" und finden in der traurigſten Lage immer noch Zeit, um Sonette auf die aufgehende Sonne, auf eine Fledermaus, eine Seenymphe, eine Lilie oder einen Schmetterling zu machen.

Auch iſt Mrs. Radcliffe viel zu verſchwenderiſch mit ihren Schilderungen von Gegenden und ihre Leſer haben oft Anlaß zu bedauern, daß ſie nicht dem Beiſpiele Puff's im Luſtſpiele folgt, welcher ſagt: „Ich eroffne das Stück mit dem Schlagen einer Uhr, um in den Zuſchauern eine ſchauererfüllte Aufmerkſamkeit zu erwecken; auch giebt dieß die Zeit an, nämlich vier Uhr des Morgens, und erſpart die Beſchreibung des Sonnenaufganges ſo wie ein langes Gerede über ihr Heraufſteigen am öſtlichen Himmel" [ſ. Sheridan's Critic. Act. II. Sc. 2.]. Jedoch müßen wir geſtehen, daß die Landſchaften der Mrs. Radcliffe ausgezeichnet ſchön ſind und ihr einziger Fehler nur der iſt, daß ſie deren zu viele vorführt. Ferner würde es vielleicht William von Wyckham[311]) in Verlegenheit gebracht haben, die Pläne, nach denen ihre gothiſchen Schlöſſer gebaut ſind, zu verſtehen, doch ſind letztere hinlänglich groß, labyrinthiſch und düſter. Mrs. Radcliffe glänzt aber nicht nur in Schilderungen von Naturgegenſtänden, von Licht und Schatten, von Schlöſſeen und Wäldern, ſondern ſie veranſchaulicht auch auf das vortrefflichſte die Wirkungen der Muſik und mit einem Worte, ſie iſt ausgezeichnet in maleriſchen Schilderungen im Allgemeinen, d. h. in Allem, was die Phantaſie oder die Sinne aufregt. Ich weiß nicht ob irgendwo ein lebendigeres Porträt geboten wird, als das des Schedoni iſt (ſ. unten S. 449.); und der ſtarke Eindruck, den er auf unſere Phantaſie macht, entſpringt vielleicht hauptſächlich aus den kräftigen Pinſelſtrichen, mit denen ſein Aeußeres gemalt wird.

Von den Künſten der Kompoſition iſt es beſonders eine, von welcher Mrs. Radcliffe am häufigſten Gebrauch macht und die gleichfalls aus ihrer Vorliebe für maleriſchen Effekt entſpringt, nämlich der Kontraſt, indem ſie Seenen von verſchiedenem Charakter auf einander folgen und ſich gegenſeitig ſtärker hervorheben laßt. Hierin wenigſtens ſtimmt die Verfaſſerin mit Puff überein.

> Puff: Sind ſchon alle Kanonen abgefeuert?
> Souffleur (hinter der Scene): Ja wohl.
> Puff: Dann mag die ſanfte Muſik anfangen.
> [S. Sheridans Critic. Act II. Sc. 2.].

Mrs. Radcliffe läßt ihre ſanfte Muſik mit vielem Glücke auf ihre Kanonen folgen. So z. B. wird Emilie vor der Belagerung des düſtern Schloſſes Udolpho, von Bertrand und Ugo nach einer höchſt anmuthigen Hütte am Fuße der Alpen gebracht, von wo aus ſie dann wieder in jenen grauenvollen Wohnſitz zurückkehrt. Auch in dem „Roman des Waldes" iſt ſie mit Adeline's Beſuche bei dem ſchauerlichen Grabe und ihrer Reiſe durch das mitternächtliche Waldesdunkel in Begleitung ihres verrätheriſchen Führers noch nicht zufrieden, ſie bringt auch noch, eben ſo wie bei Emiliens Reiſe, ein Ungewitter mit Sturm und Blitz an, damit die heitere Pracht und liebliche Schönheit der Villa des Marquis einen deſto ſtärkern Kontraſt dagegen bilde.

Aehnlich dieſer Vertheilung von Licht und Schatten und um noch weitere Effekte von Kontraſt und Abwechslung hervorzubringen, iſt auch

das Auftreten eines ſchlichten, treuen Dieners in allen dieſen Romanen; ſo Jeronimo in dem „Italiener" und in den andern beiden Peter und Annette. In dem „Roman des Waldes" beſucht der ehrwürdige La Luc in Begleitung ſeiner Tochter und Adeline's dir Gletſcher und wir werden zuerſt durch eine Schilderung von Waſſerfällen betäubt und dann durch Abgründe, Seeen und Berge ſchwindlig gemacht. „Sie ſetzten ſich, fährt die Verfaſſerin fort, nicht weit von den Ruinen im Schatten einiger hohen Bäume auf's Gras nieder. Einr Oeffnung in den Wäldern gewährte den Anblick auf die fernen Alpen, während rings umher das tiefe Schweigen der Einſamkeit herrſchtr. Einigr Zeit lang ſaßen ſie in Nachdenken verloren."

„Adeline empfand eine wohlthuende Ruhe, wie ſie dieſelbe ſchon lange nicht gekannt hatte, und indem ſie auf La Luc blickte, ſah ſie, wie ſich eine Thräne über ſeinr Wange herabſtahl, während in ſeinen Zügen die höhere Stimmung ſeines Geiſtes auf das lebendigſtr ausgedrückt war. Er wandte ſrine Augen voll inniger Zärtlichkeit auf Klara und ſuchte ſich zu faſſen."

„„Die Stille und gänzliche Abgeſchloſſenheit der Scene, ſagte hierauf Adeline, jene gewaltigen Berge, dir düſtere Großartigkeit dieſer Wälder ſo wie jenes Denkmal hingeſchwundener Herrlichkeit, auf welches dir Hand der Zeit in ſo ergreifender Weiſe eingedrückt iſt, alles dieß verbreitet über das Gemüth eine heiligr Schwärmerei und erweckt wahrhaft erhabene Empfindungen.""

„La Luc wollte eben hierauf antworten, als Peter heran trat und feagte, ob er nicht den Schnappſack öffnen ſolle, da ſeiner Meinung nach der gnädigr Heer und die jungen Damen nach einer ſo langen Wandeeung Berg auf und Berg ab vor dem Mittagbrote einen großen Appetit haben müßten. Sie räumten ein, daß der ehrliche Peter richtig gemuthmaßt und folgten ſeinem Winke."

Bei allen untergeordneten Charakteren zeichnet Mrs. Radkliffe außerordemlich gern ihre Umſchweiſe in dee Rede, ihre Gewohnheit ungehörige Antworten zu geben oder ſich in einem nutzloſen Detail geringfügiger Umſtände zu ergehen, und zwar zu einer Zeit, wo dre Fragende mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit den Beſcheid erwartet und die größtr Schnelligkeit erforderlich iſt. Das erſte, beſte Beiſpiel, das ſich mir darbietet, mögr hier als Probe folgen: „Peter, heißt es unter Anderm, welcher eines Tages nach Aubaine gegangen war, um den wöchentlichen Vorrath von Lebensmitteln herbeizuholen, kehrtr mit einer Nachricht zuetück, welche neue Furcht und Beſorgniß in La Motte erweckte."

„Ach, rief Peter aus, ich habe rtwas gehört, was mich ſehr in Erſtaunen geſetzt hat, wie es auch wohl mußte und wir es auch Sie überraſchen wird, wenn Sie es vernehmen werden. Ich ſtand nämlich in der Schmiede, während der Schmidt einem Pferde einen Nagel in das Hufeiſen ſchlug — ja, was ich ſagen wollte, es hatte ihn auf einr kurioſe Weiſe verloren — ich will Ihnen erzählen, wie es war —"

„Nicht doch; laß das bis auf ein anderes Mal und erzähle deine Geſchichte weiter."

„Ja nun, gnädiger Herr, wie ich ſo in der Schmiede ſtehe, kommt ein Mann herein mit einer Pfeiſe im Munde und einem großen Tabacksbeutel in der Hand ..."

„Was hat denn aber die Pfeiſe mit der Grſchichtr zu thun?"

„Ei, gnädiger Herr, Sie bringen mich ja ganz heraus. Ich kann nicht weiter fortfahren, wenn Sie mich nicht auf meine eigenr Weiſr erzählen laßen. — Ja, alſo mit einer Pfeiſe im Munde... da war ich doch ſtehen geblieben, gnädiger Herr?"

„Ja doch, ja."

„Der Mann ſetzt ſich alſo auf dir Bank nieder, nimmt ſeine Pfeiſe aus dem Munde und ſagt zu dem Schmidt: „Hört mal, Nachbar, kennt ihr hier herum Jemand, der La Motte heißt?" — Ei du mein Himmel, ich war in einem Augenblicke ganz mit kaltem Schweiße bedeckt! — Iſt Ihnen nicht wohl, gnädiger Herr? ſoll ich Ihnen etwas holen?"

„Nein, nichts; doch mach's kurz mit deiner Erzäblung"

„La Motte, La Motte, ſagtr der Schmidt; ich denke, ich habe den Namen gehört." — „Wirklich? ſag' ich; da ſeid ihr ein pfiffiger Kerl; denn ſo viel ich weiß, ſo iſt hier herum Niemand, der ſo heißt."

„Dummkopf! Warum haſt du das geſagt?"

„Weil ich nicht haben will, daß die Leute wiſſen ſollen, daß Sie hier ſind; und wenn ich es nicht ſo geſchickt gemacht hätte, ſo hätten ſie es herausbekommen." Kurz es zeigt ſich in der Folge, daß der ehrliche Peter es ſo geſchickt gemacht hat, daß man es geradr durch dieſr ſeine Geſchicklichkeit herausbekommt.

Es ist unmöglich ein Beispiel von den grauenerregenden Scenen in den Romanen der Mrs. Radcliffe anzuführen, da ihre Wirkung von der vorhergehenden Aufregung des Geistes abhängt. Sie sind, was Zeit, Ort und andere Umstände betrifft, im Allgemeinen ganz vortrefflich erdacht, um Furcht und Entsetzen zu erwecken. „Ein Gesicht in einer Kapuze, sagt ein Schriftsteller, den ich bereits öfter angeführt, — eine plötzlich unterbrochene Rede — schwere, halb offenbarte Schuld — die in Dunkel gehüllten Mysterien eines Gefängnisses — alles dieß ergreift das Gemüth mächtiger, als irgend ein regelmäßiges oder deutliches Bild von Gefahr oder Weh." — Demgemäß giebt Mrs. Radkliffe durch das Einflechten gewisser geheimnißvoller Winke der Vermuthung und Befürchtung vollen Spielraum und erhöhe das Schreckliche derselben, indem sie ahnen läßt, daß das, was sie beschreibt, nur wenig ist im Vergleiche zu dem, was noch später offenbart werden soll. Durch die Aeußerungen, die ihren schuldbelasteten Charakteren unfreiwillig entfahren, erscheinen sie wie erdrückt von dem Bewußtsein irgend eines furchtbaren Verbrechens, welches ihrer Phantasie stets gegenwärtig ist, das aber gleichwohl sie nicht abhält, neue Gräuelthaten zu begehen. Mit einem Worte, Mrs. Radcliffe versteht es nicht bloß das Stampfen eines Rosses und die Pausen des Sturmes, sondern unter gewissen Umständen sogar gewöhnliche Fußtritte und das Zumachen einer Thür erhaben oder schrecklich zu machen.

Von den genannten drei größeren Werken der Mrs. Radcliffe ist der „Roman des Waldes," dessen Stoff sie einer der Causes Celèbres entnommen hat, im Ganzen und als ein Ganzes das interessanteste und vollkommenste in seiner Anlage. Obwohl an Stellen von gewaltigem Eindrucke weniger reich als die anderen beiden, ist die Geschichte doch natürlicher durchgeführt und mit weniger Unwahrscheinlichkeiten beschwert; denn die scheinbar übernatürlichen Umstände werden am Ende des Romanes so erklärt, daß sich der Leser kaum getäuscht sieht und sie den Empfindungen von Ueberraschung und Grauen, die sie im Laufe der Erzählung erregt, angemessen erscheinen. Der Anfang des Romanes ist von der Art, daß er lebendiges Interesse erweckt; die mysteriöse Flucht des La Motte — die Art, wie die Heldin der Geschichte ihm anvertraut wird — der romantische Wald und die Klosterruine, in welcher er Zuflucht sucht — seine Furcht entdeckt zu werden — die Ankunft seines Sohnes, — seine Besuche bei dem schauerlichen Grabe im Walde — das Auftreten des Marquis de Montalt so wie dessen weit ausgesponnenen Anschläge und plötzliche Veränderung des Benehmens gegen Adeline — alles dieß wird auf höchst eindrucksvolle Weise geschildert. Wir fühlen uns entzückt durch die wilde romantische Lage der Abtei und der geisterhafte Theil der Geschichte (wenn ich so sagen darf) ist weder übertrieben noch überladen. Fast in keinem andern ähnlichen Werke möchte man ein schöneres Gemälde antreffen, als das von La Luc und seiner Familie (im dritten Bande) und es beweist, daß Mrs. Radkliffe nicht nur Romanhelden in allgemeinen Umrissen zu zeichnen, sondern auch die feineren Züge des wirklichen Lebens zu schildern verstand. Klara de Luc ist der interessanteste weibliche Charakter in den Werken der Mrs. Radcliffe; auch werden wir in diesem Romane weniger als in den anderen beiden durch Landschaftsmalerei ermüdet. Zwar ist die Heldin, Adeline, ziemlich freigebig mit ihren Poesieen, jedoch sehen wir in diesem Falle unsere Gefahr vor Augen und können sie vermeiden; wohingegen wir in der Prosa ungewarnt bleiben und in Folge dessen die Purpurtinten so wie alle anderen Tinten, die beim Auf- und Untergange der Sonne zu sehen sind oder im Laufe späterer Jahrhunderte noch zu sehen sein werden, mit anschauen müßen, damit wir nicht etwa unbemerkt eins oder das andere von den Ereignissen überschlagen und es so verlieren.

Es ist zu bedauern, daß der letzte Band des „Italieners" oder derjenige Theil desselben, welcher sich auf die Inquisition bezieht, nicht mit mehr Kunst gearbeitet ist, da er durch seine Unwahrscheinlichkeit und Uebertreibung das gewaltige Interesse, welches die anderen Theile erwecken, gutentheils vernichtet. Das Gemälde des Schedoni ist, wie bereits oben bemerkt, ganz besonders trefflich gelungen und sein Aeußeres, sein geheimnißvolles Wesen und der sich immer wieder aufdrängende Gedanke, daß er furchtbare und unerhörte Verbrechen begangen, erregen unsre Neugier und Theilnahme im höchsten Grade. Die neapolitanischen Gegenden in diesem Romane sind wahrhaft schön und die Schreckensscenen werden nicht minder nachdrucksvoll geschildert. Wie vielfach gehäufte Umstände dringender Gefahren erfüllen uns nicht mit Befürchtungen bei der Schilderung

der Flucht Vivaldi's und Ellena's aus dem Kloster! Welch' einen tiefen Eindruck macht nicht die mitternächtliche Untersuchung des Leichnams Bianchi's und das entsetzliche Gespräch der Marquisin mit Schedoni in dem trüben Zwielicht der Kirche San Nikolò! Mehr als alles jedoch zeichnet sich der ganze Theil des Romanes von da an, wo Ellena nach dem einsamen Hause Spalatro's an der Meeresküste gebracht wird bis zu dem Kapitel, wo Schedoni sie nach Hause zurückführt, durch den höchsten Grad von Vortrefflichkeit aus und ist weder in dramatischer noch romantischer Dichtung übertroffen worden. Das Grauen, welches man während dieses ganzen Abschnittes empfindet, ist nicht von der Art, wie es die Bewegung einer alten Tapete, ein Gemälde mit einem schwarzen Schleier, das Heulen des Windes in einem dunkeln Gange oder ein Todtengerippe in einem Winkel mit einem rostigen Dolche daneben zu erwecken pflegt, sondern vielmehr ein solches, welches durch die Schilderung der Schuld, des Entsetzens und der Gewissensbisse erregt wird, und wenn Shakespeare Gleiches geleistet hat, so hat er doch das hier Geleistete nicht übertroffen. Die Scene zwischen Schedoni und Spalatro, bevor und nachdem der letztere das Zimmer Ellena's betreten hat in der Absicht sie zu ermorden, ist vielleicht die erschütterndste, die je aus einer Feder hervorgegangen. Auch die Unterhaltung mit dem Führer, welcher Ellena und Schedoni durch den Wald geleitet, nachdem sie Spalatro verlaßen haben, so wie das ganze Benehmen des Schedoni bei dieser Veranlaßung wird mit bewunderungswürdiger Kunst veranschaulicht.

Der Styl der Mrs. Radcliffe ist nicht rein, zuweilen sogar ungrammatisch, im Allgemeinen jedoch reich und kraftig. Ihre Poesieen bestehen gleich ihrer Prosa hauptsächlich aus malerischen Schilderungen.

Im Ganzen genommen nun müßen wir zwar gestehen, daß die eben besprochene Gattung von Erzeugnissen weder sehr lehrreich noch auch so geeignet ist, wie einige andere Dichtungsarten, angenehme Eindrücke zu hinterlaßen; gleichwohl aber ist sie nicht ohne Werth. Romane nämlich, wie die eben ausführlicher erwähnten, gewähren vielleicht solchen Personen, die mit sehr ernsten und strengen Studien beschäftigt sind, eine bessere Erholung als diejenigen, welche sich dem gewöhnlichen Treiben des Lebens mehr nähern. Auch ist die Tendenz dieser Art von grauenerregenden Produktionen eine tugendhafte. Der ruchlose Marquis oder der schurkische Pfaffe finden am Ende ihre verdiente Strafe, während die glückliche Heldin nicht mehr belästigt von Kobolden oder den Täuschungen, welche durch das Knarren von Thüren, das Stöhnen des Windes oder das Schimmern von Lichtern hervorgerufen werden, endlich entdeckt, daß das grauenvolle Schloß oder die modernde Abtei, in denen sie so vielfache Schrecken oder Qualen erduldet, ein Theil ihres Eigenthumes ist und in glücklicher Ehe sich der ausgedehnten Besitzungen erfreut, deren man sie so lange beraubt hat. Alles dieß mag nun zwar sehr albern sein, jedoch bietet das Leben vielleicht nur wenige Dinge, welche besser sind, als an einem Winterabende nach einem in der Erfüllung seiner Pflichten zugebrachten Tage am Kamine zu sitzen und solche Albernheiten zu lesen.

Die erwähnten drei Klassen von Prosadichtungen, nämlich die ernsten, die komischen und die romantischen, umfassen den größten Theil der neueren englischen Romane; denn die Engländer besitzen nur wenige Werke, in denen Dichtung und Geschichte vermischt sind[512]) und welche in der modernen französischen Literatur eine so zahlreiche Klasse bilden. Ferner besitzen wir mit Ausnahme des „Weltbürgers" (The Citizen of the World)[513]) keine irgend berühmte Produktion, welche den Lettres Juives von d'Argens oder den Lettres Persannes von Montesquieu ähnlich sind und in welchen vermittelst der fingierten Person eines Ausländers, der frei ist von den Vorurtheilen der Eingeborenen, mannigfache Bemerkungen über die Sitten und Gewohnheiten eines Landes geboten werden. An Feen- und morgenländischen Märchen leiden wir gleichfalls Mangel; was aber die imaginären Reisen betrifft, so hat kein Volk Europa's drei Werke von solchem Verdienste hervorgebracht, wie es der Robinson Crusoë, Gulliver's Reisen und Gandentio di Lucca besitzen.

De Foe und Swift, die Verfasser der beiden ersten der genannten Erzeugnisse, obgleich an Erziehung, Meinungen und Charakter weit von einander verschieden, besitzen gleichwohl in einigen Punkten eine große Aehnlichkeit. Beide zeichnen sich aus durch die ungeschminkte Einfachheit ihrer Erzählungen, beide auch mischen so viele geringfügig scheinende Umstände ein und geben Namen, Daten und Orte so sorgfältig an, daß sich der Leser unwillkürlich zur Ueberzeugung von der Wahr-

heit deeſelben verlocken läßt. Es ſcheint unmöglich, daß etwas ſo kunſtlos Mitgetheiltes erdichtet ſein ſollte und um ſo mehr, als die Erzähler den Bericht von ihren Reiſen mit Berufung auf lebende Perſonen beginnen oder die doch ihrer Behauptung nach leben ſollen und deren Wohnort ſo genau erwähnt wird, daß man nicht umhin kann zu glauben, eine Erzählung müße wahr ſein, deren Unwahrheie ſo leicht zu entdecken war. Auch findet man von den Ereigniſſen eine ſo umſtändliche Darſtellung, daß wir dieſe ohne die Wirklichkeit der erſteren nicht für möglich halten können. So z. B. ſtatt wie andere Schriftſteller uns erzählen, daß Robinſon Cruſoë bei ſeiner erſten Seereiſe Schiffbruch litt und bloß eine allgemeine Schilderung von haushohen Wellen, herzzerreißendem Geſchrei und anderen dergleichen Dingen, die einen Sturm gewöhnlich begleiten, zu geben, bekräftigt De Foe die Wahrheit ſeiner Erzählung unmittelbar durch Mittheilung einer Reihe von näheren Umſtänden. „Indem wir nun ſo, ſagt er nämlich, theils ruderten, theils uns von den Wellen treiben ließen, gieng unſer Boot immer nordwärts faſt bis nach Winterton-Neß, wobei es der Küſte immer näher kam. Jedoch geſchah dieß nur ſehr langſam und wir vermochten dasſelbe nicht eher zu erreichen als bis da, wo es jenſeits des Leuchtthurmes von Winterton eine weſtliche Richtung nimmt und ſo das Land und die Heftigkeit des Windes ein wenig brach."

Dieſe genauen Einzelheiten veranlaßen uns, wie geſagt, der Erzählung ohne Weiteres Glauben zu ſchenken. Einer ähnlichen Darſtellungsweiſe begegnen wie auch in Gullivers Reiſen und wir werden durch dieſe verleitet, die unwahrſcheinlichſten Dinge, wenigſtens zum Theile, für wahr zu halten [514]).

Der Eindruck, den dieſe beiden Werke hervorbringen, iſt jedoch ein ganz verſchiedener. In dem Robinſon Cruſoë freuen wir uns höchlich über das Schauſpiel beſiegtee Schwieeigkeiten und über das Vermögen des menſchlichen Scharfſinnes, ſich unter den ungünſtigen Umſtänden nicht nur das Nothwendige, ſondern auch das Behaglichkeit Gewährende zu verſchaffen. Noch nie wohl hat das Schickſal eines menſchlichen Weſens mehe Mitgefühl erweckt, als das dieſes ſchiffbrüchigen Matroſen; wir nehmen Theil an allen ſeinen Bedrängniſſen und jeder roſtige Nagel, den er findet, erfüllt uns mit Freude. Wir lernen ſo den Genuß deſſen, was wir jetzt beſitzen, höher achten und uns zur Thätigkeit gewöhnen; vor allen Dingen aber der göttlichen Güte und Gnade mit frommem Sinne vertrauen. Daduech aber, daß dee Verfaſſer ſeinen Helden nach einer unbewohnten Inſel in dem weſtlichen Oceane verſetzt hat, bietet ſich ihm zugleich Gelegenbeit, Seenen zu ſchildern, welche, außer dem Beedienſte der Wahrheit, zugleich auch noch all' das Aufregende und Grauenvolle der unglaublichſten Dichtungen beſitzen. Dieſe Fußſtapfen im Sande — jene Wilden, welche an dem einſamen Uſer landen, um ihre Gefangenen zu verzehren, erfüllen uns mit Angſt und Entſetzen, und nachdem wir von der Furcht, Robinſon durch Hunger umkommen zu ſehen, befreit ſind, empfinden wie neue Beſorgniſſe für ſeine Sicherheit. Die Befreiung Freitags und der ganze Charakter dieſes jungen Indianers ſind ganz vorzüglich ſchön geſchildert und, um es kuez zu ſagen, von allen Weeken der Dichtung, die je geſchaffen woeden, iſt die Geſchichte des Robinſon Cruſoë vielleicht die anziehendſte und lehrreichſte.

Die mocaliſche Wirkung von Gulliver's Reiſen iſt hingegen eine ganz andere. Es wäre vielleicht zu viel geſagt, wollte man behaupten, es ſei die ausdeückliche Abſicht des Verfaſſers geweſen, die menſchliche Natur anzuſchwärzen und zu veeläumden; jedoch verräth wenigſtens ſein Week offenbare Spueen einer krankhaften Einbildungskraft und eines zerriſſenen Herzens — kurz einer ſolchen Geiſtesſtimmung, wie ſie ihn veranlaßte, in der Grabſchrift, die er ſich ſelbſt ſchrieb, das Grad als die Wohnung zu beſcheeiben, ubi saeva indignatio ulterius cor lacerare nequit [515]). Wie erheben uns daher von Gulliver's Reiſen nicht wie von dem Werke De Foe's mit einem Gefuhle des fröhlichen Selbſtbewußtſeins, ſondern ſchwindelnd und ſelbſtſüchtig und unzufrieden und von einigen Stellen faſt entmenſcht. In der That auch iſt die Wirkung von Erzeugniſſen der Satyre und des Spottes im Allgemeinen eine für den Geiſt nur wenig günſtige und ſie ſind nur dann ſtatthaft und nützlich, wenn ſie als Geißeln des Laſters odee dee Thorheit dieneu.

Gaudentio di Lucca wird gewöhnlich und wie ich glaube, mit gutem Grunde für ein Werk des berühmten Biſchofs von Cloyne, Berkeley, gehalten, eines der tiefſten Denker und tugendhafteſten Schwärmer ſeiner Zeit. In der Biographie dieſes gefeierten Mannes wird erzählt, daß Plato

sein Lieblingsschriftsteller war, und in der That auch hat Berkeley von allen englischen Schriftstellern den Styl und die Manier dieses Philosophen am glücklichsten nachgeahmt. Es scheint daher nicht unmöglich, daß die phantastische Republik des griechischen Weisen Berkeley veranlaßt hat, Gaudentio di Lucca zu schreiben, dessen Hauptzweck es offenbar ist, eine fehlerlose und patriarchalische Regierungsform zu schildern. Dieses Bild von Vollkommenheit und Glückseligkeit wird uns dargeboten in der Beschreibung einer Reise des Gaudentio nach Mezzaramia, einem Lande in dem Herzen der afrikanischen Wüsten, dessen Einwohner der übrigen Welt unbekannt geblieben waren und welches nur auf dem Wege erreicht werden konnte, auf dem Gaudentio hingelangte. Letzterer nämlich, der sein Leben meist auf der See zubringt, geräth einst in die Gefangenschaft von Korsaren und wird von ihnen nach Alexandrien gebracht. Dort verkaufen sie ihn an einen der Häupter oder Popharen jenes unbekannten Landes, der in kaufmännischen Geschäften nach Aegypten gekommen war. Der beste und eindrucksvollste Theil des Werkes ist nun die Beschreibung der Reise durch die Wüste, welche auf Dromedaren durchzogen und mit den auf dem Wege liegenden Stationen, wo die Reisenden Schutz und Erholung suchen, in einen glücklichen Kontrast gesetzt wird. Die Region, welche Gaudentio endlich erreicht, schildert der Verfasser als ein irdisches Paradies und die Regierungsweise, die Gesetze und die Sitten desselben sind von der Art, wie der Autor sie als die vollkommensten in politischer und socialer Beziehung betrachtete Allerdings sind seine Ansichten etwas phantastisch, aber doch nicht in dem Grade wie die in Moore's Utopia dargelegten. Während Gaudentio sich, in diesem glücklichen Lande aufhält, zeigt es sich, daß er der Großneffe des Herrn ist, dem er nach Mezzoramia gefolgt war, und wird daher mit ganz besonderer Achtung behandelt, so wie er auch endlich die Tochter des Pophars heirathet. Nach einem Aufenthalte von 25 Jahren jedoch, während dessen er seine Frau und Kinder verloren, kehrt er in sein Vaterland zurück und erreicht nach einigen Abenteuern Bologna, wo er von der Inquisition festgenommen und gezwungen wird, seine Schicksale zu erzählen.

Der Styl dieses Werkes ist in ungewöhnlichem Grade rein und einige von den Ereignissen, besonders das, welches sich auf die Tochter des Großveziers bezieht, die nachher Gemahlin des Sultans wird, sind ganz vortrefflich behandelt. Auch das Gemälde des englischen Freidenkers gegen den Schluß des Werkes ist sehr gelungen und die Ungereimtheit der Argumente Hobbes' auf besonders launige Weise dargethan.

In Folge der Beliebtheit des Robinson Crusoë erschienen in England gegen Ende des vorigen Jahrhunderts viele ähnliche Produktionen; so z. B. die „Reisen und Abenteuer des William Bingfield" (Travels and Adventures of William Bingfield, Esq.); ferner das „Leben und Abenteuer des John Daniel, worin enthalten ist sein Schiffbruch mit einem einzigen Gefährten an einer wüsten Insel; seine zufällige Entdeckung einer Frau; ihre Bevölkerung der Insel; die Beschreibung eines von seinem Sohne Jakob erfundenen Adlers, auf welchem er nach dem Monde flog, nebst einigen Nachrichten von den Bewohnern dieses letztern, so wie endlich seine Rückkehr und zufälliges Hinabstürzen in die Wohnung eines Seeungeheuers, bei welchem er zwei Jahre lebte" (Life and Adventures of John Daniel etc.). Von all' diesen Erzeugnissen ist das beste die „Seereise des Peter Wilkins" (Voyage of Peter Wilkins), welche um 1750 herauskam und jetzt in unverdiente Vergessenheit gesunken ist. In diesem Werke findet man die einfache Sprache des Robinson Crusoë, so wie verschiedene Ereignisse aus demselben glücklich nachgeahmt. Gleich Robinson ist Peter Wilkins ein Seemann, der nach mancherlei Unfällen auf dem Meere endlich an ein fernes unbewohntes Ufer geworfen und durch das Wrack des Schiffes, in welchem er Schiffbruch gelitten, mit Lebensmitteln, Geräthschaften und anderen Dingen versehen wird. De Foe jedoch beschränkt sich auf Ereignisse, die innerhalb der Möglichkeit liegen, während der unbekannte Verfasser des „Peter Wilkins" viele übernatürliche Abenteuer erzählt; auch hat er eine neue Art Wesen geschaffen, welche zu den schönsten Schöpfungen der Phantasie gehören und von Southey in seinem „Fluch des Kehama" (Curse of Kehama) als der Ursprung der Glendoveers anerkannt worden sind:

„Die lieblichsten von allen Himmelssprossen,
Die ob der Erd' vom Mondlicht rings umflossen
Mit sanftem Wiegen stets
In Scherz und Spielen allwärts gaukelnd schweben."

[Nr. IV.].

Hiemit ſchließe ich denn, was ich über den Urſprung und den Fortgang der Proſadichtung zu ſchreiben beabſichtigte. Einigen meiner Leſer wird es vielleicht ſcheinen, als hätte ich mich bei manchen Gegenſtänden zu kurz gefaßt und wiederum auf andere zu viel Aufmerkſamkeit verwandt; auch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß in einem Werke von ſo großer Ausdehnung und Mannigfaltigkeit Dinge übergangen worden ſind, die nicht zu vernachläßigen waren. Dergleichen Mängel jedoch ließen ſich von einer Unterſuchung dieſer Art nicht trennen und würden ſogar eingetreten ſein, wenn ich derſelben eine ungetheilte Aufmerkſamkeit hätte zuwenden können und ſie, ſtatt einer Erholung, meine einzige Beſchäftigung geweſen wäre. Indeß werde ich immer noch glauben, daß meine Arbeit nicht ganz nutzlos iſt, wenn ich die Aufmerkſamkeit anderer Schriftſteller, welche beſſer als ich im Stande ſind dieſem Gegenſtande gerecht zu werden, auf denſelben hingelenkt habe. In der That auch läßt ſich ein Werk wie das von mir unternommene nicht von einem einzigen Individuum und durch einen erſten Verſuch vollkommen herſtellen, ſondern muß das Ergebniß fortgeſetzter Beſtrebungen ſein; denn mit Hülfe früherer Unterſuchungen wird die Arbeit des folgenden Forſchers abgekürzt und er auf dieſe Weiſe in den Stand geſetzt werden, die Irrthümer und Mängel ſeiner Vorgänger zu ergänzen und zu berichtigen.

Anmerkungen.

Die Anmerkungen Dunlop's ſind mit D., die des Ueberſetzers mit L. bezeichnet.

Anm. 1. (S. 2.)

Hier folgen im Originale noch einige Angaben über die Bibliothèque des Romans von Lenglet Dufresnoy und über die andere von Baſtide u. ſ. w. herausgegebene ſo wie über Huet's Abhandlung de Origine fabularum, welche ich jedoch als überflüßig ausgelaßen habe. In Bezug auf letztere Schrift, die Dunlop häufig anfuhet, will ich jedoch bemerken, daß ſie urſprünglich in franzöſiſchee Sprache erſchien unter dem Titel: Lettre de M. Huet à M. de Segrais de l'Origine des Romans. Paris 1670 (ſieh unten Anmerk. 462.). Hiee iſt ſtets die zweite Ausgabe von 1678 angefuhrt, auch wo im Originale die lateiniſche Ueberſetzung (Huetii Liber de origine fabularum Romanensium Hag. Com. 1682) citiert wieb. L.

Anm. 2. (S. 3.)

„Einen göttlichern Geiſt."

Anm. 3. (S. 3.)

In Betreff dee Anſchauungsweiſe Dunlop's, welcher die Uebereinſtimmung bee Dichtungen verſchiedener Volker zu oft in einee rein äußeen Ueberlieferung ſucht, ſ. ein Mehees vorn in bee Vorrede. L.

Anm. 4. (S. 4.)

Aus ungewiſſer Zeit; etwa um 100 v. Chr.; vgl. Pauli Real-Encyklop. s. v. Ariſtides. L.

Anm. 5. (S. 4.)

II v. 413. Eine andere Lesart iſt jedoch crimina; die Verſe lauten dann nach Manſo's Ueberſetzung (Verm. Schriften Bb. 2. S. 268.):

„Schuldig machte ſich auch Ariſtid der mileſiſchen Laſter;
Dennoch ward Ariſtid nicht aus Miletus verbannt."

Er bemerkt dazu (S. 270.) „Zuverläßig iſt es, daß Ariſtides' Werk in Proſa abgefaßt war. Siſenna uberſetzte es in Proſa, und Lucian und Apulejus, beides Peoſaiſten, erwähnen des Griechen als ihees Vorbildes im Vortrage und Ausdrucke, jenee in Amores §. 1, dieſer im Eingange zu ſeinen Metamorphoſen; Heinſius und Upton (zu Arrian Tom. II. P. II. p. 937. ed. Schweigh.) irren offenbar, wenn ſie dieſen Punkt fue unentſchieden halten oder das Gegentheil wahrſcheinlicher finden." L.

Anm. 6. (S. 4.)

Περὶ ἐρωτικῶν παθημάτων, „Trauerſchickſale Liebender." — Uebeeſ. von Fr. Jakobs in der Ueberſetzungsbibliothek. Stuttgarb 1837. L.

Anm. 7. (S. 4.)

Parthenius fuhrt bei den meiſten ſeiner Erzählungen die Quellen derſelben namentlich an, woraus hervorgeht, daß jene „größtentheils aus einem hiſtoriſchen Hintergrunde hervoetreten." Sieh Jakobs Einleitung S. 9 ff. Aehnlich ſind übrigens auch, ſelbſt hinſichtlich des tragiſchen Endes, die in Plutarchs Moralia (4, 516 ff. Tauchn.) enthaltenen ſunf Liebeserzählungen (*Ἐρωτικαὶ Διηγήσεις*). L.

Anm. 8. (S. 4.)

Auch der Geammatiker Konon aus der Zeit des Cäſar und Auguſtus, von deſſen *Διηγήσεις* (Erzählungen) betiteltee Schrift uns Photius (cod. 186.) einen Auszug aufbewahet hat und welche, fünſzig an Zahl, meiſt mythiſch-hiſtoriſchen Inhaltes ſind, aber auch andere Erzablungen enthalten, wie Nr. 22. 35. 38, mag namentlich in der letztgenannten eine mileſiſche Fabel überliefert haben, die aber noch außerdem des-

wegen interessant ist, weil ihr in verschiedenartiger Gestaltung eine sehr weite Verbreitung zu Theil geworden und sie auch den Stoff zu der bekannten richterlichen Entscheidung Sancho Pansa's in Betreff des mit Gold gefüllten Stabes geliefert hat. Diese Geschichte nun findet sich zunächst in der Legenda aurea im Leben des heiligen Nikolaus von Bari, woraus sie wahrscheinlich Cervantes (Don Quijote P. 2. c. 45.) entnommen hat. Ferner ist sie auch unter den Muhammedanern bekannt (sieh Weil Bibliſche Legenden der Muhamedaner S. 213 ff.) und ebenso im Talmud enthalten (s. Blätter f. Israels Gegenwart und Zukunft, Erster Jahrg. Berl. 1845. S. 27.); endlich ist eine ganz gleiche Sage auch in der Mark Brandenburg heimisch (s. Magazin für die Literatur des Auslandes 1843. Nr. 77.). L.

Anm 9. (S. 4.)

Manso (Verm. Schr. Bd. 2. S. 206 Anm.) meint „die Erotica des Klearch waren aber schwerlich ein Roman, sondern ein philosophisches Werk über die Liebe. Wenigstens geht aus Athenäus, der ihn mehrmals erwähnt, nichts Bestimmtes hervor." Koraës hingegen in seinem Briefe an Alexander Basiliu, welcher sich vor seiner Ausgabe des Heliodor befindet und eine zwar sehr kurze, jedoch treffliche Uebersicht der griechischen Romanliteratur giebt, stimmt der Meinung des Huetius (p. 44.) bei, der aus einer Stelle des Athenäus (p. 573.) folgert, es sei nicht sowohl eine zusammenhangende Liebesgeschichte, als eine Sammlung kurzer erotischer Erzählungen gewesen, ähnlich, wie Koraës meint, denen des Parthenius und Anderer; jedoch hält er es für möglich, daß Klearch, gleich seinem Lehrer Aristoteles und seinem Mitschüler Theophrast, von denen jeder eine Abhandlung unter dem Titel *Ἐρωτικὸν* schrieb, philosophische Untersuchungen über die Natur der Liebe in seine Erzählungen eingeflochten habe. —

Was übrigens Dunlop in dem Obigen hinsichtlich des Einflusses sagt, den die durch Alexander's Eroberungen eingetretenen häufigern und engern Beziehungen zwischen Griechen und Asiaten auf die Dichtungen der erstern ausgeübt haben sollen, so ist dieß durchaus unbegründet; vielmehr ist ein solcher Einfluß, wenigstens in den noch vorhandenen Erzeugnissen dieser Art, soviel mir bewußt, keineswegs wahrzunehmen, wie groß auch sonst der Umschwung gewesen sei, der durch jene Heerzüge oder vielmehr „wissenschaftliche Expedition" in der Wissenschaft und ganzen Weltanschauung der Hellenen überhaupt hervorgebracht wurde (vergl. hierüber Humboldt's Kosmos 2, 183—200.). Meine Behauptung wird auch von Dunlop selbst vollkommen dadurch bestätigt, daß er zur Unterstützung des von ihm Gesagten nur zwei Werke anzuführen weiß: die Erotica des Klearch nämlich und den Roman des Antonius Diogenes. Ueber den Inhalt des erstern jedoch stehen uns, wie wir so eben gesehen, nur Vermuthungen zu, und gesetzt er habe wirklich eigentliche Liebesgeschichten enthalten, so ließe sich darin nichts weniger als irgend eine besondere Einwirkung jener neuen Beziehungen zwischen Griechenland und dem Orient entdecken; Antonius aber lebte höchst wahrscheinlich lange nach Christi Geburt (vergl. die folgende Anm.) und zeigt überdieß seinem Inhalte nach keineswegs speziell auf den Osten hin; so wie ihm auch von Dunlop selbst, mit mehr oder weniger Grund, fast nur voralexandrische Quellen und Vorbilder zugewiesen werden. L.

Anm. 10. (S. 4.)

So vermuthet Photius cod. 166 s. f. Es ist jedoch weit wahrscheinlicher, daß er nicht vor Ende des zweiten oder Anfange des dritten Jahrhunderts n. Chr. gelebt habe. S. Passow in Ersch und Gruber's Encyklop. Bd. 1 s. v. Antonius Diogenes. L.

Anm. 11. (S. 4.)

Τὰ ὑπερ Θούλην ἄπιστα: Photius cod. 166. Die Auszüge des Photius aus Antonius Diogenes und dem gleich zu erwähnenden Jamblichus finden sich auch in Passow's Corpus Script. Erot. I. p. 31 ff. Auf diese Ausgabe beziehen sich auch die im Texte angeführten Capitelzahlen. L.

Anm. 12. (S. 4.)

S. dagegen Manso (Verm. Schriften 2, 232 ff.), welcher sagt: „Schwerlich dürfte, wenn die Merkwürdigkeiten Thules oder Jamblichus babylonische Geschichte unvermuthet wiedergefunden wurde, ein unbefangenes Urtheil diese Zurückführung [auf Homer] billigen oder zwischen der Anlage dieser und den homerischen Darstellungen eine auch nur entfernte Beziehung entdecken." L.

Anm. 13 (S. 4.)

Ueber diesen lügenhaften Schriftsteller (er lebte vor Eratosthenes, der 276 n. Chr. geboren wurde) s. Passow in Ersch und Gruber's Encyklopadie Bd. 1 s. v. Antiphanes. L.

Anm. 14. (S. 5.)

Dieß ist die Meinung des Photius (p. 111 b. ed. Becker, welche Ausgabe hier immer citiert wird). — Noch will ich bemerken, daß Gellius in der oben angeführten Stelle (§. 6.) eigentlich nur von Menschen spricht, die bei Nacht *besser* (plus) sehen als bei Tage. L.

Anm. 15. (S. 5.)

„Besichtigung des Körpers."

Anm. 16. (S. 6.)

Μεταμορφωσίων λόγοι διαφοροι (Verschiedene Erzählungen (od. Bücher) von Verwandlungen) Photius cod. 129. L

Anm. 17. (S. 6.)

Photius sagt gerade das Gegentheil. „Lucius meint es aufrichtig, hält die Verwandlungen von Menschen aus einer Gestalt in die andere, so wie die von Thieren in Menschen und umgekehrt nebst den übrigen Albernheiten und Possen der alten Fabeln für volle Wahrheit und hat sie als solche mit einander verflochten und niedergeschrieben." L.

Anm. 18. (S. 6.)

Er war von syrischen Eltern geboren und in seiner Jugend der Sorgfalt eines gelehrten Babyloniers anvertraut, der ihn in den Sitten und Gebräuchen seines Vaterlandes, besonders aber in der Sprache desselben unterwies, welche zu jener Zeit bereits nicht mehr so schwierig gewesen sein muß. Sein babylonischer Lehrer gerieth jedoch zur Zeit der Eroberung Syriens durch Trajan in Gefangenschaft und wurde als Sklave verkauft. Hierauf beschäftigte sich Jamblichus hauptsächlich mit der griechischen Literatur, jedoch theilt er uns mit [Phot. cod. 94. p. 75b.], daß er seine Magie nicht verleugnete, denn als Antoninus seinen Mitregenten Verus gegen den Partherkönig Vologesus sandte [167 n. Chr.], sagte Jamblichus den Verlauf und Ausgang dieses Zuges vorher.

Photius hat eine ziemlich ausführliche Nachricht von dem Romane des Jamblichus gegeben. Ein Manuskript desselben war ehemals in der Bibliothek des Escurials vorhanden, gieng aber im J. 1670 bei einem Brande verloren. Eine zweite Handschrift befand sich im Besitze Jungermanns, welcher zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts starb, ist jedoch seitdem verschwunden [s. Passow Corp. Scr. Erot. I. p. III. u. Struve in Seebode's neit. Bibl. 1828. No. 5. p. 40.]. Einige Bruchstücke aus der Floerentiner Bibliothek, welche ursprünglich Vossius abgeschrieben hatte, wurden 1641 von Leo Allatius in seinen Excerpten aus den griechischen Rhetoren herausgegeben (Mem. de l'Acad. des Inscr. vol. XXXIV. p. 57.), [sie gehören jedoch nicht den Babylonica an; s. Chardon de la Rochette Mélanges etc. I. p. 32.]

Jamblichus, der Verfasser des in Rede stehenden Romanes, muß mit keinem der beiden Platoniker verwechselt werden, welche unter Julian lebten und sehr beliebt bei ihm waren. D.

Anm. 19. (S. 6.)

Ἱστορίαι Βαβυλώνιαι, „Babylonische Geschichten" (s. Chardon de la Rochette l. c. p. 18ff.). Diese und ähnliche Benennungen, wie Aethiopica, Lesbiaca, Ephesiaca u. s. w. sind von dem Geburtsorte des Helden oder der Heldin oder beider hergenommen (s. Xenoph. Ephes. ed. Peerlkamp p. 66ff.). L.

Anm. 20. (S. 6.)

Diese hätten nämlich der Sitte gemäß auf dem Grabe verbrannt werden sollen; s. Potter's Griechische Archäol. übers. von Rambach II. S. 417. L.

Anm. 21. (S. 7.)

Die früheren Vorfälle mit der Höhle und dem wilden Honig, so wie das jetzige mit dem Hunde sind sehr genau nachgeahmt in Marino's Adone c. 14. st. 148ff. L.

Anm. 22. (S. 8.)

Bedeutet wahrscheinlich die Sinonis, so wie der Adler den Ganymus und die Weihe den Rhodanes. L.

Anm. 23. (S. 8.)

Nach Photius; nach Suidas s. v. *Ἰάμβλιχος* aber bestand er aus 39 Büchern. L.

Anm. 24. (S. 8.)

„Mitten in die Geschichte hinein versetzen."

Anm. 25. (S. 8.)

Heliodor theilt uns am Schlusse seines Romanes mit, daß er von dem Geschlechte der Sonne abstamme, und in der That auch scheint sein Name auf eine Verwandtschaft mit diesem Himmelskörper hinzudeuten. Obgleich er nun von so hoher mythologischer Abkunft war, so nahm er gleichwohl unter den christlichen Kaisern Arcadius und Honorius, welche zu Anfange des fünften Jahrhunderts regierten, das Bisthum Trikka in Thessalien an. Man erzählt, daß als eine Synode ihm die Alternative stellte, entweder seinen Bischofssitz aufzugeben oder seinen Roman zu verbrennen, er das erstere vorzog. Diese Nachricht scheint jedoch eben so zweifelhaft zu sein, wie seine Abstammung von der Sonne. [Vergl. Jakobs Einleitung zu seiner Uebers. d. Heliodor S. 6.].

Die erste Ausgabe des griechischen Textes der Aethiopica erschien zu Basel 1535. 4. und wurde von Vincent. Obsopoeus besorgt, welcher das Manuskript einem Soldaten abkaufte, der an der Plünderung der Bibliothek des Matthias Corvinus zu Ofen Theil genommen hatte. Hierauf erschienen die Ausgaben von Commelin, Heidelberg 1596. 8. und Bourdelot, Paris 1619. 8. Die letzte und beste Ausgabe ist die von Koraës. Paris 1804. II. 8. Bald nach seinem Erscheinen wurde dieser Roman in fast alle neuere Sprachen Europa's übertragen. Das ganze Werk übersetzte Thomas Underdown in englische Prosa 1577 und einen Theil versifizierte Abraham Fraunce in englischen Hexametern 1591. 8. Es giebt mehrere französ. Uebertragungen, von denen die früheste die des Amyot ist, dessen Arbeit Franz dem Ersten so gefallen haben soll, daß er ihn mit der Abtei Bellozane belohnte. Sonderbar, daß eine Pfründe die Belohnung für das Uebersetzen eines Werkes war, dessen Original, wie man sagt, dem Verfasser sein Bisthum gekostet hat.

Die Aethiopica wurden bald ein Lieblingsbuch in Frankreich und besonders erzählt man, daß der Lehrer in einem Kloster, in welchem Racine erzogen wurde, diesem den Roman wegnahm, als er ihn einst beim Lesen desselben betraf. Der junge Dichter verschaffte sich jedoch ein anderes Exemplar, und als er wiederum von seinem Erzieher mit demselben ertappt wurde, so sagte Racine zu ihm, er könne es nun immerhin verbrennen, da er jetzt das ganze Buch auswendig wüßte [s. Chardon de la Rochette Mélanges etc. II. p. 8.]. D.

Anm. 26. (S. 9.)

Αἰθιοπικῶν βιβλία δέκα. — Zehn Bücher äthiopischer Geschichten. Uebers. von Jakobs. Stuttg. 1837. III. L.

Anm. 26a. (S. 9.)

Da Musäus aller Wahrscheinlichkeit nach später

als Heliodor gelebt hat, ſo kann eine ſolche Entlehnung auch nicht Statt gefunden haben.
L.

Anm. 27. (S. 11.)

Dieſe Leibesubung, ταυροκαθάψια genannt, ſollte die Jugend zu kriegeriſchen Steapazen abharten und wae beſonders in Theſſalien, dem Vaterlande des Theagenes, im Schwunge, von wo ſie ſpaterhin nach Rom kam. D.

Anm. 28. (S. 11.)

Dunlop citiert hier auch noch (wahrſcheinlich nach Bouedelot a. a. O.) Caſaubonus zu Athen. l. l. c. 23. Caſaubonus ſpricht aber weder an dieſer Stelle noch ſonſt wo von dieſer Sache.
L.

Anm 29. (S. 13.)

„Auf das Grauen des Opfers folgt die unerwartete Freude, die Jungfrau aus der dringenden Gefahr befreit zu ſehen.“ De l'Or. d. Rom. p. 54. L.

Anm. 30. (S. 13)

„Erkennungsſcene“ ſ. Ariſtot. Poet. c. 9.
L.

Anm. 31. (S. 13.)

Im Or. Parnassus Reformed. Dunlop meint wahrſcheinlich Gabriel Guéret, den Verfaſſer des Parnasse Reformé, der mir jedoch nicht zur Hand iſt. L.

Anm. 32. (S. 14)

Anders urtheilt Scholl (Geſch. d. griech. Lit. III. S. 154 ff.) nach Villemain (Essai sur les Romans Grecs in deſſen Mélanges historiques etc. p. 425 ff): „Er (nämlich Heliodor) fuhrt uns nicht in die wirklichen Sitten der Zeit und des Landes ein, ſondeen zeigt uns eine vollig erdichtete Welt, die für den lernbegierigen Leſer wenig Intereſſe hat.“ Vgl. Villemain a. a. O., wo dieſes Urtheil weiter ausgefuhrt wird. L.

Anm 33. (S. 14.)

Sieh Bardauld's Vorrede zu Richardſon.
D.

Anm. 34. (S. 14.)

„Die beruhmteſte Nachahmung (des Heliodor) bei den Spaniern iſt die nordiſche Geſchichte Perſiles y Sigismunda von Cervantes“ Bal. Schmidt in den Wien. Jahrb. Bd. 18. Anz. Bl. Nr. 21. S. 8. vgl. weiter unten. L.

Anm. 35. (S. 14.)

„Einſt herrſcht', auch herrſcht vielleicht noch dieſe Stunde
Senay, beglückt im Aethiopier Land,
Der treulich mit Marien's Sohn im Bunde
Nebſt ſeinem ganzen ſchwarzen Volke ſtand.
Ich Heide war dort Sklav' und meine Kunde
Im Frauendienſt ward bald am Hof' erkannt;
Des Königs Ehgemahlin wurde meine
Herrin, zwar braun, doch reizend trotz der Bräune.

Der König glüht für ſie, allein es gleicht
Das Eis der Eiferſucht der Glut der Liebe,
Und nach und nach in ſeiner Bruſt erreicht
Solch' eine Höh' die Qual der tollen Triebe,
Daß er von ihr jedweden Mann verſcheucht,
Ja wünſcht, daß ſie verſteckt den Sternen bliebe;
Sie, weiſ' und hold in frommer Demuth, hält
Nur das für Luſt, was ihrem Herrn gefällt.

Ihr Zimmer war bemalt mit frommer Mähr
Und würdigen, gottſeligen Geſtalten;
Ein Mägdlein weiß und hold und hoch und hehr
Durch Feſſeln nächſt dem Drachen feſtgehalten;
Ein Ritter traf das Unthier mit dem Speer,
Es fiel, indem ihm Ströme Bluts entwallten.
Dort warf ſie oft ſich mit zerknirſchtem Sinn,
Beichtend geheime Schulden, betend hin.

Und ſchwanger wird ſie und gebiert ein Kind;
Du warſt das Kind — doch ſie bemerkt mit Schrecken,
Daß weiß und roth des Kindes Farben ſind,
Und ſcheut ſich dem Gemahl es zu entdecken;
Sie kennt den Herrn und ſeine Wuth und ſinnt
Vor ihm das Neugebor'ne zu verſtecken,
Denn aus dem unbefleckten Weiß an dir
Argwöhnt er wohl befleckte Treu' an ihr.

Ein ſchwarzes Mägdlein, das ſie Tochter nannte,
Ließ ſie an deiner Statt den Vater ſchauen“ u. ſ. w.
[Befr. Jeruſ. überſ. v. Streckfuß].
D.

Anm. 36. (S. 14.)

Dem Heliodor hat auch der Neapolitaner Baſile den Stoff zu ſeinem Heldengedichte Teagene entnommen (ſ. den Pentamerone des Giamb. Baſile, uberſ. von Liebrecht II. S. 336.).
L.

Anm. 37. (S. 15.)

Er ſoll nach Einigen im vierten Jahehunderte gelebt haben; jedoch Boden glaubt, er muße aus ſpaterer Zeit ſein, weil er in einigen ſeiner Schilderungen den Dichter Muſäus, welchen Boden nach jener Periode ſetzt, ganz augenſcheinlich nachgeahmt hat. Achilles Tatius war ein Rhetor und ſoll verſchiedene Abhandlungen uber Aſtronomie und Geſchichte geſchrieben haben. Wir beſitzen [in der Anthol. Gr. IX, 203.] von dem Kaiſer Leo dem Philoſophen (886—911) ein Epigramm zu Ehren des Achilles Tatius und beſonders zum Lobe der Keuſchheit ſeines Romanes. Man hat dieß Gedicht auch dem Photius zugeſchrieben, jedoch mit nur geringer Wahrſcheinlichkeit, wenn man bedenkt, wie ungunſtig er uber jenen Autor urtheilt [cod 87.]. Hieronymus Commelin unternahm die erſte Ausgabe des Romans, ſtarb jedoch vor Vollendung desſelben, ſo daß ſie 1601 ſeine Neffen erſcheinen ließen. Ungefähr vierzig Jahre nachhee lieferte Salmaſius zu Leiden eine vollkommnere Ausgabe und erläuerte ſie durch eine Reihe von Anmerkungen, welche ſich bei den ſpäteren Ausgaben gewohnlich wiederfinden. Die letzte derſelben erſchien 1792 als erſter Band des Biponlinee Corp. Scr. Erot [und ſeitdem die Ausg. von Fr. Jakobs 1821. 8.]. Der Roman wurde vom Abbé Desfontaines in's Franzöſiſche uberſetzt; es giebt auch eine deutſche Uebertragung

von Seybold [Lemgo 1772.], welcher eine Beurtheilung des Werkes vorangeht, und eine engliſche, welche im ſiebzehnten Jahrhunderte zu Orſoed gedruckt wuede. D.

Anm. 38. (S. 15.)

Ἐρωτικά, Liebesgeſchichte; auch Τὰ κατὰ Λευκίππην καὶ Κλειτοφῶντα, Geſchichte dee Leukippe und des Klitophon; in 8 Buchern.

Leukippe. Ein Roman aus dem Griech. des Ach. Tatius (uberſ. von F. Aſt u. G. Güldenapfel). Leipzig 1802. L.

Anm. 39. (S. 16.)

„Unterleib."

Anm. 40. (S. 16.)

„Geſichtstäuſchung."

Anm 41. (S. 16.)

Während dieſes Zuſtandes von Geiſtesabweſenheit begeht ſie mancheelei erteavagante Handlungen. Sie obeſeigt ibeen Liebhabee, ſtoßt Menelaus mit Fußeu von ſich und oergißt endlich gänzlich die Gegenwart männlicher Perſonen: ἡ δὲ προσπάλαιεν ἡμῖν, οὐδὲν φροντίζουσα κρύπτειν ὅσα γυνὴ μὴ ὁρᾶσθαι θέλει. l. 4. c 9. D.

Anm. 42. (S. 17.)

Auch Plato, Longus, Syneſius, Nonnus und Andere mehe dienen ihm als Vorbilder in mehrfachee Beziehung. S. Paſſow in Eeſch u. Grubee's Encykl. s. v. Achilles Tatius, und Jakobs in ſeiner Ausgabe Prolegg. p. XIX. L.

Anm. 43 (S. 17.)

„Und gleich als hätte eine Biene mich
Geſtochen in die Unterlippe, fieng
Ich kläglich dergeſtalt zu jammern an,
Daß wenn die Zunge nicht, doch mein Geſicht
Zu fordern jenes Heilungsmittel ſchien.
Und Silvia ganz arglos
Und voll von tiefem Mitleid
Wollt' ſchnelle Hülfe bringen
Der Wunde, die ich vorgab, ach, und machte
Nur tödtlicher und tiefer
Mir noch die wahre Wunde.
Denn als ſie ihre Lippen
Auf meine Lippen drückte —
Fürwahr ſo ſüßen Honig
Saugt keine Bien' aus Blumen, wie ich ſaugte
Aus jenen friſchen Roſen.
Doch während tief in's Herz mir
Die Süßigkeit ſich ſenkte,
Obwohl mit Gift gemiſcht ſie,
Empfand ich ſolch' Entzücken,
Daß ich ſo that, als wär' noch nicht vergangen
Der Schmerz mir jenes Stiches;
So daß ſie mehre Mal noch
Den Zauber wiederholte"
[Aminta Act 1. Sc. 2.].
D.

Anm. 44. (S. 18.)

Anders urtheilt Koraës (in ſeiner Ausg. des Heliodor p. ιγ'): „Seine Speache iſt oft ſehr elegant, gleicht jedoch meiſt nicht der natürlichen Schönheit eines züchtigen Weibes, ſondern dem künſtlichen Schmucke einer Buhlerin." Eben ſo urtheilt Jakobs (p. XII.) und im Allgemeinen auch Paſſow a. a. O. L.

Anm. 44a. (S. 18.)

Nach des Tatius Roman iſt gearbeitet: Les Amours de Leucippe et de Clitophon en deux Journées von Durice (1605—1658). L.

Anm. 45. (S. 18.)

Es ſcheint ungewiß, wer Longus war oder wann er lebte. Photius ſagt in ſeinem Myriobiblon nichts von ihm, noch wird ee von irgend einem der Scheiftſteller eewähnt, die man fur ſeine Zeitgenoſſen hält. Man hat jedoch vermuthet, daß ee in Lesbos geboeen war und, ſeinem Style nach zu uetheilen, nicht nach dem vierten oder fünften Jahehunderte lebte. Dieß iſt jedoch nue eine ſehe unſicheee Folgeeung, denn es leuchtet gar nicht ein, warum ee ſich nicht duech ein eifriges Studium der alten griechiſchen Autoeen im zehnten Jahehundeete einen eben ſo reinen Styl aneignen konnte wie im fünften. Diejenigen Schriftſteller, welche in der letzten Zeit des griechiſchen Reiches lebten, und beſondees die Sophiſten, eine Benennung die man gewöhnlich zu dem Namen des Longus hinzufügt [„man weiß abee nicht, ob er ein Sophiſt geweſen, da ihm dieſee Beiname zuerſt ohne alle Beglaubigung von Jungermann beigelegt woeden." Jakobs in dee Voreede ſeinee Ueberſetzung des Longus S. 6. Anm], beſchäftigten ſich beſonders mit iegend einem alten Autor wie z. B. Plato, Demoſthenes u. ſ. w., deſſen Styl ſie ſich anzueignen ſteebten, und nur auf dieſe Art glaubten ſie ſich auszeichnen zu konnen. — Die erſte griech. Ausg. des Longus beſorgte Columbanus Florenz 1598. Er ſagt, daß er ihn nach einem Codex gedruckt habe, welchen er ſich aus der Bibliothek des Luigi Alamanni oerſchaffte und durch einen ſeiner Feeunde, namlich Fuloius Ueſinus, mit einer römiſchen Handſchrift veegleichen ließ, dee ihm dann die Barianten überſchickte. Hierauf folgte die Ausgabe Jungermann's im J. 1601 und eine große Zahl anderer, von denen die meiſten von Villoiſon benutzt worden ſind, der ſich in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe (Paris 1778) rühmt, ſeit ſeiner Kindheit täglich zwolf Stunden Griechiſch ſtudiert zu haben. Seine Aebeiten bilden die Geundlage zu der Ausgabe Leipzig 1803. Noch ehe dieſer Roman griechiſch herausgegeben wuede, übeertrug ihn Gambaca aus einer Handſchrift in lateiniſche Verſe, welche Aebeit 1569 erſchien. Im Jahre 1559 trat die franzöſ. Ueberſetzung von Amyot an's Licht, von der viele Auflagen erſchienen ſind, unter andern eine mit Kupfern, die der Herzog von Orleans, Regent von Frankeeich, zeichnete. Auch in das Italieniſche ſind die Pastoralia des Longus übeetragen woeden und zwar von Annibale Caro, dem berühmten Ueberſetzer des Viegil. D.

Mehr über die Ausgaben des Longus ſ. bei Schöll Geſch. d. geiech. Lit III. S. 161 ff., woſelbſt auch hinſichtlich der Lücke, welche in den

vor 1810 erschienenen Ausgaben sich im ersten Buche zu Ende des sechsten Capitels befand, das Gehörige mitgetheilt ist. Dunlop scheint das hieraus Bezügliche bis zum J. 1816, wo die dritte Ausgabe seiner History of Fiction erschien, ganz unbekannt geblieben zu sein, so wie er denn auch seine Analyse nach einer der früheren unvollständigen Ausgaben des Longus gemacht hat, wie dieß aus der hier zur Anm. 47. gehörigen Stelle des Auszuges im englischen Originale hervorgeht, die ich jedoch berichtigt habe. L.

Anm. 46. (S. 18.)

Ποιμενικὰ τὰ κατὰ Δαφνιν καὶ Χλόην. — Schäferroman von Daphnis und Chloe. Uebers. von Fr. Jakobs. Stuttgardt 1832. L.

Anm 47. (S. 19.)

Sieh Anm. 45. Zusatz.

Anm 48. (S 19)

Sieh Diez Leben u. Werke der Troubadours. S. 169. L.

Anm. 49. (S. 20.)

In dem Romane ist sehr viel von der Weinlese die Rede; Lesbos war freilich zu allen Zeiten wegen seines Weines berühmt, der aber schwerlich sehr berauschend sein konnte

„Im Schatten trinkst unschädlichen Lesbier
Du hier; es wird hier nimmer mit Mars den Kampf
Bestehn der Semele Thyoneus!"
[Horaz Carm. 1, 17.]

Ueber die Eigenschaften des Lesbischen Weines sieh auch Athen. l. l. p 28. 32 etc. u. Gellius 13, 5. D.

Anm. 50. (S. 20.)

„φλημα, περιβολὴ καὶ συγκαταχλιθῆναι γυμνοῖς σωμασι." D.

Anm. 51. (S 22.)

„— — dann nur das Richtige wissend,
Wann sie vermögen gar nichts zu wissen."

Anm. 52. (S. 23.)

Vgl. oben S. 8. bei Anm. 24.

Anm. 53. (S. 23.)

„Die üble Anlage seiner Erzählung ist ein noch wesentlicherer Fehler. Er beginnt auf ungeschickte Weise mit der Geburt seines Schäferpaares und hört nicht einmal mit ihrer Hochzeit auf. Er dehnt seine Geschichte auch noch bis auf ihre Kinder und ihr hohes Alter aus;" und ferner: „Er weicht auf diese Weise ganz von dem wahren Charakter dieser Art von Werken ab. Man muß mit der Vermählung aufhören und über die Folgen derselben schweigen. Eine Romanheldin, welche guter Hoffnung wird und in Wochen kommt, ist ein seltsames Ding." De l'Orig. d. Rom. [p. 98]. D.

Anm. 54. (S. 23.)

„Sein Styl ist einfach, leicht, natürlich und concis ohne Dunkelheit; seine Ausdrücke sind voller Lebendigkeit und Feuer; er schafft mit Geist, malt mit Anmuth und ordnet seine Bilder mit Geschick." De l'Or. d. Rom. [p. 97.].

„Der Styl des Longus ist rein, natürlich, lieblich und zwar durch viele Theile und Glieder concis, aber dennoch wohlklingend; ohne irgend eine Künstelei (sales) fließt er süßer als Honig dahin, gleich einem Silberstrome, der von beiden Seiten durch grünende Wälder beschattet wird; sein Ausdruck ist so blühend, so schmuckreich, so geglättet, daß sich jegliche Anmuth der Worte und Gedanken in demselben vereint findet. Die Bilder u. den übrigen Redeschmuck ordnet er mit so vieler Kunst, wie der Maler die mannigfachen Farben." Villoison Prooem.

Auch von Muret [Var. Lect. 9, 16.] wird Longus „ein höchst lieblicher und anmuthiger Schriftsteller" genannt und von Scaliger [Miscell. Liber c. 2.] „ein höchst anmuthiger Schriftsteller, der je einfacher desto vorzüglicher ist." D.

Anm. 55. (S. 23.)

Koraïs (pag. ιγ' seines Heliodor) beurtheilt Longus ungemein streng, indem er ihn zwar hinsichts der Sprache lobt, ihn aber sonst einen geschmacklosen Sophisten nennt, dem es an Verstand und Einsicht abgehe. L.

Anm. 56. (S. 23.)

„Dieses Urtheil ist im Ganzen und Einzelnen schief. Die Richtung des Romans von Longus ist in ethischer Rücksicht weder gut noch schlecht und es ist auf keine Weise die Absicht seines Verfassers gewesen einen Zustand der vollkommensten Unschuld darzustellen. Wenn aber Dunlop meint den schlüpfrigsten Stellen dieses Romans keine andere in irgend einem Buche vergleichen zu können, so ist dieß eine unhistorische Uebertreibung, bei der, um von neueren Erotikern zu schweigen, welche die Alten bei Weitem überboten haben, an die viel schlimmeren Gemälde in Lucian's verwandeltem Esel und seinen Hetärengesprächen, an Apulejus und Petronius nicht gedacht ist. Man sehe über diesen ganzen Gegenstand die Bemerkungen von K. G. Jakob in der Charakteristik Lucian's im dritten Abschn. §. 4. u. 5. S. 176—193." Fr. Jakobs in der Vorr. zu s. Uebers. d. Longus S. 12ff. Anm. L.

Anm. 57. (S. 24.)

Ebenso Bernardin de St. Pierre in seinem Paul et Virginie. Schöll Gesch. d. griech. Lit. III. S. 161. L.

Anm. 58. (S. 24.)

Von Chariton Aphrodisiensis ist eben so wenig bekannt, wie von den übrigen griech. Romanschriftstellern; ja, einige haben sogar gemeint, sein anmuthiger Name sei gänzlich erdichtet, während wieder andere muthmaßen, daß er aus Aphrodisias in Karien gebürtig war, so wie man auch aus dem unvollkommenen Style schließt, daß der Verfasser, wer er auch gewesen sein mag, nach dem Heliodor gelebt hat. Sein Roman wurde 1750 zu Amsterdam von D'Orville herausgegeben nach einer von seinem Freunde, Antonio Coechi, genommenen Abschrift einer in einem Kloster zu Florenz gefundenen Handschrift.

Die lateinische Uebersetzung von Reiske ist ungemein lebendig und treu. Der Roman selbst nimmt 144 Seiten ein, D'Orville's Noten hingegen fullen 788 Seiten. Gleichwohl sagt er: „Wo es nothwendig schien, habe ich den Text in kurzen Anmerkungen erklärt." Die Mühe, die der Kommentator auf diese Arbeit verwandt, ist um so mehr zu bewundern, als er von dem Werthe des Romanes keine sehr günstige Meinung gehabt zu haben scheint; denn er bemerkt: „Man kann in Wahrheit sagen, daß Charitin nicht sowohl besonders lobenswerthe Eigenschaften besitze, als vielmehr von hervorstechenden Fehlern frei sei." Im Jahre 1753 erschien eine italienische Uebersetzung, aus welcher die englische entstanden ist. D.

Anm. 59. (S. 25.)

Τῶν περὶ Χαιρέαν καὶ Καλλιρόην ἐρωτικῶν διηγημάτων λόγοι η. — Acht Bücher Liebesgeschichten von Chäreas und der Kalirrhoe. Uebersetzt von Schmieder. Leipzig 1807. 8. L.

Anm. 60. (S. 25.)

Diese Notiz ist jedoch nur eine sehr kurze und unbedeutende im Vergleiche mit den 76 Epigrammen, welche der heil. Gregorius Nazianzenus gegen diese Resurrection-men des Alterthumes mit unauslöschlichem Haß und erstaunlicher Fruchtbarkeit geschrieben hat. Sie befinden sich in der Anthol. Gr. l. VIII. No. 179—254. L.

Anm 61. (S. 26.)

Daß dieser Name so wie der des Achilles Tatius, Charitin, Longos und andirer griech. Romanschriftsteller ein erdichteter gewesen, wird von Peerlkamp zu Xenoph. Ephes. p. LXIV u. ausfuhrlicher namentlich in Betreff Charitin's von Doroille (p. 200. der Leipz. Ausg.) behauptet. L.

Anm. 62. (S. 26.)

S. Suidas s. v. *Ξενοφῶν*, der aber über ihr Zeitalter nichts bemerkt. — Xenophon Antiochenus nannte, wie Peerlkamp (zu Xenoph. Ephes. p. 66.) meint, seinen Roman wahrscheinlich deswegen Babylonica, weil er Babylon als die Vaterstadt der Hauptpersonen genannt haben mochte (vergl. oben Anm. 19.). Den oben gleich näher erwahnten Xenophon Ephesius halt Passow (p. XII. seiner Ausg. desselben), dem Koraës beistimmend, für junger als Heliodor und auch als Longos und Achilles Tatius, aber für älter als Charitin. L.

Anm. 63. (S. 26.)

Ἐφεσιακὰ τὰ κατὰ Ἀνθίαν καὶ Ἀβροκόμην. — Ephesische Liebesgeschichte von der Anthia und dem Abrokomes. Uebers. von Kradinger. Munchen 1820. II Ausg. 1831. L.

Anm. 64. (S. 26.)

Nicht zehn, wie Dunlop sagt, wahrscheinlich von Huet (p. 101 ff.) verleitet. Indeß kannte man zur Zeit des Letztern den Roman des Xenophon nur aus Suidas (s. v. *Ξενοφῶν Ἐφέσιος*), wo allerdings zehn steht. Angelo Poliziano hatte ihn zwar bereits in seinem Liber Miscell. c. 51. erwähnt, jedoch gab ihn Niemand heraus (sieh Chardon de la Rochette Mélanges etc. vol. II. p. 70) und erst im J. 1723 erschien er zum ersten Male und zwar in einer italienischen Uebersetzung; der griechische Text wurde zuerst im Jahre 1726 gedruckt. Man weiß also jetzt, daß das Werk nur aus fünf Buchern besteht und mit dem fünften Buche vollstandig schließt. Man will daher bei Suidas statt ι0 (*ι*) nur 5 (*ε*) lesen, so z. B. Chardon de la Rochette a. a. O. S. 69.; indeß halt Peerlkamp zu Xenoph. Ephes. p. 67. diese Aenderung nicht fur nöthig, da Suidas sagt, Xenophon habe zehn Bücher Ephesiaca von Hadrokomas und Anthia und von der Stadt Ephesus geschrieben; da jedoch von der letztern in dem vorliegenden Romane nichts gesagt wird, so könne Xenophon wohl noch ein zweites Ephesiaca betiteltes Werk in funf Buchern verfaßt und darin auch von Ephesus gehandelt haben. L.

Anm. 65. (S. 26.)

„Mit Unrecht haben einige Engländer hier (bei Charitin u. Xenoph. Ephes.) den Ursprung mehrerer italienischer Novellen und somit den berühmter Schauspiele finden wollen. Das Zusammentreffen einiger Begebenheiten, Umstände und Entwickelungen in erdichteten Geschichten ist immer zufallig, wenn die Nachahmung nicht in etwas tiefer Liegendem, was auf geschichtlichem Wege zusammenhangen muß, nachgewiesen werden kann." Val. Schmidt in den Wien. Jahrb. Bd. 26. S. 25 L.

Anm. 66. (S. 26.)

Andere wie Koraës zu Heliod. vol. I. p. *ιε'*, welchem auch Passow Praef. p. XI beistimmt, weichen von dem obigen günstigen Urtheile ab und schreiben die schmucklose Einfachheit des Stils und der Gedanken in den Ephesiaca der geistigen Kraftlosigkeit ihres Verfassers zu. — Wie dem aber auch sei, jedenfalls sind einzelne Stellen der Erzählung in hohem Grade anziehend, wozu ich ganz besonders das erste Capitel des funften Buches rechne. Die dort geschilderte Liebe eines armen Fischergreises fur die bereits hingeschiedene Gefährtin seines leidenvollen Lebenslaufes ist in ihrer einfachen aber ausdrucksvollen Kurze voll von dem ergreifendsten Pathos und gehort vielleicht zu dem Vortrefflichsten, dessen irgend eine Literatur sich rühmen kann. L.

Anm. 67. (S. 27.)

„Es ist ein Roman, jedoch ein geistlicher Roman; er handelt von der Liebe, jedoch ist dieß die Liebe zu Gott und es wird darin viel Blut vergossen, jedoch ist dieß das Blut der Märtyrer." Huet p. 67. D.

Anm. 68. (S. 27.)

Er wurde im siebenten oder achten Jahrhunderte in Syrien geboren und sein geistlicher Roman soll ursprünglich in der Sprache dieses Landes geschrieben worden sein; jedoch schon fruh

wurde er in's Griechiſche übertragen. Er brachte ſeine Jugend im Dienſte eines arabiſchen Kalifen zu, begab ſich aber ſpäter in das Kloſter d. heil. Sabas in Syrien, wo er Mönch wurde und in einem Alter von 84 Jahren ſtarb. Außer ſeinem Barlaam und Joſaphat verfaßte er auch noch viele theologiſche Abhandlungen und namentlich Streitſchriften, beſonders verſchiedene Werke zu Gunſten der Bilderverehrung gegen Leo den Iſaurier und die Bilderſtürmer, wodurch er ſich vielen Verfolgungen ausſetzte; ja ſogar die Hand wurde ihm wegen der Lehrſätze, zu denen er ſich bekannte, abgehauen, ihm jedoch nachher durch die heilige Jungfrau auf wunderbare Weiſe wiedergegeben. D.

Die Frage, wer der Verfaſſer des Barlaam und Joſaphat ſei, iſt noch nicht vollkommen entſchieden; vielleicht war dieß nicht Johannes Damaſcenus, ſondern irgend ein anderer Mönch, Namens Johann. Vgl. Gräße Lehrb. einer allg. Lit. Geſch. Bd. II. Abth. 3. S. 460.; dagegen jedoch ſ. das Vorwort von Ludolf von Beckedorf zu der in der folgenden Anm. angeführten Ueberſetzung des Barlaam u. Joſaphat von Liebrecht. — Ueber die Literatur des Romanes vgl. auch noch Reiffenberg im Annuaire de la Bibliothèque Royale de Bruxelles 6, 59 ff. 7, 268 ff. L.

Anm. 69. (S. 27.)

Ἱστορία ψυχωφελὴς κ. τ. λ. ἐν ᾗ ὁ βίος Βαρλαὰμ καὶ Ἰωάσαφ. Erbauliche Geſchichte u. ſ. w., worin das Leben des Barlaam u. Joſaphat erzählt wird. — Zum erſten Male griechiſch herausgegeben in dem vierten Bande der Anecd. Graeca von Boiſſonade. Paris 1829.

Des heil. Johannes Damaſcenus Barlaam u. Joſaphat. Aus dem Griech überſetzt von Felix Liebrecht. Münſter 1847. Die Capitelangabe oben im Texte bezieht ſich auf dieſe Uebertragung, in welcher übrigens auch die Seitenzahlen der Boiſſonade'ſchen Ausgabe angeführt ſind. L.

Anm. 70 (S. 28.)

Der hier genannte Sterndeuter bleibt im griechiſchen Originale ohne alle Bezeichnung des Namens. Er muß ihn alſo erſt in der Uebertragung, die Dunlop für ſeinen Auszug benutzt, erhalten haben. L.

Anm. 71. (S. 30.)

Vgl. auch Barl. u. Joſaph. C. 32. (S. 243.), C. 33. (S. 252.), C. 35. (S. 261.); ferner Milton's Verl. Parad. B. I. V. 376–522. u. Turpin's Chronik c. 4. L.

Anm 72. (S 32.)

Quelle dieſer Parabel iſt das vierte Capitel d. Kalilah ve Dimnah; ſ. Loiſeleur Deslongchamps Essai sur les Fables Indiennes p. 64 ff. Vergl. auch Val. Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 26 S. 33 ff. u. beſonders Grimm D. Myth. 2te Aufl. S. 758 ff. Rückert hat ſie in ein metriſches Gewand gebracht (ſ. deſſen Geſammelte Gedichte 4te Aufl. Th. 1. S. 51. die erſte der vier Parabeln), ebenſo Oehlenſchläger „Manden i Brönden." L.

Anm. 73. (S. 32.)

„Auch hier beſtätigt ſich, daß Barlaam u. Joſaphat urſprünglich aus dem Morgenlande beſtammt; denn dieſe Parabel iſt dort einheimiſch, wie die weniger geſchmückte Allegorie aus Achmed Ben Arabschah No. 1509. übertragen in Cardonne Mélanges de Litt. orient. I, 68. beweiſt." Val Schmidt a. a. O. S. 41, wo auch die weiteren Nachweiſe über die verſchiedenen Bearbeitungen dieſer Parabel zu finden ſind; ſ. auch denſelben zu Petrus Alfonſi Disciпl. Clericalis S. 164 ff. Aus dieſer Parabel ſtammt auch das 40ſte Capitel des Conde Lucanor. — Gräße zu Nr. 74 der Gesta Romao. führt auch noch Ebn Tophail's philoſophiſchen Roman Ebn Yokhdan an; es findet ſich jedoch darin nichts, was auf gegenwärtige Parabel Bezug hätte. L.

Anm. 74. (S. 32)

Ueber dieſe Parabel ſ. Val. Schmidt zur Discipl. Cler. S 95 ff. Sie iſt auch nachgeahmt in Thomas Wright's Selection of Latin stories from mss. of the XIII and XIV centuries. Lond. 1842. No. 108. — Unter den übrigen im Barlaam und Joſaphat enthaltenen Parabeln befindet ſich ferner auch noch (c. 6.) die aus dem Kaufmann von Venedig hinlänglich bekannte von den vier Käſtchen, über welche ſ. Val. Schmidt in den Beitragen zur Geſch. der romant. Poeſie S. 190 ff., Wiener Jahrb. Bd. 26 S. 45.; ſie findet ſich auch außer den Gesta Romanor. noch in mehreren anderen lateiniſchen Geſchichtenſammlungen des Mittelalters (ſieh Thomas Wright Essays on the Literature, Superstitions and History of England in the Middle-Ages. London 1846. vol. II. p. 70 ff.), in Luther's Tiſchreden Cap. 38. Bl. 490 f. v. Leipz. 1621: „Von Herzog Friederichen, Churfürſten zu Sachſen" (wo ſie vom Kaiſer Sigmund erzählt wird), in Morlini Novellae No. 5 und daraus bei Straparola 12, 5. ſo wie endlich in Timoneda's Alivio de Caminantes P. I. No. 47. (Bibliot. de Autores Españ. vol. III. Madrid 1846.); — ferner (c. 10.) die Parabel von dem Vogel und deſſen drei Lehren, über welche ſ. Val. Schmidt zur Discipl. Cler. S. 151., vergl. denſelben zu den Märchen des Straparola S. 288 ff. ſo wie Gräße zu Nr. 167 der Gesta Roman. — und endlich (c. 29.) die aus Boec. Decamerone (Giorn. 4 Einleitung) bekannte Parabel, wie die Liebe zu dem weiblichen Geſchlechte den Männern ſchon von Natur eingepflanzt ſei, worüber nachzuſehen Val. Schmidt Beitr zur Geſch. d. rom. Poeſ. S. 27 ff.; ſ. auch v. d. Hagen Geſammtabenteuer Nr. 23. (welcher Bd. II. S. IX. Anm. 1. bemerkt, daß ſich dieſe Geſchichte in Hebers' Dolopatos, den Dunlop [ſ. unten S. 230 b.] anführt, nicht befindet), ferner Thomas Wright in der eben angeführten Selection of Latin stories etc. No. 3. u. 78. und Johannes Diſcipulus

(Heroil) im Promtuarium exemplorum No. 24. — Nach Du Meril Hist. de la Poësie Scandinave p. 348. ſoll dieſe letztere Erzahlung Boccaccio's eine große Aehnlichkeit haben mit einer Epiſode des Ramayana, betitelt: die Verführung Richyaſringa's (bei Chézy Sacountala p. 278.).
— L.

Anm. 75. (S. 33.)

Τὰ κατ' Ὑακίνην καὶ Ὑσμινίαν δράματα. Roman von der Hysmine und dem Hysminias. — Ueberſetzt von Erneſtine Chriſtine Reiske in deren „Hellas." Mitau 1778. Th. I. S. 101 ff.
L.

Anm. 76. (S. 33.)

Wir wiſſen von den übrigen Romanſchreibern nur ſehr wenig. Euſtathius, der Verfaſſer von Ismene und Ismenias, wird in den Handſchriften Eumathius genannt und man hat Gaulmin, welcher 1618 den Roman mit einer latein. Verſion herausgab, in Verdacht, daß er den Namen Euſtathius vorgezogen, um das Publikum glauben zu machen, das Buch ſei von dem dieſen Namen führenden Kommentator des Homer geſchrieben. D.

Der Erotiker Euſtathius führte den Beinamen Parembolites oder Makrembolites (denn beides findet ſich in den Handſchriften), und war geheimer Archivar (*χαρτοφύλαξ*). Erſterer Beiname würde bedeuten „gebürtig aus Parembole," einer Stadt in Aegypten nahe bei Syene; hingegen letzterer hieße „aus Makrembole," worunter einige Gelehrte Konſtantinopel verſtehen. Er wird zuweilen nur irrthümlich Eumathius genannt und iſt nicht mit dem berühmten Erzbiſchofe von Theſſalonich zu verwechſeln. S. Gräße Ueber den griechiſchen Erotiker Euſtathius und deſſen auf uns gekommenen Roman, in Seebode und Jahn's Neuen Jahrbuch. 4ter Supplementband S. 267., wo jedoch, eben ſo wie in desſelben Lit. Geſch. Bd. 1. Abth. 2. S. 768. dem Huet dieſe Verwechslung mit Unrecht vorgeworfen wird, da dieſer ausdrücklich ſagt (p. 90.): „Mr. Gaulmin a donné l'un et l'autre (nämlich den Theodorus Prodromus und den Erotiker Euſtathius) au public avec sa traduction et ses notes. Comme il ne dit rien d'Eustathius dans la préface du livre, qui porte son nom, je veux expliquer son silence en sa faveur et croire qu'habile comme il estoit, il n'est pas tombé dans l'erreur de quelques Savans, qui se sont persuadé que le docte Commentateur d'Homère a esté capable de faire un aussi misérable ouvrage qu'est celui-cy." Man vergleiche auch das nachher von Dunlop angeführte Urtheil Huet's über das Werk des Erotikers. — Hier will ich auch noch bemerken, daß Gaulmin's Ausgabe nur in Bücher, nicht auch in Capitel abgetheilt iſt, daher ich oben im Texte nur erſteee angeben konnte und es daher auch S. 33 b. Z. 11 u. 13 v. u. ſtatt C. 10. u. 11. vielmehr B. 10. u. 11., ſo wie S. 10 a. Z. 20 v. u. gleichfalls Buch 9 u. 11. heißen muß. L.

Anm. 77. (S. 33.)

Die Höhle der Siebenſchläfer ſoll ſich in der Nähe von Epheſus befunden haben.
L.

Anm. 78. (S. 34.)

Philoſtrat. Ep. 24. Dieſer Gedanke nebſt vielen anderen weit hergeholten Einfallen des Philoſtratus iſt von Ben Jonſon in ſeinem Gedichte der Wald (the Forest) nachgeahmt worden:

Trink' mir nur mit den Augen zu,
Dank ſoll in meinen ſein;
Wenn nicht, wirf einen Kuß in's Glas,
Dann kümmert mich kein Wein.
D.

Auf das nämliche Experiment wird auch angeſpielt in der Anthol. Gr. l. V. No. 261. 285 cf. Lucian Dial. Deor. 6. §. 2. Corp Inscr. Graec. ed. Boeckh vol. III. p. 686. L.

Anm. 79. (S. 35.)

Gaulmin gab auch den Theodorus Prodromus heraus, da ihm Salmaſius eine Handſchrift desſelben überſchickte, die er 1615 zu Paris drucken ließ. Der Verfaſſer dieſes Romanes, ſagt er, war eigentlich von Geburt ein Ruſſe, wurde aber bald nach ſeiner Ankunft in Griechenland Prieſter, Arzt und Philoſoph. D.

Anm. 80. (S. 35.)

Von Niketas Eugenianus aus dem zwölften Jahrhunderte.

„Im Allgemeinen (bemerkt Val. Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 26. S. 46. hinſichtlich des Euſtathius, Theodorus Prodromus und Niketas Eugenianus höchſt treffend) hat man beim Leſen dieſer für Sprachkunde u. Literaturgeſchichte wichtigen Monumente das Gefühl, welches uns ergreift, wenn wir einen im Alter kindiſch gewordenen Mann ſehen." L.

Anm. 81. (S. 35.)

Dunlop meint wahrſcheinlich die im J. 1500 von Gabriel Contianus verfaßte Ueberſetzung dieſes Romanes aus dem Lateiniſchen in's Neugriechiſche in politiſchen Verſen, zuletzt gedruckt Venedig 1696. Ein eigentlich alt- oder mittelgriechiſches Original, obwohl ein ſolches gewiß zu Grunde liegt, hat ſich bis jetzt noch nicht gefunden, daher Dunlop hier irrt, wenn er meint, es ſei ein ſolches herausgegeben worden. Sieh Gräße Lit. Geſch. Bd. 2. Abth. 3. S. 457, wo auch ausführlich von der Literatur dieſes Romans gehandelt wird. L.

Anm. 81 a (S. 36.)

Your Ben and Fletcher in their first young flight,
Did no Volpone, no Arbaces write;
Shakspeare's own muse his Pericles first bore,
The Prince of Tyre is elder than the Moor.

[Prologue to the tragedie of Circe, by Charles D'Avenant, 1677.].

Anm. 82. (S. 36.)

Die Unächtheit dieses Romans ist jetzt längst erwiesen; s. oben im Folgenden u. vgl. Schyll Gesch. d. griech Lit. Bd. 2. S. 519. Anm. 3. u. S. 611. Anm. 1., so wie Pauli Real-Encyklop. s. v. Athenagoras. L.

Anm. 83. (S. 38.)

„Mit dem Athenagoras schließt Dunlop das Capitel vom griechischen Romane.... Wir werden zuletzt noch beiläufig den Phlegon aus Tralles in Lydien, einen Freigelaßenen des Hadrian, erwähnen, unter dessen Namen sogar der Kaiser selbst seine eigene Lebensbeschreibung verfaßt haben soll (Spartiani Vita Hadriani c. 16.). Sein Buch περὶ θαυμασίων (nach Meursius Bearbeitung gedruckt in Jac. Gronovii Thes. Graec. Ant. VIII. p. 2694.) enthält eine Sammlung von Wundergeschichten und Gespenstererscheinungen nicht unähnlich dem, was in neuester Zeit in Deutschland freilich in ganz anderer Form Effekt gemacht hat. Der Anfang des Buches fehlt leider und somit der Eingang jener weitberuhmten Gespenstergeschichte, welche in der Darstellung unsres großen Meisters Göthe als Braut von Korinth Einheit und Rundung erhalten hat und unvergleichlich auf den geheimnißvollen Uebergangspunkt der alten Welt der Sinnlichkeit zur neuen Welt der Geistigkeit hindeutet. Das schauerliche Fragment des Phlegon hat übrigens schon früh bei uns Eingang gefunden ... Offenbar hangt das Märchen zusammen mit der noch jetzt im Süden von Ost-Europa nicht ungewöhnlichen Sage von den Vampyren, schmatzenden Todten oder Blutsaugern... Die Todten erstehen aus den Gräbern und saugen den Lebenden, besondern Verwandten, Ehegatten u. s. w. das Blut aus... Gradt man die Leichen aus, findet man sie frisch, roth und von Blut strotzend. Die Neugriechen nennen sie Buthrolakkas, auch Burkolassas [l. Burkolakkas, Βουρκόλακκας]."

„Hiermit ist in Verbindung gebracht die Sage von den Succubi (ἐμπουσαι) oder weiblichen Alpen. Hierüber ist Mehreres mitgetheilt in von Dobeneck: Des deutschen Mittelalters Volksglaube 1, 32. Auch ist sie schon vorchristlich u. ein Beispiel der Art bei Philostratus. S. Dobeneck a. a. O. [vgl. unten Anm. 220.]" Vgl. Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 26. S. 47 ff.

Dem Buche Phlegon's ähnlich müßen auch die von Photius (cod. 130.) erwähnten Schriften des Damascius gewesen sein, über dessen Lebensumstände er jedoch nichts Näheres beibringt; nur konnen wir aus der Weise, wie sich Photius über ihn ausspricht, schließen, daß er zur Zeit, als sich das Christenthum bereits weiter verbreitet hatte, gelebt haben muß. Auch führt er nur die Titel seiner Bücher an, welche folgendermaßen lauten: Von den unglaublichen Erdichtungen in 352 Capiteln; Erzählungen von Dämonen in 52 Cap.; Wunderbare Geschichten von Gespenstererscheinungen in 63 Cap. und von den unglaublichen Natueen in 105 Capiteln. Sie waren nach Photius' Urtheile voll von Ungereimtheiten und dem finstersten, heidnischen Aberglauben, jedoch in einem klaren und nicht unelegantem Stile geschrieben. L.

Anm 84. (S. 39.)

„Man führt auch milesische Erzählungen von demselben an, die in ziemlichem Ansehen stehen, obwohl sie nur mittelmaßig geschrieben sind." Capitol Vita Clodii Albini c. 11. D.

Anm. 85. (S. 40.)

Es führt den Titel: Satiricôn sc. libri. — Uebersetzt mit einem vollstandigen Kommentare von J. G. C. Schluter. Halle 1796. II. 8. L.

Anm 86. (S. 40.)

„Das aber nicht vollständig sondern nur in einer Folge von Fragmenten auf uns gekommen ist, welche als Theile eines großern Werkes oder als eine Sammlung betrachtet werden können, die, wie man glaubt, irgend ein Liebhaber von Obscönitaten aus jenem Werke gemacht. Die Unvollständigkeit und das Feagmentarische dieses noch im zwolften Jahrhunderte vollstandig vorhandenen Werkes hat man bald dem frommen Sinne der Abschreiber, welche das Uebrige weggelaßen, bald der Lüsternheit dee Mönche, welche die stärksten Theile ausgewählt und uns so die Reste dieses Werkes überhaupt erhalten, zugeschieden." Bähr Gesch. der Rom. Literar. 3te Ausg. Bd. 2. S. 365 ff. u. vergl. dagegen Beenhardy Grundriß der Röm. Literat. S. 331. L.

Anm. 87. (S. 40.)

Sieh hierüber Bähr a. a. O. Bd. 1. S. 346. L.

Anm. 88. (S. 41.)

S. auch noch Robert Fabl. Inéd. 2, 430., besonders aber Keller, Li Romans de Sept Sages S. CLIX ff. und Nachtrage dazu in desselben Ausgabe von Dyocletianus' Leben von Hans von Bühel. Quedlinburg 1841. Einleit. S. 49 ff. Zu den dortigen Angaben füge hinzu L'Ephesienne. Tragicomédie de Pierre Brinon. Paris 1614. (s. Hist. du Théatre Français 4, 188 ff.) und Sercambi Novelle, No. 16. (Zu der oben von Dunlop angeführten Stelle aus Du Halde vgl. die unten Anm. 485a. bespochenen Contes Chinois vol. III. No. 3.). L.

Anm. 89. (S. 41.)

Wie goldene Gedichte des Pythagoreas, goldene Legende des Jakob de Voragine u. dergl. m. Uebrigens kennt schon Augustin dieses Beiwort, welcher de Civ. Dei l. 18. c. 18. schreibt: „Sicut Appulejus in libris, quos *Asini Aurei* titulo inscripsit." („Wie Apulejus in dem Werke, dem ee den Titel „der goldene Esel" gegeben hat") — Der vollständige Titel lautet namlich: Metamorphoseôn s. de Asino Aureo libri XI. Vgl. Bahr a. a. O. 2, 374. Anm. 1. Uebersetzung: Des Apulejus Goldener Esel, aus dem Lat. v. A. Rode. Dessau 1783. 8. L.

Anm. 90. (S. 41.)
„Gieb her ein Aß und vernimm dafür ein goldenes Märlein.“ Plin. Epist. l. II. ep. 20.
D.

Anm. 91. (S. 41.)
„Wohlan, ich will dir in bekannter milesischer Weise mancherlei Märlein erzählen und wenn du mir wohlwollendes Gehör leihst, dein Ohr durch anmuthige Rede ergötzen.“

Anm. 92. (S. 45.)
„L'âne d'Apulée ne parla point; il ne put jamais prononcer que *oh* et *non*: mais il eut une bonne fortune avec une dame, comme on peut le voir dans l'Apuleïus, en deux volumes in-4o, *cum notis ad usum Delphini.*“ Voltaire, Pucelle ch. 20. note 4.

Anm. 93. (S. 45.)
„Eine so große Fröhlichkeit schien außer meiner eigenen Alles zu erfüllen, daß sogar die Thiere jeglicher Art und sämmtliche Gebäude und der Tag selbst für mein Gefühl ein heiteres Ansehen gewannen.“ [lib. XI. p. 167. ed. Oud.].

Anm. 94. (S. 46.)
Dunlop bezieht sich mit den hier angeführten Worten, welche sich in dieser Fassung nicht in den Metamorphosen befinden, wahrscheinlich auf folgende zwei Stellen derselben, nämlich l. XI. p. 817 Oud.: Osiris ....: ne sacris suis gregi cetero permixtus deservirem, in collegium me Pastophororum suorum, immo inter ipsos Decurionum quinquennales elegit.“ („Damit ich nicht mit der übrigen Schaar vermischt seinem Dienste oblage, wählte Osiris mich in das Kollegium seiner Pastophoren, ja sogar unter die Dekurionen, die fünf Jahre ihr Amt verwalten“), und ferner l. XI. p. 811 sqq. Oud.: „connexa, immo vero unica ratio numinis religionisque.“ („Die Gottheit und der Religionsdienst [des Osiris und der Isis nämlich] stehen mit einander in Verbindung oder sind vielmehr ein und dieselben“).
L.

Anm. 95. (S. 46.)
„Welcher Märchenspielereien wir zu unserer Verwunderung auch bei Apulejus antreffen.“ [Somnium Scip. I. p. 8. ed. Bip.].

Anm. 96. (S. 46.)
„Entweder erzählt er es [als wirklich vorgefallen], oder hat es erdichtet.“ [De Civ. Dei 18, 18.]

Anm. 97. (S. 46.)
Nämlich Lucian; s. S. 47. L.

Anm. 98. (S. 47.)
Ueber Lucius Patrensis vergl. oben S. 6. — Wieland in seiner Uebersetzung des Lucianischen Esels hat bekanntlich dem Lucian diese Schrift, so wie dem Lucius seine Existenz abgesprochen und die Metamorphosen des Letztern für apokryph erklärt; beides jedoch bestreitet Manso, Vermischte Schriften 2, 209 ff. u. 246 ff. Vgl. Schöll Gesch. d. gr. Lit. 2, 486 u. 518. Auch darüber herrscht Ungewißheit, ob dem Apulejus die Metamorphosen des Lucius oder der Esel des Lucian als Original gedient. Vergl. Manso und Schöll a. a. O. so wie Hildebrand in seiner Ausgabe des Apulejus p. XXVII ff. L.

Anm. 99. (S. 49.)
Ueber die mannigfachen Auslegungen Neuerer in Betreff der Fabel von Amor und Psyche sieh Hildebrand a. a. O. p. XXVIII ff. — Wahrscheinlich ist dieselbe indischen Ursprunges; wenigstens gleicht ihr in den Hauptzügen auffallend das Märchen von der „Tochter des Holzhauers,“ mitgetheilt von Brockhaus in seiner deutschen Uebersetzung der Märchensammlung des Somadeva Bhatta. Th. 2. S. 190 ff. vergl. Th. 1. S. XVIII. L.

Anm. 100. (S. 50.)
Da Gräße in seinem Lehrbuche der Literärgeschichte Bd. 2. Abth. 3. die Sagenkreise des Mittelalters ausführlich behandelt und die darauf bezüglichen Schriften aufgeführt hat, so werde ich mich hier mit den nothwendigsten Anmerkungen begnügen und im Uebrigen, besonders aber in Betreff der Titel und Ausgaben auf dieß Werk verweisen. Schade nur, daß die Citate und sonstigen Angaben in dieser sonst so vollständigen Arbeit nicht selten ungenau sind; ich habe daher die daraus hier zuweilen aufgenommenen, gleich fast allen anderen, wo mir die betreffenden Werke zugänglich waren, stets mit den angezogenen Stellen verglichen und sie nöthigenfalls berichtigt.
Ferner bemerke ich, daß ich nur bei denjenigen der hier behandelten altfranzös. Ritterbücher die jedesmalige Capitel- oder Seitenzahl der aus denselben in die Analysen aufgenommenen Stellen angegeben vermochte, welche auf der Berliner Königlichen Bibliothek vorhanden sind; die genannten Zahlen fehlen also, wo mir das Original nicht erreichbar war. L.

Anm. 101. (S. 51.)
p. 3 ff., der auch die betreffenden Stellen Maller's anführt. L.

Anm. 102. (S. 53.)
Vgl. auch Herodot l. 1. c. 1—6, wo der Ursprung der Feindschaft zwischen den Griechen u. Persern auf ähnliche Weise erzählt wird.
L.

Anm. 102a. (S. 53.)
Hier irrt Dunlop; Drachen, Riesen und Zauberei jeder Art gehören bekanntlich schon der ältesten nordischen Dichtung und Mythologie an. — Zu dem was Dunlop im Folgenden über den Zusammenhang orientalischer und westlicher Dichtung sagt, vergleiche Grimm Deutsche Mythol. S. VII. 2te Ausg. L.

Anm. 103. (S. 54.)
Sieh jedoch San-Marte, Die Arthur-Sage und die Märchen des rothen Buches von Hergest, S. 37 ff., welcher ebenso wie de la Rue in

seinem Essai sur les Bardes et Jongleurs Anglo-Normands p. 57. und Villemarqué (s. die folgenden Anmerkungen) mit Recht die Heimat dieser romanischen Fiktionen in der Bretagne findet, woselbst sie, wie die fabelhaften Ausschmückungen in allen Ländern (wie schon Huet Orig. d. Rom. p. 155 und Ritson (s. oben S. 55a.) bemerkt hat) aus dem Volksglauben entstanden sind. Außerdem aber gaben nach Caylus (Orig. de l'ancienne chevalerie et des anciens romans in der Hist de l'Acad. des Inscript. T. XXIII. p. 237.) und de la Rue a. a. O. auch die Bibel und nach Letzterm auch noch die in Nordfrankreich sehr wohl bekannte klassische Mythologie vermehrten Stoff zu jenen Fiktionen her. Vgl. den Text oben im Folgenden. L.

Anm. 104. (S. 54.)

z. B. auf die Andromeda (welche er freilich für einen gefesselten Riesen hält) c. 4, auf Aeneas und Dido c. 5., auf goldgrabende Ameisen c. 30. Vgl. Plin. H. N. XI, 31. L.

Anm. 105. (S. 55.)

„Schon dann schreckte das Graun der Religion das verzagte
Landvolk; schon dann lebt' es dem Wald und Felsen mit Ehrfurcht.
Schau hier, sprach er, den Hain und den buschigen Hügel bewohnet
(Welcher Gott, ist verborgen) ein Gott; die Ackader glaubten
Jupiter selbee zu sehn, wann oft er die nachtende Aegis
Schüttert' und schwang in der Rechten und Sturm und Donner erregte."
[Aeneide 8, 349 ff.].

Anm. 106. (S. 55.) L.

S. Hesekiel Cap. 1 u. 10.

Anm. 107. (S. 55.)

„Vorn ein Leu, in der Mitt' eine Zieg' und hinten ein Drache:"

Lucrez l. 5. v. 901.; vgl. jedoch über diese Stelle Berger de Xivrey, Traditions Teratologiques p. 245 ff.; so wie über die Greife und Drachen denselben a. a. O. p. 451 ff. und 484 ff.; Schmidt zu Steaparola S. 345.; Grimm D. Mythol. 2te Ausg. S. 652 ff. L.

Anm. 108. (S. 55.)

In Zacharn Gren's Notes on Hudibras (vol. I. p. 125.) findet man eine Geschichte von einem Manne, der aus einer Ratte einen Drachen machte: „Jakob Bobart, Professor der Botanik zu Oxford, fand vor ungefähr vierzig Jahren in dem Pflanzengarten daselbst eine todte Ratte, welche er den gewöhnlichen Vorstellungen von einem Drachen dadurch ähnlich machte, daß er den Kopf und Schwanz des Thieres zustutzte und spitze, scharfe Holzstücke hineinsteckte, wodurch die Haut zu beiden Seiten sich dergestalt ausdehnte, daß sie Flügeln nicht unähnlich sah, worauf er es so hart trocknen ließ, wie nur irgend möglich. Die Gelehrten nun erklärten es für einen Drachen und einer von ihnen sandte an Magliabecchi eine genaue Beschreibung davon. Auch verschiedene zierliche Gedichte wurden auf einen so seltenen Gegenstand gemacht, bis endlich Bobart den Betrug gestand. Man betrachtete es jedoch als ein Meisterwerk der Geschicklichkeit und stellte es als solches in dem anatomischen Museum auf, wo ich es einige Jahre nachher gesehen habe." D.

Anm. 108a. (S. 57.)

Die hier im Originale folgende Beschreibung der Turnière habe ich ausgelaßen, da dieser Gegenstand hinlänglich bekannt ist. L.

Anm. 109. (S. 60.)

Ueber Gildas vgl. Gräße a. a. O. Th. 2. Abtheil. 1. S. 239, wo die Angaben richtiger sind. Gildas starb nämlich nicht als Schulmeister zu Bangor in Wales, sondern auf der bretagnischen Insel gleichen Namens (jetzt Belle-Isle) in dem von ihm gestifteten Kloster Ruys: sieh die Vita Gildae in den Acta SS. Boll. tom. II. Jan. p. 952 ff., wo auch der Schlacht bei Cattraith keine Erwähnung geschieht. L.

Anm. 110. (S. 60.)

Auch über diesen s. Gräße a. a. O. S. 744, wo gleichfalls richtig gesagt ist, daß Nennius schon um 620 lebte, einige Handschriften seines Elogium Britaniae aber bis zum J. 845 fortgesetzt sind. Vgl. jedoch Fabricius Biblioth. Lat. Med. Aev. 5, 293. L.

Anm. 111. (S. 60.)

Ueber das Historische in der Arthursage sieh Geaße 2, 3. S. 137 ff. und San-Marte Arthursage S. 4 ff. Vgl. Villemarqué Contes pop. des anciens Bretons, I, 11 ff. L.

Anm. 112. (S. 61.)

Vgl. Anm 136 u. 142, so wie in Betreff der Sage von Ywain San-Marte, Arthursage S. 153 ff. L.

Anm. 113. (S. 61.)

Näheres über Gottfried von Monmouth und dessen Schriften s. bei Geaße, Sagenkreise S. 96 u. San-Marte Arthursage S. 10 ff. L.

Anm. 114. (S. 61.)

Ueber diese s. Gräße a. a. O. S. 103 ff. L.

Anm. 115. (S. 62.)

Gaimar schrieb vor Wace und kann ihn daher auch nicht fortgesetzt haben; s. Gräße a. a. O. 2, 2, S. 1063. L.

Anm. 116. (S. 62.)

Dieß Gedicht ist jedoch nicht von Wace, sondern von Chretien de Troyes. Vgl. weitee unten S. 110; über Wace s. ein Mehres bei Gräße Sagenkreise S. 104. L.

Anm. 117. (S. 65.)

In einem andern alten Ritterromane wird ge-

ſagt, daß ein derartiger Gebrauch in Frankreich beſtand. C'estoit la coustume en ce tems telle quo quand une femme estoit grosse que ce n'estoit de son marl ou qu'elle ne fust mariee on l'ardoit. (L'Histoire plaisante du noble Siperis de Vinevaulx et de ses dix-sept fils). [Ueber dieſen Roman ſ. Gräße Sagenke. S. 380.]. Im Raſenden Roland wird dieſe Steafart den ſchottiſchen Geſetzen zugeſchrieben (c. 4 st. 59.):

L'aspra legge di Scozia empia e severa.

Rinaldo, davon hörend, ruft unwillig aus (St. 63.):

„Verflucht ſei, wer ein ſolch' Geſetz gegeben,
Verflucht auch ſei, wer es ertragen kann;
Mit Recht ſtirbt die, ſo Grauſamkeit verübt,
Nicht die, die treuem Buhlen Leben giebt."

D.

S. auch Jubinal Nouveau Recueil etc. I, 9. Später jedoch waren die Geſetze mildee. Unter Ludwig dem Heiligen wurde fille noble qui s'est laissée engrosser, desheritée. In Maine und Anjou war man noch nachſichtiger; les filles qui avoient atteint vingt-cinq ans pouvoient impunément devenir enceintes. La coutume alors donnoit tort aux parents; elle supposoit que c'étoit leur faute, puisqu'ils avoient attendu si tard à marier leurs filles (ſieh Le Geand Anmerkung zu dem Fabliau du vouleur que Notre-Dame sauva). L.

Anm. 118. (S. 65.)

Mit dem Beinamen Ambroſius, um ihn von einem etwa hundert Jahee ſpäter lebenden Namensoetter zu unterſcheiden, der den Beinamen Wullt (Silveſter) und Calidonius (od. vielleicht richtiger Celidonius (Kelidonius) von dem Walde Celydon (Kelidon) in Lincolnſhiee, in weichen er ſich, wahnſinnig, zurückgezogen hatte) führte. Beide Meeline weeden jedoch häufig mit einander verwechſelt. S. hieeübee die von Geäße Sagenkr. S. 197 ff. angeführten Schriften u. füge hinzu San-Marte Arthurſage S. 87 ff. Villemarqué Contes pop. des anciens Bretons 1, 42 ff. L.

Anm. 119. (S. 66.)

Deren Vorbild diejenige Tafel wae, welche Joſeph von Arimathia auf Befehl Chriſti eerichtete, und dieſe glich wiederum der, an welcher Chriſtus ſelbſt mit ſeinen Apoſteln das letzte Abendmahl genoſſen hatte; ſ. Merlin a. a. O. Uter-Pendeagons Tafeleunde wurde nachher von Arthur erneuert ſ. oben S. 92. Ueber die noch ſpäteren Erneuerungen dee Tafelrunde (namentlich durch Eduaed den Bekenner im J. 1043) ſ. Gräße Sagenkr. S. 149, wo auch (S. 150 ff.) die Namen der ſämmtlichen Ritter der Tafelrunde verzeichnet ſind, ſo wie (S. 151. vgl. S. 2) ähnliche Tafelrunden in anderen Ländern angeführt werden.

„Die runde Tafel, ſagt Val. Schmidt (Wiener Jahrb. Bd. 29. S. 86.) gewährt dem, welcher die Plätze anzuweiſen hat, bei gleichen Anſprüchen der Sitzenden auf den Vorrang den Vortheil, daß keiner eine Auszeichnung vor dem andern erhält als die, welche allen gemeinſchaftlich wird, das Recht an dee runden Tafel zu ſitzen. Dieß war alſo auch ein äußerer Geund, welcher Fueſten beſtimmen konnte, den Pares regni eine Tafeleunde zu geben. Nach Poſidonius bei Athenäus Deipn. B. 4. Cap. 36. fand dieſe Sitte aus derſelben Urſache ſchon bei den Galliern Statt."

Poſidonius ſagt in der hier von Schmidt angeführten Stelle jedoch gerade das Gegentheil, daß nämlich die im Kreiſe Sitzenden ihre Plätze nach Maßgabe ihees Ranges und Anſehens einnahmen, und erwähnt eben ſo wenig etwas von Luſtgefechten, welche nach den Feſtgelagen folgen ſollten, wie Villemarqué Contes popul. des anciens Bretons 1, 40. irrthümlich anführt. —

Dieß erinnert mich an einen ſehr wahren Ausſpeuch Val. Schmidt's ſelbſt, den er bei anderer Gelegenheit (zur Discipl. Cler. S. 95. Anm. *) eine irrige Angabe Dunlop's berichtigend, thut: „Wenn ſelbſt einem ſo beleſenen und tüchtigen Literator wie D. deegleichen begegnen kann, ſo muß uns dieß vorſichtig machen bei Benützung der Notizen anderer." L.

Anm. 120. (S. 66.)

Nicht Ulſius, wie er hier bei Dunlop und auch bei Schlegel in ſeiner Uebeeſetzung des Merlin heißt. — In einem alten mythiſchen Gedichte des waliſiſchen Baeden Talieſin wird übrigens erzählt, daß Uter Pendeagon (d. h. Uter mit dem Drachenkopfe), um Arthur zu zeugen, ſich in eine Wolfe (wal. gorlais) oerwandelt habe. Gorlois iſt aber der Name des Gemahls der Yguerne (vgl. S. 69a) und man ſieht alſo, wie dieſe ſpäteee übrigens auch noch waliſiſche Daeſtellung entſtanden iſt. An Jupiter und Alkmene, wie Dunlop meint (ſ. oben S. 67b.) mag ſie dabei wohl nicht gedacht haben S. Villemaequé Contes popul. des anciens Bretons 1, 18. 54, der auch ebendaſ. p. 51 ff. die urſprüngliche, waliſiſche Erzählung von den oben S. 65b ff. erwähnten zwei Drachen und deren eigentlicher Bedeutung mittheilt. L.

Anm. 121. (S. 66.)

Einige Spuren des Schloſſes Tintadiel oder Tintaggel ſind noch auf einer felſigen Halbinſel von ſuechtbaeer Steilheit auf der Nordkuſte von Cornwall ſichtbar. D.

Anm. 122. (S. 67.)

„Bald ward Roß, bald Rind, bald Vogel und
bald wieder Hirſch er."

Anm. 123. (S. 67.)

Die hierauf bezügliche von Schlegel in ſeiner Beaebeitung des Merlin ausgelaßene Stelle ſ. im Auszuge bei Val. Schmidt zu den Märchen des Straparola S. 335 ff. L.

Anm. 124. (S. 67.)

La forest de Broceliand, auch Breceliand, Bre-

cilien und im Lancelot (ſ. oben S. 99.) la forest Darnantes genannt (d. i. der Wald des Darnant, nicht von D., wie er oben S. 82a. und 996. mehrmal heißt). Ueber dieſen Wald ſ. die von Gräße Sagenkreiſe S. 199 angeführten Schriften; füge hinzu San-Marte Arthurſage S. 153ff. und Villemarqué Contes popul. etc. 1, 317ff. — Der Name der Geliebten Merlin's, Viviane, lautet im Waliſiſchen Vivlian; ſieh Villemarqué a. a. O. 1, 49. L.

Anm. 125. (S. 68.)

oder genauer caledoniſchen d. i. celidoniſchen ſ. oben Anm. 118. Das hier im Text erwähnte Gedicht iſt bis jetzt, ſo viel ich weiß, noch nicht vollſtändig gedruckt (Auszug bei Ellis Specimens of early English metr. Rom. 1, 76ff.). Thomas Wright (Essays on the Literature, Superstitions and History of the Middle Ages. Lond. 1846. vol. I. p. 203ff.) macht es übrigens wahrſcheinlich, daß nicht Gottfried von Monmouth, ſondern irgend ein ſpäterer Schriftſteller (aus der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrh.) Verfaſſer der Vita Merlini iſt. L.

Anm. 126. (S. 68.)

Pinkerton's Vitae Antiquae p. 200. bei Ellis Metr. Rom. 1, 222. Einige ſeltſame Sagen gleicher Art werden auch in des Boethius Geſchichte von Schottland erzählt [l. VIII. p. 149ff. Parisiis 1574.]. D.

Man vergleiche über dieſen Gegenſtand, d. h. die Verbindung von Dämonen u. dergl. mit irdiſchen Frauen, auch noch Dobeneck Des deutſchen Mittelalters Volksglauben 1, 28ff., Boaiſtuau Histoires Prodigieuses ch. 7.; Caesarius Heisterb. Mirac. et Hist. l. 3. c. 6. 7. 8. 9. Wolf Niederland. Sagen zu Nr. 105, Düntzer in Scheible's Kloſter V, 197ff., die Sage von der Gemahlin des Frankenkönigs Clodio ſieh Grimm Deutſche Mythologie S. 364. 2te Ausg., die Geſchichte vom Meerwunder in Kaspar von der Ron's Heldenbuche, Dietrich's von Bern dämoniſche Abſtammung (im Anhang zum alten Heldenbuche) ſ. W. Grimm Deutſche Heldenſage S. 294. Nr. 9.) und für das umgekehrte Verhältniß hier Anm. 220. (zur Geſch. vom Grafen Balduin von Flandern). L.

Anm. 127. (S. 68.)

S. 1 Moſ. 6, 2. 4. Ev. Luc. 2, 46. 47. L.

Anm 128. (S. 68.)

Vielmehr des Haſſes. Es heißt nämlich St. 34:

„Denn dieſe Quelle war alſo beſchaffen,
Daß jeder Ritter, wenn verliebt er war
Und daraus trank, die Liebe von ſich ſtieß
Und die, ſo er geliebt, voll Haß verließ."

Beiläufig hier noch die Bemerkung, daß bereits im Alterthume dem Fluſſe Selemnos eine gleiche Kraft zugeſchrieben wurde; ſieh Pausan. VII, 23, 2. L.

Anm. 129. (S. 69.)

„Ich auch werde der Dardaner Fahrt im rutupiſchen Meere
Singen, das Reich auch, das alte, der Inogen, Pandraſus' Tochter,
Brennus, Arvigarus auch, die Fürſten, den alten Belinus,
Endlich wie Britten Heimat hierauf in Armerica fanden
Auch Jogerne, durch Trug und Geſchick einſt Mutter des Arthur,
Den auch, der falſches Antlitz erlog und Gerloïs' Waffen
Durch die Liſt des Merlin."

Vgl. auch Milton's Mansus v. 80ff. L.

Anm 130. (S. 69.)

Ueber den heiligen Gral vgl. Gräße a. a. O. S. 134ff, 137ff., über den Urſprung dieſer Sage denſ. S. 168, (iſt derſelbe vielleicht indiſch? vgl. Germania Bd. II. S. 265ff.) und über Wunſchelding überhaupt Grimm's Deutſche Myth. S. 828 u. Zuſatz S. 1227ff. 2te Ausg. — Zunächſt mag übrigens wohl die Idee zu dem Graal der geheimnißvollen druidiſchen, gleiche Eigenſchaften wie dieſer beſitzenden Schüſſel (waliſiſch per, daher Peredur (d. i. Perceval ſieh unten Anm. 136.) wörtlich überſetzt eigentlich Schüſſelſucher bedeutet) in Verbindung mit chriſtlichen Vorſtellungen entnommen ſein. S. Villemarqué Contes pop. des anciens Bretons 1, 192ff., über deren Verbindung mit der Arthurſage ſ. San-Marte Arthurſage S. 59ff. und Villemarqué a. a. O., über die Verbreitung beider ſ. San-Marte S. 63ff. u. Gräße a. a. O. S. 163—167, ſo wie endlich über die Etymologie des Wortes Gral ſ. Gräße S. 135ff. vgl. S. 192. L.

Anm 131. (S. 69.)

„Es iſt dieß nur eine Verwechslung mit ſeinem Perceval le Gallois, der den Beſchluß der Begebenheiten des H. Graal's enthält und zuweilen dieſen Titel führt." Gräße a. a. O. S. 195ff. Anm. *). L.

Anm. 132. (S. 69.)

Ueber dieſen Schriftſteller ſ. Gräße a. a. O. S. 246. Anm. *). L.

Anm. 133. (S. 70.)

In Betreff dieſes nur handſchriftlich vorhandenen Auszuges ſ. Michel p. XIII. note 17. ſeiner Ausg. des metriſchen St. Graal (vergl. folg. Anm.). L.

Anm. 134. (S. 70.)

Jetzt iſt das Gedicht, ſo weit es noch vorhanden, herausgegeben: Le Roman du Saint Graal publié pour la première fois etc. par Francisque Michel. Bordeaux 1841. 8. Es beginnt mit der Geburt der Jungfrau Maria, erzählt das Leben Chriſti bis zu ſeiner Höllenfahrt und ſoll eben, wie es ſcheint, zur Geſchichte der Zeugung und Geburt Merlin's übergehen, bricht aber mit Vers 4018. fragmentariſch ab. L.

Anm. 135. (S. 70.)

„Aus dem lateinischen Piscator [Fischer] entstand gleichwie aus Peccator [Sünder] das französische Pecheur. Später verschmolzen in der symbolischen Person des Graal-Hüters beide Bedeutungen des Wortes Aber ursprünglich war gemeint Piscator, nämlich St. Petrus, der indeß auch als Peccator (nach Matth 26. Schluß) mit dem kranken Könige Pecheur in Verbindung gebracht wurde. S. Jakob Grimm Altdeutsche Walder I, 1. Die ausführlichsten Nachrichten über ihn enthält der Roman Perceval. Indessen bedurfen auch diese noch Ergänzung aus anderen. Nach dem Tristan mußte der Hüter des Graal vom Stamme des Joseph von Arimathia in unbefleckter Keuschheit sich erhalten. Der König Pecheur, ein Nachkomme Josephs, hatte eine Pilgerin, die sich vor dem Heilthume niederwarf, mit einem Blicke des Wohlgefallens angesehen (Bibl. d. Rom. Avril 1776. I. p. 222.), da stürzte die Lanze aus seinem Arme und brachte ihm eine Wunde bei, aus der das Blut funfzig Jahre unaufhörlich floß. Nach Merlin's Weissagung sollten die Wunden des Königs und der Christenheit erst heilen, wenn ein vollendeter Ritter noch keuscher als König Pecheur gewürdigt wurde, das Heilthum zu berühren und zu erhalten." Val. Schmidt in d. Wiener Jahrb. Bd. 29. S. 73; vgl. Graße a. a. O. S. 177 u. San-Marte Leben und Dichten des Wolfram von Eschenbach 2, 417. L.

Anm. 136. (S. 70.)

Vgl. auch noch San-Marte Arthurs S. 218ff.; was er jedoch in Bezug auf das walisische Mabinogi Peredur ab Efrawc (d. i. Peredur Sohn des Efrawc: vgl. Villemarqué Contes Popul. etc. 2, 255ff.) sagt, daß wir es nämlich als die älteste bis jetzt bekannte Quelle der Parcivalsage betrachten dursen, ist dahin zu berichtigen, daß vielmehr dieses Mabinogi (aus dem eilften Jahrhunderte) großtentheils einem ältern geschichtlichen Volksliede der Bretonen über ihren Nationalhelden Morvan Lez-Breiz (etwa um 825 verfaßt) entnommen ist. S. Villemarqué Contes Popul. des anciens Bretons 1, 181ff. u. dessen Barzaz-Breiz Chants Populaires de la Bretagne ed. IV. Paris 1846. vol. I. Anm. zu Nr. 12. p. 178ff (vergl. hier Anm. 219. u. Nachtrag zu S. 83b.). Ueber die Bedeutung des Namens Peredur s. oben Anm. 130. L.

Anm. 137. (S. 70.)

Ueber den Verfasser und den Ursprung dieses Romanes s. oben S. 64. Außer den dort angeführten Werken, die sich auf den vorliegenden Gegenstand beziehen, giebt es noch eine gereimte Erzählung Percyvell of Galles, die sich in der Kathedralbibliothek zu Lincoln befand und unter der Regierung Heinrichs VI von Robert de Thornton geschrieben worden sein soll. D.

Anm. 138. (S. 71.)

Auch in dem walisischen Mabinogi Kilhwch und Olwen reitet ersterer auf seinem Rosse in die Halle, wo Arthur eben zu Tische sitzt; sieh San-Marte Beiträge zur bretonischen u. celtisch-german. Heldensage S. 7. Es war dieß übrigens eine ganz gewöhnliche Sitte. „On voyait au moyen âge, dans la salle des chefs gallois d'énormes crampons de fer, fixés au pavé de distance en distance, qui servaient aux chevaliers pour attacher leurs chevaux, car ils y entraient souvent avec eux; quelques-uns les conduisaient même jusque dans leur chambre à coucher." Villemarqué Contes Popul. etc. 2, 288. L.

Anm. 139. (S. 71.)

Ueber diesen Keur, im Walisischen Kay genannt, der in den walisischen Sagen übrigens als ein ganz tapferer Held erscheint und in einer Schlacht hundert Feinde erlegt (vgl. auch Rom. de Jaufre p. 49 b in Raynouard Lex. Rom. vol. I.), sieh Lady Gueſt zu den Mabinogion vol. I. p. 97, bei San-Marte Arthursage S. 168; Villemarqué Contes Popul. I, 308ff. L.

Anm. 140. (S. 73.)

Ueber diese blutende Lanze (s. oben S. 72b.), mit welcher einer der römischen Kriegsknechte, der Sage nach Longinus genannt, in Christi Seite gestochen haben sollte s. Gräße a. a. O. S. 182 Anm.*) (woselbst Z. 4. in der Verweisung S. 140 statt 160 zu lesen ist). — Nach Villemarqué a. a. O. I, 199ff soll auch diese blutige Lanze gleich dem Graal (s. oben Anm 100.) aus einer Vermischung späterer christlicher Ideeen mit älteren und zwar aus jener andern „blutigen Lanze" herstammen, welche ursprünglich bei den eingeborenen Britten ein Symbol ihres blutigen Kampfes und des auf demselben geschworenen ewigen Hasses gegen die eingedrungenen Sachsen gewesen sei. Daher die berühmte Weissagung Taliesins: „Das Land der Longrier (d. i. England) wird durch die blutige Lanze untergehen," und fünfhundert Jahre später war sie in Frankreich noch nicht vergessen, so daß ein französischer Dichter um 1160, von dieser lance qui saigne sprechend, sagt:

Il est écrit qu'il est une heure
Où tout le royaume de Logres
Qui jadis fut la terre aux ogres
Sera détruit par cette lance.

Wenn Villemarqué Recht hat, so könnte man mit dieser ältern Blutlanze auch das feurige Kreuz (auch Crean Tareigh oder Kreuz der Schande genannt) vergleichen, welches angebrannt und in Blut gelöscht wurde (s. Walter Scott Lady of the Lake C. III. und dazu Note 1.). Dieses feurige Kreuz entspricht den herör und bodkefli der Skandinaven. Noch näher jener blutigen Lanze käme die fetialis hasta ferrata aut praeusta der Römer bei Kriegsankündigungen. Livius 1, 32. Ueber sonstige Bluteide und Blutbünd-

nisse s. Grimm Geschichte der deutsch. Sprache S. 135 ff — Die oben erwähnte silberne Schüssel diente zum Zudecken des h. Graal, wie dieß der Roi Pecheur selbst erklärt, war also eine Art Patene. L.

Anm. 141. (S. 73.)

Die Genueser jedoch rühmten sich im Besitze des heiligen Graals zu sein, welchen sie bei der Eroberung Jerusalems, im Anfange des eilften Jahrhunderts als Beuteantheil erhalten zu haben vorgaben. Jehan d'Autun erwähnt, daß diese Relique Ludwig XII bei seinem Besuche in Genua im J. 1502 vorgezeigt wurde (S. Chroniques de Louis XII). D.

Mehr über diesen genuesischen Graal sieh bei Gräße a. a. O. S. 138 ff. L.

Anm. 142. (S. 74.)

Lancelot d. i. l'ancelot Dimin. von ancel, Diener, ist die französ. Uebersetzung des walis. mael, welches das nämliche bedeutet und zugleich Eigenname eines walis. Häuptlinges ist, dessen Geschichte der des Lancelot zu Grunde liegt Sieh Villemarqué Contes popul. etc. 1, 65 ff.; vergl. San-Marte Beiträge zur bretonischen u. s. w. Heldensage S. 93 ff. — In Betreff der Geliebten Lancelot's ist zu bemerken, daß Arthur eigentlich drei Frauen sämmtlich des Namens Genevra (walis. Gwennivar oder Gwennbwyar) hatte, von denen die letzte die Heldin des Romans ist. S. Villemarqué Contes popul. etc. 1, 310. L.

Anm. 143. (S. 75.)

Auch Mordred, Modred und Medrawd genannt. „Mordred heißt bald des Arthur's Neffe, bald sein Bastard. Den Grund davon lesen wir im Giglan a 2 vers. Son propre fils naturel qu'il avoit engendre en sa soeur avant quelle fust mariee, car *il ne scavoit pas* [vgl. jedoch unten Anm. 187.], quelle fust sa soeur lequel avoit nom Mordret etc." Bal. Schmidt Wien. Jhrd. Bd. 29. S. 103. Geschichtlich war jedoch Medrawd, Arthurs Neffe und verdiente keineswegs die Schmach, mit welcher sein Charakter von seinen Landsleuten gebrandmarkt worden ist, weil ihr Liebling, Arthur, im Kampfe gegen ihn fiel. Denn einerseits gab Letzterer selbst durch eine seinem Neffen angethane Beschimpfung Anlaß zu dem Kriege, andererseits spricht eine der walisischen Triaden von Medrawd's sanfter Gemüthsart, seiner Gutmüthigkeit und anziehenden Unterhaltungsgabe und erklärt, es ware schwer gewesen ihm irgend etwas abzuschlagen. S. Turner History of the Anglo-Saxons B III. ch. 3. Uebrigens ist das verwandtschaftliche Verhältniß zwischen Arthur und Mordred in der Sagengeschichte nicht alleinstehend. „Sigmund zeugt den Sinfiotli (nach der Völsunga-Saga) mit seiner Schwester (Signe), ohne sie zu kennen, denn sie hatte eine fremde Gestalt angenommen; und da er deshalb nicht nur sein Sohn, sondern auch sein Schwestersohn ist, so läßt sich der Ausdruck Oheim und Neffe in dem angelsächsischen Gedichte (dem Beowulf nämlich) erklaren." W. Grimm Deutsche Heldensage S. 16. L.

Anm. 144. (S. 76.)

Und in Handschriften; s. Paulin Paris Manuscrits Français du la Bibl. du Roi I, 146 ff. L.

Anm. 145. (S. 76.)

Warton 1, 37. (London 1824) sagt vielmehr: dem Originale von Malory's Morte Arthur, ohne jedoch anzugeben, welches Werk er dafür hält. L.

Anm. 146. (S. 76.)

„Diejenigen, welche die Welt der Romantik nicht genauer kennen, dürfen diesem Werke [Malory's Morte Arthur] kein vollkommenes Zutrauen schenken, da es die Abenteuer unrichtig darstellt und den Charakter Sir Gawain's und anderer hochberühmter Ritter der Tafelrunde verleumdet. Es ist jedoch ein sehr interessantes Buch in vortrefflichem alten Englisch geschrieben und voll hohen Rittersinnes:" Walter Scott, Sir Tristrem Introd. No. II. s. f. Die oben im Texte bald nachher besprochene Fee Morgana „bedeutet auf bretonisch so viel als Meerfrau (von mor, Meer und gwen, splendens femina)" s. Grimm D. Myth. S. 384. Anm 2te Ausg. — Dagegen sagt Villemarqué Contes popul. etc. 2, 127 ff. Anm. IX. (zu ebend. p. 39.): „Morgan Hud, le médecin en chef (nämlich Arthur's). Ce personnage, dont les traditions celtiques et, d'après elles, tous les romanciers de l'Europe au moyen âge, ont raconté l'histoire sur tous les tons, semble apparaître ici sous son jour véritable. Son nom, qui peut s'appliquer aux êtres des deux sexes, aide à comprendre par quelle méprise les chanteurs populaires bretons, et leurs imitateurs, en ont fait une femme: le sobriquet de Hud (*industrieux*, par extension *enchanteur* et *enchanteresse*) qui repond exactement au mot *fae*, fée, dans la langue romane („En celuy temps estoit appelé *fae* cil qui s'entremettoit d'enchantements .... et moult en estoient pour lors principalement en la Grand' Bretaigne:" Roman de Lancelot du Lac), joint à sa qualité de médecin, explique l'origine de sa renommée fabuleuse" etc. L.

Anm. 147. (S. 77.)

„Nach dem Auszuge des Perceforest in den Mélanges t. d'une gr. Bibl. T. XII p. 144. erhielt das Königreich Leonnoys seinen Namen bei dem glänzenden Turniere des Perceforest, wo Lyonnel von Giar König des unheimlichen Gebietes des Zauberers Daenant wurde. Im Perceforest selbst vol. 4. fol. 6. vers. col. 1. aber begleitet Perceforest das Geschenk nur mit den Worten: „Hiemit gebe ich euch das ganze Land, welches Daenam der Zauberer hatte und das ich fruher eroberte, und will, daß es zu eurem Konigreiche gehore, welches genannt werden soll

eurem Namen zu Ehren das Königreich Lyonnel." Wichtiger ist eine andere Stelle im Perceforest vol. 3. Cap. 16 Schluß. f. 37. v col. 2.: „Es wurde das Königreich Lyonnel genannt, denn er war dessen erster König. Und es gieng von Erbe zu Erbe bis Meliadus König davon wurde." Val. Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 29. S. 98. L.

Anm. 148. (S. 77.)

Diese Vorrede zum Meliadus (in welcher übrigens statt Brut vielmehr Bret d. i. Tristan zu lesen ist: s. Paulin Paris Manuscr. etc. 2, 346. 352. cf. 1, 140.) gehört jedoch eigentlich zu Giron le Courtois und ist jenem in den gedruckten Ausgaben nur deswegen vorgesetzt worden, weil beide Romane in ihrer ursprünglichen Fassung ein Ganzes unter dem Titel Palamedes bildeten, dessen Verfasser Hélie de Borron war. Rüstigen machte hieraus einen Auszug, welcher von den Abschreibern und Herausgebern wiederum verstümmelt und endlich von letztern in die zwei Romane Meliadus und Giron getheilt wurde; sieh Paulin Paris a. a. O. 3, 58. 64. L.

Anm. 149. (S. 77.)

Dieser Ritter wird jedoch in dem folgenden Auszuge gar nicht und in dem Originalromane nur sehr wenig erwähnt; s. Paulin Paris a. a. O. 2, 351. L.

Anm. 150. (S. 79.)

Ueber einen andern jedoch nicht in den Kreis der Arthursage gehörigen halb mystischen Ritterroman Meliadus chevalier de la Croix sieh Grässe S. 211. Anm. L.

Anm. 151. (S. 80.)

Da Hélie de Borron, der Verfasser des ursprünglichen Palamedes und daher auch des Meliadus (s Anm. 148.), den von Luces de Gast nicht vollendeten Tristan beendigte (sieh Paulin Paris a. a. O. 1, 137 ff.), so ist Walter Scott's Meinung wenigstens theilweis richtig. L.

Anm. 152. (S. 80.)

Sieh Warton 1, 118. Note o (ed. 1824); er führt eben nur diesen Titel an, ohne eine weitere Meinung auszusprechen. L.

Anm. 153. (S. 80.)

Marc d. i. Pferd (cf. Paus. X, 19, 6.), weil er Pferdeohren hatte. — Von ihm und seinem Barbiere wird in walisischen, irischen und brevonischen Sagen ungefähr das Nämliche erzählt, was sonst von Midas; s. Villemarqué Contes popul. etc. 1, 99 ff. u ogl. (Jakob Grimm) in den Göttng. Gel. Anz. 1824. Stück 12. S. 118 ff. L.

Anm. 154. (S. 80.)

Im Perceforest vol. III. ch. 2. p 37. wird der Name Tristan erklärt durch ne en tristesse. Im Walis. jedoch bedeutet er eigentlich unruhig, stürmisch; s. Walter Scott in der Einl. zu Sir Tristrem p. 10. (Paris 1838) u. Villemarqué Contes pop. etc. 1, 82, welcher letztere überhaupt p. 76 ff. die walisische Grundlage dieses Romans nachweist. — Morhoult heißt im walisischen Martholouc'h u. Brangian heißt Brongwen. L.

Anm. 155. (S. 83.)

Im Mittelalter studierten viele Quacksalber, meist Italiener, an der jüdischen Universität zu Salerno die Heilkunde. Sie zogen gewöhnlich, wenn sie diese verließen, in Begleitung eines Hanswurstes oder Lustigmachers in Europa umher, indem sie ihre Reisekosten mit der Bezahlung für ihren ärztlichen Beistand bestritten. D.

Anm. 156. (S. 84.)

Dieser Roman stimmt in seinen Einzelheiten mit einem sehr seltenen italienischen Gedichte von Nicolò Agostini, dem Fortsetzer Bojardo's, überein, welches im J. 1520 zu Venedig unter folgendem Titel erschien: Il secondo e terzo libro de Tristano, nel quale si tracta come Re Marco di Cornovaglia trovandolo un giorno con Isotta l'uccise a tradimento e come la ditta Isotta vedendolo morto di dolore morì sopra il suo corpo („Das zweite und dritte Buch von Tristan, worin erzählt wird, wie König Mark von Kornwall ihn eines Tages bei Isotta fand, verrätherischer Weise tödtete und wie Isotta bei dem Anblicke seines Leichnams auf demselben vor Schmerz verschied"). D.

Anm. 157. (S. 94.)

So sagt nämlich Graf Tressan Bibl. d. Rom. 1776. Avril p. 161. Jedoch „weder bei Boccaccio noch im Heptameron der Königin von Navarra, noch in den Contes, Nouvelles et joyeux Devis ihres Kammerdieners, des Bonaventura Desperiers, so weit wir die letztern aus der Uebersicht in der B. d. Rom. 1775. Decembre p. 111—170. kennen, haben wir diese Erzählung gefunden. Tressan muß hier etwas verwechselt haben." Val. Schmidt Balladen und Romanzen der deutschen Dichter u. s. w. Berlin 1827. S. 112 ff. — Auch in dem Originalwerke des Bonaventura Desperiers, welches ich nachgesehen, steht nichts Hierhergehöriges. L.

Anm. 158. (S. 85.)

„Nach Anderen ist dieser Schwank auch in den Lancelot vom See aufgenommen, aber gewiß nicht in den in Prosa aufgelösten Roman." Val. Schmidt Balladen und Romanzen u. s. w. S. 113. Anm. L.

Anm. 159. (S. 85.)

Dieß so wie das Fabliau du Mantel Mautaillé sind zum ersten Male herausgegeben von Francisque Michel bei Ferd. Wolf, Ueb. die Lais ꝛc. S. 327 ff. L.

Anm. 160. (S. 86.)

Eine derartige mythologische Fabel wird nirgends in Betreff der stygischen Quelle erzählt und es mögen wohl Dunlop Stellen wie Achilles

Tatius VIII, 12, Eustathius Ismenias und Ismene l. XI. u. drgl. vorgeschwebt haben. L.

Anm. 161. (S. 86.)

Jedoch nicht im Longus und auch nicht im Antonius Diogenes. L.

Anm. 162. (S. 86.)

Chariklea so wie Ismene jedoch öffentlich; s. oben S. 14 u. 33. L.

Anm. 163. (S. 86.)

Unter den dreizehn kostbaren Dingen der Insel Britannien (deren Verzeichniß bei San-Marte, Beiträge zur bretonischen u. s. w. Heldensage S. 62.) wird auch der Mantel des Tegau Eurvron aufgezählt, welcher in seinen Eigenschaften dem oben erwähnten kurzen Mantel entspricht. Andere Nachweise über diese Proben der Tugend und Treue s. bei Gräße S. 184 ff. Anmerk. II. v. d. Hagen Gesammtab. III. S. LXXXIX ff. und die dazu gehörige Berichtigung. Ein hierher gehöriges älteres deutsches Volkslied ist angeführt in Mone's Anzeiger 8, 354. Nr. 1. vgl. S. 378. Nr. 165, wo aber zwölf Männer (Könige) die Probe ehelicher Treue nicht bestehen können und eine Krone das Prüfungsmittel ist. — Bei Basile III, 4. (s. oben S. 497 ff.), und in Flore u. Blancheflur finden wir wieder eine Probe der Jungfräulichkeit und zwar bei Ersterm durch Ringe, in Letzterm durch Ueberschreiten eines Baches; s. Flecke's Gedicht V. 4462 ff. — Sieh auch noch oben S. 201 b u. 287. (zu Bandello I, 21.); Grimm Rechtsalterth. S. 932. L.

Anm. 164. (S. 91.)

„Dunlop wirft den Verfassern der Bibl. d. Rom. hier die abgeschmackteste Leichtgläubigkeit (the most absurd credulity) vor, daß sie der Versicherung des Verfassers Glauben beimessen, einer der Sire Clercs oder Annalisten der Tafelrunde habe den Roman verfertigt. Aber der ganze Ton des Auszuges in der Bibl. d. R. lehrt, daß Dunlop den Franzosen hier zu viel thut. So leichtgläubig sind sie in diesem Punkte nicht. Sie meinen es nicht ernsthaft. Der feierliche Ton ihrer Ironie macht die Sache noch mehr pikant und lächerlich. Wichtiger ist die Berichtigung in den Mélanges tir. d'une gr. Bibl daß die Statuten der Tafelrunde in der Bibl. d. Rom. in keiner der Ausgaben des Romanes von Artus sich befinden, sondern in einem der letzten Theile des Amadis, im zweiten Bande des Sonnenritters vorkommen:" Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 29. S. 104. L.

Anm. 165. (S. 91.)

Dieser König Ryon und sein Mantel wird auch erwähnt in einer walisischen Legende: sieh San-Marte Beiträge zur bretonischen u. s. w. Heldensage S. 69. und bei Gottfried von Monmouth Hist. Reg. Brit. X. c. 3.; auch im Merlin P. II. fol. 105. so wie im Roman de Brut v. 11957 ff., wo der König Riton (bei Gottfried Rython) u. im Chevalier aux deux Epées, wo er Ris heißt (s. Kerour de Liney zu dieser Stelle des Brut) ist von Beiden die Rede. L.

Anm. 166. (S. 93.)

„Mordred und seine Verbundeten nahmen unter ihre Heerhaufen auch Sarazenen. Dieß halten wir für den wichtigsten Punkt des Ueberganges in den folgenden Sagenkreis. In den frühern Romanen der Tafelrunde sind Sachsen, nicht Sarazenen, die äußeren politischen Feinde des Artus." Val. Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 29. S. 103. Vgl. Gräße S. 242. Indeß sind unter den Sarazenen doch immer nur Sachsen zu verstehen, da die Romanschreiber alle Heiden ohne Unterschied mit diesem Namen bezeichneten. Sieh Walter Scott Minstrelsy of the Scottish Border vol. I. p. 270. Note 1. ed. Baudry (On the Fairies of Popular Superstition sect. III) und Percy Reliques etc. die Anmerkung zur Ballade King Estmere (Series I. B. 1.). So werden auch in dem King Horne die heidnischen Dänen „Sarazenen" genannt; s. Thomas Wright St. Patrick's Purgatory p. 14. Lond. 1844.; und in der Chanson des Saxons sind die Sachsen gleichfalls Anbeter Mahomeds. L.

Anm. 167. (S. 99.)

Aehnliches findet sich auch in anderen Sagen: s. Grimm Deutsche Myth. S. 903 ff. 2te Ausg.; Gräße S. 341. Anm.*), wozu noch hinzuzufügen die bretonische Sage über Morvan Lez-Breiz (s. Villemarqué Barzaz-Breiz vol. I. No. 12; vgl. oben Anm. 136.), die nordamerikanische von Rip van Winkel, in W. Irvings Sketch-Book, die spanische in Betreff Boabdil-el-Chico's, worüber s. desselben Alhambra Wanderung durch die Berge; so wie das, was die Berl. Vossische Zeitung vom 2ten März 1849, erste Beilage, in folgendem interessanten Aufsatze mittheilt:

„Ein falscher Joseph II.

Die Bohemia enthält folgendes Curiosum: Das Volk ist gegen seine Wohlthäter und Helden nie undankbar und bewahrt das Andenken seiner Lieblingsmanner tief und mit unauslöschlichen Zügen im Herzen. Ja es kann sich kaum an den Gedanken gewöhnen, seine erklarten Lieblinge aus dem Kreise der Lebenden geschieden zu wissen; Jahrhunderte lang tröstet es sich oft mit dem Gedanken, jene leben noch und werden, wenn das Land in Nothen, wieder kommen und Hülfe bringen. Wer kennt nicht die Sage von Kaiser Friedrich Barbarossa, welcher einem Sagenbilde gleich mitten im Kyffhäuser Berge an einem steinernen Tische sitzt, indeß sein langer, rother Bart in machtigen Windungen um die Tischbeine wächst? Die Serben leugnen, daß ihr siegberuhmter Vorkämpfer Kraljevic Marko geboren sei; sie versichern, er sei noch am Leben und schlafe in einer Höhle der Sumadia, bis einst die Stunde der Befreiung Serbiens schlagt. Man sagt von ihm, er habe sich, als er die Wirkung des ersten Feuer-

gewehres gesehen — wehklagend, daß List über Muth gesiegt und Heldenmuth und Tapferkeit nichts mehr zählen, indem der feigste Schwächling den stärksten, todesmuthigsten Recken aus schnödem Hinterhalte in den Sand strecken könne — selbst nach jener Höhle begeben. Dort schlafe er noch jetzt, zu den Füßen seines Pferdes gelagert, das aus goldener Futterschwinge grunes Moos frißt; sein Handzar hange, vom Roste unangetastet, an der Wand. In der Stunde der Entscheidung wird der Handzar von der Wand fallen und durch das Geräusch des Falles den Helden erwecken, der aufstehen und die Serben frei machen wird. Das glaubige Landvolk in Mähren hofft noch immer auf die Wiederkehr des verlorenen Fürstenkindes Jeremiek, wie der böhmische Landmann sehnsuchtsvoll St. Wenzel und seine Schaaren und das Erwachen der Schlafer im Berge Blanik erwartet. Als die Trauerkunde vom Ableben des großen Volksfreundes Kaiser Joseph II erscholl, fand sie in Bohmen viele Ungläubige, die steif und fest behaupteten, Joseph sei nicht todt, die Pfaffen hätten ihn aus Wien entführt und hielten ihn in einem unterirdischen Kerker zu Rom gefangen; in der Kapuzinergruft zu Wien aber liege statt des Kaisers Leiche sein bloßes Bild aus Wachs. Jahre lang kursierten Gerüchte in Bohmen, Pilger haben unsern von Rom einen durftig gekleideten silberhaarigen Greis gesehen, der ihnen gesagt, er sei Kaiser Joseph II, aus der Gefangenschaft heimkehrend und eben auf der Reise in seine Staaten begriffen. Wie verbreitet und eingewurzelt dieser Glaube noch vor zwei Jahrzehnten war, durfte u. A. folgender tragi-komischer Vorfall beweisen, der sich in der Nahe unserer Hauptstadt zutrug. Im Jahre 1826 tauchte plotzlich in Prags nächster Umgebung das Gerücht auf, Kaiser Joseph befinde sich in Kunradie. Ein Vagabund aus Nesowic, Namens Kulbanka, gieng weit und breit herum, für den wieder erschienenen Kaiser zu agitieren und wußte von den gläubigen Seelen, deren er nicht wenige fand, ansehnliche Geldbeträge zu erschleichen. Sein eifrigster Mithelfer war Mathias Prchal, Bauer aus Nussin, der wirklich fest überzeugt zu sein glaubte, Kaiser Joseph befinde sich zu Kunradic und werde vom dortigen Ortsgerichte in Haft gehalten. Kulbanka hatte ihm weis gemacht, es sei eine bedeutende Summe zur Auslosung der gefangenen Majestat nöthig, die ihm der leichtgläubige Bauer Prchal wirklich mit aufzutreiben behulflich war. Vom Nussiner Schmidtmeister Wenzel Linhart, welchen Prchal obrig in sein vermeintliches Staatsgeheimniß eingeweiht hatte, erhielten sie zu diesem Zwecke eine hundertguldige Banknote. Bald darauf brachte jener Gauner einen alten, siechen Mann in den Bauernhof Prchal's zu Nussin und machte sich mit dem erhaltenen Gelde eilig aus dem Staube. Der falsche Kaiser Joseph ward bald nach seiner Ankunft in Nussin krank und starb zum nicht geringen Leidwesen seiner aufopfernden Befreier, welche ihre hochfahrenden, weitausgreifenden Plane mit einem Male vernichtet und ihr schönes Geld verloren sahen. Immer noch ahnten die guten Leute die erfahrene grobe Täuschung nicht; sie konnten sich an der Leiche des unbekannten Greises gar nicht satt sehen und zeigten sie, ehe der Sarg verschlossen und auf den Kirchhof zu Lidos getragen wurde, mehren in das Geheimniß eingeweihten Nachbarn mit der Bemerkung: „Furwahr, das ganze Gesicht, insonderheit aber die Nase hat die unverkennbarste Aehnlichkeit mit dem Kopfe des Kaisers auf den Münzen!" Erst zehn Jahre nachher kam der Bauer Prchal und Schmid Linhardt zur Besinnung und der Junger Tubalkain's hieng Prchal einen Prozeß an den Hals, um den zur Bewirkung der Auslösung des in Kunradic angeblich verhafteten Kaisers Joseph vorgestreckten Betrag von 100 Gulden ersetzt zu bekommen." Fd. [Fidlein].

Ueber Kaiser Joseph sieh auch P. A. Pfizer Briefwechsel zweier Deutschen S. 335.; vergl. noch Maßmann, Kaiser Friedrich im Kyffhauser. Quedlinburg u. Leipzig 1850 und zur Kaiserchronik B. 17,400 ff. L.

Anm. 168. (S. 93.)

Explan. in prophet. Merlini l. III. c. 26. — „Ja, nach Juan del Castillo (Historia de los Reyes Godos que vinieron á España p. 365. Madrid 1624.) gieng das Gerede, Philip II habe sogar mußen bei der Vermahlung mit Maria von England schwören, seine Ansprüche auf die englische Krone aufzugeben, im Falle König Arius einstmals wiederkommen sollte. Man vergl. Don Quijote I. Cap. 13. und die Anmerk. daselbst:" Val. Schmidt a. a. O. S. 79. L.

Anm. 169. (S. 93.)

Turner, History of the Anglo-Saxons B. III. ch. 3. hält die Auffindung des Grabes Arthurs für wahr; die Inschrift war demnach nicht die oben angeführte:

„Hier ruht Arthur, der König einst war und König einst sein wird,"

sondern vielmehr:

Hic jacet sepultus inclytus rex Arthurus in Insula Avallonia.

(„Hier auf der Insel Avallon liegt der berühmte König Arthur begraben"). Sieh auch Gräße S. 161 ff. — Ueber diese Insel selbst s. ebendas. S. 133. Sie hieß auch Glastondury (Glaselland); sieh über diesen Namen Grimm Kindermärchen B. III. S. 48. — Wenn man übrigens im Walisischen für „sterben" sagte „sich im Glashause einschiffen" (s. Villemarqué Contes popul. etc I, 50.), so hängt diese Ausdrucksweise sowohl mit dem Ueberfahren der Leichen und Seelen (Grimm D. Myth. S. 790 ff. 2te Aufl.), als mit dem Glasberg (ebend. S. 796. Anm.; vgl S. 781 Anm. u. den Nachtrag S. 1225.) u. der in Rede stehenden Glasinsel zusammen. — Ueber die Todeswunde Arthur's, durch welche, der Sage nach, die Sonne schien, vgl. Grimm Rechtsalt. S. 95. L.

Anm. 170 (S. 93.)

Dieß iſt die ſogenannte Arthursjagd (Arthur's Chace) ähnlich dem wilden Jagee in Deutſchland, ubee welchen vgl. Gräße S 64. Anm.**) Grimm D. Myth. 2te Ausg. S. 871—902 (wo zu S. 887 Anm.**) auch noch auf den im Staate Neu-York umgehenden kopfloſen „heſſiſchen Reiter (Hessian trooper) in Waſhington Irving's Sketch-Book (the Legend of Sleepy-Hollow), zu S. 893 auch auf Pausan. I, 32. § 3. und zu S 895 auf Villemarqué Barzaz-Breiz vol. I. No 8. cf. Anm. Nr. 24. hinzuweiſen iſt) und Schwartz im Schulprogramm des Friedrich-Werderſchen Gymnaſiums zu Berlin f 1850. S. 8 ff., ſo wie über Arthur's Verwandlung in einen Raben Gräße S. 162 (Warum Herodias mit der wilden Jagd in Verbindung gebracht wird ſ. bei Grimm a. a. O. S 260 ff. u. Bock, L'Amphithéatre de Constantinople. Bruxelles 1849. p. 55 Anm. (Ausz. aus dem tome XV. No. 11. des Bulletins de l'Acad. Roy. de Belgique).

L.

Anm 171. (S. 94.)

Eine gleiche Anſpielung hat auch Balbuena in ſeinem epiſchen Gedichte El Bernardo C. V. st. 17. 18.

L.

Anm. 172. (S. 95.)

„Wir können dem Dunlop darin nicht beiſtimmen, daß der Held vor der Zeit des Artus gedacht werde ... Fol. 16. r col. 2. nicht weit vom Anfange ſtoßen die Waffenbruder Giron der Adelige und Danayn der Rothe auf Creux [lies Keux], den Seneſchal des Artus und auf Iwain, einen bekannten Ritter der Tafelrunde. Hier dachte ſich offenbar der Romancier den Giron gleichzeitig:" Val. Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 29. S. 105 ff.

L.

Anm. 173. (S. 95.)

Sieh jedoch oben Anm. 148. — Gräße, welcher S. 240 ſagt, daß Dunlop aus dem Prologe des Giron folgere, es habe ein verſifizierter Roman zu Grunde gelegen, muß ſich irgendwie geirrt haben, wie aus dem Obigen hervorgeht.

L.

Anm 174. (S. 95.)

„Will man ſich bei dem Worte adelig einen Mann denken, der ebenſo edel von Sinnesart und Sitten als von Geburt iſt, ſo deutet es den ganzen Sinn des altfranzöſiſchen courtois aus:" Wieland, Vorrede zu Gyron dem Adeligen.

L.

Anm. 175. (S. 96.)

„Dieſen Kernſpruch theilt ſelbſt Dunlop entſtellt mit. Er lautet wörtlich fol 40. vers. col 1.: Loysulte passe tout et faulcete se honnit tout et decoit tous hommes dedans qui elle se herge Als wenn der Verfaſſer geahnet hätte, daß man ſpäter dieſe Inſchrift verändern würde, ſetzt er warnend hinzu: „und es war darauf nicht mehr noch weniger eingeſchrieben" (et ny avoit ne plus ne moins en escript): V. Schmidt a. a. O

L.

Anm. 176. (S. 98.)

Im Romane fällt jedoch Porrer (der jüngere Bruder) in der Schlacht.

L.

Anm. 177. (S. 102.)

„Die bloße Beeſicherung Warton's iſt unbeſtimmt und ohne Autorität:" V. Schmidt a. a. O. S. 110.

L.

Anm. 178. (S. 102.)

„Der Verfaſſer der Dedikation unterſchreibt ſich am Schluſſe ſeiner Anrede nur: Dee Diener (le serviteur). Das große Werk ſelbſt aber rühre von einem Beſſeen her, als von dieſem großredenden Vorredner .... Aber wie und durch wen die Geſchichte des Perceforeſt ihm in die Hände gekommen iſt, das verſchweigt er, nennt indeß zum Ueberfluſſe andere Männer, welche den unſterblichen Ruhm der franzöſiſchen Heroen gefeiert hatten ... darunter Jean Maroe, ſtarb um 1523 u. a. m. Dieß beweiſt, daß die Dedikation des Herausgebers zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts geſchrieben iſt. Aber die Geſchichte ſelbſt? Hier mögen Andere Wahrheit und Dichtung ſondern:" Val. Schmidt a. a. O. S. 111.

L.

Anm 179. (S. 103.)

„Utterſon [der Herausgeber der History of the valiant Knight Arthur of little Britain, a romance, translated by Lord Berners. New ed. London 1814] ſetzt die Abfaſſung des franzöſiſchen Originales in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, ehe Johann der Dritte, Herzog von Bretagne, zum Herzogthume gelangte ... Wir überlaßen es Andeen, die Grunde zu erwägen und zu entſcheiden. Nur darf Treſſan's Auszug dabei ja nicht benutzt werden, deſſen unglaubliche Abweichungen vom Romane Utterſon in der Vorrede nachgewieſen hat:" V. Schmidt a. a O. S. 124.

L.

Anm. 179a. (S. 106.)

Auch in der Geſchichte von den vier Haimonskindern (c. 23 des franz. Volksbuches) wird Kaiſer Karl durch Malagis (Maugis) auf faſt gleiche Weiſe in die von ihm belagerte Burg Montalban verſetzt — Ueberhaupt ſcheint die Figur des Meiſter Stephan der des Zauberers Malagis im Allgemeinen entliehen zu ſein.

L.

Anm. 180. (S. 107.)

Beiſpiele dieſer Art des Verliebens (nämlich im Traume) ſind jedoch in den romantiſchen Dichtungen keineswegs ſelten. Denn abgeſehen davon, daß ſchon Athenaus (p. 575.) ſagt: „Man darf ſich aber nicht wundern, wenn einige Perſonen ſich vom Hörenſagen verliebt haben, da der Mytilenaer Chares im zwölften Buche ſeiner Geſchichte Alexander's berichtet, daß Manche ſich in Perſonen verliebten, die ſie nie anders als im Traume geſehen," und alsdann aus dem genannten Chares eine ſich hierauf beziehende ächt romantiſche Geſchichte mittheilt (vgl. auch Lucian im Hermotimus §. 73. in Betreff der Medea,

vgl. Hygin. Fab. No. 20), so finden sich noch andere hierher gehörige Beispiele im Amadis von Griechenland (s. oben S. 155a.), im Palmerin von Oliva (s. oben S. 161b.), in dem Romans des Sept Sages (v. 4218 ff. ed. Keller), in dem Fabliau du Chevalier à la Trappe (s. oben S. 197b.), (vgl. auch Nibelungenlied St 13 ff.) u. s. w. Ja, diese Art des Verliebens war in den Ritterbüchern so gewöhnlich, daß Chaucer sich darüber lustig zu machen scheint (s. Rime of Sire Thopas v. 13717 ff.) Auch bei den morgenländ. Dichtern finden sich dergleichen Beispiele; so verliebt sich bei ihnen Suleicha (d. i. Potiphars Frau) in Jussuf im Traume (vgl. Foetlage Vorlesungen über die Gesch. der Poesie S 200.), ebenso Kamrup in Kala und diese in jenen (sieh Les Aventures de Kamrup par Tahein Uddin, trad. de l'Hindoustani par Garcin de Tassy (Oriental Transl. Fund) ch. 3 u. 4.) u. s. w. Wenn daher Dunlop seine Meinung, daß Spenser sich den Artus de la Bretagne zum Vorbilde genommen, nur auf ihre Uebereinstimmung in dem in Rede stehenden Umstande gründet (s. oben S. 108b), so kann man ihm darin keineswegs beistimmen.

L.

Anm. 181. (S 108.)

Ganz Aehnliches wird auch von Anderen erzählt; s. Scheible's Kloster Bd. V. S. 190 ff.; vgl. S. 168 ff.; auch hier zu Boccaccio G. X. Nov. 5. Diese Zaubergärten waren wahrscheinlich warme Treibhäuser; sieh Scheible a. a. O. Bd. V. S. 191. Anmerk.; Humboldt's Kosmos 2, 130.

L.

Anm. 182. (S. 110.)

„Giglan [deutsch „Wigalois oder der Ritter mit dem Rade," über welchen Beinamen s. Grimm D. Myth. 2te Ausg. S. 827. Anm.*)] verdient weit mehr als der kleine Artus und Cleriadus den Beschluß zu machen unter den Romanen der Tafelrunde; die Bibl. des Romans hat ihn nur später aufgeführt als jene zwei, weil früher kein Exemplar davon aufzutreiben war. Sie nennt ihn le plus rare et le plus introuvable de tous ceux de la Table Ronde. Hier finden wir noch den König selbst und seine ganze Hofhaltung, seinen Seneschal, seine Gewohnheiten und Gelübde und jene Ritter der Tafelrunde in dem ihnen durch die Tradition beigelegten stehenden Charakter. Noch ist hier der Raum der Abenteuer und Thaten, das freie romantische Land mit seinen Einöden und Festen, durchzogen von Rittern, Riesen und reitenden Fräulein, geschmückt mit Zelten, Bergfesten, Strömen, Brunnen und dergleichen. So sind auch die vielen Zauberein im Geiste der früheren Bücher der Art, z. B. des Merlin." Val. Schmidt a. a. O. S. 125.

L.

Anm. 183. (S. 110.)

Jetzt indeß die oben unter Nr. 3 u. 5. angeführten mexikan. Erzählungen; s. Graße S. 215 u. 250 b.

L.

Anm. 184. (S. 110.)

Vgl. Gräße S 249 c und über das auf denselben Gegenstand bezügliche Mabinogi Geraint ab Erbin: s. Villemarqué Contes popul. etc. 1, 156 ff. 2, 329 ff; San-Marte Arthursage S. 321 ff; Gotting. Gel. Anzeig. 1843. Nr. 101. S. 1007.

L.

Anm. 184a (S. 110.)

S. oben S. 75 ff. Seitdem ist erschienen Le Roman de la Charrette d'après Gautier Map et Chrestien de Troies publié par le Docteur W. J. A. Jonckbloet. La Haye 1850, worin der verlässigere Roman des Chrestien de Troies und Godefroi de Leigni so wie die in Gautier Map's Lancelot enthaltene Prosabearbeitung herausgegeben sind.

L.

Anm. 185. (S. 111.)

Soll wohl heißen „Sklaven;" sieh Gellius 5, 14. (zu dieser Geschichte vgl. Robert Fabl. Inéd. 2, 473.) In den Gesta Roman. No. 104 ist es freilich ein Ritter — Val. Schmidt Märchen des Straparola S. 342 ff., führt ähnliche Geschichten von treuen Löwen an; füge hinzu die Chronique du bon chevalier Gilles de Chin. ch. 32, die Sage von dem Ritter Godefroi de la Tour (poetisch bearbeitet von Friedrich Kind: der Löwe) und einige hierher gehörige Legenden in Mone's Anzeiger 8, 351. Nr 64. — Ueber Ywain, walis. Owenn s. außer den oben angeführten Schriften auch noch Villemarqué Contes popul. etc. 1, 109 ff. 305 ff. 2, 328 ff.

L.

Anm. 186. (S. 112.)

Ebenso im Perceval fol. 153; vgl. auch San-Marte Arthursage S. 214. Nr. 29. und dazu Anm. 9.; Villemarqué Contes pop. etc 2, 296.

L.

Anm. 187. (S 112.)

Einige minder bedeutende Ritterromane in Prosa oder Versen werden auch noch aufgezählt bei Gräße S. 249. Hier will ich nur den ebendas. S. 253 u. 394. kurz erwähnten Triumphe des neuf Preux etwas näher erwähnen, da dieses Buch eben nicht sehr bekannt ist. Nach dem in der Bibl. d. Romans. Paris 1782 ed. in 4o. vol. 1. p. 71 ff. enthaltenen Auszuge singiert der Verfasser, daß ihm in einer Vision neun Helden und in einer zweiten dann noch ein zehnter erscheinen, nämlich Josua, David, Judas Makkabäus, Hektor, Alexander d. Große, Julius Cäsar (dis hierher geht der erste Theil; der zweite enthält) Arthur, Karl der Große, Gottfried von Bouillon und endlich Bertrand du Guesclin; sie fordern ihn auf, ihr Leben und ihre Thaten zu beschreiben, damit die zugleich mit ihnen erscheinende Dame Triumphe (d. h. der Sieg) entscheide, wer ihre Krone verdiene. Diesem Verlangen genügt also der Verfasser, weicht jedoch von der heiligen und Profan-Geschichte sehr oft ab. Aus dem Leben des Arthur theilt die Bibliothèque p. 78 ff., als Probe

die Geschichte mit, wie Arthur wissentlich (sieh dagegen Anm. 143.) mit seiner Schwester, der Gemahlin Lot's, Königs von Orkanien, den Modere zeugt, indem er von ihr im Dunkeln für ihren Gemahl gehalten wird. — (Titel und Ausgaben des Originals wie einer alten spanischen Uebersetzung s. bei Brunet s. v. Triomphe des neuf Preux). — Diese neun Helden werden nun aber in feineren Dichtungen nicht selten erwähnt, so z. B. spielt Shakespeare in „Verlorene Liebesmüh" Akt V. Sc. 2. auf die neun Worthies an (vgl. Douce, Illustrations of Shakespeare and Strutt (p. 149. Lond. 1839), vgl. auch den provenzalischen Roman de Flamenca in Raynouard's Lexique Roman vol. I. p. 10ff), ferner erscheinen sie in den Versen, die der plattdeutschen Geschichte Alexander's des Großen (bei Bruns Altplattdeutsche Gedichte S. 336 ff.) vorangehen; ebenso bei öffentlichen Schauspielen (sieh Warton vol. IV. p. 151. Note a. Lond. 1824); auch wurden sie auf Teppichen und Gemälden dargestellt (id. II. p. 44. Note 9.). Höchst wahrscheinlich ist nun aber der Ursprung dieser Zusammenstellung der dreimal drei Helden in den walisischen Triaden zu suchen, unter denen sich (s. San-Marte Arthursage S. 46) die drei heidnischen, jüdischen und christlichen Dreiheiten folgendermaßen aufgezählt finden: Hektor, Alexander und Julius Cäsar; Josua, David und Judas Makkabäus; Arthur, Karl der Große und Gottfried von Bouillon. Statt Gottfried's von Bouillon wird zuweilen Guy von Warwick mit aufgeführt; s. Douce a. a. O. (Ueber Guy sieh oben S. 170a. und vergl. Graße S. 255.). — Mit den Nine Worthies sind übrigens nicht zu verwechseln die Seven Champions d. i. die sieben Helden des christlichen Glaubens. Ueber einen über Geschichte behandelnden Roman sieh Graße S. 465ff, wo jedoch S. 466. Z. 1 v. o. statt spätere zu lesen ist frühere, indem jener Roman vor 1598 verfaßt wurde. S. Warton III. p. 63. Note b. ed. 1824. L.

Anm. 188. (S. 115.)

„Mit Ueberlegung und Aufmerksamkeit (intentione sagaci), sagt Eginhard c. 25, erforschte er den Lauf der Gestirne auf das sorgfältigste." D.

Anm. 189. (S. 117.)

Die hierauf bezügliche Stelle ist auch abgedruckt bei Graße S. 272.; vgl. die dazu gehörige Stammtafel L.

Anm. 190. (S. 117.)

In den Cento Novelle Antiche No 24. wird ein ähnlicher Besuch des Sultans Saladin im christlichen Lager erzählt. Auch er sieht die Armen „elendiglich" auf der Erde essen und äußert seinen heftigsten Tadel hierüber. Mit dem Ausdrucke „die Freunde ihres Herrn" (gli amici di lor Signore) wird hier „das Volk Gottes" des Turpin bezeichnet, nicht etwa die Freunde des Königs von Frankreich, wie dieß auch aus der ganzen Fassung dieses Theiles der Novelle erhellt. — Bei Sacchetti Nov. 115. wird dieselbe Geschichte erzählt, nur tritt statt des Sultans Saladin ein spanischer Jude auf. L.

Anm. 191. (S. 117.)

Ueber diesen s. Regis im Glossar zu seiner Ausg. des Bojardo S. 407. L.

Anm. 192. (S. 119.)

In den Walpoliana steht nichts der Art. L.

Anm. 193. (S. 119.)

Ueber diesen s. Regis zu Bojardo S. 414ff. L.

Anm. 194. (S. 119.)

Das Thal Roncesvalles, wo diese Katastrophe sich zugetragen haben soll, liegt nordöstlich von Pampelona. Es dehnt sich bis nach St. Jean Pied de Porte aus und behielt seinen Namen von dem Berge Roncesvalles, der am Ausgange der Ebene liegt und für die höchste Spitze der Pyrenäen gehalten wird. D.

Anm. 195. (S. 119.)

„An Stärke festestes, durch einen elfenbeinernen Griff weißestes, durch ein goldenes Kreuz glänzendstes."

Anm. 196. (S. 119.)

Dieß Horn ist den späteren Dichtern und Romanschreibern [die es Olifant nennen] unendlich nützlich gewesen. Logistilla im Rasenden Roland (15, 14.) schenkt ein solches dem Astolf und Prinz Arthur's Knappe ist von Spenser [Fairy Queen B. I. C. VIII. St. 3 4.] mit einem ähnlichen versehen worden. Die Idee dazu mag Turpin wohl aus Simeon Seth's Leben Alexander's zugekommen sein, wo dieser König mit einem Horne von furchtbarem Schall das Zeichen zum Kampfe giebt [s. Wacton 1, 136. ed. 1824, der jedoch nur glaubt, diese Notiz in dem Pseudokallisthenes gelesen zu haben, woselbst sie sich indeß nicht findet; vielleicht meint er aber, von seinem Gedächtnisse getäuscht, die Geschichte de cornu Sancti Simeonis in Gervas. Tilbur. Otia Imper. 3, 70. p. 983. bei Leibniz, oder auch das Gjallarhorn: vergl. den hier folgenden Zusatz]. Alle diese Blasinstrumente jedoch stammen wahrscheinlich von dem Horne der Alecto im 7ten Buche der Aeneide [V. 513]. D.

Dieß ist indeß keineswegs wahrscheinlich; weit eher ist an Heimdals Gjallarhorn zu denken, welches in der ganzen Welt gehört werden kann und womit er auch in der Götterdämmerung das Zeichen zum Kampfe giebt. L.

Anm. 197. (S. 120.)

Der Ursprung und die Ereignisse dieses Feldzuges werden von den spanischen Geschichtschreibern auf ganz verschiedene Weise erzählt. Sie berichten nämlich, daß Karl von dem Könige von Leon, Alfons, nach Spanien gerufen wurde, indem Letzterer ihm versprach, ihn zu seinem Nachfolger zu ernennen, wenn er ihm bei der Ver-

Digitized by Google

treibung der Mauren beistünde. Karl war nun zwar in seinen Kämpfen gegen die Ungläubigen glücklich, jedoch die Edeln und Großen des Königs Alfons misbilligten die Bedingungen des Vertrages und mit Hulfe des Bernaedo del Carpio, so wie zuletzt dee des Königs selbst griffen sie an und vernichtetrn ein unermeßliches Heer, mit welchem der französische Monarch auf der Ebene von Roncesvalles lagerte. In den spanischen Gedichtrn werden die Ereignisse auf ähnliche Weise geschildert. In der Segunde Parte de Orlando des Nicolas de Espinosa, welche 1557 eeschien, erstickt Bernaedo del Carpio den Roland und der Verfasser erklärt:

„Die Wahrheit nur soll dieß Gedicht erzählen
Und nicht, wie der Franzos Turpin es sagt."

D.

Vgl. Geäße S. 300. Noch will ich hier bemerken, daß nach Turpin c. 28 u. 30. ein Theil der bei Roncesvalles gefallenen Kriegee und Helden, worunter auch Rolanb, in Blaoium begeaben wurde, ein anderee hingegen in den Aylis campi (d. i. Alischanz in Wolfram's Wilhelm, alle-schantz in Hermann's von Sachsenheim Moerin Bl. VII. f. r. 1512). Dieser Ort heißt bei Geroaf. Tilbur. 3, 90. (p. 990 bei Leibnitz) Elisius campus, und zu dem, was daselbst von der auch noch später dort üblichen Begeädnißweise gesagt wird (sieh auch Reiffenberg zu Philippe Mouskés 2, 790) vgl. Grimm D. Mythol. 2te Ausg. S. 790—793.

L.

Anm. 198. (S. 121.)

„Die Last des Beweises."

Anm. 199. (S. 121.)

„Luigi Pulci citiert sie oft, jedoch, wie ich glaube, mehr zum Scherz als daß ee sie wirklich gelehrn." [Istoria della Volg. Poes. 1, 329.].

D.

Anm. 200. (S. 121.)

S. Ducange in srinem Glossaire zu Ville-Hardouin s. v. Bozine, Guenchir etc. Nach Reiffenberg zu Philippe Mouskés vol. II. p. CLXXIX; dagegen soll sie von Maistre Jean auf Befehl des Michel de Harnes, eines belgischen Edelmannes, veefaßt worden srin.

L.

Anm. 201. (S. 122.)

Ueber diesen Namen vgl. Val. Schmidt Rolanb's Abenteuer 3, 39 ff.

L.

Anm 202. (S. 122.)

Vergl. Graße S. 292. Auch Alber. Trium Font. ad ann. 802 spricht von Karl's fabelhaftem Zuge nach Konstantinopel und Jerusalem.

L.

Anm 203. (S. 122.)

Veegl. Graße S. 290. Das obrn von Dunlop aus der Hist. Litt. de la France Angefuhrte ist ungenau und sie sagt vielmehe (die Citate bei Gräße a. a. O.), daß ein gewisser Philomena oder Philomela, welchee zur Zeit Karl's des Großen lebte, das Buch en langue vulgaire verfaßt haben soll, dieß jedoch nicht so alt, aber auch nicht junger als aus der Mitte des zehnten Jahrhunderts sei. Auf Bitten des Bernard, Abts von Notre-Dame de la Grasse habe es dann zwischen 1015—1019 ein gewissee Vidal oder Gilles in's Lateinische übertragen.

L.

Anm. 204. (S. 122.)

Da Dunlop bei seinem sonst richtigen Takte dieß für sein Fach so wichtige Buch nue so kuez erwähnt, so glaubt B. Schmidt (Wien. Jahrb. Bd. 31. S. 105.), daß ee es nicht aus eigener Ansicht gekannt. Ausführlicheees in Schmidt's Rolanb's Abenteuer 3, 61 ff. u. Wien. Jahrb. a. a. O. Vgl. Graße S. 303 ff.

L.

Anm. 205. (S. 122.)

„wunderbaren Gebilden."

Anm 206. (S. 123.)

Auch Albericus Trium Fontium ad annum 810 (in Leibnitz Access. Hist. Vol. II. P. 1. p. 154.) erwähnt die Sage von Huon und Oberon.

L.

Anm. 207. (S. 128.)

Auch in den Reisen des heiligen Brandanus findet sich Judas auf einem Felsen im offrnen Meere großen Qualen Preis gegeben.

L.

Anm. 208. (S. 128.)

Dergleichen Magnetbrge finden sich außer in den von Hagen und Busching Deutsch. Gedichte d. Mittelalters Bd 1. (zu Heezog Ernst S. XII. Anm. 49.) und Altdeutsches Museum 1, 298 ff., so wie von Gräße S. 339. Anm. angesuhrten Werken auch noch in der Gudrun B. 4505 ff. u. im Gott Amur (der werden minne lêre in der Bibl. des liter. Vereins in Stuttg. V, 263 ff.) B. 1727 ff. Sieh auch Konrad von Würzburg's Goldene Schmiede B. 139 ff. Der Glaube an Magnetberge ist übrigens in ganz Asien, besonders in China verbreitet; sieh Mandeville's Travels ed. London 1839. p. 318. Anm. zu p. 163.; vgl. ch. 15 u. 27.; s. auch Felicis Fabri Evagatorium (Bibl. des lit. Veeeins in Stuttgard) 2, 469 ff.

L.

Anm. 209. (S. 129.)

Eine ähnliche Luftsahet auch in der zweiten Reise des Sindbad (1001 Nacht, Nacht 77.) u. im Herzog Ernst B. 3359 ff., so wie in Somadeva's Märchensammlung Capitel 12: Geschichte des Rupinika (Th. 1. S. 124 ff. Uebers. von Brockhaus) u. Capitel 26.: Geschichte des Saktivega (Th. 2. S. 162 ff.).

L.

Anm 210. (S. 129.)

In diesem ist nirgends von einer solchen Quelle die Rede.

L.

Anm. 211 (S. 129.)

Ueber ähnliche Quellen und Aepfel s. Valentin Schmidt zu den Märchen des Straparola S. 276 ff., woselbst sich auch die oben erwahnte Stelle aus dem Wolfdietrich des Heldenbuches abgedruckt

findet. Füge hinzu Svenska Folk-Sagor och Afventyr. Samlade af Hyltén-Cavallius och Geo. Stephens, zu Nr. 9 (Ungdoms-Landet). Zwei in der neuen Welt wirklich vorhanden geglaubte Jungbrunnen erwähnt Delrius Disqu. Mag. l. II. qu. 23. p. 241 b. ed. 1657. L.

Anm. 212. (S. 129.)

Eine ähnliche unterirdische Wasserfahrt auch in Sinddad's 6ter Reise (1001 Nacht), im Herzoge Ernst V. 3554 ff.; in Voltaire's Candide ch. 17 u. s. w. Vgl. auch Tasso's Befr. Jerusalem XIV, 32 ff. L.

Anm. 212a. (S. 131.)

S. Southey's Gedicht Kehama No. II. L.

Anm. 213. (S. 133.)

Ein Seitenstück dazu schildert der Brief in des Vopiscus Vita Procull. L.

Anm. 213a. (S. 134.)

Zu dem, was Gräße bei Gelegenheit des Millon et Amys zur Sage von Eginhard und Emma und ähnlichen beigebracht, füge noch Germania 2, 375 ff. u. J. W. Wolf Niederländ. Sagen zu Nr. 38.; ein ähnlicher Zug auch in der hinter Ferd. Wolf Ueber die Romanzen-Poesie der Spanier herausgegebenen alten spanischen Chronik S. 2. Zeile 1—3 v. o. Auf diese Sage läße sich ferner, wie Depping meint, eine andere, den Conde Claros betreffende, zurückführen; s. bei ihm (Romancero 2, 191.) die Romanze A caza va el emperador und eine andere etwas abweichende Version (A misa va el emperador) bei Ferd. Wolf Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern u. s. w. Wien 1850. S. 82 ff. vgl. S. 181 ff. L.

Anm. 213b. (S. 134.)

Früher jedoch schon in dem versifizierten Ogier le Danois vom Raimbert de Paris (v. 5884 ff.), einem Gedichte des zwölften Jahrhunderts. L.

Anm. 214. (S. 135.)

Ueber dergleichen Heilungen von Krankheiten durch Bäder in Menschenblut vgl. Grimm zum Armen Heinrich S. 173.; s. auch v. d. Hagen Gesammtabent. III. S. CLII ff.; Germania VII, 323 ff.; Wolf, Niederländ. Sagen Nr. 434. L.

Anm. 215. (S. 136.)

Sainte-Foix in seinen Essais Historiques sur Paris [1, 215] muthmaßt jedoch, daß dieser Hund bereits unter Philipp August [oder Ludwig VIII] florierte. D.

Anm. 216. (S. 136.)

Die betreffende Stelle (die meines Wissens noch niegends angeführt worden) steht eb. 85. und lautet folgendermaßen: „Ceste chose cy fut vraie ainsi que iay ouy recorder et est l'histoire en la chambre des comtes ou souloit estre le temps passe gravee en laton atachee contre les murailles et fut painte lhistoire du cinge et du champion tout en la fornie comme ils sentrebatirent et encore de present y est qui bien y vouldroit prendre garde a demander ou regarder la dicte histoire ou en orroit ou verroit la pourtraicte ou le dit on. — Sieh auch Gräße S. 352 ff.; v. d. Hagen Gesammtabenteuer I. S. CV ff. In Betreff der dort besprochenen Geschichte vom Hunde des Aubry will ich übrigens noch bemerken, daß schon Plin. H. N. 8, 40 (61.) erzählt: „Ab alio (sc. cane) in Epiro agnitum in conventu percussorem domini, laniatuque et latratu coactum fateri scelus." vgl. Plutarch Moralia De solertia animal. c. XIII. (vol. IV. p. 453 ff. ed. Tauchn.). L.

Anm. 217. (S. 139.)

Icy endroit est cil livre finez
Qui des Enfances d'Ogier est apelez;
Or vueille Diex qu'il soit parachevez
En tel maniere qu'estre n'en puisse blamez
Li Roy Adans par ki il est rimez.

D.

S. Borel Trésor de Recherches Gaul. et Françoises p. 605. Ueber den Beinamen Roi, den Adenez führte, vgl. Gräße Lit. Gesch. II, 2. S. 1066. L.

Anm. 218. (S. 143.)

Beuves d'Aigremont und Aymon de Dordogne sind nach Anderen die Söhne des Bernard de Clairmont; s. die Stammtafeln in Regis Glossar zu seiner Ueberss des Bojardo und in Valentin Schmidt's Roland's Abenteuer Bd. 3, wiederholt bei Gräße II, 3 zu S. 272. L.

Anm. 219. (S. 143.)

Vgl. Ersch u. Gruber s. v. Huschenk. Ueber ähnliche Zauberrosse s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables Indiennes p. 35. n. 2. u. Val. Schmidt zu Straparola S. 269 ff. (Grimm D. Mythol. 2te Ausg. S. 621.), so wie Gräße Sagenkreise S. 191 ff. Excurs über das Märchen vom Fortunatus (woselbst S. 191. Z. 12 v. o. statt Pl. II. N. 16, 95 zu lesen ist 29, 3. (12.). Letzteres Märchen ist seinem Grundstoffe nach vielleicht indischen Ursprunges; vergl. Germania vol. II. S. 265 ff.). Ein holzernes Zauberroß auch bei Delrius Disquis. Magicae l. II. qu. 6. p. 132a, ed. 1657. Ein hölzerner Vogel, der vermittelst eines Zapfens (wie das Pferd im Don Quijote P. II. c. 40; s. auch hier den Nachtrag) durch die Luft fliegt, in einem mongolischen Märchen; sieh Kleuke Marchensaal Bd. III. S. 4 ff. — Was nun aber das Roß Bajaed selbst betrifft, so gleicht es in der übernatürlichen Abstammung, der Treue gegen seinen Herrn, so wie in seinen Endschicksalen d. h. dem ihm drohenden Wassertode und dem jährlichen geisterhaften Umhertosen und Wiehern im Walde (nach den Quatre fils Aymon: s. Grimm a. a. O.) so auffallend dem Rosse des Graelent in den Poesieen der Marie de France (1, 549 ff., welche Dichtung selbst wieder einer ältern breto-

nischen Sage entliehen ist: s. Villemarqué Barzaz-breiz vol. I. no. 6. Submersion de la Ville d'Is), daß es wohl scheinen konnte, letzteres Roß sei das nächste Vorbild zu dem ersteren gewesen. L.

Anm. 219a. (S. 143.)

Ebenso wie Toledo waren in jenen Zeiten auch Salamanca, ferner in Italien die Schulen bei dem lacus Nursinus und in der Grotte von Bisignano (spelaeum Visignianum) wegen dort gelehrter (natürlicher?) Magie berühmt: s. Delrius Disquis. Magicae l. II. qu. 1. p 110. ed. Colon. 1657; nicht minder Krakau s. Scheible's Kloster V, 114. vgl. 56—57. L.

Anm. 220. (S. 144.)

Unter die Romane aus dem Sagenkreise Karl's des Großen und seiner Paladine kann man auch die wohlbekannte Geschichte von Valentin und Orson rechnen, welche unter Karl VIII gescheiden und zu Lyon 1495 fol. zum ersten Male gedruckt wurde [s. Gräße S. 277 ff.].

[Einige andere hierher gehörige Romane und Volksbuche nennt noch Gräße; so S. 279 ff. den Kaiser Octavianus, S. 289β ff. lo Roman de Berte au grand pié, S. 308β. lo livro de Beufuves danthonne et de la belle Josienne sa mie, S 309 ff. Historia del Emperador Carlo Magno, S. 354α den Fierabras, S. 355β le roman do Richard sans paour und endlich S. 375 le roman de la Violette oder lo roman de Gerard de Nevers. Ueber die mit diesem Sagenkreise theils äußerlich theils innerlich zusammenhangenden Romane Historia de Enrique fi de Oliva Rey de Jherusalem Emperador de Constantinopla und Historia de la Reyna Sibilla s. Ferd. Wolf Ueber die altfranzös Heldensage S. 98; vgl. Gräße S. 353. — Einige dramatische Bearbeitungen von Stoffen aus dem Karlsagenkreise durch Lope de Vega sieh bei Schack Gesch. der dram. Lit. in Spanien 2, 329 ff.].

Es giebt ferner noch einige Romane, die französische Ritter betreffen und nicht eigentlich zu jenem Sagenkreise gezogen werden können. Von diesen ist der einzige erwähnenswerthe Le Petit Jehan de Saintré, welcher um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts von Antoine de la Sale aus Burgund verfaßt und 1517 gedruckt wurde. Tressan sagt, daß dieß Werk in die Sitten und Gebräuche jener Zeit und besonders in die des französischen Hofes eine genaue Einsicht gewähre, ja als der volksthümlichste aller französischen Romane betrachtet werden kann. „Ich kenne keinen französischen Roman, sagt Warton [2, 170. ed. 1824.], welcher die ritterliche Lebensweise ausführlicher beschreibt. Er muß, was Turnierregeln, kriegerische Gebräuche und öffentliche Ceremonien aus der Zeit des Verfassers betrifft, ein vollkommenes Meisterstück gewesen sein." [Vgl. Gräße S. 393 ff.].

Baudouin oder Balduin, Graf von Flandern, ist der Held eines andern Romans, der hier erwähnt werden mag [Le Livre de Baudoyn de Flandres etc. s. Gräße S. 391 ff. u. Mone im Anzeiger 6, 86 ff.]. Es wird darin erzählt, daß Balduin so ungemein hochmüthig war, daß er die Tochter des Königs von Frankreich nicht heirathen wollte. Eines Tages nun begegnet er auf der Jagd im Walde einer Dame von majestätischem Wuchse und prächtig gekleidet, welche ihn anredet und ihm mittheilt, daß sie Erbin eines glänzenden Thrones in Asien wäre, jedoch um einer ihr widerstrebenden Verbindung zu entgehen, die Flucht ergriffen hätte. Der Graf, von Liebe und Ehrgeiz entflammt, vermählt sich mit ihr und bringt sie an den französischen Hof. Nach Verlauf eines Jahres gebiert ihm die asiatische Prinzessin zwei sehr schöne Töchter; jedoch Balduin, obgleich im Genusse häuslichen Glückes, erwartet gleichwohl mit großer Ungeduld die Rückkehr eines Boten, den er an seinen königlichen Schwiegervater gesandt hat. Inzwischen äußert eines Tages ein Einsiedler gegen den Grafen einige Zweifel in Betreff der Existenz dieses asiatischen Reiches und bittet schließlich um die Erlaubniß, in Gesellschaft der Prinzessin speisen zu dürfen. Diese Bitte wird ihm gewährt und als bereits Alle bei Tische sitzen, tritt der Einsiedler in's Zimmer und gebietet ohne weitere Umstände der Frau vom Hause in die Hölle zurückzukehren, aus welcher sie hergekommen wäre. Dieses Benehmen, welches dieser unglücklicherweise keiner der Freunde und Bekannten des Grafen als an dessen Tisch zulässig gehalten hatte, bringt auf die Wirthin die gewünschte Wirkung hervor und sie verschwindet mit fürchterlichem Geschrei, jedoch nicht ohne den Palast und das Mittagsmahl empfindlich zu verderben.

Mit Einem Worte, Balduin war als Strafe für seinen Hochmuth, ohne es zu wissen, mit dem Teufel vermählt gewesen, und der Rest des Romanes ist demgemäß mit der Erzählung eines Kreuzzuges angefüllt, den der Graf als Sühne für diese unheilvolle Ehe unternimmt, so wie mit den Abenteuern seiner zwei Töchter, die sich am Ende noch dessen erweisen, als ihre diabolische Abstammung konnte vermuthen lassen [vergl. Gräße a. a O.].

Verbindungen dieser Art waren nicht nur auf dem Gebiete der Romantik ganz gewöhnlich, sondern bildeten auch einen Theil des Volksglaubens. So hielt man ehemals allgemein dafür, daß ein Ahne des Gottfried von Plantagenet einen Damon geheirathet habe und dadurch erklärt Fordun [Scotochronicon l. IX. c. 6.] die Lasterhaftigkeit des Königs Johann. Andrew of Wyntoun in seinem Orygynale Cronykil of Scotland scheidt dem Macbeth eine ähnliche Abstammung zu und eine andere Geschichte, die sich auf eine derartige Verbindung gründet, wird in Luthers Tischreden erzählt*). Ja dieser Aberglaube

*) C. 9. Bl. 105. Leipzig 1621: Historia wie der Teufel die Leute betrügen und Kinder zeugen kann. Hierher gehört auch Cäsarius Heisterb. Mi-

scheint zu allen Zeiten und in allen Ländern bestanden und dabei zu den gangbarsten Vorstellungen gehört zu haben. So glaubten auch die jüdischen Rabinen an einen Umgang zwischen den gefallenen Engeln und den Töchtern der Menschenkinder, besonders hielten sie Kain für einen Sohn des Weibes und der Schlange und demgemäß für einen Sprößling des Teufels. Die oben erzählte Heirath des Balduin von Flandern und andere ähnliche Verbindungen [vergl. oben S. 68 und Anm 126.] scheinen jedoch aus der Geschichte des Menippus in Philostratus' Leben des Apollonius von Tyana [cap. 25.] entstanden zu sein. Ein Jüngling nämlich, Namens Menippus, wurde einst auf einer Reise in der Nachbarschaft von Korinth von einem schönen Weibe angeredet, die sich für eine Phönizierin ausgab und ihm ihre Liebe gestand. Sie versicherte ihm, sie besäße große Reichthümer und einen prächtigen Palast nahe bei Korinth, woselbst sie sich jedem nur irgend denkbaren Genuß und Vergnügen ergeben konnten. Menippus begleitete sie daher des Abends nach ihrem Wohnsitze und besuchte sie dann noch eine Zeit lang, bis er endlich einen Tag zur Feier der Vermählung festsetzte. Inzwischen bemerkte der Philosoph Apollonius etwas Eigenthümliches in dem Aeußern des Menippus und sagte daher einst zu ihm: „Ich nehme deutlich wahr, daß du entweder eine Schlange beherbergst oder von ihr beherbergt wirst;" worauf Menippus erwiderte, ob Schlange oder nicht, er würde sich am nächsten Morgen mit ihr vermählen. Apollonius lud sich hierauf selbst zum Hochzeitsmahle ein und während desselben erklärte er die goldenen Gefäße, die kostbaren Geräthe und herrlichen Speisen ganz entschieden für verdammte Trugbilder, die Braut selbst aber für eine Lamia, welche diejenigen verzehrte, die sie durch ihre Reize an sich gelockt. Letztere ersuchte nun zwar den Philosophen den Gegenstand der Unterhaltung zu wechseln, jedoch Apollonius beharrte auf seiner Rede, so daß auch die Braut die Philosophen und Sophisten zu schmähen begann. Inzwischen schwand das Hausgeräth und die Speisen sichtbarlich, worauf die Braut in Thränen ausbrach und flehte, ihren Namen und Abstammung verschweigen zu dürfen. Der Philosoph indeß, den sie durch ihren unbesonnenen Ausfall auf die Sophisten erbittert hatte, blieb unerbittlich und ließ nicht eher nach, als bis sie mit klaren Worten gestand, daß sie eine wirkliche Lamia wäre und den Menippus angelockt habe, um ihn zu verschlingen, was sie auch nach der Hochzeit gethan haben würde. Sie gestand ferner, daß sie dergleichen schon oft gethan und ganz besonderes Gefallen daran fände. Als Menippus dieß vernahm, war er, wie leicht zu erachten, sehr überrascht, dankte dem Apollonius für seine Rettung und wurde späterhin vorsichtiger in seinen Liebschaften. D.

Anm. 220a. (S. 147.)

Diese Anführung Dunlop's aus Tressan ist unrichtig; letzterer sagt vielmehr ausdrücklich das, was Dunlop oben gleich nachher selbst bemerkt, daß nämlich d'Herberay behaupte, Handschriften des Amadis in pikardischer Sprache gesehen zu haben. L.

Anm. 221. (S. 150.)

Dem Amadis entnahm der portugiesische Dichter Gil Vicente den Stoff zu seinem Schauspiele Amadis de Gaula; ein Stück gleiches Namens schrieb auch der Spanier Micer Andres Rey de Artieda, welches letztere jedoch nicht mehr vorhanden ist. S. Schack Gesch. d. dram. Lit. in Spanien I, 175. 290. L.

Anm. 222. (S. 150.)

Las Sergas de Esplandian. — Sergas ist wahrscheinlich aus dem griechischen Worte ἔργα verdorben, welches dem spanischen Worte hechos (Thaten) entspricht. D.

„Der Verfasser sucht lächerlicher Weise durch das aus dem Griechischen hergeholte Wort, seinem Vorgeben, er habe seinen Roman aus dem Griechischen des Meisters Elisabad übersetzt, Wahrscheinlichkeit zu geben. Es heißt nämlich zu Anfang: „Estas Sergas fueron escritas en Griego por la mano del maestro Elisabad." Valentin Schmidt Wien. Jahrb. Bd. 33. S. 30. L.

Anm. 223. (S. 150.)

Ueber das sechste Buch s. Grässe S. 408 ff. L.

Anm. 224. (S. 157.)

„Sehr wichtig ist die in ihren eigenen Zaubernetzen gefangene Armida I C. 22. u. II. C. 38, der grausame Hohn gegen die sie liebenden Ritter, hervorgegangen aus Stolz und Eigenliebe, und die gerechte Strafe, welche sie empfangt, indem sie den Amadis von Griechenland liebt und von ihm verachtet und verlassen wird (II. C. 40.). Hieraus hat Torquato Tasso Charakter, Namen

rac. et Hist. l. 3. c. 10. 11. cf. 12 die Geschichte vom heiligen Makarius (s. oben S. 304a.), sowie die Sage in Betreff der dämonischen Abstammung Eleonore's von Aquitanien (Gemahlin Ludwigs VII von Frankreich und später Heinrichs II von England): sieh Reiffenberg zu Philippe Mouskés vol. II. p. LXVIII, ferner Wolf Niederländ. Sagen Nr. 183, so wie in gewissem Sinne die Sage vom Ritter Tanhäuser (über welche vergl. Grimm D. Myth. S. 888 und Zusatz S. 1230, so wie Grässe die Sage vom Ritter Tanhäuser. Dresden 1846); ferner die Sagen vom Astrolabius in der Kaiserchronik V. 13117 ff, welche wieder in Verbindung steht (vergl. Grimm D. Mythologie S. 406. Anm.) mit der Sage von Karl's des Großen Zauberringe (s. Grimm Deutsche Sagen Nr. 453; v. d. Hagen Gesammtabent. Bd. III. S. CLXII ff zu Nr. 98 u 99; Grimm D. Myth. S. 103. Anm.**) u. Zusatz S. 1204; vgl S. 895 die Sage vom dänischen Waldemar). Alles dieß wird wohl Maßmann zur angeführten Stelle der Kaiserchronik genauer erörtern. L.

und Sachen. Namentlich iſt das Verhältniß Rinaldo's zu Taſſo's Armida, Nachahmung des ähnlichen von Amadis zu unſerer Armida. Die Ausleger des Taſſo haben unſeres Wiſſens dieß nirgend erwähnt:" Val. Schmidt a. a. O. S. 55. L.

Anm. 225. (S 160.)

„Wir zeichnen aus als bemerkenswerth im Spharamund (Th. 1. Cap. 44 ff.) den Kampf mit Worten und dem Degen zwiſchen drei irrenden Rittern, von denen der eine (Siloes) ein Chriſt iſt, der zweite ein Mohamedaner, der dritte ein Jude. Sie ſcheinen ſich in allen Dingen nichts anhaben zu können. Ein chriſtlicher Einſiedler uberfuhrt die beiden Ungläubigen. Dieß Stück iſt mit Sorgfalt ausgearbeitet. Man ſollte es fur einr Widerlegung der berühmten Geſchichtr des Mittelalters „Von den drei Ringen" [ſ. oben S. 221] halten. (Ueber frühere Verſuche ſ. Anm. zu den Märchen des Straparola S. 356.):" Val. Schmidt a. a. O. S. 68. — „Die Verwandlung des Drachen in eine ſchöne Jungfrau (Spharam. Th. 3. Cap. 85.) beim Berühren ſeines Angeſichtes durch Amadis mag aufgenommen ſein aus der verbreiteten Sage „Von der Schlangenjungfrau"; (Grimms Deutſche Sagen 1. Nr. 13. [vgl. Nr. 222]. S. außer den daſelbſt angeführten Gewährsmännern die aus Stumpf's Schweizer-Chronik ausgehobenen Stellen im Buche De Spectr. et Apparition. Spirit. Isleb. 1597. p. 15 u. Dobeneck: Des deutſch. Mittelalters Volksgl. 1, 18.):" Val. Schmidt a. a. O. S. 70. [vergl. oben S. 173b ff. 315b., ſo wie Grimm Deutſche Mythol. II. Aufl. S. 920 ff]. — „Bei der Taufe des Rieſen und aller der Seinigen auf der Starken Inſel (Spharamund B. 7. Cap. 38.) wird eine Lebensgeſchichte Mahomeds zum Beſten gegeben, die aus derſelben Quelle gefloſſen zu ſein ſcheint mit der in der Goldenen Legende C. 176. St. Pelagius." Val. Schmidt a. a. O. S. 74. L.

Anm. 226 (S. 160.)

Dunlop verwechſelt hier den Espejo de Caballerias en el qual se trata de los hechos del Conde Roldan y de Don Reynaldos de Montalban. Sevilla 1533—36, III Partes fol. von Pedro de Reynoſa, rinen Roman aus dem Karlſagenkreiſe (ſieh Gräßr S. 315 ff.), von welchem Cervantes ſpricht, mit dem oben in Rede ſtehenden Espejo de Principes y Caballeros en el qual en tres libros se cuentan los immortales hechos del Caballero del Febo y de su hermano Rosicler hijos del grande Imperador Trebacio etc. etc. Medina del Campo 1583 fol. von Diego Ortuñez (ſ. Graße S. 411 ff.) Uebrigens ſagt Cervannes auch von erſterm nichts anderes, als daß der Verfaſſer desſelben den Bojardo benutzt habe. L.

Anm. 227. (S. 164.)

Dir oben im Texte eingeklammerte Stellr fehlt in der franzoſiſchen Ueberſetzung des Primaleon von François de Vernaſſal: Paris 1550. fol., die ich in Ermangelung des Originales benutzte. — Dem Primaleon entnahm übrigens der portugieſiſche Dichter Gil Vicente den Stoff zu ſeiner Tragikomödie Dom Duardos: ſ. Schack, Geſch. d. dram. Literat. in Spanien 1, 175. 3, 551 ff. L.

Anm. 228. (S. 165.)

Brunet, Manuel etc. 3, 420. (ed Bruxelles) hat jedoch den ſpaniſchen Urſprung des Palmerin von England und als Verfaſſer den Luis Hurtado nachgewieſen. Die erſte Ausgabe erſchien Toledo 1548; ſ. auch Gräße S. 426. L.

Anm. 229. (S. 165.)

Die oben eingeklammerte Stelle fehlt gleichfalls in der franzoſ. Ueberſetzung des Primaleon. L.

Anm. 230. (S. 169.)

Siehe dagegen Ritſon Observ. on Warton's Hist. etc. p. 44., der mit Recht gegen Warton geltend macht, daß mit dem von Martorell in ſeiner Dedikation an Don Ferdinand, Prinz von Portugal, gebrauchten Ausdrucke lengua Anglesa durchaus nicht die bretoniſche Sprache gemeint ſein könne; vielmehr hält er (p. 48.) den Tirantr fur eine Originalarbeit, bei welcher Martorell allerdings manche engliſche Stoffe benutzt haben mag, da rr ſich, wie er in der genannten Dedikation ſagt, einige Zeit in England aufgehalten hat. L.

Anm. 231. (S. 173.)

Der berühmte Baron Grimm, „der, wie es ſcheint, mit ſeinen ſonſtigen Eigenſchaften rben nicht die Reize einer angenehmen Perſonlichkeit veeband, verwandte unglaubliche Mühe darauf, ſeine körperlichen Mängel durch Toilettenkünſte zu verbergen. Die Maſſen von Bleiweiß, mit denen er tagtäglich die Runzrln ſeines Geſichres ausfüllte, ſo wie ſeine geringe Mäßigung in dem Genuſſe ſeiner bonnes fortunes rrwarben ihm den Namen Tyran lr Blanc." D.

Vgl. Biogr. Universelle s. v. Grimm (Fréd. Melchior). L.

Anm. 232. (S. 173.)

Bei Mandeville ſteht Lango; vgl. die folg. Anmerkung. L.

Anm 233. (S. 174.)

Mandeville a. a. O. erzählt jedoch von dieſer ſich in Lango (ein anderer Name fur Cos oder Cohos) aufhaltenden durch Diana verwandelten Tochter des Hippokrates (ſ. auch Felicis Fabri Evagat. 3, 267 ff.) die obige Geſchichte von dem jungen Manne. Es iſt dieß alſo ein und dieſelbe Jungfrau, aus welcher Dunlop irrthumlicherweiſe zwei gemacht hat, indem er Mandeville's Erzählung in zwei verſchiedene Theile theilt. L.

Anm. 234. (S. 174.)

S. auch Partonopeus und Melior. Altfranz. Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts. In

mittelniederländischen u. mittelhochdeutsch. Bruchstücken u. s. w. herausgegeben von H. F. Maßmann. Berlin, Herm. Schultze 1847. 311 u. V. S. gr. 8. L.

Anm. 235. (S. 174.)

Dieß französische Originalgedicht des normännischen Trouveur's Denis Piramus (aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts) ist jetzt herausgegeben worden: Partenopeus de Blois publié par G. A. Crapelet; ergänzt bei Maßmann a. a. O. S. 125 ff. 132 ff. 184—200. L.

Anm. 235a. (S. 175.)

Von den Zauberern Heliodorus (aus Katanea in Sizilien) und Michael Scotus führt Merlino Coccajo (d. i. Teofilo Folengo) in seinen makkaronischen Gedichten (19, 193 ff.) ebenfalls dergleichen Zauberboote an; s. Dünzer in Scheible's Kloster V. S. 151 Anm. S. auch Gervas. Tilb. Otia Imp. 3, 24 u. hier die Nachträge. L.

Anm. 235b. (S. 176.)

Expell'd their native home by adverse fate,
They knock'd alternate at each other's gate;
Then blazed the castle at the midnight hour
For him whose arms had shook its firmest tower.

Anm. 236. (S. 177.)

Auch in einem andern persischen Werke The Adventures of Hatim Taï (sieh unten Anmerkung 485a.) B. V. p. 162 ff. erscheinen dergleichen zauberhafte Fahrzeuge. L.

Anm. 237. (S. 177.)

Partenopex de Blois. A Romance in four cantos. Freely transl. from the French of Mr. Le Grand by W. Stewart Rose. Lond. 1808. 4. L.

Anm. 238. (S. 177.)

Noch einige spanische Ritterromane zählt auf Graße S. 427 ff. 429 ff. L.

Anm. 239. (S. 178.)

„Unter den Troern war ein unsträflicher Priester Hephästos',
Dares, mächtig und reich, der in's Heer zween Söhne gesendet."
Ilias 5, 9. 10.

Anm. 240. (S. 179.)

Die Vorrede und die Epistel des Septimius weichen nämlich, wie man sieht, in der Darstellung dieses Vorganges etwas von einander ab. L.

Anm. 241. (S. 180.)

Sie führte den Titel: *Πατρα ἡ Ὀδυσσεὺς ἀναθοπλής*; s. Athen. ed. Schweighaeuser. Animadv. vol. IV. p. 43 L.

Anm. 242. (S. 180.)

„O wäre doch das Argeschiff entkommen nicht"
Euripides, Medea V. 1. L.

Anm. 243. (S. 180.)

Dunlop meint wahrscheinlich die Argonautica des Apollonius von Rhodus und des Valerius Flaccus so wie das siebente Buch der Metamorphosen des Ovid. L.

Anm. 244. (S. 182.)

„Grimmig und unbeugsam:" Horaz Ars poet. v. 123. L.

Anm. 245 (S. 182.)

„Der unstäte Herkules."

Anm. 245a. (S. 183.)

Sieh auch Mager's Revue 1847. Februar. S. 129 ff. — Der Essai sur la Légende d'Alexandre-le-Grand dans les Romans Français du XIIe. siècle par Eugène Talbot. Paris 1850 (Doktor-Dissertation) enthält außer einer ausführlichen Analyse des Gedichtes von Lambert li Tors (besonders nach Michelant's Ausgabe, aber auch nach einigen davon abweichenden Handschriften) sonst nichts Besonderes.

Hier noch eine, vielleicht zu gewagte Vermuthung. — In Richter's Reisen zu Wasser und zu Lande u. s. w. Dresden und Leipzig 1831. Bd. 3. S. 182 wird erzählt, daß „der König der Tarsas (eines maurischen Stammes am Senegal) ein Nachkommling des Alichandoeas, eines ihrer berühmtesten Helden der Vorzeit sein soll." — Konnte man hierin nicht einen durch die Araber vermittelten Nachklang der auch im Orient so weitverbreitetn Sagen von Alexander erblicken? L.

Anm. 246. (S. 183.)

Simeon Seth ist nicht der Verfasser des Pseudokallisthenes, vielmehr ist derselbe unbekannt oder doch zweifelhaft (vergl. Graße S 439.). Der griechische Text ist zum ersten Male herausgegeben von Karl Muller in der Bibliothèque des Auteurs Grecques. Paris 1846 hinter dem Arrian von Dubner. Muller bemerkt in Betreff der Entstehungsgeschichte des Pseudokallisthenes, daß dieses Werk in seiner reinsten Gestalt höchst wahrscheinlich zu Alexandrien unter den ersten Ptolemäern verfaßt worden sei, an welchen Kern sich dann nach und nach Späteres ansetzte, so daß von den jetzt noch übrigen Bearbeitungen die älteste aus dem Ende des vierten Jahrhunderts, die jungste aus dem achten Jahrhundert n. Chr. oder noch jünger sein mag. Die latein Uebersetzung des Julius Valerius, welche im Ganzen jener ältern Recension entspricht, ist wahrscheinlich aus dem Anfange des funften Jahrhunderts. L.

Anm. 247. (S. 184.)

Pompejus erhielt diesen Weinstock von Aristobulus, Sohn des Alexander Jannäus, welcher letztere denselben hatte verfertigen laßen, zum Geschenk und brachte ihn von Jerusalem nach Rom, woselbst er ihn im Tempel des Jupiter Kapitolinus aufstellte. Es gab aber auch noch einen andern goldenen Weinstock zu Jerusalem, der sich über dem Thore des Tempels befand und tausend Talente wog. Diesen hatte Herodes anfer-

tigen laßen. S. die Erklärer zu Tacitus Histor 5, 5 — Ein ähnlicher Weinstock wie der obige im Alexanderromane kommt übrigens auch im Ysaie le Triste (c. 80.) vor (s. hier Anh. Nr 11), ferner im Huon de Bourdeaux (s. ebendaselbst Nr 15.) und von dem chinesischen Prinzen Tunghwan (um 900 n. Chr.) wird erzählt, er habe sich eine sechs Ellen hohe Lotosblume aus Gold machen laßen, an welcher kostbare Edelsteine hiengen. S. auch Gervas. Tilbur. Otia Imp. 3, 78. p. 985 bei Leibnitz; Grimm Kindermärchen Nr. 130 u 133, Hyltén-Cavallius und Stephens Svenska Folk-Sagor 1, 164 (zu Nr. 9.); Bojardo's Orlando Inamorato (s. oben S. 251.) u A. L.

Anm. 248. (S. 184.)

Eigentlich Fafner's Herzählt: s. Fafnis-mál in d. Edda u. W Grimm D. Heldensage S. 75.; vgl. D. Mythol. S. 1166. Ueber Vögelsprache vgl. auch noch Weil a. a. O. S. 227; Valentin Schmidt z. d. Märchen des Straparola S. 288 ff. 323 ff. L.

Anm. 249. (S. 184.)

Nämlich im Annolied V. 206 ff. — Die Meer- und Himmelsexpeditionen Alexanders stehen im Pseudo-Kallisthenes 2, 38 u. 41. L.

Anm. 250 (S. 184.)

Noch zwei Prosaromane von Alexander s bei Gräße S. 450 β. γ. Ferner führt derselbe S 126. noch einige andere Prosaromane aus dem antiken Sagenkreise an. L.

Anm. 251. (S 185.)

Vgl. Apulejus p. 459. ed. Oud. — Ein ähnliches Schicksal wie Virgil hat übrigens außer vielen anderen (s. v. d. Hagen Gesammtabent. III. S. CXXXI. Anm.) auch Horaz gehabt, der noch jetzt in der Gegend von Palestrina als ein mächtiger und wohlwollender Zauberer verehrt wird. S. Warton 2, 62 Anm. f. des Herausgebers, ed. 1824. L.

Anm 251a. (S. 185.)

„Der Glaube an den Zauberer Virgilius entstand... vielleicht auch durch den Bischof Virgilius von Salzburg, einen fue sein Zeitalter äußerst klugen Mann, Zeitgenossen des Bonifazius (s. meinen Einhard II S. 266 ff.), welcher sogar an Antipoden zu glauben wagte, wofür ihn aber auch dasselbe Loos traf, wie Albert den Großen, nämlich als Zauberer angesehen zu werden." Ideler Gesch. der Altfranzös. Nat. Lit S. 141 Anm. L.

Anm. 252. (S. 186.)

D. i. Toletum, Toledo, welches wegen der dort gelehrten Magie in großem Rufe stand; s. oben S. 143. L.

Anm. 252a. (S 187.)

Ein ähnlicher Zug findet sich auch in deutsch. Märchen (vgl. Grimm Kinderm. 3, 187 ff.), ferner in einem flämischen („Smeke-Smée" mitgetheilt in Wodana, Museum voor Nederduitsche Oudheitskunde uitgeg. door J. W. Wolf. Gent 1843. 1ies Heft S. 54 ff.), so wie in einem wallonischen („le maréchal de Tamines" in den Légendes namuroises p. 206. s. Anmerk. 314 a.). Vgl. auch S. 399 b. L.

Anm. 253. (S. 187.)

Ueber Aristoteles in dieser Beziehung s. Val. Schmidt zu Petrus Alfonsus S. 106. Die daselbst erzählte Geschichte von dem gesattelten Weltweisen findet sich ursprünglich im Pantscha Tantra C. 4. Fab. 1.; s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables Indiennes p. 50 S. auch von der Hagen Gesammtabent. zu Nr. 2; Thomas Wright a. a. O. (s Anm 262a.) Nr. 83. — Die oben erwähnte Korbgeschichte findet sich außer den in den Gesammtabent. III. S. CXXXIX ff. angeführten Nachweisen auch in einer der Novellen des Foetini 3, 5 mit der Ueberschrift Un pedante credendosi andare ecc. in der Biblioi. Portat. del Viaggiatore. Firenze 1834. vol. V. p. 1162 und in Langbein's Erzählung „Der Korb" nachgeahmt, so wie sie auch zu einem Abenteuer Don Quijote's (P. I. c. 43) die erste Idee gegeben zu haben scheint. (Die von v. d. Hagen a a. O. S. CXL gemeinte copla des Arcipreste de Hita ist die 251ste). L.

Anm. 254. (S 187.)

Dunlop meint wahrscheinlich Kotzebue's „Erinnerungen von einer Reise nach Rom und Neapel," worin ich jedoch nichts hierauf Bezügliches finde; vielleicht hat der englische Uebersetzee etwas der Art hinzugefugt. Dahingegen s. Beschreibung der Stadt Rom von Platen, Bunsen u. s. w. Bd 3. Abth. 1. S. 379 ff; vgl. unten Anmerk. 383 zu Timoneda Nr. 4. L.

Anm. 255 (S. 188.)

Die von dem Zauberer Virgilius handelnden Schriften sind namhaft gemacht von Gräße Allg. Lit. Gesch. II, 2, 624 n. und Beiträge zur Literatur und Sage d. Mittelalters. Dresden 1850. S. 27, Maßmann zur Kaiserchronik B. 218 ff. (Th. III, Sagenerörterungen) und v. d. Hagen Gesammtabent. III S CXXX. L.

Anm. 256 (S. 188.)

„Man wird sich jedoch erinneen, daß in Folge der Kreuzzüge der Schauplatz verschiedener Romane nach dem heiligen Lande verlegt wurde; so z. B. im Sir Bevis, Sir Guy, Sir Isumbras, dem King of Tars u. s. w.; daß aber die meisten von diesen „Lieblingsgegenstände" waren und in hohem Ansehen standen, erhellt aus Chaucer's Erklärung, der sie [Ryme of Sir Thopas v. 13825 ff.] unter den „gepriesenen Romanen" (romances of pris) mit aufzählt. Kurz... Warton's Behauptung enthält nichts, was sich nicht duech historische Zeugnisse oder aus den alten Romanciers beweisen läßt." Warton 1, 113. Anm. des Herausgebers ed. 1824. L.

Anm. 257. (S 188.)

„Die das Wunderbare liebenden Camönen."

Anm. 258 (S. 190.)

Nämlich in der ersten der Canterbury Tales, der Erzählung des Ritters. L.

Anm. 259. (S. 194.)

I. 2. c 22. Der Schluß des Beispieles fehlt. — Vgl. oben S. 242 ff. zu Boccaccio VII, 8. L.

Anm 260. (S. 194.)

Dieß ist jedoch erst eine Bearbeitung eines noch früheren indischen Werkes, nämlich des Pantscha Tantra (die fünf Abschnitte), über welches s. Gräße Th 2. Abth. 1, S. 445 ff. — Hitopadesa. Ein alt indisches Fabelbuch. Uebers. von M. Muller. Leipzig 1844. L.

Anm 261. (S. 194.)

Die Fabeln Bidpai's. Uebers. von Ph. Wolff Stuttgart 1837. II L

Anm 262 (S. 195.)

Eine übersichtliche, vergleichende Inhaltsangabe des ursprünglichen Fabelwerkes Pantscha Tantra s. bei Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables Indiennes etc. Paris 1838. L.

Anm. 262a. (S. 196.)

Das Fabliau heißt bei Le Grand: Du voleur qui voulut descendre sur un rayon de lune. Diese Geschichte steht ferner in A Selection of Latin Stories from Mss. of the XIII and XIV centuries ed. by Thomas Wright. Lond. 1842. (Percy-Society) und ist daselbst Nr. 23. L.

Anm. 263. (S. 197.)

„Autant qu'on en peut juger par le choix des contes traduits en français par Pétis de la Croix sous le titre *d'Histoire de la Sultane de Perse et des Visirs*, ainsi que par ceux qui ont été traduits depuis par M. Edouard Gauttier (insérés dans le premier volume de son édition des Mille et une Nuits. Paris 1822. 8.) l'auteur n'a guère emprunté au livre de Sendabad que le cadre de son roman et quelques fables, quoiqu'il n'en résulte pas pour cela qu'il soit l'inventeur des autres contes; il y a tout lieu de croire, au contraire, que le rédacteur arabe ou turc les a puisés à des sources plus anciennes:" Loiseleur Deslongchamps Fabl. Ind. p. 173. L.

Anm. 264. (S. 198.)

In der zweiten Novelle des Sabadino also, nicht in der vierten, wie bei Le Grand und nach ihm bei Dunlop (da, wo letzterer im Original von diesem Novellisten handelt) steht, wonach demgemäß Val. Schmidt zu Petrus Alfonsus S. 125 und v. d. Hagen Gesammtab zu No 39. II. S. XXIX. Anm. 2. zu berichtigen sind. Andere Nachweise s. bei Schmidt S. 123 ff. und v. d. Hagen S. XXVII ff. L.

Anm. 265. (S. 198.)

Ueber diesen Schwank s. Val Schmidt a. a. O. S. 126 ff. — v d. Hagen a. a. O. Bd. II. S. XXX ff. Bd. III. S. XXVI. — Cent Nouvelles Nouvelles ed. Lerour de Lincy zu Nr. 16. vol. 2. p. 353. — (Diese und die vorhergehende Geschichte heißen beide bei Le Grand de la mauvaise femme). — Ich lasse hier noch eine kurze Angabe der sämmtlichen in der Disciplina Clericalis enthaltenen Geschichten folgen:

C. 2. bei Geanucci die erste der oben S. 291 ff. angeführten Novellen (vergl. die dazu gehörige Anm. 371).

C. 3. Boccaccio 10, 8. (s. oben S. 251 b ff.).

C 5. Ein Maulesel schämt sich seiner Abstammung; aus Aesop Nr. 140.: „der Maulesel" Zu Schmidt's Angaben füge noch: Grimm Reinhart Fuchs S. CCLXIII. u. Robert Fables Inédits 2, 16

C. 6. Lai d'Aristote (s. oben Anm. 253.)

C. 7. Bauer, Fuchs und Schlange; ursprünglich aus Aesop Nr. 170.: „der Landmann und die Schlange." Zu Schmidt füge noch Robert Fabl. Inéd. 2, 33. Galland's Bidpaï 2, 276. u. Arcipreste de Hita copla 1322 ff.

C. 8 Cento Nov. Antiche No. 50. (s. oben S. 213.).

C. 9. Beispiel zu dem deutschen Sprüchworte: „Mitgefangen, mitgehangen."

C. 10. Das Fabliau de la mauvaise femme; erste Version bei Le Grand „Ang geküßt" und

C. 11. zweite Version desselben „Leinwand vorgehalten;" (s. oben S. 198b.).

C. 12. Boccaccio 7, 6. (s. oben S. 241.).

13. Cento Novelle Antiche No. 30. (s. oben S 213.).

C. 14. Fabliau de la vieille, qui seduisit la jeune femme; zu Schmidt füge hinzu v. d Hagen Gesammtab. I. S. CXIII ff

C. 15. Boccaccio 7, 4. (s. oben S. 239 ff.).

C. 16. Boccaccio 8, 10. (s. oben S. 247).

C. 17. Das Fabliau du jugement sur les barils d'huile mis en dépôt.

C 18. Cintio 1, 9. (s. oben S. 280.).

C. 19. Das Fabliau du grand chemin bei Le Grand. — Diese Nachweisung fehlt bei Schmidt. Zu den von letzterm angeführten Sprüchwortern füge noch das dänische: Gjensti vorder ofte glapsti, so wie zu dessen übrigen Anmerkungen hier Anm. 383. zu Conde Lucanor No. 46.).

C. 20. Cintio 1, 3. (s. oben S. 280.).

C. 21. Das Fabliau du tailleur du roi et son sergent.

C. 22. Cintio 7, 6. (s. oben S. 280 ff.).

C. 23. Vogel mit den drei Lehren: Barlaam und Josaphat C 10. (s. oben Anm 74.).

C. 24. Wolf im Brunnen. Zu Schmidt füge noch Robert Fables Inédits 1, 186 283. 2, 299.

C. 25. Fabliau du voleur qui voulait descendre sur un rayon de lune (s. oben S. 195 ff.).

C. 29. Witzeleien des faulen Raymund (vgl. Anm. 408.).

C. 30. Das Fabliau de Maimon. Zu Schmidt füge hinzu Hebel Schatzkästlein. 1te Auflage. S. 175 ff: „Ein Wort giebt das andere."

C. 32. Sokrates (d. i. Diogenes) u. Alexander.

S. 34. Gesch. zur Erklär. v. Matthäus 6, 19.
S. 36. Ein Schäfer träumt tausend Schafe zu besitzen, die er einem Käufer nicht für den gebotenen Preis laßen mag; während des Streites erwacht, ruft er mit geschlossenen Augen dem Käufer zu, daß er sie ihm unter dem Gebote laßen wolle. L.

Anm. 266. (S. 198.)

Gesta Romanorum. Das älteste Märchen- u. Legendenbuch des christlichen Mittelalters u. s. w. übersetzt von Graße. Dresden u. Leipzig 1842. II. 8., woselbst 2, 287 eine Anzahl anderer den Gesta Romanorum ähnlicher Werke aufgezählt werden. L.

Anm. 267. (S. 199.)

In der That jedoch kann man die beiden Redaktionen der Gesta eben so gut als dasselbe Werk betrachten, wie die verschiedenen Versionen der Sieben Weisen Meister oder des Kalila ve Dimna. Die Benennung Gesta Romanorum bezeichnet nichts anderes als eine Sammlung alter Geschichten, von denen viele dieselben, andere aber in den verschiedenen Ländern nach dem Geschmacke des Sammlers auch verschieden sein mochten, ganz so wie auch in den griechischen Syntipas, den italienischen Erasto und die englischen Sieben Weisen Meister verschiedene Erzählungen aufgenommen sind. D.

Vgl. Anmerkung 268.

Anm. 267a. (S. 199.)

Vielmehr fast drei Viertel; s. Graße a. a. O. 2, 225 ff. L.

Anm. 268. (S. 199.)

Graße in seiner angeführten Uebersetzung der Gesta Romanorum 2, 285 ff. vermuthet, daß der französische Mönch Helinand († 1227 zu Froimond) der Verfasser der ursprünglichen, jetzt aber nicht mehr vorhandenen Gesta sei, welche man jedoch als das Original der verschiedenen noch vorliegenden Versionen zu betrachten habe (Auf einen Helinand als Verfasser der Gesta muthmaßte auch schon Mone im Anzeiger 5, 454 Anm.*) Vgl. Robert Fabl. Inéd. vol. I. p. CIV.); Thomas Wright hingegen (in dem unter Anm. 271 angeführten Werke vol. II. p. 63 ff.) hält die englischen Gesta für die lateinische Originalsammlung, die jedoch erst um die Zeit Richards II entstanden sein soll. Indeß sind hierüber wie über alles die Gesta Betreffende die Resultate der Untersuchungen Keller's abzuwarten, welche gewiß entscheidend ausfallen werden. L.

Anm. 268a. (S. 200.)

„Hier gilt dasselbe, was man von vielen Büchern des Mittelalters sagen kann; sie citierten entweder nach schlechten Handschriften, wie z. B. den Plinius, oder hatten wirklich antike Schriften vor sich, die jetzt verloren sind, oder citierten absichtlich falsch, um ihren Berichten durch den Namen eines tüchtigen Gewährsmannes mehr Gewicht zu geben. Letzteres war endlich gewiß der Fall in Bezug auf den Titel; denn obgleich Warton T. I. p. CXLII f. mehrere ältere Arbeiten anzieht, die den Namen Gesta Romanorum führen, so scheint es mir doch ausgemacht, daß man unter dem Namen der Geschichte der Römer, eines Volkes, welches auch im Mittelalter noch Interesse genug erregte, um es wünschenswerth zu machen, seine Geschichte und Thaten kennen zu lernen, mystische und den katholischen Glauben unterstützen sollende Erzählungen unter die Geistlichen und gebildeten Laien einführen und verbreiten wollte." Graße a. a. O. 2, 303. L.

Anm. 269. (S. 200.)

Diese Moralisationen scheinen (wie Graße a. a. O. S. 302. meint) erst später hinzugefügt worden zu sein. L.

Anm. 270. (S. 200.)

Ueber diesen s. Graße Handbuch einer allg. Lit. Gesch. Th. 2 S. 388 ff. L.

Anm. 271. (S. 200.)

Luther schreibt in einer interessanten Stelle seiner Enarrationes in Genesin c. 30. [vol. III. p. 654. ed. Francf. 1553] den Ursprung dieser Gewohnheit den Mönchen zu und es hat fast den Anschein, als ob sie dieselbe aus dem Orient entlehnt hätten. „In der Türkei, sagt er nämlich, giebt es viele Mönche, die sich bemühen den Koran Muhammeds allegorisch zu interpretieren, um sich ein höheres Ansehen zu erwerben. Denn die Allegorie ist gleichsam eine schöne Buhlerin, die den Menschen dergestalt schmeichelt, daß sie geliebt werden muß, zumal von müßigen Leuten, die ohne Versuchung sind und mitten im Paradiese und im Schooße Gottes zu sein glauben, wenn sie sich dergleichen Spekulationen ergeben. Und zwar sind diese zuerst von thörichten und müßigen Mönchen ausgegangen und haben sich endlich so weit verbreitet, daß einige die Metamorphosen des Ovidius in Allegorieen verwandelt, Maria zu einem Lorbeerbaume und Apollo zu Christus gemacht haben. Ich hasse daher die Allegorieen. Wer sie aber gleichwohl gebrauchen will, sehe zu, daß er verständig dabei zu Werke gehe." D.

„Sir Frederick Madden weist in der Einleitung zu seiner Ausgabe der englischen Gesta Romanorum (gedruckt für den Roxburgh-Club) auf die interessante Uebereinstimmung hin, welche zwischen einer in einem arabischen Schriftsteller befindlichen Geschichte nebst der dazu gehörigen Moralisation und der fast gleichen Moralisation der nämlichen Geschichte in einer lateinischen Geschichtensammlung Statt findet. Dieß beweist jedoch keineswegs, daß das mönchische Verfahren, die Geschichten zu moralisieren, direkt aus dem Orient herstammte, was in der That nicht wahrscheinlich ist:" Thomas Wright Essays etc. on the Literature, Popular Superstitions and History of England in the Middle-Ages. London 1846. vol. II p. 61. Anm. L.

Anm. 272. (S. 201.)

Ma foi, ſagt die Königin von Navarra, si toutes celles a qui pareille chose est arrivée buvoient à des semblables vaisseaux, Je crains fort qu'il y auroit bien de coupes de vermeil qui deviendroient têtes de morts." D.

Anm. 273. (S. 201.)

S. auch oben S. 287b.; Keller Li Romans des Sept Sages S. CCXI. und zu Dyokletianus' Leben Einl. S. 59.; Loiſeleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Ind p. 152ff. n. 1; Grimm D. Myth. S. 1045ff. Anm. † 2te Ausg. Delrius Disquis. Mag. L. III. P. I. Qu. IV. Sect. IV. p. 436 sqq. Colon. 1657. — Ueber ſonſtige Keuſchheitsproben ſ. oben Anm. 163. L.

Anm. 273a. (S. 203.)

Dieß erinnert an den Roman de Brut v. 14005ff, wo eine belagerte Stadt von den Feinden durch Sperlinge angezündet wird. L.

Anm. 273b. (S. 203.)

Vgl. ferner unten Anm. 301, 315 u. 318 wegen Aehnlichkeit und Berührung provenzaliſcher und italieniſcher Erzählungsſtoffe. L.

Anm. 274. (S. 204.)

S. Weber Metrical Romances 1, 357ff. — „Lais hießen .... Volkslieder oder kunſtmäßige Bearbeitungen und Nachahmungen derſelben ... Zwar unterſcheiden ſich dieſe, den Namen der Lais beibehaltenden Bearbeitungen der Kunſtdichter in der That oft nur durch den Namen von den Fabliaur und keineswegs mehr durch die Form; wohl aber deweiſt dieß Beibehalten des Namens ſo viel, daß ſie einmal, aber natürlich in anderer (d. h. ſtrophiſcher) Form wirklich abgeſungen wurden, kurz, daß ſie auf Volksliedern beruhen, während die Fabliaur in der Regel von Hauſe aus nur erzählte Tagesgeſchichten, Anekdoten, Marchen u. ſ. w. waren, zur Quelle wieder nur Erzählungen, Geſpräche des Tages u ſ. w. (tables) hatten und daher mit Recht nur Fabliaur (fabulae, fabulationes d. i. nur geſagte Erzählungen) genannt wurden .... Doch läßt ſich auch hier die Granze natürlich nicht haarſcharf ziehen; denn es giebt auch Fabliaur, die urſprünglich auf Volksliedern beruhten, aber, ſeit langem nur noch geſagt, in die Klaſſe der bloßen Erzählungen herabſanken ... und manche dieſer Erzählungen werden in den einen Handſchriften ſchon nur Fabliaur genannt, während ſie in anderen noch als Lais aufgeführt werden:" Ferd. Wolf Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche S. 125. 157ff. L.

Anm. 275. (S. 205.)

Die Jongleurs waren fahrende Spielleute im Gegenſatze zu den ſpäter auftretenden Trouvères im engern Sinne oder eigentlichen höfiſchen Kunſtdichtern; wenn auch nicht immer eigentliche Volksſänger, ſondern oft auch im Dienſte der Trouvères oder der Höfe (dann Meneſtrels genannt). S. Wolf a. a. O. S. 10. 174. Späterhin jedoch ſanken die Jongleurs wegen ihrer zunehmenden Entſittlichung zu gemeinen Bänkelſängern und Poſſenreißern herab und geriethen in die tiefſte Verachtung; vergl Gräße 2, 2, S. 1067ff. — Man ſcheint übrigens den Ausdruck Meneſtrels oft in einem ſehr weiten Sinne genommen zu haben; ſo heißt es in den Chroniques de St. Dénis (bei Bouquet Coll. des Historiens de France vol. XVII. p. 363 C. D.): Il avient quelquefois que *jogleor, enchanteor, goliardois et autres manieres de menestriex* s'assemblent aux corz des princes etc. L.

Anm. 276. (S. 206.)

Noch andere Sammlungen von Fabliaur ſieh bei Gräße 2, 2, S. 1074. L.

Anm. 276a. (S. 207.)

Nämlich in der Instruction à ses filles (oder Livre pour l'enseignement des Dames et Demoiselles) des Chevalier Geoffroy de Latour — Landri, worüber ſ. Gräße 2, 2, 715 u. Zuſatz 2, 3, 1285. L.

Anm. 277. (S. 207.)

S. Le Grand 2, 366ff. Zu den daſelbſt gegebenen Nachweiſungen füge auch noch des Poggius Xenodochium in deſſen Facetiae u. Pfaff Amis V. 805 — 932. L.

Anm. 277a. (S. 209.)

The Freirs of Berwick ſteht in den Poems of William Dunbar (ed Laing Edinb. 1834.) vol II p 3ff. (auch in Pinkerton's Ancient Scotish Poems vol I. p 65ff); The Monk and the Miller's Wife aber iſt ein Gedicht von Allan Ramſay. Aehnlich iſt auch in der Famous History of Friar Bacon (ed. pr um 1612, ſteht auch in Thoms Collection of early Prose Romances) das Capitel, welches überſchrieben iſt: „Wie Miles, Bruder Bacon's Diener, Speiſe herbeibeſchwor und auch Speiſe für ſich ſelbſt und ſeinen Wirth erlangte." S. über Aehnliches auch noch Grimm Marchen 3, 111 zu Nr. 61.; von der Hagen Geſammtabent. zu Nr. 61. L.

Anm. 278. (S. 210.)

Aus der Geſchichte von dem kleinen Buckligen in Tauſendundeine Nacht [Th 3. S. 141 Breslau] iſt wahrſcheinlich urſprünglich die obige hervorgegangen; unmittelbar iſt ſie jedoch einer Erzählung entnommen, die ſich in einigen Redaktionen der Sieben Weiſen Meiſter befindet. D.

Sieh auch Keller Roman des Sept Sages S. CCXXIV. und zu Dyoklet. Leben Einleit S. 61.; v. d. Hagen Geſammtabenteuer III. S. XLIV ff. Gueulette nahm ſeine Geſchichte aus Straparola ſ. v. d. Hagen a a O. S. L. L.

Anm. 279. (S. 211.)

Oft auch il Novellino Antico (das alte Novellenbuch) genannt, zum Unterſchiede von Maſſuccio's Novellino. L.

Anm. 280. (S. 211.)

Vielmehr um 1325 oder 1330, jedenfalls nach 1311. S. Lami Novel. Letter. vol. XV. No. 34.; vergl. Rott in seiner Ausgabe von Busone da Gubbio's Fortunatus Siculus etc. p. 274. L.

Anm. 281. (S. 212.)

Tales, Anecdotes and Letters, transl. from the Arabic and Persian by Jonathan Scott. Shrewsbury 1800. Deutsch in der Breslauer Uebersetzung der Tausendundeine Nacht Bd. XI, woselbst die in Rede stehende Geschichte die 459te Nacht, und die nachher erwähnte „der Sultan von Jemen und seine drei Söhne" die 458te Nacht bildet. L.

Anm. 282. (S. 212.)

S. Donat Vita Virgilii zu Anfange. Sinnreiche Antworten, die den oben angeführten sehr ähnlich sind, giebt auch der dänische Prinz Amleth (Hamlet) dem Könige von England bei Saxo Grammaticus l. III u. IV. p. 138 ff. ed. Hafn. 1839; s. auch Simrock, Quellen des Shakespeare 1, 81—85 u. dazu 3, 170 ff. — Auch Heraklius (in Otte's gleichnamigem Gedichte, herausgegeben von Maßmann) giebt Beweise seines Scharfsinnes, die mit den oben im Text aus Tausendundeine Nacht und dem Novellino angeführten fast ganz übereinstimmen; eben so ist wie in dem letztern der Kaiser ein griechischer (Phokas). S. auch oben S. 401 b. L.

Anm. 283. (S. 212.)

Ich kann zwischen diesen beiden Erzählungen keine Aehnlichkeit entdecken. L.

Anm. 283a. (S. 213.)

Sieh auch noch Keller Lieder Guillems von Beeguedan S. 4 ff. L.

Anm. 284. (S. 213.)

Ueber Nr. 49. s. Gräße zu Gesta Romanor. Nr. 105.; v. d. Hagen Gesammtabenteuer Bd. 2. Anh. Nr. 8, II. L.

Anm. 285. (S. 213.)

Diese Geschichte findet sich auch in Busone da Gubbio's Fortunatus Siculus l. III. c. 13, über welchen sieh Anm. 451. Le Grand sagt, einige französische Historiker berichten sie als wirklich vorgefallen. L.

Anm. 286. (S. 214.)

S. auch Val. Schmidt Balladen u. Romanzen u. s. w. S. 191 ff.; Keller zu Dyoklet. Leben Einl. S. 44 ff.; meine Mittheilung in der Germania Bd. VII. S. 422 ff. (Ueber die daselbst erwähnte heilige Isabelle s. Baillet Vies des Saints zum 8. Juli, wo der hieher gehörige Vorfall mitgetheilt wird; in den Acta SS. Boll. Juli II, 169 ff. findet er sich jedoch nicht). Denselben Stoff behandelt übrigens auch Timoneda Patr. 17. Die ursprüngliche Quelle dieser Erzählung ist höchst wahrscheinlich die Geschichte der Kalaeatri in Somadeva's Märchensammlung Cap. 20. (Th. 2. S. 62 ff. Uebersetzt v. Brockhaus); vergl. auch v. d. Hagen in der Germania XI, 207. Anm. L.

Anm. 287. (S. 214.)

Das Decameron. Uebersetzt von Karl Witte. 2te Aufl. Leipzig 1843. III. 8. L.

Anm. 288. (S. 215.)

„Ich erinnere mich sehr wohl, sagt er in seiner Genealogia Deorum [l. 15. c. 10.], daß ich, kaum sieben Jahre alt, und ehe ich noch irgend welche Dichtungen zu Gesichte bekommen oder Lehrer gehabt, ja, ehe ich noch recht lesen gelernt hatte, durch den bloßen Trieb der Natur einige, wenn auch nur unbedeutende Erzählungen verfaßte." L.

Anm. 289. (S. 215.)

Später jedoch schämte sich Boccaccio der Zügellosigkeit des Decamerone und machte sich über die unmoralische Tendenz einiger Novellen desselben Vorwürfe, wie aus seinem von Tiraboschi angeführten Briefe an Maghinaedo de' Cavalcanti, Marschall von Sicilien, deutlich erhellt, worin er nämlich in Betreff des Decamerone sagt: „daß du die edlen Frauen deines Kreises meine Possen lesen läßest, billige ich nicht; vielmehr bitte ich dich, daß du aus Liebe zu mir dieß nicht gestattest." D.

Anm. 290. (S. 215.)

Sehr richtig jedoch ist, was Warton (2, 267. ed. 1824) zunächst mit Bezug auf Chaucer bemerkt, was aber auch hinsichtlich Boccaccio's gleiche Wahrheit hat. „Chaucer's Obsconität, sagt er nämlich, muß großentheils seiner Zeit zugeschrieben werden. Zwar sind wir geneigt, uns von der moralischen Unschuld unserer Vorfahren romantische und übertriebene Vorstellungen zu machen, so wie überhaupt Zeiten der Unwissenheit und Einfachheit auch für Zeiten der Reinheit zu halten; jedoch ist, wie ich glaube, gerade das Gegentheil der Fall. In einem rohen Zeitalter herrschen nämlich auch rohe Sitten, welche der Tugend eben so schädlich sind wie die Ueppigkeit. Im Mittelalter wurden daher nicht nur die offenbarsten Verletzungen der Schicklichkeit, sondern auch die ruchlosesten Laster gestattet und ausgeübt. Denn je ungebildeter die Menschen sind, desto weniger schämen sie sich und wenn ein hoher Grad der Sittenverfeinerung auch die strafbaren Vergnügungen vermehrt, so hindert er doch auch zugleich die wirkliche Begehung vieler Schandthaten; wenigstens schützt er den öffentlichen Anstand und unterdrückt die öffentliche Zügellosigkeit." L.

Anm. 291. (S. 217.)

Bembo (a. a. O. p. 101. Venez. 1575) spricht bloß im Allgemeinen von der Abwechslung in den Eingängen und Schlüssen der einzelnen Novellen des Decamerone, ohne gerade die ländlichen Schilderungen hervorzuheben. L.

Anm. 292 (S. 218.)

„Laß uns das Leben genießen, o Lesbia."
Catull. Nr. 5.

Der oben folgende Vers lautet übersetzt:
„Leb' rasch, mitten im Scherz naht oft der grimmige Tod."
L.

Anm. 293. (S. 219.)

Dieß sagt Chaucer nicht, vielmehr heißt es V. 793 ff. (Fiedler):

„Ein Jeder soll sich für die Fahrt verpflichten,
Den Weg zu kürzen je mit zwei Geschichten;
Das heißt: beim Hinweg soll er zwei erzählen,
Zwei andre soll er für den Herweg wählen."
L.

Anm. 294. (S. 221.)

Sie findet sich ferner schon vor Boccaccio in Busone da Gubbio's Fortunatus Siculus l. III. Osserv. F. p. 352.; auch in Luther's Tischreden wird sie kurz erzählt Cap. 34. Bl. 420. 4 Leipzig 1621: „Von einem Juden, der sich wollt' täufen laßen aber zuvor gen Rom gehen." L.

Anm. 295. (S. 221.)

Diese sollen jedoch nach Dunlop's eigener Angabe alter sein, als die Gesta Rom. Ueber die in Rede stehende Novelle s. Val. Schmidt Beitrage zur Gesch. d. rom. Poesie S. 2. füge hinzu Swift Tales of a tub: s. Du Meril Hist de la Poésie Scandinave p. 344; sie findet sich übrigens schon in Busone da Gubbio's Fortunatus Siculus l. 3. n. E p 347. S. auch v. d. Hagen Gesammtabent. Th. 2. Anh. Nr. 9. Vergl. Bridank's Bescheidenheit S. 6 V. 6 — 14. ed. W Grimm. L.

Anm. 296 (S 221.)

Ueber dieses nicht bloß geschichtweise existierende Buch s. Gräße Th. 2. Abth. 2. S. 32 ff.
L.

Anm. 296a. (S. 222.)

Zu Tag 1. Nov. 7. vergl. außer V. Schmidt a. a O. S. 3. besonders noch J. Grimm Gedichte d. Mittelalters auf König Friedrich I den Stauffer u. s. w. S. 43 ff. 102. L.

Anm. 297. (S. 222.)

Sie ist dramatisch bearbeitet in Lope de Vega's El Animal Profeta (das weissagende Thier); s. Schack Geschichte der dram. Lit. in Spanien 2, 386 ff. L.

Anm. 298. (S. 223.)

„Die Aehnlichkeit ist so gering, daß Boccaccio weder unmittelbar noch mittelbar als Quelle dieses humoristischen Lustspieles gedacht werden kann:" Val. Schmidt a. a. O. S 7. L.

Anm. 299. (S. 224.)

S. jedoch Val. Schmidt a. a. O. S. 11. Der Stoff dieser Novelle soll übrigens geschichtlich sein; s. Du Meril a. a. O. p. 346. L.

Anm. 300. (S. 224.)

S. jedoch Val. Schmidt a. a. O. S. 11 ff.
L.

Anm. 300a. (S. 225.)

Mehre hierher gehörige, spätere Zusätze sind nun, da sie auch v. d. Hagen zu der im Texte angeführten Erzählung seiner Gesammtabenteuer giebt, hier gestrichen worden. L.

Anm. 301. (S. 226.)

Sie befindet sich jedoch nicht in den gedruckten Ausgaben derselben, sondern ist von Borghini aus einer Handschrift mitgetheilt worden; sieh Manni Storia del Decam. zu G. III. Nov. 1. — Die vorliegende Novelle Boccaccio's berührt sich übrigens, wie A Keller Lieder Guillems u. s. w. S. 4. bemerkt, mit Konrad's v. Würzburg Erzählung von der halben Birne (v. d. Hagen Gesammtabenteuer 1, 211.) und einer Romanze Guillems (Raynouard Choix etc. 4, 83: En Alvernhe part Lemozi). S. auch bei v. d. Hagen die Berichtigung zu Bd. I. S. CXVI. L.

Anm. 302. (S. 227.)

Durch eine ähnliche List Kei's wird Tristan aus einer ihm durch König Marke gelegten Falle befreit in Heinrich v. Vriberg's Fortsetzung von Gottfried's Tristan und Isolt V. 2698—2974. Etwas Aehnliches auch, jedoch im umgekehrten Sinne, wird in einem chinesischen Werke erzählt: „Tchang-Wang, roi de Taou, avait invité les vassaux à un festin nocturne; il ordonna à sa concubine favorite de présenter le vin aux convives. Tout-à-coup s'éléva un vent impetueux qui éteignit toutes les lampes. Un des convives profita de l'obscurité pour embrasser la favorite. Celle-ci saisit la boupe du bonnet de cet audacieux mandarin et dénonça au roi de Tsou l'injure qu'on venait de lui faire. — „Bah, s'écria Tchwang-Wang, c'est un badinage sans conséquence, qu'il faut imputer à la folie du vin!" Sur le champ il ordonna à un officier d'apporter un plat d'or et d'ôter les boupes de tous les bonnets, de sorte que personne ne put réconnaître celui qui avait insulté la favorite. Ce festin fut appelé Tsioué-Ing-Hoeï, c'est-à-dire le festin des boupes enlevées." Sieh San-Koué-Tchy etc. Histoire des Trois Royaumes. Roman Historique. Traduit sur les textes chinois et mandchou par Theodore Pavie. Paris 1845. Vol. I. p. 142, wo auch noch weiter erzählt wird, daß der Thäter späterhin den König in einer Schlacht aus der Gewalt der Feinde befreit und sich ihm dann entdeckt — Vgl. auch noch die Kaiserchronik V. 6643 ff. und dazu Maßmann. S. 227.
L.

Anm. 303. (S. 227.)

Woselbst sich jedoch diese Geschichte nicht findet.
L.

Anm. 304. (S. 227.)

S. die Analyse des Dolopathos von Leroux de Lincy hinter Loiseleur Deslongchamps Essai

sur les Fables Ind. P. II. p. 122ff. Die in Rede ſtehende Geſchichte iſt daſelbſt die zweite oder das Beiſpiel des zweiten Weiſen und enthält am Schluſſe einen eigenthümlichen Zug, der ſie wohl als Vorbild des Boccaccio erſcheinen laßen kann (vgl. Loiſeleur a. a. O. P. I. p. 148 Anm.), welcher aber in den anderen Bearbeitungen der Sieben Weiſen Meiſter fehlt, woſelbſt übrigens die Geſchichte gewöhnlich die fünfte oder das dritte Beiſpiel der Kaiſerin ausmacht. Danach iſt alſo Val. Schmidt a. a. O. S. 15. zu berichtigen. Vgl. auch unten zu Ser Giovanni's Pecorone IX, 1. gegen Ende, ſo wie Kaiſerchronik V. 6744. u. dazu Maßmann. L.

Anm. 305. (S. 228.)

„Fälſchlich hat Manni und nach ihm Dunlop viele Aehnlichkeit gefunden zwiſchen der Novelle 206 des Sacchetti und der unſrigen. Dieſe iſt ganz verſchieden von derſelben" Val. Schmidt a. a. O. S. 23. L.

Anm. 306. (S. 229.)

Dieſe Darſtellung iſt jedoch ſehr ungenau; denn es heißt in der Novelle: „Da ſie in Rouſſillon in Folge der langen Abweſenheit des Grafen alles in großer Zerrüttung fand, ſo brachte ſie als kluge Frau mit eifriger Sorge jegliches wieder in die gehörige Ordnung. Deshalb waren die Unterthanen hoch erfreut und gewannen ſie ſehr lieb, während ſie den Grafen heftig tadelten, daß er ihr ſo abgeneigt wäre. Nachdem nun Giletta das ganze Land wieder in den beſten Zuſtand verſetzt hatte, theilte ſie dieß ihrem Gemahle durch zwei Ritter mit und bat ihn, wenn ſie der Grund wäre, daß er nicht zurückkehre, ſo ſolle er ſie dieß wiſſen laßen, denn ſie würde ſich alsdann ihm zu Liebe fortbegeben." L.

Anm. 307. (S. 231.)

S. v. d. Hagen Geſammtab. I. S. CXXII ff.; Mone's Anzeiger 3, 375. Nr. 3. Dieſe Geſchichte ſteht auch aus „Boccatius" in Eib's Ehebüchlein vgl Germania 9, 247 u. iſt ferner nachgeahmt im Palmerin von England P. I. c. 90.; hier jedoch ſtürzt ſich die Prinzeſſin von einem Thurme. L.

Anm. 308. (S. 232.)

„Dunlop citiert bei Gelegenheit dieſer Novelle den Eingang zu Hist. Alexandri Magni de preliis ... Allein dieſe fabelhafte Erzählung liegt ihrem ganzen Charakter nach ziemlich fern, und nicht viel näher die andere von Dunlop angeführte aus dem Joſephus. Mehr hierher gehörig ſcheint zu ſein Maſſuccio Th. 1. Nov. 2:" Val. Schmidt a. a. O. S. 37. Mit den obigen Geſchichten aus Boccaccio, Pſeudokalliſthenes u. Joſephus verbindet Delrio Disqu. Mag. l. II. qu. 27. sect. I. (p 315. ed. 1657.) noch ähnliche aus Aeſchines Ep. 10 u. Rufinus Hist. Eccl. l. XI. c. 25, letztere wiederholt bei Cyrillus Alex. contra Julianum l. 7. Füge hinzu Cäſar Heiſterb. l. II. c. 25 u. daraus in des Johannes Diſcipulus (Herolt) Promtuarium exemplorum: ſ. Thomas Wright Latin Stories etc. zu Nr. 80. (de filia Judaei). L.

Anm. 309. (S. 232.)

S. auch Somadeva's Märchenſamml. C. 12. in der Geſchichte der Rupinika (Th. I. S. 128ff. Ueberſ. v. Brockhaus). L.

Anm. 310. (S. 233.)

Zu Decam. 4, 10. ſ. Val. Schmidt a. a. O. S. 46ff; v. d. Hagen Geſammtabent. zu Nr. 11; Gräße 2, 2, S. 1120. (In Betreff der bei letzterm uneichtig bezeichneten Novelle der Cento Novelle Antiche vgl. hier Anm. 301.). L.

Anm. 311. (S. 234.)

„Es iſt nicht leicht begreiflich, wie mehrere italieniſche Gelehrte hier haben eine Nachahmung der 24. [l. 20.] Idylle des Theokrit finden können und danach Hypotheſen aufſtellen, wie Boccaccio zur Kenntniß des Theokrit gelangt ſei." Val Schmidt a. a. O. S. 47ff L.

Anm. 312. (S. 235.)

S. auch Du Meril a. a. O. p. 351.; v. d. Hagen Geſammtabent. zu Nr. 25. Bd. II. S. XI ff. u. Zuſatz dazu in den Berichtigungen zu Ende von Bd. III. Das bretoniſche Original, woraus Marie de France ihr Gedicht erweitert hat, iſt mitgetheilt in Villemarqué Barzaz-breiz IV. Ausg. Paris 1846. vol. I. p. 248: Ann eostik (Die Nachtigall). L.

Anm. 312a. (S. 237.)

Ueber dieſe Novelle vgl. Val. Schmidt S. 55ff.; Grimm D. Myth S. 895. Die von letzterm geforderte Zurückführung der Novelle auf den einfachen Grund einer Volksſage iſt in der bei Schmidt a. a. O. mitgetheilten Sage aus den Flores Helinandi enthalten; vgl. zu dieſer auch noch Grimm a. a. O. S. 896 f. und Nachtrag zu S. 895, ſo wie Schwartz in dem (Anm. 170.) angeführten Schulprogramme S. 11ff. L.

Anm. 313. (S. 237.)

Vgl. Val Schmidt a. a. O. S. 60ff. Dieſer Novelle hat Lope de Vega den Stoff entnommen zu ſeinem Drama El Halcon de Federigo: ſieh Schack a. a. O. 2, 337. Die Idee zu derſelben entlieh vielleicht Boccaccio dem Fabliau Guillaume au Faucon: ſ. Barbazan ed. Méon 4, 407ff. Ein ganz ähnlicher Zug wird übrigens von dem durch ſeine Freigebigkeit berühmten Hatim Tai erzählt (vgl. unten Anm. 485a); ſ. auch Gervaſius Tilb. Otia Imp. 3, 100. p. 994. bei Leibnitz. L.

Anm. 313a. (S. 237.)

S. Val. Schmidt a. a. O. S. 61, wo jedoch das nach Dunlop und Manni unrichtig angeführte Citat Morlini Nov. 33. zu ſtreichen iſt; ſ. Anm. 360 die betreffenden Novellen des Morlini (Nr. 31 und 33.). — Aehnlich iſt auch bei v. d. Hagen Geſammtabent. Nr. 41. L.

Anm. 314. (S. 237.)
„Seltener Vogel, Seltenheit."

Anm 314a. (S. 237.)
Auch in den Legendes Namuroises par A. B[orgnet]. Namur 1837. S. 215. wird ein gleicher Schwank als zwischen Jesus u. St. Peter auf ihrer Reise von Namur nach Marche vorgefallen erzählt. L.

Anm. 315. (S. 240.)
Ersteres ist der Fall; s. das Fabliau selbst bei Barbazan ed. Méon 3, 229 ff. — Die ursprüngliche Quelle der Erzählung des Boccaccio sowohl wie des Fabliau's ist jedoch wahrscheinlich der provenzalische Roman de Flamenca, von welchem Raynouard im Lexique Roman vol. I. p. 1 ff. einen Auszug giebt (sieh besonders p. 26 ff.). Zwar fehlt in der mangelhaften Handschrift der Schluß des Romans, dieser entsprach indeß allem Anscheine nach dem der Novelle. L.

Anm. 316. (S. 240.)
„Die Novelle des Bandello welche Le Grand und Dunlop herbeigezogen haben, gehört gar nicht hierher:" Val. Schmidt S. 69. Anm. L.

Anm. 317. (S. 241.)
„Ganz falsch ist das Citat des Le Grand in den Anmerkungen zu seinem Auszuge des französischen Fabliau (3, 296): Bandello 1, 11. Diese gehört gar nicht hierher. Wahrscheinlich ist gemeint 2, 11, wo indeß die Aehnlichkeit auch nur sehr entfernt ist. Eben so wenig paßt die von Dunlop als Nachahmung angeführte Novelle 16 des Parabosco des schwachsten Nachfolgers des Boccaccio:" Schmidt a. a. O. S. 72. Dem Boccaccio nacherzählt ist diese Novelle in des Stephanus Apol. pour Hérodote ch. 15, 28. S. auch Keller Rom. d. Sept Sages S. CXLI ff., zu Dyoklet. Leben. Einl. S. 46; v. d. Hagen Gesammtab. II. S. XXXII ff. L.

Anm 318. (S. 242.)
S. Val Schmidt a. a. O. S. 72 ff.; sieh auch Leroux de Lincy zu Cent Nouv. Nouvelles No. 88.; ferner Conti da ridere vol. I. p. 139: D'un uomo che fu cornuto, battuto e contento; vgl. Timoneda im Alivio de Caminantes P. I. No. 69; auch Romancero general. Madrid 1614. P. IX. fol 344. eine Novela in Redondillas. Ein hierhergehöriges Deutsches Volkslied s. in Mone's Anzeiger 4, 452 ff. (Der Herr und der Schreiber). Verwandt auch ist die provenzalische Erzählung von Ramon Vidal (Raynouard Choix 3, 398.); s. oben S. 203. L.

Anm. 319 (S. 244.)
Val. Schmidt S. 81 ff.; Du Meril p. 354.; s. Keller Rom. de Sept Sages S. CLXXVII und CCII ff. u zu Dyoklet. Leben Einl. S. 52 56 ff. (Die Stelle in Wieland's Oberon ist Ges. 6. St. 80 ff.). Thomas Wright Latin Stories from mss. of the XIII and XIV centuries No. 91: De caeco et ejus uxore. L.

Anm. 319a. (S. 245.)
Diese Novelle entnahm Boccaccio wahrscheinlich nicht dem von Dunlop angeführten Fabliau, sondern irgend einem andern, an das er sich dann genauer hielt. Denn in einer zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts geschriebenen jetzt in Trinity-College zu Cambridge befindlichen Handschrift, die unter anderen Uebersetzungen in lateinisch-leoninische Verse auch deren mehre enthält, welche den Stoff von Fabliaux epigrammatisch gedrängt zusammenfassen (vgl. unten Anm. 374a.), finden sich auch folgende

Versus de mola piperis.

Militis uxorem clamidis mercede subegit
Clericus, et piperis clam tulit inde molam.
Mane redit, refereusque molam praesente marito
Dixit: „mautellum redde, reporto molam."
„Redde," maritus ait; respondit femina: „reddam:
Amplius ad nostram non molet ille molam."

S. Thomas Wright Essays on the Literature, Superstitions and History of England in the Middle Ages. Lond. 1846. vol. I. p. 167. (vgl. p. 146.), woselbst statt des dort gemeinten Fabliau's (des von Dunlop angeführten) auf die obige Novelle Boccaccio's zu verweisen war. — Spätere Bearbeitungen dieses Stoffes sieh bei Le Grand 4, 294 ff. zu de la Dame et du Curé; füge hinzu: Le Singe de Lafontaine 1773.: Le Mortier — Poetae Belgic. Delitiae: Mola von Franciscus Swertius — Bebelii Facetiae l. III.: *Factum cujusdam Francigenae* — Nugae Venales or a pleasant companion etc. by Richard Head 1681. p. 78. L.

Anm. 320. (S. 246.)
v. d. Hagen Gesammtab. III. S. XXXV ff. zu Nr. 62 (S. XLIII. lies Bandello P. III. Nov. 43.); Castl Novelle Gall. No. 7. L.

Anm. 321. (S. 247.)
Plautus (Menaechmi Act II. sc. 2.) schreibt den Buhlerinnen in den Seestädten des Mittelländischen Meeres zu seiner Zeit eine ähnliche Gewohnheit zu:

„Dies ist der Huren Weise ja:
Zum Hafen schicken Sklaven sie und Mägde hin;
Und wenn ein fremdes Fahrzeug angelangt dann ist,
So fragen sie, woher es komm' und wer der Herr;
Dann hängen jene rasch sich an."

D.

Anm. 322. (S. 248.)
Ueber Decamerone IX, 3. sieh Val Schmidt S. 96 und v. d. Hagen Gesammtab. zu Nr. 24. L.

Anm. 323. (S. 249.)
In den Cent Nouv. Nouv. findet sich diese Erzählung nicht u. Dunlop hat hier, ohne selbst nachzusehen, dem Le Grand (zum Fabliau de Gombert) nachgeschrieben, der die C. N. N. p. 161

citiert. S. auch v. d. Hagen Gesammtabent. zu Nr. 55. — Das eigentliche französ. Original-Fabliau war indeß fue Chaucee nicht das oben genannte von Jean de Boves, sondern das von Thomas Wright in seinen Anecdota Literaria London 1844. p. 15ff. aus einer Bernee Handschrift mitgetheilte. L.

Anm 323a. (S. 250.)

Uebee den Stock als Züchtigungsmittel gegen Ehefrauen in jener Zeit s. Le Grand's Anmerkung Ne. 6. zu dem oben erwähnten Fabliau; vergl. Grimm Rechtsalterth 1, 450. — Uebrigens vgl. auch noch v. d. Hagen Gesammtabent. Bd. 1. S. LXXXVII. (wo in dee Anm 1 statt Steapaeola p. 99. zu lesen ist Facétieuses Journées p. 99. s. Le Grand a. a. O. Es sind nämlich die F. J. von Gabeiel Chapuis gemeint). L.

Anm. 324 (S 251.)

Ueber Decam X, 3 u. 4 s. Schmidt S 103ff. Der zu ersteree Novelle angefuhrte „freigebige Haiem" ist der oben Anm. 313. erwähnte. L.

Anm. 325. (S. 251.)

Ueber deegleichen Zaubergärten sieh oben Anmerkung 181. L.

Anm. 326. (S. 251.)

Ueber Decam. X, 7. s. Schmidt S 109. L.

Anm. 327. (S. 252.)

Zu Decam. X, 9. s. Schmidt S. 112. Düntzer in Scheible's Kloster 5, 212ff (vgl. 166ff. Zu den an letzterer Stelle bespeochenen Mantelfahetен fuge noch den Zauberteppich Salomons (sieh oben S. 184b) und einen ähnlichen aus Woycicki's Polnischen Mäechen in Kletke's Mäechensaal 2, 109. „Bergsturzer und Eicheneeißer"). Ueber die bei Bocc. vorkommende Reise Saladin's nach Eueopa vgl. unten Anm. 383. zum Conde Lucanor. Nr. 12. L.

Anm. 328. (S. 253.)

Foresti, dee diese Geschichte seiner eigenen Angabe nach dem Peteaeca nacherzahlt, scheint als Historiker von Manni nicht sehe hoch geachtet zu weeden. L.

Anm. 329. (S. 255.)

„Feancesco Sacchetti schrieb um das Jahe 1400." [sieh Boeghini Discorsi vol. 1. p. 303. Milano 1808 in den Classici Ital. vol. 148.]. D.

Anm. 330. (S. 255.)

„Sacchetti scheieb das Werk, angetrieben durch das Beispiel Boccaccio's, in einem reineen und natüelichern (familiare) Stil." D.

Anm. 330a. (S. 256.)

Die von dem Infanten Don Manuel (Verfasser des Conde Lucanor s. unten Anm. 383.) mitgetheilte, in einee Handscheift seiner Werke befindliche Versiyn dieser „närrischen Geschichte" ist die ältece; s. Ticknor Hist. of Spanish Litterat. 1, 60ff. L.

Anm. 330b. (S. 257.)

Thom. Wright Latin Stories etc. No. 127. de janitore imperatoris Frederici; — Nouveau Contes à rire (Cologne 1722.) 2, 39. le brochet de Florentin. Aehnliches auch bei Gower und Jvhn Bromyaed: s. Wright a. a. O. L.

Anm 331. (S. 257.)

Hieraus dee einleitende Zug bei Steaparola N. 8. nov. 2.; in Hans Sachs' Fastnachtspiel „der böse Rauch" (abgedruckt in Tieck's Deutschem Theater 1. S. 19ff.) ist jedoch die Fean Siegerin in dem Kampfe um die Hosen; s. v. d. Hagen Gesammtad. 1. S. LXXXVIIIff., und ebenso in einem alten Volksliede „Der Rauch beißt" in Mone's Anzeiger V, 79ff. L.

Anm. 332. (S. 259.)

Lettre CXI, La Haye 1742, in welchee Ausgabe sich jedoch keine derartige Anmerkung findet. Im Texte wird die Geschichte von einem Kaemelitermönche und einem Ehepaare zu Sevilla erzählt. Sie findet sich übrigens auch in Othonis Melandri Joco-Seria p. 298. ed. 1626, — Sérées de Bouchet p. 355. ed. 1588, — Amans Heureux 2, 19, — Detti et Fatti del Guicciardini p. 103, — Facetieuses Journées p. 213, — Passetems agréable p. 31. ed. 1715, — Roger Bontems en Belle Humeur 15me. advent. p. 452, — Facétieux Reveille-Matin p. 152. 195. ed. 1654. L.

Anm. 333. (S. 259.)

Ich will hiee noch anfüheen, daß Sacchetti's Nov. 4. die Geschichte von Bürger's Kaiser und dee Abt enthalt (s. hierubee Val. Schmidt Balladen u. Romanzen deutschee Dichtee S. 83ff, zu dessen Anfuhrungen nun noch das von Adalbeet Keller heeausgegebene Fastnachtsspiel (Ein spil von einem Keiser und eim apt. Tübingen 1850. kl. 8.) aus dee zweiten Hälfte des 15ten Jahrhundeets hinzukommt), so wie daß Nov. 115 in ihrem zweiten Theile aus Turpin's Chronik C. 14 oder den Cento Nov. Ant. No. 24. (s. oben Anm. 190) entlieben ist, der dritte Theil aber, nue mit anderer Wendung, sich auch in Timoneda's Alivio de Caminantes P. II. No. 9. (Bibl. de Autor. Español. vol. III. Madrid 1846) wiedeefindet.

Ferner will ich hier noch die Novellen des Sercambi aus Lucca (dee um das J. 1410 lebte) erwähnen, von denen Gamba (Venezia 1816) zum eeften Male zwanzig heeausgegeben hat (die Handschrift enthält deeen 156). Einige derselben stimmen mit anderen Novellen überein; so

Ne. 4. mit Cinnio 1, 9. (s. oben S. 280.).
" 5. " Ortensio Landv Ne. 13. (s. oben S. 283.).
" 6. " Geanucci, L'Eremita, il Carcere etc. 3, 5. (s. unten Anm. 371.).
" 8. " Boccaccio 7, 4. (s. oben S. 239ff.).

Nr. 12. mit Brevio Nr. 3. (s. oben S. 273.).
» 13. » dem Fabliau Le Chevalier à la Trappe (s. oben S. 197 ff.).
» 16. » der Wittwe zu Ephesus des Petronius (s. oben S. 40 ff.).
» 19. » Boccaccio I, 9. L.

Anm. 333a. (S. 261.)
S. die Nachträge (zu S. 261.). L.

Anm. 334. (S. 262.)
Sieh dagegen Simeock, Quellen des Shakespeare 3, 191 ff. L.

Anm. 334a. (S. 262.)
Aus Correzenus (de dictis et factis memorabilibus) erzählt endlich auch Delrius (Disquis. Mag. l. IV. praeamb. p. 530a. Colon. 1657) diese Geschichte als zu Constantinopel zwischen einem Christen und einem Juden vorgefallen, u. dee Sultan Soliman spricht hiee das weise Urtheil. Der von v. d. Hagen Gesammtab. Bd. III. S. CXXXVIII. angeführte Meistergesang steht auch im Amdraser Liederbuche Nr. 138 und das ebendas. genannte altdeutsche Gedicht ist von ihm in d. Germania IX, 188. herausgegeben woeden. L.

Anm. 335. (S. 263.)
Ob G. Villani (vgl. oben S. 266a.) den Ursprung der Welfen und Gibellinen auf diese Weise erzählt, kann ich nicht entscheiden; der gleichzeitige Dino Compagni jedoch stimmt wenigstens mit dem zweiten Theile der obigen Novelle ubeeein. S. dessen Storie Firent. l. l. p. 3 ff. (Pisa 1818). L.

Anm. 336. (S. 264.)
Uebee diesen s. Beunet Manuel etc. s. v. Berinus. Der hier voekommende, oben erwähnte Zug mit dem durch die Königstochter dem Ritter gemachten unauslöschlichen Zeichen erinnert an einen ähnlichen, der in einer Sage vom Albertus Magnus eescheint. Sieh Gorres Meisterlieder S. 195—208. L.

Anm. 337. (S. 265.)
Auf die große Aehnlichkeit diesee Novelle mit einem Theile von Straparola's Fav. 4. Notte 3. macht Val. Schmidt zu den Märchen des Straparola S. 316. aufmerksam. L.

Anm. 338. (S. 266.)
Die Katholiken des vierzehnten Jahrhunderts scheinen diese San ebenso hochgeachtet zu haben, wie die Jakobiten „den kleinen Herrn in dem Sammeteock" (the little Gentleman in the velvet coat), der den Hugel aufwarf, über welchen das Pferd des Königs Wilhelm [des Dritten] strauchelte. D.

Zum Veeständnisse dieser Anspielung diene Folgendes: Wilhelm starb bekanntlich an den Folgen dieses Sturzes und es wurde daher später unee den Jakobiten Gewohnheit, auf die Gesundheit des Maulwurfes (den meint nämlich wegen seines sammetweichen Felles jenee „kleine Herr im Sammetrock") zu trinken, der den Hügel aufgeworfen. L.

Anm. 339. (S. 266.)
S. Nov. 18. 19. 35. In allen diesen Novellen ist jedoch nicht von dem Rè Giovanni sondeen von dem Rè Giovane (dem jungen Könige) die Rede, unter welchem Heinrich, ältester Sohn Heinrichs II von England zu verstehen ist, den Letzterer in dem jugendlichen Altee von funfzehn Jahren zum König krönen ließ, dee aber noch vor seinem Vater starb. Auch Manni in seinen Anmerkungen zu den drei angeführten Novellen dee Cento Novelle Antiche verwechselt den Rè Giovane mit Rè Giovanni. S. Busone da Gubbio Fortunatus Siculus etc. ed. Nott, Firenze 1832. Avvertim. al secondo libro p. 97 ff. Vgl. auch die Eeklaeer zu Dante Inf. c. 28 v. 135. L.

Anm. 340. (S. 267.)
Durch Alfons V von Portugal. L.

Anm. 341. (S. 267.)
Weder in der Einleitung noch in dem Epiloge sagt er etwas dee Aet; in dee kuezen Lebensbeschreibung des Massuccio (ed. Ginevra 1765 p. XXV.) findet sich jedoch die Notiz, daß Gesner im zwolften Buche seiner Pandectae den Massuccio mit den Woeten erwähnt: Bertrutii Salernitani Novellae quinquaginta Italicae, quibus Joannem Boccacium imitatur und dieß mag Dunlop zu der irrigen Angabe verleitet haben. L.

Anm. 342. (S. 267.)
Auch Titel der Cento Novelle Antiche; sieh oben Anm. 279. L.

Anm. 343. (S. 268.)
Hiee kann nur der Anfang von Las dos Doncellas (Die beiden Madchen) gemeint sein, der jedoch bloß eine ganz entfeeme Aehnlichkeit mit der in Rede stehenden Novelle hat. L.

Anm. 344. (S. 270.)
S. dagegen Simeock Quellen des Shakespeare 3, 139 ff. L.

Anm. 345. (S. 270.)
S. jedoch Simrock a. a. O. S. 160. L.

Anm. 346. (S. 271.)
Das Stück des Rojas ist betitelt: Los Vandos de Verona, das des Lope de Vega heißt Castelvines y Monteses; vgl. Schack Geschichte d. dram. Lit. in Spanien 2, 331 ff. 3, 318 ff. — Adalb. Keller nennt mie ferner noch: Romeo u. Julia, ein Singspiel von Gotter. L.

Anm. 347. (S. 273.)
Diese Novelle steht nicht bei Brevio, sondern bei Mareo Cademosto da Lodi (uber welchen s. weiter unten) Nov. 2. Diese beiden Novellisten sind jedoch (Milano) 1799 zusammen herausgegeben worden, daher wohl Dunlop's Irrthum. Die in Rede stehende Novelle findet sich ferner in des Stephanus Apol. pour Herodote

ch. 15, 13, woſelbſt ein Spitzbube als Kaedinal den Zehnten einſammelt; eine ähnliche Geſchichte iſt auch bei demſelben ch. 15, 14. L.

Anm. 348 (S. 273.)

Auch dieſe Novelle findet ſich nicht bei Brevio, ſondern bei Cademoſto da Lodi Nov. 4.; ſ. auch v. d. Hagen Geſammtabent. zu Nr. 49 u. Sercambi Novelle Nr. 12. L.

Anm. 348a. (S. 275.)

Bechſtein Deutſches Märchenbuch S. 268. (7te Aufl): „Die drei dummen Teufel" (mündlich im Werrathale) behandelt weſentlich denſelben Gegenſtand. S. auch Robert Fabl. Inéd. 2, 144 u. Zuſatz p. 604. — Ad. Keller nennt mir auch noch: Belphagor, oder die wahrſcheinlichſte Geſchichte unter der Sonne Leipz. 1776, ſo wie Ben Jonſon's Dummen Teufel, von dem Baudiſſin (Ben Jonſon und ſeine Schule) ſpreche. L.

Anm. 349. (S. 276.)

S. auch Granucci La piacevol Notte etc. l. 2. p. 157 ff. Venezia 1574. — Ueber zwei andere Novellen des Cademoſto da Lodi ſ. Anmerkung 347 u. 348. L.

Anm. 350. (S. 276.)

Nicht zu verwechſeln mit Giraldo Giraldi, der gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte und von dem man gleichfalls eine Novellenſammlung hat (Novelle di Giraldo Giraldi Fiorentino per la prima volta date in luce. Amsterdamo 1796). L.

Anm. 350a. (S. 277.)

Dieſe Novelle ſcheint mir keineswegs von Cintio's eigener Erfindung, ſondern gleich der oben angeführten (VIII, 3) der alten Geſchichte entnommen zu ſein, und zwar der Geſchichte des Julius Sabinus und der Eponina; ſogar die zwei heimlich geborenen Kinder und die neun Jahre verborgenen Aufenthaltes ſtimmen überein. S. Plutarch Moralia IV, 513. ed. Tauchnitz (Amatorius c. 25.); Tacitus Hist. 4, 67. Das Ganze iſt nur von Cintio nach ſeiner Art mit Greueln überladen worden. L.

Anm. 350b. (S. 277.)

Dunlop nennt ihn, nach Shakeſpeare, Othello, bei Cintio jedoch bleibt er ohne Namen. L.

Anm. 351. (S. 278.)

Val. Schmidt (Beitr. z. Geſch. d. rom. Poeſie S. 179 ff.) zeigt jedoch, daß die unmittelbare Quelle Beaumont und Fletſcher's der Roman des Cervantes iſt, der den Titel führt Los Trabajos de Persiles y Sigismunda (über welchen ſ. unten Anm. 452.). Die von Schmidt gemeinte Stelle findet ſich in den neueren Ausgaben des genannten Werkes l. III. c. 6. — Auch im Dolopatos (ſ. Loiſ. Deslongchamps Fabl. Ind. P. II. p. 225 ff.) wird erzählt, wie eine arme Wittwe den ihr vom Vater angedotenen Sohn eines Kaiſers, den Mörder ihres eigenen Sohnes, an Kindesſtatt annimmt. Vergl. auch noch über ähnliche Geſchichten Maßmann zur Kaiſerchronik V. 5905 ff. L.

Anm. 351a. (S. 279.)

Auch in Tragica s. tristium historiarum de poenis criminalibus et exitu horribili eorum qui impietate etc. ultionem divinam provocarunt etc. libri II. Islebiae 1598. l. I. p. 107, wird dieſe Geſchichte als im Jahre 1547 vorgefallen erzählt. Der Thäter (ein dux Hispanus) behandelt ſo verrätheriſch die Frau eines Bürgers zu Como, der einen Mord begangen, und wird von Gonzaga, Herzoge von Ferrara, ebenſo wie bei Cintio, beſtraft, d. h. nach der Vermählung wirklich an's Kreuz geheftet. L.

Anm. 352. (S. 279.)

Dunlop hat dieſe Anführung aus Douce a. a. O., der ſich jedoch irgendwie geirrt haben muß, da ſich dieſe Geſchichte im Belleforeſt nicht findet. L.

Anm. 353. (S. 281.)

In Voltaire's Trauerſpiel gleiches Namens. L.

Anm. 353a. (S. 281.)

Deutſch Leipzig 1788. II. 8. L.

Anm. 354. (S. 282.)

Le Grand 4, 192. Le Villain de Bailleul; ſ. auch v. d. Hagen Geſammtabent. zu Nr. 45. (woſelbſt Bd. II. S. L. Z. 8 o. u. Boce. III, 3. verdruckt iſt ſtatt III, 8.), ſo wie die Berichtigungen zu Ende des Bd. III zu Bd. II. S. LVI und LVIII. L.

Anm 354a. (S. 282.)

Dieſe Angaben ſtimmen nicht zu den obigen S. 272b, die aber die richtigen ſind. Dunlop hat ſich alſo hier geirrt und er wollte wahrſcheinlich ſo ſchreiben: „Die zehnte Novelle des zweiten Abends iſt die ſiebente des Firenzuola und findet ſich auch bei Fortini" (wo es nämlich die vierzehnte iſt. — Zu Grazzini 2, 10. gehört übrigens auch Parabosco 2, 15. L.

Anm. 354b (S. 283.)

Ferner eine hierher gehörige Erzählung aus dem Lêkenspiegel des Jan de Clerc, mitgetheilt duech Mone im Anzeiger VII, 94 Nr. VII. — Thom. Wright Latin Stories etc. No. 26. de divite qui dedit omnia filio suo. — Hebel Schatzkäſtlein 1811. S. 39: „Kindes Dank u. Undank." L.

Anm. 355. (S. 283.)

Val. Schmidt in ſeiner Ueberſ. der Märchen des Straparola S. XI. zählt nur 65; er benutzte aber, ohne es zu wiſſen, eine kaſtrierte Ausgabe; vgl. unten Anm. 361. L.

Anm. 356. (S. 283.)

„Wenn Dunlop behauptet, Straparola habe dieß Märchen aus dem Fabliau Les trois Larrons

entlehnt, so ist gar nicht abzusehen, wie er zu diesem Vorgeben gekommen ist, da weder im Allgemeinen noch in irgend einem einzelnen Zuge die geringste Aehnlichkeit da ist:" Val Schmidt zu Straparola S. 310ff.; zu dessen Nachweisungen über den ersten Theil dieser Geschichte man noch hinzufüge Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables Ind. p. 47. n. 2; Thom. Wright Latin Stories etc. No. 27. de rustico et agno; — zu denen über den zweiten Theil Grimm und Schmeller Latein. Gedichte des X. u. XI. Jahrhunderts S. 354ff. das Gedicht Unibos. L.

Anm. 357. (S. 283.)

Dieser Name (Lodona) muß auf einem Druckfehler oder einem Gedächtnißfehler Dunlop's beruhen; was aber das Richtige ist, habe ich nicht zu entziffern vermocht. L.

Anm. 358. (S. 283.)

S. oben S. 273ff. zu Brevio Nov. 6. L.

Anm. 358a. (S. 284.)

Daß das in dieser Novelle erzählte Abenteuer irgendwo von Tristan berichtet wird, ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich jedoch irrt sich Dunlop und meint die oben folgende Novelle N. X Fav. 3, welche einem Abenteuer Tristan's in Irland genau entspricht. Vgl. Val. Schmidt a.a.O. S. 345. L.

Anm. 358b. (S. 284.)

Zu dem von Schmidt S. 346ff. über das Bahrrecht Angeführten füge noch Grimm Deutsche Rechtsalterthümer S. 930; Walter Scott in der Vorrede zu An Ayrshire Tragedy. L.

Anm. 359. (S. 284.)

Die eigentliche Quelle dieses Schwankes ist jedoch der Schluß des Fabliau's Les trois aveugles de Compiègne, wo der Wirth auf schlaue Weise geprellt wird (s. oben S. 207ff.). Aehnlich ist auch der Schwank im Pfaff Amis V. 2043 bis 2472. L.

Anm 360. (S. 284.)

Diese Geschichte des Straparola (N. 13 Fav. 11.) findet sich in den Novellae Morlini nicht und Dunlop hat sich daher geirrt. Da letzteres Werk so überaus selten ist (vergl. Brunet s. v. Morlini, Borromeo Notiz. dei Nov. Ital. p. 58ff., erste Ausg., v. d. Hagen Gesammtabenteuer Bd. I. S. LXXXI. Anm. 4), der frühere Königl. Bibliothekar Hr. Dr. Spieker in Berlin aber mir das in seiner eben so reichen als seltene Werke enthaltenden Büchersammlung befindliche Exemplar zur Benutzung überlaßen hat, so will ich hier ein Mehres über dasselbe mittheilen und zuvorderst die Inhaltsanzeige der einzelnen Geschichten nebst einigen literarischen Nachweisungen, wo sie sich mir eben darbieten, folgen laßen.

No. 1. De clerico Salvatore a falconibus invaso. Ein Pfaff wird beim Wasserlaßen von zweien Falken an verschiedenen Theilen seines Körpers angegriffen und mehre durch sein Geschrei herbeigelockte Hunde fallen auch seine Beine mit Bissen an.

No. 2. De matre, quae filium vivum ad sepeliendum misit. Ein dummer Bursche läßt seiner Mutter ein Faß Wein auslaufen und wird von ihr auf die angegebene Weise bestraft. Da aber ein Vorübergehender sich klagend äußert, der Verstorbene schulde ihm ein Goldstück, so ruft letzterer aus, jener hätte es von ihm bei seinem Leben fordern sollen. Die Todtengräber laßen ihn darauf vor Schreck fallen und er kehrt nach Hause zurück.

No. 3. De patre stolido commodum enixum gnatum corripiente. Das neugeborene Kind antwortet auf die weisen Lehren des Vaters natürlich nur durch Schreien, worüber letzterer sehr zornig wird.

No. 4. De mercatore qui junctim cum rege per urbem equitando magni census et fidei habitus est. Ein sehr verschuldeter Kaufmann bietet dem Könige eine große Summe, wenn er ihn an seiner Seite durch die Stadt wolle reiten laßen. Dieser geht darauf ein und die Gläubiger jenes, die ihn fortan für einen bei dem Könige sehr angesehenen Mann halten, vermeiden fernere ungestüme Mahnungen.

No. 5. De summo pontifice Sixto qui alumnum Hyeronimum solo verbo ditavit. Straparola 12, 5.

No. 6. De Theotonico et Hyspano simul comedentibus. Straparola 13, 3.

No. 7. De exeellente Hectore Carrafa. Straparola 11, 4.

No. 8. De filio, qui matrem offetavit (i. e. compressit); eine widerliche und alberne Geschichte.

No. 9. De doctore qui fuit repertus in furno, wohin ihn nämlich seine Geliebte, die Frau eines Beckers, versteckt hatte.

No. 10. De lusore, quem diabolus decepit; ist das aureum somnium in den Facetiae des Poggius; das Gedicht gleiches Namens von Ducanus Gallus in Delectae Poetar. Gallicorum; ferner s. Moyen de parvenir ch. XLV; le Trésor découvert in den Contes de Grécourt; Scaramuzza Poema piacevole nel vernacolo Veneziano e. X. st. 4sqq. 1791.

No. 11. De muliere litigante, quae judicis palmas adipe perlinivit; sie versteht nämlich den ihr gegebenen Rath, dem Richter die Hände zu schmieren, ganz buchstäblich. Méon Nouveau Recueil 1, 183. de la vieille qui oint la palme au chevalier; Moyen de parvenir ch. 18.; Thomas Wright A selection of Latin stories from mss. of the XIII and XIV. centuries. No. 43. Andere Nachweise bei Le Grand (zum Fabliau de la vieille qui graissa la main du chevalier).

No. 12. De colono, qui ut regem alloqui posset, quadrupedem se fecit. Da ihn die Wachen nie vorlaßen, so ergreift er endlich diesen Ausweg auf den Rath eines Freundes, der sich außerdem auch noch rittlings auf seinen Rücken setzt,

und erreicht ſo ſeinen Zweck, da der König dieſes ſonderbare Schauſpiel ſehen will. — S. auch die Nachträge.

No. 13. De Hyspano, qui decepit rusticum monacumque carmelitanum. Straparola 13, 3.

No. 14. De uxore decipiente virum; indem ſie ihrem Manne (wie immer des Sonnabends) den Kopf mit Seifwaſſer wäſcht, empfängt ſie zugleich ſtillſchweigend ihren Geliebten.

No. 15. De plebeo exotico sermone loquente; eine einfältige, nichtsſagende Geſchichte.

No. 16. De assessino, qui comes evenit; desgleichen nichts beſonderes enthaltend.

No. 17. De famulo pistoris qui pistricem dedoiavit.

No. 18. De monacho, qui in monasterio divi Laurentii seraphyci Francisci vitam repraesentavit. Ein Mönch will ſich einem Mädchen ohne Kleidung zeigen und führt daher in einem Myſterium die Marter des heiligen Franciscus auf; das Gerüſt ſtürzt aber ein.

No. 19. De episcopo Zenone a cubiculario vulnerato. Der Kammerdiener beraubt ihn, nachdem er ihn durch Schläge auf den Kopf betäubt hat, wodurch aber der Biſchof von ſeinem frühern ſteten Kopfſchmerze geheilt wird.

No. 20. De cerdone, qui insidiantem latronem eum interfecturum interfecit. Strap. 13, 5.

No. 21. De famulo aromatarii, qui dominum interfecit. Straparola 13, 4.

No. 22. De hemofrondita (i. e. hermaphrodita). Straparola 13, 9.

No. 23. De viro, qui uxoris fidem periclitatus est. Er ſtellt ſich todt und ſie will ihn nun in einem Netze begraben, obwohl ſie ihm früher herrliche Todtenkleider verſprochen.

No. 24. De moniali infraganti eum auriga reperta. Ein vornehmer und auch mit körperlicher Schönheit begabter Jüngling, der ſie gleichfalls liebt, aber von ihr verſchmäht wird, ertappt ſie nämlich in flagranti und tödtet ſie. Aehnlich, jedoch ohne die tragiſche Kataſtrophe, iſt Nr. 54 in den Cent Nouvelles Nouv. und Nr. 20 des Heptameron de la Reine de Navarre

No. 25. De patricio quodam Parthenopaeo, qui diabolum allocutus est. Eine Spukgeſchichte.

No. 26. De viro zelotipo, quem conjux decepit. Straparola 12, 1.

No. 27. De filiis, qui post obitum patris ejus ultimam voluntatem exequi noluerunt. Straparola 12, 4.

No. 28. De uxore, quae adulterum secum crissantem umbram fore viro suasit. Sie macht dem Manne weiß, es ſei ein Hauskobold. — Urſprünglich vielleicht aus Romuli Fabulae No. 9. (bei Robert Fabl. Inéd. 2, 551; Fables de Marie de France No. 41.); vgl. auch das Fabliau le Revenant (bei Le Grand).

No. 29. De matre, quae desidiosum filium ut reperiret *bonum diem* misit. Straparola 13, 6; ſieh Val. Schmidt zu den Märchen des Straparola S. 350ff., woſelbſt jedoch dieſe Geſchichte unrichtig mit 13, 5. bezeichnet iſt, da er eine unvollſtändige Ausgabe des Straparola benutzte; vgl. hier Anm. 361.

No. 30. De stulto, qui mulierem pulcram devenustavit a viroque adulterii premium reportavit. Straparola 12, 2.

No. 31. De puero qui deprehensus in adulterio a viro paedicatus deverberatusque fuit. Aus Apulejus Metam. l. IX. p 621—649. Oud. mit Ausſchluß der Epiſoden. Vgl. oben zu Boccaccio V, 10.

No. 32. De medico et mediculo. Strap. 8, 6.

No. 33. De purgatoribus cloacae, qui in stercore naufraginm fecerunt. Eine einfältige Geſchichte.

No. 34. De carrucario, qui cum diabolo duellum commisit. Eine Koboldgeſchichte.

No. 35. De adultero, qui uxorem in praesentia viri in dolio permanentis retromarte delibabat. Aus Apulejus ſ. zu Boccaccio 7, 2.

No. 36. De monaco, qui duxit uxorem. Straparola 11, 5. — Aehnlich iſt Heptameron de la Reine de Navarre No. 56 und daraus in des Stephanus Apologie pour Herodote ch. 21, 1.

No. 37. De fure suspenso, qui diffracta reste fuit liberatus.

No. 38. De fele, quae ungulbus priapum domini arripuit.

No. 39. De clerico Joanne, qui donavit centum vegetes [i. e. dolia] vini summo pontifici; er wird dafür zum Biſchofe erhoben.

No. 40. De abatissa, quae moniales corripiens supra caput brachas tenebat. Boccaccio 9, 2. (ſ. oben S. 248.).

No. 41. De milite Battino, qui cattivum (i. e. captivum) elericum aureos deponentem medela peremit. Da der Gefangene die verſchluckten Goldſtücke wieder abfuhrt und der Ritter dieß wahrnimmt, ſo giebt letzterer jenem ſo viel Purganzmittel ein, bis er davon ſtirbt. — Urſprünglich aus Aeſop 136. ed. Kor. *Γυνὴ καὶ Ὄρνις* und 11. 136. *Ὄρνις χρυσοτόκος*; vergl. Robert Fabl. Inéd. 1, 334.

No. 42. De illis qui in Tiberi reperto thesauro ad invicem conspirantes veneno et ferro periere. — Cento Nov. Ant. No. 82. (ſ. oben S. 214.).

No. 43. De caeco, qui ammissos aureos suo astu recuperavit. — Sacchetti Nr. 198. (ſ. oben S. 258.).

No. 44. De monacho, qui in suo sermone auditores plorare severos atque ridere fecit; letzteres bewirkt er dadurch, daß er ſich buckt und wegen des kurzen Gewandes ſein Geſäß entblößt, ſo daß die hinter ihm Stehenden lachen, während

die Vordern ob der ergreifenden Predigt weinen. — Dieſe Geſchichte wird auch in des Stephanus Apol. pour Herodote ch. 36, 2. erzählt. Der Mönch hieß Roberto Caracciolo aus Lecce (Robertus Liciensis; vergl. Menagiana 1, 171. ed. 1715).

No. 45. De rustico, qui repertum aurum pro ferro distraxit.

No. 46. De monacho, qui venturum terraemotum vaticinatus est. Während alle Einwohner in Folge ſeiner Weisſagung fliehen, begiebt er ſich zu ſeiner allein bleibenden Geliebten.

No. 47. De mercatore Genuensi, qui vinum dilutum vendens pecuniam perdit. Strap. 8, 4.

No. 48. De eo, qui ut regulus conficeretur sororem principi supposuit; er erreicht auch ſeine Abſicht.

No. 49. De matre, quae filium domum custoditum reliquit. — Baſile, Pentamerone G. 1. C. 4. (Vardiello) bis dahin, wo die Mutter dem Vardiello, voll Schreck über ſeine geglaubte Vergiftung, ſeine dummen Streiche vergiebt. S. auch Grimm Kindermärchen 3, 104 ff. (Nr. 59.).

No. 50. De Joculatore Gonnella, qui voluit Neapolitanos periclitari. Eine Neapolitanerin, die er ein Kohlblatt in Briefform zuſammenfalten und in den Buſen ſtecken ſieht, antwortet ihm auf ſeine Frage nach dem Grunde dieſes Verfahrens, daß ſie das Blatt ſeiner Zeit auf gewiſſe Weiſe beſchreiben wolle; eine andere, die bei der heftigen Bewegung des Siebens ihr Hinterhaupt entblößt, erwiedert auf eine Bemerkung ſeinerſeits, es ſei dieß ein Wink, wohin er ſie zu küſſen habe. Gonnella ſieht in Folge dieſer Beſcheide von weiteren Prüfungen der Neapolitaner ab.

No. 51. De Prodigo, qui invento thesauro avarus evenit. Straparola 13, 13.

No. 52. De Oleario, qui non valens matronam dedolare, ira genitalia incisit. — Aehnlich iſt Petronius c. 126—133; vergl. auch Ovid. Amores III, 7.

No. 53. De parasito, qui matronam quandam futuit. Seine übergroße Häßlichkeit giebt ihr keinen Anſtoß, da er andere Reize beſitzt.

No. 54. De Sirentino cdone, qui insperato puellam depuduit. Straparola 13, 11. jedoch etwas abgeändert. Aehnlich: „Wie Peter Leu in einem Lohkorbe in das Feuer fiel," in Peter Leu oder der andere Kahlenberger; ſieh v. d. Hagen's Narrenbuch S. 359 ff.

No. 55. De stulto, qui cum voluisset alios terrere perterritus est.

No. 56. De monaco, quem juvenis decepit. Letzterer nämlich macht Erſterem weiß, eine Frau habe bei der eben ſtattfindenden öffentlichen Schauſtellung der Kirchengefäße einen Kelch geſtohlen und halte ihn in dem Schuh verborgen, den ſie in der Hand habe. Der Mönch eilt auf ſie zu und entreißt ihr mit Gewalt den Schuh. Beim Hineinfaſſen jedoch geht es ihm wie dem Guillaume le Penetier in dem Fabliau De Charlot le Juif, qui chia en la pel dou lievre (Barbazan ed. Méon 3, 87.), da die Frau im Gedränge ſich des Schuhes anderweitig bedient hat.

No. 57. De quodam bajulo, qui adulterum sororiam delibantem invenit. Jener offenbart durch lautes Schreien die Schande des Bruders, während der Thäter ungeſtraft entſpringt.

No. 58. De corvo, qui altori domino oculum eruit. Dieſer hat ihm nämlich früher einmal Gleiches gethan.

No. 59. De rustico, qui condito sacello rhetorem praesentavit. Straparola 13, 8.

No. 60. De eo, qui excrescendo [l. excernendo i. e., ventrem exonerando] avium loquelam accepit. Einige auf's Geradewohl abgeriſſene Gräſer, deren er ſich bei ſeiner Verrichtung als Reinigungsmittel bedient und welche Zauberkraft beſitzen, verleihen ihm nämlich jene Gabe, wodurch er dann einen vergrabenen Schatz entdeckt.

No. 61. De clerico, qui sicophantam ficus edentem adjuravit. Straparola 6, 5.

No. 62. De monisti, quae ducem eam delibantem decepit; ſ. zu Sacchetti Nr. 207. (oben S. 258.).

No. 63. De matre, quae filium oleum distracturum misit. Er läßt ſich beim Kaufen des Oeles erſt das Gefäß füllen, dann auch noch, um ſeine Sache recht gut zu machen, etwas Oel in den hohlen Fuß desſelben gießen; indem er jedoch beim Nachhauſekommen der Mutter auch die andere aber bereits vergoſſene Seite zeigen will, verſchüttet er auf dieſe Weiſe Alles.

No. 64. De monacho, qui volens matronam dedolare fuit repertus in flagranti crimine. Es wird ihm zur Strafe erſt ein Suppoſitorium, dann eine Menge kaltes Waſſer zur Abkühlung als Klyſtier appliziert.

No. 65. De Janello caupone, qui Neapolitanos decepit. Er verkauft ihnen nämlich durch eine Liſt ſeinen ſchlechten Wein, indem er ſie in großer Sommerhitze nach ſeinem Wirthshauſe lockt. — Ein ähnlicher Schwank findet ſich im Pfarrherr von Kalenberg V. 425—497.

No. 66 De auloedo, qui vidit clericum uxorem delibantem. Er ſpielt erſt ein Stückchen auf ſeinem Inſtrumente und prügelt dann den Thäter weidlich durch.

No. 67. De rustico, qui reperit adulterum cum uxore coëuntem. Er geht hierauf zum Richter und befiehlt der Frau den Thäter inzwiſchen feſt zu halten, was ſie auch eine Zeit lang nur zu gut thut, ihn aber vor der Rückkehr des Mannes entlaufen läßt und dann ſagt, er ſei ihr mit Gewalt entwiſcht. — Gleicht der oben (S. 194a.) aus Ariſtaenetus angeführten Erzählung.

No. 68. De jurista, qui tenebat sententias in filsis. Straparola 13, 10.

No 69. De patricio, qui ut matronam falleret, Christum aemulatus est. Ehe er jedoch ſeine Abſicht erreicht, verſcheucht Ihn ein Anderer, der ſich für den Apoſtel Petrus ausgiebt und dann die Frau von dem Betruge Jenes in Kenntniß ſetzt. Eine ähnliche Geſchichte bei Boccaccio 4, 2. (ſ. oben S. 431 ff.).

No. 70. De syndicis volentibus crucifixum vivum emere; iſt der Crucifixus vivus in des Poggius Facetiae; — de certains Marguilliers de village in Elite des contes du Sieur Ouville vol. II. p. 49. 1661; — l'Image de St. Sébastien in den Nouveaux Contes à rire p. 35 1702; — l'Immagine di San Sebastiano in den Conti da ridere vol. 1. p. 111. 1752; — Contes à rire ou Récreat. Françaises vol. 2. p. 82. 1787; — la Question résolue in den Poésies de Gayetand. 1790.

No. 71. De Puteolano, qui animalium loquelam intelligebat. Straparola 12, 3. und dazu Bal. Schmidt a a. O. S. 323 ff.

No. 72[a]. De stipatoribus regis Ferdinandi, qui ut ficus ederent, daemones aemulati sunt. Sie verkleiden ſich als Teufel, um die Wächter eines Liebkingsfeigenbaumes des Königs zu verſcheuchen, was Ihnen auch gelingt.

No. 72[b]. De muliere, quae seſellit tres clericos. Dieß geſchieht mit Wiſſen ihres Mannes. Der erſte Liebhaber muß ſich bei Ankunft des zweiten, den er für den Ehemann halt, als Frauenzimmer verkleiden; der zweite muß ſich in ein Faß verſtecken und wird dann von dem Ehemanne über Berg und Thal zu Markte gerollt, wo er endlich entſpringt; der dritte muß ſich nackt als Chriſtusbild auf ein Kreuz legen (vergl. Le Grand 4, 123 ff. du Prêtre crucifié; die dort gemeinte Novelle des Sacchetti iſt Nov 84, in den Cent Nouv. Nouv. die 85ſte Erzählung), wird aber dann von dem Ehemanne mit Neſſeln abgefegt und rettet ſich nur durch die Flucht von einer noch härtern Strafe. — Aehnliche Geſchichten ſ. oben zu Boccaccio 8, 8. Außerdem will ich noch mit Bezug auf den letzten Theil dieſer Novelle bemerken, daß La Monnoye in ſeiner Ausgabe der Contes et Joyeux Devis des Bonaventure Desperiers zu Nov. 23. Folgendes anführt: Voyez un conte tout semblable dans Straparole Fable 4 de la IX Nuit: Conte néanmoins très-different de celui que dans les premières éditions Italiennes l'Auteur rapportoit d'un *Frate Tiberio Palavicino*, qui ayant été surpris nud dans la maison d'un Sculpteur, fut conseillé par la femme, d'intelligence avec le mari, de monter en bâte sur un buffet, pour y représenter, les bras étendus, un Crucifix de commande. — In der von mir benutzten Ausgabe des Straparola (Venezia 1560), die zu den vollſtändigen gehört (ſ. Brunet s. v. Straparola) iſt jedoch die Fav. 4. der neunten Nacht nur die mit Nov. 23. des Bonaventure Desperiers übereinſtimmende Erzählung; gleichwohl verweiſt auch Le Grand zu dem angeführten Fabliau auf Straparola, aber ohne nähere Angabe.

No. 73. De famulo qui cum domino fecit capitula. Straparola 13, 7.

No. 74. De viro, qui adulterum monacum interfecit. Der Ehemann bedient ſich eines höchſt ſonderbaren Mittels, um ſich von der Treue ſeines Weibes während ſeiner Abweſenheit zu überzeugen. Ein Mönch berückt jedoch die einfältige Frau und wird dafür von dem Ehemanne bei deſſen Rückkehr zuvörderſt krank geprügelt, und da ſich dann letzterer als Arzt verkleidet bei ihm einſtellt, von demſelben in ein ſiedendes Oelgefaß geſtürzt.

No. 75. De tribus juvenibus ab illustrissima quadam matrona diffamatis. Die Dame prüft jeden Jüngling bei einem beſondern Gaſtmahle, wobei jedes Mal auf ihren vorherigen Befehl die Lichter ausgelöſcht werden. Der erſte nun nimmt die Zeit bis zum Wiederanzünden deſſelben wahr, um von den Speiſen raſch zu eſſen und wird daher als Freſſer weggeſchickt; der zweite benützt die Zeit beſſer, ſchläft aber dann auf dem heimlichen Gemache ein und erfährt als bäuriſcher Menſch ein gleiches Schickſal; der dritte benützt zwar die Zeit wie der zweite, erinnert ſich jedoch im fernern Verlaufe des Abends während der Liebkoſungen von Seiten der Dame, daß er die Kleidung im Garten abgelegt habe, läuft daher weil es eben regnet, trotz der Bitten jener weg, um ſie in's Trockne zu bringen, findet aber bei der Rückkehr die Thür verſchloſſen.

No. 76. De medico, qui curabat mente captos. Straparola 13, 1.

No. 77. De patricio se jactante; ſeine leeren Prahlereien werden jedoch von einem Andern widerlegt.

No. 78. De Comite, qui adulterum uxorem dedolantem sociavit. S. zu Sacchetti Nov. 206. (oben S. 258.).

No. 79. De fratribus, qui per orbem pererrando ditati sunt. Straparola 7, 5 und dazu Bal. Schmidt S. 353 ff.

No. 80. De tribus mulieribus, quae reperient [sic] pretiosam margaritam. Diejenige von Ihnen ſoll den Fund erhalten, welche in ihrem Leben den größten Unfall erduldet hat. Die erſte nun erzählt ein Liebesabenteuer, ähnlich dem in Lucian's Amores §. 15. 16. berichteten, nur umgekehrt, wobei ſie wegen des hereinbrechenden Morgens auf öffentlichem Markte ertappt wird; die zweite willfährt ihrem Geliebten ganz ſo wie Ariſtoteles der ſeinigen (vgl. oben Anm. 253.) und wird gleichfalls in flagranti betroffen; die dritte endlich thut in Abweſenheit ihres Mannes, was auch oft die Athenienſiſchen Frauen thaten (ſieh Aristoph. Lysistrata v. 109. 110.); indem ſie

aber plötzlich in Begleitung ihres heimkommenden Ehegatten zu ihrem sterbenden Bruder eilen muß und dabei auf der Straße hinstürzt, wird, was sie gethan, aller Welt offenbar. — Der als Richter erwählte Jüngling suspendiert den Ausspruch, welcher den Lesern überlaßen wird. — Die ursprüngliche Idee dieser Geschichte ist dem Fabliau des trois femmes, qui trouvèrent un anneau (Barb. ed. Méon u. bei Le Grand) entnommen.

Dieß nun ist der Hauptinhalt der 81 Geschichten des Morlini*), von denen ein guter Theil, wie so viele italienische Novellen, eigentlich nur Schwänke enthält. Die Latinität des Buches ist barbarisch, wenngleich oft mit Floskeln aus Apulejus aufgestutzt und der Text durch elende Orthographie und Interpunktion so wie durch zahllose Druckfehler (welches alles der Pariser Abdruck mit diplomatischer Treue wiederholt hat) oft bis zur Unverständlichkeit entstellt. Die Geschichten sind fast sämmtlich schmutzig und ohne alles Salz; die besten noch hat Straparola in seine Sammlung aufgenommen**). Sieh auch noch hier die Nachträge. L.

Anm. 361. (S. 285.)

Die im Straparola enthaltenen Märchen sind übersetzt von Val. Schmidt im Märchensaal Bd. 1: Die Märchen des Straparola. Aus dem Ital. mit Anmerkungen. Berlin 1817. (nach einer kastrierten Ausgabe; vergl. oben Anm. 355. Es fehlen daher bei Schmidt folgende Märchen I, 2. V, 2 VIII, 5. XI, 2. Die ersten beiden stehen indeß auch in der kastrierten Ausgabe, obgleich abgekürzt; Schmidt hat sie nur aus besonderen Gründen ausgelaßen; dahingegen hat er den Schwank VIII, 6. (in der kastrierten Ausgabe VIII, 5.) aufgenommen. Vgl. Grimm Kindermärchen 3, 272ff. 2te Ausg.). L.

Anm. 362. (S. 285.)

Ein Mehres über dieses Märchen bei V. Schmidt a. a. O. S. 284ff. Zu den dortigen Nachweisungen füge noch hinzu: Poselecchejata di Masillo Reppone, cunto 3. (Collezione di tutti i Poemi in Lingua Napoletana vol. 22.). Zu den Stellen über den Basilisk bei Schmidt S. 288ff. füge auch noch hinzu: Berger de Xivrey Traditions Teratologiques p. 540ff. und die von Delrius Disquis. Magicae l. I. c. 3. quaest. 4 §. 10. angeführten Schriftsteller. Ebendas. S. 289. in Betreff des Vogels mit den drei Lehren füge hinzu: Barlaam und Josaphat Cap. 10. (s. oben Anmerkung 74.). L.

Anm. 363. (S. 285.)

S. Val. Schmidt S 269ff. In Bezug auf die daselbst S. 272ff. besprochenen Zauberrosse vgl. hier Anm. 219. — Schmidt bespricht ferner zu den oben (S. 285b ff.) näher erwähnten Märchen N. III. Fav. 3. die Schlangen (S. 281ff.), füge hinzu: Grimm Deutsche Mythol. 2te Ausg. S. 648ff., — Fav. 4. die Wassergeister, Nixen u. s. w. (S. 318ff.) vgl. unten Anm. 503, — N. V. Fav. 1. die Waldmänner (S 295ff.), über welche s. auch Grimm a. a. O. S. 447ff., und endlich die Elfen, worüber s. unten Anm. 473a. L.

Anm 364 (S. 286.)

Vgl. Schmidt S. 321ff. Grimm in der Vorrede zu meiner deutschen Uebersetzung des Pentamerone von Basile S. XVIff. — Schmidt S. 322. bemerkt unrichtig, daß die Katze bei Basile gestiefelt ist. — Ueber den Stiefel s. Grimm D. Myth. 2te Ausg. S. 471. L.

Anm. 365. (S. 286.)

Val. Schmidt S. 335ff Die Geschichte von den als Frauenzimmer verkleideten Buhlen der Königin findet sich schon in Somadeva's Märchensammlung zu Anfange des 5ten Cap. (Th. I. S. 35ff.; Uebers. von Brockhaus). L.

Anm. 366. (S. 286.)

S. v. d. Hagen Gesammtab. zu Nr. 15. In Betreff des daselbst (I. S. CXXIX. Anm. 1.) und von Gräße Sage vom Ritter Tanhäuser (S. 17.) erwähnten Affos aus Delhi († 1809) s. Gräße Handbuch der allg. Lit. Gesch. 3, 1078. L.

Anm 367. (S. 287.)

In's Deutsche übersetzt von Adrian. Frankfurt 1826. III. 8. L.

Anm. 368. (S. 287.)

S. über diese Novelle in ihrem Zusammenhange mit anderen o. d. Hagen Gesammtab. III. S. XCff. nebst den Berichtigungen zu Ende des Bandes. Ad. Keller nennt mir noch Valentin Schmidt Roland's Abenteuer S. 158. L.

Anm. 368a (S. 290)

Aehnliche Stoffe wie der hier in Rede stehende behandeln in Jubinal's Nouveau Recueil I, 42ff. le dit du buef und I, 79ff le dit de la bourjosse de Rome, Méon Nouv. Recueil: Du senateur de Rome ou de la bourjoise, qui fu grosse, in Th. Wright's Latin Stories No. 110. de domina romana u. No. 112a. (p 105) de regina differente confiteri, Cäsar Heisterbach. Illustr. Mirac. etc. l. 2. c. 11. Ganz nach Bandello ist La mayor confusion in Montalvan's Sucesos y prodigios de Amor. En ocho novelas ejemplares. — Ueber die mit diesem Stoffe

*) Sie sind in den Drucken zwar nur bis Nr. 80. numeriert, doch tragen zwei Novellen die Nummer 72, die ich oben durch a und b unterschieden habe. Bernieo a. a. O. erwähnt auch noch eine 90 Geschichten enthaltende Handschrift, aus welcher er S. 12ff, außer Nr. 32 des gedruckten Buches, auch noch die 36ste mittheilt, betitelt: de matrona canoros crepitus in choreis edente.

**) Hinter der Pariser Ausgabe des Morlini befindet sich ein Nachweis der Novellen, die Straparola aus demselben entlehnt hat; er ist aber im höchsten Grade unrichtig und unvollständig.

zusammenhangende Sage vom Gregorius auf dem Steine und Oedipus s. die von Gräße 2, 2, 954. genannten Schriften. Die oben im Texte mitgetheilte Geabscheife wird auch in Mone's Anz. 2, 238. aus Beeckenmeyee Vermehetee Curieuser Antiquaeius. Hambueg 1712. S. 94. als zu Alincourt bei Paeis befindlich angefuhet; vgl. auch noch ähnliche Geadschriften u. Verwandtschaftseähsel bei Mone a. a. O. Kellee nennt mie noch: Briefe der Prinzessin von Orleans ed. Menzel. L.

Anm. 369. (S. 290)

„Wenn Dunlop vermuthet, Bandello habe aus Cinthio's achtee Novelle dee funften Dekade geschöpft und hinzufuge [s. oben S. 354a.] auch Montemayoe habe nächst unseer Novelle jene des Cinthio benutzt, so muß man dagegen einwenden, daß Cinthio's Hecacommithi, wenn auch feühee als Bandello's Novellen geschrieben, doch später im Druck erschien und daß sich in Montemayor's episodischee Erzählung Felismenens nicht die geringste Spur einee Bekanntschaft mit Cinthio's Novelle oeceäih. Wohl abee mochte Shakespeaee dieselbe gekannt und benutzt haben:" Simrock Quellen des Shakespeaee 3, 259. L.

Anm. 370. (S. 291.)

Uebee die 39ste Novelle des 3ten Theiles des Bandello, welche den Stoff von Schillee's Handschuh enthält, s. Val. Schmidt Taschenb. deutschee Romanzen S. 142ff. — Die älteste Nachricht übee diesen Vorfall findet sich in einee spanischen Romanze, welche Feed. Wolf in seiner Rosa de Romances. Leipzig 1846. S. 66ff. bekannt gemacht hat; s. auch Germania Bd. VII. S. 419ff. L.

Anm. 371. (S. 291.)

Keine der zwei von Dunlop angeführten Novellen findet sich in Geannuccí's Piacevol Notte etc.; ein andeees Werk desselben Beefassees ist jedoch: Di Nicolao Granucci di Lucca l'Eremita, il Carcere e'l Diporto. Opera nella quale si contengono Novelle et altre cose morali etc. Lucca, Busdraghi 1569. 8. und in diesem ist (l. 3. Nov. 5.) die eeste der zwei genannten Novellen enthalten. S. Val. Schmidt zu Petrus Alfonsus S. 95. Anm. *). Den nämlichen Inhalt behandelt auch dee Conde Lucanor No. 37, so wie Sercambi Nov. 6. L.

Anm. 372. (S. 292.)

Von denen dee eeste 103, der zweite 96 numerierte Novellen enthält, zusammen also eigentlich nur 199, jedoch befindet sich zwischen der 26sten und 27sten des ersten Theiles eine Novelle ohne Nummee (im Inhaltsoeezeichniß gleich der folgenden mie Nr. 27. bezeichnet), so daß also die Ducento Novelle del Signor Celio Malespini vollständig sind. Die eben eewähnte Novelle ist übeigens aus den Cent Nouv. Nouvelles No. 91, was Dunlop in dee oben folgenden vergleichenden Tafel anzufüheen übersehen hat. L.

Anm. 373. (S. 294.)

Am Schlusse des Abschnittes von den italien. Novellen will ich hier auch noch eines deeartigen großern Werkes eewähnen, nämlich des Peregrino von Jacobo Caviceo (ged. zu Parma 1443, gest. 1511), welchee in deei Buchern die Liebesgeschichte des Peregrino und der Genevera enthalt. Die Erzählung ist in einem höchst affektieeten Style geschieben, mit vielem unnützen Beiweeke, namentlich langen Reden und zahllosen mythologischen Anspielungen überladen, auch viel zu weit ausgesponnen. Am sondeebaesten aber ist, daß der Erzahler (dieß ist nämlich dee Held des Romanes selbst) seinen eigenen Tod berichtet (e cosi dicendo l'anima exhalai. l. 3. c. 101.). Auch muß es auffallen, daß bei einem Liebesveehältniß, welches von nicht gewohnlichee Reinheit zeigen soll, der Beefasser, dee zumal ein Geistlicher war, sich nicht selten mit sichtbarem Wohlgefallen in laseiven Schilderungen ergeht. Der Peregrino soll übrigens, nach dee nicht unwahescheinlichen Ansicht des Biographen Caviceo's Giorgio Anselmo, eine Allegorie des menschlichen Lebens enthalten. Er erschien zuerst Parma 1508. Vgl. Gräße II, 3. S. 487, ζ.

L.

Anm 374. (S. 296.)

S. jedoch Leroux de Liney in seiner Ausg. der Cent Nouv Nouvelles (Paris 1841. II. 8.) vol. I. p. XXXVII u. XXXIXff. Die verschiedenen Quellen, Nachahmungen und Beaebeitungen dee einzelnen Novellen hat dee Heeausgeber (vol II. p. 343ff.) aus oerschiedenen Voraebeiten ausfuhelich, wenn auch nicht immee mit soegfältiger Kritik zusammengestellt, daher hier ein fue allemal baeauf verwiesen und nue Einzelnes dort Uebeegangenes hinzugefügt wied. L.

Anm. 374a. (S. 296.)

Ein lateinisches Epigeamm in fünf Hexametern von Geoffrey de Vinsauf, einem Dichter aus der Zeit des Konigs Johann von England, sieh bei Thomas Wright in dem oben (Anm. 319a.) angeführten Werke vol. I. p. 180 und bei Leyser Hist. poet. med. et inf. aevi p. 901, wo es auch noch zweimal in zwei Heram. wiedergegeben ist. S. auch v. d. Hagen Gesammtabent. zu Nr. 47, (wo es Bd. II. S. LIV statt Doni, Filosofia Morale t. 2. heißen muß l. II. p. 111ff. Venez. 1552; s. fernee die Berichtigung daf. zu S. LV.) —Vgl. noch Eben's Uebeelief. 1, 72 u. Grimm D. Myth. II. A. S. 855. Anm. **) u. hier die Nachträge. L.

Anm. 375. (S. 297.)

S. den Schluß der Facetiae des Poggius, wo auch dee Ausdruck Bugiale eeklärt wied; man hatte ihn scherzhaft von bugia (Lüge) gebildet; also gleichsam „Lügenort." — Anderee Meinung als Dunlop in Betreff des Zusammenhanges der Cent Nouv. Nouv. und der Facetiae des Poggius ist Leroux de Liney a. a. O. vol. I. p. XLVIff. L.

Anm. 376. (S. 297.)

No. 99. La Metamorphose iſt des Poggius Sacerdotii virtus u. Maleſpini P. II. Nov. 99. Die übrigen Angaben bei Leroux de Lincy zu dieſer Nouelle (vol. II. p. 395.) ſind unrichtig und aus einem komiſchen Misverſtehen der Anführungen in Poggii Imitationes (ſieh Poggii Facet. Lond. 1798. II. 12.) p. 209ff. hervorgegangen. Aus gleichem Grunde ſteeiche auch bei Leroux de Lincy 2, 356 zu Nov. 21 das Citat Lamonnoye Poésies Latines. — No. 100 Le sage Nicaise ou l'amant vertueux findet ſich auch in Eid's Eheſtandsbuch und in Göthe's Ausgewanderten; vergl. v. d. Hagen in der Germania IX, 239ff. und Geſammtabent. I. S. LXXXVIII Anm. I. L.

Anm. 377. (S 299.)

S. Addiſon im Spectator No. 164; von Sterne hingegen iſt mir keine Behandlung dieſes Gegenſtandes bekannt. Vielleicht jedoch hat ſich Dunlop geirrt und meint John Langhorne's auf jene Erzählung im Spectator ſich grundende Correspondence of Theodosius and Constantia, die wegen der Reinheit des Styles und der ſich darin ausſprechenden Moral vielfach bewundert worden iſt. Noch will ich bemerken, daß das Heptameron VII, 10. die bekannte Erzählung von der Châtelaine de Vergy enthält (vgl. Gräße II, 2. S. 1120.).

S. auch noch eine Notiz von Spieker in der Berl. Spen. Zeit. 1851. vom 4. Jan. Beil. über das Heptameron und die Marguerite de la Marguerite des Princesses, d. h. der erſten Ausgabe desſelben durch ihren Kammerdiener Jean de la Haye (Syloies genannt). Er ſetzt ſie auf 1547. Lyon. 2 Bde. 8. L.

Anm. 378. (S. 299.)

Bei Hierokles findet ſich keine Anekdote, die der im Text mitgetheilten genau entſpräche; es kann alſo nur c. 21. gemeint ſein, wo Jemand, deſſen Zwillingsbruder geſtorben iſt, gefragt wird, ob er oder ſein Bruder geſtorben ſei. L.

Anm. 379. (S. 299.)

Ein ſehr bekanntes engliſches Anekdotenbuch, das oft aufgelegt worden iſt; ſo erſchien: Old Joe Miller, being a complete and correct copy from the best edition of his celebrated jests and also including all the good things in above 50 jest-books published from the year 1558 to the present time. London 1800. L.

Anm. 380. (S. 300.)

Einen Nachweis, woher Chapuis den größten Theil ſeiner Geſchichten genommen, ſ. bei Val. Schmidt zu Straparola S. 331ff. L.

Anm. 381. (S. 300.)

Einen gleichen Nachweis in Betreff Belleforeſt's ſ. bei Schmidt Taſchenbuch deutſcher Romanzen S. 144ff. L.

Anm. 382 (S. 300.)

'Tis Pity she is a Whore (Schade, daß ſie gefallen). L.

Anm. 382a. (S. 300.)

S. auch Gervaſ. Tilbur. 3, 123. (p. 1004.): de avibus ex arboribus nascentibus. L.

Anm. 383. (S. 300.)

Nicht minder auch der Patrañuelo (Novellenbuch) des Juan Timoneda, der zu Alcalá 1576 erſchien und obwohl bisher nicht oft aufgelegt, doch neuerdings durch die Aufnahme in den dritten Band der von Aribau herausgegebenen Biblioteca de Autores Españoles (Madrid 1846. 4.) wieder in den Buchhandel gekommen iſt. Der Verfaſſer war bekanntlich Buchhändler zu Valencia, ſo wie Dichter und Herausgeber der vor Kurzem durch Ferd. Wolf bekannt gewordenen Romanzenſammlung Rosas. Da der Patrañuelo in Werken, die ſich auf die romantiſche Literatur beziehen, nicht ſelten erwähnt wird, ſo will ich hier die Angabe der Quellen ſeiner 22 Patrañas, ſo weit ich dieſelben aufzufinden vermochte, folgen laſſen (und zwar jetzt vollſtändiger als meine früheren Mittheilungen über Timoneda und den Conde Lucanor in der Germania Bd. VIII. S. 201ff.).

Nr. 1. Nach eigener Angabe aus einer Komödie des Alonſo de la Vega, betitelt Tolomea, gedruckt 1566, über welche ſ. Schack Geſch. d. dram. Lit. in Spanien I, 231.

Nr. 2 iſt Boccaccio X, 10. (ſ. oben S. 252ff.).

Nr. 3 iſt Maſſuccio I, I. (ſ. oben S. 267.).

Nr. 4 gründet ſich auf die Sage von dem Zauberer Virgilius und der Bocca della Verità (ſ. Altengliſche Sagen und Märchen, herausgegeben von Thoms. Deutſch von Spazier Bd. I. S. 132ff. und hier S. 187 b.). Dieſelbe Erzählung iſt Straparola N. 4 Fav. 2. (nur iſt bei dieſem der Schauplatz der Handlung Athen (vgl. v. d. Hagen Geſammtab. II. S. XXXIX ff. u III. S. CXXXVI.) ſo wie Maleſpini Nov. 98. — Ein dieſe Begebenheit vorſtellendes Gemälde befand ſich ehemals zu Rom; ſ. Beſchreibung der Stadt Rom von Platen, Bunſen u. ſ. w. Bd III Abth. I. S. 382. Anm. — Sehr ähnlich auch iſt die Liſt der Iſalt u Triſtan's bei Gottfried von Straßburg V. 15522ff., in dem franzöſ. Gedicht von Triſtan V. 3902ff. (bei v. d. Hagen 2, 296.), ſo wie im Sir Tristrem Fytte II. st. 102ff. Vergl. ferner über die Bocca della Verità die „Kaiſerchronik" V. 10795ff. u. III, 448—449 ed. Maßmann.

Nr. 5 iſt die Sage vom Gregorius auf dem Stein (vgl. oben Anm. 368a.).

Nr. 6 iſt Sercambi Nov. 4. (ſ. Anm. 333.).

Nr. 7 iſt nach eigener Angabe aus einer Komödie des bereits zu Nr. 1. angeführten Alonſo de la Vega, betitelt La Duquesa de la Rosa, über welche ſ. Schack a. a. O. Dieſe Komödie gründet ſich auf Bandello P. II. Nov. 44. S. auch Gräße 2, 3. S. 361, wo aber ſtatt Timoneda Patr. Nr. VIII. vielmehr Nr. VII. zu leſen iſt. Ueber den Urſprung und die Wanderungen

der Sage ſ. F. Wolf Ueber die Lais u ſ.w. S. 217. Anm. 60; vgl. Mone's Anzeiger 1831. S 154 ff. W. Scott Minstrelsy zu Sir Hugh le Blond.

Nr. 8 iſt aus dem Raſ. Roland, Geſ. 28.

Nr. 10 iſt Boccaccio VII, 8. (ſ. oben S. 242 ff.).

Nr. 11 iſt die Geſchichte des Apollonius von Tyrus (ſ. oben S. 35 ff.).

Nr. 13 nach eigener Angabe einer (unbekannten) Komodie, betitelt Feliciana, entnommen.

Nr. 14. Die Geſchichte vom Kaiſer und dem Abt; ſ. oben Anm. 333.

Nr. 15 iſt Boccaccio II, 8. (ſ. oben S. 224 ff.).

Nr. 16. Geburt u. Jugendgeſchichte des Cyrus.

Nr. 17 iſt Cento Novelle Antiche No. 68. (ſ. oben S. 213 ff.).

Nr. 18 iſt in den Porretane des Sabbadino delli Arienti Nov. 20. (ſ. oben S. 271.).

Nr. 19 iſt Bandello I, 22. (ſ. oben S. 287 ff.).

Nr. 20 iſt Ser Giovanni's Pecorone XXIII, 2.

Nr 21 iſt die Geſchichte von der Florencia von Rom (hier Geroncia von England), über welche ſ. Gräße II, 3, S. 286, A., v. d. Hagen Geſammtabent. I. S. C ff. Nr. 7. Creſcentia u. S. CIV ff. Nr. 8. die Königin von Frankreich und der ungetreue Maeſchall (vgl. oben zu Ser Giovanni X, 1. S. 265 ff.).

Nr. 22 iſt Boccaccio X, 8. (ſ. oben S. 251 b ff.).

Man ſieht alſo, daß Timoneda faſt alle ſeine Stoffe italieniſchen Novelliſten entlieben hat.

Von größerer Wichtigkeit jedoch als die genannten ſpaniſchen Novellenbücher iſt für die Geſchichte der kleineren Proſadichtungen der Conde Lucanor des Infanten Juan Manuel (geb. 1273. geſt. 1348). Da dieß Werk eins von denen iſt, in welchen die durch dieſelben bewirkte Vermittlung zwiſchen Orient und Occident deutlich hervortritt (ſ. F. Wolf in den Wien. Jahrb. Bd. 57. S. 192 ff.; vgl. Clarus Darſtellung d. ſpan. Lit. im Mittelalter I, 357 ff.), ſo will ich hier einige hierauf bezügliche Nachweiſungen folgen laßen, da der Conde Lucanor überhaupt auch durch Keller's Ausgabe und Eichendorf's Ueberſetzung jetzt bekannter geworden iſt.

Unmittelbar mauriſchen Sagen entnommen ſind (wie Wolf a a. O. bemerkt) Nr. 1, 11, 14, 19, 39. Anderes iſt den Schriften des Morgenlandes entlehnt und wieder Anderes gehört dem Abendlande an; ſo z. B. iſt

N. 3. — ſ. hier die Nachträge.

Nr. 7. Drei Gauner machen einem Könige weiß, daß ſie einen nur für Leute von ehelicher Geburt ſichtbaren Stoff zu machen verſtünden und betrügen ihn auf dieſe Weiſe um vieles Gold und Silber — iſt im Pfaff Amys V. 509—804 (ſ. Wolf a. a. O. S. 196.), nur findet ſich in letzterm ſtatt eines unſichtbaren Stoffes eine dergleichen Malerei ſo wie auch der Ritt des nackten Königs durch die Stadt fortfällt.

Nr. 8. Geſchichte von einem betrügeriſchen Goldmacher — findet ſich in zwei Verſionen bei Delrius Disqu. Mag. l. I. c. 5. qu. 3. §. 4. p. 86 ff. Colon. 1657.

Nr 9. Zwei Pferde, die ſich mit einander nicht vertragen konnen, werden durch die ihnen drohende Gefahr zur Eintracht gebracht, — iſt Gesta Romanorum No. 133.

Nr. 12. Sultan Saladin will das Weib eines Vaſallen verführen und entfernt ihn deshalb, wird jedoch durch ihr kluges Benehmen von ſeinem Vorhaben abgebracht. — Ueber ähnliche Geſchichten ſ. Keller Rom. des Sept Sages S CXXXVIII und zu Dyokletianus' Leben Einl S. 45 ff. (Des Lowen Spur). S. auch Simrock Novellenſchatz der Italiener 1, 3.

Nr. 13. Ein Dechant von Santiago wird durch einen Nekromanten vermittelſt einer Zauberei von ſeiner Undankbarkeit überführt. — Verwandt iſt Méon Nouv. Rec. 2, 242—252, Jubinal nouv. Rec. 1, 128—135, ſo wie Grimm Kindermärchen Nr. 19, vgl. 3, 29. — Einige Bearbeitungen der vorliegenden Erzählung des Conde Lucanor ſo wie ähnliche Geſchichten in denen lange Zeiträume auf wunderbare Weiſe als raſch verfloſſen erſcheinen, ſieh bei Keller Rom des Sept Sages S CLVI ff und zu Dyoki. Leben. Einl. S. 49. (Schahabeddin); v. d. Hagen Geſammtabenteuer Nr 90; Tauſendundeine Nacht, Nacht 14. (Breslau) (ſ. auch noch hier die Nachträge). — Auch engliſche Schriftſteller haben den Stoff dieſer Novelle benutzt (ſ. Ticknor History of Spanish Literat. vol. I. p. 60 ff.) u. Alarcon hat ihn in ſeinem La Prueba de las Promesas (die geprüften Verſprechungen) dramatiſch bearbeitet.

Nr. 18 Durch das Vorgeben, die Vögelſprache und demgemäß auch die Unterhaltung zweier Krähen zu verſtehen, bringt ein Philoſoph den König, den er erzogen, zu einer regelmäßigen Verwaltung ſeines Reiches zurück, — iſt in den Vierzig Vezieren die Geſchichte von den zwei Eulen und in des perſiſchen Dichters Nizami Erzählungen und Fabeln Nr. 2. S. auch Biogr. Univers. vol. I. s. v. Abdel-Malek erſter Artikel; Gil Blas 8, 6.

Nr. 23. Der Günſtling eines Königs entgeht durch den Rath eines Sklaven den Fallſtricken ſeiner Neider — iſt im Barlaam und Joſaphat Capitel 4. (meiner Ueberſetzung. Münſter 1846, oder Boiſſonade Anecd. vol. IV. p. 21 ff.).

Nr. 24. Einem Landmanne und ſeinem Sohne, die ſich mit einem Eſel nach dem nahen Markte begeben, werden von den Vorübergehenden mehrfache Rathſchläge in Betreff des Reitens auf dem Thiere gegeben, — findet ſich in den Viezig Vezieren; ſ. Keller Rom. d. Sept Sages S. CLXXIV ff. (der Gärtner) und zu Dyoklet. Leben S. 51 ff.; Robert Fabl. Inéd. 1, 168. Außer den daſelbſt angeführten Bearbeitungen dieſes Stoffes finden

ſich auch noch folgende; nämlich bei Thomas Wright Selection of Latin stories from mss. of the XIII and XIV centuries. Lond. 1842. No. 144; ferner in des Poggius Facetiae der *Agaso*; — Gabriel Faernus Fabulae: *Pater, Filius et Asinus;* — Extrait des Lonps ravissans. Satyre composée par maître Robert Gobin 1510; — Verdizotti Fav. 1; — Pietro Targa (d. i. Ceſare Paveſi) Fab. 105; — Fridericus Widebramus in German. Poëi Deliciae: *Agaso;* — Journal Etranger Avril 1756: *Asinus Vulgi;* — in einem Briefe des Huetius an Ménage (Hominum judicia nullius esse momenti): *Senex, Filius et Asinus;* — La Fontaine Fabl. *Le Meunier son Fils et l'Ane* und dieß überſetzt in lat. Verſe in Giraud Presbyter Orator 1775: *Pistrinarius, Puer et Asinus;* — Préface des Oeuvres de Malherbe par Ménage 1783; — Selected Fables by Dodsley B. II: *The Miller, his Son and their Ass;* — Desbillons Fab. Aesop. L. 14. Fab. 10. *Rusticus, ejus Filius et ejusdem Asellus;* — Fables de La Fontaine en Vaudeville par Naw: *le Meunier, son Fils et l'Ane;* — 300 Fables en Musique dans le gout de Mr. La Fontaine unter derſelben Ueberſchrift; — Nikolaus Bartholomäus in deſſen Lochia No. 15: *Maria et Joseph.* — S. Poggii Facetiae. Lond. 1798, vol. II. p. 98 ff.

Nr. 26. Bekannte Fabel von dem Fuchs und dem Raben, der einen Kaſe im Schnabel hat, — iſt im Aeſop No. 204 ed. Koraës (*Ἀλώπηξ καὶ Κόραξ*); — Poesias del Arcipreste de Hita, copla 1411 ff. Andere Nachweiſungen bei Grimm Reinhart Fuchs S. CCI.XIV. Nr. 8 und CCXII; Robert Fabl. Inéd. 1, 5 ff.

Nr. 27 iſt im Aeſop. No. 285, 330, 331 ed. Koraës (*Χελιδὼν καὶ Ὄρνιθες*). Andere Nachweiſe noch in Robert Fables Inéd. 1, 42.

Nr. 29. Bekannte Geſchichte von der Bäuerin und dem von ihr zu Markte getragenen Milchtopfe (hier ein Honigtopf), deren Luſtſchlöſſer durch das Zerbrechen des Topfes zu Schanden werden, — iſt urſprünglich aus dem fünften Capitel des Pantscha Tantra: ſieh Loiſeleur Deslongchamps Fabl. Ind. p. 55 ff. Zu den dortigen Nachweiſungen fuge noch Robert Fables Inéd. 2, 90. — Doni Trattati diversi di Sendabar Indiano. Venez. 1552: ein Theil des Tratt. 4, — Anderſen „Konen med Aegene," — Grimm Märchen Nr. 164, — Gleim „Der Milchtopf." — Auch Saadi ſoll dieſe Geſchichte von einem Kaufmanne auf der Inſel Kiſch erzählen (im Guliſtan jedoch habe ich nichts der Art gefunden). — Einen ähnlichen Stoff behandelt ferner ein Paſo des Lope de Rueda: ſ. Schack Geſch. d. dram. Literatur in Spanien 1, 218 ff.

Nr. 30. Einem Lederkranken zieht der Arzt die Leber aus dem Leibe, um ſie zu reinigen und wieder einzuſetzen. Während er damit beſchäftigt iſt, bittet ein Anweſender um die Leber, damit er ſie ſeiner Katze geben könne. — Hängt genau zuſammen mit Gesta Rom. No. 76 und Grimm Kindermärchen Nr. 118; vgl auch ebend. 3, 206.

Nr. 32 — ſ. hier die Nachträge.

Nr 33. Einem Jäger treten beim Tödten einiger gefangenen Rebhühner durch die ſcharfe Luft Thränen in die Augen, worüber die Thiere ihre Betrachtungen anſtellen, — ſind die Aviculae in des Poggius Facetiae.

Nr 35. Während eines Krieges zwiſchen den Raben und Eulen werden letztere durch die verrätheriſche Liſt eines feindlichen Ueberläufers beſiegt — iſt urſprünglich aus dem fünften Capitel des Pantscha Tantra: ſ. Loiſeleur Deslongchamps a. a. O. p. 46. Dieſe Fabel erinnert an die Geſchichte des Zopyrus.

Nr. 37 findet ſich im Arabiſchen bei Achmed den Arabſchah ſ. oben S. 291 ff. die erſte der aus Grannucci angeführten Novellen und die dazu gehörige Anm 371. — Unſerer Faſſung iſt der Umſtand eigen, daß der die Probe Beſtehende ſpäter auch noch den einzigen Sohn dem Tode Preis giebt, um den ſeines Freundes zu retten.

Nr 38. Löwe und Stier genau mit einander befreundet und dadurch mächtig, werden durch die Liſt des Fuchſes und des Hammels entzweit und dadurch geſchwächt, — findet ſich urſprünglich im erſten Capitel des Pantſcha Tantra ſ Loiſ. Deslongchamps a. a. O p. 32 ff. S. auch Grimm Reinhart Fuchs S. CCI.XIII. Nr. 4.

Nr. 40 iſt das 14. Capitel (meiner Ueberſ.) des Barlaam und Joſaphat (Von dem klugen und vorſichtigen Könige): ſieh oben S. 32.

Nr. 41 — ſ. hier die Nachträge.

Nr. 43. Ein Fuchs ſieht ſich gezwungen ſich todt zu ſtellen und duldet in dieſer Lage mancherlei Mishandlungen, bis es ihm endlich an's Leben geht, worauf er aufſpringt und entflieht, — iſt die letzte Geſchichte in den Sieben Vezieren und die vorletzte in der griechiſchen Verſion des Syntipas (nämlich die vom Fuchs); — Poesias del Arcipreste de Hita, copla 1386 ff.

Nr. 45 Ein junger Maure bricht den Eigenſinn ſeiner Frau durch kräftiges Auftreten ſchon in der Brautnacht; ſein Schwiegervater will es ihm nachmachen, jedoch mit ſchlechtem Erfolge, — letzterer Umſtand alſo abweichend von dem Fabliau, wo auch die Schwiegermutter wieder zur Vernunft gebracht wird. — S. oben zu Straparola N. VIII, Fav. 2.

Nr. 46. Ein Kaufmann will bei einem weiſen Meiſter Verſtand kaufen (wie in dem Fabliau de la bourse pleine de sens ſ. o. d Hagen Geſammtabent. zu Nr. 35.) und erhält eine Lehre, die ihn ſpäter vom Morde ſeines Sohnes abhält; ſie ſtimmt mit dem bekannten Spruche überein: Quidquid agas prudenter agas et respice finem. — Genau entſprechend iſt der Schluß des in Grimm Kindermärchen 3, 392. (aus Lhuyd's Archaeol. britannica) mitgetheilten cornwalliſi-

ſchen Märchens (zu letzterm vgl. auch noch Gesta Roman. c. 103.), — verwandt auch, die letzte Geſchichte in den Vierzig Vezieren (Geſch. von einem Sultane, einem Soſi und einem Wundarzte), über welche ſ. Val. Schmidt zur Discip. Clericalis S. 141 ff.

Nr. 48 findet ſich im Salomon und Morolf: ſ. Hagen und Büſchings Deutſche Gedichte des Mittelalters Th. 1. S. 55 ff. V. 917—1008 u. S. 95; in einem alten ſpan. Fabelwerke, ſ. Ferd. Wolf a. a. O. S. 196, in Thomas Wright's Selection of Latin stories from mss. of the XIII and XIV centuries. Lond. 1842. No. 100: de vetula pactum faciente cum diabolo; in des Adolfus Fabulae No. 9. bei Wright a. a. O. p. 184; in Luther's Tiſchreden Cap. 36. (S. 447 f. r Leipzig 1621): „Hiſtoria wie der Teufel durch ein altes Weib zwei Eheleut wider einander verhetzet, daß eins das andere entleibet;" ferner in Joh. Diſcipulus (Herolt) sermo 96. Anderes noch bei Grimm D. Myth. 2te Aufl. S. 991. Anmerkung.

Nr. 49. Der Teufel ſteht lange einem Diebe bei, betrügt ihn aber endlich, ſo daß letzterer am Galgen das Leben verliert, — iſt in der Poesias del Arcipreste de Hita, copla 1428 ff. Aehnlich iſt: „Teufel und Dieb machen einen Packt" in Pauli Schimpf und Ernſt. Frankfurt 1594. Bl. 232. S. Ferd. Wolf in den Wien. Jahrb. Bd. 58 zu dieſer Stelle des Hita. L.

Anm. 384. (S. 300.)

Auch von Beaumont u. Fletcher's Custom of the Country: ſ. oben Anm. 351. über Rule a Wife etc. ſ. oben S. 247. L.

Anm. 385. (S. 301.)

Ueber noch einige größere hierher gehörende Erzählungen ſ. Gräße II, 3. S. 483 ff. L.

Anm. 386. (S. 303.)

Vies des saints pères des déserts et des saints solitaires d'Orient et d'Occident (par J. F. Bourgoing de Villefore): Paris 1706—8. IV. 12. L.

Anm. 387. (S. 305.)

Des Paulus Diaconus; ſ. Legenda Aurea in der Vita St. Pelagii. L.

Anm. 388. (S. 306.)

Auch in dem Leben der heiligen Maria Aegyptiaca in der Legenda Aurea tritt ein Löwe als Todtengraber auf. L.

Anm. 389. (S. 306.)

Robert, Le Trésor de l'âme, extrait des saintes écritures et la plus grande partie de latin en françois. Paris, Ant. Verard. fol. Nach Ebert um 1497 gedruckt. L.

Anm. 389a. (S. 306.)

Der oben erwähnte Ciſtercienſermönch Odo de Ceritona hat drei ſolcher Sammlungen verfaßt, nämlich die Parabolae, die Hemiliae und das Brutarium: ſ. Gräße II, 3. S. 463. Ueber die hier in Rede ſtehende ſ. Douce Illustrations of Shakspeare p. 524 ff. ed. 1839. L.

Anm. 389b. (S. 306.)

Dieſe Geſchichte ſteht auch in Thom. Wright's Latin Stories No. 65. Mehr über dieſen Vogel (den ſogenannten Martinsvogel) ſ. bei Grimm D. Mythol. 2te Ausg. S. 1083 ff. L.

Anm. 389c (S. 308.)

S. Méon Nouv. Recueil 2, 154: do la segretalne, qui devint fole au monde; ferner Thom. Wright Lat. Stories No. 106: de moniali sacristana; Avellaneda's zweiter Theil des Don Quijote c. 17 ff.; Wolf Niederl. Sagen zu Nr. 344; eine deutſche Beard. in Verſen „die Rückkehr der Pfortnerin" von Amalie von Imhof (ſieh D. L. B. Wolf's Poetiſchen Hausſchatz S. 379 ff.). Folgende Notizen verdanke ich Adelb. Keller: ſ. auch L'Echello du Paradis par le P. Crasset, Jesuite p. 123; vgl. Germania. Trauerſpiel von Pater Elias. Eichſtadt 1800. S. 25; Francisque Michel Le Comte de Poitiers p. VII. führt ein Fabliau an de la nonain ki ala au siecle et revint en sa maisen par miracle. L.

Anm. 390. (S. 308.)

S. Méon Neuv. Recueil 2, 314: de l'abesse, qui fut grosse. Thom. Wright Latin Stories No. 38 und zu dem oben vorhergehenden du bourgeois, qui aima etc. ſ. v. d. Hagen Geſammtabent. zu Nr. 83. Bd. III. S. CXXV u. CLXVI Anm. L.

Anm. 390a. (S. 308.)

S. auch v. d. Hagen Geſammtabent. Nr. 76; ferner Thom. Wright Lat. Stories No. 31; Southey's Ballade The pious Painter. L.

Anm. 390b. (S. 310.)

S. Le Grand 3, 216, Jubinal Nouv. Recueil 2, 426, Ritſon Pieces of Ancient Popular Poetry 2d. ed. Lond. 1833. p. 99 ff. Bei Reinmar von Zweter (ſ. Bodmers Minneſinger II, 148, a.) heißt er Her Pfenninc. L.

Anm. 390c. (S. 311.)

Sermones de tempore et sanctis cum exemplorum promtuario ac miraculis B. Virginis etc. des Johannes Herolt (mit dem Beinamen Discipulus) eines deutſchen Dominikanermonches aus Baſel um 1470; ſ. Gräße 2, 2. 169. L.

Anm. 391. (S. 311.)

Ferner bei Bluet d'Arbères, Graf von Permiſſion im 105ten Buche ſeiner Oeuvres 1604; ſ. Oeuvres de Voltaire ed. Beuchot 1840. vol. 33 a. a. O. Note; auch in Thom. Wright's Latin Stories No. 7. Vgl. überhaupt noch Grimm D. Myth. 2te Aufl. S. XXXVII. L.

Anm. 392. (S. 313.)

Bottari (Lettera ad un' Academico etc. in Danto Ediz. Padov. vol. V. p. 140 ff.) hat jedoch genuthmaßt (nicht nachgewieſen, wie

Gräße II, 3. S. 370 ſagt), der Guerino ſei urſprünglich franzöſiſch geſchrieben, die Idee desſelben von Dante im Allgemeinen benutzt und von dem ſpätern italieniſchen Ueberſetzer, der übrigens Andrea de Barberino (nicht Andrea Patria) geheißen habe, manches aus Dante's Hölle hinzugefügt worden; die franzöſiſche Ueberfragung vom Jahre 1490 ware demnach nur eine Rückuberſetzung. L.

Anm. 393. (S. 314.)

Zu dieſen wahrſagenden Sonnen- und Mondbäumen war auch ſchon früher, wie es an der obigen Stelle im Guerino heißt, Alexander gekommen, der von ihnen die Zeit ſeines Todes erfuhr. Vergl. die ältere Recenſion des Pſeudokalliſthenes und die latiniſche Ueberſetzung des Julius Valerius, beide l. III. c. 17. (p 123. ed. Müller) ſo wie in der neuern Recenſion des erſtern l. II. c. 44. (p. 93.). Aus dem Julius Valerius iſt direkt oder indirekt dieſer ganze Theil des Guerino entlehnt. Auch in der Kaiſerchronik V 563. 564 (Annolied V 210. 211.) heißt es: in Indiâ er (d. i. Alexander) die wuoste durchbrach, mit zwein boumen er dâ gesprach.

In der That auch iſt in der indiſchen Märchenſammlung des Somadeva von einem weisſagenden goldregnenden Baume die Rede (C. 22. Th. 2. S. 84 ff. Ueberſ. von Brockhaus: Geſch. des Himutavahana). S. auch Maßmann zur Kaiſerchronik a. a. O. L.

Anm. 394. (S. 314.)

Dieſe fabelhaften Volkerſchaften (*Κυνοκέφαλοι, Σκιάποδες*) werden bekanntlich von den griechiſchen Autoren ſchon früh erwähnt; vgl. hierüber Berger de Xioren Traditions Tératologiques p. 67 ff. 90 ff. Die Plattfüße erſcheinen auch im Herzog Ernſt V. 3825 ff. u. ſonſt noch; ſ. v. d. Hagen u. Büſching Deutſche Ged. des Mittelalters Bd. 1. S. XV. Anm. 56. L.

Anm. 395 (S. 316.)

Eins von Calderon's Schauſpielen [El Purgatorio de San Patricio], hat die Auffindung dieſes Fegefeuers zum Gegenſtande. Der heilige Patricius leidet dort an der Küſte von Irland Schiffbruch und, entſetzt über die Blasphemien des Konigs Egerio, flieht er zu Gott um irgend ein Wahrzeichen, damit er die im Heidenthume befangenen Landsleute desſelben zum wahren Glauben bekehren konne. Zwei Engel offenbaren ihm in Folge deſſen die furchtbare Hohle, an deren Eingang er hierauf den Konig Egerio führt. Dieſer begiebt ſich, wie gewohnlich, laſternd hinein, ſtürzt aber durch eine Liſt des Heiligen durch das Fegefeuer durch in den Abgrund der Hölle. Dieß bewirkt alſobald die Bekehrung ſeiner Unterthanen. D.

Ueber St. Patrick's Fegefeuer in's beſondere, ſo wie über die Geſchichte der uber das Fegefeuer herrſchenden Vorſtellungen im Allgemeinen ſieh Thomas Wright St. Patrick's Purgatory etc. London 1844.

Anm. 395 a. (S. 316.)

Ueber dergleichen Viſionen und Fahrten durch Himmel und Hölle ſ. Samlingar utgifna af Svenska Fornskrift — Sällskapet. I. Delen, 2 Häft. S Patriks-Sagan p. XXV ff., Scheible's Kloſter Bd. V. S. 148 Anm 114. Das älteſte Beiſpiel der Art mag wohl das in Barlaam und Joſaphat vorkommende ſein (ſ. oben S. 30, b). S. auch noch Gräße II, 2. S. 137. (u. oben S. 100, b.) L.

Anm. 396. (S. 318)

Duyfkens en Willemynkens Pelgrimagie tot haren Beminden binnen Jerusalem (Der Taube und der Eigenſinnig Pilgerfahrt zu ihrem Geliebten in Jeruſalem). L.

Anm. 397. (S. 319.)

Camus war von einer ziemlich angeſehenen Familie und wurde 1582 zu Paris geboren. Noch nicht 26 Jahre alt beſtieg er den biſchöflichen Stuhl von Belley und zeichnete ſich in dieſer Stellung durch eine gewiſſenhafte Erfullung ſeiner Pflichten aus. Er wurde von den Proteſtanten ſehr geliebt, zog aber den Haß der Mönche auf ſich, gegen die er viele Jahre lang und ohne Unterlaß ſprach und ſchrieb. Im Jahre 1629 legte er die biſchöfliche Wurde nieder und zog ſich in eine Abtei in der Normandie zurück, die der Konig ihm verliehen hatte. Später jedoch ließ er ſich wieder bewegen das Bisthum Arras anzunehmen; ehe indeß ſeine Beſtätigung von Rom anlangte, ſtarb er (1652) und wurde ſeiner Anordnung gemäß auf dem Kirchhofe des Hoſpitals der Unheilbaren begraben.

Seine zahlreichen Predigten, von denen ſpäter einige in Druck erſchienen, zeichneten ſich durch ihre Naivetät aus. So fragte er einſt in einer derſelben, die er vor den Trois Etats hielt: „Was würden wohl unſere Vorfahren geſagt haben, wenn ſie die richterliche Gewalt in den Händen von Weibern und Kindern geſehen hätten? Was bleibt nun noch übrig, als daß man noch, gleich jenem romiſchen Kaiſer, Pferde in dem Parlament zulaße! und warum auch nicht, da bereits ſo viele Eſel darin ſind?" — Auch ſagte er einmal auf der Kanzel, daß ein einzelner Menſch wohl laſtern, lügen oder einen Mord begehen konne; jedoch gäbe es noch eine andere Sunde, die ſo groß ware, qu'il falloit être deux de le commettre. In einem etwas beſſern Geſchmacke war einſt ſeine Aufforderung an eine zahlreiche Verſammlung zur Mildthatigkeit: „Messieurs, ſagte er, on raccommande à vos charités une jeune demoiselle, qui n'a pas assez de biens pour faire *voeux de pauvreté*." Eine große Zahl von dergleichen Anekdoten in Betreff des Biſchofs Camus findet man in den Menagiana, obwohl man ſie nicht ohne Weiteres für wahr halten darf. D.

Anm. 398. (S. 319.)

Nämlich in l.a Mémoire de Darie où se volt l'idée d'une devotieuse vie et d'une religieuse mort. Paris 1620. L.

Anm. 398a. (S. 319.)
Dunlop meint wahrſcheinlich die bereits oben (S. 273, b) angeführte Pieuse Récréation du R. P. Angelin Gazée etc. mis en françoys par Rémy. Rouen 1647 (ſ. Brunet s. v. Gazaeus), die ich jedoch nicht näher kenne. L.

Anm. 399. (S. 320.)
Er hat vielmehr auf Gemälden oft ein Schwein neben ſich und zwar deswegen, weil er ein Schweinehirt geweſen ſein und alle Krankheiten dieſes Thieres heilen ſoll. Daher halten auch die Katholiken an mehren Orten auf gemeinſchaftliche Koſten ein Schwein, welches St. Antonius' Schwein heißt und in hohem Anſehen ſteht. S. Encyclop. Brittanica s. v. Anthony, Saint. L.

Anm. 400. (S. 321.)
Die Pilgerreiſe nach dem Berge Zion. Aus dem Engl. des John Bunyan. Hamb. 1837. 16. L.

Anm. 401. (S 321.)
„In der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts verfaßte ein franzöſiſcher Dichter Namens Guillaume de Deguilleville, den Plan des Roman de la Rose nachahmend, drei große Gedichte unter dem Titel: Le Pélérinage de l'Homme ou de la Vie humaine, — Le Pélérinage de l'Ame sortie du corps und endlich Le Pétérinage de Jesu Christ ou la Vie de Notre Seigneur. Dieſe Gedichte ſind zuweilen unter dem gemeinſchaftlichen Titel Roman des trois Pélérinages vereinigt [S. Gräße II, 3. S. 464 ff.]. Sie waren das Vorbild verſchiedener ſpäterer Erzeugniſſe, von denen das berühmteſte John Bunyan's Pilgrim's Progress iſt:" Thomas Wright St. Patrick's Purgatory etc. p. 105. Lond. 1844. Auch in des „berühmten Dichters Rutebeuf Gedicht Der Weg zum Paradieſe (ſ. Oeuvres complètes de Rutebeuf publ. par Achille Jubinal vol. II. p. 21 ff.) findet man viele von den Bildern, die ſpäter in Werken wie The Pilgrim's Progress auf's Neue in Anwendung gebracht wurden:" id. ib. p. 110. L.

Anm. 402. (S. 323.)
Offenb. Joh. 21, 10 ff. L.

Anm. 403. (S. 323.)
„Die lieblichen Haine und anmuthigen Auen:" Aeneïs 6, 638. Statt loca laeta lies übrigens oben: loci laeti. L.

Anm. 404. (S. 324)
Meiſter Francisci Rabelais der Arzenei Doktoren Gargantua und Pantagruel, aus dem Franzöſiſchen verdeutſcht mit Einl. u. Anm. u. ſ. w. herausgegeben durch G. Regis. Leipzig 1832 ff. III. 8. L.

Anm. 404a. (S. 325.)
S. jedoch Grimm Deutſche Myth. II. Ausg. S. 509. L.

Anm. 405. (S. 326.)
Eine ganz andere, nämlich allegoriſche Erklärung wird angeführt von Gräße Handbuch der allg. Literaturgeſch. 3, 200. L.

Anm. 406. (S. 326.)
Wie Dunlop auf den Namen Truands kommt, weiß ich nicht, bei Rabelais l. l. ch. 25 ff. ſind es die Bewohner des Landes Lerné. L.

Anm. 406a. (S 328.)
Der letzte Herausgeber des Moyen de Parvenir, Paul L. Jacob (d. i. Nodier: Paris 1841) ſucht freilich nachzuweiſen, daß Beroalde nur der Ueberarbeiter eines vermuthlich in ſeine Hände gekommenen, jetzt aber verlorenen handſchriftlichen Werkes des Rabelais ſei; ſ. jedoch dagegen Paulin Paris im Bulletin du Bibliophile français 1841 Août, der es wieder dem Beroalde zuſpricht. L.

Anm. 407. (S. 328.)
Dieß wäre alſo eine engliſche Bearbeitung dieſer Sprüchwörter. Gräße a. a. O. S. 469 bemerkt, daß er keine dergleichen kenne. L.

Anm. 408. (S. 329.)
„Wer mehr als ſonſt mit Schmeichelreden naht,
Will dich betrügen, wenn er's nicht ſchon hat."

Ein ſpaniſches Sprüchwort beſagt daſſelbe:
„Si te hace caricias el que no las acostumbra hacer,
O engañar te quiere ó te ha menester."
S. Guzman de Alfarache P. I. l. III. c. 1.

Auch jene erſte der oben angeführten Antworten Bertoldo's gleicht einer andern, die der witzelnde Maymund (im 29ten Capitel der Discipl. Clericalis) giebt. Auf die Frage nämlich, wieviel er eſſen könne, fragt er ſelbſt erſt: „Von meiner Mahlzeit oder der eines andern?" und auf die Erwiederung: „Von der Deinigen," verſetzt er: „So wenig als möglich." (S. noch hier die Nachträge). L.

Anm. 409. (S. 331.)
Ueberſetzt von Tieck. 3te Aufl. Berl. 1831. IV. 8. L.

Anm. 410. (S. 331.)
„Dieß gelang ihm jedoch nicht ganz, indem die Lektüre und der Einfluß der Amadisromane ſich noch längere Zeit hindurch erhielt. Hat doch ſelbſt Cervantes, der im Perſiles an abenteuerlichen Erfindungen mit dem Lobeira wetteifert, ſich derartigen Einwirkungen nicht zu entziehen vermocht:" Schack Geſch. der dram. Literatur in Spanien 2, 28 ff. vgl. 47 Anm. 46. L.

Anm. 410a. (S. 333.)
Ueber den trefflichen Aufſatz von Charles Lamb On the Productions of Modern Art (in ſeinen Essays of Elia), worin dieſer eigenthümliche Schriftſteller eine tiefgefühlte Charakteriſtik des Don Quijote giebt und namentlich in ſeinem Ur-

theile über den zweiten Theil desſelben mit Dunlop übereinſtimmt ſ. hier die Vorrede. L.

Anm. 411. (S. 333.)
Ueberſetzt in: Leben und Thaten des weiſen Junkers Don Quijote nebſt Avellaneda's neuen Erzählungen. Aus dem Span. Orig. von Bertuch. 2te Aufl. Leipzig 1781. VI. 8. L.

Anm. 412. (S. 333.)
Dieß iſt jedoch keineswegs der Fall, vielmehr iſt Avellaneda's Arbeit nur eine höchſt armſelige Nachahmung des erſten Theiles des Don Quijote, der es durchaus an Erfindung und Selbſtändigkeit mangelt, und wenn Don Auguſtin de Montiano y Luyando in ſeiner Beurtheilung des Avellaneda (vor der Ausgabe von 1732) geſagt hat: „Ich glaube nicht, daß bei einer Vergleichung beider zweiten Theile ein urtheilsfähiger Leſer ſich zu Gunſten des Cervantes ausſprechen wird," ſo iſt er deswegen von dem neueſten Herausgeber der Werke des letzteren, Don Buenaventura Carlos Aribau, in dem erſten Bande der Bibliot. de Autores Españoles (Madrid 1846ff. 4.) p. XXXff. nach Verdienſt zurecht gewieſen worden, woſelbſt zugleich bemerkt iſt, daß nur Le Sage's Bearbeitung des Avellaneda, weil er ſein Original vielfach ausgeſchmückt hatte, das Andenken an den längſt in Vergeſſenheit begrabenen Autor in Spanien wieder erweckte und eine neue Herausgabe desſelben veranlaßte. Auch Dunlop ſcheint nur die franzöſiſche Uebertragung genauer durchgegangen zu haben, da er dem ſpaniſchen Originale Stellen zuſchreibt, die ſich darin nicht finden, wohl aber bei Le Sage; ſo die Andeutung (freilich nicht „der ganze Plan") in Betreff der Statthalterſchaft Sancho Panſa's, ferner die von Dunlop wörtlich angeführte Stelle, die mit den Worten beginnt: „Ich weede mich dann dem Rieſen nahern u. ſ. w.", von denen erſtere ſich bei Le Sage vol. II ch. 47, letztere ebendaſ ch. 35 befinden und Erweiterungen von reſp. cap. 33 u. 28 des Avellaneda ſind. L.

Anm 413. (S 334)
Nouvelles Aventures de l'admirable Don Quichotte de la Manche, traduits de l'Espagnol d'Alonzo Fernandez d'Avellaneda. Paris 1704. II. 8. L.

Anm. 414. (S. 334.)
Once on a time La Mancha's knight, they say,
A certain bard encountering on the way, u. ſ. w. L.

Anm 415. (S. 334)
Dieß iſt die Suite nouvelle et véritable de l'Histoire et des Aventures de l'incomparable Don Quichotte de la Manche etc. Paris 1722. VI. 12. Nach Barbier Dict. des Anonymes No. 17310 iſt ſie jedoch nicht von Le Sage, obwohl er den wahren Verfaſſer nicht angiebt. L.

Anm. 416. (S. 335.)
Nic. Clenardi Epist. libri duo. Es ſind dieß Briefe, welche ein holländiſcher Gelehrter an ſeine Freunde richtete, während er um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts Spanien in der Abſicht beſuchte, Nachforſchungen auf dem Gebiete der arabiſchen Literatur zu veranſtalten. D.

Anm. 417. (S. 336.)
Ueberſetzt von Keil. Gotha 1810. 8. L.

Anm. 418. (S. 336.)
Sie befindet ſich hinter der Ausgabe des erſten Theiles: Amberes 1554. Die Abenteuer, welche Lazarillo als Thunfiſch beſteht, nehmen den größten Theil des Buches ein, dem es ſehr an Erfindung gebricht, obwohl Einzelnes nicht übel erzählt iſt. Lazarillo erhält gegen Ende ſeine menſchliche Geſtalt wieder. Als Verfaſſer dieſer Fortſetzung nennt Nic. Antonio (Bibl. Nova I p. 340.) einen Dominikaner aus Oporw, deſſen Vornamen (Emanuel) allein er anführt. L.

Anm. 419. (S. 337.)
Ehe noch Aleman den zweiten Theil ſeines Werkes herausgab, war bereits eine andere Fortſetzung von dem Valencianer Mateo Lujan de Sayaoedra, Pſeudonym für Juan Marri (ſ. Mateo Aleman's P. II. L. I. c. 8. L. 2. c. 4. 5.) erſchienen, von welchem das erſte Buch und ein Theil des zweiten mit Aleman's Arbeit wetteifern kann; der Reſt jedoch entſpricht dem Anfange keineswegs. L.

Anm. 420. (S. 338.)
Der Glücksritter. Mit Erläuterungen von Guttenſtein. Karlsruhe 1841. II. 8. L.

Anm. 421. (S. 338)
Dieſe Strlle des Gil Blas gleicht weit mehr einer andern im Marcos de Obregon Rel. I. Desc. 9. ſ. oben S. 339a. L.

Anm. 422. (S. 338.)
Deutſch mit einer Einleitung von L. Tieck Berlin 1827. II. 8. L.

Anm. 423. (S. 339.)
Rel. II. Desc 14. Don Rafael landet jedoch zuerſt in Livorno, nicht in Genua: ſ. Gil Blas l. V. ch. 1. L.

Anm. 424. (S. 340.)
D. h. von ältern; denn in neuerer Zeit haben Dickens, Ainsworth und Andere in England gleichfalls ähnliche Werke geſchrieben. L.

Anm. 425. (S. 340.)
Paul Scarron wurde 1610 zu Paris geboren. Er war der Sohn eines vermögenden Mannes und auch ſonſt von guter Familie. Nach dem Tode ſeiner Mutter heirathete ſein Vater wieder, und da Scarron der Stiefmutter verhaßt wurde, ſo ſah er ſich endlich gewiſſermaßen aus dem väterlichen Hauſe getrieben. Er widmete

ſich hierauf, ohne jedoch die Weihe zu empfangen, dem geiſtlichen Stande, was keineswegs mit ſeinem Charakter übereinſtimmte, reiſte nach Italien und hielt ſich nach ſeiner Rückkehr wiederum zu Paris auf. Einen großen Theil ſeiner Jugend verlebte er in der Umgebung der Marion de l'Orme und Ninon de l'Enclos, deren fröhliche Gemüthsart und ſchmiegſame Moralität manchen Einfluß auf Scarron geübt haben mag. Die Ausſchweifungen, denen er ſich ergab, zerſtörten ſeinen Körper; eine ſcharfe Feuchtigkeit ſoll ſeine Nerven ergriffen und aller Kunſt der Aerzte Trotz geboten haben. In dem Alter von 27 Jahren wurde er von Hüftweh und Rheumatismus ſo wie von dem ſonderbarſten Komplex ſchmerzlicher und ſchwächender Krankheiten ergriffen, deren Entwickelung durch einen Karnevalſtreich beſchleunigt worden ſein ſoll, wobei er ſich als Wilder verkleidete und, vom Pöbel verfolgt, gezwungen wurde, ſich eine Zeit lang in einem Sumpfe zu verbergen. Jedoch wie dem auch ſei, in einem Alter von dreißig Jahren ſah er ſich in demjenigen Zuſtand phyſiſcher Hülfsloſigkeit, den er in einem Gemälde, das er von ſich ſelbſt entworfen, auf folgende Weiſe geſchildert hat: „Ich war früher wohlgebildet, wenn auch klein; meine Krankheit hat mich noch um einen Fuß kürzer gemacht; meine Beine und Schenkel machten erſt einen ſtumpfen Winkel, endlich einen ſpitzen; meine Schenkel und mein Oberleib bilden gleichfalls einen Winkel und mein Kopf ruht auf meiner Bruſt, ſo daß ich ziemlich wie ein Z ausſehe; mit einem Worte, ich bin ein Kompendium menſchlichen Elends. Dieß habe ich hiermit allen denen ſagen wollen, die mich nie geſehen, weil einige Spaßvogel ſich auf meine Koſten luſtig machen und mich anders ſchildern, als ich in Wahrheit bin. Einige ſagen, ich ſei ein cul-de-jatte; Andere ſagen, ich hätte keine Schenkel und ſtehe auf einem Tiſche in einem Gehäuſe; wieder Andere ſagen, daß mein Hut an einer Schnur hange und ich ihn vermittelſt eines Zuges herablaße und aufſetze, um die, ſo mich beſuchen, zu grüßen. Ich habe mir daher einen Kupferſtich machen laßen, worin ich genau abkonterfeit bin, und in der That gelte ich unter den Krüppeln für einen der hubſcheſten."

Um ſeine Leiden zu erleichtern, beſuchte Scarron verſchiedene franzöſiſche Bader, kehrte jedoch immer in demſelben Zuſtande von Verkrümmung nach Paris zurück, in welchem er abgereiſt war. Außer ſeinen übrigen Leiden fand er ſich nun auch noch in ſehr bedrangten Umſtänden; denn nach ſeines Vaters Tode wurden er und ſeine rechten Schweſtern in einen Prozeß mit ſeiner Stiefmutter und deren Töchtern verwickelt, den er verlor. Eine Eingabe, welche er bei dieſer Gelegenheit aufſetzte, war überſchrieben: „Bittſchrift, oder wie man es ſonſt nennen will, des Paul Scarron, Dekan aller Kranken in Frankreich, und der Anna und Franziska Scarron, alle drei an Körper und in ihren ſonſtigen Umſtänden ſehr inkommodiert, Verklagte gegen den Ehemann der Magdalene Scarron u. ſ. w., welche ganz munter nnd geſund ſind und auf Unkoſten Anderer ein gar luſtiges Leben führen." Der Reſt der Bittſchrift iſt ebenſo abſurd gehalten wie die Ueberſchrift. Zur Vermehrung ſeiner Leiden kamen nun auch noch ſeine beiden Schweſtern zu ihm nach Paris, von denen er zu ſagen pflegte, „que l'une aimoit le vin et l'autre les hommes." Endlich gewahrte ihm eine Penſion von dem Kardinal Richelieu, ſo wie eine andere von der Königin Anna eine große Erleichterung ſeiner Lage. Im Jahre 1646 erhielt er auch von dem Biſchofe von Mans eine Pfründe in deſſen Diöceſe, und wie oben bemerkt, begann er ſeinen Roman Comique auf der Reiſe dorthin.

Bald nach ſeiner Rückkehr nach Paris lernte er Mlle. d'Aubigné kennen, welche mit ihrer Mutter in dürftigen Umſtanden lebte und gerade über von Scarron wohnte. Zwei Jahre nach ihrer erſten Bekanntſchaft vermählte er ſich mit der genannten jungen Dame, die nur ſechzehn Jahre alt war. Duech dieſe Heirath verlor er zwar ſeine Pfründe zu Mans, zog jedoch noch immer eine beträchtliche jährliche Rente aus derſelben, da er Gönner hatte, welche die Uebertragung der Pfründe auf den Kammerdiener ſeines Freundes Ménage bewirkten, der zu dieſem Behufe die Tonſur erhielt.

Scaeron hatte Hoffnungen auf eine Penſion durch die Fürſprache des Kardinals Mazarin gehegt und ihm eines ſeiner Gedichte gewidmet. In dieſer Erwartung ſah er ſich indeß gänzlich getäuſcht, ſo daß er in Folge deſſen eine Satyre gegen den Miniſter ſchrieb und ein Lobgedicht auf denſelben unterdruckte. Sein Haus wurde daher ein Sammelplatz für diejenigen, welche mit Mazarin unzufrieden waren und unter der Benennung Froudeurs ſo ſehr bekannt geworden ſind. Am häufigſten beſuchten ihn Ménage, Pelliſſon und Sarrazin. In der Geſellſchaft, die ſich in dem Hauſe ihres Mannes zuſammenfand, erlangte Madame Scarron wahrſcheinlich diejenige geiſtige Ausbildung, welche den Grund zu ihrem ſpätern hohen Geſchick legte.

Die Gebrechen Scarrons nahmen von Tag zu Tage zu; gleichwohl fuhr er fort vers burlesques zu ſchreiben. Sein Hauptwerk in dieſer Gattung iſt der Virgile Travesti, auf welchem ſeine Berühmtheit einige Zeit nach ſeinem Tode faſt allein beruhte. Das Vergnügen, welches wir jetzt bei der Durchleſung dieſer Produktionen empfinden, erwächſt hauptſächlich aus unſerer Kenntniß der ſchweren Körperleiden des Verfaſſers zur Zeit ihrer Abfaſſung und aus unſerer Bewunderung ſeiner unerſchütterlichen Luſtigkeit inmitten ſo vielen Kalamitäten Zu allen Zeiten jedoch hat es ſich bewährt, daß les gens, qui font le plus rire, sont ceux qui rient le moins.

Scarron wurde endlich im Oktober 1660 von allen ſeinen Leiden erlöſt. Es iſt allgemein bekannt, daß nach ſeinem Tode ſeine Frau in der

untergeordneten Stellung einer Geſellſchafterin bei einer Dame lebte, in deren Haus ſie mit Frau von Monteſpan bekannt wurde. Auf dieſe Weiſe lernte Ludwig XIV ſie kennen, der ihr das Landgut Maintenon ſchenkte und ſich ſpäter im Stillen mit ihr vermählte. Vielleicht mag die hohe Stellung, welche Frau von Maintenon erreichte, die Veranlaſſung geweſen ſein, daß keiner der zahlreichen Freunde ihres erſten Mannes das Leben desſelben beſchrieb, noch auch die ihn betreffenden umlaufenden Anekdoten ſammelte, da die Erinnerung an ihn ſeiner Witwe keineswegs angenehm war und ihre Schmeichler vielmehr bis zum letzten Augenblicke Alles vermieden, was dieſe Erinnerungen wieder erwecken konnte. „On a trop affecté, ſagt Voltaire [Siècle de Louis XIV ch. 27.], d'oublier dans son Epitaphe le nom de Scarron: ce nom n'est point avilissant, et l'omission ne sert qu'à faire penser qu'il peut l'être." D.

Anm 426. (S. 340.)

Die Idee zu ſeinem Roman Comique hat Scarron wahrſcheinlich aus der „Unterhaltenden Reiſe" (El Viage entretenido) des Agustin de Rojas Villandrando geſchöpft: ſ. Schack Geſch. d. dram. Lit. in Spanien 1, 251. L.

Anm. 427. (S. 340.)

Dieß war das Trauerſpiel Marianne von Triſtan l'Hermite. Mondori ſtarb in Folge der Heftigkeit, mit welcher er die Rolle des Herodes geſpielt hatte, wie Montfleury in der des Oreſtes verſchieden ſein ſoll. Bei einer dieſer Veranlaſſungen war es, wo man ſagte: „Il n'y aura plus de poète, qui ne veuille avoir l'honneur de crever un comedien dans sa vie." D.

Anm. 428. (S. 342.)

Antoine Furetière wurde 1620 zu Paris geboren. Nachdem er unter die Advokaten war aufgenommen worden und ſogar einige Aemter bekleidet hatte, trat er in den geiſtlichen Stand und erhielt die Abtei Chalivoy. Er wurde 1662 Mitglied der franzöſiſchen Akademie und ließ 1658 eine allegoriſche Satyre auf die Beredſamkeit ſeiner Zeit erſcheinen. Sein Dictionnaire Universel de la Langue Française, welches die Grundlage des unter dem Namen Dictionnaire de Trevoux bekannten Wörterbuches bildete, wurde erſt nach ſeinem Tode herausgegeben; denn nachdem er einen Discours Préliminaire hatte erſcheinen laſſen, unterſagte die franzöſiſche Akademie den weitern Druck, da ſie ihn der Entwendung der Materialien anklagte, welche ſie zum Behufe eines ähnlichen Werkes geſammelt hatte. Von beiden Seiten wurden Streitſchriften in dieſer Angelegenheit gewechſelt und Furetière brachte die letzten Jahre ſeines Lebens damit zu, gegen ſeine früheren Genoſſen Pasquille zu ſchreiben, welche nach dem Ausdrucke der Geſchichtſchreiber der Akademie ne donnent pas une trop bonne idée de son esprit et qui en donnent une bien plus mauvaise de son coeur. Furetière wurde endlich durch ſeine Feinde, die er auf dieſe Weiſe ſo ſehr erbittert hatte, überführt und aus der Akademie geſtoßen. Zwar wurde ſeine Stelle, ſo lange er lebte, durch keinen Andern erſetzt; bei ſeinem Tode jedoch bekundete die Akademie ihren noch vorhandenen Groll dadurch, daß ſie ſeinem Nachfolger Bayle unterſagte, ihm die herkömmliche Lobrede zu halten. D.

Anm. 429. (S. 342.)

Thomas Morus und ſein berühmtes Werk Utopia. Aus dem Engliſchen von Oettinger. Leipzig 1846. 8. L.

Anm 429a. (S. 342.)

Οὐτοπία d. i. Nirgendland. L.

Anm. 430. (S. 343.)

„Was hätte dieſer bewunderungswürdige, glückliche Geiſt nicht geleiſtet, wenn Italien ihn belehrt und er ſich ganz den Muſen gewidmet hätte, wenn er zur gehörigen Frucht und ſo zu ſagen zu ſeinem Herbſte herangereift wäre?"

Anm 431. (S. 343.)

Mit dem Werke des Thomas Morus hat die Utopia des Jeſuiten Biderman (Dilingae 1691) nichts als den Titel gemein, da in derſelben eine Reihe Abenteuer verſchiedener Perſonen in einem Lande, deſſen Name (Utopia) zwar erdichtet iſt, deſſen Sitten jedoch nichts Ungewöhnliches bieten und worunter vielleicht Venedig zu verſtehen iſt, erzählt werden. Es ſind einige äſopiſche Fabeln und italieniſche Novellen eingeflochten (ſieh oben zu Boccaccio II, 5 u. VI, 4.). L.

Anm. 432. (S. 343.)

Ueberſetzt von dem Verfaſſer der grauen Mappe [Haken]. Berlin 1794. II. 8. L.

Anm. 433. (S. 343.)

Hier iſt ohne Zweifel die Arcadia des Sir Philipp Sidney gemeint, nicht das gleichnamige Werk des Sannazaro. L.

Anm. 434. (S. 343.)

Der Stoff von Calderon's Argenis y Poliarco iſt dieſem Romane entnommen. L.

Anm 435. (S. 345.)

Ueberſ. Leipzig 1794. II. 8. S. auch hier die Nachträge. L.

Anm 436. (S. 345)

Dieß iſt jedoch ſehr oft geſchehen; auch Thomas Moore, der in ſeinem Romane The Epicurean das Werk des Abbé Terraſſon theilweiſe nachgeahmt hat, führt häufig ſeine Quellen in den Anmerkungen an. L.

Anm. 437. (S. 348.)

„Plötzlich ertönt's von Stimmen daher und von lautem Gewimmer
Und von kindlichen Seelen, die weineten vorn an dem Eingang,

Welche, da kaum sie erblühten mit Lust, von den Busen der Mütter
Raubte der dunkele Tag und unreif senkt' in dir Grube."
Aeneide 6, 426 ff.

Der kurz vorher erwähnte Vers aus der Aeneide heißt deutsch:

— — — — — „andern spület der Strudel
Hastender Sündrn hinweg, noch andern brennt sie dir Flamm' aus."

Anm. 438. (S. 348.)

„— und eigene Sonn' erkennen sie, eigene Sterne."
A. a. O. 6, 641.

Anm. 439. (S. 349.)

Hier möge noch die Notiz folgen, daß auf der ersten Seite des ersten Bandes des auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Exemplars von Abbé Terrasson's Sethos der Custos Herr Dr. Siebel folgende interessante Nachricht angemerkt hat:

„In diesem Romane, einer Lieblingslektüre Friedrichs des Großen, ist der Ursprung der Ueberschrift der Königlichen Bibliothek: Nutrimentum Spiritus zu suchen. Vgl. p. 70." [1. 2. ed. Amsterd. 1732, woselbst der Verfasser fingiert, daß die Inschrift über der Bibliothek zu Memphis lautete: La Nourriture de l'Ame].

L.

Anm. 440. (S. 351.)

So wie unter ersterer Marie, die natürliche Tochter Roberts von Neapel. L.

Anm. 441. (S. 352.)

Il quale tiene nel suo mezzo dipinto il rubicondo Priapo che strettissimamente abbraccia una Ninfa ed a mal grado di lei ecc. D.

Anm. 442. (S. 352.)

„Was machst du Echo, während ich dich rufe (chiamo)? —
„Ich liebe (amo)."

Anm. 443. (S. 352.)

Jorge de Montemayor wurde in Portugal in der Nähe von Coimbra geboren. Er begab sich in frühester Jugend nach Spanien und befand sich als Musiker in der Umgebung des Don Philipp, des Sohnes Kaels V. Als dieser unter dem Namen Philipp II den Thron bestieg, blieb Montemayor als Dichter und Schongeist in seinen Diensten. In dieser Stellung verharrte er bis an seinen Tod, der 1562 erfolgte, zwei Jahre nach dem Erscheinen der Diana. Diese umfaßt sieben Bücher. Die Fortsetzung des Arztes Alonzo Perez von Salamanca in acht Büchern erschien 1564 und die des Gaspar Gil Polo in fünf Büchern 1574. D.

Anm. 444. (S. 356.)

Die mehrfachen Bearbeitungen des in dieser Episode behandelten Stoffes werden namhaft gemacht von Ferd. Wolf in der von ihm herausgegebenen Rosa de Romances. Leipzig 1846. S. 107; füge hinzu Maiespini Novelle P. II. nov. 36. L.

Anm. 445. (S. 356.)

Auch diese Fortsetzung des Alonzo Perez ist unvollendet geblieben, indem sie damit schließt, daß Sireno von der Priesterin einen neuen Trank erhält, damit er bei dem in Folge einer Krankheit eingetretenen Tode des Gemahles der Diana wieder Liebe für letztere fasse und gegen zwei andere nicht unbegünstigte Liebhaber einen Wettstreit unternehme, dessen Ausgang jedoch erst in dem dritten Theile erzählt werden sollte. L.

Anm. 446. (S. 357.)

Il ne dit pas ce qu'il pense, mais je pense ce qu'il dit. D.

Anm. 447. (S. 358.)

Hierher gehört auch des um 1540 zu Goa geborenen Portugiesen Fernão d'Alvarez do Oriente Hirtendichtung A Lusitania Transformada (das verwandelte Lusitanien), worin er Sannazaro's Arcadia nachahmte, wie er solches auch gleich im Eingange seines Werkes und auch sonst noch an vielen Stellen selbst sagt; ja er läßt sogar diesen unter seinem Dichternamen Sincero in seiner Hirtengesellschaft auftreten. Die Lusitania Transformada enthält gleich ihrem Vorbilde Prosa und Verse, steht denselben aber an Werth bei Weitem nach. Das Ganze ist nichts als ein zweckloses Hin- und Hergehen der darin auftretenden Hirten, wobei Beschreibungen und Schilderungen nur höchst spärlich angebracht sind, so daß das Werk an großer Eintonigkeit leidet. Eine um so angenehmere Abwechslung gewähren daher die in das zweite Buch eingeflochtenen Bruchstücke aus dem Leben und den Reisen des Dichters und man muß nur bedauern, daß er sein Erzeugniß nicht häufiger durch ähnliche Episoden belebt hat, wenn er die Erzählung an sich nicht interessanter zu machen wußte. Was aber den Haupttheil des Werkes, d. h. den poetischen betrifft, so sind die einzelnen Poesieen zu sehr in die Länge gezogen und dieß ist um so fühlbarer, als sie sich im Geschmacke seiner Zeit meist um Spitzfindigkeiten und Subtilitäten drehen, auch oft nur metrische und andere Künsteleien enthalten, an denen Oriente großes Behagen gefunden zu haben scheint; so begegnen wir (p. 217. ed. II.) einem Sonnet in sechs Sprachen. Unpassend erscheinen ferner die häufig eingeflochtenen religiösen Poesieen, namentlich zum Lobe der heiligen Jungfrau, die er gewöhnlich als keusche Diana, so wie dir Kloster und Nonnen als heilige Haine und dem Dienste der Göttin geweihte Nymphen darstellt. Wo er hingegen von dieser geschmacklosen Dichtweise abgeht und seinen natürlichen Gefühlen freien Lauf läßt, zeigt er, daß ansprechende Einfachheit, anmuthige Schilderungen und erhabene Gedanken ihm nicht fremd waren. Selb-

ständigkeit und eigene Erfindung besaß er jedoch nicht; besonders ahmt er Ovid und Virgil nach. Seine Sprache ist übrigens stets dem Gegenstande angemessen, immer aber reich und edel. — Den Titel „Das verwandelte Lusitanien" trägt das Werk vermuthlich deswegen, weil die darin auftretenden Personen ihrem Stande nach eigentlich keine Hirten sind, vielmehr von Geburt höheren Lebenskreisen angehören, aber aus verschiedenen Ursachen diese Lebensweise wählen. Wahrscheinlich hatte der Verfasser bei den einzelnen Persönlichkeiten bestimmte Zeitgenossen im Auge, wie er dieß auch bei einigen derselben andeutet. L.

Anm. 448. (S. 358.)

Diese Gegend war spätee keineswegs wegen ihrer pastoralen Schönheit berühmt. In der Einleitung zu St. Pierre's Arcadia, die zum Theile aus einem Dialoge zwischen dem Verfasser und Rousseau besteht, erwiedert Letzterer auf eine Bemerkung des Erstern Folgendes mit lächelndee Miene: „Weil Sie gerade die Schäfer des Lignon erwähnen, so fällt mir ein, daß ich einst einen Ausflug nach Forez machte und zwar lediglich in der Absicht, die ehemaligen Wohnsitze Celadon's und Asträa's zu sehen, von welcher Gegend d'Urfé so entzückende Gemälde entworfen hat. Statt verliebtee Hirten fand ich jedoch an den Ufern des Lignon nichts als Grobschmiede und andere Eisenarbeiter."

St. Pierre: „Wie, in einer so entzückenden Gegend?"

Rousseau: „Sie ist voll von lauter Hochöfen. Diese Reise nach Forez hat mich enttäuscht. Vorher gieng kein Jahr vorüber, wo ich nicht die Asträa von Anfang bis zu Ende durchgelesen hätte und ich war mit allen Personen in diesem Romane vollkommen vertraut. So beraubt das Wissen uns des Vergnügens." D.

Anm. 449. (S. 361.)

Sie befindet sich auch im Auszuge hinter der Ausgabe der Astrée. Paris 1733. L.

Anm. 450. (S. 363.)

„Auf neue Weise wird in diesen Wäldern
Man heut, fürwahr, von Liebe reden hören,
Und zeigen wird es sich, daß eine Gottheit
Heut selbst hier ist und nicht in ihren Dienern;
Denn edlen Sinn will ich den rauhen Seelen
Einhauchen, mildern auch den Klang der Sprache."
Amint. Prolog.

Anm. 450a. (S. 366.)

Stow (Survey of London) erwähnt, daß die Hofbelustigungen bei dem Empfange und der Bewirthung des dänischen Gesandten zu Greenwich im Jahre 1587 aus ähnlichen „kurzweiligen Ergötzlichkeiten" (merry disports) bestanden. D.

Anm. 450b. (S. 366.)

War als Generaladvokat 1649 Ankläger König Karls I von England. L.

Anm. 451. (S. 370.)

Ueber die Literatur der Geschichte von Flos und Blankflos s. Gräße II, 3. S. 274ff.; vgl. Emil Sommee in seiner Ausgabe von Konrad Flecke's Gedicht. Der altfranzös. Roman ist jetzt von Bekker (Berlin 1844. 8.) herausgegeben worden.

Schon vor Boccaccio hatte übrigens im J. 1311 Bosone oder Busone da Gubbio, Freund und Verbannungsgefährte Dante's (sieh Mazzuchelli Scrittori d'Italia s. v. Bosone) einen dem Anscheine nach nicht ganz vollendeten histo-rischen Roman in drei Büchern geschrieben unter dem Titel Fortunatus Siculus ossia L'Avventuroso Ciciliano (Der glückliche Sizilianer. — Per la prima volta pubblicato da G. F. Nott. Firenze 1832) in der Absicht wahrscheinlich, gleich seinem Freunde Dante zur Ausbildung der italienischen Sprache beizutragen, zugleich aber auch, wie er selbst in der Einleitung (§. 1.) und am Schlusse des Werkes sagt, um zum Ausharren im Unglücke zu ermahnen und zu zeigen, wie man durch Standhaftigkeit, Klugheit und Gottesfurcht fast immer auch schon hienieden ein glückliches Ziel erreiche. Zu diesem Zwecke also läßt er fünf sizilische Barone durch den in Folge der sizilianischen Vesper herbeigeführten, unruhigen Zustand ihres Vaterlandes sich bewogen fühlen, dasselbe zu verlaßen und in fremden Ländern ihr Glück zu versuchen. Drei von ihnen treten in die Dienste des Königs von Tunis (l. I.), einer später in die des Königs von England (l. II.) und der letzte in die der Könige von Serbien (Rascia) und Armenien (l. III.), in denen sie mehrfache Abenteuer bestehen und sich besonders als kluge und tapfere Krieger erweisen, worauf sie ihrer ursprünglichen Verabredung gemäß nach zehn Jahren mit Reichthümern beladen in ihrer Heimat wieder zusammentreffen, mit Ausnahme jedoch von zweien der erstern drei, welche nämlich in den Kriegen des Königs von Tunis gefallen waren. — In dichterischer Beziehung nun besitzt das Werk keinen sehr hohen Werth; es enthält fast nur eine ununterbrochene Reihe von Kriegsabenteuern und Reden, welche letztere meist klassischen Mustern nachgebildet sind. Charakteristisch ist es hierbei, daß in dem ganzen Buche nirgends von Frauenliebe die Rede ist, so daß der Verfasser also seinen ausgesprochenen praktischen Zweck streng im Auge behielt; fast überall aber zeigt er eine wackere Gesinnung, wenn auch zuweilen (z. B. l. III. c. 4. 5.) die italienische Politik durchblickt. Ob übrigens den Abenteuern der fünf Barone geschichtliche Thatsachen zu Grunde liegen, läßt sich nicht entscheiden, wennschon es bei einigen derselben nicht unwahrscheinlich ist. Das Hauptverdienst dieses Werkes besteht, wie bereits bemerkt, jedenfalls darin, daß der Verfasser, möglicherweise von seinem Freunde Dante angeregt, nach Kräften zur Ausbildung der italienischen Schriftsprache beizutragen suchte, und man muß einräumen,

daß sein Styl als ein durchgebildeter, wenn auch schlichter erscheint.

Schließlich will ich noch anführen, daß sich in dem Werke des Busone einige Erzählungen eingeflochten finden; so z. B. Proemio Note E die Geschichte des Amelf und Anfalens (d. i. Cyrus und Astyages), — l. II. c. 17. eine Novelle (im Decamerone G. X. Nov. 1, nur hat Boccaccio den Schluß mit den Kasten hinzugefügt), — l. II. c. 19 die Geschichte von dem griechischen Könige und dem Arzte Douban (Tausendundeine Nacht, Nacht 12. 13. 20—22. Breslau), — l. III. c. 13. Saladin wird zum Ritter geschlagen (sieh oben Cento Novelle Ant. No. 51.), — l. III Note D, ein Ritter speit dem Saladin ungestraft in's Gesicht (Salomon und Morolf Cap. 6. des Volksbuches; ursprünglich wohl eine sonderbare Anwendung von Diogenes Laërt. l. II. §. 75.), — l. III. Note E. die Novelle von den drei Ringen (Cent. Nov. Ant. No. 72, Boccaccio G. I. Nov. 3.) — u. endlich l. III. Note F. p. 352 ist im Boccaccio G. I. Nov. 2. Noch will ich bemerken, daß eine Reise Saladin's nach Europa, von welcher l. III. Note F. p. 351 die Rede ist, auch sonst noch bei gleichzeitigen Autoren erwähnt wird; so bei Boccaccio G. X. Nov. 9, in den Cento Novelle Ant. No. 24, im Conde Lucanor c. 12, so wie in der noch ungedr. Histoire des Princes Jehan d'Avennes, de son fils le Comte Jehan etc. (Mél. tirés d'une gr. Bibl. T. V. p. 213.). S. noch hier die Nachträge. L.

Anm. 452. (S. 370.)

Eine Nachahmung des Heliodor ist auch des Cervantes Leidensgeschichte des Persiles und der Sigismunda (Los Trabajos de Persiles y Sigismunda. Deutsch mit einer Einleitung von Tieck. Leipzig 1837. II. 8.). Sie enthält vier Bücher und erzählt, daß Eusebia, Königin von Friesland, aus Veranlaßung eines drohenden Krieges ihre Tochter Sigismunda nach Thule zu der Königin Eustoquia sandte. Letztere schickt das Bildniß der Sigismunda ihrem abwesenden Sohne Mariminus, der sich in dasselbe verliebt und seine Mutter wissen läßt, daß er gesonnen sei, sich mit der friesländischen Prinzessin zu vermählen. Sein jüngerer Bruder Persiles, der gleichfalls eine große Leidenschaft für Sigismunda gefaßt hat, dieselbe aber aus Liebe zu seinem Bruder in sich verschließt, verfällt darüber in eine schwere Krankheit, deren Veranlaßung er endlich auf dringendes Bitten seiner Mutter dieser offenbart. Um ihrem Sohne das Leben zu retten, theilt nun Letztere der Sigismunda das Vernommene mit und da diese einer Verbindung mit Persiles nicht abgeneigt ist, so veranlaßt die Königin sie, ehe Mariminus zurückkehrt sich nach Rom zu begeben, gleich als hätte sie ein Gelübde gethan diese Reise zu unternehmen. Persiles begleitet sie auf dieser Pilgerfahrt, als wäre er ihr Bruder, unter dem Namen Periander, während sie selbst den Namen Auristela annimmt. Mariminus, in seine Heimat zurückgekehrt, begiebt sich, da er Sigismunda nicht findet, gleichfalls nach Rom (l. 4. c. 12.), stirbt aber daselbst im Augenblicke seiner Ankunft in Folge des veränderten Klima's, indem er jedoch vorher selbst noch die Hände der Liebenden in einander legt (l. 4. c. 14.). — Erst am Schlusse des Ganzen werden übrigens diese näheren Umstände mitgetheilt, bis dahin ist das Verhältniß der beiden Liebenden für den Leser unklar, da sie sich immer nur Bruder und Schwester nennen und er die eigentliche Sachlage nur muthmaßen kann, den Zweck ihrer Reise nach Rom aber ihm bis zuletzt verborgen bleibt. Der ganze Roman ist nun angefüllt mit den Reiseabenteuern der Liebenden, bei Weitem mehr aber noch mit zahlreichen, oft unmerklichen Episoden, welche die Einheit der Handlung zerstören und über welche man daher die Hauptpersonen oft ganz aus den Augen verliert, so daß die Schicksale dieser eigentlich nur den kleinsten Theil der Erzählung einnehmen. Was aber ihr Liebesverhältniß betrifft, so wird dasselbe allerdings als überaus rein und keusch geschildert, jedoch berührt es den Leser unangenehm, daß Sigismunda, nachdem Persiles um ihretwillen so viele Leiden und Mühsale erduldet, ihm nach ihrer Ankunft in Rom volles Ernstes vorschlägt, sie von dem ihr gegebenen Versprechen zu entbinden und sich mit ihrer jüngern Schwester zu vermählen. Diese Liebe scheint denn doch ein wenig zu dimmlisch; wenn aber, wie z. B. Val. Schmidt (Beitr. zur Gesch der rom. Poesie S. 179) geglaubt hat, der Roman ein geistlicher sein soll, wie dieß auch zuweilen aus einigen offenbar nur allegorisch zu deutenden Stellen hervorzugehen scheint, so hatte hinwiederum die ganze Haltung desselben ernster und die Sprache oftmals würdiger sein, überhaupt die Absicht des Verfassers deutlicher am Tage liegen müßen. — In Betreff der erzählten Ereignisse ist zu bemerken, daß sie größtentheils nach imaginären, vorgeblich in den nördlichen Meeren belegenen Ländern verlegt werden und der Wahrscheinlichkeit und Abwechslung entbehren, wenngleich es nicht ohne Interesse ist daraus zu ersehen, welche Vorstellungen und Fabeln zur Zeit des Cervantes besonders hinsichtlich jener Gegenden im Umlaufe waren. — Daß übrigens Beaumont und Fletcher's Custom of the Country aus einzelnen Theilen des Persiles und Sigismunda zusammengesetzt ist, haben wir bereits (zu Cinthio VI, 6.) gesehen. L.

Anm. 453. (S. 370.)

Alles dieß erzählt Ginez Perez selbst: sieh Guerras Civ. P. I. cap. ult. — Vgl. auch den Titel der alten Drucke des ersten Theiles, wo es unter Anderm heißt: agora nuevamente sacado de un libro aravigo, cuyo autor de vista fue un Moro llamado Aben Hamin, natural de Granada, tratando desde su fundacion,

traduzido en castellano por Gines Perez de Hita etc. L.

Anm. 454. (S. 370.)

„Wahrscheinlich aber ist es, daß die eigentliche arabische Quelle jene an derselben Stelle und früher öfter erwähnte ... Landsmännin und Verwandte des Verfassers Esperanza de Hita gewesen sei, die sieben Jahre als Sklavin der Sultanin von Granada diente, ihre Vertraute wurde und erst nach der Eroberung Granada's zu den Ihrigen zurückkehrte, deren Mittheilungen sich schriftlich oder mündlich in der Familie erhalten haben mochten, um so mehr als der Verfasser sie mit dem angeblichen maurischen Chronisten zusammen hauptsächlich als Zeugin für die Geschichte der inneren Spaltungen Granada's und der Anklage und Vertheidigung der Sultanin anführt..., welche Umstände geheim gehalten wurden ... Diese aber bilden gerade den Hauptinhalt seines Buches und nur in so fern giebt er selbst es für eine Uebersetzung aus dem Arabischen, da er sich sonst auch öfter auf spanische Chronisten beruft." Ferd. Wolf Ueber die Romanzen-Poesie der Spanier (auch in den Wien. Jahrb. Bd. 114.) S. 27. Anm. 2. L.

Anm. 455. (S. 371.)

Nämlich der erste Theil, der auch den Titel führt: Historia de los Vandos de los Zegries y Abencerrages etc. (Geschichte der Parteien der Zegris und Abencerragen). Der zweite Theil erschien wahrscheinlich zuerst 1610, und dann nicht mehr oft, so daß er selten wurde. Dunlop scheint ihn gar nicht gekannt zu haben. Er schildert die Unterdrückung des Aufstandes der rebellischen Moriscos in den Alpujarras (1568—1570), wobei der Verfasser selbst mitkämpfte, der daher hier Miterlebtes erzählen konnte. Dieser Theil hat daher eine mehr geschichtliche Basis als der erste. S. Ferd. Wolf a. a. O. S. 27. 30. u. Bibl. de Autores Españoles. Madrid 1846. 4. vol. III. p. XXXV ff. L.

Anm. 456. (S. 372.)

Louis le Roy de Gomberoille wurde zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts geboren. Als Jüngling von fünfzehn Jahren trat er als Schriftsteller auf, da er 1624 einen Band Gedichte herausgab, der Quatrains zum Preise des Alters enthielt. Er ließ später das Romanschreiben sein, und da er bei seinen häufigen Reisen nach seinem Gute Gomberoille mit den Bewohnern von Port Royal genau befreundet wurde, so beschäftigte er sich mit ernsthaftern Dingen, begann ein bußfertiges Leben und verfaßte, wie man sagt, ein Sonnet auf das heilige Abendmahl. Gegen Ende seines Lebens soll er jedoch wieder eine weniger strenge Lebensweise geführt haben. D.

Anm. 457 (S. 374.)

Gautier de Costes, Seigneur de la Calprenède, war von Geburt ein Gascogner und wurde zu Toulouse erzogen. Er kam 1632 nach Paris und trat in die Garde. Im Jahre 1648 heirathete er eine Frau, die nach einigen Nachrichten bereits fünf Männer gehabt hatte, und man hat behauptet, daß Calprenède von ihr vergiftet wurde. Diese Geschichte wird jedoch nicht geglaubt, da es ziemlich ausgemacht ist, daß er im Jahre 1663 in Folge eines Sturzes vom Pferde starb.

Außer seinen Romanen hat Calprenède eine große Zahl Trauerspiele geschrieben, wie z. B. La Mort de Mithridate, Le Comte d'Essex, Bradamante u. s. w. In seinen Vorreden zu diesen Tragödien und in seinen Unterhaltungen zeigte er einen bedeutenden Hang zu der sprüchwortlichen Großsprecherei seiner Landsleute, der Gascogner. Boileau entdeckte dieß sogar in den Helden seiner Trauerspiele:

„Tout a l'humeur Gasconne en un Auteur Gascon,
Calprenède et Juba parlent du même ton"
[Art Poét. Ch. 3. v. 129 ff.].

Kardinal Richelieu fand bei Durchlesung eines der Stücke Calprenède's, daß der Stoff erträglich, die Verse aber lâches wären. Als man dieß dem Verfasser wiedersagte, rief er aus: „Comment! Lâches — Cadédis, il n'y a rien de lâche dans la maison de Calprenède." D.

Anm. 457a. (S. 375.)

S. Richard Sheriban's The Critic or a Tragedy Rehearsed Act. III. gegen Ende. L.

Anm. 458. (S. 380.)

Fräulein von Scudéri wurde zu Havre geboren, kam aber jung nach Paris, woselbst sie großtentheils bis zu ihrem Tode lebte, welcher 1701 im 94ten Jahre ihres Alters erfolgte.

Das Hôtel Rambouillet scheint die Pflanzschule gewesen zu sein, wo die ersten Bluthen ihres Geistes gepflegt wurden, und man muß gestehen, daß wenn die späteren Früchte auch nicht den besten Wohlgeschmack besaßen, das Volumen derselben dennoch von der Art war, daß sie jeden Nebenbuhler zurückschrecken mußten. Wenigstens verschafften sie ihr Aufnahme in alle diejenigen Akademieen, in denen Frauen zugelaßen wurden. Sie korrespondierte mit der Königin Elisabeth, welche ihr mit Zeichen besonderer Gunst einen Jahrgehalt verlieh, und mehre Jahre lang war ihr Haus der Sammelplatz einer Art literarischen Vereins, was zu jener Zeit das höchste Ziel der Pariser Blaustrumpfe bildete.

Alle diese Ehrenbezeugungen schützten sie eben so wenig wie ihren Bruder vor der Satire Boileau's. Die Feierlichkeit und der Dünkel ihres Bruders, so wie die ungemeine Häßlichkeit der Schwester gaben dem Dichter reichlichen Stoff zum Spott an die Hand. Die ersten Romane des Fräuleins von Scudéri erschienen unter dem Namen ihres Bruders, der ihr auch in der That bei der Abfassung derselben Beistand leistete.

Man erzählt, daß einst beide als sie eben an

dem Artamène arbeiteten, sich auf der Reise befanden und unterwegs in einem kleinen Wirthshause einkehrten, woselbst sich zwischen ihnen eine Diskussion darüber erhob, ob sie den Prinzen Mazares, der in jenem Romane auftritt, durch Gift oder Dolch aus dem Wege raumen sollten. Zwei Kaufleute nun, die ihre Unterhaltung unbemerkt mit angehört hatten, bewirkten ihre Verhaftung und sie wurden demgemäß nach der Conciergerie gebracht, jedoch nach gegebener Aufklärung natürlich wieder entlaßen. Eine ähnliche Geschichte wird irgendwo von Beaumont und Fletcher erzählt. Während nämlich diese beiden Dramatiker einst in einem Wirthshause den Plan zu einem ihrer Trauerspiele entwarfen, hörte man, wie ersterer sagte: „Ich nehme es auf mich, den König zu tödten" Da man von dieser dem Anscheine nach hochverrätherischen Absicht gehörigen Orts Anzeige machte, wurden sie sogleich eingezogen, aber wieder entlaßen, als sie darthaten, daß sie bloß den Tod eines Theaterkönigs beabsichtigt hatten. D.

Anm. 459. (S. 385.)

Die Verse sind von Duryer. Rochefoucault schrieb sie unter das Bildniß der Madame von Longueville. S. Oeuvres de la Comtesse de la Fayette etc. Paris 1804. vol. I. p. VII. L.

Anm. 460. (S. 386.)

Die Fiktion des Boileau scheint eben so ungereimt zu sein, wie die Werke, die er verspottet; jedoch die Klassiker kamen gerade damals in Mode und eine Satyre in der Manier Lucians wurde natürlich für geschmackvoll und witzig gehalten. D.

Anm. 461. (S. 388.)

Dunlop meint hier wahrscheinlich des Jehan Bouchet Histoire et cronicque de Clotaire premier de ce nom. VII roy des Frācoys et monarque des Gaules. Et de sa tres illustre epouse madame saincte Radegonde extraicte au vray de plusieurs cronicqs anticqs z modernes. — Poictiers [1517]. In der Widmung wird jedoch gesagt, daß dieß nur eine Uebersetzung der Legende der heiligen Radegunde sei; s. Brunet s. v. Bouchet (Jehan). L.

Anm. 462. (S. 389.)

Sie war die Tochter des Amar de la Vergne, Gouverneur von Havre de Grace. Im Jahre 1655 heirathete sie Franz, Grafen von La Fayette. Sie genoß unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten die höchste Achtung und wurde von allen Schöngeistern jener Zeit sehr bewundert, erwies sich auch gegen viele derselben als freigebige Wohlthäterin. Als Segrais sich gezwungen sah seine Stellung bei der Mlle. de Montpensier zu verlaßen, wurde er mit der Gräfin von Lafayette befreundet und diente ihr besonders in ihren literarischen Beschäftigungen als Führer. Unter seinem Namen auch erschienen zuerst ihre beiden berühmtesten Romane und es war die Zayde, für welche Huet die Gefälligkeit hatte, seinen vortrefflichen Essai sur l'Origine des Romans zu schreiben und ihn an der Spitze des genannten Romanes erscheinen zu laßen. Außer ihren Romanen hat die Gräfin von La Fayette auch noch Mémoires de la Cour de France pour les années 1688 et 1689, die Histoire de Henriette d'Angleterre und das Portrait de Madame de Sévigné geschrieben, welche Werke sämmtlich wegen derselben Grazie des Styles und Zartheit der Gefühle bewundert werden, die ihre Zayde und Princesse de Clèves charakterisieren. D.

Anm. 463. (S. 393.)

Marivaux wurde 1688 geboren und starb 1763 Sein Leben ist keineswegs reich an besonderen Ereignissen; er war zweimal verheirathet, war sehr arm und sehr mildthätig und fühlte sich sehr leicht beleidigt, besonders in Allem, was seine Werke betraf. Seine Unterhaltung hatte, wie man berichtet, etwas Seltsames an sich und war eine Zeit lang unterhaltend, wurde aber endlich durch ihre metaphysische Monotonie langweilig. Marivaux war kein Gelehrter und hegte eine besondere Verachtung gegen die Gedichte Homers, dessen Iliade [d. h. die Lamotte'sche Uebersetzung derselben] er ebenso wie den Télémaque von Fenelon travestirte. Außer diesen Werken und seinen Romanen verfaßte er eine Anzahl Theaterstücke, die auf dem Théatre des Italiens vielen Erfolg hatten, zu dem Ruhme ihres Verfassers nach dessen Tod aber nur wenig beigetragen haben. D.

Anm. 464. (S. 396.)

Antoine Prévôt d'Exiles wurde 1697 zu Hesdin in Artois geboren. In seiner Jugend trat er zweimal in den Jesuitenorden und verließ ihn ebenso oft, um Militairdienste zu nehmen. Der Ausschweifungen satt, wurde er nach dem gewöhnlichen Noviciate Mitglied der Benediktiner-Congregation zu St. Maur. Kaum hatte er aber das dreifache und unwiderrufliche Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth geleistet, als er seine Wahl bereute und des klosterlichen Zwanges überdrüßig nach England entfloh, wo er einige seiner ruhesten Werke schrieb und eine zärtliche Verbindung anknüpfte, die ihn von dem Schoße der Kirche noch weiter entfernte. Durch Vermittlung des Prinzen Conti erhielt er jedoch die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren und wurde bald darauf Sekretair und Großalmosenier seines Gönners. In dieser Stellung beschäftigte er sich fortwährend auf das eifrigste mit der Abfassung aller Arten von Werken, bis er einst unbesonnenerweise Beitrage zu einem periodischen Blatte lieferte, welches sich über die Regierungsweise und die Religion Frankreichs ziemlich frei aussprach, und er daher nach Brüssel verbannt wurde. Bald jedoch wurde er wieder nach Frankreich zurückgerufen, woselbst er auf's Neue jenen unermeßlichen literarischen Arbeiten oblag, deren Früchte die Histoire Générale des

Voyages, die Ueberſetzungen von Richaedſon's Romanen u. ſ. w waren. Ein Jahe voe ſeinem Tode zog ee ſich von Paeis nach einem kleinen Hauſe zu St. Firmin bei Chantilly zuruck. Sein Tod eefolgte in der Nahe ſeines Wohnoties untee folgenden entſetzlichen und uneehoeten Umſtänden, wie ſein Biograph berichtet. — „Comme il s'en rétournoit seul à Saint-Firmin le 23. Novembre, par la forêt de Chantilly, il fut frappé d'une apoplexie subite et demeura sur la place Des paysans qui survinrent par hazard, ayant aperçu son corps étendu au pied d'un arbre, le portèrent au curé du village le plus procbain. Le curé le fit deposer dans son église, en attendant la justice, qui fut appellé, comme c'est l'usage, lorsqu'un cadavre a été trouvé. Elle se rassembla avec précipitation et fit procéder sur le champ par le Chirurgien à l'ouverture. Un cri du malheureux, qui n'étoit pas mort, fit juger la verité à celui qui dirigeoit l'instrument et glaça d'effroi les assistans. Le Chirurgien s'arrêta — il étoit trop tard, le coup mortel étoit porté. L'Abbé Prévôt ne r'ouvrit les yeux, que pour voir l'appareil cruel qui l'environnoit et de quelle manière horrible on lui arrachoit la vie." D.

Anm. 465. (S. 396.)

Uebeeſetzt von Bülow. Leipzig 1842. 8.

Anm. 466. (S. 497.)

Uebeeſetzt von Nelly. Leipzig 1832. III. 8.

Anm. 467. (S. 398.)

Ueberſ. von Th. Hell. Leipzig 1826. VIII. 16.

Anm. 468. (S. 398.)

Jetzt möchte dieſer Ausſpruch wohl bedeutende Abänderung erfahren müßen. L.

Anm. 469. (S. 400.)

Soll wohl heißen „Dee Ball des Schmetteelinges" (The Butterfly's Ball); vergl. die folg. Anmeekung. L.

Anm. 470. (S. 400.)

The Peacock at home. A Sequel to the Butterfly's Ball (von Mrs. Doeſet). London 1807. Ein Gedicht. L.

Anm. 470a. (S 401.)

oder Cyeano's; vgl. Anm. 497a L.

Anm. 471. (S. 401.)

Es giebt mehre Werke dieſes Namens. Das hier gemeinte iſt waheſcheinlich das von Kazwini; ſ. d'Heedelot Bibl. Orient. s. v. Nighiaristan. L.

Anm. 472. (S. 404.)

Von Pidanſat de Mairobert. London 1780 ff. X vol. Damit nicht zu verwechſeln iſt L'Espion Anglais (par Merle). Paris 1809. II vol.; ſ. Barbier Dict. des Anonym No. 5350 u. 22418. II ed. L.

Anm. 473. (S. 405.)

„— — — Ueberall brachten verborgene Genien hin ſie,
Welche reglerten, Bewegung verlieh'n, das Leben beſchützten:
Bäume bewohnten Dryaden, Najaden die Wellen der Flüſſe,
Satyrn bewohnten die Wälder und Faune auch, häßliche Götter."

Anm. 473a. (S. 405.)

Ueber die Feeen und Elfen ſ. Val. Schmidt zu Straparola S. 200 ff.; Grimm D. Mythol. S. 382 ff. u. 411 ff.; Halliwell Illustrationa of Fairy Mythology. Lond. 1845 und die von Geaße I, 3 S. 28 angefuheten Schriften. L.

Anm. 474. (S. 406.)

Ueber ähnliche Verwandlungen ſ. Val. Schmidt zu Steaporola S. 282; vgl. oben Anm. 225. — Zu dem von Geaße (S. 385 ff.) in Betreff der Sage von der Kuhhaut dee Dido Bemerkten, die auch in dem Volksbuche von dee Meluſine vorkomme, will ich noch hinzufugen, daß die vom Stammvater der Mannsfelder Grafen angefuhete Sage auch in Grimm's Deutſchen Sagen Nr. 369 (hier jedoch iſt es ein ausgefaeter Scheffel Gerſte) erzählt wied. Eine gleiche Sage iſt mir auch mundlich von einem Englander in Beteeff des Londoner Hyde-Park (i. e. hide-park, Haut-Park) mitgetheilt worden, die folgende aber brieflich durch den vorteefflichen Uebeeſetzer des Baſile (ſ. unten Anm. 475a.) Herrn J. E. Taylor: „Die Fiſcher auf der Kuſte von Suſſex, in der Nahe eines Ortes, Namens Bulveehithe (was ganz deutlich „Landungsplatz Bulver" Bulver-landing-place bedeutet) erzählen, daß als Wilhelm der Eroberer nach ſeiner Landung in Pevenſey-Bay auf Haſtings vorrückte, er bei ſeinee Ankunft an jenem Orte eine Ochſenhaut (bull's hide) in Riemen ſchnitt, dieſe an einander knüpfte und an der Stelle Halt zu machen und eine Schlacht zu liefern beſchloß, wo die auf dieſe Weiſe gebildete Riemenreihe enden würde." Wie man ſieht, beenben dieſe beiden engliſchen Sagen auf eine volksmäßig etymologiſieeende Deutung (wie ſo viele andere), oder ſtehen ſie auch noch irgendwie in Beebindung mit der von Grimm in den Rechtsalterth. S. 90. Nr. 4. (nach dem Zuſatze ebendaſ. S. 939. aus Gottfried von Monmouth VI, 2.) angefuhrten Sage von der eeſten Ankunft des Hengiſt und Hors in England? L.

Anm. 475. (S. 406.)

Eine der Geſchichte von der Fee Meluſine ganz ähnliche Sage ſ. zum Roman de Rou ed. Pluquet 2, 386 Anm. Auch die doet in Rede ſtehende Familie Argonges führet als Helmſchmuck une fée nue ayant de long cheveux, tenant de sa main droite un miroir et de la gauche cachant le bas de son ventre. Vielleicht ſind dieſe beiden Sagen, gleich ähnlichen, aus einer ſpätern Eeklarung der Wappen hervorgegangen, deren urſpeunglliche Bedeutung veeloeen gegangen war. Vgl. ubee dieſe Art der Sagenerklarung Jakob Grimm in Fr. Schlegels Deutſchem Muſeum S. 53; Germania Bd. 4. S. 60 ff. — S. auch noch hier die Nachträge. L.

Anm. 475a. (S. 406.)

Der Pentamerone oder das Märchen aller Märchen von Giambattiſta Baſile. Aus dem Neapolitaniſchen übertragen von Felix Liebrecht. Nebſt einer Vorrede von Jak. Grimm. Breslau 1846. II. 8. [S. Berliniſche Nachrichten (Spenerſche Zeitung) vom 5ten Nov. 1846. Nr. 259.; Wiener Jahrb. 1847. Bd. 119. S. 222 ff. Neue Jenaiſche Lit. Zeitung 1848. Nr. 24.]. Eine vortreffliche engliſche Ueberſetzung iſt The Pentamerone or the Story of Stories. Fun for the Little Ones from the Neapolitan by John Edward Taylor. With Illustrations by George Cruikshank. London 1848. 8. Sie enthält jedoch nur 31 Märchen, die übrigen 19 ſind als unnahbar für die Jugend, für welche die Arbeit zunächſt beſtimmt iſt, ausgelaßen worden; eine Rückſicht, die ich nicht zu nehmen hatte, da ich für ein anderes Publikum arbeitete (vgl. bei mir 2, 324. 332.). — Ich laße hier einige Berichtigungen und Zuſätze zu meiner Uebertragung folgen, die den Beſitzern derſelben nicht unwillkommen ſein werden.

Band I.

S. 15. Ueber die wilden Männer und Heren ſ. Grimm D. Myth. 2te Ausg S. 447—454. 992 ff.

S. 45 Z. 5 v. o. „Drei junge Leute" (gagliune Plural von gaglione der junge Mann, Jüngling) und Z. 14 v. o. „Die Jünglinge, welche Söhne einer Fee waren." Berichtige hiernach den Auszug dieſes Märchens in Grimm Kindermärchen 3, 284 und D. Myth. 2te Aufl. S. 383 Z. 16 v. o.

S. 56. Den Namen Bardiello leitet Taylor vom lat. bardus (dumm) ab.

S. 93 Z. 8 ff. v. o. Bei den Worten „den Hals zwiſchen zwei Beinen zu haben" war zu verweiſen auf Anm. 32, in dieſer aber ſtatt „Neapel" zu ſetzen „Italien" und hinzuzufügen: „Daher heißt es in Buonaroni's Tancia Atto I Sc. 1:

„Cecco, i' mi muojo, e vonne a maravalle,
I' ho 'l nodo al collo, e'l *boja sulle spalle.*"

S. 131 Z. 3 v. u. In Betreff des Schwertlegens ſ. die von Keller zu Romans d. Sept Sages S. CCXXXV Anm. 1 und zu Dyoklet. Leben Einl. S. 64 angeführten Werke.

S. 217 Z. 7 ff. v. o. Zu den Worten „nachdem der Prinz aufgeſtanden war, um die Klugheit der Aerzte auf die Probe zu ſtellen" vergl. Bd. II. S. 49 Z. 3 u. 4 v. u. und S. 75 Z. 4 und 5 v. u.

S. 231 Z. 6 v. o. Vergeſſen machender Kuß; — S. Grimm D. Myth. S. 1050.

S. 398 Anm. 11. Ueber ſolche Kobolde u. ſ. w. in Kutten ſ. Duntzer in Scheible's Kloſter 5, 126 ff.; Mone's Anz. 3, 365 ff. Wie im Neapolitaniſchen monaciello heißt er im Franz. moine bouru und im Span. frayle: ſ. Grimm D. Myth. S. 479 (bei Delrius Disq. Mag. l. II qu. 27. s. 2. p. 342a. [Colon. 1657] ein Berggeiſt Namens Snebergius, nigro cucullo vestitus).

S. 400 Anm. 21. Schiffstrompeter. — Sieh Felicis Fabri Evagatorium 1, 39. 126 ff. (Liter. Verein in Stuttg.). Uebrigens brauchten ſchon die Tyrrhener Trompeter auf Schiffen, daher auch λιγυροσαλπιγκταί genannt; vgl. K. O. Mullers Etrusker 2, 209.

— ebendaſ. Anm. 22. fato. — S. Ducange s. v. Fadus.

— ebend. Anm. 25 Z. 6 ſt. unerſchrocken ſein l. ſchon viel mitgemacht haben, viel Erfahrung beſitzen. Beide Bed. hat auch das frz. il a vu le loup.

S. 401. Anm. 29. S. auch Reinhaert de Vos v. 2056 ff.

S. 403 Anm. 45. Erblinden durch Schwalbenkoth. — S. das Buch Toblä 2, 11.

S. 405. Anm. 55. Kreuzſchlagen beim Gähnen. — S. auch Taſſoni's Secchia Rapita 4, 48. Iſt auch in Irland Sitte; ſ. Taylor p. 119 Anm.

S. 406 Anm. 62. Licht anzünden bei Auktionen. — Dieſe Sitte herrſchte früher auch in England: „Goods used to be sold thus in this country, by what was called „inch of candle." Taylor p. 168 Anm. Auf dieſen Gebrauch ſpielen wahrſcheinlich auch an die Gesta Romanorum Nr. 96 u. 98.

— ebendaſ. Anm 63. Aehnliche Schneckenlieder (auch aus England und Schottland) ſ. bei Fiedler Volkslieder und Volksreime aus Anhalt-Deſſau (Deſſau 1847) S. 95 ff.

S. 407 Anm 69. Fuchsſchwänze gehörten ehemals zu den Zieraten von Narren, Luſtigmachern u. ſ. w., eine Sitte, die oft erwähnt wird; ſieh Flögel Geſchichte des Groteſk-Komiſchen S. 302.

S. 408. Anm. 74. Nach den Worten „verwandelt hat" füge hinzu „daher Canna Dea bei Apulejus Metam. p. 367 Oud."

S. 410 Anm. 97. Auch im Spaniſchen ſcheint die Redensart cantar el cuclillo por alguno dieſe zwiefache Bedeutung zu haben; ſieh Timoneda El Sobremesa y Alivio de Caminantes P. II. Cuento 57: Porqué se dijó: „Por mi cantó el cuclillo" (in der Bibliot. de Aut. Esp. Madrid 1846. vol. III. p. 181.). Vergl. auch Grimm D. Myth. S. 640 ff.

Ebendaſ. Anm. 103. Hexenſabat u. Nußbaum zu Benevent. — S. Grimm a. a. O. S. 1004 ff.

Band II.

S. 3. Hahnenſtein. — S. meine Bemerkung in der Germania 1848. Bd. VIII. S. 374; Grimm D. Myth. S. 1169 ff.

S. 70 Z. 18 ff. v. o. „Daß die Ehre nicht in dem Hemde einer Frau beſtehe" — Vgl. Bd. I. Anm. 18 über die cammiaa dell' annore.

S. 75 Z. 3 ff. v. o. „Bei den drei Dingen, die den Menſchen aus dem Hauſe jagen, Geſtank, Rauch und ein boſes Weib." — Faſt dieſelben drei Dinge nennt ſchon Chaucer: „Three thinges driven a man out of his house, that is to

say, smoke, dropping of raine, and wicked wives" (Tale of Melibeus. — Canterb. Tales. London 1843 p. 109. col. 1.). Auch von dem franzöſiſchen Prieſter Herrmann hat man unter Anderm auch Les trois mots de l'Evêque de Lincoln: moraliſche Betrachtungen über die drei Worte fumée, pluie, femme: ſ. Hist. Liter. de la France 18, 830 ff. Vgl. auch noch v. d. Hagen Geſammtabent. I. S. LXXXVIII ff. Anm. 5.

S. 84 Z. 7 v. u. Aehnliche, den Klang gewiſſer Glocken ausdrückende Worte (in Deſſau und in London gebräuchlich) führt an Fiedler a. a. O. S. 92 ff. Aehnliches auch bei Rabelais I. III. ch. 27: Escoute, dist frere Jean, l'oracle des cloches de Varenes: que disent elles?... Escoute: Marie toy, marie toy: marie, marie. Si tu te maries, maries, maries, tres bien t'en trouveras veras, veras. Marie, marie. Vgl. I. III. ch. 28 und die Erklärer.

S. 86 Z. 13 v. o. Roſen und Jasmin fallen aus dem Munde. — Sieh Grimm D. Myth. S. 1054 ff.

S. 115 Z. 3 ff. v. o. Aehnliche Spottreime auf Ortſchaften auch in Deutſchland gebräuchlich, ſ. Fiedler a. a. O. S. 106; ebenſo in Spanien: ſieh Guzman de Alfarache P. I. l. II. c. 9.

S. 162 Z. 5 ff. v. o. Die zwölf Monate als Brüder dargeſtellt. — Vergl. Grimm Geſchichte der deutſchen Sprache S. 75.

S. 252 Anm. 2. Das Spiel „Bild oder Wappen" (engl. cross and pile) heißt franz. jouer à croix ou à pile. — Das dort gleichfalls erwähnte altdeutſche Spiel „Fingerlein ſnellen" iſt in Muller's Rom u. ſ. w. unrichtig erklärt (ſ. v. d. Hagen Geſammtab. II, 404 Anm.) und entſpricht alſo nicht der morra.

S. 253 ff. Anm. 4. Schwerttanz. — Auch in Meſſina wird er (mit holzernen Schwertern) getanzt und heißt dort ballo alla scherma (Fechttanz), ſ. T. F. M. Richter's Reiſen zu Waſſer und zu Lande. 3te Ausg. Dresden u. Leipz. 1831. Bd. VII. S. 148 ff.; in Aſturien heißt er danza prima: ſieh über denſelben Duran Colleccion de Romances vol. IV. p. XLI Anm.*) Bachuber iſt der Name eines Schwerttanzes im Dorfe Cervières im Departement der hohen Alpen (wie mir Maßmann aus „Georgia oder der Menſch im Leben und im Staate von Kilian. Leipz. 1806. I, 1 S. 396" mittheilt). Auch in der Bretagne waren früher Schwerttänze gebräuchlich: ſ. Villemarqué Barzaz-Breiz. Chants populaires de la Bretagne 4te Ausg. Paris u. Leipzig 1846, vol. I. No. VII. p. 75 ff: Le vin des Gaulois et la danse de l'épée; die baskiſche pordoi dantza (d. i. Lanzentanz) wird angeführt von Schack Geſch. der ſpan. dram. Lit. 1, 70. Nach Tanioe (p. 404) war in Norwich bis vor wenigen Jahren noch ein jährlicher Schwerttanz Sitte, den die whifflers d. i. Schwerttänzer aufführten. Dieſe whifflers werden auch von Shakeſpeare erwähnt und traten ehedem auch in London bei feierlichen Gelegenheiten auf. Ueber den am byzantiniſchen Hofe gebräuchlichen Waffentanz (τὸ γοργόνιον) vergl. Grimm Geſch. d. deutſchen Spr. S. 451 ff. u. Maßmann in Haupt's Zeitſchr. f. D. Alterth. 1, S. 366, Müllenhoff Sagen S. XXIII. — Noch will ich bemerken, daß die von mir (S. 254) aus dem Guzman de Alfarache angeführte Stelle wörtlich aus Covarruvias s. v. danza entlehnt zu ſein ſcheint; vgl. Mone's Anz. 4, 229. Nr. 8a.

S. 257. Anm. 217. „Mit dem Geſichte zwiſchen den Knieen." — Over his eyes were drawn the curtains of despair and *his head touched the knee of anguish.* S. The Adventures of Hatim Tai. A Romance transl. from the Persian (Oriental Translation Fund) B. 5. p. 169.

— Ebendaſ. Anm. 19. Statt „Ochſenblut" lies „Stierblut" und füge hinzu Herod. 3, 15; Ariſtoph. Equites v. 83; Plutarch Themistocles c. 31.

S. 259 Anm. 34. Dieſe Anmerkung iſt ſo abzuändern: „Einem Hirſch, einem Raben u. einem Phönix" S. Heſiod bei Plut. de Defectu Orac. c. 11 in.; vgl. Auſonius Idyll. No. 18.

— Ebendaſ. Anm. 35. Taylor (p. 302.) verweiſt hierzu auf Plin. H. N. 9, 62 (88).

S. 262 Anm. 55. Brücke Sirat im Koran. — Vgl. Grimm D. Myth. S. 793. vgl. 1036.

S. 264 Anm. 69. Statt „im Orig." l. „im Vocabol." — Hinſichtlich des in dieſer Anm. beſprochenen Geſchichtchens und der darauf bezüglichen Redensart iſt auch noch anzuführen, daß beide ihren Urſprung dem Fablian du Pré tondu (bei Le Grand) verdanken, aus welchem u. der fraus muliebris in den Facetiae des Poggius die italieniſche Faſſung entſtanden iſt. Zu den von Le Grand angeführten Nachahmungen und Bearbeitungen dieſes Stoffes füge auch noch Montaigne Essais 1, 240. ed. 1727. — Les Bigarrures et Touches du seigneur des Accords ch. 7. p. 117. ed. 1648. — Contes à rire ou Récréat. Françaises 1, 102. ed. 1787: dispute d'un homme avec sa femme — Democritus ridens p. 121: Mulierum pertinacia — Additamenta Phil. Heemotimi ad Bebelii Facetias p. 299. ed. 1660: de uxore cujusdam nobilis vapulante — Le moyen de parvenir 3, 160 ed. 1881: la femme opiniâtre — Abstemii Fabulae p. 587 ed. Neveleti 1660: de muliere ob turdos verberata — Gellert Fabeln und Erzahl. S. 55. 1786. Die Widerſprecherin — Dufresne's Luſtſpiel l'Esprit de Contradiction. — Mit der Verſion des Poggius ſteht auch in Verbindung und iſt vielleicht daraus entſtanden das italieniſche Sprüchwort:

Chi sta nell' acqua sino alla gola
Ben è ostinato se mercè non grida.

Sieh Poggii Facetiae. London 1798. vol 2. p. 51 ff. Füge hinzu die Zuſätze und Verbeſſerungen zu meiner Ueberſetzung (zu S. 264.) und Hebel's Schatzkäſtlein S. 234: „Das letzte Wort."

S. 266. Nachtragliche Bemerkungen zu dem Exkurſe über die Redensart „Die Feige weiſen" habe ich in der Germania Bd. VIII. S. 370 gegeben. Der Ausdruck far la fica kommt zuerſt bei Dante Inferno 25, 2 vor; ſ. Douce an der

doet angef. Stelle. Im Poema del Cid v. 77. (Sanchez 1, 233.) heißt es non lo precio un figo. — Die beiden Abhandlungen von Jorio (Jorio) Mimica degli Antichi investigata nel Gestire Napoletano. Napoli 1832. 8. und von Schtermanee Ueber Namen und symboliſche Bedeutung der Fingee bei den Griechen und Römern. Halle 1835. 4. S. 21 ff. (Peogramm des Pädagogiums daſelbſt) kenne ich nue aus der oben eewahnten Anzeige meiner Uebeeſetzung des Baſile in der Jenaiſchen Neuen Lit. Zeitung.

S. 287 Anm. Z. 1 v. u. Statt piolaje lies: piolejà.

S. 288 Anm.*) Bagascia iſt aliſpan. bagassa und auch im Limoſiniſchen u Altfeanz. (bajasse) vorhanden; ſ. Sanchez im Gloſſar zum 2ten Bd. ſeiner Colleccion s. v

S. 289 Z 2 v. u. Parzonaro findet ſich auch im altfeanz. parçonneres u. provenz. parzonier

S. 290 Z. 5 ff v. o. Auch in der mittlern Latinitat findet ſich cata in Zuſammenſetzungen wie catamane, catamodicum ſ. Ducange s vv.

S. 293 Z 7 v. o. gehört noch zu Z. 4 v. o. Auf Diez Geamm. d. rom. Spr. 1, 80. Z. 3 v. u. habe ich bereits in den Zuſätzen u. Verbeſſ. zum 2ten Bde oerwieſen; fuge hinzu daß bren auch aliſpan. und noch in den Gebiegen von Santandee gebeauchlich iſt; ſ. Sanchez a. a. O.

S. 293 Anm.*). Mit der Redensaet servir alcuno a la coscia vergleiche feener Aehnliches in Grimm's Geſch. d. Deutſch. Spr. S. 133 ff., ſo wie die lateiniſchen latus legere, latus clandere. — Eine andere Eeklärung jedoch giebt Taylor (p. 19 Anm.), nämlich to help one to the best part, — a common saying in Naples, taken from the butcher's shop.

S. 295 Auch die Redensart: „Wenn ihe auch hundert Meilen liefet, fiele euch doch kein Heller aus der Taſche" (ſ. 1, 183 Z. 11 v. u.) emſpricht dee ſpan. poder dar diez saltos ain que se le caya á uno una blanca.

— Ebend. Anm. Z 1 v. u. Statt: „viele bemeekt" l. „bemeekt, vielr."

S. 297 Anm. Z 2 v. u St. de al l. e dal.

S. 307 Anm. Z. 4 v. u. Statt Sanie lies Santo.

S. 308 Z. 21 v. o. Nach den Worten „den Marchen Baſile's" fuge hinzu „und Straparola's z. B. N. 4 Fav. 3."

S. 315 Anm. Z. 9 v. u. Nach den Worten „Tom. 22 S. 310" füge hinzu: „u. 307 ff."

S. 328 Anm. *) Z. 2 u. 10 v. o. Statt „modeneſiſche" l. „bologneſiſche." Dieſer Scheeibfehlee muß um ſo mehr berichtigt weeden, da er ganz widee meine Abſicht eine gar nicht oeehandene modeneſiſche Ueberſetzung in die Litreaturgeſchichte eingefühet hat, die auch beeeits auf meine Autorität hin von mehеen meinee Reeenſenten angefühet woeden iſt und auch bei Taylor mußte es p. XI Anm. *) nicht heißen Fernow also mentions a third (sc translation) into the Modenese, ſondern vielmehr Liebrecht mentions etc. Dahingegen ſteht bei mir 2, 239 Anm. Z. 13 o. o. ganz richtig „bologneſiſch"

S. 317 Z 9 v. o. Taylor (Pref. p. VI Anm. *) bemerkt: Milton was introduced to Adriana (for her beauty called „la bella Adriana") and her daughter (Leonora Baroni) and heard them play at the concerts of Cardinal Barberini at Rome; he has celebrated Leonora in three of his Latin epigrama and in an Italian Canzone. Dieſe drei lateiniſchen Epigeammr ſuheen die Ueberſchrift ad Leonoram Romae Canentem (ſ. The Poetical Works of John Miltnn. Leipsic 1827 p. 367 ff.). Seine italieniſchen Gedichte (5 Sonnette und 1 Canzour a. a. O. p 391 ff.) ſcheinen ſich abee ſämmtlich auf ein und dieſelbe Dame zu beziehen, wenigſtens hat die Canzonr nichts Eigenthumliches, denn nur am Schluſſe derſelben eewahnt er die Donna:

Canzon diratti, e tu per me rispondi,
Dice mia Donna, e'l suo dir, e'l mio cuore
Questa è lingua di cui si vanta Amore;

wohingegen im eeſten und dritten Sonnett auf den Geſang der Dame angeſpielt wieb. So heißt es im eeſtern

Quando tu vaga parli o lieta canti
Che mover possa duro alpestre legno ecc.

und in leßteem

E'l cantar che di mezzo l'hemispero
Traviar hen può la faticosa Luna ecc.

Endlich noch die Bemerkung, daß Taylor, nach dem ee angefuhrt: „I had great difficulty in obtaining a copy of the work, which is very scarce in this country; but at length, through the kindness of a friend, I procured one from Naples," die gewiß hochſt benieekenswеihe Nachricht hinzufugt: „Even in Naples the Work is *almost unknown* and *very scarce*." Und doch ſind in Neapel allein acht Ausgaben (die leßte im Z. 1788 in der Collezione di tutti i poemi in Lingua Napoletana) erſchienen! —

Nachdem ich nun ſo meine rigene Aebeit ergänzt, wieb es vielleicht nicht unintereſſant ſein, in Bezug auf den Schriftſteller ſelbſt, übee deſſen hohe Wichnigkeit fue die Marchenliteeatur ſich die Brüder Grimm bereits vor langeeer Zeit ſo nachdeucklich ausgeſprochen (Kinbee- u. Hausmäechen Bd. 3. S. 276 ff.; vgl. Jak. Geimm in der Vorrebe zu meiner Ueberſetzung), noch rine Bemerkung hinzunehmen. Bei wiedeeholtem Leſen des Rabelais bin ich nämlich zu der Ueberzeugung grkommen, daß Baſile den Styl und die Ausbeucksweiſe desſelben auf das genaueſte (und zugleich glucklichſte) nachgebildet hat (wie ich dieß ſogleich ausfuhelich nachweiſen werde), woduech alſo meine in dee Uebeeſetzung (2, 260 Anm. 45.) ausgeſpeochenr Veemuthung, daß dir dort angefühete Stelle des franzöſiſchen Schriftſtellers unſern Baſile zur Verwandlung dee bei Strapaeola vorkommenden Puppe veranlaßt haben mochte, eine

noch viel höhere Wahrscheinlichkeit erhält. Ich gründe aber meine obige Behauptung auf die auffallende Uebereinstimmung der beiden Autoren in der genannten Beziehung, nämlich auf den Styl und Ausdruck, welche durchaus nicht zufällig sein kann, und will ich, weil eine längere Ausführung zu viel Raum einnehmen würde, hier nur einige Punkte berühren; so z. B. liebt es Rabelais, vielerlei Dinge einer Gattung neben einander aufzuzählen, wie Vögel (l. 1. ch. 37.) ebenso Basile (1, 202. 2, 103.), Pflanzen (l. 1. ch. 13.) ebenso Basile (1, 196.), Geschirr (l. 1. ch. 51.) ebenso Basile (1, 195.), Schimpfwörter (l. 1. ch. 25.) ebenso Basile (1, 3. vgl. 1, 21, 49), Spiele (l. 1. ch. 22.) ebenso B. (1, 152), Kleidungsstücke (l. 1. ch. 56.) ebenso B (1, 384 ff.) Synonyme (l. 1. ch. 22; nach Regis: „Nachdem er also die Zeit verthan, vertempert, verklempert, durch's Mehlsieb gebeutelt und gereutert hätt" u. s. w.) ebenso Basile (1, 255: „welcher aß und fraß, schluckte und schlang, ausleerte und abräumte, einhieb, einlud, einwammste, einpackte, fortbrachte, verschwinden machte, vernichtete, zerstörte und verheerte" u. s. w. Rabelais l. 4. neuer Prolog: „Beluchsen, prellen, rupfen und hinter's Licht führen;" Basile 1, 19: „Einen Streich spielen, hintergehen, anführen, betrügen, beluxen, prellen, berücken, hinter's Licht führen"); ferner gelegentliche Reime (l. 4. neuer Prolog: „Am Abend hatten sie alle beid' die Mauk im Hacken, den kleinen Krebs am Kinn und Nacken, auf der Brust thät der Keuch sie zwacken, der Fluß kriegt sie beim Schlund zu packen, die Blutschwär an den Hinterbacken;" l. 1. ch. 52: „Murren, knurren, trauern, versauern") ebenso bei Basile (1, 84: „Ganz geschniegelt und gebiegelt, ganz schimmernd und flimmernd, ganz Bänder und Gewänder und befalbelte Ränder, während Blumen und Düfte parfumirten die Lüfte und tausend von Dingen sie noch umfiengen"); von welchen Beispielen ich, wie gesagt, nur einige wenige anführen kann, die sich aber vielfach vermehren ließen, wozu auch noch die beiden Schriftstellern gemeinsame Sprüchwörterfülle kommt. Wenn man sich indeß vollkommen von der Nachahmung, welche Basile in Betreff Rabelais übt, überzeugen will, so vergleiche man nur bei letzterm das neunte Capitel des vierten Buches mit der Einleitung des fünften Tages bei ersterm und jene wird auf das Deutlichste erhellen. L.

Anm. 476. (S. 406.)

„Den frühern Straparola hat er (Basile) nicht benutzt, wahrscheinlich nicht einmal gekannt; beide haben nur vier Stücke gemeinschaftlich (Nr. 3. 14. 41. 45. bei Straparola III. 1. X. 1. V. 2. VII. 5.) und aus der Vergleichung ergiebt sich klar, daß er unabhängig davon schrieb." Grimm Kindermärchen III. S. 278. 2te Ausg. L.

Anm. 477. (S. 408.)

S. jedoch Jakob Grimm's Vorrede zur deutschen Uebersetzung des Pentamerone von Basile Th. 1. S. XII. Nach Val. Schmidt (W. Jahrb. Bd. 29 S. 109.) ist die Belle au bois dormant hervorgegangen aus d. Perceforest vol. 3. f. 127 v. col. 2. L.

Anm. 478. (S. 408.)

Dunlop muß sich hier geirrt haben. Grimm (Kindermärchen Th. 3. S. 379. Nr. 7.) bemerkt zu diesem Märchen Perrault's: „Könnte am ersten als bloße Erfindung gelten .. Im Italien. und Deutschen auch nichts Aehnliches." L.

Anm. 479. (S. 409.)

Nämlich der Adroite Princesse, welche er der Gräfin Murat widmete. L.

Anm. 480 (S. 409.)

Sie war 1650 geboren, Tochter des Le Jumel de Barneville, eines Edelmannes von einer der ersten Familien der Normandie, und an den Grafen François d'Aulnoy verheirathet. Mit den Vorzügen einer hohen Geburt und eines vornehmen Ranges verband sie auch noch den der Schönheit und des Geistes; sie zeichnete sich aus durch die Eleganz ihres Benehmens und ihre Unterhaltungsgabe. Außer ihrer Berühmtheit als Märchenschriftstellerin ist sie auch noch durch ihre Voyage en Espagne bekannt. D.

Anm. 481. (S. 410.)

Sie war 1670 geboren und Tochter des Marquis von Castelnau so wie Gemahlin des Grafen Murat. Sie soll voll Lebendigkeit und Glut und dem Vergnügen sehr ergeben gewesen sein, was sie auch selbst in der Art von Bekenntniß gesteht, das sie in den Mémoires abgelegt hat, einem Werke, welches, wie man glaubt, von ihr selbst abgefaßt ist. Sie hatte das Unglück das Misfallen der Frau von Maintenon zu erwecken, die sie in dem Verdacht hatte, ein Pasquill geschrieben zu haben, worin die nächste Umgebung Ludwigs XIV groblich beleidigt wurde, und sie sah sich daher von Paris verbannt. Im Jahre 1715 wurde sie jedoch auf Verwendung ihrer Freundin, der Frau von Paradère, durch den Regenten, den Herzog von Orleans, wieder zurückberufen. Gleichwohl genoß sie das Vergnügen, an den Belustigungen der Hauptstadt auf's Neue Theil nehmen zu können, nicht lange, da sie ein Jahr nach ihrer Rückkehr starb. D.

Anm. 482. (S. 410.)

Sie war die Enkelin des Jacques de Caumont, später Due de la Force, der dem Blutbade der Bartholomäusnacht entkam, welcher Umstand auch in der Henriade [Ch. II gegen Ende und vergl. dazu die Anm.] erwähnt worden ist. Er zeichnete sich später unter Heinrich IV und Ludwig XIII durch seine Thaten auf das Ruhmlichste aus. Seine Enkelin vermählte sich 1687 mit Charles de Brion; die Ehe wurde jedoch zehn

Tage nach der Hochzeit für nichtig erklärt. Sie überlebte diese kurze Verbindung fast vierzig Jahre, während welcher sie sich außer ihren Feeenmärchen auch noch durch verschiedene andere Werke berühmt machte. Von diesen ist ihre poetische Epistel an Frau von Maintenon und ihr Château en Espagne ganz besonders gefeiert worden.

D.

Anm. 483. (S. 410.)

Die Verfasserin dieses Buches war die Gräfin von Auneuil; sieh Bardier Dict. des Anonym. II ed. No. 18547. L.

Anm. 484. (S. 411.)

Auch in den Vierzig Vezieren, die Geschichte vom Könige Papagei (sieh 1001 Nacht, Nacht 18. Breslau). Das Märchen ist übrigens indischen Ursprunges; s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Ind. p. 175. n. 5. — Der oben von Dunlop angeführte Roman des Béroalde de Verville ist wahrscheinlich die Histoire Véritable ou le Voyage des Princes Fortunés, dessen ich jedoch nicht habhaft werden konnte. L.

Anm. 484 a. (S. 412.)

Ueber Polyphemus und dergleichen Riesen vgl. Grimm Deutsche Myth. S. 521. L.

Anm. 485. (S. 413.)

Dergleichen Vorstellungen von den gewaltigen Wirkungen weiblicher Schönheit scheinen bei den Orientalen gewöhnlich zu sein; so sagt Zoega, es sei die Geschichte der thrazischen Zaubrerin Rhodope, von der „die Araber den Glauben hergenommen haben mögen, daß in einer von den Pyramiden als Schutzgeist eine Frau von wunderbarer Schönheit wohne, welche die Menschen durch ihren Anblick wahnsinnig mache:" De Usu Obeliscorum und L'Egypte de Murtadi par Vattier; sieh Thomas Moore The Epicurean Anm. 6 zu cap. VI. S. auch The Adventures of Hatim Taï (vergl. die folgende Anmerkung) p. 18 u. ö.; so wie Somadeva's Märchensamml. Cap. 15. Gesch. der Unmadini (Th. 1. S. 166. Uebers. von Brockhaus). L.

Anm. 485 a. (S. 413.)

Sie sind zunächst einem turkischen Werke (Feeredsch haadesch schidded d. h. Freude auf Leid) das wieder aus anderen orientalischen Quellen schöpfte, entnommen und in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrh in's Persische übersetzt worden; vergl. Graße II, 3. S. 993 und dessen Handbuch 2, 331

Noch will ich hier einer größern persischen Prosadichtung Erwähnung thun, nämlich der „Abenteuer des Hatim Taï (The Adventures of Hatim Taï. A Romance translated from the Persian by Duncan Forbes. Lond. 1830. Oriental Translation Fund). Dieß ist ein in Persien und Indien höchst beliebter Roman, von sehr moralischer Tendenz, indem darin die Tugenden und der Heldenmuth des Hatim Ben Ubaid Ben Sa'id gefeiert werden, welcher Haupt des (jüdischen, s. B. VI. p. 181.) Araberstammes Taï war und in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts in Jemen lebte. Er war berühmt wegen seiner Tapferkeit, Weisheit und Freigebigkeit; noch jetzt wird sein Name als synonym mit diesen Tugenden gebraucht und die arabischen und persischen Schriftsteller enthalten zahlreiche Anspielungen auf denselben, vgl. d'Herbelot (Bibl. Orient. s. v. Hatem Abou Adi Hatem), welcher unter Anderm von ihm erzählt, daß der griechische Kaiser einst einen Gesandten an ihn schickte, um ihn um sein Lieblingsroß zu bitten. Da Hatim von dieser Gesandtschaft nichts erfahren hatte, so war er bei der Ankunft desselben ganz unvorbereitet und sah sich daher, um ihn nur irgendwie bewirthen zu können, genöthigt, eben jenes Roß zu tödten und zu braten. Als nun der Gesandte nach der Mahlzeit den Wunsch seines Herrn mittheilte, sprach Haim: „Es ist zu spät, das Roß ist zu unserm Mahle getödtet worden; es war die einzige Nahrung, die ich dir zu bieten hatte und ich kannte den Zweck deiner Reise nicht." (Vergl. oben Anm. 313.).

In dem Romane selbst wird erzählt, wie Hatim einst dem syrischen Prinzen Munir begegnet und dieser ihm mittheilt, daß er sich in eine wunderschöne junge Dame, Namens Husn Banu, verliebt habe, diese ihm aber nicht eher ihre Hand reichen wolle, als bis er ihr sieben Fragen beantwortet, mit deren Lösung eben so viele schwierige Unternehmungen verknüpft sind, die Munir selbst nicht auszuführen im Stande ist. Hatim nun verrichtet sie statt seiner und verschafft ihm so den Besitz seiner geliebten Husn Banu. Auf diesen Zügen aber bietet sich dem Hatim reichliche Gelegenheit seine Tapferkeit, Unerschrockenheit und Ausdauer in der Besiegung aller Arten von Schwierigkeiten zu zeigen, indem er in Einem fort mit Geistern, Genien, Peris und allen Arten von Zaubereien und Embehrungen zu kämpfen hat, die er indeß alle glücklich besiegt. Oft wiederholt sich hierbei der der indischen Mythologie entnommene Zug, daß er, um selbst hungrige Thiere zu sättigen, seinen Körper ihnen anbietet und wenn sie diesen ablehnen, sich doch wenigstens Stücke Fleisch ausschneidet und ihnen darwirft.

Die Abenteuer sind voll von den extravagantesten Einfallen einer orientalischen Phantasie, die sich immer einander zu überbieten suchen. Kein Wunder, daß endlich die Einbildungskraft des Verfassers erschöpft wird, so daß der letzte Theil des Werkes Wiederholungen bietet und daher dem ersten nachsteht. Anziehend ist jedoch auch dieses Werk, um die verschiedenen Vorstellungen orientalischer Mythologie und Volksglaubens daraus kennen zu lernen. Eine der Histoire de la Corbeille von Caylus ähnliche Geschichte findet sich B. I. p. 31 ff. (vergl. unten Anm. 488.).

Da hier gerade von orientalischen Prosadichtungen die Rede ist, so will ich auch über die chinesischen Erzeugnisse dieser Art Einiges hinzu-

fügen und zuvörderſt bemerken, daß das Privatleben in China, ſo wie es ſich uns in den Romanen darbietet, von dem unſrigen eben nicht ſehr abzuweichen ſcheint und daß im Ganzen dieſelben Verhältniſſe und Ereigniſſe bei ihnen wie bei uns Statt finden und daher auch geſchildert werden. Liebes- und Räubergeſchichten, Hof- und andere Kabalen, Abenteuer allerlei Art, beſonders weibliche Treue und Untreue, ferner Studentenleben und das Ablegen eines „glanzenden" Examens zu Ende der Studienjahre ſo wie dergl. mehr — alles dieß bildet wie bei uns ſo auch bei den Chineſen die Grundlage des Treibens im Leben und in den Romanen, und nur einige beſondere Sitten, Gebrauche und Lebensweiſen machen uns bemerkbar, daß wir uns in einem andern, fernen Lande befinden, nicht aber das Wunderbare, Außerordentliche, Abenteuerliche der mehr weſtaſiatiſchen Dichtungen dieſer Art; es ſei denn, daß es ſich von eigentlichen Feeenmärchen handle, wovon nachher. Manches freilich ſcheint uns gleichwohl ganz eigenthümlich, wie wenn ein Liebender ſuglich ſein Herz theilen und am Schluſſe der Erzahlung der beglückte und beglückende Beſitzer zweier Frauen werden kann, wobei alles gleichwohl eine ſentimentale Farbung behält; wie z. B. in dem Romane Ju-kiao-li ou les deux Cousines. (Roman Chinois traduit par Abel Rémusat. Paris 1826. IV. 8.), von welchem nebſt dem gleichzuerwahnenden der beliebteſte in China, (ſ. Stanislas Julien in der Vorrede zu dem am Schluſſe dieſer Anm. (S. 523.) anzufuhrenden Feeenmärchen p. VIII.) bereits Fortlage in ſeinen Vorleſungen über die Geſchichte der Poeſie (Stuttgart u. Tübing. 1839. S. 38ff.) eine Analyſe gegeben (die ich hier in den Nachtragen wiederhole). Dieſer Roman übertrifft ubrigens den eben angedeuteten (Hau-kiou-choan or the fortunate union. Translated by Francis David. London 1829) bei Weitem, da die Fabel viel verſchlungenee und intereſſanter iſt; denn in der „Glucklichen Verbindung" wird nämlich erzählt, wie zwei Liebende nach Beſiegung zahlreicher Schwierigkeiten endlich das Ziel ihree Wunſche eereichen; und obwohl beide als nec plus ultra der Vollkommenheit geſchildert weeden, laßen ſie trotzdem die Erzahlung höchſt langweilig, indem ſie, ohne ſonſt lebendiges Intereſſe, ohne Neuheit und Abwechslung, nur ſteif conventionelles Weſen bietet. Dee Blick, den wir ubrigens hier in die chineſiſchen Sitten und Zuſtände thun, offenbart nicht viel Erfreuliches.

Trotz dieſer ceremoniöſen Formenfülle ſcheinen übrigens die Chineſen dennoch beſonders gern und viel zu lachen, oft ſogar zur Unzeit, denn in den Romanen lachen ſie und ſagen lachend Dinge, bei denen es uns keineswegs Zeit ſcheinen würde unſere Gefuhle auf dieſe Weiſe zu äußern. — Daß ſie ferner ſich zuweilen auch des allgemein Menſchlichen ſo wie der Steifheit ihrer eigenen Manieeen bewußt werden, geht ſowohl aus einigen der folgenden Erzählungen als auch namentlich aus einer Stelle der „Deux Cousines" (ch. 17. vol. IV. p. 104.) hervor, wo Tſchang-fanjou bei dem heftigen Kummer Sſe Jeoupé's uber den vermeintlichen Verluſt ſeiner Geliebten zu ihm ſagt: „Vous devez, il me semble, seigneur, modérer vos affections conformément aux rites," und jener ihm antwortet: „Un auteur du temps de la dynastie des Tsin dit que les objets de nos affections sont identifiés avec nous mêmes. Vous me parlez de rites: est-ce pour nous qu'ils ont été institués? Quel homme suis-je, mon cher ami, pour que vous ayez une telle idée de moi!" —

Und was endlich die geſchlechtlichen Verhältniſſe betrifft, die demnach keineswegs ſehr beengt ſein mußen, heißt es in des Pater Martin Martinius Description de l'empire de la Chine vol. II. p. 213: „Tant ceux de la Chine aiment la modestie exterieure et apparente, quoyque leurs enfans ne laissent pas naturellement d'être assez enclins à toute sorte d'impudicité et de paillardise et d'avoir assez de liberté, les parens n'en faisant pas grand bruit, pourveuqu'elles se passent en cachette."

Bei Weitem anziehender als die „Glückliche Verbindung" ſind hingegen wieder die novellenartigen Contes Chinois traduits par MM. Davis, Thoms, le P. Dentrecolles etc. publiés par Abel-Rémusat. Paris 1827. III. 12. — Sie ſind zur Verlebendigung und Einſchäefung gewiſſer moraliſcher Pflichten und Lehren geſchrieben (wie auch die Verfaſſer gewohnlich am Schluſſe andeuten, alſo eine Art contes moraux oder novelas ejemplares) und enthalten folgende Erzählungen:

Vol. I. 1) L'Héroisme de la Piété Filiale. Ein chineſiſcher Beamter wird auf der Reiſe nach ſeinem Beſtimmungsoerte nebſt Weib und Kindern von den Schiffsleuten ermordet und nur ſeine Tochter geſchont, welche der Patron heirathet, dann aber aus Furcht vor Verrath erdroſſelt. Sie iſt jedoch nicht ganz todt, ſondern lebt wieder auf und gelangt dann in die Gewalt verſchiedener anderee betrugeriſch geſinnter Männer und erduldet hierbei viele und mannigfache Unfalle. Zuletzt wird ſie die Gemahlin eines Ehrenmannes, durch den es ihr gelingt ihre Abſicht zu erreichen, nämlich die Morder ihrer Eltern endlich der verdienten Strafe uberliefert zu ſehen. Denn nur um dieſes Zweckes willen hat ſie bis jetzt ihr ſchweres Daſein und ihre Schande Jahre lang ertragen; weshalb ſie denn auch, nachdem er erreicht iſt, ſich ſelbſt das Leben nimmt. — Dieſe Erzählung giebt von dem Treiben der chineſiſchen Flußpiraten ein ſehr lebendiges Gemälde

2) Les tendres Epoux. Ein kranklicher Ehemann wird von ſeinen Schwiegereltern, jedoch ohne Wiſſen und Willen ſeiner Frau bei einer Flußreiſe an einem einſamen Ufer unter einem Vorwande ausgeſetzt und zurückgelaßen, in der Abſicht, ihre Tochtee anderweit zu verheirathen.

Dort erhält er mittels überirdischer Hülfe und durch fleißiges Beten seine Gesundheit wieder und kommt auch in den Besitz eines großen Schatzes, mit dem er auf einem vorüberfahrenden Schiffe sich nach Nanking begiebt und dort niederläßt. Inzwischen ist seine Frau trostlos, sie macht ihren Eltern heftige Vorwürfe und weist alle Absichten derselben, sie wieder zu verheirathen, standhaft zurück. Endlich nach längerer Zeit sucht ihr Mann sie wieder auf und nimmt sie wieder als Gemahlin an, worauf sie ein ungestörtes eheliches Glück bis zum hohen Alter genießen. — In dieser Novelle soll, wie man sieht, die eheliche Treue der Frauen gefeiert werden.

Vol. II. 1) L'Ombre dans l'eau: beruht auf dem neuen und sinnreichen Gedanken, daß ein junges Paar, welches sich wegen einer Mauer, die über ein sie trennendes Bassin, aber ein Stück über der Oberfläche des Wassers erhöht gebaut ist, persönlich nicht sehen kann, sich dennoch gegenseitig im Wasser erblickt und in einander verliebt, auch nach mehrfachen, besiegten Hindernissen, die aus der Feindschaft ihrer Eltern entspringen, endlich heirathet, wenngleich der Liebende der Umstände halber sich genöthigt sieht, auch noch eine zweite Gemahlin zu nehmen, woran indeß die andere keinen Anstoß nimmt. — Diese Novelle ist wie die beiden folgenden sehr leicht und fließend erzählt und gleich ihnen sehr unterhaltend.

2) Les trois frères. Ein Kaufmann findet auf der Landstraße einen Beutel Geld und da er den Verlierer entdeckt, so giebt er ihm denselben zurück, bei welcher Gelegenheit er in dem Hause des letztern einen längst verloren geglaubten Sohn wiederfindet. Auf seiner Rückkehr nach Hause begegnet er einem untergehenden Schiffe; Niemand will demselben beistehen; jedoch da er endlich eine Belohnung aussetzt, so werden die in Todesgefahr befindlichen Passagiere gerettet, worunter sich auch ein Bruder von ihm befindet, der sich aufgemacht hatte um ihn aufzusuchen, da jener schon sehr lange von Hause abwesend war. Inzwischen schwebt die Frau des Kaufmannes in großer Sorge und ist sogar in Gefahr von einem zweiten Bruder ihres Mannes an einen Wittwer als Frau verkauft zu werden; durch einen Irrthum jedoch wird sein eigenes Weib statt ihrer fortgeführt und der Verräther erhält so seine Strafe. Bald darauf kehren die anderen beiden Brüder nebst dem Sohne des einen zu der beglückten Gemahlin und Mutter zurück. — Hier soll gezeigt werden, wie jeder guten oder bösen That stets auch ihr Lohn folgt. Die Novelle ist ohne besondere Kunst geschrieben. —

3) Le Crime puni. Ein reicher Mann, der seinen Feind, Namens Li-yi, ermordet hat, wird durch die Bestechlichkeit eines Richters für unschuldig erklärt; indem er aber triumphierend nach Hause zurückkehrt, wird er von einem kalten Windstoße getroffen und mit den Worten: „Je suis perdu! J'aperçois Li-yi; il me menace, il se jette sur moi!“ stürzt er leblos zu Boden, und der Verfasser schließt mit dem Ausrufe: „Exemple terrible et effrayant! grande leçon! on ne saurait tromper le ciel!“ —

4) La Calomnie demasquée. Ein Gelehrter, Namens Wang, sonst sehr sanften Charakters, stößt gleichwohl eines Tages einem Hausierer im Streite so heftig vor die Brust, daß er besinnungslos niederfällt. Man bringt ihn jedoch alsbald in's Haus, woselbst er sich in Folge angewandter Mittel wieder erhole und mit einem Stücke Seidenzeug beschenkt das Haus verläßt. Bald darauf erscheint ein Fährmann bei Wang, welcher anzeigt, daß ein Hausierer, den er über den Fluß setzen sollte, in seinem Kahne todt niedergesunken sei, vorher aber ihn von dem Vorfalle mit dem Gelehrten und der Mishandlung, die er von diesem erlitten, in Kenntniß gesetzt habe. Der Fährmann, der auch zugleich das Stück Seidenzeug vorweist, will dieses Ereigniß beim Gerichte anzeigen, wird indeß durch Wang vermittelst einer beträchtlichen Geldsumme beschwichtigt, worauf der Leichnam mit Hülfe eines Sklaven in dem Erbbegräbnisse der Wang'schen Familie begraben wird. Nach einem Jahre ungefähr erkrankt Wang's einziges Kind und der nach dem Arzte gesandte Sklave, statt diesen zu holen, betrinkt sich in einem Wirthshause, woselbst er den Tag über verweilt und dann sagt, er habe den Arzt vergeblich die Zeit über erwartet. Das Kind stirbt und Wang ist trostlos, erfährt jedoch bald die Lüge des Sklaven und läßt ihm dafür eine derbe Züchtigung zu Theil werden. Voll Wuth darüber geht der Sklave zum Richter hin und zeigt den frühern Vorfall mit dem Hausierer an. Wang wird eingezogen, gesteht das Vorgefallene und soll die Todesstrafe leiden. Während seine Gemahlin nun trostlos zu Hause sitzt, tritt plötzlich eines Tages der todtgeglaubte Hausierer in ihr Haus, um einige kleine Geschenke zu bringen als Dank für das ihm einst geschenkte Stück Seidenzeug. Die Frau erfährt nun von ihm, daß bei seinem Eintritte in den Kahn er dem Schiffer seinen Vorfall mit Wang erzählt und dieser ihm dann das Stück Seidenzeug abgekauft habe, wodurch es damals demselben möglich wurde, zumal bei Nacht, Wang die Identität des Leichnams glauben zu machen, so daß er sich für den Mörder des Handelsmannes halten mußte. Der Leichnam aber war der eines wahrscheinlich Ertrunkenen, der, wie der Hausierer sich erinnert, eben damals vorüber schwamm. Alsbald begiebt sich die Frau nebst dem Hausierer zu dem Richter, der sogleich den Angeber wie den ehemaligen Fährmann, jetzigen Leinwandhändler, einziehen läßt. Letzterer gesteht hierauf seine That, die er in der Absicht, Geld von Wang zu erpressen, begangen; der Sklave jedoch hatte allerdings seinen Herrn für den wirklichen Tödter des Hausierers gehalten. Für seine Rachsucht wird er mit vierzig Stockhieben bestraft und stirbt, ehe er sie alle erhalten; des Fährmanns Urtheil lautet gleich auf Todtprügeln; Wang aber kehrt freudig zu seiner treuen Gemahlin zurück. — Diese No-

velle ist mit vielem Geschmacke geschrieben und hält das Interesse bis zu Ende gespannt, da man den unvermutheten Ausgang nicht vorher sieht. Auch sind einige sehr scharfsinnige juristischen Bemerkungen darin eingemischt und der Zweck der Novelle ist, sowohl jeden Menschen gegen zornige und besonnene Handlungen zu warnen, als auch die Richter zu großer Vorsicht in ihren Untersuchungen zu ermahnen

5) Histoire de Fan-hi-tscheou: ganz unbedeutend an Inhalt und Werth.

Vol. III. 1) San-iu-leou ou les trois étages consacrés: enthält keine Liebesgeschichte, sondern soll den Scharfsinn eines Richters, den Edelmuth eines Freundes so wie den endlichen Sieg der Tugend über die Ungerechtigkeit zeigen.

2) Les deux jumelles. Ein Vater sucht für seine Zwillingstochter zwei Schwiegersöhne aus; ebendieß geschieht von der mit jenem stets in Zwist befindlichen Mutter; beide hindern sich gegenseitig in der Ausführung ihrer Absichten, bis endlich der Gouverneur der Stadt selbst vermittelst eines wissenschaftlichen Examens würdige Ehemänner für jene reizenden Schwestern zu finden übernimmt, da aber nur ein Kandidat sich als würdig und Sieger erweist, beide Mädchen an ihn verheirathet.

3) La Matrone du Pays de Soung. Ein Weiser, Namens Tschuang-tseu, begegnet einst auf einem Begegnißplatze einer jungen Wittwe, welche das Grab ihres Mannes mit ihrem Fächer fächelt und auf sein Befragen ihm mittheilt, daß sie ihrem verstorbenen Gatten auf dem Todtenbette versprochen, sich nicht eher wieder zu vermählen, als bis die Erde des Grabhügels an dem einen Ende ganz trocken wäre, was sie durch das Fächeln zu beschleunigen sucht. Der Weise bewirkt dieß ihr zu Liebe sehr schnell und kehrt nach Hause zurück. Seine Frau, der er den Vorfall mittheilt, schmäht heftig die Unenthaltsamkeit jener Wittwe und sagt, sie würde als Wittwe nie wieder heirathen. Bald darauf stirbt Tschuang-tseu und seine Wittwe ist anfangs trostlos. Bald jedoch kommt ein ehemaliger Schüler ihres Mannes, welcher der Leiche seines Lehrers die letzte Ehre erweisen und dann seine Bücher zu fernern Studien benutzen will. Sie nimmt ihn in ihr Haus auf, verliebt sich in ihn, und kurzum der Hochzeittag wird festgesetzt, nachdem der Leichnam in eine elende Hütte geworfen worden ist. Im Begriff das hochzeitliche Lager zu besteigen, fällt der Bräutigam in Krämpfe, welche, wie sein Diener sagt, nur durch das Gehirn eines noch nicht lange gestorbenen Menschen mit Wein vermischt und so getrunken beseitigt werden können. Die Braut eilt mit einer Axt zu dem Leichnam ihres Mannes, haut erst den Sarg entzwei und will eben der Leiche den Schädel einschlagen, als ihr Mann von einem langern Scheintode erwacht und mit ihr nach Hause zurückkehrt. Die Nichtigkeit ihrer anfänglichen Ausflüchte wird bald klar, worauf sie vor Scham sich erhängt, ihr Mann aber das Haus nebst ihrer Leiche und allem andern in Brand steckt; der Schüler und sein Diener sind jedoch inzwischen entflohen. — Diese Novelle, wie es am Schlusse heißt, soll zeigen, daß man auf die Treue der Frauen, ehe man sie genau geprüft, nicht zu sehr bauen soll. — (Dieß ist die Geschichte der Matrone von Ephesus; s. oben S. 88).

Drei von diesen Erzählungen (vol. II. No. 1. und vol. III. No. 1 u. 2.) waren früher schon in einer englischen Uebersetzung erschienen (Chinese Novels translated from the originals by John Francis Davis. Lond. 1822, enthaltend The Shadow in the Water, The twin Sisters und The three dedicated Chambers) und auch diese gerade enthalten viele treffende moralische Betrachtungen und Sentenzen, die oft mit anderweitig bekannten fast wörtlich übereinstimmen und daher ihre Wahrheit und Allgemeingültigkeit beweisen; so z. B. in der ersten (p. 83 der englischen Uebersetzung): „Es giebt keinen Schmerz, der dem stummen Grame gleiche," womit schon Davis die Stelle aus Macbeth vergleicht [Akt IV gegen Ende]:

„Der stumme Gram verräth
Ein schwer belastet, brechend Herz;"

wozu man aber auch noch den Ausspruch des Publius Syrus anführen kann:

„Ach wie ist der Schmerz doch wehvoll, der da in
der Qual verstummt,"
(Heu dolor quam miser est qui in tormento
vocem non habet),

sowie den des Sophokles gleichfalls mit Bezug auf den Schmerz (Antigone v. 1251 ed Tauchn.):

„— — unheimlich scheint zu tiefes Schweigen mir."

Ferner heißt es in der letzten Erzählung (p. 183): „Unerwarteter Reichthum ist nie dem zu Theil geworden, der dazu bestimmt war, arm zu bleiben." — Eine ähnliche Bemerkung finde ich bei Walter Scott: „Ich denke, ich habe zuweilen von Menschen reden hören, die unter einem Hellerplaneten geboren und dazu verdammt sind, nie einen ganzen Groschen zu besitzen." (Letter to Lord Montague in den Memoirs of the Life of Sir W. S. by Lockhart vol. II. c. 14.) und schon Freidank sagt (ed. Grimm S. 367.):

Wer geborn ist ze drien helbling,
Der wirt nit rich zweiger pfenning.

Weiter (p. 192.): „Der Umstand mit den frühern oder spätern Belohnungen gleicht vollkommen dem Ausleihen von Geld auf Zinsen. Wenn man es einen Tag früher zurückerhält, so bekommt man einen Tag weniger Zinsen; wenn man es ein Jahr länger ausstehen läßt, so erhält man auch ein Jahr Zinsen mehr. Wenn du die Belohnung deiner guten Thaten mit ängstlichem Heezen erwartest, so mag wohl der Himmel sie nicht sogleich senden und es mag scheinen, als ob dich keine Belohnung erwartete. Aber indem du

nun so alle Erwartung für vergeblich erachtest und alle Hoffnung für verloren haltst, da plötzlich erscheint die Belohnung, gleich einer schlechten, lange Jahre ausstehenden Schuld, die, wenn der Ausleihee sie fast vergessen hat, unerwartet mit einer übergroßen Anhäufung von Zinsen eingeht.— Das ist weit besser als eine frühe Rückzahlung" Wie wahr und treffend und Zeugniß ablegend von einem ächten Gottesvertrauen! —

In diesen Novellen wird auch der Leser nicht, wie sonst oft, durch zu häufige Anspielung auf Erklärung bedürfende Sitten u. s. w. in dem Gesammtgenusse des Ganzen gehemmt.

Der Kin-koo-ke-kwan enthält eine Anzahl Erzählungen, von denen die folgende in dem zwölften Heuen oder Abschnitte enthalten, durch J. Birch unter dem Titel: „Die Freunde bis in den Tod" (The Friends till death) übersetzt ist. Es wird darin erzählt, daß zwei Freunde, Namens Tso und Jang, sich mitten im Winter nach dem Hofe des Königs von Tsoo auf den Weg machen, welcher letztere alle Gelehrten an seinen Hof berief. Mitten auf dem Wege von Kälte und Hunger gepeinigt, bringt Tsoo in seinen Freund so lange, bis dieser auch noch seine eigenen Kleider anlegt und mit dem kleinen Reste der Lebensmittel seine Reise fortsetzt, weil beides nur für einen zum Schutze gegen Kälte und Hunger hinreicht, während er selbst sich nackt dem Tode preisgiebt. Jang gelangt auch wirklich an den Hof des Königs von Tsoo, wird alsbald Minister und kehrt sogleich zu dem Leichname seines Freundes zurück, dem er ein Grabmahl errichtet. Der Geist desselben erscheint ihm jedoch bei Nacht und klagt ihm, daß ein feindes in seiner unmittelbaren Nähe begrabener Todter drohe, ihn aus seinem eigenen Grabe zu vertreiben. Da nun alle von Jang angewandten Mittel nichts helfen, so tödtet sich dieser endlich selbst um seinem Freunde im Grabe persönlich beizustehen, was ihm auch gelingt. —

Diese Novelle ist mit vielem Gefühle geschrieben und zeigt gleich mehren anderen Erzählungen, daß die Freundschaft auch bei den Chinesen in hohem Ansehen steht. Wichtig ist die vorliegende Novelle auch für die Kenntniß der Vorstellungen, welche die Chinesen von den Seelen nach dem Tode haben und welche Mittel sie zum Schutze derselben so wie der Gräber anwenden.

Ein chinesisches Feenmarchen (das einzige, das mir bekannt geworden) ist in der französischen Uebersetzung betitelt: Blanche et Bleue ou les deux Couleuvre-Fées. Roman Chinois traduit par Stanislas Julien Paris 1835. Es ist im Jahre 1807 verfaßt und seinem Umfange nach (wie auch der Titel besagt), eigentlich ein Feen-Roman. Als literarisches Produkt betrachtet (und als solches d. h. als erdichtet erweist sich die Erzählung, keineswegs als „aus dem Munde des Volkes" hervorgegangen) hat sie keinen besondern Werth, denn die ganze Handlung ist gehaltlos, wenngleich zu allererst die Absicht hervortritt, kindliche Liebe und (wie in fast allen chinesischen Romanen) Gelehrsamkeit zu feiern. Die Schilderung der Gefühle enthält übrigens wenig Wahrheit und das Wunderbare leidet an großer Eintönigkeit. Auch hier endlich zeigt sich, wie wenig eifersüchtig die chinesischen Weiber sind, indem eine Frau, welcher ihr Ehegemahl seine Leidenschaft für eine andere Schöne eingestanden hat, hier alle erdenkliche Mühe und List anwendet, um seinen Absichten auf dieselbe förderlich zu sein. — Der Stoff, wie ihn der Uebersetzer selbst in der Vorrede kurz angiebt, ist folgender.

Blanche est une femme que Fo a fait passer dans le corps d'une Couleuvre blanche pour expier pendant des siècles les fautes de sa vie antérieure. Au bout de dix-huit cents ans ce dieu décide que l'astre Wen-sing (l'astre de la littérature) descendra sur la terre où il doit parvenir aux plus hauts honneurs. En conséquence il permet a Blanche de prendre un corps humain et d'épouser Han-wen afin de donner le jour à l'astre Wen-sing, qu'il veut récompenser d'une manière éclatante. Pendant plusieurs années Blanche est exposée aux plus grands périls; il lui arrive même une fois de perdre la vie; mais comme des hautes destinées se rattachent à son existence, Bouddha (i.e. Fo) ordonne à un dieu placé sous ses ordres de la protéger, lorsqu'elle est en danger de périr et de lui communiquer son souffle divin après que la vue du génie de l'astre Nân-sing l'a fait mourir de frayeur. Enfin après beaucoup de vicissitudes où domine toujours le merveilleux Blanche arrive au terme de sa grossesse; une lumière brillante illumine toute la maison et l'astre Wen-sing descend dans le monde.

Dès ce moment le rôle de Blanche est accompli; et comme elle n'avait pas encore expié toutes ses fautes lorsque Bouddha la choisit pour être, à l'égard de l'astre Wen-sing, l'instrument de ses desseins, il ordonne au religieux Fa-haï de l'ensevelir sous la pagode de Louï-pong. Vingt ans après lorsque Blanche a rempli la mésure de ses souffrances, Fa-haï vient la tirer de sa prison et l'élève au séjour des dieux. —

Insoweit nun diesem Märchen allerdings gangbare Anschauungen und Vorstellungen des Volkes zu Grunde liegen, ist es nicht ohne Interesse, wenn sie auch, wie bereits bemerkt, in der Darstellung übertrieben und mit fremdartigen Zuthaten des Verfassers vermischt zu sein scheinen.

Wunder- und Feenmärchen sind übrigens in China sehr beliebt und daher auch zahlreich; der französische Uebersetzer bemerkt in dieser Beziehung (p. X.): J'en possède plusieurs d'une date très-récente, qui, si l'on s'en rapporte aux éloges pompeux des Editeurs, doivent être lus en Chine avec autant d'avidité et d'intérêt que le sont chez nous les Mille et une Nuits; und ferner in der Anmerkung: Il existe un curieux Recueil de Contes de Fées, en 26 volumes in-12,

intitulé Liao-tchaï-tchi-i; il fait partie de ma collection.

Schließlich will ich noch des San-Kouê-Tchy, Histoire des trois Royaumes (vol. I. Paris 1845; od mehr erschienen, weiß ich nicht) erwähnen, der zwar gewöhnlich ein historischer Roman genannt wird, jedoch eigentlich kein solcher ist, sondern eine fast hundert Jahre (von 168—265 v. Chr.) umfassende regelmäßig nach Jahren abgetheilte Chronik, worin die Geschichte zuweilen mit fabelhaften oder romanischen Beisätzen ausgeschmückt erscheint (vgl. oben Anm. 302.).

Ueber diesen Roman sagt Julien in der Vorrede zu Blanche et Bleue (p. IX.): „Suivant les Chinois l'Histoire des trois Royaumes est la lecture favorite des hommes faits et les jeunes gens ont un goût passionné pour le Chouï-hou-tchouên" (L'Histoire des Insurgés.) Jedoch Abel Rémusat in der Vorrede zu den Deux Cousines bemerkt in Betreff der historischen Romane (p. 26.): s'il faut en croire un proverbe chinois, les jeunes gens n'en goûtent pas la lecture. L.

Anm. 485b. (S. 413.)

Dieß ist jedoch unrichtig. Vielmehr erklärt der türkische Uebersetzer, welcher unter Amurath II (1422—1451) lebte, in der Vorrede, daß er sein Werk nach einem arabischen Romane des Scheik Zadeh, betitelt „Buch der Vierzig Morgen und der Vierzig Abende" gearbeitet habe S. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl Ind. p. 172.— Das Buch hat ferner nur den Rahmen mit den Sieben Weisen Meistern gemein; die eingeschalteten Erzählungen sind anderswohee. — Uebrigens ist die französische Uebersetzung des Petis de la Croix unvollständig; Weiteres hat Ed. Gautier im ersten Band der Mille et une Nuits. Paris 1822 VII. 8. übertragen. — Deutsch in der Breslauer Uebersetzung der Tausendundeine Nacht Bd. I. S. 90ff — S. überhaupt Keller Rom. d. Sept Sages S. XIV—XVIII u. CLVI—CLXXVII und zu Dyokletianus' Leben Einleitung S. 11 und 49—53. L.

Anm. 486. (S. 414.)

Diese Parabel befindet sich in Saadi's Gulistan (Rosengarten) Buch II. Cap. 29, woselbst indeß nur erzählt wird, wie ein Derwisch sich durch den Umgang mit einem schönen Mädchen von seinem beschaulichen Leben abziehen läßt; jedoch tödtet er dieselbe keineswegs. — Das von Le Grand ausgezogene Fabliau de l'Ermite que le diable trompa hat Adelbert Keller (nebst einem andern von Le Grand zu le Bourgenis qui aima une dame erwähnten) herausgegeben: Zwei Fabliaux aus einer Neuenburger handschrift. herausgeg. von A. K. Stuttgart 1840. (De larmite que la femme vouloit tempter und dun hermit qui avoit une sarrazine par lenhortement de lenemi). L.

Anm. 487. (S. 414.)

Soll wohl heißen Klinger's. L.

Anm. 487a. (S. 414.)

Seitdem Dunlop seine obige kurze Uebersicht der damaligen Märchenliteratur gegeben, ist auf diesem Gebiete so Vielfaches und tief Eingehendes in mancherlei Ländern gesammelt und gearbeitet worden, daß über Umfang, Geist und Bedeutung dieser frühen Schopfungen menschlicher Phantasie sowie über ihren zuweilen äußern, noch öfter aber innern gegenseitigen Zusammenhang (selbst wenn sie an den von einander entferntesten Gegenden auftauchen), so wie über den hohen Nutzen, den die Wissenschaft aus genauer Erforschung dieser „auf allen Wiesen und Gründen der abgelegensten Volkspoesie, duftigen Kräutern und Blumen gleich sprießenden Märchen" (wie Grimm sie in der Vorrede zu meiner Uebertragung des Basile so treffend nennt) einen auch nur gedrängten Bericht zu erstatten, mir jetzt (hier in Luttich) durchaus alles nur einigermaßen hinreichende Material abgeht. Es muß mir genügen in Betreff des letztgenannten Punktes, ihres wissenschaftlichen Werthes nämlich (ein Gesichtspunkt freilich, den Dunlop seiner ganzen Anschauungsweise nach weniger in's Auge gefaßt haben wurde) auf Grimm's genannte Vorrede zu verweisen, obwohl auch dessen (und seines Bruders) Kinder- und Hausmärchen (Bd. III.), besonders aber die Deutsche Mythologie hinlängliche Beweise dafür ablegen, andeeer trefflicher Arbeiten wie der von Valentin Schmidt (zu Straparola) u. s. w. nicht zu gedenken, welche in diesem Buche hier und da angeführt worden sind.

Ich muß mich also auf diese kurze Andeutung beschränken, ohne auf die vielfachen Sammlungen oder gelegentlichen Mittheilungen französischer, italienischer (beide schon nebst den arabischen und persischen von Dunlop erwähnt) deutscher, flamischer, englischer, irischer, schottischer, shetlandischer, danischer, schwedischer, norwegischer, russischer, bohmischer, polnischer, croatischer, slavonischer, wendischer, ungarischer, esthnischer, wallachischer, kosakischer, jüdischer, afrikanischer, nordamerikanischer, mongolischer, malayischer, indischer und anderer Märchen einzugehen oder vielmehr eingehen zu konnen*) und weise besonders nur auf eine hin, weil sie einem der ältesten Völker angehört und gleich dem Pantscha Tantra die ursprünglichste Gestalt mannigfacher europaischer Märchen und Sagen enthält, wie auch von Wilson in dem Oriental quarterly Review Bd. I—III. (Kalkutta 1823—1824), von Loiseleur Deslongchamps in dessen Essai sur les Fables Indiennes, von v. d. Hagen in seinem Gesammtabenteuer, von

*) Proben von allen diesen (so weit sie zur Zeit erschienen waren) nebst den dazu gehörigen literarischen Nachweisen enthält die mit Geschmack und Sachkenntniß veranstaltete reiche Auswahl H. Kletke's in dessen: Märchensaal. Märchen aller Völker für Alt und Jung. Gesammelt, übersetzt u. herausgeg. von Dr. H. Kletke. Berlin 1845. III. 8.

von mir ſelbſt in dem vorliegenden Buche und wohl von anderen noch angeführt worden iſt. Ich meine nämlich die indiſche Märchenſammlung des Sri Somadeva Bhatta (zum Theil überſetzt von H. Brockhaus. Leipzig 1843. II. 8.). Der Verfaſſer lebte zu Kaſchmir und ſchrieb ſein Werk im erſten Viertel des 12ten Jahrh. n. Chr. Näheres über dasſelbe ſo wie über deſſen Wichtigkeit ſ. in der Vorrede der deutſchen Ueberſetzung.

Ueber ein chineſiſches Feenmärchen ſieh Anmerkung 485a. (S. 523.) L.

Anm. 488. (S. 417.)

Dunlop läßt hier im Originale eine ungenaue und unvollſtändige Stelle der Edda folgen, welche duech ſeine unrichtige Anführung ein ganz falſches Anſehen erhält; denn Feen's Traurigkeit entſpringt nach der Edda bloß aus Liebesſehnſucht und ſchwindet auch mit der Befriedigung derſelben. Sieh Skirnis För in der ältern und die 32ſte Dämeſage in der jüngern Edda. Dieſe Stelle gehört alſo gar nicht hierher; wohl aber eine Erzählung des perſiſchen Dichters Nizami, welche auch in Tauſendundeine Nacht (Nacht 991 Breslau) übergegangen iſt (ſ. v. d. Hagen Geſammtabent. III. S. LXII.) und die älteſte bekannte Darſtellung zu ſein ſcheint, ſo wie ferner The Adventures of Hatim Taï (ſ. oben Anm. 519b.) B. I. beſond. p. 31ff., woſelbſt eine ganz ähnliche Geſchichte erzählt wird. S. auch Loiſeleur Deslongchamps Essay sur les fabl. Ind. p. 136ff. L.

Anm. 489. (S. 419.)

Gleichwohl ſcheint Rabelais (l. 2. ch. 32.) dem Lucian nachgeahmt und ihn ſogar noch überboten zu haben. L.

Anm. 490. (S. 419.)

Das Original dieſes Buches iſt portugieſiſch und erſchien zuerſt Liſſadon 1614 fol.; ſ. Brunet s. v. Pinto, Fernão-Mendez. L.

Anm. 491. (S. 419.)

Der Naturmenſch, oder Geſchichte des Hai Ebn Jokdan. Ein morgenländiſcher Roman des Abu Dſchafar Ebn Tofail; aus dem Arabiſchen überſ. von J. G. Eichhorn. Berlin 1782. 8. L.

Anm. 492. (S. 419.)

Dieß iſt ungenau; denn Joſaphat wird von einem Diener belehrt; ſ. Barlaam und Joſaphat Cap. V. (S. 28 meiner Ueberſ.). L.

Anm. 493. (S. 420.)

Derſelbe findet ſich auch in einer Novelle des Granucci (La Piacevol Notte etc. l. 1. p 32ff. Venezia 1574) ganz genau wiedererzählt. L.

Anm. 494. (S. 421.)

Gemithuiſen wurde ſie jetzt nicht ſo nennen. L.

Anm. 495. (S. 423.)

„Ganz ergebener Diener."

Anm. 496. (S. 424.)

„Den emporgerichteten Kopf."

Anm. 497. (S. 425.)

Dieß ſoll wahrſcheinlich eine Satyre auf eine Stelle in Charron's Werk Sur la Sagesse ſein. „Hélas, on choisit les ténèbres, on se cache, on ne se livre qu'à la derobée au plaisir de produire son semblable; au lieu qu'on le détruit en plein jour, en sonnant la trompette, en remplissant l'air de fanfares! Il n'est pas honnête de s'entretenir de certaines choses, tandis qu'on parle avec orgueil d'un sabre et d'une pique, et ce qui sert à tuer l'homme est une marque de noblesse — on dore, on enrichit une épée, on s'en pare." D.

Anm. 497a. (S. 426.)

Zu welchen Nachahmungen auch Fontenelle's Entretiens sur la pluralité des Mondes u. Voltaire's Micromegas (vgl. oben Anm. 470a) gehören. L.

Anm. 498. (S. 426.)

Erſteres von dem Abbé Tallemant; letzteres, nämlich die Histoire du Temps ou Rélation du Royaume de Coquetterie von dem Abbé Hedelin d'Aubignac; ſ. Barbier Dict. des Anonym. II ed. No. 19298. 8160 u. 19395. L.

Anm. 498a. (S. 426.)

Voyage à Montpellier (Utrecht 1704) von Claude Emmanuel Luillier Chapelle aus La Chapelle (1626—1686) und ſeinem Freunde François Le Coigneux de Bachaumont (1624—1702). Erſteer (ein natürlicher Sohn des François Luillier maître de comptes zu Paris und Parlamentsrath zu Metz daher er auch den Namen Chapelle oder La Chapelle nach ſeinem Geburtsorte, einem Dorfe zwiſchen St. Denis und Paris, erhielt) iſt nicht, wie dieß zuweilen geſchehen, zu verwechſeln mit Jean de la Chapelle, Verfaſſer eines unbedeutenden Romans Les Amours de Catulle. —

In Betreff der oben gleich nachher erwähnten Voyage en Languedoc ſ. Barbier Dict. des Anonym. II ed. No. 19293. L.

Anm. 499. (S. 427.)

z. B. Lucian's Somnium (*Περὶ τοῦ ἐνυπνίου*), ferner deſſen Somnium s. Gallus (*Ὄνειρος ἢ Ἀλεκτρυών*) u. ſ. w. L.

Anm. 500. (S. 427.)

In italieniſcher, nicht aber in lateiniſcher Sprache, wie Einige, durch den Titel getäuſcht, geglaubt haben; vgl. Graße II, 2 S. 708ff. L.

Anm. 501. (S. 427.)

Oder Lelia. Sie ſagt nämlich ſelbſt (l. I. c. 2.), ihr Taufnahme ſei Lucrezia und ſie ſtamme von Lelio Mauro aus der alten Treviſaniſchen Familie Lelia ab. L.

Anm. 502 (S. 428.)

Nämlich zu Pope's Lockenraub (Rape of the Lock). L.

Anm. 503. (S. 428.)

In ſeiner „Abhandlung von den Undinen, Sylphen, Gnomen, Salamandern und den anderen Elementar-Geiſtern.“ Basler Ausg. ſeiner Werke Th. 9, 45. Im Auszuge mitgetheilt von Val. Schmidt in deſſen Beiträgen zur Geſchichte der romant. Poeſie S. 149 ff.; vgl. denſelben zu Straparola S. 318 ff. u. Grimm D. Mythol. S. 455 ff. L.

Anm. 504. (S. 428.)

4, 105. Vergl. über die Wahrwölfe R. Leubuſchee Ueber die Wehrwolfe und Thierverwandlungen im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geſchichte d. Pſychologie. (Berlin, G. Reimer 1850. 65 S. gr. 8.) und Keller zu Dyokletianus' Leben. Einleitung S. 52. (König Papagei) und Geäße II, 3. S. 382 ff. Anmerkung. Letzterer verweiſt unter Anderm auch wegen des Cervantes Aberglauben in dieſer Beziehung auf deſſen Persiles y Sigismunda l. 1. c. 8, eine Stelle, die auch ſchon Val. Schmidt zu Straparola S. 315 als eine ſolche angeführt hat, aus welcher hervorgehe, daß Cervantes „dieſe Sage ganz ernſthaft benutzt“ habe. Die eigentliche und zwar richtige Anſicht des Cervantes über die Wahrwolfe ſpricht dieſer indeß a a. O. c. 18 aus. Das Lai de Bisclaveret der Marie de Feance findet ſich auch wiederholt im Renard Contrefait ſ. Poëtes de Champagne (vergl. Nachtrag zu S. 85.) p. 138 ff. L'histoire de Biclarel. L.

Anm. 505. (S. 432.)

Cooling-card. Ueber dieſen auf verſchiedene Weiſe erklärten Ausdruck ſ. Halliwell Diction. of Archaic and Provincial Words s. v. L.

Anm. 506. (S. 434.)

Ueberſetzt in Simrock u. Echtermeyer's Quellen des Shakeſpeare 2, 49 ff. — Da Lope de Vega's Marmol de Felisardo eine auffallende Uebereinſtimmung mit Shakeſpeare's Wintermärchen zeigt, „ſo muß vermuthet werden, daß in dieſem Romane (nämlich Doraſtus und Fawnia) eine uns unbekannte ältere Quelle, aus der auch Lope geſchopft, benutzt ſei.“ Schack Geſch. der dram. Lit. in Spanien 2, 338. L.

Anm. 507. (S. 438.)

Sie ſchrieb unter Anderm Natures pictures drawn by fancies pencil to the life (Naturgemälde mit dem Pinſel der Phantaſie nach dem Leben gemalt). Lond. 1656. The World's Olio (Quodlibet der Welt) ebend. 1655. L.

Anm. 508. (S. 440.)

Unter welchem ſie von dem Dichter Edmund Waller gefeiert wurde. L.

Anm. 509. (S. 442.)

S. den Schluß der Choephoren des Aeſchylus. L.

Anm 510. (S. 447.)

S. Richard Sheridan's Critic or a Tragedy Rehearsed. Act. II. Sc. 2.). L.

Anm. 511. (S. 447.)

Biſchof von Wincheſtee, geboren 1324 in dem Dorfe Wykeham in Hampſhire, geſt. 1404. Wegen ſeiner großen Kenntniß der Geometrie und Baukunſt ernannte ihn Eduard III zum Oberaufſeher der Königl. Gebäude; auch leitete er den Bau von Windſor-Caſtle. L.

Anm. 512. (S. 450.)

Dieß iſt jetzt nicht mehr der Fall. L.

Anm. 513. (S. 450.)

The Citizien of the World or Letters from a Chinese Philosopher in London to his Friend in the East. London 1762. (Der Weltbürger, oder Briefe von einem Chineſiſchen Philoſophen in London an ſeinen Freund im Oſten). L.

Anm. 514. (S. 451.)

Dieſe Darſtellungsweiſe findet ſich auch an vielen Stellen eines bereits (ſ. oben S. 421 b.) erwähnten franzöſiſchen Werkes, nämlich Sabeur's Reiſe nach Auſtralaſien, welches Gabriel de Foigny um das Jahr 1676 verfaßte (vgl. Barbier Diction. des Anonymes II ed. No. 17668: La Terre Australe connue). D.

Anm. 515. (S. 451.)

„Wo der grimmige Zorn das Herz nicht länger zerfleiſchen kann.“

Anhang.

No. 1. (zu S. 66.)

Qnand les Chevaliers et Dames et Damoyselles furent srrivez, Dieu seait la joye qne le Roy lenr fist; et s'en vint s Yguerne et a son mari, et les fist menger a ss table, et fist seoir le Duc de coste lui. Et fist tant le Roy par ses parules qne Yguerue ne se peut delfendre qn'elle ne priut de ses jouysulx, taut qn'elle sceut bien de vrai qne le Roy l'simoit; et spres que la feste fnt passee, chacun se en voulut retourner, et prinrent congie du Roy. Et le Roy leur pria qu'ils revinssissent tonsjonrs, ainsi qu'il leur svoit commande; si luy secordereut chascun. Si endura le Roy cette peiue d'smonr jusques a long-temps. Si ne peut plus eudurer ce martyre, et luy conviut se desconvrir s denx des plus privez de son conseil et leur dit l'sngoisse qu'il souffroit ponr l'smonr d'Yguerne. — Et quant le jour de ls feste fut venn, chascnu se trouva s Carducil svecque leurs sppareils, tant Dames et Damoyselles, de quoy le Roy fut moult joyeux; et qusnt le Roy scent que chascuu fut arrive et le Duc de Tintsiel et sa femme Yguerne, si prist sa couroune et se presenta devant tous les Bsrons anxqueuls il donna plusieurs riches jouysulx et sux Dames et Damoyselles sussi. Et quant se vint a la table que chascnn fut assis ponr menger, le Roy fut moult joycux et lye. Si parla a ung sien conseiller auquel il se fioit, qui fut nomme Ulfin. Et lui dist que l'smonr d'Yguerue le tnoit et le feroit mourir et qu'il ue povoit durer s'il ne ls veoit et que qusnt il en perdoit ls vue, le cneur lui meurdrissoit et que s'il n'svoit remede d'elle qu'il ue povoit lonyuement vivre. Et Ulfin lui respondit: Sire, cuideriez vous bien mourir ponr l'amour d'une dame? Ssichez, que Je ne snis que nng poure gentilhomme; msis Je ne cuiderois point monrir pour l'amour d'une femme. Car Je ne ony porler de femme (pourveu qu'elle fust bien requise) qui, pour ce qu'on luy presente plnsieurs dons, ne se cousentye s la voulente de celui qui la requiert. Et toy qui es Roy, te esbahis tu comme tu pourrss svoir l'smour d'une dame! Il semble que tu ayes le cneur bien couart qni n'oses requirir une dame d'aymer. Et le Roy luy dist: tu ditz vrai, tu sces qu'il convient a telle chose. Si te prie que tu m'aydes en toutes les mauieres que tu pourras. Si, prens eu mon trcsor ce qne tu vonldras pour lui donner, et s ceulx et a celles qui sont autour d'elle et pense de faire s chascun son plsisir et vs parler s Ygnerne. Et Ulfin respondit: Je sauray bien faire ce que m'avez commande. Ainsi tint ls court bnit jours en grant joye et avoit le Duc tonsjonrs s sa compaignie et lui donna de moult riches jouyaulx et a ses coupagnous sussi. Et Ulfiu s'en alla parler s Yguerne et luy dist ce qu'il conveuoit s parler d'amour et luy ports plusieurs beanlx jouyaulx et riches. Et jamsis Yguerne n'en voulut riens; tsnt qn'il advint ung jour que Yguerne tira Ulfin a conseil s une part et lny dist: Ulfin, ponrquoi me offre tu tant de si besulx jouysulx? Et Ulfin respondit: Pour le grant sens et belle contenance que Je voy en vous et votre grsnt beaulte. Et saichez que tout l'avoir de ce Royanme est s vous; et tous les gens anssi sont s faire votre plaisir et vostre vonlente. Et elle respondit: comment sais tu ce? Et il respondit: Dame, vons svez le cueur de celuy s qui est le Royaume. Et elle dist: qui

est le cueur? C'est le cueur du Roy, dist il. Comment, dist elle; le Roy a le cueur bien felon et bien traitre de monstrer a monseigneur si grant semblant qu'il l'aime, s'il me vent trahir et deshonnourer; Je te dirai, Ulfin, gardes sur ta vie que jamais tu ne me parles de tieulx parolles; que bien saiches que je le dirois au duc et s'il le seavoit, il te conviendroit mourir. Ne ja ne le celeray que ceste foys. Et Ulfin respondit: se Je mouroye pour le Roy ce me seroit grant honneur. Puis il lui dit: Dame, je me esbahis que vous refusez le Roy pour vostre amy, qui plus vous aime que vous mesme; et veuilles seavoir qu'il meurt pour vous et qu'il mourra si n'avez mercy de luy. Et elle respondit: vous vous gabez. Et il luy respondit: Pour Dieu, Dame, ayez mercy du Roy et de vous-mesmes; car si vous n'en avez mercy, vous en verrez venir grant mal. Ne vous ne vostre seigneur ne vous saurez deffendre contre sa voulente. Et adonc Yguerue respondit en pleurant tendrement: Si feray; je m'en deffendrai bien. Car jamais ne me trouveray la feste passee en la compaignie du Roy ny en sa cour ne me trouveray ne pour quelque mandement qu'il face ne viendray. Ainsi se departirent Ulfin et Yguerne.

No. 2. (zu S. 70.)

Au jor que li salveres del monde soffri mort, fu mort detruite et nostre vie restoree. A cel jor estoient moult poi de gent ki creissent en lui; mais il estoit ung Chevalier ki avoit n nom Joseph de Arrimachie (ce estoit une chites en la terre de Aromate ki moult biel estoit). En cele chite estoit Joseph nes, mais il estoit venus en Jherusalem VII ans devsnt ce ke nostre Sires fu mis en crois et avoit rachste le creanche Jhesu-Crist, mais il n'en osoit faire samblant por les felons Juis; il estoit plaint de sapienche; il estoit nes [i. e. net] d'envie et d'orguel, il secouroit les poures; totes ices bontes estoient en lui et de lui parole le premier salme del sautier: Boin-eureus ki ne s'acordent mie as consaus des felons. Cil Joseph estoit en Jherusalem entre lui et se femme, et sen enfant ki avoit a nom Joseph passa le lignage son pere outremer ki ore est apielee Engleterre et devsut estoit apielee la Grsude-Bretaigne et le passa sans aviron au pan de sa chemise. Moult ot grant duel Joseph de la mort Jhesu-Christ et se pensa k'il l'onnoroit.

Eufin Joseph avoit ete dans la maison ou J. C. avoit fait la cene avec ses apotres, il y trouva l'escuelle ou le fiex dieux avoit mengie, si s'en sesist, il la porta chez lui et il s'en servit pour rsmssser le saug qui couls du cote et des autres plaies et celle escuelle est appellee le Saint Graal.

No 3. (zu S. 71.)

Premierement, dist la mere de Perceval, si vous tronvez ne prez ne loin Dame qui ait de vous besoing ou pucelle decunseillee ou qui de votre ayde ait mestier ne lui veuillez denier votre service. Car je vous dy que tout honneur est a l'homme perdu qui honneur a dame ne porte et quiconque honore veut etre, lui faut a pucelle et a dame honneur referer. Ung autre enseignement retiendrez: s'il echiet que pucelle ayez gagnee ou que pucelle suit de vous smie privee, si le baiser elle ne vous denie, le baiser pouvez prendre; mais le reste Je vous le deffens, fors que si en doigt elle a annean ou aumoniere a sa ceinture, si par amour anneau ou aumoniere vous doune, liciteinent le don vous pouvez en la remereiant prendre et le don d'icelle emporter. — Perceval prit conge de sa mere et s'achemina vers la cour du Roy Artus. Le lendemain aux premiers rsyons de soleil il decouvrit un riche pavillon.

Qusnt pres du pavillon fut arrive, ouvert le trouvs, dedans lequel vit un liet noblement accoutre, sur lequel etoit une pucelle seule endormie, laquelle avoient laissee ses demoyselles qui etoient allees cueiller des fleurs pour le pavillun jolier et parier comme de ce faire etoient accoutumees. Lors est Perceval du liet de la Pucelle approche, courrsut assez lourdement dessus son cheval; adonc s'est la pucelle assez effrayement eveillee. A la quelle dit Perceval: „Pucelle, Je vous ssluc, comme ma mere m's apprins, laquelle m'a commande que jamais pucelle ne trouvasse que humblement ne la saluasse.“ Aux paroles du jeune Perceval se print la Pucelle a trembler, car bien luy sembloit qu'il n'etoit gueres sage comme le montroit assez son parler; et bien se reputoit folle, que ainsi seule l'avoit trouvee endormie. Puis elle lui dit: „Amy, pense bientot d'icy te departir, de peur que nes amis ne t'y trouvent; car si icy te rencontroient, il t'en pourroit mal advenir.“ „Par ma foi, dit Perceval, jamais d'icy ne partirai que premier baisee ne vous aye.“ A quoy repond la pucelle que non fasse, mais que bientot pense de departir, que ses amis la ne le treuvent. „Pucelle, fait Perceval, pour votre parler d'icy ne partirai tant que de vous aye eu ung baiser; car ma mere m's a ce faire enseigne.“ Tant s'est Perceval de la pucelle approche, qu'il l'a par force baisee, car pouvoir n'eut elle d'y resister, combien qu'elle se deffendit bien. Mais tant etoit lors Perceval lafre et lourd que la defense d'icelle no luy

put profiter qu'il ne luy prit baiser voulsist elle ou non, voire, comme dit le conte, plus de vingt fois. Apres que Perceval eult par force prit de la pucelle baiser advisa qu'en son doigt elle avoit ung anneau d'or dedans lequel etoit une belle claire esmeraude enchassee, lequel pareillement par force lui osta comme le baiser avoit eu, puis le mit en son doigt oultre le gre de la pucelle qui fort s'etoit deffendue quand cet anneau luy a ote. Lors Perceval prennant l'anneau de la pucelle uss de telles paroles, comme il avoit fait au baiser, disant que sa mere l'avoit a ce faire enseigne, mais que plus avant ne ailleurs toucheroit comme par sa mere luy avoit ete commande. La pucelle se voyant ainsi depouillee et perforcee de son anneau et de son baiser, se print si fort a lamenter et gemir que le cueur luy cuida partir. Puis dit a Perceval: „Amy, Je te prie, n'emporte point mon anneau; car par trop en serois blamee et toy possible en perdrois la vie.“ Perreval ne prend a cueur re que la pucelle luy dit; mais comme depuis qu'il fut de chez sa mere parti, n'avoit menge ne bu, par quoy ne fut en pavillon de la pucelle sans grand appetit. Et luy, en ce desire de menger comme tout affame, advise d'aventure un boucal plein de vin, aupres du quel etoit un hanap d'argent. Puis regarde une touaille fort blanche et assez fine qu'il souleve et prend, et dessous icelle trouve trois pates froids de chair de cheuvreuil. Gueres n'arreta, quand les pates en sa main tint, de se mettre en debvoir d'en taster; car, comme ai dit, grand faim avoit. Partant sitot qu'il les tint en froissa un entre ses mains et apres en avoir mange non sobrement, souvent retournoit visiter le boucal. Puis dit a la pucelle: „Dame, Je vous prie, venez et faites comme moy; quand vous aurez ung paste mange et moy ung autre, encore restera-t-il ung pour les survenants.“ La pucelle voyant Perceval ainsi dereglement menger, s'en esbahit et rien ne luy repond; mais d'autre chose ne se peut alleger, fors que de se prendre a pleurer et a gemir tendrement. Perceval qui peu garde y prenoit, de la pucelle print conge, apres qu'il eut recouvert le reste des pates dessous la touaille.

No. 4. (zu S. 74.)

Et quand la Royne approcha des chevaulx qu'estoient dessus le lac, si voit son fils deslye hors du berceau et une damoyselle qui le tient tout nud en son giron et le estrainct et serre moult doulcement entre ses deux mammelles et luy baise souvent les yeulx et la bouche; car c'estoit ung des plus beaulx enfans de tout le monde. Et lors la Royne dist a la damoyselle: Belle doulce amye, pour Dieux laissez mon enfant; car assez aura desormais de dueil et de messise; il est cheu en trop grande pourete et misere; car il a perdu toutes joyes. Son pere est orendroit mort et sa terre perdue qui n'estoit mye petite si Dieu la luy eust gardee. A chose que la Royne die la Damoyselle ne repond ung seul mot. Et quant elle la voit approcher si se lieve a tout l'enfant et s'en vient droictement au lac et joinct les pieds et se lance dedans. La Royne voyant son fils dedans le lac se pasme incontinent.

No. 5. (zu S. 75.)

Trop durement damoyselle m'avez vous mocque; mais vous en mourrez; car Je ne vueil pas que jamais decevez Chevalier en telle maniere comme vous m'avez deceu. Lors dressa l'espee contremont et la damoyselle qui grant paour avoit de mourir luy cria mercy a joinctes mains en luy disant: Haa franc Chevalier ne m'occiez mye pour celle pitie que Dieu eut de Marie Magdaleine. Si s'arresta tout pensif, si la veit la plus belle que oncques avoit ven: et il tremhloit si durement d'yre et de maltalent que a peine pouoit il tenir son espee et pensoit s'il l'occiroit ou s'il la laisseroit vivre. Et continuellement la damoyselle luy crioit mercy et estoit devant luy toute nue en sa chemise a genoulx: et luy en regardant son viz et sa bouche en quoy il avoit tant de beaulte luy dist: Damoyselle Je m'en yrai tout vaincu et tout recreant comme celuy qui ne s'ose de vous veoger, car trop seroye cruel et desloyal, se si grant beaulte destruisoye.

No. 6. (zu S. 75.)

En ce temps la estoit acoustoume que Charrette estoit si vile que nul n'estoit dedans qui tout loz et tout honneur n'eust perdu et quant se vouloit a aucun tollir honneur si le faisoit s'en mouter en une Charrette. Car Charrette servit en ce temps la de ce que Pilloris servent orendroit; ne en chascune bonne ville n'en avoit en ce temps la que une.

No. 7. (zu S. 75.)

Et quelle part cuydez vous aller, beau Sire, dit Girflet. Je ne vous diray Je pas, dist le

Roy, esr Je ne puis: et quant Girflet veit qu'il n'en scauroit plus, il se partit tantost du Roy Artus. Et sitost comme il fut departy commenca une pluye a cheoir grande et merveilleusr, qui luy dura jusques a ung tertre qui estoit loing du Roy environ demy lieue; et puis quant il fu venu au dit tertre il desrendit et s'arresta dessoubs ung arbre tant que la pluye fust passee et commeura a regarder relle part ou il avoit laisse le Roy; si vit venir parmy la mer une nef qui estoit toute plaine de dames et de damoyselles et quant elles vindrent a la rive la Dame d'elles qui estoit Seur au Roy Artus l'appella et sitost que le Roy Artus veist Morgain sa seur il se leva incontinent et Morgain le print par la maiu et luy dist qu'il entrast dedans la nef; si print son cheval et ses armes et entra dedans la nef.

Et quant Girflet, qui estoit au tertre eut veu comment le Roy estoit entre en la nef avecques les dames, il retourna vers la riviere tant qu'il peut du cheval rourre; et quant il y fut revenu il veit le Roy Artus entre les dames. Si cogneut bien Morgain la Face, car plusieurs fois l'avoit veue. Et la nef si estoit ja plus elongoee que une arbalestre n'eust sceu tirer a deux foys.

No. 8. (zu S. 78.)

Brebus encontra ung Chevalier arme de toutes pieces qui menoit en sa compaignie une damoyselle et deux escuyers tant seollement. Et sachez que la damoyselle estoit bien vestue et moult noblement comme se feust este une Royne et estoit montee sus ung pallefroy blanc et chevsuchoient plaisanment parmy la forest, elle et le Chevalier errant. Le chevalier estoit sus ung grant rheval et en faisoit mener ung autre en main. Le Chevalier alloit chantant une chanson nouvelle qu'avoit este fairte nouvellemrnt en la maison du Roy Artus; et estoit la chanson ainsi:

En graot joye m'a amour mis,
Et de grant douleur m'a oste
Maugre tous mes eonemys:
Je suis si haultement monte
Que pour soo ami m'a compte
Celle qui passe fleur de Lys;
Et quant pour son homme m'a pris
Bieo ay le monde surmonte.

No. 9. (zu S. 82.)

Tristan se couche avec Yseult sa femme. Le luminaire ardoit si cler que Tristan pouvoit bien veoir la beaulte d'Yaenlt; elle avoit la bouche vermeille et tendre, yeux pers rians, les soureils brunes et bien assis, la face claire et vermeille romme une rose a l'aube du jour. Sy Tristan la baise et l'acolle; mais quant il luy souvient de Yseult de Cornouailles sy a toute perdue la voulonte du surplus. Cette Yseult est devant luy et l'autre est en Cornouailles qui luy defent que a l'autre Yseult ne fasse nulle rien que a villeinie lui tourne. Ainsi demeure Tristan avec sa femme et elle qui d'aroller et de baiser ne savoit riens s'endort entre les bras de Tristan; et Tristan aussi d'autre part s'endort entre les bras d'Yseult jusques a lendemain que les dames et damoyselles vinrent veoir Yseult et Tristan. Tristan se lieve, puis vint au palais.

No. 10. (zu S. 89.)

Les chevaliers avoyent tant d'envie sur luy qu'a merveilles. Lors s'appensent comment ils pourront mettre Marc a mort a leur honeur et au moins de parolles. Si s'adviserent rommeut ce seroit fait.

„Bernard mon compaignon fait d'ivoirie a ceste ville a l'hostel d'ung Lombard et y a une chambre en laquelle nulle n'ose habiter qu'il ne s'en repente trop grossement especiallement si par nuyt y repose. Nous nous trairons pres de luy et luy prierons qu'il y voise et il y ira comme celuy qui de rien n'a paour. Et vous voirres qu'il luy mescherra en telle maniere que jamais ce ne loy pourra ayder." A ce se sont tous arrordez. Une heure entre les autres estoyent les chevaliers avec Marc et parloyent de plusieurs besongnes tant qu'il advint que Messire Bertrand dist a Marc: „Sire, en ceste ville a ung hostel qui souloit estre Isaac le Lombard; mais il n'est nul si hardy qu'en une chambre qui y est osast entrer ne heberger une nuyt, tant soit hardy."

„Par ma foy, fait Marc, il seroit bien sot qui pour telle chose y lairroit a aller. Je y seray en nuyt quoy qu'il en advienne." Et vers le vespre il fist faire un grant feu en la chambre ou ces merveilles estoyent et fist mettre les tables et allumer environ vingt torches et y avoit bien a boire et a menger. Lors s'enferma dedans tout arme et fist tous yssir hors, fors luy. Ceux et celles de la ville disoyent communement qu'il estoit alle a la mort; mais s'assist a table et commenca a boire et a menger. Mais guieres n'ent ete a table quant table et tout versa; et puis ouyt ung si grant bruyt par l'hostel que c'estoit merveilles a ouyr. Lorsque Marc ouyt telle noise, sault sus et tire l'espee et rommence a

fuyr comme ung enraige; mais il n'y voit nully. A tant vient vers le feu et redresse sa table et remet tout sus et se rassiet; mais en l'heure fut tout a bas comme devant. Lors ressault sus si courrouce que plus ne peult. — „Se vous estes de bon pere ou de boune mere passez avant de par Dieu ou de par le dyable.“ Mais oncques plustost ne eust dit ce mot que toute la lueur qui leans estoit fut estainte. Et fut Marc prins et tant mal mene qu'il ne se peult ayder de membres qu'il eust et demoura tout coy estendu emmy la place.

Le lendemain on viut prendre garde de luy mais on le trouva en tel estat que mieulx sembloit estre mort que vif. Dela fut emporte. Et quant il fut guary feist mander ses armes et s'arma et fist tant ainçoy que nul n'en fust adverty qu'il fot en la salle ou il avoit este si mallement atourne; et y beu et mengea et y jeut. Vers mynuyt fut tant mal atourne que tous ses membres estoyent sans force et perdit la parolle et le sens; mais touttefois il advint que gens vindrent leans pour veoir le lieu et estoit jour, car de la nuyt n'y eussent ose aller et le trouverent ainsi que mort.... Et quant il fut reguary, nug homme de religion nomme Anoas alla avec Marc en une chambre Et quant ila furent seul a seul: „Bel amy, fait Annas, Je vous jure sur les saincts que se voulez faire ce que Je vous conseilleray vous yrez en la salle, aultrement non.“ „Or dictes, fait Marc, et sans doubte Je feray ce que me conseillerez“ — „Certes, fait Annas, Je le vueil.“

„Il est vrai, fait Annas, que Je suis prebstre et pour ce vous plaise me dire tous vos pechez.“ „Voulentiera“, fait Marc; lors loy conte et quant il eut tout dit si luy bailla Annas absolution; et puis luy encharges en penitence que jamais se il n'estoit premier assailly ne tuast homme et aidast a son poure amy. „Le feray Je voulentiers, fait Marc. „Or beau Sire, fait Annas, or pouvez hardiment aller ou vous avez entreprins, car tel avoit devant pouoir sur vous qui maintenant n'a nul pouuir de vous mal faire“

Quant ce viot vers le vespre, Marc ne s'oublia mie, aincois s'arma et viut en la salle ou tant de souffraite avoit eu; mais guieres n'y eut ete quant le dyable vinst a luy et luy diat: „Que quieres tu en ce que est nostre.“ „Et pourquoy vostre“, fait Marc. „Pour ce, fait l'ennemy, que la maison a ete faicte des bieos qui estoient nostres que nous avions preste a celuy qui ce list faire, le quel est en nostre demaine et nostre subject Et est en nostre pouoir et emprisonne en noz prisons pour plusieurs arretaiges qu'il nous doit lesquelz il n'sura jamais payez; et pour ce veux Je que tu en sortes car nul ny a droit que nous.“ „Par sainct Jacques, fait Marc, tu ne l'auras, aincois de tou corps gsiugne contre le mien.“ „Je ne vueil point combatre a toy, fsit l'ennemy, car tu es plus fort arme que tu ne souloies.“ „Fuy d'icy donc“, fait Marc. Lors tire l'espee; et s'en vient vers luy et l'ennemy s'en fuit entour la salle. Et Marc le chasse, l'espee au poing, longuement et par loisir. Mais en la fin bouta l'ennemy le feu par l'hostel et puis s'esvanouyst.

Quant Marc veit que tout ardoit si en fut tout esbahy et se part. Et quant il en court si conta son adventure dont plusieurs personnes en furent esbahys, et en y eut maint qoi plus souvent se confesserent que devant. Et especiallement les chevaliers quant ila debvoient entrer en batsille et disoient qu'estoit la plus seure armure du monde que confession.

No. 11. (zu S. 90.)

Et ainsi qu'ils parloient voyt Marc une grande valee et au fons du val avoit tant d'arbres que merveilles; et y chantoient oyseaulx tant doulcement que c'estoit plaisance a ooyr. Et Marc s'arresta ung petit, si entend chansons de damoyselles chantans tant doulcement que tout esbahy en estoit, car oncques tels choses ouyt n'avoit; et avec se s'accordoient divers instrumens de music tant et si melodieusement que tous cueurs sen pouoient esjouyr.... Mais ne veirent ne dames ne damoyselles ne creature nulle; et y avoit ung si beau pre que c'estoit soulas a veoir, car toutes manieres de bounes fleurs et herbes aromatiques y estoient et si y fleuroit tant souef que tous cueurs y debvoient prendre plaisance. Si chevaucha ung petit avant et trouva ung moult beau verger enclos et advironne d'ung petit mur tout de diverses manieres de pierres precieuses et tout entour y avoit une vigne qui estoit toute d'or et y avoit grapes toutes d'esmeraudes; et en ce verger avoit une table mise et estoient les treteaulx de jayet et la table de jaspe et la nappe de blanche soye si subtillement ouvree que c'estoit merveilles a veoir. Et assez pres de la table avoit ung beau dressouer qui estoit tout charge de pierres precieuses et de grant plente de joyaulx precieux; au pre avoit une petite fontaine plate qui estoit d'une topase et y venoit l'eaue par ung couloir de rubis qui estoit si cler que autre eaue ne s'y pouoit comparer; et yssoit l'eaue de la fontaine quant elle estoit pleine par ung conduit qui estoit de crystal et entroit en terre tant subtillement que on ne le pouoit appercevoir Et a l'autre coste du verger avoit ung lyt dont le chalit estoit d'yvoire entaille en grans ymages eslevez moult subtillement; et la estoit contenue l'hystoire

de Lancelot et de la Dame du Lac et estoit couvert d'ung grant drap de diverses couleurs moult subtillement entrelace et y avoit tant d'hystoires que les yeulx en estoient tous eblouis.

No. 12. (zu S. 97.)

Ung jour que le temps estoit bel et clair comme il pouvoit estre en la fin d'Octobre, advint que le chemin que Giron tenoit, l'amena tout droictement au pie d'un tertre. Ce tertre estoit tout blanc de la niege, car il faisoit hyver; mais la plaine estoit toute verte comme si ce fut au mois de May. Au pie de cette montagne en la plaine tout droictement dessous ung arbre, sourdoit une fontaine moult belle et moult delectable et dessous celluy arbre estoit assis un Chevalier arme de haubert et de chasses chevaleresques et ses autres armes estoient pres de luy et son cheval estoit attache a l'arbre. Devant le Chevalier seoit une Damoyselle tant belle que c'estoit merveilles que sa beaute. Et si quelqu'un me demandoit qui estoit le Chevalier, Je dirois que c'estoit Danayn-le-Roux, le fort Chevalier; comme aussi la Damoyselle qui estoit assise devant luy n'estoit autre que la belle Damoyselle Bloye qui avoit tant aime Gyron.

No. 13. (zu S. 99.)

Lors dresse l'espee pour luy coupper la tete et le prent par les cheveulx et le voulut ferir; mais il luy fut advis qu'il tenoit la plus belle Damoyselle que oncques veit, par les cheveulx. Lors le regarde et veoit que c'estoit Ydorus sa femme la Royne. Adonc fut tout esbahy, si va dire: Ha doulce amye estes vous icy. Adonc luy fut advis qu'elle dist: Ouy vrayement doulx amy; ayez mercy de moi. Et le nayn qui estoit la crioit tousjours comme enrage: Gentil Roy occis le ou tu es mort. Ce ne valut pas maille; car le Roy s'assit et embrasse Darnant et le print a accoller comme sa femme et dist: Belle seur, pardonnez moy mon meffaict, car j'este deceu. Et Darnant tira ung couteau Galloys et fiert le Roy en la poictrine ung si graot coup qu'il luy fist passer a l'autre lez, mais Dieu l'ayda que ce fust au dextre coste ung peu dessoubz l'espaule. Quant le Roy sentit le coup il sault aus tout effraic et le nayn recommenca a diee: Roy, occis le ou tu es mort. Quant le roy se sentit navre si cruellement, il s'apperceut qu'il estoit enchante. Lors leve l'espee et couppe au chevalier la teste, et le corps s'estend et l'ame s'en va ou elle devoit aller. Et tantost commenca en la forest une noyse et une tourmente si grant de mauvais Esperitz que c'estoit hydeur a ouyr.

No. 14. (zu S. 104.)

Et quant Artus la vit elle luy pleut plus la moitie que quant la vit premierement: si la print par la main a une part entre eux deux et la Dame et Gouvernau furent d'autre part. Si fut la matinee belle et claire et la rosee grande; si chantoient les oyselets par la forest; si que les deux enfans s'en esjouissoient en grande liesse pour le doux temps, comme ceux qui estoient jeunes et a qui il ne failloit que jouer et rire et qui s'entee aymoient de bon cueur sans villenie et sans mal que l'un eust vers l'autre. Lors dist Artus tout en riant: Ma Damoiselle Jesuuette avez vous point d'amy? et elle en soubzriant et en regardant Artus doucement luy respondit: Par la foy que je vous doia, ouy, bel et gracieux. Et d'ou est il Jeannette? Sire, il est d'un pays dont il est. Et comme est il appelle, dist Artus. La fille dist: Vous vous souffrirez; mais pourtant veux bien que maintenant sesches que le Roy Artus fut un bon chevalier et preux et de grand vertu; et vous dis que mon amy est aussi bon, si meilleur n'est, et si ressemble a vous mieux qu'a personne qui vive, d'aller et de venir, de corps et de toutes les choses que nul peut ressembler a l'autre.

No. 15. (zu S. 128.)

Il entra dedans la salle laquelle il regarda a grant merveilles car tant estoit belle et riche a la veoie que il n'est clerc aujourdhuy au monde qui la beaulte ne la richesse qui la dedans estoit vous aceust escrire. La eussiez peu veoir autour de la dicte salle les huys des riches chambres qui a la coste de la salle estoyent; toute la maconnerie de leans autant qu'elle duroit, estoit faicte et composee du plus beau marbre blanc et poly que oncques peust veoie. Les poustres qui par la salle estoyent furent toutes de cuyvre dore de fin or; d'aultrepart au bout de la salle avoit une cheminee, dont les deux pilliers qui le manteau soubstenoyent estoyent de jaspre et le manteau fut fait et compasse d'un moult riche cassidoyne, et la listel qui soubstenoit la clere voye estoit faicte de une vigne entergeetee laquelle estoit de fin or et les grappes de raisin estoyent faictes des plus fins saphirs du monde. Tant belle et tant riche estoit la cheminee que

la pareille on ne trouva eu tout le monde; et tous les pilliers, qui eu la salle du palays estoyent, estoyent fais de ung vermeil cassidoyne et le pavement qui en la salle estoit, estoit tout d'ambre.

Quant le Duc Huon eust bien advise la salle il ouvrit une chambre. Quant il fut entre il regarda amont et aval et veit la chambre tant richement garnye et sournee, tendue et encourtinee des plus riches draps que oncques eust veu en sa vie. Les bancs qui la estoyent et les challis des licts et des couches estoyent tous d'ung fin yvoire blanc, tant richement entaillez ouvrez et garnys de pierres precieuses qu'il n'est langue humaine d'homme ne de femme qui dire le vous sceust; et estoit tout ce fait par enchanterie; le palais que je vous dy, estoit moult grant et large et bien garni de riches ehambres. Quant Huon eut veu icelle chambre il feust tout esbahy de ce que leans ne venit homme ne femme; il regarda ung aultre huys sur lequel estoit escript de lettres d'or ainsi comme il avoit trouve a l'huys de la chambre ou il avoit este et print la clef, si ouvrit l'huys et entra dedans et choisit tant d'or de richesse de joyaulx de pierres precieuses que grant beaulte estoit a les veoir. Vray Dieu, ce dist Huon, Je cuyde que en tout le monde on ne scauroit ne pourroit trouver la richesse qui est icy amasse; et puis quant la eust este un espace de temps il regarda et veit une aultre chambre; puis quant dedans fut entre, si grans richesses avoit veues encores, les trouva il plus grans, car la dedans estoyent unes ausmoires moult riches et grandes a merveilles qui estoyent faictes de line yvoire tant richement ouvrees et entaillees que beste ne oyseau qui au monde fust ou ne avoyt laisse que la ne fust entaille par grant maitrise; dedans les susmoires y avoit robbes de lin drap d'or et de moult riches manteaulx soubelins et toutes aultres choses qui appartenoyent a vestir homme; puis estoyent les licts et les couches tant richement couverts et parez que n'est nul qui dire le vous sceust. Car tant estoit la chambre belle et riche que Huon ne se pouoit saouller de la veoir. Leans avoit fenestres et voirrieres moult riches par lesquelles l'on veoit ung jardin, lequel estoit tant bel et si bien garny de fleurs moult odorans et de tous arbres chargees de plusieurs fruicta, lesquels estoyent tant delicieux a manger que il n'estoyt que seullement a sentir l'ndeur ne feuat ressazie et remply. D'aultre part y avoit d'herbes et de fleurs que si tres grant odeur rendoyent que il sembloyt qne tout le jardin fust plain de basme.

No. 16. (zu S. 133a.)

Or sont les champions dedans le parc corps a corps pour combatre; si s'eslongnent l'ung de l'autre; puis brnchent leurs chevaulx et vont l'ung contre l'autre comme preux Chevaliers qu'ils estoient et se donnent trois conps de glaive sans rompre ne entamer haulbers ne ssus tumber a terre. Le quatrieme fois rompirent leurs lances puis tirerent leurs brands d'acier; Rolaud avoit Durandal sa bonne espee; et en gets ung coup a Olivier et Olivier se couvre de sou escu; masa l'espee y entra plus d'ung pied et demy. Vassal, dist Roland, vous devez bieu aymer l'escu que vous a saulve ce coup; et ainsi Roland tiroit sou espee. Olivier le frappa ung tel coup que Roland n'eust puissance de lever Duraudal et Durandal tombe a terre. Et Olivier suyvit Roland tant comme il peust et se combatyreut assez longuement; mais Roland n'osoit approcher d'Olivier, car Olivier avoit bonne espee dont il fiert Rnland de toutes pars: si alla taut variant et fuyant Olivier que les destriers furent moult las: et Roland s'est eslongne et broche de l'esperon et descend a pied vueille Olivier ou uon. Et quant Olivier le voit si fust bieu courrouce et voit bien que s'il ne descend qu'il luy occira son destrier. Si est descendu Olivier et Roland prent Durandal et quant il la tint il ne l'eust pas donuee pour tnut l'or du monde. Or sont les barons a pied et tint chascun sou blason et chascun sa bonne espee et se donuent de graus coups; car chascun est fier et de grant puissance. Olivier le ferit ung coup sur le coeffe d'acier tant que le sercle qui estoit d'or cheut en la pree et fust de ce coup tout etonue tant qu'il chancela troys coups la teste contre bas. Et quant Roland revint en force il ent grant honte et regarda Belleaude qui estoyt sur la Tour. Par mon chef, dist Roland, or ne vaulx Je rieus si Je ne me delivre tantost d'ocire Olivier. Lors fiert Olivier tantost sur sa targe tel coup qu'il emporta la piece jusques a terre: puis courut sus a Olivier tellement qu'ils sont tont deux cheuz. Or sont les deux barons tumbez a terre et laisserent leurs espees et se embrassent et estraiguent l'ung l'autre; mais ne l'ung ne l'autre ne le peust oncques gaigner ne avoir son compaignon; si frappent des gautelets d'acier l'ung contre l'autre par le visaige si que le sang eu coule a terre; si furent taut eu ce point lassez et travsillez qu'ils se sont relevez par accord et revont aus espees comme devant.

Nu. 17. (zu S. 133b.)

Sitot que Galyeu eut advise le Pere qui l'engendra, il deseendit de dessus son cheval et l'ala embrasser; et moult courtoisement l'osta bors de l'estour et le porta decoste le rocher et le posa a terre sur le bel herbe vert; puis se coucha deeoste lui et moult piteusement le regreta en disaut: „Helas pere, Je vuy qu'ils vous couvient mourir; mal venistes uncques par deca. Jaqueliue ma mere qui m'a longtemps nourry a Cuustantiuople ne voos verra jamais" Et Olivier lui respuot: „Tu dits vrai, uion tres-duulx fils, mais uug jour qui passa lui avoie fait promesse de retourner et de l'epuuser; mais nuus venismes deca qui m'en a garde; ne oncques puis ne retourueray eu Frauce, dont mon eueur est dolcut — Je la commande a Dieu qui le monde forma. Le Duc Reguier mon pere et ma daiue de mere, qui en ses flaus me porta ue ma seur Bellaude jamais ne me verra. Helas doulx Jesus! quelle duuleur aura le Roy Charlemaigue de ceste mort quand il le saura — helas puurquoy ue venez vuus cy Charlemaigue! Et vous mon ebier enfant, qui souvent me baisez, Dieu vuus veuille tousjuurs avoir eu sa saiuete protectiou et garde. Adieu mou tres gracieulx et doulx eufaut, qui en vostre giron et sur vos geuoulx me tenez — Adieu Jaqueliue ma tres doulee Amye; pardonnez moi geutil Damoyselle, car Je ne vous ay pas tenu prumesse: ee a ete par les faulx desloyaulx paieus que Dieu mauldie — Adieu vous dy plaisante Seur Bellaude, car moult grant douleur aurez de ma mort quant vuus le scaurez; de vos beaulx yeux vers et riaus arrousserez souvent votre doulee face. Tres doulce seur plus ne me baiserez puisqu'a la murt Je dois le curps reudre." Le vaillant Coute Olivier estoit euuche sur la terre uue ua la mort anguisseusement le tuurmeutoit et son fils Galyen lui faisoit oubre pour la chaleur de soleil qui merveilleusement estoit chault qui raiuit sur sa face et Rolant estoit aupres qui moult regrettoit sa mort et piteusement plouroit a grosses larmes. Adonc Olivier se commanda a Dieu et la veue lui alla trnubler et lni partit l'ame du corps. A l'heure eust eu le eueur bieu dur qui n'eust ploure de pitie du deuil qui demennit Galyen et Rulant.

No. 18. (zu S. 135.)

Si n'est point de memoire d'bomme que jamais un ouyt parler de la eondition de tel Ciuge; car il avoit eu luy grant sens et memoire et mainte buuue maniere avoit apprise taudis que l'ou le nourrissuit. Sy aymoit parfaictement ce Cinge les deux petis enfans du Comte tellement que nuict et jour ne les pouoit laisser; et ne sceut on oncques garder qu'il ne couchast toutes les uuicts avecques eux sans leur faire nulle mesprision ny aeun mal: ne pour quelque bature qu'on loy sceust faire jamais ne vouluit laisser les petis enfaus et tout le long du jour leur tenuit eumpagoie et estoit toute son iutentiou aux enfans. Et ne faisait que les baiser et aceoller et jamais ne vouloit ue boire ne menger si ce n'estoit de la propre viande qu'un bailloit aux enfaus.

Nu. 19. (zu S. 139.)

Se trouvaut aiosi seulet Doliu cummenca a cercher par le palais deca et dela, mais il n'y trouva creature vivant. Mais comme il u'eust de ee jour guerea mange, l'appetit luy commenca a venir, par quoy il desceudit en la cuisine ou il trouva viandes a foisoo, chair fresche et salee toutehabille et veuaison, vullaibles, pain, viu et antres victuailles a plante. Et ainsi qu'il vouloit couvrir la table pour prendre sa refection il ouyt uue douce voix qui chantoit fort meludieusement tellement qnil n'avoit onc ouyt chose qui fust si plaisaot a ouyr et penaoit assurement qne ce fust quelque Aoge du ciel, parqnoy il jura qu'il ne mangeroit ne prendroit viande premier qu'il eust seeu ce quc e'estoit. Alors il cummenca a cercher d'uu coste et d'aultre par le palais tant que finalement il se trouva prea d'une chambre en laquelle il apperceut uue belle jeune damoyselle toute seule assise sur un lict couvert d'uu samis verd, laquelle il regarda a travers une fente de l'huis et la trouva si belle qu'a son advis il estoit impossible de trouver au monde sou parragon; sa robbe estoit d'un fiu satiu verd faicte a l'Alemand, bordee de quatre bords de pasaement blanc et avoit ceinte une ceinture qui estoit faiete toute de perles et pierreries moutant a la valeur de plus de cent marcs d'argent; elle avoit les yeux elairs et etincellans comme l'estoile de jour, la bouche petite et riante, le couleur vermeille comme la rose, les cheveux longa peudaus sur les epaules jauues comme fils d'or et avoit sur sou chef un ebappeau de perles fines. Elle estoit aagee seulement de seize ans et deux mois mais elle etoit tant sage et bieu apprise que merveilles, gracieuse et fort courtoise en son langage; elle s'estoit retiree eu ceste chambre pour un peu reposer apres disnee et s'estoit mise a chanter pour chasser le aommeil. Doliu la coutemplant a son aise disoit a part suy que jamais il u'avuyt veu si belle creature,

comme aussi il n'en avoit pas beaucoup veu. Je ne scay, dist il, si c'est un ange du ciel ou quelque autre chose encore plus divine, car Je croy qu'onc il n'en fust telle de mere nee. Et fut alors si ardemment espris de l'amour d'elle qu'il ne pouoit pensrr a autre chose qu'a sa divine beaulte. Estant de tout embrase de l'ardeur que ce jeune archer aveugle luy faisoit sentir jusqurs aux moelles il ne scavoit en quny se resoudre craignant par trop de l'offenser s'il luy rompoit son repns; ce neantmoins apres avnir sur ce longuement disrouru rn son esprit il se priut a heurter a l'huis de la chambre tout bellement et luy dist: Grscieuse Damoyscllc, Je vous prie par courtoisie que veuillez m'ouvrir l'huis de ceste chambre. Elle cuidant que ce fust un sieu cousin qui ordinairement hantoit en la maison luy feist ouverture de la chambre, par quny Dolin entra dedans et la salue roume il scavnit bien fairr; mais elle vnysnt que ce n'estoit celuy qu'elle avoit ruide estre changes de enuleur, parquoy son teint u'en devint nne plus beau, et luy ayant remlu snn salut luy dist: Je me donne grand merveille Seigneur, qui vnus a donnr tant de license de me venir trouver rn ce lieu. A quoy il respnndit promptement: Certainement ma Dame, l'amour vehemente que Je vous porte et non autre respect m'a achemine en ce lieu non point pour vous donner ennuy ou facherie mais pnur vnus presentrr mon service, s'il vous plaiat l'avoir pour agreable, vous priant me dire pourquoy vous vous tenez ainsi sculette en ce chambre. Sire Chevalier, repondit ellr, la courtoisie de vos parollea m'invite a vona declarer chose qui oe m'est de moiodre importance que de la vie Seachez que la tristesae et angoisse qui m'afflige le cneur ue me permettent reposer de nuict ni de jnur et ce pourtent que mon pere a delibere de mr bailler pour femme a un aneien chevalier qui de n'a gueres m's demandee en mariage, lequel venant a estre consomme Je n'suray de ma vie un seul jour de saulas, pourtant que Je ne pourray jamais aymer celny qui est a muy si inegal. — Ma dame, vons estes maintenant delivre d'un tel mariage, et pnurtant si c'est vostre plaisir de prendre ms foy et me donnrr la vostre, Je vous emmeurray avec moy en mon palais, ou vous serez servie et honnoree et la Je vous espouseray solennellement: mais entretant Je vous prie qu'il vous plaise avoir eagard a l'amour grand qur Je vous porte et le recompenser d'un amour reciproque, en ne refusant ce pnint tant desire que l'on nomme le dnn de merci. — Quand elle l'entendit parler ce langage elle commenca a mucr couleur, mais il la print entre ses hras et la baisa. Puis il dressa la table, laquelle il couvrit de plusieurs sortes de mets et de paiu et de viu excellent; puis il s'assit supres d'elle et la reconfortant luy dist: Ma dame et maitressr de mon coeur, Je vous prie ne vous melancoliez qur le moins que vous pourrez, car moyennant la grace de Dieu, J'espere vous faire en brief Dame de Maycnce la Grande. Ainsi ils soupperent et se repeurent a leur aise ne prenans propos que d'amour et durant le snuper ne se pouvoyent saouler de regarder l'un l'autre. Apres le soupper ils s'en allerent tous deux roucher en un beau lict richement garni on les baisers et accolades qu'ils sentrrdonnerent furent infinies et sans nombre; s'ils se contenterent de cela seulement Je le laisse penser a ceux qui autres fois se snnt trouvez en telles escarmnuches: vray est que l'un et l'autre estoit aprentif a tel mestier, mais il ne tarda gueres qu'ils y furent aussi bon maistrrs que les plus rxperimentez et enssent voulu que la nuict eust dure un an entier tant ils estoyent ravis.

No. 20. (zu S. 141.)

Adonc Morgue la Fae le mena par la main au chasteau d'Avallon la ou estoit le Roy Artus son frere et Auberon et Mallabron nng Luyton de mer. Or quant Morgne approcha du dit Chastean, les Faes vindrent au devant d'Ogier chantant le plus melodieusement qu'on scauroit jamais onyr: si entra dedans la salle pnur soy deduire totallement. Adonc vist plusieures dames Fses sournees et toutes couronnees de corouues tres sumptuensement fsictes et moult riches; et toute jour chantoient, daosoient et menoient vie tres joieuse, ssns penser a nulle quelcouque meschaute chose, fors preodre leurs mondains plaisirs. Et ainsi qu'Ogier se devisoit aveeques les dames, tantost arriva le Roy Artus auquel Morgue la Fae dist: Approurhez vous, Mnnseigneur mon Frere, et vrnez sslucr la fleur de toute Chevalerie, l'honneur de toute la noblessr de France; celuy on bnnte, loyaulte et toute vrrtu est enclose, c'est Ogier de Dannemarcke, mon loyal amy et mon seul plaisir et auquel git toute l'esperauee de toute ma lyesse" Adonc le Roy Artus vint embrasser Ogier tres amiablement et luy dit: „Ogier tres ooble Chevalier vous serez le tres bien venu et regrace Je nostre Seigneur dnulcement de ce qu'il m'envoye ung si notable chevalier." Puis Morgue la Fae lui mist aur son chief une couronne riche et tres precieuse que uul vivant ne la scauroit priser et aveeques ce elle avoit une vertu en elle merveilleuse, car tout homme qui la portoit sur son chef il oublioit tout ducil, tristesse et melencholie, ne jamais luy sou-

venoit des pays ne de parent qu'il eut..... Et Ogier et Morgue la Fae s'entreaymerent si loyaulement que ce fut merveille, non pensans a chose de monde fors d'escouter les sons de tous les instrumens dont on se puisse recorder, sonnans si doulcement qu'il n'estoit si dur cueur qui n'oubliast tout dueil, tristesse et melencolie seulement pour leur prester l'oreille; car c'estoit ung lieu si delectable qu'il n'estoit possible a homme de souhaiter chose qu'il ne trouvast leans. Et penses qu'Ogier, qui tant avoit veu de choses, en estoit si esbahy qu'il ne scavoit qu'il devoit faire ne dire si non qu'il cuidoit mieulx estre en Paradis que a aulle autre region.

457,569

Nachträge und Verbeſſerungen.

Seite
10a Zeile 20 v. u. lies Buch 9 und 11.
10a » 24 v. u. ſtatt und l. ſo z. B.
11b » 6 v. o. ſtatt Charikles l. Theagenes.
13a » 19 v. u. l. derſelben.
17b » 15 v. u. tilge das C.
26a » 5 v. u. ſtatt jener l. einer.
27b » 10 v. o. » in l. im.
30a » 10 v. o. » ſeine l. ſeine.
33b » 11 u. 13 v. u. lies Buch 11 und Buch 10
52b » 7 v. o. tilge das Komma
52b » 10 u. 18 v. u. } ſtatt gothiſch l. (beſ-
53a » 4 u. 21 v. o. } ſer und richtiger) nor-
53b » 10 v. o. } diſch, denn dieß will
55a » 1 u. 39 v. o. } das engliſche gothic ſa-
56a » 3 v. u. } gen nach der früheren
irrigen Vorſtellung, daß die Gothen aus dem Norden Europa's gekommen ſeien. — Zuweilen jedoch habe ich es weiter unten dem Sinne nach durch mittelalterlich wiedergegeben und ſo iſt auch Seite 56a Z. 15 v. o. u. S. 189a. Z. 3 v. o. ſtatt gothiſch zu ſetzen.

64b ff. Von dem franzöſiſchen Proſaromane Merlin finde ich nirgend ein verſifiziertes Original angeführt; daß jedoch ein ſolches vorhanden war und wahrſcheinlich noch iſt, geht aus den Anführungen in Roqueſort's Glossaire s. vv. areger, enbaster und labeurer hervor. Ein engliſcher Merlin in Verſen exiſtiert ja auch (ſ. Graße 1, 3, 198) und iſt gewiß nach einem verſifizierten franzöſiſchen Vorbilde gearbeitet.

65a Z. 23 v. o. ſt. ihres l. dieſes.

78b » 25 v. o. l. Sofronia; vgl. auch S. 235 zu Boccaccio V, 6.

Seite
82a Z. 18 v. u. l. des Darnant; vergl Anmerkung 124.

83b. Villemarqué bemerkt zu dem Liede Bran (ſ. deſſen Barzaz-Breiz 1, 216.): „La circonstance du deguisement que prend le messager de Bran pour traverser plus sûrement les pays étrangers; l'anneau d'or qu'il emporte et qui doit le faire reconnaître; la perfidie de son geôlier, le pavillon noir, le pavillon blanc, tout cela a été emprunté à notre ballade par l'auteur du Roman de Tristan, trouvère du douzième siècle, qui eut souvent recours pour la composition de son ouvrage aux chanteurs populaires bretons comme il avoue lui-même. V. Contes popul. des anciens Bretons t. I. p. 102."

83b Z. 5 v. u. Pflanze Une belle ronce verte et feuilleuse heißt es in dem Proſaromane; ſ. W. Scott Minstrelsy zur Ballade Prince Robert Anm. — Vgl. überhaupt in Betreff derartiger aus dem Grabe aufſprießender Pflanzen Grimm D. Myth. II A. S. 786 ff., wo alſo ganz richtig bemerkt iſt: „In der Sage von Triſtan halte ich ſchon für ſpätere Aenderung, daß Roſe und Rebe, die ſich über ihrem Grabe zuſammenwinden, erſt darauf gepflanzt werden." — Auch in dem bretoniſchen Liede: Le Seigneur Nann et la Fée (bei Villemarqué Barzaz-Breiz 1, 45.) heißt es: „Ce fut merveille de voir la nuit, qui suivit le jour où on enterra la dame dans la même tombe que son mari, de voir deux chênes s'élever de leur tombe nouvelle dans les airs etc."

Seite

85. Auch in dem Renard Contrefait (woraus zahlreiche Bruchſtücke ſtehen in den Poëtes de Champagne antérieurs au siècle de François Ier. Reims 1851; das hierhergehörige befindet ſich p. 79ff) wird erzählt, daß dem Könige Arthur einſt ein Becher überreicht wurde, der dieſelbe Eigenſchaft beſaß wie der bei Arioſt (ſ. oben im Text). Nur ein Ritter, Namens Quarados Brun-Bras, kann die Probe beſtehen, weil er ein treues Weib beſitzt, die ihn einſt mit Gefahr ihres eigenen Lebens von einer Schlange befreit hatte, die ſich um ſeinen Arm geſchlungen.

86 Z. 2 v. o. tilge das Komma vor ein Schleier. — Dieſer Schleier (in der alten franzöſ. Ueberſetzung von Des Eſſars heißt er cuevre-chief d. h. couvre-chef) wird im ſpaniſchen Originale (l. 2. c. 13.) un tocado de unas muy hermosas flores genannt.

93a. Nach welcher Sage fällt Karl der Große in der Schlacht? und was will Dunlop damit ſagen, daß Achilles, wenigſtens nach den Fabeln des Mittelalters (at least according to the fables of the Middle Age) durch Paris fällt? — Ueber Antar, der eines gleichen Todes ſtirbt, ſieh hier die Vorrede S. XVI Anm.

98 zu König Lear. S. auch v. d. Hagen Geſammtabent. 2. S LIXff. zu Nr. 49 und die Berichtigungen.

99b Z. 18 v. u. l. des Darnant; vgl. Anm. 124.

100a Z. 17 v. u. tilge „a. a O."

108a Z. 27 v. o. glamour. — Vgl. W. Scott Lay of the last Minstrel eine Anm. zu C. III st. 9 und Minstrelsy letzte Anm. zu der Ballade Christie's Will. An letzterer Stelle wird unter Anderm aus dem Valentin et Orson angeführet: „Adonc Adramain leva une cappe par dessus une pillier, et en telle sorte qu'il sembla a ceux qui furent presens que parmi la place couroit une riviere fort grande et terrible. Et en icelle riviere sembloit avoir poissons en grand abondance grands et petits. *Et quand ceux du palais virent l'eau si grande, ils commencerent tous a lever leur robe* etc." Dieß gleicht vollkommen einer Geſchichte im Fauſtbuche, die auch ſonſt noch erzählt wird; ſieh Düntzer in Scheible's Kloſter V, 171; ſ. auch noch Grimm Kindermärchen Nr. 149 u. Mone's Anz. IV, 408. Nr. 28. — Viele von Fauſt's Zaubereien beruhen auf glamour. Die Geſchichte von den Schweinen, die über kein Waſſer getrieben werden ſollen und, als es dennoch geſchieht, ſich als Strohwiſche erweiſen (vgl. auch Duntzer l. c. S. 179.) iſt auch in Irland bekannt: „Brompton berichtet, daß gewiſſe iriſche Zauberre durch

Seite

Zauberſprüche Erdſchollen oder Steine in fette Ferkel verwandeln konnten, die ſie dann auf dem Markte verkauften. Sie nahmen aber ſtets ihre urſprüngliche Geſtalt an, wenn ſie von dem betrogenen Käufer über ein fließendes Waſſer getrieben wurden." W. Scott Lay of the last Minstrel Anm. zu C. III. st. 13, wo er auch noch ferner bemerkt: „Es iſt ein unerſchütterlicher Volksglaube, daß kein Zauber vor fließendem Waſſer beſtehen kann, ja daß ſogar, das Ueberſchreiten eines Baches gegen Hexen, Geſpenſter und ſelbſt Teufel vollkommene Sicherheit gewährt. Burns' unnachahmliches Gedicht Tam o' Shanter beruht ganz auf einem ſolchen Umſtand." Auch Duntzer (a. a. O.) ſagt: „Sommer bemerkt ſchon richtig, daß das Waſſer als reines und heiliges Element den Zauber löſe. So erhält ein von zwei alten Weibern in einen Eſel verwandelter Jüngling im Waſſer ſeine Geſtalt wieder. Vincent. Bellov. Spec. natur. 3, 109." Ueber dieſe heiligende und reinigende Kraft des Waſſers ſ. auch noch Grimm D. Myth. S. 555ff vergl. S. 567, wo er bemerkt: „Wie die Flut keinen Miſſethäter in ſich duldet, iſt „daz mer so reine, daz ez keine bösheit mac geliden. Wiener Merfr. 392." Dieß erinnert an ein Fragment des Euripides:

θάλασσα κλύζει πάντα τ' ἀνθρώπων κακά.

111b Nr. 5. La Mule sans frein. Dunlop bemerkt, daß ſich in dem Originalfabliau auch nicht der geringſte Nutzen an den Beſitz dieſes Zaumes knüpft. Der Werth jedoch, der auf denſelben von der Dame, die ihn beanſprucht, gelegt wird, läßt muthmaßen, daß er ganz beſondere Eigenſchaften beſeſſen haben muß. S. über dergl. Zäume Duntzer in Scheible's Kloſter V, 213. u. ebendaſ. S. 150 Anm. die Geſchichte von Johann Semeca; Svenska Folk-Sagor etc. (ſ. hier Anm 211.): Ungdoms-Landet p. 159. („Der Jüngling ſchüttelte nun den Zaum, wie die Fiſchkönigin ihn gelehrt, und alsbald kam da ein ſchönes Pferd u. ſ. w."); Villemarqué Contes popul. des anciens Bretons 2, 288.

122b Z. 24 v. o. lies: les Enfances.

124b. Ueber unfreiwilliges zauberhaftes Tanzen ſ. auch Grimm K. Märchen 3, 199ff.; vgl. W. Scott Lay of the last Minstrel C. II. st. 13 dritte Anmerk.

125a Z. 21 v. o. l. Maledron.

130b Z. 7 v. u. ſt. und l. oder

131b Z. 7 v. o. ſt. Letzterem l. Renaud.

136b Z. 25 v. u. ſt. p. ſetze C.

137b Z. 3 v. o. l. „erſchien es zu Paris."

„ Z. 19 v. u. Das Citat aus der Odyſſee gehört zu Z. 21 v. u. hinter „gebraucht."

150a Z. 15 v. o. Dieſe Vorſtellung von einem

Seite

Zimmer u. ſ. w. — S. eine ſehr intereſſante Anm. W. Scott's zu The Vision of Don Roderick st. X; vgl. zu Lay of the last Minstrel C. II. st. 13 zweite Anm.

155b Z. 10 v. u. l. Argiver.
158b Z. 9 v. u. l. Prinzeſſin o. Ebuda.
168a Z. 9 v. u. ſetze ein Semikolon nach „gut."
174b Z. 4 v. u. l. Lai de Gugemer.
179a Z. 12 v. o. ſt. ſie l. es.
180a Z. 12 v. o. warum morgenländiſch?
183a Z. 16 v. o. ſt. es l. ſie.
186b Z. 3. Salvatio Romae. Profeſſor Bock in Brüſſel hat in der Bibliothèque de Bourgogne daſelbſt Bruchſtücke einer lateiniſchen Schrift gefunden, die etwa im erſten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts von einem gewiſſen Magiſter Gregorius verfaßt wurde und aus welcher die bekannten Mirabilia Urbis Romae einen ungefähr 30 oder 40 Jahre ſpäter gemachten Auszug bilden. Er wird dieſelben in dem nächſten Bande des Annuaire de la Bibliothèque Royale de Bruxelles (ſeit dem Tode Reiffenbergs von ihm und Aloin herausgegeben) nebſt den dazu gehörigen Erläuterungen mittheilen, worin unter Anderm ſich auch der Nachweis befinden wird, daß die oben im Text erwähnte Sage von der Salvatio Romae aus einem zu Rom befindlichen künſtlichen Uhrwerk entſtand
186b Z. 18 v. o. l. Virgille.
194b Z. 24 v. u. ſt. Fuchſe l. Schakale.
197a „ 7 v. o. l. Erasto
„ b „ 8 „ „ ſt. Brutulus l. Lentulus.
198b „ 7 „ „ l. Maleſpini P. I.
„ „ 8 „ „ l. Ginneſio.
„ „ 9 „ „ l. Vacalerio.
201a zu Gest. Rom. c. 56 vgl. auch noch Grimm Geſch. d. deutſchen Spr. S. 143ff.
203b Z. 10 v. o. vergl. zu Boccaccio VII, 7, welche Novelle bei v. d. Hagen Geſammtabent. 2, S. XIII Anm 2. gemeint iſt.
208. Fabliau des trois larrons; auch in Hebel's Schatzkäſtlein: „Die drei Diebe."
209a Z. 24 v. o. l. Duhamel.
211a „ 20 „ „ l. unterſagt.
214a Nr 91 ſ. auch Robert Fabl. Inéd. 2, 365; Grimm Sendſchreiben an Lachman S. 86 v. 387 des neugr. Gedichts.
ebend. Nr. 100: ſ. auch Mone Anzeig. 2, 238ff. Nr. 17.
„ a Z. 16 u. 17 v. u. l. Es iſt bereits erwähnt worden, daß zu der Zahl von hundert urſprünglichen Novellen u. ſ. w.
217a Z. 9 v. u. l. 2, 47.
„ b „ 14 v. u. tilge „(das zehntägige)" und ſetze es zu Ende v. Z. 21 v. u.
229b l. Z. zu Bocc. III, 9. Ein ähnlicher Zug auch in einer ſpan. Romanze: Romance del engaño que usó la reina doña Maria de Aragon, para qué el rey don Pedro su

Seite

marido durmiese con ella in Ferd Wolf Ueber eine Sammlung ſpaniſcher Romanzen in fliegenden Blättern u. ſ. w. Wien 1850. S. 52ff. u. dazu die Anm.
235 zu Bocc. V, 6; vgl. S. 78b.
236b Z. 7 v. u. Der engliſche Titel dieſer Ballade iſt: A Notable Historye of Nastagio and Traversari no less pitiefull than pleasaunt.
237 Z. 8 u. 11 v. o. ſt. et l. and.
239 zu Bocc. VII, 2 ſ. auch v. d. Hagen Geſammtab. 2, S. XXXVI zu Nr 41.
241b Z. 10, 18 u. 19 v. o. ſt. [ ] ſetze ( )
243a zu Bocc. VII, 8. ſ. a. Morlini No. 67.
245 zu Bocc. VIII, 7. ſ. auch v. d. Hagen Geſammtabent. 3, S. CXLV.
245a Z. 2 v. u. ſt. zweiten l. dritten.
247b Z. 14 v. u. l. il tutto.
248a Z. 3 v. o. l. Piſtoja.
257b Nr. 152 ſ. Grimm K. Märchen 3, 239 (zu Nr. 146.); vgl. Mone's Anz. 8, 561ff.
258a zu Nr. 198 ſ. a. Robert Fabl. Inéd. 2, 257.
261b Z. 13 v. o. l. 178.
265ff. zu Ser Giovanni X, 1 vgl. zu Timoneda Nr. 21 (Anm 383).
„ b Z. 14 v. u. l. der Roman.
ebend „ 18 „ „ l. Helena.
269 ein Gegenſtück zu Romeo und Julia bildet die Ballade the Gay Goss-hawk in W. Scott's Minstrelsy.
276a Z. 23 v. o. l. Fontanini.
280a zu Cinthio IX, 8, ſ. Robert Fabl. Inéd. 2, 232
282a Z. 18 v. u. ſt. röm. l. rom.
283b Straparol. IV, 1 vgl. S. 415b Z. 30ff. le Centaure bleu.
286a Z. 5 v. o. l. Guerino.
289b zu Bandello II, 35. Außer Julio de Medeano findet ſich dieſer Stoff auch noch in einem andern ſpan. Novelliſten, nämlich in Montalban's Sucesos y Prodigios de Amor en ocho novelas exemplares.
294a Z. 23 v. u. l. Rota.
296b Z. 3 v. o. ſetze ein [vor Nr. 20 und tilge es Z. 4 vor Le. — Der Grundſtoff dieſer und der folgenden Geſchichte (Nr. 21.), welche beide aus dem Schwanke des Poggius erweitert ſind, ſcheint von dieſem dem Martial XI, 72 (de Leda) entlehnt zu ſein.
ebend. Nr 23. S. auch v. d. Hagen Geſammtabent zu Nr. 54.
297a Z. 17 v. u. ſetze ein [vor Nr. 76 u. tilge es Z. 16 vor Le.
299b Z. 23 v. o. ſt. Contes nouveaux l. joyeux Devis. — Der Verfaſſer dieſer Sammlung iſt übrigens wirklich Desperriers, nicht Deniſot, der als Herausgeber nur einige Erzählungen hinzugefügt hat. S. Brunet s. vv.
310a Z. 31ff. o. o. l. zu würdigen. Nach vielem Schreien und Rufen endlich eingelaßen, legten ſie ſich auf ein wenig Stroh unter

Seite

der Treppe niedee und erhielten einen Teller Erbſen, die bee Hausherr beim Abendbrote übrig gelaßen hatte. Hier u. ſ. w.

311 a Z. 3 v. o. l. Pflicht.

321 a. Zu Shakeſpeare's Gezähmter Wiederkeiferin theilt mir Keller noch folgendes mit (als Ergänzung zu feinee Anz. von Bülow's Novellenbuch. Heidelb. Jaheb. Juli 1837. S. 688.): „Méon 3, 365. Vgl. die description des mss. du Partonopeus vor Ceapelets Ausg. — The wife lapped in morel's skin or the taming of a shrew in Utterſon's Select pieces of early popular poetry 2, 169." — S. auch v. d Hagen Geſammtabent. 1, S. LXXXII zu Nr. 3.

328 a Z. 7 v. u. l. Fanfreluche et Gaudichon. Mythistoire baragouine de la valeur de dix atomes pour la récréation de tous les Fanfreluchistes (par Guillaume des Autels). Lyon 1559. 8; ſ. Barbier Dict. des Anonymes No. 6638. Gräße Handbuch u. ſ. w. 2, 204 Anm. 7.

335 tilge die Ueberſchrift drr Seite und ſetze: Wieland's Don Silvio de Roſalva.

Seite

335 b Z. 14 v. v. l. Biribinquer.

339 a Z. 1 v. o. ſoll es ſtatt Descanso I vielleicht heißen Relacion I Desc. 2! Ich habe das Buch nicht mehr.

341 a Z. 3 v. v. l. Mariamne's.

361 a Z. 4 v. o. Quelle dee Liebestreue: ſ. S. 35 a Z. 17 ff. v. o.

364 a l. Z. l. Pembroke's.

365 a Z. 2 v. o. l. Philoklea's.

388 a Z. 18 v. u. Die Anecdotes de la cour de Childéric roi de France (ſo iſt dee Titel) ſind von der gleich nachbee erwähnten Mademoiſelle (nicht Madame) de Luſſan; ſ. Baedier Dict. des Anonymes No. 775.

390 b Z. 22 v. o. l. Vidame.

399 b Z. 10 v. o. tilge die Anführung in Klammern u. vgl. dafüe S. 187 a.

400 b Z. 2 v u. l. geſchildeet ſein.

401 b Z. 20 v. u. vgl. S. 212 zu Cento N. A. Nr. 2

411 b Z. 14 v. o. l Veillées.

" " 15 u. 19 v. o. l. Mademoiſelle.

" " 12 v. u. l. und drr Mythologie.

414 a Z. 15 v. u. Guardian Nr. 148.

Nachträge und Verbeſſerungen zu den Anmerkungen

Anm.

71. Dieſe ganze Vorſtellung iſt wahrſcheinlich bibliſchen Urſprunges: ſ. 1 Cor. 10, 19. 20; vgl. Offenb. 9, 20. Pſalm 106, 37.

78 tilge das Citat aus dem Corp. Inscr. Graecarum.

118. Ueber den ſchottiſchen Merlin (Wyllt), deſſen Geab noch zu Anfange des achtzehnten Jahehunderts bei dem Dorfe Drumelzier an der Tweed gezeigt wuede, ſ auch noch die Einleitung zu der Ballade Thomas the Rhymer Part II in W. Scotts Minstrelsy; vgl. deſſen Vision of Don Roderick Introd. st. IV. Anm.

124 S. 468 a Z. 4 v. v. l. 99 b.

126 Ein Baron von Drumelziae iſt der Sohn des Flußgeiſtes der Tweed und der Frau eines abweſenden Kreuzfahrers; ſ. W. Scott Lay of the Last Minstrel C 1 st. 12 Anm.

Anm.

140 469 b Z. 21 v u. l. Logrier. — So hießen eigentlich die beitiſchen Bewohnee von Logrien oder dem oſtlichen England, welche zuerſt von den Angelſachſen angegriffen wurden, ſich aber dann mit ihnen verbundeten. Daher werden die Sachſen ubeehaupt von iheen Feinden, den Walliſern, mit dem Namen Logrier bezeichnet. Sieh Villemarqué Poëmes des Bardes Bretons etc. p. 77 Anm. 6.

167. Die Geſchichte von Rip von Winkel gehört, ſo weit ſie diefen ſelbſt betrifft, eigentlich in den Kreis der Sage von den Siebenſchläfern u. ſ. w.; wohl aber gehört hierher die damit verknüpfte Sage von dem beegentrückten noch jetzt dort fortlebenden Hudſon und ſeinen Gefährten. — Ueber Lemenik oder Leminock, einem britiſchen Nationalhelden, deſſen einſtige Rückkehr ſeine

Anm.

Landsleute bereits im sechsten Jahrhundert ebenso sehnsüchtig erwarteten, wie später die des Arthur, s. Villemarqué Poèmes des Bardes Bretons du VI siècle etc. Paris 1850. p. 116 ff. — Hierher gehört ferner die Sage von Thomas von Ercildoune, der noch jetzt im Feeenlande lebt und einst wiederkehren wird; s. W. Scott's Einleitung zur Ballade Thomas the Rhymer Part. I in dessen Minstrelsy — Folgende Umstände in Betreff Arthur's sind noch mittheilenswerth: „Er und alle seine Ritter liegen in der Höhle unter den Wurzeln des Haselbaumes auf Craig y Dinas schlafend im Kreise, ihre Köpfe auswärts gerichtet, jeder in seiner Rüstung, Schild, Schwert und Speer neben sich, um sie alsobald zu ergreifen, wann der schwarze und goldene Adler ihren Streit beginnen und durch ihren Kampf die Erde erzittern machen werden; so daß dann die Höhle erbeben, die Glocke ertönen und die Schläfer erweckt und hervorkommen werden" S. W Scott's Sir Tristrem erste Anm. des letzten Herausg.

170 Z. 11 l. Anm. zu Nr. 24 (IV Ausg.) — Zu D. Myth. S. 893 Anm † sieh auch W. Scott's Lady of the Lake C III st. 7 dritte Anm. Was es mit dem von Scott in seinem Aufsatze: On the Fairies of popular Superst no. III (zur Ballade Young Tamlane in der Minstrelsy) erwähnten allnächtlich Prag bestürmenden geisterhaften Nachtlager für eine Bewandtniß hat, weiß ich nicht. — Zu D. Myth. S 895 ist auch die in Schottland umgehende wilde Jagd zu bemerken; s. W. Scott Ballads from the German zu The Wild Huntsman S XI ff. S. auch noch hier die Vorr.

184a. In der Collection des poètes champenois antérieurs au XVIe siècle (Reims) enthält auch ein Band Le Roman du Chevalier de la Charrete par Chrétien de Troyes. Diese Sammlung, herausg. von R Tarbé, umfaßt 14 (nicht numerierte und einzeln verkaufte) Bände, von denen der letzte 1851 erschienen ist. Sie wird nicht fortgesetzt.

196. Olivant im Ruolandslied und ebenso beim Stricker; bei Turold Olifan und Olifant. Mit dem Worte wird aber im Altfranzös. nicht bloß das Thier, sondern auch das Elfenbein und im Allgemeinen Kriegshorn bezeichnet. Bei Turold aber ist es, wie in den deutschen Gedichten, der Eigenname von Rolands Horne. Turpin c. 23. 24 übersetzt wörtlich tuba eburnea. Diese Benennung ist also bei ihm noch nicht zum Eigennamen geworden. Sieh W. Grimm Ruolandes liet S. 238 Anm. zu S. 233 V. 4 u. S. CXIV.

Anm.

220 S. 479b ff. Auch Hemricourt in seinem Miroir des Nobles de la Hesbaye ed. Salbray p. 139 erzählt, daß ein junger Ritter Namens Ameil-à-l'Oeil de Lerhy einst an der Quelle von Lerhy eine unbekannte, jedoch sehr schöne junge Frau antraf, die sich für eine auf der Wallfahrt begriffene Edeldame ausgab; er führte sie von da nach seinem Schlosse, wo sie des Nachts sein Lager theilte. Am andern Morgen erst ließ ihn die schöne Frau wissen, daß er in ihr den Teufel beherbergt habe. — „Le Diable! ruft jedoch der preux chevalier unerschrocken aus; par le digne mort notre Saingnor! dont toy poras tu bien vanteir, quant tu venras en infer, *qu'il n'out onkues al monde miez croxut deable que tu as a nuyt esteit.* — Chelle sesvanuwit, nicht jedoch ohne vorher dem Schloßherrn das rechte Auge auszureißen, der deshalb sein Lebn lang einäugig blieb und daher den Beinamen à l'oeil erhielt.

" S. 480a Anm. Z. 1 l. „cf. 12, ferner." ebendas. Z. 5 v. u zu Gesammtabenteuer Nr. 99. — Die daselbst 3, S. CLXV erwähnte Geschichte von dem ausgedienten Rosse scheint in dieser Gestalt weitverbreitet zu sein. Denn nicht nur daß eine gleiche Sage als an dem alten Vineta haftend berichtet wird (ich kann leider zunächst nur den Preußischen Kinderfreund von Preuß und Vetter 24te Ausg. Königsberg 1845 S 74 ff.: „Das blinde Roß" dafür anführen, wo sie aus Harnisch „Erstes Sprachbuch" aufgenommen ist), sondern sie ist auch in Italien ganz mit denselben Umständen bekannt, nur wird sie dort nach Sparta verlegt. Indeß kann ich auch hier bloß auf die der ital. Grammatik von Filippi angehängten Lesestücke verweisen (in der 13ten Ausg. von Zeh. Nürnberg 1847 ist es Nr. 7 auf S. 374).

235a. Wünschelschiffe führt Grimm D. Myth. S. 1227 aus norske event. I, 18, 142 an und das in Tegnér's Frithjofs Saga III geschilderte selbstfahrende Schiff Ellida kommt mit diesem Attribute auch wohl schon in der altnordischen Frithjofs Saga vor.

235b. Vgl. auch Rasend. Roland I, 21. 22, und die Erzählung von Antar und Bostam Cap. 13; s. hier die Vorrede S. XIV ff.

256 Ueber Sir Bevis s. Graße 2, 3, 308; über Sir Guy oben S. 476; über Sir Isambras Gräße S. 279; der King of Tars ist von Ritson Ancient Metr. Rom. II, 156 ff. herausgegeben.

265 zu Disciпl. Cler c. 19. In einem kornischen Märchen (Grimm K. March. 3, 392 ff.) wird die Lehre gegeben: „Hüte dich den

Anm.

alten Weg zu verlaßen, um den neuen zu wählen."

286. Auch in dem Renard Contrefait wird dieſe Geſchichte im Ganzen nach dem Fabliau D'un roi, qui voulut faire bruler etc. erzählt; nur iſt es hier kein König, ſondern

Un riches hom deux clers avoit etc.

S. Poëtes de Champagne (ſ. oben Nachtrag zu S. 85.) p. 98 ff. Dramatiſiert iſt dieſer Stoff auch von Mira de Meſcua in ſeiner Comedia: Lo que puede el oir misa

295. Z. 5 l. Tale.

301. Mit Konrad's von Würzburg Gedichte ſtimmt faſt überein eine Novelle des Luigi Alamanni (in der Raccolta di Novelle dall' origine della lingua ital. fino al 1700). Hier jedoch gewinnt der junge Graf die Gunſt ſeiner Braut, als Kaufmann verkleidet, durch einige Koſtbarkeiten wieder, nachdem er ſie durch Verſchlucken eines Apfelkerns verloren. Da ſie, ſich ſchwanger fühlend, dem vermeinten Kaufmanne folgt und ſo mehrfache harte Bußungen ausſteht, giebt er ſich endlich zu erkennen und heirathet ſie. S. Kellee in d. Heidelb. Jahrb. Juli 1837 S. 679. Das Verſchlucken des Kernes ausgenommen, entſpricht dieſe Novelle ganz dem 40ten Märchen des Baſile „Beſtrafter Hochmuth." —

312. Auch in dem Renard Contrefait wird das Lai de Laustic wiedererholt; ſ. das Bruchſtück Le Roy Odoars et la Royne Gentille in den Poëtes de Champagne etc. (ſ. oben Nachtrag zu S. 85.) p. 133 ff.

312a ſ. die Vorrede S. XII.

320. Bei v. d. Hagen a. a. O. S. XLIII muß Straparola II, 4 ein Druckfehler ſein, den ich aber ohne das Buch nicht berichtigen kann (vielleicht IX, 4).

327. Die zehnte Novelle (von Liberale Moteſe) des zweiten Theils der Cento Novelle Amorose dei Signori academici incogniti (Bülow's Novellenbuch 1, 38.) gehört dem Stoffe nach zur Sage vom edlen Moringer, ebenſo wie eine ſchottiſche Erzählung (ſ. W. Scott Ballads from the German zu The noble Moringer und die Einleit. zu ſeinem Romane The Betrothed).

334a l. Corrozetus; gemeint iſt die in Verſen verfaßte Hecatongraphie c'est-à-dire les descriptions de cent figures et hystoires, contenants plusieurs appophthegmes, prouverbes et sentences, et dictz tant des anciens que des modernes. Paris 1540 u. ö. von Gilles Corrozet.

358b l. Auchindrane or the Ayrshire T.; ſieh auch eine Anm. zu der Ballade Earl Richard in der Minstrelsy.

Anm.

360 zu Morlini No. 12. Es iſt bekannt daß Papſt Leo X ein großer Freund von lateiniſchen Improviſatoren, Gaukleen, Taſchenſpielern u. dergl. war. — Daher geſchah es einmal, wie Jovius in ſeiner Vita Leonis l. IV p. 189 erzählt, daß Jemand, der ein Geſuch bei dem Papſte hatte, durchaus aber von der Dienerſchaft nicht vorgelaßen wurde, endlich auf den Einfall kam ſich für einen ſolchen Beeskunſtler und zugleich geſchickten Hofnarren auszugeben, worauf er ſogleich mit beſonderer Freude zur Audienz gelaßen wurde. — Vielleicht hat dieſes Geſchichtchen den Stoff zu dem obigen Schwanke Morlini's hergegeben.

No. 13 l. Straparola 13, 2.

No. 21. S. Robert Fabl. Inéd. 2, 136.

No. 38. Vergl. Reinaert de Vos B. I. v. 1262 — 1273. (p. 51. ed. Willems).

No. 47. S. auch W. Scott Minstrelsy Anm. zu st 36 der Ballade Young Tamlane.

366 zu Geſammtabent. Nr. 15. Der Verfaſſer dieſes Gedichtes muß ein Geiſtlicher geweſen ſein; wenigſtens verſtand er Latein und hat die in demſelben vorkommenden zwei Epiſteln faſt wörtlich aus den Heroiden Ovids überſetzt.

374a zu Grimm D. Mythol. S. 855: „Die Götter ſchufen aus dem Speichel einen Mann, Namens Kvaſir u. ſ. w." Vgl. den Mythus auf Hiſpaniola, wo „der Menſchenſchöpfer ein Bäcker iſt, der das erſte Weib durch Speien auf des Mannes Wange ſchuf." S. Ad. Wagner's Ausg. von Bailey und Faheenkrugers engliſchem Wörterbuch s. v. Rie.

377. Zu Heptam. VII, 10: La Chatelaine de Vergy. — Die von Le Grand zu dieſer Erzählung gemeinte Novelle des Bandello iſt II, 5. — Das Heptam. IV, 2 enthält den Stoff von Stollbergs Ballade, die Bußende, über welche ſ. oben S. 201a.

383. Zu Timoneda.

Nr. 2. Sieh auch Bäckſtröm Svenska Folksböcker I, 275, wo jedoch dieſe Patraña nicht erwähnt iſt.

Nr. 4. l. Geſammtab. III.

Nr. 11. Sieh auch Bäckſtröm a. a. O. S. 140.

Nr. 22. Sieh auch Bäckſtröm a. a. O. S. 202. Dieſe nachträglichen Berichtigungen entnehme ich aus Ferd. Wolf's ausführlicher u. ſehr lehrreicher Anzeige von Vol. I, 2 und 3 der Biblioteca Española publ. por Aribau in den Wien. Jahrbüchern Bd. 122 S. 76 ff.

Digitized by Google

Anm.

Zum Conde Lucanor.

Nr. 3. Am Schluſſe dee in dieſem Cap. enthaltenen Erzahlung wied weiter berichtet, wie einer der Helden derſelben, Pedeo Nuñez, der in einem gerichtlichen Zweikampfe ſue eine Dame ein Auge veeloeen, bei ſeiner Nachhauſekunft ganz teaueig daeuber iſt, weil er ſeine Gemablin lachen ſiebt und glaubt, daß dieß ſeinem verunſtalteten Geſichte gelte; ſie jedoch ſticht ſich, ſodald ſie die Urſache ſeiner Niedergeſchlagenheit veenommen, ohne Zögern mit einer Nadel gleichfalls ein Auge aus, damit ee furdeehin ihr Lachen, das nue der Freude uber ſeine Rückkebe gegolten, nicht ſo übel auslege. — Dieſee Theil der Erzahlung entſpeicht in dem Hauptumſtande der Nr. 12 in v. d. Hagen's Geſammtabenteuer und beſtätigt ſeine Muthmaßung von der wälſchen Abſtammung des deutſchen Gedichtes.

Nr. 13. Die Erzählung von Merlin ſteht außer bei Méon und Jubinal auch noch im Renard Contrefait: ſ Poètes de Champ. (vgl. Nachteag zu S. 85.) p. 69ff. Merlin et le bucheron, jedoch ſehr in's Kurze gezogen. — Zu der oben gleichfalls angefubrten Nr. 90 in v. d Hagen's Geſammtadenteuer will ich hier die urſprungliche Quelle mittheilen. In Peudentius van Duyſe's Vaderlandsche Poezy. Gent 1840 findet ſich nämlich zu dem Gedichte de Monnik van Afflighem (vol. I p. 35ff.) folgende Anmerkung (p. 202.):

Men vindt deze legende in verscheidene godvruchtige boeken. In't handsehrift *Hafflighemium illustratum* in-fo. I, 61, thands bewaert in dc herstelde abdy van Afflighem, binnen Dendermonde, staet er:

„Eodem tempore (circa finem XI saeculi) ut fertur, aecidisset Fulgentio (primo Abbati Hafflighemi) mirabilis historia: admonitus enim a fratribus illic adesse peregrinum sed venerabilem monachum, qui se illius monasterii fratrem affirmabat, introduci fecit illum: qui interrogatus, quisnam et unde esset, respondit, se de nocte adhuc fuisse in matutinis, ubi cum recitasset hunc versum psalmi LXXXIX: „Mille anni ante oculos tuos tamquam dies hesterna quae praeteriit" mansit in choro, meditans super mysterio verborum illorum, quando avicula quaedam apparuit sibi; ad cujus cantum exurgens seeutus est eam asseruitque quod hujus melodia et volatu delectatus exiverit monasterium intraveritque silvam; ubi adhuc modico tempore persistens reversus sit domum; quam appropinquans in tantum invenerit mutatam ut non cognosceret eam. Cumque Fulgentius interrogasset eum de suo Abbate et principibus terrae, repertum fuit, illos a trecentis annis floruisse; quibus omnibus narratis, monachus ille defecisset et aeceptis ecclesiae sacramentis, dormivisset in Domino." — Dieſelbe Legende finde ich auch in Bechſteins Mäechenbuch: „Dee Monch und das Vögelein" (S. 205 der 7ten Aufl.) nach einee metriſchen Bearbeitung von Friedeich Kind.

Anm.

Auch in einem altengliſchen Gedichte (ſ. W. Scott in dem Appendix zu dee Ballade Thomas the Rhymer P. I in deſſen Minstrelsy) ſagt Thomas zu der Fee, die ihn aus Elfenland auf die Eede zurückdringen will:

... Lowely ladye let me be,
For I sai ye certenly here
Haf I ben bot the space of dayes three.
Sothly (erwiedert ſie) Thomas as I telle ye
You hath ben here thre yeres,
And here you may no longer be, etc. —

Nr. 29. Bei Robeet Fabl. Inéd. 2, 40 muß das Ciat Ser Giovanni Pecor II, 2 auf einem Jerthume deruhen; ſieh oben S. 261 b. —

Ne. 32. Ein Habn läßt ſich von einem Fuchſe durch thoeichte Fuecht von Baum zu Baum ſcheuchen, bis er endlich ermattet herabfallt und gefreſſen wied. — Vergl. La Fontaine's Le Renard et les Poulets, Robert Fabl. Inéd. 2, 372. —

Nr. 41. Das Laſtee (el mal) betrügt die Tugend (el bien) bei mehrfachen Theilungen, ſo z. B. überläßt es dieſer bei einer zu theee Bedienung angenommenen Frau den Theil vom Gurtel anſwarts und behalt ſelbſt den untern. — In v. d. Hagen's Geſammtabent. Ne. 18 kommt eine gleiche Theilung vor und dieß gewährt einen neuen Beweis fue des Herausgebees Vermuthung, daß das deutſche Gedicht wahrſcheinlich ſeiner Ganzheit nach eomaniſchen Urſprunges ſei. —

Auch zu den übrigen der in dem Conde Lucanor enthaltenen Erzahlungen werden ſich von Andeen mancherlei Nachweiſe geben laßen, deren ich ſelbſt mich eben nicht genauer eeinnern kann; ſo z. B. zu Cap. 5, wo die böſe und ſtreitſüchtige Gemablin des Kaiſees Feledrich, weil ee ihr den Gebrauch eines gewiſſtn Giftes unterſagt, duech iheen Wideeſpruchsgeiſt gerade dasſelbe in Anwendung bringt und ſo ihr Leben verliert, wäheend die Feau des Alvarfañez im Gegentheile, dem Ausſpruche ihres Mannes folgend, Stuten für Kuhe eeklärt und behauptet, daß ein Fluß, an dem ſie ſich be-

Anm.

finden, ſtromaufwärts laufe (der erſte Theil dieſer Geſchichte wird in Deutſchland in mancherlei Geſtalt eezählt); — zu Cap. 31, wo ein übee ſeine Armut jammernder Mann, dee die von ihm weggewoeſenen Bohnenhulſen von einem noch armeen aufſammeln und gierig veeſchlingen ſieht, dadueh getröſtet wird (dieſe Geſchichte eezählt untee Anderm irgendwo Fr Jakobs, ob nach dem Conde Lucanor weiß ich nicht); u. ſ. w. — In Cap. 4 endlich, wo einem Einſiedler, der ſich ſein Lebenlang eines heiligen Wandels befleißigt hat, ein Engel mittheilt, daß Richard Lowenhezz, ſonſt ein geoßee Sünder, ſich dennoch dueeh den bei ſeiner Landung in Paläſtina von ſeinem Schiffe an das durch die Saeaeenen dicht beſetzte Ufee gethanen Speung das Paradies erkauft habe, findet Simrock, wie er mir mittheilt, eine innere Verbindung mit Rudolfs Gutem Gerhard.

399. Se. Antonius' Schwein. — Vgl. Roquefort's Glossaire Supplem. s. v. Pourchel.

408. Ein anderes ſpaniſches Sprüchwort lautet:

Quien te alabare con lo que non has en ti,
Sabe que quiere relevar lo que has de ti.

Zu der Antwort Bertoldo's vgl. Diog. Laert. l. VI §. 54: Diogenes gefragt, was füe Wein er gerne trinke, antwortete: „Den feemden."

435. Das oben gleich nachher erwähnte Eloge findet ſich in D'Alembert's Mélanges und in deſſen Werken und wae uefprunglich beſondees erſchienen untee dem Titel: Réfléxions sur la personne et les ouvrages de Mr. l'Abbé Terrasson XV Seiten. 1750. 12. — Die Bezeichnung Zoilus (ſ. oben S. 348a.) bezieht ſich auf Terraſſon's Dissertation critique sur l'Iliade d'Homère etc. 1712. II. 12.

451. S. 511a. Zwiſchen Fortunatus Siculus l. II c. 17 und dem Ruodlied (in Grimm und Schmeller's lat. Gedichten) ſcheint mir eine, wenn auch nur entfeente Aehnlichkeit und innere Beziehung obzuwalten

452. S. 511b. Z. 12 v. o. ſtatt „den" l. „der."

464. S. 514a. Z. 15 v. o. l. appellée.

475. Ich fübee aus Pluquet Contes populaires etc. de l'Arroudissement de Bayeux. Rouen 1834 p. 1ff. noch folgendes Näheee übee die Fée d'Argouges an:

„Un seigneur d'Argouges, près de Bayeux, était protegé par une fée, dont le nom n'est pas parvenu jusqu'à nous. Elle lui fit remporter la victoire sur un géant, et pour comble de bienfaits elle l'épousa et lui apporta de grandes richesses. Die einzige Bedingung war, daß

Anm.

er nie des Todes erwähnen durfte. Eines Tages jedoch ließ ſie bei einee gewiſſen Gelegenheit ſehe lange auf ſich waeten und als ſie endlich ankam, ſagte der Herr d'Argouges: „Belle dame, seriez bonne à aller chercher la mort, car vous êtes bien longue en vos besoignes."

A peine avait-il prononcé le mot fatal, que la fée disparut, en imprimant sa main au-dessus de la porte du château. Toutes les nuits elle revient errer autour du manoir seigneurial en poussant de longs gemissements, et criant de temps en temps: „La mort!... la mort!"

Deux circonstances paraissent avoir donné lieu à cette tradition fabuleuse; la première est la victoire que remporta Robert d'Argouges sur un Allemand d'une très-haute stature, nommé Brun, lors du siége de Bayeux par Henri Ier en 1106; et la seconde les armes de la maison d'Argouges, ou se trouve pour cimier la Foi, representée sous la figure d'une femme nue, avec la devise ou cri de guerre: „à la fé" (à la foi) que le peuple prononçait „à la fée."

Ob übrigens dieſe Erklärung der urſprunglichen Bedeutung des Helmziemers der Familie d'Aegouges die richtige ſei, laße ich dahingeſtellt. — Wie käme z. B. der Spiegel in die Hand des „Glaubens?"

475a. S. 516b. Z. 5ff. v. o. — Mit dieſer im Guzman de Alfarache (u. Covarruvias) geſchilderten degollada vergleiche man den Schwerttanz der Landleute in der Gegend von Dent; ſ. Grimm D. Myihol. S. 280ff.

485a. S. 520. Der Inhalt des chineſ. Romanes „Les deux Cousines" iſt folgender:

Der junge Gelehrte und Dichter Sſe Youpe und das Fräulein Houng Ju erſcheinen als vom Schickſal einandee beſtimmt. Das eeſte Glückſpiel dieſer Wahlverwandtſchaft iſt, daß dem jungen Manne vom Oheime des Feäuleins ſelbſt ein Heirathsantrag gemacht wied, weil er ihn als Dichtee und vorzüglichen Gelehrten ſchatzen gelernt hat. Sſe Youpe, begierig die ihm angetragene Unbekannte zu ſehen, erblickt ſtatt des Feauleins Houng Ju ein anderes Mädchen, welches ihm irrthumlich ſtatt iheer von fern gezeigt wied, geeäth in den Wahn, Feäulein Houng Ju ſei ſehe häßlich und ſchlägt ihre Hand aus. Fräulein Houng Ju wied von ihrem Vater auf ſeinen Landſitz weggefuhet. Hierbin muß alſo auch das Schickſal Herrn Sſe Youpe beingen. Dieß geſchieht ſo: Sſe Youpe wird von ſeinem Oheime eingeladen, zu ihm in eine andere Provinz des Reiches zu ziehen. Ee reiſt

Anm.

zu Pferde dahin. Unterwegs wird er von einem toll ſcheinenden Menſchen angefallen, welcher ihn um Gottes willen bittet, ihm ſeine Reitpeitſche zu ſchenken, weil ihn ein Aſtrolog darauf angewieſen habe, daß er durch ſie ſein geſtohlenes Weib wieder finden werde. Se Youpe überläßt ihm die Peitſche unter der Bedingung, daß jener ihm eine ſtarke Weidengerte zum Erſatze für jene ſchneide. Indem der Bittſteller nun auf einen nahen Weidenbaum ſteigt, entdeckt er ſeine verlorene Frau in einer verfallenen Kapelle in den Händen von Räubern, welche entfliehen. Se Youpe, durch dieſes Kunſtſtück des Aſtrologen in Erſtaunen geſetzt, beſchließt einen Abſtecher zu machen, um den Aſtrologen ſelbſt zu beſuchen und ihn wegen ſeiner zukünftigen ihm vom Schickſale beſtimmten Geliebten zu befragen. Ehe er aber noch zu dem Aſtrologen kommt, macht er die Bekanntſchaft zweier jungen Männer, welche ſich um Houng Ju bewerben. Sie zeigen ihm Verſe, die aus des Fräuleins Feder gefloſſen ſind und er wird von Liebe zu den Gedichten und der Dichterin entflammt. Er gelangt durch ſeine Nebenbuhler nach vielen Umwegen nnd Intriguen zum Landſitze Pe's, des Vaters der Houng Ju, und

Anm.

zum Einverſtändniſſe mit ihr ſelbſt. Durch dieſe und ähnliche Verwickelungen erſcheinen die beiden für einander Beſtimmten wie ein Paar Magnete, welche ſich duech Macht des Geſchickes in großen Fernen gegenſeitig anziehen, aber, kommen ſie ſich nahe, duech Macht der Umſtände und Zufälle immer wieder auseinander geſtoßen weeden. Alle Knoten loſen ſich endlich auf in den einem himmliſchen Ohre nicht diſſonierenden Accord einer Doppelheirath. — Soweit Foetlage. Eine ausfuhrlichere Analyſe ſteht im Morgenblatte 1827. S. 2 ff.; eine Kritik im Auslande 1833. S. 246. Vgl. auch Wiener Jahrb. Bd. 59; Blätter fur liter. Unterhalt. 1827. Nr. 18.

485a. S. 521a. Z. 28 v. o. Mit den „beiden folgenden" ſind Nr 1 u. 2 des vol. III (ſ. hier S. 522a.) gemeint, da ich ſie nämlich zuerſt in der engliſchen Ueberſetzung (ſ. S 522b.) las, wo ſie auf The Shadow in the Water folgen.

Nicht unintereſſant mag zuletzt noch die Bemerkung ſein, daß ich der in der Triſtanſage (z. B. Sir Tristrem Fytte II st. 85) vorkommenden Korreſpondenzart der Liebenden durch in's Waſſer geworfene Zweige auch in einem chineſiſchen Romane begegnet bin, leider aber vergeſſen habe, in welchem.

Noch einige Verbeſſerungen und Zuſätze.

Seite

XIII. Anm. Z. 1. Ueber Wuotan's Spieß ſ. Grimm D. Myth. S. 134.

202a. Zu Gesta Rom. c. 107. — Hierher gehört auch v. d. Hagen Geſammtab. Nr. 94. (aus Enenkel), wo aus der Statue bei Wilhelm von Malmesbury (und nach dieſem bei Albericus Trium Fontium ad an. 1002) der Teufel geworden iſt.

434a. Den Ausdruck weeping tears finde ich ſchon in dem alten engliſchen Gedicht auf die Schlacht bei Otterbourne (in Percy's Reliques), wo es heißt:

Then on the morn they made them beeres
Of birch and hazell gray;
Mony a widow with *weeping tears*
Their makes they fette away.

Seite

463. Anm. 81. Zu Apollonius von Tyrus. — In den Gesta Abbatum Fontanellensium (etwa um 850 verfaßt; ſ. Pertz Monum. 2, 270.) finde ich in einem Bücherverzeichniß des genannten Kloſters auch aufgeführt: Item historiam Apollonii regis Tyri in codice uno; ſ. Pertz a. a. O. p 287. Dieß iſt die früheſte Erwähnung des Apollonius von Tyrus, die ich bis jetzt kenne. Das griechiſche Original muß alſo noch älter geweſen ſein; denn der oben erwähnte Codex war ohne Zweifel in lateiniſcher Sprache.

482. Anm. 246. Peofeſſor C. P. Bock in Brüſſel iſt geſonnen in dem nächſterſcheinenden Bande der Memoires der Bruſſeler Akademie der Wiſſenſchaften eine Arbeit mitzutheilen, welche ganz neue und beſtimmte Reſultate uber Zeit und Ort der Abfaſſung des Pſeudokalliſthenes enthalten wird.

Seite

488. Anm. 295. Zu Boccaccio I, 3. — Enenkel's Erzählung (ſ. v. d. Hagen Geſammtabent. Nr. 100) findet ſich mit geringer Abweichung auch bei Albericus Trium Fontium ad ann. 1195 (P. II. p. 404.).

494. Anm. 360. Z. 1. ſoll das Citat wahrſcheinlich lauten: „Straparola N. 13. Fav. 12." (vgl. zu Morlini Nr. 54.); ich habe bei jener Anführung muthmaßlich eine kaſtrierte Ausgabe benutzt, kann jedoch hier in Lüttich (ohne Straparola) nichts Gewiſſes hierüber ſagen.

511 b. Z. 12 v. o. l. der.

519 b. Z. 16 v. o. l. daher.

520 a. Z. 30 v. o. ſetze ein Komma nach „welchem".

526. Anm. 513 l. Citizen.

527 b. Z. 15 v. o. tilge das Komma nach Si.

528 a. Z. 6 v. u. l. onorroit.

538. Zuſatz zu S. 108 a. — *Nihil quod per nigromantiam fit, potest in aqua fallere intuentem*, sicut de pulvere quodam invento superius [ad ann. 999] refertur qui

Seite

in aurum vertebat quidquid contingebat, id est ita videri faciebat, donec aqua dilueretur, ſagt Albericus Tr. Font. ad ann. 1049, wo er nach Elinandus und Guillelmus (Malmesburienſis) die von Düntzer (in Scheible's Kloſter, 5, 179.) aus Vincentius Bellov. angeführte Geſchichte von dem in einen Eſel verwandelten Jüngling erzählt.

541 a. Zuſatz zu Anm. 170. — Albericus Tr. Font. ad ann. 1235 (2, 556) erzählt: Eodem anno extra sylvas juxta Kerte apparuit quaedam, ut dicitur, daemonum ludificatio; apparuerunt rubei homines, qui de montana quadam (cavea?) exierunt in rubeis equis, minoris tamen staturae quam sint nostri homines, fere ducenti, qui discursua varios spectante populo faciebant; illis de oppido contra illos irruentibus caveam suam intraverunt, nec postea com, paruernnt, unua tamen aliquantum ab uno de oppido retentus fecit ejus manum omnino esse rubeam, et sic effugit, qui (l. quae) quam diu vixit, rubea permansit. Fere omnes illi qui eos viderunt, aliquod infortunium eodem anno incurrerunt.

HAG2006382

Register.

Die mit einem *) bezeichneten Zahlen deuten auf die Stellen, wo ein Schriftsteller hauptsächlich behandelt ist.

A.

Abdal Malek 150.
Abdallah ben Mahmud s. Lamai.
Abulfarabsch 261.
Accolti 229.
Achilles Tatius 5. 8. 14. 15 ff.*) 33. 34. 35. 370. 471 b.
Achmed ben Arabscha 462.
Addison 399.
Adenez le Roi 122. 139.
Adolfus 503.
Adulfy, Leon d' 328.
Aelian 39.
Aepfel, zauberhafte 477.
Aeschines 489.
Aesop 484 bis. 495. 502 bis.
Affos 438.
Agesilaos von Colchos 157 ff. 365.
Agostini 471.
Agrippa, Corn. 201.
Alamanni 97. 189. 253. Nachtr. zu Anm. 201.
Alanus ab Insulis 93. 263.
Alarcon 501.
Albericus Trium Font. 134. 477 a. b. 545. 546.
Albinus, Clod. 39.
Alcidiane le Jeune s. Gomberville.
Alcripe 401.
Aleman 268. 336. 505.
Alexander d. Gr. 4. 6. 55. 183. 232. 261. 476 a. b 484.
Alexander de Bernay (de Paris) 183.
Alexandre, Hist. du Roi 183 ff.
Alexandriner 183.
Alfonsus, Petrus s. Disciplina Clericalis.
Alischanz 477.
Allessandris, de 231.
Alleschanz 477.
Almahide s. Scudéri, Fr. von.
Alringer 139.
Amadis de Gaula 86. 147 ff.*) 167. 168.
Amadis de Greeia 153 ff.
Amant Salamandre 428.
Ambraser Liederbuch 492.
Ameto 351.
Amis, Pfaff 486. 494. 501.
Amleth 487.
Amur, Gott 477.
Amusements de Moley Bugenluf 281.
Andrew of Wyntoun 479.
Annolied 483.
Antar s. Vorrede S. XIII ff. Anm.
Antoine de la Sale 479.
Antonio, Nicolas 147. 160.
Antonius Diogenes 4 ff. 11.
Antonius' Schwein 505 u. Nachtrag.
Apollonius v. Rhodus 158. 545.
Apollonius von Tyrus 35 ff. 138.
Apulejus 41 ff.*) 175. 177. 259. 359. 483.
Arabische Sprache 169.
Aragonez, Juan 259.
Arbères, Blnet d' 503.
Arbres des Batailles 170.
Arcadia s. Greene, Sannazaro, Sidney und Pierre, St.
Arcadia in Brenta 198.
Aretino 231.
Argenis s. Barclay.
Argens, d' 258. 403. 404.
Argent, Dom 310.
Arienti s. Sabadino.
Arioft 68. 76. 85. 121. 141. 142. 143. 158 a. b. 172. 189. 287. 329. 476. Satyren 296.
Aristänetus 194.
Aristäus 5.
Aristeas 4.
Aristides 4. 39.
Aristoteles 4. 456. 458. 483.

Armida 480 ff.
Armin 285.
Arnauld v. Carcaſſès 205.
Artamène ſ. Scudéri Fr. v.
Arthur, Roman d' 91 ff.
Arthur, König 54. 59. 60. 192.
Artus de la Bretagne 103 ff.
Aſcham 114. 295.
Astrée 658.
Athenäus 467. 474.
Athenagoras 36 ff.
Aubry ſ. Hund des Aubry
Auguſtin, St. 46. 464.
Aulnoy, Gräfin 48. 287. 409.
Avellaneda 333 ff. 503.
Aventures d' Abdallah 262.
Avicenna 419.
Aylis campi 477.
Aymon ſ. Haimonskinder.

B.

Bacon, Lord 1.
Bacon, Friar 486.
Bahar-Danuſch (Kap. 12) 243. (K. 25) 177. (K. 35) 335. (K. 38. ff.) 417; ferner 205. 244. 246. 260.
Bahrrecht 494.
Baillet 487.
Baillie, Miß 291.
Bajard, Roß 478.
Balbuena 474.
Bandello 2. 241. 252. 286 ff.*) — ferner (I, 3) 261. (I, 9) 240. (II, 5) Nachtrag zu Anm. 377. (II, 35) Nachtr. zu S. 289, b. (II, 44) 500. (III, 39) 499. (IV, 22) 294.
Barbauld, Mrs 442. 458.
Barbazan 70. 206. 207.
Barberino 503.
Barclay 157. 343. 364.
Bardelon 429.
Barlaam u Josaphat ſ. Johannes Damaſcenus.
Barnard 321.
Bartholinus 139.
Baſile 229. 266. 458. 406 ff.*) 472. 496. Nachtrag zu Anm. 201.
Baſire, Sieur de 317.
Baſtide 401.
Baudouin de Flandres 479.
Bayard, Ritter 280.
Beattie 325. 419.
Beaumarchais 399.
Beaumont u. Fletſcher (Cupid's Rev.) 368. (Cust. of the Country) 378. (Four Pl. in One) 236. 251. 289. (Law of Candy) 279. Little Fr. Lawyer) 268. (Maid in the Mill) 289. (Philast.) 291. 355. (Rule a Wife) 247. (Women pleas.) 24. — ferner 300.
Beccari 24.
Behn, Mrs 377. 440.
Beliſar 193.
Belleforeſt 279. 288. 294. 300.
Belphegor (a comedy) 275.
Bembo 211. 207.
Benoit de St. More 55. 179.
Benvenuto da Imola 220.
Berchorius 199.
Bergentrückte Helden 472 u. Nachtrag.
Berger de Xivrey 466. 504 u. ſ. w.
Bergerac, Cyrano 421.
Berinus, Rom. du Chev. 264.
Berleley 451.
Bernardo del Carpio 477.
Berners, Lord 123. 451.
Bernhard, heiliger 199.
Berni 174.
Beroaldus 46. 232. 234.
Berte au grand pié 479.
Bertoldino 330.
Bertoldo 213. 328 u. Nachtr. zu Anm. 408.
Beufves d' Antonne 479.
Bibbiena 239.
Bibel 10. 11. 18 u. Nachtr. zu Anm. 71.
Bibliothèque Bleue 313.
Bibliothèque des Romans 37 u. ſ. w.
Biderman 223. 257. 508*).
Bidpai 194. 243. ſ. auch Kalila ve Dimna.
Bingfield, William etc. 452.
Bion 18.
Boaiſtuan 300. 468.
Bocca della Verità 187. 500.
Boccaccio 9. 32. 192. 193. 199. 208. 214 ff.*) 437. (I, 7) 488. (III, 9) Nachtr. zu 329 b. (IV, 2) 497. (IV, 10) 489. (V, 6) Nachtr. zu 235. (V, 8) Vorrede S. XIII. (VII, 2) Nachtr. zu 239. (VII, 8) Nachtr. zu 243. (VII, 9) 491. (VIII, 7) Nachtr zu 245. (VIII, 8) 275. (IX, 3) 490. (X, 3. 4) 491. (X, 9) Anm. 327 u Nachtr. dazu. (Ameto) 351. (Filoc.) 251. 369. (Laber. d' Am.) 246. (Teseide) 244.
Bodkeſli 469.
Boethius 468.
Boileau 207. 369. 385. 431.
Bojardo 68. 76. 85. 121. 142. 160. 189. 192. 251. 259.
Bolswert 318. 321.
Borel 478.
Borghini 255.
Borgnet 483. 490.
Borromeo 2.
Borron, Helie de 64. 80. 471.
Borron, Robert de 63. 64. 67. 69. 76. 80.
Boſone ſ. Buſone.
Bottari 503.
Bouchet 253. 513.
Boyle, Roger 438.
Brangian 471.
Brantome 406.
Breceliand ſ. Broceliand.
Bret (Triſtan) 471.
Breton 438.
Brevio 273 ff.*)
Brinon 464.
Broceliand, Wald von 467 ff.
Brool 270.

Bruns 476.
Brot, Roman de 471. 472. 486; ſ. auch Wace u. Ruſticien de Piſe.
Bryant 48.
Buckhurſt ſ. Sackville.
Bühel, Hans von 464.
Bürger 491.
Bugiale 499.
Bunyan 321 ff.
Burney, Miß 44t.
Burton 254.
Buſone da Gubbio 510. Nachtr. zu Anm. 451.
Butler 112. 145. 325. 534.

C.

Caballern del Feho 160 ff. 472.
Cabeſtaing 233.
Caecasennn ſ. Scaliger, Camillo.
Cademoſto 275 ff.
Cäſar, Jul. 89. 124.
Cäſarius Heiſterb. 468. 479. 489. 498. Vorrede S. XII.
Calderon 291. 504.
Calenius, Walt. 60.
Calprenède 374 ff.
Calpurnius 18.
Camerino 300.
Campeggi 41. 243. 294 ff.*)
Camus 318. 364.
Canariſche Inſeln 170
Capet, Hugo 71.
Caracciolo 496.
Cardonne 195.
Cardoſo 148.
Carew 77.
Carln Magno 479.
Cassandra ſ. Calprenede.
Caſti 230. 232. 250. 258. 490.
Caſtoiement 198.
Cataloniſche Mundart 169.
Caviceo 499.
Carton 180. 313.
Caylus 122. 170. 206. 207. 410. 417. 519.
Cedrenus 179.
Ceno ſ. Meri.
Cent Hiſtnires de Troye 180.
Cent Nouvelles Nnuv. 295 ff.*) (20.21.23) Nachtrag zu 296b. (47) 299. (54) 495. (99) 500. (100) 500. (85) 297. 497.
Cento Nov. Antiche 211 ff.*) 217. 226 — (13) 230. (24) 476. (24) 511. (49) 487. (60) 214. (62) 192. (63) 213. (65) 250. (68) 244. (70) 213. (72) 221. (74) 247. (81) 192. (91) Nachtr. zu 214a. (95) 284. (98) 227. (100) Nachtr zu 214a.
Cervantes (Doo. Q.) 43. 151. 155. 160 163. 164. 165. 167. 173. 190. 213. 330 ff.*) 465. 483. (Cur. Imp.) 437. (Gal.) 357. (Nov. ej.) 268. 300. (Pers. y Sig.) 458.
Champions, Seven 476.
Chanson des Saxons 472.
Chapuis 168. 300. 491.
Chariton 8. 24 ff.*) 37.
Charrette, Rnioan de la 75. 110. Nachtr. zu Anm. 184a.
Chaucer 189. 218. 222. 238. 487. — (Clerk nf Ox.) 253. (Coke's T. nf Gam.) 433. (Frank.'s T.) 251. (Knight's T.) 244. 484. (Man of L.'s T. 765. (Merch.'s T.) 244. (Merch.'s 2. T. nr St. of Beryn) 264. (Pard. Tale) 214. (Reve's T.) 249. (Shipm.'s T. ur St. of Dan John) 244. (Sompn.'s T.) 216. — Sir Thopas 190. 200. 474. 483.
Chevalier au Lion 62. 110.
Chineſiſche Romane u. Mährchen 517 ff.
Chlotar 387.
Chondemir ſ. Khondemir.
Chosroes 194.
Chreſtien de Troyes (Charrette ſ. daſ.) — (Chev. au Lino) 62. (Erec) 110. (Gral.) 69. (Mule sans frein) 111. (Percev.) 64. 70. (Sir Cleges) 257. (Tristan) 80.
Churchill 231.
Cibber 278. 399.
Cicen d' Adria ſ. Grote.
Cinelli 255.
Cintio 276 ff. — (Cinl. nnv. 9) 288. (1, 3) 280. (1, 9) 280. (2,2) 277. (3, 6) 299. (3, 7) 277. (4, 4) 228. 276. (5, 10) 278. (6, 3) 280. (6, 6) 278. (7, 6) 280. (8, 3) 276. (8, 5) 278. (8, 6) 280. (9, 3) 279. (9, 8) 280 u. Nachtr. (10, 9) 279.
Cirnogilio de Tracia 169.
Clarian de Laudanis 169.
Clariodus 110.
Clarus 169. 501.
Cleges, Sir 257.
Clélie ſ. Scudéri, Fr. v.
Clenardus 506.
Clenpatra ſ. Calprenede.
Cleriadus 108 ff.
Clodio, Frankenkönig 468.
Clodius Albinus ſ. Albinus.
Clotar ſ. Chlotar.
Coccajo Merlino 482.
Cohos ſ. Cos.
Coinſi 306.
Colntreau 428.
Collé 244.
Colombière 189.
Colonna, Franc. 427.
Colonna ſ. Guido di Colonna.
Comſi 306.
Cnncnrdannce of Stories ſ. Fabian.
Contes devots 306 ff. ſ. auch Fabliaux.
Contes Tartares ſ. Gueulette.
Conti, Prinzeſſin 388.
Contianus 463.
Correggio 231.
Corrozet 492 u. Nachtr.
Corte, Girol. de la 270.
Cos, Inſel 481.
Coucy, Raoul de 233.
Coypel 411.

Crebillon 400 ff.
Creſcimbeni 233.
Croce 328. 330.
Cumberland 8.
Cursor Mundi 185.
Cyrano 421 ff.
Cyropédie, Nouvelle 344.

D.

Dämonen in Frauengeſtalt 479.
Damaſcius 464.
Dancourt 239.
Danese Uggieri, il 142.
Daniel John, Life of 452.
Dante 192. 203. 214. 224. 235. 256.
Dares Phryx 55. 178.
Darinel 168.
Darnant, Wald des 99. 468.
Dauphin (als Titel) 102.
Davies 185.
Deguilleville 505.
Delicado 163.
Deirius 478a. b. 479. 486. 489. 492. 501.
Denyſot 299.
Desfontaines 289.
Desperrirs, Bonav. 299 u. Nachtr. — (11) 283. (23) 497. (114) 228. (128) 269.
Deslongchamps ſ. Loiſeleur.
Dews 412.
Diana ſ. Montemayor.
Diaz 152.
Dibdin 182.
Dictys Cretenſis 55. 178 ff.
Dietrich von Bern 468.
Diogenes, Anton. ſ. Antonius Diogenes.
Diogenes (Cyniker) 213. 484.
Diogenes Laertius 511. Nachtr. zu Anm. 411.
Directorium humanae vitae 194.
Disciplina clericalis 198.
Diſcipulus ſ. Heroit.
Discovery, the strange 14.
Dit ſ. Fabliaux.
Dobeneck 406. 464. 468. 481.
Doctrinal de Sapyence 313.
Dodsley's Collection 41. 223. 251. 437.
Dolopatos 196*). 198. 214. 246. 488. 493. ſ. auch Sieben Weiſe Meiſter.
Donat 487.
Doni 194. 196. 198. 240. 260. 284. 402.
Dooſin de Mayence 138 ff.
Dorat 14. 401.
Douce 26. 279. 476.
Dryden 36. 219. — (Amboyna) 278. (Cym. and Iphig.) 234. (Pal. and Arcyte) 244. (Sig. and Guisc.) 231. (Theod. and Hon.) 237.
Duchat 252.
Duclos 401. 411.
Dünzer ſ. Scheible's Kloſter.
Du Halde 41.
Du Meril 228. 232. 463. 488a. bis 489. 490.
Dunbar 209. 486.
Durant 209.
Durier 459.
Duyſken en Willemynken 318.
Duyſe, Prud. van Nachtr. zu Anm. 383 (Conde Luc. no. 13).
Dyokletianus Leben ſ. Bühel, Hans von.

E.

Ebert 499.
Ebn Tophail 419.
Ebn Dolhdan 419.
Edda 417. 483.
Edipus 182.
Eginhard u. Emma 478
Eib 489. 500.
Eiberich 110.
Eiſen 405.
Eliana 438.
Elisii campi 477.
Ellis 60. 62. 68. 118. 134. 196. 204. 205. 253. 468.
Emaré 265.
Enciſo, Lope de 358.
Enrique ſi de Oliva 479.
Entrückung von Heiden 472 u. Nachtrag.
Epenina 493.
Erasmus 299.
Erastus, Prinz 197.
Ernst, Herzog 477. 478. 504.
Espejo de Caballerias 481.
Eſpinel, Vicente 201. 338.
Eſpinoſa 477.
Espion Americain, Anglais 404.
Espion Turc 402.
Esplandian 150 ff.
Estevanillo Gonzalez 400.
Etienne (Stephanus), Henri 198. 227. 239. 248. 259. 278. 289 bis 490. 492. 495. 496.
Eugenianus Nifetas 463.
Eumathius 33.
Euphues 431.
Eupraris 179.
Euripides 17. Nachtr. zu 108a.
Euſtathius 10. 23. 33 ff.*) 472.
Evangile des Quenouilles 328.
Evremont, St. 41.

F.

Fabian 98
Fabliaux 202 ff.*) — conte, dit, fabliau, lai de — abesse qui devint enceinte (qui fut grosse) 308. 503. arracheor de dents 258. Aucasin et Nic. 204. Bisclaveret 429 u. Nachtr. Boivin de Pr. 223. boucher d'Abbev. 209. bourgeois d'Abbev. 283. bourgeois qui aima. etc. 308. 524. boorgeoise d'Orl. 297. bourjosse de Rome 207. bourse pleine de sens 502. boef 498. celui qui enferma sa femme etc. 239. Charlot le juif 207. chevalier à la trappe 197. cheveux coupés 242. 297. clerc qoi se cacha derr. un coffre 296. Coostaot Duhamel 209. 246. coort mantel 85. 111. culotte des

Cordeliers 209. 258. curé qui posa une pierre 292. 296. dame qui fut escoliee (corrigée) 249. 284. demoiselle qui voulut voler 250. deux changeurs 261. 283. deux parasites 281. enfant qui fondit etc. 296. ermite ſ. hermite. femme qui fit trois fois etc. 209. femme qui se fit putain etc. 41. forgeron de Creil 297. Frain 204. Frère Denise 297. Gombert etc. 249. grand chemin 484. Griselidis 253. Gruélan 405. Gugemer 174. Guillaume au faucon 489. hermite et du duc Malaquin 313. hermite que la femme voulait tempter 524. hermite que le diable trompa 414. 524. hermite qui avoit une Sarrazine etc. 524. hermite qu'un ange conduisit dans le siècle 308. Hippocrate 187. housse partie 283. Ignaurès 200. 213. jugement de Salomon 415. jugement sur les barils etc. 247. 484. Lanval 142. Laustic 235. Lencade, St. 207. longne nuit 209. Maimon 484. mantel mal taillé 85. 111. manvaise femme 241. 484. medecin de Brai 207. 274. meunier d'Alens 258. 275. mule sans frein 111 u. Nachtr. nonain ki ala au siècle 503. ordre de chevalerie 213. pauvre clerc 209. pré tondu 516. prêtre crucifié 209. 497. prêtre et Alison 245. prévôt d'Aquilée 313. revenant 194. robe d'écarlate 209. roi qui voulut faire bruler le fils de son senechal 214. 244 u. Nachtr. zu Anm. 286. sacristain 308. sacristain de Cluni 205. 267. sacristaine (segretaine) qui devint fole au monde 307. 503. senateur de Rome 498. Sir Hain etc. 257. taillenr du roi etc. 484. testament de l'âne 297. trois aveugles de Comp. 207. 257. trois bossus 209. trois femmes qui trouverent etc. 207. 498. trois larrons 208 u. Nachtr. vieille qui oint la palme (graissa la main) etc. 494. vieille qni seduisit la jeune femme 484. villain de Bailleul 493. villain devenu medecin 207. 274. voleur qui voulut descendre etc. 484.
Fabri, Felix 477. 481.
Facetieuses Journées 491 a. b.
Fanfreluches 328 u. Nachtr.
Farfi 306.
Fauchet 196. 206. 213. 233.
Fayel, Dame von 233.
Feeen 53. 90. 140. 405. 514.
Fenelon 344.
Fielding 340. 444.
Fierabras 479.
Firenzuola 194. 272. 282.
Firmenich 283.
Flamenca 476. 490.
Flecke, Konrad 472.
Fletchee 222. 244. ſ. auch Beaumont u Fletcher.
Fleuey, Jean 231.
Flore und Blanscheflur 472.
Flore, Jeanne 174. 233. 300.
Flores von Griechenland 160.
Florian 357.
Florisel de Niquea 155 ff.
Foe, de 340. 450.
Foigny 421. 526.
Folengo 325. 482.
Fontaine, La ſ. La Fontaine.
Fontenelle 525.
Ford 300. 431.
Fordun 479
Foreſti da Bergamo 253.
Fortini 266. 282. 483.
Foetlage 475.
Fortunatus, Märchen vom 478.
Fortunatus Sieulus ſ. Bufone.
Fraſſo, Pedeo 358.
Frauen — Dämonen in ihrer Geſtalt 479. Keuſchheitsprobe derſelben 11. 85 ff. 201. 287. Strafe der unkeuſchen 466. Verbindung derſelben mit dem Teufel 468. Züchtigung derſ. 249 ff.
Fray Gerundio 344.
Freidank 488. 522.
Freirs of Berwick 209.
Friar Bacon 486.
Friedrich der Rothbart 472.
Froiſſart 103.
Fumée 36. 38.
Fuetière 342.

G.

Gabalis 428.
Gärten, zauberhafte 475.
Gagnin 121.
Gaimar 62.
Galba, Juan de 169.
Galeotto, Principe 214.
Galland 195. 253.
Gallus, Coenelius 4.
Galyen Rhetoré 133 ff.
Gaſſe le Blond 76. 80.
Gaſt, Luce de 63. 80.
Gaudentio di Lucca 451.
Gautier Galenins ſ. Galenius.
Gazäus (Gazée) 273. 319. 321. 505.
Gellius 4. 475.
Genevra (Gemalin Artus) 470.
Gentius 221.
Geoffrey von Monmouth ſ. Gottfried von M.
Geoffroy de Lignt 76. 110.
Georg, St. 305.
Gerard de Nevers 479.
Gerard d'Enphrate 142.
Gerardo 300.
Gerbert 184. 202.
Gervaſius Tilberienſis 186. 476. 477. 482. 489. 500.
Gesta Lombardorum 305.
Gesta Romanorum 198 ff.*) — (1) 200. (8) 212. (18) 222. (40) 227. (45) 415. (56) 200 u. Nachtr. (74) 247. (76) 502. (80) 200. 311. (89) 221. (102) 201. (103) 503. (104) 475. (107) 201. 545. (109) 250. (122) 198. (123) 198. (124) 214. (133) 501. (136) 195. (142) 199. (153) 36. (157) 213. (167) 462.

(170) 199. — Engliſche Recenſion 98 199. 214. 251. 262. 265. 267.
Geßner 24.
Geſtiefelter Kater 498.
Giallarhorn 476.
Giannone 227.
Gibbon 305. 348.
Giglan 110.
Gildas 59.
Gilles de Chin 475.
Giovanni, Ser 249. 259 ff.*) Nachtr. zu 265 ff.
Giraldo Giraldi 493.
Girard, Ant. 321.
Girard oder Girardin 122.
Girard, Vater 232.
Giron ſ. Gyron.
Gjallarhorn 476.
Gladwin 258. 262. 281.
Glamour 108 u. Nachtr. dazu.
Glasberg } 473.
Glasiniel }
Glaſſius 199.
Gleim 502.
Godwin 189. 443.
Görres 492.
Göthe 414. 500.
Goldener Weinſtock ſ. Weinſtock.
Goldſmith 252. 404.
Gomberville 14. 372.
Gomez, Mad. 374.
Gonzales, Bern. 358.
Gonzales, Dominico 421.
Goodyeare 321.
Gottfried von Bouillon 188.
Gottfried von Monmouth 60 ff.*) 68. 97. 472.
Gottfried von Straßburg 500.
Gottfried von Viterbo 36.
Goulart 321.
Gower 36. 135. 185. 186. 200. 201. 250. 265.
Grabespflanzen Nachtr. zu 83b.
Gracian 262.
Gräße, oftmals.
Graffigny, Mad. de 403.
Gral, heiliger 61. 60. 69 ff.
Grand, Le ſ. Le Grand.
Gran Tacaño 338.
Grannucci 283. 291 ff.*) 493. 499. 525.
Grazzini 272. 281 ff.*)
Greene 252. 434 ff.
Gregorius auf dem Stein 499.
Gregorius von Nazianz 461.
Greif, Vogel 53. 54. 55. 143. (vgl. Hippogryph).
Grim the Collier etc. 274.
Grimm, Baron 481.
Grimm, Jakob u. Wilhelm
Altd. Wälder 469.
Armer Heinrich 478.
Deutſche Heldenſage 468. 470. 483.
Deutſche Mythologie 462. 465. 466. 468a. b 470. 472. 473. 474a, bis. 475. 477. 478. 480a, ter. 481. 483. 486. 489. 499. 503ter. 505. 505. 514. 515 mehremal. 516 bis. 519. 526. 544. 545. Nachträge zu S. 83b. 108a. zu Anm. 170. 235a. 374a. Vorrede S. XI. XIII. XVII.
Deutſche Sagen 203. 480. 481. 514.
Gedichte auf Friedr. den Stauffer 488.
Geſch. der deutſch. Sprache 470. 516 bis. 517 Nachtrag zu S. 201a.
Kindermärchen 257. 285. 473. 483a, bis. 486 496. 501. 502, ter. 517. 518. Nachträge zu S. 108a. 124b. 257b.
Lat. Ged. des X. u. XI. Jahrh. 494 u. Nachtr. zu Anm. 451.
Rechtsalterth. 472. 473. 491. 494. 514.
Reinhard Fuchs 214. 484. 502 bis.
Ruolandesliet. Nachtrag zu Anm 196.
Sendſchr. an Lachmann. Nachtr. zu Anm. 214a.
Göttinger Gel. Ang 471.
Schlegels Muſeum 515.
Vorrede zu Baſile 515. 517 518. 524.
Grimſtone 295. 321.
Gretins 207.
Greto, Luigi da 270.
Gualteruzzi 211.
Guarini 14. 19. 352. 359. 361.
Gudrun 477.
Guelfen u. Gibellinen 263.
Gueret 458.
Goerin de Monglave 131 ff.
Guerino Meschioo 313 ff.
Guerras Civiles de Granada ſ. Hita.
Guenlette 198. 210. 280. 284. 297. 410 414 ff.*)
Guevara 399.
Guido di Colonna 55. 179. 185.
Gullivers Reiſen 451.
Guy of Warwick 170, bis. 476.
Guzman de Alfarache ſ. Aleman.
Gyron le Courtois 64. 77. 95 ff.*) 471.

H.

Hagen, v. d., Briefe in die Heim. 288. Deutſche Ged. des Mittelalt. 503. 504. Naerenbuch 496a b. Geſammtabenl. (2) 483. (3) 284. 491a. b. 500. 516 Nachtr. zu 321a. (7) 501. (8) 478. 501. (9) 484. (10) 488 Nachtr. zu Anm. 301. (11) 489. (12) Nachtr zu Anm. 383 Lucan. 3. (14) 228. (15) 498 Nachtr. zu Anm. 366. (18) Nachtr. zu Anm. 383 Luc. 41. (23) 461. (24) 490. (25) 489. (27) 203 u. Nachtr. (28) 230. (31) 243. 502. (39) 484. 490. (41) 489. Nachtr. zu 239. (43) 243. (45) 228. 493. (47) 499. (48) 283. (49) 493. Nachtr. zu 98. (54) Nachtr. zu 296b. (55) 491. (58) 484. (61) 486. (62) 486. 490 Nachtr. zu Anm. 320. (63) 525. (68) 225. 472. 498. (76) 503. (83) 503. (90) 501. Nachtr. zu Anm. 383. Luc. 13. (92) 245. 483a. b. 487. 492. 500. (94) 545. (96) 478. (98) 480. (99) Nachtr. zu Anm. 220. (100) 488. 546.
Haimonskinder 143. 144. 474. 478.
Halde ſ. Du Halde.
Hamilton 388. 417.

Hamlet 487.
Hardy 15. 252.
Harnes, Michel de 121.
Hatim Taï, Advent. of 482. 519. 525.
Hebel 280. 484. 493. Nachtr. zu 208.
Hebers ſ. Herbers.
Hecatommithi ſ. Cintio.
Heinrich von Vriberg 488.
Heldenbuch 130.
Helène, la belle 265.
Helinandus 186. 236. 485.
Heliodor 4. 8 ff.*). 16. 17. 18. 32. 33. 37. 38. 370.
Helioderus (Zauberer) 482.
Hemricourt Nachtrag zu Anm. 220.
Heptameron ſ. Navarra, Königin von, — u. Whetſtone.
Heraklius 487.
Herbelot 150. 184. 330. 415. 519.
Herbers 196. 462; ſ. auch Dolopathos.
Herbert 311.
Hercules 182.
Hercules vom Gestirn 160a.
Herman v. Sachſenheim 477.
Hero u. Leander ſ. Muſäus.
Herodias 474 u. die Vorrede S. XIII.
Herodot 54. 197. 264. 428. 465.
Herolt 311. 463. 489. 503.
Heſekiel 466.
Heſiodus 54.
Heywood, Mrs. 261. 440.
Hierokles 299.
Hippogryph 53 (vgl. Greif).
Hippokrates 174.
Histoire des trois Royaumes 488.
Historia Jeschuae Nazareni 280.
Historia Lombardica ſ. Legenda Aurea.
Hita, Arcipreſte de 483. 484. 502a.b. 503.
Hita, Perez de 370.
Hitopadeſa 194.
Hobbes 55. 324.
Hoel 60.
Hogarth 231.
Homer 4. 54. 93. 137. 175.
Horaz, Zauberer 483.
Horn, bezaubertes ſ. Triuthorn.
Horn, Rolands ſ. Ollvant.
Houel 77.
Howell 311.
Hudibras ſ. Butler.
Huetius 4. 8. 23. 33. 34. 6. 37. 361. 364. 455.
Hugo de St. Victoire 306.
Humboldt 456. 475.
Hund des Aubry 136. 478.
Huon de Bourdeaux 89. 123 ff.
Huon de Mery 110.
Huon de Villeneuve 122. 123. 144.
Hurd 366.
Hurtado 481.
Huſchenk, König 143.
Hyginus 475.
Hyltén-Cavallius 478. 483.
Hypnerotomachia 427.

J.

Jambulus 418.
Ibrahim ſ. Scudéri, Fr. von.
Icon-Basilike 368.
Ideler 283.
Illustres Fées 285.
Imbert 206 u. ſ. w.
Impostoribus, de tribus 221.
Inatulla ſ. Bahar-Danuſch.
Ingulph 61.
Instruction à ses filles 486.
Irving, Waſhington 472. 474.
Iſabelle, heilige 487.
Isaie ſ. Ysaie.
Isla, Joſé 344.
Iwain ſ. Yvain.

J.

Jacobus de Voragine 305.
Jakobs, Fr. 460. Nachtr. zu Anm. 383 gegen Ende (Luc. St.).
Jamblichus 6 ff.*) 11. 26.
Jamieſon 248.
Jardins, Mad. 389.
Jason et Medée 180.
Jaufre, Roman de 469.
Jean, Maiſtre 477.
Jehan, Dam 196.
Jehan de Saintré 479.
Jeruſalem, himmliſches 323.
Jeschuae Naz. Historia 260.
Jeux-partis 204.
Joceiin 68.
Joel, Rabbi 194. 196.
Joe Miller 299.
Johan von England 266.
Johannes Capuenſis 194.
Johannes Damaſcenus 27 ff.*) 250. 462a.b. 501.
Johannes von Salisbury 41.
Johnſon 244.
Johnſon, Ben 222. 228. 433. 463. 493.
Jongleurs 53. 205.
Joſeph II., ein falſcher 472.
Joſephus 232.
Jourdain de Blaves 137 ff.*)
Juan Manuel ſ. Manuel, Juan.
Jubinal 498. 501. 503, u. ſ. w.
Jungbrunnen 478.
Jungfernprobe ſ. Keuſchheitsprobe.
Justina, la Picara 338.

K.

Kabbaliſtiſche Romane 427.
Kaiſerchronik ſ. Maßmann.
Kalenberg ſ. Leu u. Pfarrherr.
Kalila ve Dimna 194 ff. 462.
Kalliſthenes 100.
Kamrup 475.
Karl d. Große 54. 59. 71. 123. 192. 479.
Karl Martel ſ. Martel.

Kaspar v. d. Rön 468.
Katharina v. Medicis 102.
Kazwini 514.
Keightley 130. Vorrede S. XVIII.
Keller, Adalb. 196. 197. 198. 240. 265. 267. 273. 464. 486a.b. 487a. bis. 488. 490 bis. 492. 493. 498. 499. 501b.ter. 524 bis. 526. Nachtr. zu 321. u. zu Anm. 301.
Keuſchheitsprobe ſ. Frauen.
Keur 469.
Khondemir 415.
King of Tarse Nachtr. zu Anm. 256.
Kircher, Pater 426.
Klearchus 4.
Königin v. Navarra ſ. Navarra, Königin von.
Konon 455.
Konrad v. Würzburg 477. 488.
Koraes 456. 459.
Koran 184. 305. 312.
Kreuz, feuriges 469.
Kteſias 4. 418.
Kuhhaut 514.

L.

La Fayette, Gräfin 389 ff.
La Fontaine, Contes. — Abesse malade 296. A femme avare etc. 244. Aoneau de Carvel 296. Belphégor 273. Berceau 249. Calcodr. des Vieill. 225. Cordel. de Catal. 296. Diable en Enfer 230. Faiseur d'Oreilles 246. 283. Feronde 228. Fiacrée du Roi de G. 224. Gageure etc. 244. Gascon puni 269. Hermite 296. Jument etc. 250. Magnifique 228. Maitre en droit 261. Maitre d'Ephèse 41. Mari Cocu etc. 242. Mari Confess. 240. Mazet de Lamp. 227. Meunier, son fils etc. 502. Muletier 227. On ne s'avise etc. 296. Orais. de St. Julien 222. Pastés d'anguille 296. Paumier 248. Quiproquo 258. Rich. Minut. 228. Rossignol 235. Serv. justif. 299. Villageois qui cherche etc. 296. — Amours de Psyché 48. Voyage de Paris 427. Luſtſpiel 341. — Wegen der Fabeln ſ. auch a. v. Robert.
Lai u. Lais 204. ſ. auch Fabliaux.
Lamai 297.
Lamané 36. 38.
Lamb, Charles 505. Vorrede S. XIX.
Lambert li Cors 183. 184.
La Motte 222. 228.
Lampillos 300.
Lancelot 61. 69. 73. 74 ff.*) 85. 90. 99. 103. 112. 192. Bedeutung des Namens 470.
Lando 282 ff.
Langbein 483.
Langhorn 500.
Langland 216.
Lango, Inſel 401.
Langue d'oeil u. d'oc 202. 203.
Lanze, blutende 469.
Latini, Brunetto 211a.b.
Latour d'Auvergne 429.
Latour-Landri 486.
Lazarillo de Tormes ſ. Mendoza.
Lee 377. 380.
Le Febre, Raoul 180. 181. 182.
Legenda Aurea 222. 305 ff.*) 456. 481. 503.
Legenden 303.
Le Gentil 286.
Le Grand 85. 112. 174. 204. 206. 240. — ſ. auch Fabliaux.
Leonnoys, Königreich 77.
Leſſing 221.
Leti 262.
Leu, Peter 496.
Lettres Juives, Persanoes etc. 403 ff.
Levêque, Madame 410.
Lewicke 252.
Lewis 414.
Leyden 54.
Liebeshöfe 203. 204.
Lillo 294.
Lindſay 238.
Lipſius 279.
Lisuarte de Grecia 152 ff.
Livius 469.
Livre pour l'enseignement des Dames 486.
Llewellyn der Große 198.
Lobeira 147. 148.
Lodge 433 ff.
Löwen, treue 111. 475.
Logrier Nachtrag zu Anm. 140.
Loiſeleur Deslongchamps 196. 198. 214. 225. 243. 251. 265. 462. 483. 484. 486. 494. 502. 524. 525.
Longos 18 ff.*) 34. 37. 50. 358. 363.
Lope de Rueda ſ. Rueda.
Lope de Vega ſ. Vega.
Lucan 99.
Lucanor, Coode ſ. Manuel, Juan.
Lucian 6. 15. 34. 47*). 325. 418*). 463. 474. 525.
Lucius Patrenſis 6. 47.
Lucrez 217. 466.
Luftfahrten 477. 491.
Lujan, Mateo 506.
Luna, H. de 336.
Luſſan, Mlle de 388. 411. Nachtr. zu 388.
Luther 239. 273. 289. 462. 479. 485. 488. 503 bis.
Lutins, les etc. 428.
Lycidas et Cléorithe 317.
Lydgate 185. 200.
Lylie 431 ff.

M.

Mabinogi Peredur 469 a. Kilhwch u. Olwen ebend. b. Geraint ab Erwin 475.
Mabrian 144.
Macbeth 479.
Machiavel 273.
Macrobius 46. 227.
Magie gelehrt 477.
Magnetberge 477.
Mahomet 481.

Maillart 313.
Maine (Beiname Karls d. Gr.) 477.
Malelas 179.
Malem 184.
Malespini 292 ff.*) 500. 509.
Mallet 51.
Malory 76. f. auch Morte Arthur.
Mandeville, John 54. 108. 173. 174. 477.
Manfredi, Gust. 41.
Manley, Mrs. 440.
Manley, Dr. 402.
Manni 214. 220. 488.
Manon Lescaut f. Prevot.
Manso 455. 456. 465.
Mantelfahrten 491; vgl. auch Luftfahrten.
Manuel, Don Juan 491. 501 ff. 511 u. Nachtr. zu Anm. 383.
Map, Gautier 63. 69. 76. 77.
Marana 402.
Marc (Bed. des Namens) 471.
Marchand, Mad. 410.
Marens de Obregon 338.
Margarethe f. Navarra, Königin v.
Maria, Jungfrau 307.
Marie de France 204. 235. 429. 495.
Marini 48. 457.
Marivaux 334. 393 ff.
Marmontel 24. 232.
Martel, Karl 54. 123.
Marti, Juan 506.
Martial, Nachtr. zu 296b.
Martines 160.
Martinsvogel 503.
Martorell 169.
Masslinger 243. 287.
Massuccio 266 ff.*) (2) 489. (3) 258. (23) 289. (40) 197.
Masudi 196.
Maßmann 266. 473. 480. 482. 488. 489. 493. 500. 504. 516a. b.
Matthäus Paris 70. 265.
Maugis 143.
Medrano, Julio de 289.
Medrawd 470.
Meister s. Sieben Weise Meister.
Melbank 438.
Meliadus 76. 77 ff.*) 90. 97. 107. 113. 192.
Meliadus chevalier de la croix 471.
Melusine 406. Nachtr. zu Anm. 475.
Menagiana 221. 328. 496.
Mendoza, Diego Hurtado de 336.
Meneſſier 62. 64. 70.
Méon 498. 501. 503.
Mercier 427.
Merlin 60. 64 ff.*) 68. 283. 472. Nachtr. zu S. 64b. u. zu Anm. 118.
Meun, Jean de 200. 213. 216.
Meurvin 142.
Midas 471.
Midgeley 402.
Mibleton 54. 122.
Mileſiſche Märchen 4. 39.
Miller, Joe 299.
Milles et Amys 134 ff.*) 222. 250.
Millot 203.
Milton 69. 94. 189. 368. 462. 468.
Minſtrels 205.
Miracles de Notre Dame 306.
Mirrour of Knighthood 160.
Modius 196.
Mörin, die 477.
Molière: Ecole des femmes 261. Ecole d. maris 227. 284. Georges Dandin 239. Malade Immag. 207. Med. malgré lui 207. Précieus. ridic. 385. Psyché 48.
Molza 273.
Mone's Anzeiger 201. 472. 479. 485. 489. 490. 491. 493. 499. 501. Nachtr. zu 108a. 214a. 257a.
Monk, the, and the Miller's wife 209.
Montalban 300. 498.
Montalvo 147. 150.
Montemayor 23. 24. 35. 294. 352 ff.*)
Montesquieu 403.
Montfaucon 136.
Moore, Thomas 508. 519.
Moraes 164.
Mordred 470.
More, Henry 311.
Morgana, Fee 76 ff. 470.
Morgant le Géant 144.
Morgante Maggiore f. Pulci.
Morhoult 471.
Mori, Aſcanio 292.
Morlini 494 ff. u. die Nachträge.
Morte Arthur 76. 85.
Morte del Danese 142.
Morus, Thomas 342 ff.
Moſchos 18. 353.
Mouhy 426.
Moyen de Parvenir f. Berville.
Munday, Anthony 161. 163.
Murat, Gräfin 388. 410. 428.
Muratori 211. 220.
Muſäus (griech. Dichter) 9. 16. 286.

N.

Nakſchebi 295.
Naubäus 185.
Navarra, Königin v. 198. 201. 298 ff.*) 495a. b. 471. Nachtr. zu Anm. 377.
Neckam, Alexander 186.
Nemeſianus 18.
Nennius 60. 98.
Nighiariſtan 401.
Nimrod 184.
Nizami 501. 525.
Noguier 253.
Nores, Jaſon de 219.
Noſtradamus 233.
Novellino ſ. Maſſuccio u. Cento Novelle Antiche.
Nut-brown Maid, the 253.

O.

Ochſenhaut 514.
Octavianus 479.
Odo de Ceritona 306.
Odyſſee 4.
Oedipus 499.
Oehlenſchläger 462.
Oſſa 265.
Oſſray 341.
Ogier le Dannis 139 ff. *) 478.
Olivant (Horn Rolands) 476. Nachtr. zu Anm. 196.
Olivier de la Marche 253.
Ondins, les 428.
Oneſicritus 4.
Orfeo ſ. Poliziano.
Oriente, Fernão d' Alvarez do 509.
Orlando Inammorato ſ. Bojardo.
Ornatus and Artesia 431.
Orologi 198. 299.
Orrery, Graf ſ. Boyle.
Orſuñez 160. 481.
Orvilliers, d' 341.
Otia Imperialia ſ. Gervaſius Tilberienſis.
Otnit 130.
Otway 227.
Oudot, Mad. 313.
Oufle 429.
Ouville, Contes du sieur d' 198.
Ovid 34. 39. 405. 496.

P.

Painter 229. 254. 270. 289. 295.
Palace of Pleasure ſ. Painter.
Palâphatus 405.
Palamedes 471.
Palaye, St. 102. 113. 206.
Palmerin von England 164 ff. 489.
Palmerin de Oliva 160 ff. 163. 164.
Pantscha Tantra 484 ſ. a. Loiſeleur.
Paraboſco 241. 275. *) 493.
Paracelſus 186 428.
Parement des Dames 253.
Paris ſ. Matthäus Paris.
Parismus of Bohemia 431.
Parneli 200. 311.
Parthenius 4 *). 36.
Parthenopex de Blois t41. 174 ff.
Paſquier 328.
Paſtor Fido ſ. Guarini.
Patria, Andrea 313.
Patrick's Fegefeuer 306. 316.
Pauli's Schimpf u. Ernſt 503.
Paulmy 160. 163.
Paulus v. Theben 305.
Pauſanias 468. 471. 474
Paynter ſ. Painter.
Payſan de Maiſieres 111.
Paysan Parvenu, le ſ. Marivaux.
Pêcheur le Roi 469.
Peenrone ſ. Giovanni, Ser.
Pendragon (Bed. des Namens) 467.
Pereeforest 85. 97. *) 107.
Perceval 64. 70 ff. *) 85. 468.
Percy 51. 56. 71. 84. 85. 231. 262. 296. 299. 472.
Peredur (Bed. des Namens) 468.
Peregrinaggin de' tre figliuoli etc. 410.
Perez, Antonio 338. 356.
Perſ's 53. 405. 412.
Perizonius 179.
Permiſſion, Graf v. 503.
Pernetti 344.
Perrault 286. 407. 408.
Petis de la Croix 413.
Petrarca 9. 169. 192. 203. 216. 233. 253. 400.
Petronius 40 ff. 496.
Pfaff Amis ſ. Amis.
Pfarrherr v. Kalenberg 496.
Pfennine, Herr 503.
Pharamond ſ. Calprenède.
Pheander 431.
Philander 431.
Philipp de Thanu 61.
Philoſtratus 16. 34. 480.
Philumena 122.
Phlegon 464.
Photius 4. 5. 6. 13. 18. 455. 456. 458.
Pia Hilaria ſ. Gazäus.
Picara Justina 338.
Pierre de Blois 189.
Pierre St 460. 510.
Piers Plowman ſ. Langland.
Pilgrim's Progreſs ſ. Bunyan.
Pilpai ſ. Bidpai.
Pinkerton 468.
Pinto, Mendez 419.
Piramus, Denis 482.
Piron 273. 321.
Platir 164.
Plautus 197. 490.
Plinius der Jüngere 465.
Plinius der Aeltere 478.
Plusquet Nachtr. zu Anm. 475.
Plutarch 39. 455. 478. 493.
Poggius Facetiae. — Agaso. 502. Annulus 296. Aselli priapus 297. Asinus perditus 296. Aureum somnium 494. Axiculae 502. Braccae divi Francisci 258. Canis testam. 297. Circulator 297. Clitella 284. Crucifix. vir. 497. Dantis facta resp. 281. Decimae 296. Digiti tumnr 297. Excus. steril. 263. Fraus muliebris 297. Insan. sap. 284. Justa excus. 296. Mortuus loqu. 282. Nasi supplem. 283. Nov. supplicii genus 287. Priap. in laqueo 297. Puer facete dicax 256. Quadrag. extemp. 297. Quinque ova 258. Quom. calceis parc. 297. Repensa merces 296. Venia rite neg. 297. Vir cornua sibi promov. 298. Xenodochium 486.
Polexandre ſ. Gomberville.
Poliſilo 427.

Polindo 169.
Politiſcher Roman 342.
Poliziano 352.
Polo, Gil 356.
Polydorus Virgilius 60.
Pompejus 184.
Pope 98. 224. 244.
Porphyrius 5.
Porretiane ſ. Sababino.
Porſon 299. 305.
Porte, Abbé de la 411.
Porto, Luigi da 26. 269. 273.
Poſidonius 467.
Preſchac, Abbé 341.
Prevôt 396 ff.
Primaleon 163. 165.
Princesse de Clèves ſ. Lafayette, Gräfin.
Prior 253. 296.
Probromus 23. 35.
Promtuarium exemplorum 313.
Provenzaliſche Sprache u. Dichter 203 ff.
Pſeudokalliſthenes 504. 545.
Pulci, Luigi 121. 142. 143. 144. 175. 189. 192.
Pythagoras 5.

Q.

Quadrio 211.
Quellen, zauberhafte 477. Des Haſſes 468.
Quevedo 338.

R.

Rabelais 207. 296. 324 ff.*) 525.
Racine 14. 457.
Radcliffe, Mrs. 446.
Ramayana 463.
Ramſay, Allan 24. 344. 486.
Raoul de Beauvais 64. 80.
Raphael 15. 48.
Reali di Francia 122.
Recueil des Hist. de Troye 180. 182.
Reeve, Clara 446.
Rè Giovane, il 492.
Reiffenberg 477. 480.
Reinaert de Vos Nachtr. zu Anm. 360.
Reinoſa 481.
Reinoſo 370.
Renard Contrefait 248. 322. Nachtrag zu S. 85. zu Anm. 286. 312. 383. (Conde Luc. 13).
Repos de Cyrus 314.
Riccoboni, Frau von 398.
Richard sans paour 479.
Richardſon 14. 441 ff.
Rieſen 145. 519.
Ringe, Geſch. von den drei 481.
Ritſon 55. 63. 64. 69. 110. 188. 265. 481. 503.
Ritterweſen 56 ff.
Robert (Fabl. Inéd.) 464. 475. 484. 493. 495. 501. 502ter. Nachtr. zu S. 214a. 258a. zu Anm. 360. 383 (Luc. 32).
Roberts 431.
Robinſon Cruſoë 451.
Rochefoucault 364.
Rojas 270.
Rojas Villandrando 508.
Roland, Rasender ſ. Arioſt.
Roland, Verliebter ſ. Bojardo u. Berni.
Rolland 197. 233.
Roman Bourgeois ſ. Furetière.
Romance (Sprache) 202.
Roman Comique ſ. Scarron.
Roman de la Rose ſ. Meun, Jean de.
Romans de longue haleine 377.
Romans des sept Sages 107. 107. (ſ. auch Sieben Weiſe Meiſter).
Romantiſche Dichtung 51 ff.
Romuli Fabulae 495.
Roncesvalles 476.
Roſe 48. 177.
Roſſet 300.
Rota Vincenzo 294.
Rou, Roman de 62.
Roumier 426.
Rouſſeau 380. 398. 411.
Rowe 442.
Rucellai 201.
Rudolf v. Hohenems. Nachtr. zu Anm. 383. (zu Ende).
Rückert 462.
Rueda, Lope de 225. 298. 502.
Rufinus 489.
Ruodlieb Nachtr. zu Anm. 451.
Ruſtan 93.
Rusticien de Pise 63. 67. 77. 78. 80. 95. 471.
Rutebeuf 505.
Ryon, König 472.

S.

Sababino delli Arienti 258. 271 ff.
Sabinus 493.
Sacchetti 228. 255 ff. — (4) 491. (14) 296. (15) 263. (16) 296. (84) 497. (115) 476. 491. (152) Nachtr. zu 257b. (198) Nachtr. zu 258a.
Sachariſſa 440.
Sachs, Hans 491.
Sackville, Thom. 98.
Sadé, Abbé de 253.
Sadeur, Jaques ſ. Foigny.
Sadi 414. 502.
Sagenkreiſe 59.
Saladin 213. 511.
Sale 184.
Salmaſius 52.
Saimeron 199.
Salomon ben Virga 221.
Salomon u. Markulf (Morolf) 328. 503. 511.
Salvatio Romae Nachtr. zu 186b.
Sangreal ſ. Graf.
San-Koué-Tchy 488. 524.
Sannazaro 218. 351 ff.
Santos 399.

San-Marte 465. 469 bis.
Saphiraman 159.
Saxo Grammaticus 487.
Sayavedra 506.
Scaliger, Camillo 330.
Scarron 268. 340.
Schack 225 u. ſ. w.
Schäferroman 350 ff.
Schebet Juda 221.
Scheible's Kloſter 468. 475. 482. 491 u. ſ. w.
Schiller 499.
Schlangenjungfrau 173. 481.
Schmidt, Valentin
Balladen u. Rom. 471. 487. 499.
Beitr. zur Geſch. d. rom. Poeſ. 186. 214a. 225. 227. 228. 236. 237.
Disciplina Cler. 485.
Rolands Abent. 477a. b. 498.
Taſchenb. der Balladen ſ. Balladen u. Rom.
Märchenſaal (Straparola). 214. 467. 475. 478. 483. 497.
Wiener Jahrb. 461 ff.
Schneekind 296.
Schwein ſ. Antonius' Schwein.
Scotus, Michael 482.
Scott, Walter 55. 80. 84. 93. 174. 201. 231. 469. 470. 471. 472. 494. Nachtr. zu S. 108a. 124b. 150a. 269. zu Anm. 118. 126. 167. 320. 360. 383 (zu C. Luc. u. 13).
Scudéri, Fräul. von 14. 369. 380 ff.*)
Sebaine 289.
Ségur 371.
Selemnos, Fluß 468.
Sendabad 196.
Seneca 213.
Sept Sages ſ. Sieben Weiſe Meiſter u. Dolopatos.
Sercambi 491.
Serendippo, Peregr. de tre figl. del Rè di 410.
Sermini 266.
Sermones de Justitia 313.
Sermones de Tempore ſ. Herolt.
Serviez 388.
Servius 348.
Seth, Simeon 100. 183. 194. 476.
Séthos 344 ff.
Seven Champions 476.
Severus 39.
Shakeſpeare:
Beiden Edelleute v. Verona, die 291. 354. 368.
Cymbeline 224 ff. Ende gut, Alles gut 229.
Gezähmte Widerſt. 321 u. Nachtr. Hamlet 487.
Heil. Dreikönigsab. 289. 354. Kaufm. v. Ven. 262. 268. 462. König Lear 98. 368. Nachtr. zu S. 98. Luſtige Weiber 148. 260. Maaß für Maaß 278 ff. Othello 276 ff. Pericles 36. Romeo u. Julie 26. 269. u. Nachtr. zu 269. Sommernachtstr. 356. Verl. Liebesmüh 325. 476. Viel Lärm um Nichts 172. 287 ff. Wie es euch gef. 434. Wintermärchen 160. 434.
Sheridan 512.
Sheridan, Mrs. 442.
Shirley 281 bis. 291. 299. 368.
Sibilla Reyna 479.
Sidney, Philip 98. 157. 166. 364.
Siebenſchläfer 305.
Sieben Veziere 502.
Sieben Weiſe Meiſter 196 ff.*) — (Getr. Wit.) 41. 197. (Virg.) 186. (Elſter) 197. (Zwei Träume) 197. — Ferner 227. 230. 240. 267. ſ. auch Dolopatos.
Sierra, Pedro de la 160.
Sigurd 184.
Silva, Feliciano 160.
Silves de la Selva 159.
Silveſter, Pabſt 184. 202.
Simeon Seth ſ. Seth.
Simon Metaphraſtes 305.
Simrock 225. 284. 321. 487. 501. Nachtr. zu Anm. 383 zu Ende.
Simurgh 53.
Sir Bevis Nachtr. zu Anm. 256.
Sir Guy ſ. Guy of Warwick.
Sir Isambras ſ. Nachtr. zu Anm. 256.
Sir Tristrem 500. 545.
Siſenna 39.
Sismondi 147. 256.
Skalden 51.
Skinner 69.
Smollet 334. 444.
Sokrates 213. 484.
Somadeva 465. 477. 487. 489. 498. 504. 519. 525.
Sonnenbäume 504.
Sonnenritter ſ. Caballero del Febo.
Sophokles 11. 13. 522.
Sorel 334.
Sotheby 123.
Southern 228. 297.
Southey 147. 452. 478. u. ſ. w.
Sozzini 208. 257. 284.
Spaniſche Sprache 169.
Spectator 279. 500.
Speculum Historiale ſ. Vincentius Bellov.
Spenſer 68. 76. 86. 98. 108. 160. 175. 189. 201. 288. 476.
Sphäramund 159 ff.
Spieker 500.
Staël, Frau von 113. 216. 221.
Stephanus ſ. Etienne, Henri.
Stephens ſ. Hyltén-Cavallius.
Sterne 8. 296.
Stiefel ſ. Geſtiefelter Kater.
Stolberg 201.
Stow 71. 510.
St. Palaye ſ. Palaye.
Strabo 25.
Straparola 283 ff. — (4, 1) 415 u. Nachtr. zu 283b. (4, 3) 285. 492. (6, 5) 496. (7, 5) 497. (8, 2) 284a. b. 491. (8, 4) 284. 496. (8, 6) 284. 495. (11, 4) 494. (11, 5) 495. (12, 1) 495. (12, 2) 495. (12, 3) 497. (12, 4) 495. (12, 5) 284. 494. (13, 1) 284. 497. (13, 2) 284. 495. (13, 3) 494. (13, 4) 495.

(13, 5) 495. (13, 6) 495. (13, 7) 497. (13, 8) 496. (13, 9) 495. (13, 11) 494. 496. (13, 13) 496.
Succubae 464.
Suidas 174.
Surrey, Graf von 201.
Sybaritiſche Geſchichten 39.
Symmons 368.
Syntipas 196. 241. 502.
Swift 401. 425. 450. 488.
Swinburne 77.

T.

Taeitus 57. 493.
Tafelrunde, Statuten der 472.
Talmud 456.
Tannhäuſer, Ritter 480.
Tanzen, zauberhaftes Nachtr. zu 124b.
Tarlrton 260.
Taſſo, Bern. 148. 160.
Taſſo, Torq. 12. 14. 17. 24. 68. 99. 101. 143. 174. 175. 189. 200. 231. 235. 292. 359. 478. 480.
Tatius ſ. Achilles Tatius.
Tauſend und eine Nacht 412 ff.*) 212a.b. 285. 478. 486. — (9) 186. 187. 399. (12) 511. (14) 197. 501. (32) 48. (154) 415. (284) 287. (292) 321. (386) 247. (410) 142. (458) 401. 487. (459) 487. (477) 77. (889) 261. (991) 525.
Tauſend und ein Tag 48. 155. 413 ff.*) — (100) 335. (110) 232. (146) 246. (157) 130.
Taylor, Jeremy 41.
Tedeſchi 68.
Tegnér Nachtr. zu Anm. 235a.
Temple, William 324. 364. 429.
Tenſons 8. 203. 204.
Terenz 235.
Terraſſon 344 ff.
Teufel in Frauengeſtalt 479. Nachtr. zu Anm. 220.
Theokrit 18. 234. 489.
Throphraſt 456.
Thomas von Kent 183.
Thomſon 399.
Thukydides 14. 215. 217. 218.
Thule, Inſel 4.
Ticknor 491. 501.
Timoneda. Patrañuelo 500 ff. und die Nachtr zu Anm. 383. Alivio de Cam. 237. 256. 258. 291. 490. 491.
Tintadiel } 467.
Tintaggel }
Tirante el Bianco 169 ff. 287.
Toland 189.
Toledo 143.
Tophail, Ebn 419.
Tour Hotman, de la 388.
Tragica etc. 493.
Trapezunt, Rom. von der Erob. von 143 ff.
Traum, Verlieben im 474.
Trésor de l'âme 306. 308.
Treſſan 147.
Triaden, waliſiſche 476.
Tribus Impostoribus, de 221.
Trinkhorn, brzanb. 85.
Triſſin 189.
Triſtan 61. 76. 79. 90. 103. 107. 192. 488. 545. Nachtr. zu S. 83b. (Bedeut. des Namens) 471.
Triſtrem, Sir ſ. Sir Triſtrem.
Triumphe des Neuf Preux 475 ff.
Troubadour 293.
Trouvères 204.
Troy-Book ſ. Lydgate.
Tullia d'Arragona 313.
Turner 470. 473.
Turpin 114 ff.*) 462.
Tuti Nameh 299.
Tye 236.
Tyranoie des Feé detruite 410.
Tyrwhit 61. 64. 69. 204. 222. 253.

U.

Ubeda, Lopr de 838.
Urſé 14. 17. 23. 24. 35. 358. 369.
Utrr ſ. Prndragon.
Utopia ſ. Biderman und Morus, Thomas.

V.

Vacaierio ſ. Arcadia in Brenta.
Valentin nnd Urſon 479.
Vampyre 464.
Vanrl 388.
Vanozzi 226.
Varro 40.
Vega, Alonſo de la 500 bis.
Vega, Bern. de la 358.
Vega, Lope de 147. 271. 288. 289. 479. 488. 489. 522.
Vellutello 233.
Vernaſſal 481.
Vervillr, Veroalde de 328. 519.
Veziere, Vierzig ſ. Vierzig Veziere.
Vicentr, Gil 481.
Vida del gran Tacaño 338.
Vidal, Peire 19.
Vidal, Raimond 203.
Vidal, Verf. der Philumena 477.
Vie de Marianne ſ. Marivaux.
Vie des Pères 303. 306. 309.
Vierzig Veziere 225. 413. 503. 519.
Villani 259. 266.
Villars 428.
Villedieu 389.
Villemain 458.
Villemarqué 466 — 475 oft. 479. 489 nnd Nachtr. zu S. 83b. bis. 111b. nnd zu Anm. 140. 167.
Villeneuve, Mad. 410.
Vincentius Bellovacenſis 134. 186. 250. Vorrdr S. XII.
Vincentum Spirit. 399.

Vinsauf, Geoffrey de 499.
Violette, Roman de la 479.
Virgil 4. 18. 54. 146. 185 ff.*) 348. 350. 412. 476. Nachtr. zu 186b.
Virgilius, Zauberer s. Virgil.
Virgilius Polydorus s. Polydorus.
Vita di Bertoldo s. Bertoldo.
Viviane, Fee 468.
Vogelsprache 184.
Voltaire 40. 401 ff.*) 465. 493. (Zadig) 41. 121. 311. 401. (Pucelle) 76. 356. (Candide) 478.
Vopiscus 478.
Vossius 4.
Voyages (verschiedene) 426 ff.
Vriberg, Heinrich v. 488.
Vridank s. Freidank.

W.

Wace 60. 62. 68. 110.
Währwölfe 429. 526.
Wahrsagende Bäume 504.
Waldmänner 498.
Walpole, Horace 231. 289. 445 ff.*)
Walpoliana 119.
Walter, Galenius 60.
Walter, William 231.
Warburton 41. 46. 188. 348. 349.
Warton 52. 53. 64. 69. 76. 80. 94. 102. 147. 169. 185. 188. 190. 199. 216. 253. 476. 487. u. s. w.
Wasser, Kraft desselben s. Nachtr. zu 108a.
Wasserfahrten, unterirdische 478.
Wassergeister 498.
Way 77.
Weber 68.
Webster 288.
Weil 184. 456.
Weinstock, goldener 184.
Weissagende Bäume 504.
Welfen s. Guelfen.
Werden Minne Lêre, der 477.
Werner 294.
Westward for Smelts 224.
Whetstone 279. 295.
Widow, the (Lustspiel) 222.
Wiederkehr bergentrückter Helden s. Bergentrückte Helden.
Wieland 97. 123. 334. 465. 474.
Wigalois 475.
Wilder Jäger 474. Nachtr. zu Anm. 170 und Vorrede S. XI ff.
Wilhelm III. von England 492.
Wilkins, Voyage of Peter 452.
William von Malmesbury 202.
Wischnu Sarma 194.
Witekind 122.
Wolf, Ferd. 471. 478 bis. 479. 486. 499. 501. 503 bis. 509. 512 bis. Nachtr. zu S. 229b. und zu Anm. 383.
Wolf, J. W. 248. 468. 478. 480. 483. 503.
Wolfram v. Eschenbach 477.
Worthies, Nine 476.
Wright, Thomas
Anal. Lit. 491.
Essays 468. 485a. b. 490.
Latin. Stor. (7) 503. (12) 296. (23) 484. (26) 493. (27) 494. (31) 503. (38) 503. (43) 294. (65) 503. (80) 489. (83) 483. (91) 490. (100) 503. (106) 503. (108) 462. (110) 498. (112a.) 498. (127) 491. (144) 502.
St. Patricks Purg. 472. 504.
Wünschelruthe 468.
Wüthendes Heer s. Wilder Jäger.
Wunder- s. Zauber-.
Wyckham 447.
Wynkin de Worde 36.

X.

Xenophon, Ephesius 26. 37. 224.
Xenophon (Geschichtschreiber) 344.
Xivrey, Berger de 466. 504 u. s. w.

Y.

Yolthdan 419.
Ysaie le Triste 86 ff.*)
Yvain 110. 475.
Yver 416.

Z.

Zäume, zauberhafte s. Nachtr. zu 111b.
Zamolxis 5.
Zauberäpfel 477.
Zauberbecher 85 und Nachtr. dazu.
Zauberbrunnen s. Quellen, zauberhafte.
Zauberfahrten s. Luftfahrten.
Zaubergärten 475.
Zauberquellen s. Quellen, zauberhafte.
Zauberrosse 478.
Zauberschiffe 174 ff. 177. Nachtr. zu Anm. 235a.
Zauberschulen 479.
Zoyprus 502.
Zurrara 147.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstr. 18.

Digitized by Google